Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierundfünfzigster Band

39. Jahrgang : 1915 : Juli – September

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 154. Bandes: Juli / August / September 1915

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NoRD UND SÜD

Julius Wolf

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Julius Wolf, Berlin.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. München Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.
Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.
Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 154. Heft 490. Juli 1915

Fr. A. Meissner:
Die Philosophie dieses Krieges.

Mitten in dem gewaltigen Ringen um unsere Existenz, mitten im Kampf um unser deutsches Dasein quillt aus dem tiefsten Herzen des Volkes der Wunsch nach sittlicher Befreiung. Nicht umsonst soll das deutsche Blut fließen, sondern durch seine Läuterung soll es emporsteigen zu einem gewaltigen Höhenbau, zu einer Hochburg des Sittlichen. Uns liegt es ob, der Welt voranzuschreiten im Kampf um die sittliche Freiheit. Uns ist die große Aufgabe zugewiesen, das Sittliche den Fesseln enger Habsucht, niederen Krämergeistes, nichtswürdiger Selbstsucht zu entreißen. An uns liegt es, mit starker Hand den Bann zu brechen, der Hoheit des Sittlichen freie Bahn zu schaffen und unser aller letzter Instanz mit dem Schwerte die rechte Geltung zu erringen. So sind wir die Vorkämpfer des Höchsten, die Träger des Reinsten, an dem die ganze Welt dereinst genesen soll. So gilt es, das Sittliche an uns zu reißen, um als erste Nation die sittliche Welt zu beherrschen, ein Quellpunkt zur letzten Orientierung, ein Kraftpunkt zur Neugestaltung aller Zukunft. Darum darf denn auch das deutsche Volk seine Anlagen nicht verkümmern lassen; erst wenn es sich wirklich zum Träger des Reinsten emporgeschwungen hat, erst dann wird es vor aller Welt der Siegfried sein, der endgültig den Kampf mit dem Drachen bestanden hat. So aber werden wir zu Bahnbrechern einer neuen Epoche unseres Planeten. Nicht mehr ein Massenmorden und Vernichten wird es sein, sondern ein steter Kampf zur Höhe, um das Höchste. Ein Zug aufwärts zum echten Menschentum. Das ist die Aufgabe, die das Weltgeschick dem deutschen Wesen zugeteilt hat. Unsere innere Reife wird entscheiden, wieweit wir sie erfüllen können. Die künftige Geschichte wird es lehren, welches Volk der unreinen Mittel nicht bedurfte.

Aber der Sinn des Krieges unter dem höheren Gesichtspunkt hat einen noch größeren unendlichen Wert für uns selber. Alles Blut unserer Brüder fließt umsonst, wenn nicht aus ihren Opfern ein neues Morgenrot einer neuen Zukunft uns entgegenleuchtet. Wenn alles Heldentum, aller erlebte Idealismus ungenützt versandet und die Habgier des Besitzens, des rücksichtslosen Zerfleischens

wieder allmählich ihr Haupt erhebt, gleich den Hyänen des Goldes, die sich am Menschenblut satt trinken. Nicht, daß sie ihr eigenes Volk verwüsten, sie verwüsten und zertreten die Welt. Auch wir waren auf dem Wege, an dieser Gier zu entarten und somit zugrunde zu gehen, gleich all denen, denen die Völle des Magens höher stand, als die des Geistes und Herzens. Da kam der Krieg, durch ihn aber noch im rechten Augenblick die Erlösung. Aber wehe uns, wenn wir es nicht verstehen, des Volkes Sinnen in die rechte Bahn zu lenken, wehe uns, wenn wir jene Werte des wahrhaftigen Aufstieges verstümpern und verkümmern lassen. Wehe uns, wenn das Blut unserer Brüder nutzlos zum Himmel raucht. Wenn es nur vergossen ward, jene alte Gier neuer und nur noch stärker wirken zu lassen, dann haben wir das beste Mittel sittlichen Sinkens uns auserkoren. Denn wo blieb der Reichtum der großen, längst verschollenen Völker, lebt er etwa noch in dem Blut seiner letzten entarteten Individuen? Also gilt es, jenen Gefahren entarteten Strebens, die soviel Zerstörungskraft in sich bergen, Schranken zu ziehen. Das Leben, das der Feind diesem Moloch opfert, seien uns Warnungszeichen. Wir bringen unsere Opfer der Ehre und Treue, der Ehre, die höher steht als unser persönliches Ich, und der Treue, dem Höchsten. Unseren Feinden aber ist die Ehre ein Idol materiellen Besitzes! Hier klafft ein Unterschied von gewaltiger Tragweite. Sind unsere Opfer dem Höchsten und Reinsten gebracht, so sind die des Feindes von der Habsucht, dem Neid und der Niedrigkeit diktiert. Das ist der fundamentale Gegensatz. Auch der Halunke kann Tapferkeit zeigen, sie steht aber ungleich niedriger als die, welche aus einem reinen Born fließt. Sie ist nur ein Surrogat der echten Tapferkeit. So zeigen wir denn der Welt ein wahrhaftes Vorleben des Höchsten, und darum sind wir auch berufen, mit unserem Blut der Erde Segen zu erkämpfen.

Es gilt aber, unserem Volk all jene sittlichen Momente wieder und immer wieder vor Augen zu führen. Es gilt, aus diesem Männermorden das Edelste herauszusaugen, um hier den Grundstein zu einer leuchtenden Neugeburt des Deutschtums erstehen zu lassen. Das Ziel und der Hochpunkt aller Kultur war uns verloren gegangen, so, war sie hohles Blendwerk, ein äußerliches Hochblühen und ein inneres Faulen, ein innerer Verfall. Ihr fehlte ihres Wesens Kern, das Herz des Aufstieges — der sittliche Geist. Der Erfolg war äußerlich, denn die Gesetze, die ihn erstrebten, waren halbe, eben weil sie den letzten Triebpunkt vernachlässigt hatten. Nunmehr ist es an uns, diesen Grundstock wahrer Kultur in erster Linie im Auge zu behalten. Soll dieses blutige Ringen von Erfolg gekrönt werden, so müssen wir es auch verstehen, das gesunde, sittliche Leben, welches der Krieg zur Notwendigkeit machte, in das Bett des völkischen Lebens zu lenken. Nicht umsonst sei dieser Kampf, er führe uns auch zu einer inneren Erneuerung, zu einer innerlichen Aufartung unserer Rasse; er mache uns zu dem, was man ein edles Volk nennt, und gebe uns jene echten Gesetze, die allein den wahren Aufstieg ermöglichen. Die Zukunft des Staates fußt auf den

sittlichen Wert des Einzelnen. Das ist der Leitsatz aller künftigen Politik! Es gibt nur eine letzte und somit höchste Orientierung für all unser Tun, das ist die sittliche. In dem Maße, wie wir von ihr abirren, setzen wir das Geschick unseres Volkes auf die schiefe Ebene, denn nicht immer erwachsen uns die rechten Männer zur rechten Stunde. Darum gilt es jetzt, daß die Berufenen den Weg vorbereiten, um all dies gewaltige Ringen zu einem Ausgangspunkt unserer künftigen wahrhaftigen Höherentwicklung werden zu lassen. All diese Opfer für das Höchste nach außen, sollen zugleich auch die Opfer für das Höchste nach innen werden. Mögen sie die Grundlage zu einer aufsteigenden Neugestaltung unseres Staatslebens und seiner Gesetze werden.

Wenn schon nun der Keim zu dieser Neuordnung und Befruchtung unserer künftigen innerlichen Gestaltung gegeben ist, so fragt sich doch, inwiefern nun gerade dieser Kernpunkt der notwendige ist, von dem jene Reformierung seinen Ausgang zu nehmen hat. Man spricht da von einer sittlichen Weltordnung, aber immerhin ist dies ein ziemlich vager, dehnbarer Begriff. Unsere sittlichen Einsichten sind so allgemeiner, unbestimmter Natur, unser sittliches Wissen ist so dunkler, unsicherer Art, daß wir aus ihm nur äußerst schwer einen greifbaren, festen Punkt zu fassen vermögen. Dazu ist die Philosophie zur Begründung dieses Sittlichen so vielseitig, daß schließlich aus dem Chaos dieses Grübelns eine Verwirrung eintreten müßte, falls man sich nicht auf sich selbst als auf das Menschliche an sich und somit auf die ureigenste Natur besinnt. Was uns fehlt, ist eben die tiefere, sittliche Einsicht, vor allem aber der Einblick in die Gesetzmäßigkeit der sittlichen Welt. Sind wir erst tiefer in die Gesetze des sittlichen Lebens eingedrungen, so werden wir auch von hier aus unser künftiges Handeln besser orientieren können. Aber die Grundlagen sind bis jetzt sehr mangelhafte, erst wenn ein Fundament, ein fester Boden, ein Ausgangspunkt für diese Welt der sittlichen Erscheinungen geschaffen ist, erst dann können wir es so einrichten, den geradesten Weg zu dieser Richtung einzuschlagen. Erst dann können wir einen klaren Blick in die Formen und Bedingungen unseres künftigen Lebens tun. Auch von hier aus gewinnen wir erst das Verständnis von dem inneren Getriebe alles Gemeinschaftslebens als des Staatslebens überhaupt. Plato sagt: Ohne Gemeinschaft keine wahre Sittlichkeit. Hier aber kommt es auf den gesetzmäßigen Inhalt des Sittlichen an. Ethische Systeme, die sich auf einzelne Worte und Begriffe aufbauen, ja die irgendwelche Tugenden, etwa die Liebe zu ihrem Zentrum machen, sind an sich haltlos. Wir müssen tiefer wurzeln, wir müssen das All zu verstehen suchen und den allgewaltigen Zusammenhang seines Ganzen. Erst wenn wir den großen Zug des Ganzen zu fassen wissen, erst wenn wir diesen Zug in einem reichen Innenleben sich widerspiegeln sehen, erst wenn wir das Weltstreben in uns selber fühlen, erst dann kommen wir dem erhabenen Ziele näher. Nur von hier aus kann alle höhere, mithin sittliche Einsicht befruchtet werden. Nur so

lernen wir den Sinn der Welt verstehen und überschauen den großen, gewaltigen Bau, den die Natur zusammenfügte.

Um nun aber diesen Ausgangspunkt zu finden, müssen wir die sittliche Einsicht an der wissenschaftlichen vertiefen und erweitern. So muß sich also die sittliche Erkenntnis auf die wissenschaftliche stützen können; ist dies aber der Fall, so haben wir hier das Fundament zu einer zielbewußten weiteren Höherentwicklung des Menschengeschlechtes gefunden. Dann aber nähern wir uns dem letzten und höchsten System der Ethik, nämlich jenem, welches die Natur sich selbst geschaffen hat.

In welchem Maße wir dies getroffen haben, und welche Einsichten sich hieraus für unser Staatsleben und seine Gesetze ergeben, das sollen folgende Zeilen erkennen lassen.

Grundriß der Ethik.

Es gilt, in die Gesetzmäßigkeit des sittlichen Lebens einzudringen. Demzufolge mußte dieses Teilgeschehen des Weltganzen als ein, diesem unbedingt zugehörigen aufgefaßt werden. Es galt also zunächst, die Urgründe des Weltgeschehens ausfindig zu machen. Diese Grundursachen oder Wesenheiten erkennen wir in dem ewigen Fluß aller Dinge, in der ständigen Bewegung der Materie oder der Urstoffe. Diese Vorgänge ewiger Veränderungen sind bedingt in der Vielheit der Urstoffe oder Atome, die sich nach natürlichen Gesetzen ordnen und gruppieren, und nunmehr in ihren Verschiedenheiten unseren Sinnen in die Erscheinung treten. Also wo zwei Einzelne, da schon ein Vieles. Die unendliche Menge dieser Atome bedingt aber auch die unendliche Vielheit und Wirkung ihrer jeweiligen Erscheinungen und Kräfte. Und so mußten denn in dem Chaos mit gesetzmäßiger Notwendigkeit Formen mannigfachster Gestaltung erstehen. Bewegung ist Leben, dieses Leben aber wird in dem Entwicklungsgesetz als einem solchen Urgrund zusammengefaßt. Ein zweiter Urgrund aber, eine wunderbare Eigentümlichkeit ist die unzerstörbare Ewigkeit jener Urstoffe und ihrer Kräfte, die sich stets gleich bleibt, nur in der Form und Erscheinung wechselt. Die Tätigkeit und Eigenschaft dieser Urstoffe sind die Kräfte, deren Spiel wir selbst sind. Die uns umgeben, durchdringen, in uns leben, ja, deren Leben das Leben in uns ist. Ein Spiel von Kräften, deren Ursachen stets andere sind, die immer wechselnd ewig leben, ein unvernichtbarer Urgrund. Diese Einsicht ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Der naturnotwendige Trieb alles Geschehens ist also die Krafterhaltung, die in der schaumgeborenen organischen Welt am deutlichsten in die Erscheinung tritt. Die organische Kraftform stirbt und wird ewig neu geboren. Ihr Keim wächst somit vorwärts durch die Jahrtausende, in immer zweckmäßigerer Bildung begriffen, in immer zweckmäßigster Form die Kraft erhaltend. Bis die höchste Form, der Mensch, erreicht ist. So ist denn in dem Gesetz der Krafterhaltung

das Entwicklungsgesetz mit inbegriffen. Aber der Naturtrieb gestaltet weiter. Von dem Individuum nimmt der Aufstieg der Gattung seinen Ausgang. Nicht die Gattung als Ganzes steigt höher, sondern zunächst einzelne Individuen in ihr. So hat sie Gipfelpunkte, die ihren Aufstieg oder Abstieg bedingen.

Die Bildung dieser Zweckmäßigkeiten mit dem Ziel der Krafterhaltung ist also ein Urtrieb, der in dem Wesen der Natur bedingt ist. In der Höhergestaltung der Organismen findet dieser Urtrieb, dieses Naturnotwendige seinen klarsten Ausdruck. Anlagen bilden sich aus, die die Kraft in der zweckmäßigsten Weise zu verwenden suchen. Der Reiz, der noch im Protaplasma eine jedesmalige Bewegung auslöst, stellt eine ungeheure, unzweckmäßige Kraftverschwendung dar; deshalb besitzen die nächsthöheren Gebilde schon Sinneswerkzeuge. Wieder höhere eine Sammelstelle der Kraft, eine Art Zentralgehirn, und so fort. So überliefern die jeweilig am höchsten entwickelten ihre Erfahrung zweckmäßigster Erhaltung, durch Vererbung, auf die nächstfolgende Generation. Die Sinne erhalten eine erstaunliche Vervollkommnung, die Erhaltung zu sichern, aber schließlich haben sie im Menschen ihren Höhepunkt erreicht. Die Sinnesentwicklung schließt ab mit der Herausarbeitung unserer geistigen Fähigkeiten, mit der Erweiterung unserer Gehirntätigkeit.

Durch die gesamte organische Entwicklung schreitet das Prinzip der zweckmäßigsten Krafterhaltung, so auch durch die geistige Tätigkeit des Menschen. Ja bis in die höchste Krone menschlichen Tuns, bis in die Welt des Sittlichen, können wir dieses Prinzip in seinem Schaffen verfolgen. Wie alle geistige Arbeit ein Streben nach Krafterhaltung erkennen läßt und in sich begreift, so mündet hier dieser Urtrieb schließlich in jener Welt der Wertung, nämlich in der sittlichen. Dieses Ziel alles Strebens taucht am reinsten, am ursprünglichsten in jener vergeistigten Form, in dem Heiligsten aller Philosophie, in der eigentlichen Ethik auf.

Wie schon erwähnt, vererben sich die zweckmäßigsten Anlagen in der organischen Welt, also auch im Menschen. Welche Anlage wäre nun aber wohl wichtiger als die, welche unser Tun und Lassen bestimmt, also unser Handeln, und zwar unser zweckmäßigstes Handeln! Das heißt das, welches unsere Kraft, als die Kraft des Universums überhaupt, am zweckmäßigsten zu erhalten vermag. Ja, diese wichtigste aller unserer Anlagen ist es, welche die Entwicklungsgeschichte der Natur sich selbst für diesen Zweck geschaffen hat. Hier ist der Keim des höchsten menschlichen Vermögens gegeben, nämlich des sittlichen, als das den einzelnen Menschen bestimmende, wie auch das des großen Ganzen erstrebende zweckmäßigste Handeln. So haben wir hier die höchste Blüte menschlichen Könnens als wertvollste Fähigkeit, als Gipfelpunkt des höheren Seelenlebens überhaupt. Hier ist jener für die sittliche Erscheinungswelt besonders hohe Grad von Empfindlichkeit ausgebildet, wie er in den großen Ethikern zum Aus-

druck kommt. Aber nicht allein die Empfindlichkeit kennzeichnet diese Anlage, sondern im besonderen die Lust, die hier von der Natur am reinsten ihrem Zweck angepaßt ist. Hier hängt die Lust an der Zweckmäßigkeit, mithin am Erhaltenden, alles Gegensätzliche ist Unlust und wirkt abstoßend. Also die Strebungen dieses Vermögens haben ihr Ziel in der Erhaltung, ihre treibende Tendenz ist somit ein Aufbauen, mit dem Sinn: Nicht ein auch noch so kleines, zur Höhe strebendes Teilchen des Weltganzen, zu stören und zu vernichten. In der Reinheit dieses sittlichen Empfindens aber ruht das Moment der höchsten Zweckmäßigkeit. Je reiner das Sittliche aus sich selbst heraus, ohne alles subjektive Beiwerk zu sprechen vermag, um so näher kommt es dem Boden des Objektiven, mithin aber dem Ziel höchster Zweckmäßigkeit. Uns aber dem objektiv Sittlichen zu nähern, ist der schließliche Höhepunkt aller menschlichen Entwicklung. So spricht denn also der Sinn der Natur am klarsten aus unseren höchsten sittlichen Handlungen. Ein grandioses Bild, allen menschlichen Eitelkeiten Hohn sprechend. Es gibt nur eins: den Weg nach oben oder unten. Dieses letzte und höchste Seelenvermögen ist die Krönung aller organischen Entwicklung, die letzte Möglichkeit aller unserer menschlichen Höherentwicklung.

Also die Vererbung der zweckmäßigsten Anlagen ist es, in welchem aller Aufstieg der Natur zum Ausdruck kommt. Hier repräsentiert das Sittliche gleichsam die Ökonomie des höheren Seelenlebens, das Vermögen dieser Tätigkeit aber die höchste Form organischer Zweckmäßigkeit. Wie schon erwähnt, kann nun der Aufstieg der Gattung naturgemäß nur von den bevorzugten Individuen seinen Ausgang nehmen, d. h. von solchen, in denen die zweckmäßigsten Anlagen, die eine Erhaltung des Ganzen bedingen, am deutlichsten ausgeprägt sind. In der zweckmäßigsten Fortbildung des Menschengeschlechtes sind es denn auch jene Höhepunkte, von welchen allein der sittliche Aufbau, als der letzte und höchste, ausgehen kann. Da nun die sittliche Einsicht der Ausfluß dieses Vermögens ist, welche allein die sittliche Ordnung zu erfassen vermag, da diese Auskristallisation zweckmäßigster Verfassung allein imstande ist, dem sittlichen Leben am nächsten zu kommen, so muß notwendigerweise von hier aus alle Vorwärtsentwicklung einsetzen. Der geistigen, sittlichen Ordnung nähert man sich hier am meisten. Schaffen wir nun Möglichkeiten, das Minderwertige herabzusetzen in dem Maße, wie wir das Edlere erheben, so wird auch der Aufstieg der Gattung hierdurch bedingt sein. Also fördern wir den Weg einer geraden Entwicklung, lassen wir den sittlichen Geist als den höchsten herrschen, so wird auch von hier aus die eigentliche Höherentwicklung des Menschen seinen Ausgang nehmen. Wir müssen Bedingungen schaffen (lautere Gesetze), daß sich nur die zweckmäßigsten Strebungen weiter vererben, also im höchsten Maße eben diese reine Anlage, dann allein wird auch mit ihr ein edleres Geschlecht und somit eine wirklich höhere Gattung hervorgehen. Versäumen wir dies, so werden die minderwertigen Neigungen und Willensrichtungen der Völker üppig weiter wuchern, und somit den Hemm-

schuh aller wirklichen Höherentwicklung abgeben. Ja, durch Vernachlässigung dieser Dinge wird ein Verfall, ein sittlicher Atavismus entstehen, der schließlich die gänzliche Auflösung seiner Individuen zur Folge hat. Wie schon gesagt ist, ruht das Vermögen dieser Anlage in der Reinheit des sittlichen Gefühles, je lauterer diese Reinheit nun ist, um so klarer wird sie jene Strebungen der Erhaltung erkennen. Nicht ein auch noch so kleines, zur Höhe strebendes Teilchen des Weltganzen darf verloren gehen, denn es betätigt sich an dem Sinn des Ganzen, an dem Ziel der Höherentwicklung.

Die Sprache ist es nun, durch deren Gebrauch all jene dunklen Strebungen des Gefühls einen Ausdruck gefunden haben. Durch die Sprache sind denn auch seit langem jene Erscheinungen des sittlichen Auf und Nieder festgelegt worden. Die Handlungen, welche diese sittliche Welt des Höheren oder Tieferen bezeichnen, hat der Sprachgebrauch sogar bis zu sittlichen Normen verdichtet. Man unterscheidet sie als die Tugenden und Untugenden. Hier redet der Sinn der Natur eine gar deutliche Sprache, denn was nicht der Verstand erdacht, war vorher längst in der Gefühle Nacht. So sind denn die Tugenden die eigentlichen Normen jenes Erhaltenden und Aufbauenden, und in ihnen spiegelt sich die Welt am deutlichsten, die Welt nach oben oder unten. Frage den sittlichen Genius, die Strategen der sittlichen Ordnung, läutere dein Sinnen an der Reinheit ihres sittlichen Fühlens, und reine und echte Freuden werden der Lohn sein. So wie die Tugenden die reinen Mittel, die den von der Natur gewollten Zweck am besten erreichen lassen, so sind die Untugenden die unreinen; und wie das Wissen die Tugend vertieft und erweitert, so erweitert es hiermit zugleich auch unser allerhöchstes Wissen. Das Wissen vom Guten und Bösen. Denn das ist es, von dem wir niemals genug wissen können.

Diese Gedanken nun zeigen den Ausgangspunkt, an welchem die Hebel alles nationalen Aufstieges anzusetzen haben. Also gilt es, solche Grundlagen zu schaffen, welche die Vererbung der zweckmäßigsten und höchsten Anlage des Menschen in bestem Maße begünstigen und fördern, denn nur von hier aus nimmt die höhere Gattung seinen Aufstieg. Darum sei denn dieses blutige Ringen nicht umsonst, mögen wir es krönen mit deutschen Hochgedanken, die aus des Volkes Seele steigen, mögen wir es besiegeln mit jenem Besten unseres deutschen Wesens, mit jener besonderen Anlage zum Höheren. Diesen noch gesunden Keim wollen wir höher züchten und an den gewonnenen sittlichen Einsichten orientieren. Mögen sie unser Kulturniveau auf eine sittliche Basis stellen, und somit den Anstoß zu einer grundlegenden Reformation unserer deutschen Sitten geben.

Dieser Krieg der sittlichen Befreiung sei darum die Brandfackel zu einer neuen Auferstehung der Menschheit, somit aber zu einem Markstein unserer höchsten nationalen Ehre, zu einem Ruhmesblatt der künftigen Weltgeschichte.

Edith Seligsohn:
Der Sieg — eine Aufgabe des deutschen Volkes.

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Wie erbleichest Du mit einem Mal?
Banger Atem ging durch Feld und Tal,
Bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand.

Wie ein plötzlicher Gewittersturm war in dem stillen Frieden des Hochsommers der Krieg über uns hereingebrochen. Wir hatten das Zusammenziehen der Wolken noch kaum gesehen, wir hatten das erste, ferne Grollen des Donners fast überhört — da war er plötzlich da. Und ehe wir es fassen konnten, hatte er unsere Brüder und Freunde, unsere Männer und Söhne ergriffen und mit sich weggeführt, hatte er uns selbst aus unserer friedlichen Beschäftigung herausgerissen und seinem Willen dienstbar gemacht. Erst allmählich kamen wir zur Besinnung und unser Verstand fragte: Warum? Warum dieses gräßliche Morden? Warum all die Not, das Herzeleid? Wir hatten den Krieg nicht gewollt. Auch das revanchelustige Frankreich und das balkanlüsterne Rußland hätten ihn ohne Englands Hilfe wohl kaum begonnen. England wurde die Schuld zuerkannt, England, das in langen Friedensjahren eine planmäßige Einkreisungspolitik gegen uns getrieben hatte. Und die ganze Erbitterung des Volkes richtete sich gegen den überseeischen Vetter, eine Erbitterung, die sich in vielen zum Haß steigerte und in niedrige Verkleinerungssucht ausartete.

Ist der Haß der Ausdruck einer großen Seele? Ist er fruchtbar? Werden wir wirklich größer, wenn wir den Gegner verkleinern? Sollten wir uns nicht lieber das Schicksal des Krieges zum Weckruf werden lassen zum eigenen Selbst, zu deutschem Wesen, zu deutscher Kultur, und in uns gehen und uns fragen: Worin sehen wir das Wesen der deutschen Kultur? Und weiter: Sind wir lebenden, kämpfenden und harrenden Menschen echte Vertreter und würdige Verfechter dieser Kultur?

Die Wurzeln unserer deutschen Kultur müssen wir im Mittelalter suchen, wo sie aber noch eng verzweigt sind mit denen der romanischen Nachbarländer. Nur wenige Sprößlinge sind als so rein deutsche zu erkennen, wie Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Erst in der Reformationszeit entwickelt sich der bewußte Gegensatz zu den anderen Völkern, und nachdem der verheerende Sturm des Dreißigjährigen Krieges überstanden war, konnte die deutsche Kultur im deutschen Idealismus die erste reine Blüte ihres Wesens treiben. Ein wunderbares Blühen, das alle Zweige menschlichen Wissens und Webens, Denkens und Dichtens, Handelns und Hoffens ergriff und aus jeder Knospe eine Blume trieb, jede einzig in der ihr eigenen Farbe und Schönheit, und doch unverkennbar demselben Stamm entsprossen. Kant, Fichte und Hegel,

Schiller und Goethe, um nur die schönsten Blüten an diesem Stamme zu nennen, jeder von ihnen bringt den deutschen Idealismus in der ihm eigentümlichen Weise zum Ausdruck, aber zum Ausdruck bringen sie ihn alle, ob erkenntnis-theoretisch, ethisch, ästhetisch oder religiös gefaßt, immer ist es derselbe Idealismus, der fordert, daß sich der Einzelmensch überpersönlichen Werten unterordnet, die ihm als Ideen voranleuchten, und die er als Sinn seines Lebens erstrebt. Von der Kantischen Philosophie seinen Ausgang nehmend, hat der Idealismus nicht nur die Welt des reinen Gedankens erobert, er hat, vor allem durch Schillers Vermittelung, unsere Kunst durchdrungen und die neue Volkserziehung begründet, die die Volkserhebung von 1813 vorbereitete und ermöglichte. Die Erziehung des preußischen Volkes beruht auf der Volksschule und der allgemeinen Dienstpflicht. Die preußische Volksschule wurde damals, wie Fichte es in seinen Reden an die deutsche Nation gefordert, nach den Ideen Pestalozzis umgestaltet, den wir, obgleich er Schweizer war, unbedingt für uns in Anspruch nehmen müssen, nicht nur, weil er der deutschen Schweiz entstammte, sondern weil wir ihn uns erworben haben, indem *wir* seine Gedanken aufnahmen und unsere Volkserziehung nach seinen Plänen durchführten. Und wie die deutsche Heeresverfassung Kantischem Geiste entsproß, hat Hermann Cohen gezeigt, indem er nachweist, daß v. Clausewitz und Boyen direkte Schüler Kants waren. Und den Kantischen Geist, diesen deutsch-idealistischen Geist, haben sie in ihrem Werk in die Wirklichkeit umgesetzt. Ich möchte sagen, er tritt nie handgreiflicher in die Erscheinung, als in unserem Heer, dessen Wesen auf der Einordnung des Einzelnen in die Gesamtorganisation zum Zwecke der Erreichung überpersönlicher Werte beruht. Nicht tote Massen, die durch das Kommando einer Maschine gleich in Bewegung gesetzt werden, sondern eine Organisation lebendiger Menschen, die man in der Schule zu selbständigen Persönlichkeiten herangebildet hat.

Ist nun dieser deutsche Idealismus, in dem wir die Blüte deutschen Geistes und deutscher Kultur erkennen, Gemeingut des deutschen Volkes geworden? Haben wir das Erbe erworben, um es zu besitzen? Die letzten hundert Jahre haben unser Volk vor große neue Aufgaben gestellt. Nachdem das Napoleonische Joch abgeschüttelt war, ergab sich als erstes das politische Ziel der Reichseinheit, und die Erreichung dieses Zieles brachte sofort neue wirtschaftliche Aufgaben mit sich. Das neue Reich mußte in den Weltwirtschaftsverband eintreten, es mußte neue Absatzgebiete über See suchen, „um statt Menschen seine neu fabrizierten Waren ausführen zu können" (v. Schulze-Gaevernitz). Wie die Jahre politischen Kämpfens und Ringens unsere Geschichtswissenschaft befruchtet und gefördert hatten, so entstand unter dem Zeichen der sich riesenhaft entwickelnden deutschen Volkswirtschaft eine Technik, die den Chemikern und Physikern, ja der gesamten Naturwissenschaft immer neue Aufgaben stellte. Was die Natur unseres Landes uns nicht gab, das mußte der Chemiker erschaffen, Physiker und Ingenieur verarbeiten. Unsere künstlichen Teerfarben haben wir in die Länder des natür-

lichen Indigo, unseren Rübenzucker in die Rohrzuckerländer ausgeführt. So wurden die letzten hundert Jahre eine Zeit der Realpolitik und der Naturwissenschaft, und in der ersten großen Freude über diese Erfolge fing das Volk der Dichter und Denker an, Ideologien zu verachten und seiner großen philosophischen Vergangenheit untreu zu werden. Solange das deutsche Volk streben, schaffen und raffen mußte, um sich einen Platz in der Welt zu erobern, erwuchsen ihm aus dem Ernst seiner Arbeit, der Hingabe an seine Aufgabe Werte, die es nicht Schaden nehmen ließen an seiner Seele. Dann aber kam die Freude über das Errungene, wachsender Reichtum brachte Luxus und Wohlleben mit sich, nach der straffen Tagesarbeit verlangte man nach intensiver Entspannung. Die leichte Operette, der banale Schlager, der Tango, das dirnenhaft geschlitzte Ballkleid waren charakteristisch für das Großstadtleben der letzten Jahre, Auswüchse, die zeigen, wie nötig ein gewaltsames Aufrütteln, eine innere Reinigung und Läuterung waren.

Aber wie, um mit Hegel zu reden, jedes Sein bereits die Keime seines Gegenteils, in das es einst umschlagen wird, in sich trägt, so konnte der aufmerksame Beobachter bereits in den allerletzten Jahren die ersten Anzeichen einer neuen kommenden Zeit entdecken: als Rückschlag gegen Überkultur, Wohlleben und Luxus die Wandervogel-Bewegung, die zunächst der bestehenden Kultur rein negativ gegenüberstand und im Natürlichen und Volkstümlichen neue Kräfte suchte, dann aber in ihrem Zusammenschluß mit ähnlichen Gruppen zur freideutschen Jugendbewegung bereits, wenn auch nur tastend, neue Kulturziele suchte, sodann als Rückschlag gegen die immer mehr zur Technik werdende Naturwissenschaft das Wiederaufleben des philosophischen Interesses in unserer jüngsten Generation. Aber klein und unscheinbar waren diese Keime, und die an betäubenden Großstadtlärm gewohnten Ohren waren nicht fein genug, um die leise und feine Zukunftsmusik zu hören.

Da kam der Krieg als Erwecker und Erlöser, als Erzieher zum eigenen Selbst, zum deutschen Idealismus. Unsere Soldaten erkannten plötzlich, mit wie wenig der Mensch auskommen kann; losgelöst von aller äußeren Kultur standen sie ganz auf sich selbst, sie lernten Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertragen, und indem sie in jedem Augenblick ihr Leben aufs Spiel setzten, lernten sie den Sinn des Lebens außerhalb der eigenen Person in überpersönlichen Idealen suchen und finden. Das konnte sich nicht von heute auf morgen vollziehen. Was in der flammenden Begeisterung der ersten Augusttage selbstverständlich und leicht erschien, wurde auf den Schlachtfeldern Flanderns, in dem trostlos verödeten Polen als bitter schwer empfunden: monatelanges Kämpfen nicht nur mit dem Feind draußen, sondern schweres Ringen mit dem eigenen physischen Ich! Nun aber können sie von sich sagen, wie es neulich in einem Feldpostbrief hieß: „Jeder von uns hat beim Gedanken „Krieg" im Frieden leise gebebt, wie vor einer ungeheuerlichen Prüfung, der Individuum und Ganzes

vielleicht unvorbereitet entgegengehen könnten. Noch hat unser Volk die Prüfung nicht bis zu Ende bestanden; aber jeder einzelne von uns Feldgrauen ist nicht durchgefallen."

Und wir daheim! Können wir dasselbe auch von uns sagen? Haben auch wir die Probe bestanden? Haben wir mitgekämpft für den deutschen Sieg? Ist er unser Verdienst, wenn er kommt? Ich fürchte, wir müssen beschämt das Gegenteil feststellen. Mit Hurrarufen und Haßgesängen gewinnt man keinen Sieg, es genügt auch nicht, wenn wir Hindenburg und „unseren braven Feldgrauen" vertrauen. Nicht sorgloses Vertrauen und nicht kleinmütiger Zweifel, sondern tatkräftige Mitarbeit zum Wohle des ganzen! Nur wenn unser Volk als ganzes in diesem Kampfe sich als das wertvollere erweist, werden wir siegen, darum müssen auch wir daheim uns den Krieg zum Erzieher zur Deutschheit, zu deutscher Kultur, zu deutschem Idealismus werden lassen. Wenn wir ihn recht miterleben in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit, dann wird sich auch unser das Gefühl von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Irdischen bemächtigen, wir werden aber andererseits in unserer Trauer um all' die blühenden Menschenleben, die vergehen müssen, getröstet werden, wenn wir den Sinn des Opfers begreifen, wenn wir die Idee, für die die Opfer gebracht werden, über alles achten und lieben lernen; die sittliche Idee, wie sie sich im Staat verkörpert.

Im Staat hat der Mensch etwas geschaffen, was größer und dauernder ist als er selbst, von dem er seine Berechtigung erst wieder ableiten muß. Niemals hat die Staatsidee größere Triumphe gefeiert, als in diesem Krieg, der alle Rassetheorien, alle Theorien einer Roten Internationale vernichtet hat; nicht die natürlichen Bande des Blutes, nicht die gesellschaftlichen Bande des Standes, selbst nicht die übernationalen Bande der Religion haben sich als die stärksten erwiesen — die sittliche Gewalt der Staatsidee hat sie alle zerrissen! Ist sie nun die allein herrschende? Müssen wir die Besonderheit der eigenen Persönlichkeit, die Zugehörigkeit zu Berufs-, Standes- und Religionsgemeinschaften um ihretwillen aufgeben? Nicht so! Das wäre undeutsch. Wenn der griechische Philosoph absolutes Aufgehen der Einzelpersönlichkeit im Staat fordert, so lehrt uns der deutsche Philosoph, daß „die Vernünftigkeit in der sich durchdringenden Einheit der Allgemeinheit und der Einzelheit" besteht. Es besteht kein wirklicher Gegensatz zwischen Staat und Individuum, wie wir oft in Friedenszeiten geglaubt. Was uns die deutsche Philosophie lehrt, das erleben wir jetzt mit überzeugender Kraft, mit einer alles überwindenden Gewalt. Unser persönliches Schicksal ist mit dem des Staates so innig verwebt und verknüpft, daß es keinen Gegensatz, keine Trennung mehr gibt. Wir verzichten nicht auf eigenes Erleben und persönliches Schicksal, wir gehen nicht im Staate unter, sondern das persönliche ist allgemeines, das allgemeine persönlichstes Schicksal. Das Gefühl dieser Einheit darf uns nie wieder verloren gehen. Ist sie uns einmal klar

zum Bewußtsein gekommen, dann wissen wir auch, daß die Macht und Größe des Staates auf der Tüchtigkeit seiner Glieder beruht. Der Staat braucht starke Einzelpersönlichkeiten, und die Einzelpersönlichkeit kann sich nie besser entwickeln und entfalten als in der Gemeinschaft. Je kleiner die Gemeinschaft, desto stärker das Zusammengehörigkeitsgefühl, desto größer die Entwicklungsmöglichkeit für jede einzelne Persönlichkeit.

So treten zwischen Staat und Individuum die beruflichen, gesellschaftlichen und lokalen Verbände. Auch sie dürfen nicht vernichtet werden durch den Staat, sie sollen in ihm „aufgehoben" werden in der dreifachen Hegelschen Bedeutung des Aufhebens der Gegensätze, des Aufbewahrens und Erhöhens. Eine Zentralisation, die nur Staat und Individuum kennt, mechanisiert und tötet, Gruppenbildungen bringen Kampf und Leben und Fortschritt. Und das ist deutsch! Von der altgermanischen Gefolgschaft zur deutschen Kleinstaaterei, von den mittelalterlichen Zünften zu modernen Gewerkschaften und Kartellen, von der Burschenschaft zur Freischar, immer der Zusammenschluß zu lokalen und wirtschaftlichen Verbänden, zu Erziehungsgemeinschaften, der für Wohl und Entwicklung des Individuums förderlicher ist als ein laissez faire. Liberalismus im Sinne des laissez faire ist westeuropäischer Herkunft und undeutsch; Liberalismus im Sinne des Fortschreitens, der Entwicklung, der immer neuen Zielsetzung ist deutscher Liberalismus.

Welche Mannigfaltigkeit, welcher Reichtum, welche Entwicklungsmöglichkeiten breiten sich vor uns aus, aber auch wie viele Reibungsflächen und Kampfesmöglichkeiten! Das darf uns nicht entmutigen, Kampf ist Leben. Nur nicht im Dunkel dürfen wir uns verlieren, immer muß uns die voranleuchtende Idee des Staates Ziel und Richtung geben. Ihr jetziges Aufleuchten hat uns die Augen geöffnet für unsere Volksgenossen, ganz gleich, welcher Partei, Religion oder Richtung sie angehören. Wir haben z. B. erkannt, wieviel urdeutsche Eigenschaften der sogenannten internationalen Partei der Sozialdemokraten eigen sind. Hell und strahlend muß sie auch ferner jedem Einzelnen von uns leuchten, damit wir über die Zeit des Burgfriedens hinaus im zufälligen politischen Gegner den Volksgenossen erkennen.

So soll auch uns daheim der Krieg ein Erzieher werden, ein Erzieher zu deutschem Wesen, zum deutschen Idealismus. Kein Zurück zu Kant, Fichte oder Hegel in dem Sinne, als müßten wir heute nach hundert Jahren unbedingt auf den einen oder den anderen schwören, sondern in dem Sinn, daß wir uns unter ihrer Leitung auf das Beste des eigenen Wesens besinnen, daß wir wieder deutsche Idealisten werden, die den Sinn des Lebens in überpersönlichen Zielen suchen und erstreben.

Der Krieg wird das Weltenschicksal entscheiden; sein Ausgang wird lehren, ob das heutige England ein berechtigter Erbe der Politik der Cäsar und Alexander ist, die die Welt erobern durften, weil sie den Völkern die überlegene

und wertvollere Kultur des eigenen Volkes brachten, oder ob die deutsche Kultur Werte in sich birgt, die ihr die Kraft verleihen, der englischen imperialistischen Politik Einhalt zu gebieten. Noch ist die Entscheidung nicht gefallen. Der deutsche Sieg ist uns nicht gegeben, sondern „aufgegeben". Darum müssen wir alle Kräfte aufbieten, um die Aufgabe des Sieges zu erfüllen. Nicht allein unsere Brüder draußen, sondern jeder einzelne von uns Daheimgebliebenen muß mit sich und damit für die deutsche Sache kämpfen. Nur unter diesem Zeichen werden wir siegen.

Stabsarzt Dr. G. Brasch: Nachdenkliches zum Kriege.

Vor hundert Jahren schrieb der deutsche Philosoph Fichte sein Buch vom rechten Begriff des Krieges. Unsere Philosophen, zünftige und wilde, werden sich unter dem Eindruck des jetzigen Krieges der Aufgabe nicht entziehen, Kriegsphilosophie zu betreiben. Es besteht das Bedürfnis, die gewaltigen Erlebnisse unserer Zeit denkend einzuordnen in unsere Auffassung von den tieferen Zusammenhängen des Weltgeschehens. Die verstandesmäßige Erforschung des Phänomens Krieg wird, denke ich, zunächst genötigt sein festzustellen, daß wir in ihm ein Urphänomen, einen elementaren Vorgang vor uns haben. Die Polarität von Frieden und Krieg ist ebenso ewig und unabänderlich, wie Ebbe und Flut, Tag und Nacht, Leben und Sterben. Vor allem ist es ein Naturvorgang und nichts Krankheitsähnliches oder Widernatürliches, wie die Friedensapostel uns glauben machen wollten. Wäre dem so, so müßten ihn doch zweifellos die jetzt im Kriege Stehenden als wider die Natur gehend empfinden. Das Gegenteil ist der Fall. Fast muß man sich wundern, mit welcher Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit jetzt Menschen der verschiedensten Berufs- und Anschauungskreise das Kriegshandwerk betreiben. Das wäre nicht möglich, wenn nicht Anlage und Fähigkeit dazu als etwas von Natur Vorhandenes in jedem gesunden Menschen schlummerten. Und es wäre auch nicht möglich, wenn das gesunde Empfinden der Mehrzahl im Volke sich dagegen sträubte. Denn dann würde all das Entsetzliche an Erlebnissen, das mit dem Kriege verbunden ist, in hohem Maße lähmend und hemmend wirken, während es in der Tat von den meisten als etwas von Natur zur Sache Gehörendes hingenommen, vielleicht gar bewußt oder unbewußt als etwas der Erreichung des Zieles, d. h. des Sieges Abträgliches abgeschüttelt wird.

Ist aber der Krieg ein natürlicher Vorgang, so muß er sich auch in den Rahmen der uns geläufigen naturwissenschaftlichen Vorstellungen einfügen lassen. Fortsetzung der äußeren Politik mit veränderten Mitteln ist Clausewitz' Definition.

Nehmen wir Politik als äußeren Ausdruck der Kräftesumme eines Volkes, so wäre der Krieg eine veränderte Form seiner vitalen Energie. Man kann sich bewußt bleiben, daß erkenntnistheoretisch das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht mehr als ein Gleichnis ist, und doch wird unser Denken, dem das ungeheure Problem Krieg mit einem Male so drangvoll nahe gerückt ist, zunächst vielleicht am meisten befriedigt, wenn es gelingt, das scheinbar Unerklärliche und Unfaßbare unter diese Vorstellungsform zu bringen. Überdenken wir die Zeit vor und nach dem Ausbruch unseres Krieges unter diesem Gesichtspunkt, so drängt sich ohne weiteres die Vorstellung auf, daß hier ungeheure Mengen physischer und geistiger Energie, wie sie das wirtschaftliche, soziale, nationale Leben eines Volkes darstellt, plötzlich in eine andere Energieform, den Krieg, übergeführt werden. Starke Bevölkerungszunahme, Überschuß an Arbeitskraft auf allen Gebieten, intensive Zunahme von Industrie und Handel bei gegebenen räumlichen Grenzen und Abflußmöglichkeiten, das sind die Faktoren, die das Gesamtdasein eines Volkes von innen her unter starken Druck setzen. Sind nun noch gewaltsame Hemmungen von außen gegeben, die nicht geneigt sind, den expansiven Kräften Raum zu geben, so bedarf es nur noch eines mehr zufälligen Anstoßes, um die friedliche Energie in die kriegerische umzusetzen.

Entsprechend der Verfeinerung unseres gesamten Seelenlebens sind die inneren Vorgänge, welche sich hierbei in der Gesamtheit des Volkes abspielen, auch dem Einzelnen mehr bewußt und trotz der starken Gefühlsbetonung der Überlegung stärker unterworfen, als das in früheren Zeiten der Fall war. Das kommt vor allem wohl darin zum Ausdruck, daß noch mehr, als es schon im 70er Kriege der Fall war, die Idee, vielleicht kann man auch gleich sagen das Ideal, um das gekämpft werden muß, dem ganzen Volke von der höchsten Intelligenz bis zur einfachsten Anschauungsweise gegenwärtig ist. Wir erleben, daß ein Vorgang, der sich bei den Völkern in der Jugendzeit der Menschheit instinktartig, triebmäßig abspielte, heute bei einem Volke auf höchster geistiger Entwicklungsstufe als bewußter Ausdruck des Gesamtwillens in die Erscheinung tritt. Die vorgeschichtliche Zeit und später noch beispielsweise die der Völkerwanderung kannte nicht den schroffen Gegensatz von Frieden und Krieg. Wurde dem sich mehrenden Volke der Raum zu eng, war die Überlegenheit der Masse, vielleicht gleichzeitig auch noch die der kriegerischen Technik und Bewaffnung gegeben, so wurden die Grenzen überflutet, und der kriegerische Zustand dauerte an, bis in neuen oder erweiterten Sitzen die Unterwerfung der dort angesessenen Bewohner beendet war, was meist solange dauerte, bis auch eine kulturelle Verschmelzung eingetreten war. In den für die Geschichte der Menschheit entscheidenden Kriegen historischer Zeit konzentrierte sich meist Kraft und Kultur eines Volkes in führenden Persönlichkeiten gewaltigen Ausmaßes. Es sind die, welchen Volksempfinden und Geschichtsschreibung widerspruchslos den Namen des Großen zuerkennt. Sie verkörpern in sich die Summe der Entwicklungsmöglichkeiten ihres Volkes und sind die

Träger eines Ideals, das sie verwirklichen, ohne daß der Masse des Volkes klar wird, um was es sich handelt, ja, oft sogar gegen den Widerstand dieser stumpfen Masse. Volkskriege in dem Sinne, daß die Beweggründe, die treibenden Kräfte zum Übergang aus dem friedlichen in den kriegerischen Zustand wirklich dem ganzen Volke in allen seinen Schichten gegeben sind, kennt erst die moderne Welt seit den Freiheitskriegen.

Das Neuartige also ist das bewußte Zutagetreten eines Gesamtwillens, der den Krieg will, weil die Logik seiner Gedankenketten ihn dazu treibt, ihn als notwendige Folgerung und Abschluß einer geschlossenen Reihe von Denkerlebnissen fordert. An das Gesetz von der ewigen Wiederkehr des Gleichen auf höherer Stufe aber muß man denken, wenn man die mitschwingenden Gefühle in Betracht zieht. Lamprecht sagt vom Tiroler Freiheitskampf: „Gefühle der Urzeit gleichsam, da der Mensch hinaufgreift zu den uranfänglichen Rechten jeder Menschlichkeit, waren es, die sie bewegten." In der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges war das gesamte Seelenleben unseres Volkes in eine Richtung gedrängt, auf einen Punkt eingestellt durch die sich aufdrängende Notwendigkeit der kriegerischen Entscheidung. Zwischenhinein wob sich eine solche Fülle der Gefühle, daß es zunächst schwer ist, sich von ihrer Art Rechenschaft zu geben. Empfunden wurden wesentlich einheitliche und gemeinsame, die ganze Volksmasse durchflutende Gefühle der Spannung, sich regender Kräfte, zwingender innerlicher Strebungen. Man könnte es vergleichen mit dem, was eine empfängliche Menge beim ersten Satz der „Eroica" bewegt. Ein straffer, bedeutender, vorwärtstreibender Rhythmus wird nicht nur ästhetisch empfunden, sondern körperlich erlebt. Er entwickelt sich, steigert sich, ergreift unser Inneres immer tiefer und mehr und reißt uns weiter und weiter in dionysischer Bewegung. Das Untertauchen des Einzelnen in der allgemeinen vorwärtsflutenden Welle wirkt als Wohltat, wirkt befreiend. Wir fühlen uns eingeschaltet, eingespannt in den lebendigen Rhythmus eines gewaltigen, großen Geistes und erlöst von der Kleinlichkeit eigenen Ichs durch das Aufgehen im Größeren, Bedeutenderen. War nicht Ähnliches in dem, was wir empfanden, als der Krieg begann? Nur daß ein noch viel größerer Geist uns in seinen Rhythmus zwang. Der Geist der Geschichte, des Weltgeschehens. Wie wenig greift im Getriebe des Alltags das innerliche Leben des Einzelnen über den nächsten und persönlichsten Wirkungskreis hinaus. Bewußt vorhanden ist das Gefühl des Zusammenhanges mit dem Ganzen meist nur in Stunden künstlerischer oder religiöser Andacht. Jetzt aber war es mit einem Schlage zum Grund- und Urgefühl geworden. Ein lebender Organismus fühlt den Zustand der Gefahr, die sein Dasein bedroht, bis in seine kleinsten Teile, denn er rührt an einen der beiden Urtriebe, die am Anfang aller Entwicklung stehen, an den Selbsterhaltungstrieb. Auch der Volkskörper als höchstentwickelter Organismus erzittert in seinen Elementen, wenn seine Entwicklung eine gefährliche Hemmung erleidet, und reagiert um so stärker und kraftvoller, je gesunder er ist. Die Strömungen seiner

Kräfte stellen sich in eine Richtung ein; Anhäufung, Verdichtung, Spannung der in ihm enthaltenen Energiemengen findet statt. Und da die Elemente dieses großen Organismus denkende und fühlende Wesen sind, ist der Sinn und das Gefühl dieser Vorgänge in ihnen allen lebendig. Die Zusammenfassung aber dieser tiefinnerlichen Strebungen läuft aus in den gewaltigen Ausdruck eines Gesamtwillens. Dabei tritt ein Wandel der Wertsetzungen ein, eine neue Ethik steigt auf.

Wenn wir Philosophie einmal volkstümlich auffassen dürfen als den Vorgang des Nachdenkens über die tieferen Zusammenhänge alles Geschehens, um vorzudringen bis zu den letzten ursächlichen Verknüpfungen des Weltgeschehens und aus ihrer Erkenntnis die Richtlinien für unsere Willenshandlungen abzuleiten, so ist die Ethik angewandte Philosophie, der Schlußstein des ganzen, die Probe aufs Exempel. Ruhmlos hatte der Materialismus abgewirtschaftet, die experimentelle Psychologie hatte wertvollste Vorarbeiten geliefert, die aber für die Grundlegung einer umfassenden Philosophie nicht ausreichten. An Nietzsche hatte sich das intellektuelle Gewissen geschärft. Kommen mußte jetzt und war in den führenden Geistern der Gegenwart bereits da: die deutsche idealistische Philosophie. Auf der Erforschung der Wirklichkeit fußend, dringt ihr Denken stufenweise vor in der Erkenntnis alles dessen, was dem menschlichen Geiste zu begreifen gegeben ist, läßt sich aber nicht genügen an dem, was mathematisch-physikalisch errechnet und erschlossen werden kann, sondern gibt auch der Intuition ihr Recht, der Kraft des Genius, Zusammenhänge zu schauen, die der folgende Verstand allein nicht überblickt. Persönlichkeit, Familie, Volk, Vaterland, Rasse, Menschheit, Leben, Weltall, Ewigkeit, Gottheit: soviel Begriffe, soviel Stufen der Erkenntnis, soviel Kreise, die einander ergänzen, schneiden, umschließen. Jeder einzelne von diesen Gedanken, scharf herausgearbeitet, wirkt klärend und fördernd auf die Erfassung der anderen, wirkt wie ein Kristall, ein geschliffener Edelstein, der unerwartete Helligkeit und Licht nach allen Seiten wirft. Im Sinne einer idealistischen Weltauffassung hat nun, meine ich, unser Volk einen gewaltigen Schritt aufwärts getan — einen faustischen Schritt zu den „Müttern" — mit der Läuterung und Erweiterung des geistigen Inhalts, den das Wort Vaterland umschließt. Noch vor einigen Jahren schien es, als müßte man mit Recht beklagen, daß in unserem Volke das Verständnis für den „Deutschen Gedanken in der Welt" der Breite und Tiefe ermangelte. Und wie klar, wie selbstverständlich steht jetzt, wo wir eine Welt in Waffen gegen uns und unsere Zukunft haben, die Idee des erweiterten Deutschtums vor aller Augen. Ganz anders als in der sonst so verwandten Zeit der Freiheitskriege, wo es hieß, ein niedergeworfenes und geknebeltes Vaterland vom Unterdrücker zu befreien. Ist es vielleicht die Macht des Entwicklungsgedankens, der inzwischen die Herrschaft über unsere ganze Wissenschaft von Welt und Leben angetreten hat, die uns fähig macht, mit mindestens derselben Kraft innerer Überzeugtheit, wie unsere Vorfahren um ihre

Freiheit, heute den Kampf zu führen für die Bewegungsfreiheit unserer Enkel und Urenkel in der Welt? Tatsache ist, daß wir heute im Felde stehen mit dem vollen, das ganze Volk durchdringenden Bewußtsein, daß es sich nicht sowohl um die Abwehr eines verbrecherischen Überfalls als darum handelt, unserem Deutschtum und seiner Kultur ein für allemal in der Welt die Geltung zu verschaffen, die ihm seinen Entwicklungsmöglichkeiten entsprechend gebührt.

Welche Macht der Idee, die es vermag, die Lebensenergie von Millionen in eine Richtung zu leiten und die gesamte geistige Haltung der Massen wie des Einzelnen bestimmend zu verändern. Ideale, die großen Bruchteilen des Volkes, Parteien, Klassen, Konfessionen, als Ziel und Leitmotiv gedient haben, verlieren ihre Bedeutung vor dem einen Gedanken, der als Stern höherer Ordnung die kleinen Gestirne verblassen macht. Der Sozialdemokrat liegt neben dem Konservativen im Schützengraben, Regierungsreferendare teilen Kommißbrot und Speck mit einfachen Rechtsanwälten, Agrarier und Industriearbeiter, ältester Uradel und ungeborenster Proletariersohn kämpfen und fallen nebeneinander für ihn. Und was den Gegensatz der Konfessionen betrifft, so braucht man nur an die deutsche Allerseelenfeier für Soldaten aller Bekenntnisse in der Kirche von Bapaume zu denken, die auch Sven Hedin in seinem Buche schildert.

Wir werden eines Tages in der glücklichen Lage sein, das Seelenleben unseres Volkes in dieser großen Zeit, wie es in Schriften, Dichtung, Presse, Kundgebungen der Straße, Reden, Briefen zum Ausdruck kommt, aus dem Abstand zu betrachten, den der Versuch einer objektiven volkspsychologischen Analyse erfordert. Das Ergebnis wird für die deutsche, d. h. idealistische Weltauffassung die wesentliche wissenschaftliche Grundlage abgeben: Aus der Herrschaft der Idee wächst machtvoll der Volkswille. Der stärkste und beste Teil des Volkes, Heer und Flotte, ist sein Organ. Die Masse der Daheimgebliebenen wirkt als Kraftquelle und treibendes Moment, als Wertidee für die Kämpfenden, und aus dem Andauern der seelischen Gesamtlage, was festen Willen, Zuversicht, Opferwilligkeit betrifft, ist der Rückschluß berechtigt auf die innere Notwendigkeit des Krieges.

Aber auch der Psychologie des Krieges wird eine künftige Kriegsphilosophie nicht entraten können: an Material wird es ihr nicht fehlen. In gewisser Beziehung könnte man von einem psychologischen Experiment allergrößten Stiles sprechen, insofern als plötzlich das Nervensystem von Millionen Menschen einer starken Belastungsprobe ausgesetzt wird durch Aufregungen, Anspannungen, Gemütserschütterungen allerschwerster Art, verbunden mit ungeheuren Strapazen und Entbehrungen. Vom ärztlichen Standpunkt kann zum Glück gesagt werden, daß unser Volk diese Probe, die ja allerdings vorwiegend an seinem nervengesunden Teil angestellt wurde, glänzend bestanden hat. Die Zahl der Psychosen, die unmittelbar auf den Krieg und alles, was er mit sich bringt, zurückgeführt werden können (Kriegspsychosen), ist gering. Psychisch erkrankt sind im Kriege vorwiegend solche Individuen, bei denen die Grundlage der Krankheit (Erblichkeit, Syphilis,

Alkohol) schon vorher gegeben war. Nervöse Störungen, auf Erschöpfung zurückzuführen, kommen vor, heilen aber meist schon nach kurzer Ausspannung. Oft genug aber hören wir, daß neurasthenische Beschwerden unter dem Einfluß des Lebens im Kriege, wo das Ich nichts gilt und überwundene Anstrengungen die Nerven und das Kraftbewußtsein stählen, verschwunden sind. Dennoch sind die Veränderungen, die das Seelenleben der ins Feld Ziehenden erfährt, tief und einschneidend. Das seelische Niveau wird verschoben, und zwar einmal gewissermaßen nach der Seite durch die plötzliche Ausschaltung aller Beziehungen zum bürgerlichen Leben, Familie, Beruf, beim aktiven Soldaten zu allem, was Garnison heißt. Dieses Abschneiden aller Leitungsfäden, die Loslösung von der bisherigen geistigen Umgebung, den gewohnten Menschen und Büchern, Kunst und Wissenschaft, das alles bewirkt einen ganz eigenartigen Seelenzustand, der nach anfänglicher Unruhe dann doch in gewissem Sinne als Befreiung empfunden wird. Denn es entfallen mit ihm auch eine Unzahl von Hemmungen und lastenden Verantwortungen. Welchem Wirkenden geht das Leben so lieblich ein, daß keine Vergangenheit ihn drückt und keine Gegenwart beschwert?! Das alles ist mit einem Schlage wesenlos, denn es gibt jetzt nur eine Aufgabe, der der ganze Mensch gehört: kämpfen und siegen. Auch die geistigen Verknüpfungen fallen fort. Bücher, Zeitungen, Briefe fehlen, wenigstens in den ersten, inhaltsvollen Wochen. Hat einer Gedanken und kann ihnen nachgehen, so ist er gezwungen, sie ohne literarische Hilfe zu Ende zu denken. Auch das wirkt als Wohltat und hat vielleicht manchem Büchermenschen wieder zur geistigen Unabhängigkeit verholfen.

Die zweite Verschiebung ist ein Ruck nach oben, ist wie der Eintritt in eine höhere geistige Gemeinschaft. Es herrscht einzig und allein die eine große Idee, deren Jünger wir uns bekennen. All das sonst so gern vorwiegende Persönliche tritt zurück, Selbstzucht und Beherrschung des Trieblebens stellen sich als selbstverständlich ein. Wir fühlen eine κάθαρσις τῶν παθημάτων und ersehnen uns das Goethe'sche „große Gedanken und ein reines Herz". Auch dem kältesten Realistiker und Wirklichkeitsfanatiker kann das gewisse Mystische nicht entgehen, das über einem ausziehenden Volksheere schwebt, und dumpfer oder deutlicher hat wohl jeder Soldat das Gefühl, ein wirkender Teil zu sein eines gewaltigen, geheimnisvollen, weltgestaltenden Vorgangs, ein Glied in der Kette „der tiefsten Wirkung ringsumher". Dazu kommt als besonders bedeutungsvoll für die Einzelseele im Kriege das Verhältnis zum Tode. Ganz allgemein gesprochen liegt ja gerade für uns Deutsche eine gewisse schmerzliche Tragik im folgenden: Seit Jahrzehnten verwenden wir unendliche Arbeitskraft und Kapitalien darauf, dem Tode abzuringen, was nur irgend mit Menschenkraft sich ihm entwinden läßt. Säuglingsfürsorge, Kinderhorte, Krankenversicherung, Unfallverhütung, Bekämpfung der Volkskrankheiten, Hygiene im weitesten Sinne, das sind alles Werke deutscher Art und Hauptbestandteile deutscher Kultur. Und für diese Kultur, die

Leben und Gesundheit jedes einzelnen Volksgenossen so hoch einschätzt, und deren Erfolg, die Herabsetzung der Sterblichkeitsziffer, klar zutage liegt, müssen wir jetzt töten und Hekatomben unserer besten Jugend töten lassen, ein Blutsopfer schwerster Art auf dem Altar der Menschlichkeit! Andererseits liegt aber gerade darin die tragische Läuterung des Begriffes vom Tode, daß wir ihn als sittliche Notwendigkeit erfassen lernen und den tiefsten Sinn von jenem „Stirb und werde" uns zu eigen machen, gleichzeitig mit dem biblischen „Der Tod ist verschlungen in den Sieg". — Dem Einzelnen wird der Tod vertraut im Kriege. Trotzdem er in den entsetzlichsten Formen auftritt, hat er viel von der dumpfen Angst und dem lähmenden Schrecken verloren, die dem Sterbezimmer des Friedens eignen. Verklärung, fast Heiterkeit umgibt ihn. Mit begeistertem Gesange zog die akademische Jugend in den Tod von Ypern. Selbst das Scherzen mit dem Tode verliert seine Frivolität: „Ich würde mich doch halb tot ärgern," sagte ein Offizier, „wenn ich im Kriege am Typhus sterben müßte." Es ist aber kein Stumpf- oder Gleichgültigwerden dabei, sondern im Gegenteil, durch das Gemeinsame des Sterbens und die Einheit der Idee, für die er stirbt, wird dem Einzelnen der Sinn des Todes erschlossen: Der Tod des Individuums ist Bedingung für die Fortdauer des größeren Organismus, dessen Teil er ist. Leben im höheren kosmischen Sinne schließt der Tod in sich. Seele ist beseeltes Leben, nicht Substanz und nicht Zustand, sondern Vorgang, unendliches Geschehen. Und ob sie auch nicht darüber nachdenken, sie fühlen es, wenn sie für das Vaterland in den Tod gehen: In uns lebt mehr als unsere Einzelseele, lebt außer ihr eine höhere Individualität, die Gemeinschaftsseele, die Seele unseres Volkes ewig und unsterblich.

F. L. Graf von Voltolini: Weltkrieg und Nationalismus.

Es war just in dem Augenblick, da das Ungewitter des Weltkriegs losbrach, als ich in den Spalten dieser Zeitschrift den Einfluß des Nationalismus auf das politische Leben der Gegenwart im Allgemeinen behandelte. Seitdem sind zehn Monate vergangen, und heute stellt sich als neues interessantes Problem die Form dar, wie der Weltkrieg sich zu dem Prinzip des Nationalismus verhält. In Deutschland hat man angesichts des Riesenkampfes um die Hegemonie in Europa, um Sein oder Nichtsein der Zentralmächte, dieser Frage, die mehr in das akademische politische Gebiet gehört, bisher wenig Beachtung geschenkt. Um so mehr beschäftigt sich dagegen das Ausland mit derselben. Man sucht

dort dem Weltkrieg eine nationalistische Tendenz zu geben, trotzdem der objektive Beobachter hierdurch in nicht geringes Erstaunen versetzt wird. Man wird in Wort und Schrift bei unseren Gegnern der Anschauung begegnen, daß der Krieg des Dreiverbands ein Kampf des Nationalismus gegen die „Unterdrücker des nationalen Gedankens" sei! Noch überraschter wird man aber, wenn man die Argumente liest, nach welchen neben dem Nationalstaat Frankreich auch das vielvölkische Rußland und der typische Völkerbedrücker Albion als Verteidiger des nationalen Prinzips nicht etwa nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch gegen Deutschland aufgeführt werden. Das Deutsche Reich wird als antinational bezeichnet, weil es — man höre und staune — die urdeutschen Reichslande Elsaß und Lothringen Frankreich, die nicht minder urdeutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein Dänemark abgenommen und weiterhin sich nationale „Sünden" gegen die Slawen habe zu schulden kommen lassen! Aus dieser Anklage wissen wir nun allerdings a priori, wie es mit ethnographischen Kenntnissen im Lager unserer Gegner aussieht, und das verzeiht manches!

„Nationalstaat!" Ein schönes Wort, ebenso wie „nationale Aspirationen" und ähnliche Ausdrücke, die nicht leicht ihre Wirkung auf die Menge verfehlen! Und doch ist dieses so nationale Prinzip eine Schöpfung durchaus modernen Gepräges. Weder das Altertum, noch das Mittelalter nahm Rücksicht bei seinen Staatenschöpfungen auf nationale Verhältnisse. Das Römerreich, dann das alte deutsche Reich der Karolinger, der Sachsenkaiser, der Hohenstaufen waren der völlige Gegensatz jedes Nationalstaates. Erst das Frankreich der neueren Zeit wies bis zu den Tagen Ludwigs XIV. einen damals unbeabsichtigten rein-nationalen Charakter auf, der aber durch die Erwerbung des Elsaß, sowie des französischen Flanderns wieder germanische Elemente aufnahm, die allerdings rasch, wenigstens oberflächlich französisiert wurden. Auf Grund dieser Französisierung der bis dahin nichtfranzösischen Landesteile konnte das Prinzip des Nationalstaates seine Sanktion in der Revolution von 1789 erhalten, obgleich noch nicht im Sinne moderner hypernationaler Schwärmer. Die napoleonische Epoche ließ sogar den Begriff der „Nation" als unteilbares Ganzes wieder völlig zurücktreten: weder die Staatenschöpfungen des großen Korsen, noch die Neuschaffung der Karte Europas durch den Wiener Kongreß zeigen irgendwelche Rücksichtnahme auf das Nationalitätenprinzip.

Fast überraschend wirkte es daher, daß die Freiheitsbewegung des Jahres 1848 das letztere Prinzip wenigstens in manchen Staaten als Devise auf ihr Panier schrieb, gewissermaßen als Korrelat des Verfassungsstaates. Und doch setzte sich die nationale Idee durchaus nicht überall durch. Nur ganz wenige Staaten des heutigen Europas zeigen ein rein-nationales Gepräge. Weitaus die meisten Staatengebilde weisen gemischte Nationalitäten in ihren Grenzen auf. Man kann die Staaten Europas nach dieser Richtung in drei Gruppen klassifizieren: in solche rein nationalen Charakters, in solche mit nationalem Charakter, aber

doch mit Bevölkerungsminoritäten anderer Rasse, und endlich solche mit völlig gemischten Nationalitäten.

Beide Staatengruppen, die sich heute auf den Schlachtfeldern Europas feindlich gegenüberstehen, weisen Staaten mit nationaler Basis und solche mit gemischter Bevölkerung auf. Schon aus diesem allgemeinen Grunde kann von einer Bedrohung des nationalen Prinzips durch die Zentralmächte keine Rede sein. Das Deutsche Reich und Ungarn sind reine Nationalstaaten, Österreich und die Türkei Staaten mit national gemischter Bevölkerung, basierend auf einem nationalen Ausgleich. Drüben aber liegen die Verhältnisse nicht anders. Den Nationalstaaten Frankreich, Italien und Serbien steht das Völkergemisch des Zarenreichs gegenüber, und in England kann man so lange nicht von einer nationalen Einheit sprechen, als Irlands nationale Forderungen keine Lösung gefunden haben. Außerhalb seiner Inseln aber ist England ein zwar raffinierter, sonst aber völlig gewissenloser Bedrücker aller von ihm unterjochten Nationen. Endlich steht auf jener Seite, wenigstens noch formell, das ehemalige Königreich Belgien, das durch die Trennung seiner Bevölkerung in französische Wallonen und niederdeutsche Flämen jeder nationalen Basis entbehrte. Schon aus diesen allgemeinen Feststellungen geht hervor, daß der Dreiverband nicht die geringste Berechtigung hat, sich als den Schützer des Nationalprinzips aufzuspielen. Überhaupt hatten bis zum Beginn des Weltkrieges die zurzeit kriegführenden Staaten keine nationalen Wünsche und Hoffnungen mit einziger Ausnahme Serbiens, dessen nationale Aspirationen jedoch so unklar sind, daß seine Gelüste sich nicht auf Landesteile reinserbischen Stammes beschränken, sondern völlig ins Ungemessene gehen. Hat man doch allen Ernstes in Nisch den Oberlauf der Drau als die Nordgrenze der territorialen großserbischen Wünsche erklärt! Dagegen verfolgt Frankreich einen Wunsch, der sogar eine Antithese des Nationalismus genannt werden kann: die Wiedererwerbung der ihm 1870 entrissenen, nunmehr des französischen Firnisses entkleideten und ihrer deutschen Nationalität wieder bewußt gewordenen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen. Wenn man aber einerseits derartig dem nationalen Prinzip widersprechende Wünsche als Leitmotiv seines kriegerischen Handelns proklamiert, so ist es zum mindesten unlogisch, sich andererseits nach Art der französischen und italienischen gebildeten Kreise als Retter der nationalistischen Grundsätze aufzuspielen.

Noch weit widersprechender ist die Haltung des Russenreiches. Die nationalen Diskussionen über die ethnische Zugehörigkeit gewisser Distrikte am adriatischen Meer, die in Petersburg und Moskau in diesen Tagen mit einem glühenden Eifer geführt werden, nehmen sich im Munde von Leuten, die Polen, Finnen, Balten, Ukrainer, Türken, Tscherkessen und wie die Völker alle heißen, die des weißen Zaren Joch zu tragen haben, mit kaltem Blut jeder nationalen Freiheit beraubt haben, mindestens sonderbar aus. Deutschland hat als rein-nationaler Staat alles Recht, diesen Völkern gegenüber sich als deren Befreier vom Russen-

joch aufzustellen, während umgekehrt Rußland als Apostel des Nationalismus sich wie ein Wolf im Schafspelz ausnimmt. Wie Rußland das nationalistische Prinzip und nationale Rechte achtet, darüber belehren uns die Deutschen in den baltischen Provinzen oder noch mehr die Juden Rußlands, die in dem halbasiatischen moskowitischen Barbarenstaat auch heute noch nicht nur als Konfession, sondern auch als Angehörige einer „fremden Nation" den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren müssen.

Nicht viel verschieden ist Englands Stellung als Protektor der nationalen Prinzipien. Wie ein Land sich als solcher aufspielen kann, das Irland seit langen Jahrhunderten in sklavischer Abhängigkeit hält, das ein Volk nach dem andern, gestern die Buren, heute die Ägypter, um ihre nationale Freiheit und Selbständigkeit gebracht hat, erinnert an die Fabel vom Bock als Gärtner.

Angesichts dieser Tatsachen ist es nicht genug verwunderlich, daß die italienischen Nationalisten im Dreiverband den Schutzherrn des nationalen Prinzips, in den verbündeten Zentralmächten aber den Gegner desselben und sogar den Unterdrücker jeder nationalen Regung erblicken und als Beweis für ihre Behauptung die angebliche Versündigung Deutschlands gegen die „belgische Nation" aufstellen. Daß Belgien keine Nation und noch weniger ein Nationalstaat ist, davon wissen die Autoren dieses Gedankens freilich nichts. Wie es überhaupt mit den ethnischen Kenntnissen jener bestellt ist, die sich in Italien als die Vorkämpfer der nationalen Aspirationen aufspielen, zeigt der Umstand, daß sie heute bereits auch deutsche Teile Südtirols, die slowenische Karstgegend, das vorwiegend von Kroaten bewohnte dalmatinische Küstenland fordern und für diese ihre Wünsche sich unter die Protektion des Dreiverbands gestellt haben.

Eine nüchterne, auf ethnographischer Basis beruhende Einbeziehung des nationalen Faktors in die Geschicke des Weltkrieges zeigt demnach das genaue Gegenteil des phantastischen Bildes, das in den Ententeländern von den nationalen Tendenzen des Weltkrieges entworfen wird. Trotzdem die Zeit nicht gekommen ist, das nationale Prinzip als Grundlage der Landesgrenzen zu machen, so ergibt sich andererseits doch, daß, wenn überhaupt in diesem Kriege unterschieden werden soll zwischen Mächten, die nationale Interessen zu verfolgen berechtigt sind, und solchen, deren Kriegszwecke von keinerlei nationalen Idealen geleitet sein können, die Zentralmächte die erstere Gruppe bilden, während die der Entente, trotz ihres Pochens auf ihre nationalen Tendenzen, nur die Unterdrücker derselben sind.

Dr. Paul Ostwald: Englands Politik im Spiegel der Geschichte.

Wohl keinen seiner Feinde hat unser deutsches Volk so hassen gelernt in diesem Weltkriege, wie die Engländer, und zwar mit vollem Recht. Ist es doch im Grunde ihre jahrelang betriebene ränkevolle und hinterlistige Politik gewesen, die durch Verleumdung und Betrug einen Staat nach dem andern auf die Seite der Gegner Deutschlands gebracht hat. Ist es doch England, das jetzt während des Krieges am meisten Verträge und Völkerrecht bricht, die frechsten Lügen ersinnt und in schamlosester Weise uns überall bloßzustellen versucht. Wohl mancher von uns mag sich da schon oft gefragt haben, wie ist es nur möglich, daß eine Nation, die da Anspruch macht auf Kultur und Gesittung, einen solchen moralischen Tiefstand zeigen kann! Wie kann ein Volk, das sich die erste Kolonial- und Seemacht der Erde nennt, sich solcher niedrigen, um nicht zu sagen gemeinen, Kampfmittel bedienen! Die Antwort gibt die Geschichte! Sie zeigt uns, daß England heute im Kampfe gegen uns sich nicht anders benimmt, als wie es sonst seine Gewohnheit gewesen ist.

Seitdem England im 16. Jahrhundert aus seiner insularen Zurückgezogenheit herausgetreten war, um bei der zunehmenden Bedeutung der Ozeane seine vortreffliche Lage auszunutzen und sich Geltung auf der See zu verschaffen, hat es bis auf den heutigen Tag immer danach gestrebt, eine unumschränkte und von jeder bedeutenden Konkurrenz freie Seeherrschaft auszuüben. Die englische Politik hat sich nie damit begnügt, nur die englischen Interessen zur See zu wahren oder zu verteidigen, sondern erst nach einer völligen Niederwerfung des Gegners, nach einer völligen Lahmlegung des Konkurrenten hat sie die Feindseligkeiten und kriegerischen Unternehmungen eingestellt. Die englische Geschichte von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit und bis auf diesen Weltkrieg ist ein zusammenhängender Beweis für den obersten Grundsatz der englischen Politik, daß England allein die Seeherrschaft gebührt.

Es ist eigentümlich, wie dieses Inselvolk, das während des ganzen Mittelalters sich um die See nicht gekümmert und den Handel den deutschen Hansekaufleuten ruhig überlassen hatte, nun unter seiner Königin Elisabeth so völlig und beinahe plötzlich umlernte, zugleich auch derartige Forderungen stellte. Spanien und Holland waren die ersten Mächte, die fühlen sollten, was England erstrebte. England unterstützte gegen Spanien den Aufstand der Niederlande, seine Seehelden Drake und Raleigh unternahmen kühne Piratenfehden gegen die spanische Flotte. Die „unüberwindliche Armada", diese gewaltige Kriegsflotte von 160 Schiffen Philipps II., erlag auf der Höhe von Dün-

kirchen der kleineren und weniger gut ausgerüsteten englischen Flotte unter der Führung Drakes im Jahre 1588. Spanien war schwer dadurch getroffen, aber nicht vernichtet. Das Schicksal Spaniens vollendete dann Cromwell ein halbes Jahrhundert später im Bunde mit Frankreich, das ja schon über zwei Jahrzehnte im Krieg mit dieser Macht lag. Spanien wurde 1659 zu dem demütigenden Pyrenäenfrieden gezwungen, durch den es auf seine Großmachtstellung in Europa verzichtete. Den Engländern hatte dieser Streich Cromwells noch Jamaika eingebracht, das sie 1655 besetzten und Spanien fortnahmen.

Cromwell war es auch, der gegen den zur Blüte gelangten Handel der Holländer vorging, um diese unbequeme Konkurrenz zu beseitigen. Am 9. Oktober 1651 wurde die Navigationsakte erlassen, die festsetzte, daß europäische Waren nur auf Schiffen Englands oder des Heimatlandes, außereuropäische überhaupt nur auf englischen Schiffen in England eingeführt werden durften. Damit wurde in erster Linie der Zwischenhandel, der in den Händen der Holländer lag, getroffen. Die Handelsbeziehungen Englands zu den Ostseeländern, zu Indien, Amerika wurden gerade durch die Holländer vermittelt. Holland setzte sich gegen diese Vergewaltigung zur Wehr, aber es kämpfte unglücklich gegen England und mußte schließlich 1654 die Navigationsakte anerkennen. In den Jahren 1664—1674 nahm England dann die für die Niederlande durch die gleichzeitigen Angriffe Ludwigs XIV. geschaffene ungünstige Lage wahr, zu weiteren Vernichtungsschlägen des Rivalen. Zwar kämpften die Niederländer diesmal zur See glücklicher unter Tromp und de Ruyter, aber das Endergebnis blieb doch, daß die Kraft der Niederlande in diesem Doppelkampf gegen Frankreich und England aufgerieben wurde. Die Rivalität der Niederländer zur See brauchte England von nun ab nicht mehr zu fürchten. Seine nordamerikanischen Kolonien konnte es auch noch vermehren durch das von den Holländern abgetretene Neu-Amsterdam, das jetzt New-York genannt wurde.

Den Vernichtungskampf gegen die spanische wie holländische Seeherrschaft hatte England aber nur dadurch schneller durchführen können, daß es sich vor allem Frankreichs mit bediente. Dadurch war es zwar jetzt tatsächlich zur ersten Seemacht geworden, doch wurde ihm diese kaum errungene Stellung gerade durch Frankreich gefährdet. Für die englische Politik war somit für die Zukunft der Weg gewiesen. Die Stellung als erste und vornehmlichste Seemacht mußte gegen Frankreich behauptet und verteidigt werden, Frankreich durfte auf der See nicht zur Geltung kommen. Seine immer mehr wachsende Flotte mußte vernichtet, seine in Amerika und in Indien sich vergrößernden Kolonien mußten ihm genommen werden. Dieser von England geführte Vernichtungskampf gegen Frankreich umfaßt die Jahre 1689—1814, und er endete so, wie es für die englische Politik wünschenswert war. In dem Koalitionskriege von 1689—1697, den England im Bunde mit Holland, Österreich und Spanien führte, wurde durch den englischen Seesieg bei La Hogue die französische Flotte arg mitgenommen. Der

spanisch-österreichische Erbfolgekrieg, in dem England auch zunächst auf den Seiten der Gegner Frankreichs kämpfte, brachte ihm Gibraltar und Menorka, von Frankreich außerdem Neufundland, Neuschottland und die Hudsonsbai. Portugal war durch einen besonderen Vertrag 1703 ganz und gar in die Abhängigkeit von England geraten; es hatte sich verpflichtet, nur England die Wolleinfuhr zu gestatten. Während Frankreich dann durch den Siebenjährigen Krieg in Europa beschäftigt war, nahm ihm England in Amerika Kanada. Da es auch Louisiana an Spanien abtreten mußte, so war Frankreich jetzt in Amerika völlig beseitigt. Verlor England nun auch in dem von Frankreich unterstützten Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner einen großen Teil seiner Kolonien, so hat es doch gegen Frankreich zur selben Zeit in Vorderindien seine Herrschaft sicherstellen können, und hat durch rücksichtslose Kaperei in diesem Kriege der neutralen Schiffahrt ungeheuer zu seinem eigenen Vorteil geschadet. Napoleon ist es ja dann bekanntlich gewesen, der noch einmal es mit aller Energie versuchte, England zu vernichten und Frankreich an seine Stelle zu setzen. Es ist ihm nicht gelungen; er ist vielmehr an diesem Plane gescheitert. Ihm fehlte die Flotte, um England auf seiner Insel angreifen zu können. Die Kriege aber, die England im Bunde mit den anderen europäischen Staaten gegen Napoleon führte, brachten ihm die völlige Sicherstellung seiner Weltmachtstellung und seiner unbestrittenen Seeherrschaft. Es konnte Holland, das unter Napoleon ein französischer Vasallenstaat geworden war, das Kapland, Ceylon, die hinterindischen Besitzungen fortnehmen, es konnte den französischen Träumen von einer Herrschaft in Indien für immer ein Ende machen. Die Kontinentalsperre, durch die Napoleon gerade England schwer treffen wollte in seinem Seehandel, hat England erst recht zum Herrn aller Meere gemacht.

Diese unbeschränkte Seeherrschaft hat England nun ein halbes Jahrhundert (1814—1864) ausüben können. Es hat während dieser Zeit keinen Rivalen zu fürchten brauchen. Dann aber trat ein Gegner für England auf den Plan, mit dem es bisher nicht gerechnet hatte, und das war Deutschland unter Bismarcks Führung. Schon der Krieg von 1864, den das werdende Deutschland gegen Dänemark führte, war ein Streich Bismarcks gegen Englands Weltherrschaft. Bismarck verstand es, mit seiner genialen Politik England so zu fesseln, daß es zornbebend mit ansehen mußte, wie Schleswig-Holstein von Dänemark losgelöst wurde und an Deutschland fiel. Der glänzende politische wie wirtschaftliche Aufstieg unseres Vaterlandes seit den Einheitskriegen ist ja nun bekannt genug. Selbstverständlich mußten aber der Neid Englands und seine Furcht vor diesem neuen Rivalen in gleichem Maße wachsen. Gern hätte es schon recht früh in diese deutsche Entwicklung hemmend eingegriffen, aber seiner kolonialen Erwerbungen wegen war es gegen Frankreich wie gegen Rußland auf eine freundschaftliche Gesinnung Deutschlands angewiesen. Diese Notlage des Inselreiches Ägyptens und Indiens wegen wußte ja Bismarck sogar so trefflich auszunutzen,

daß England dem neuen Rivalen Kolonialerwerbungen in Afrika und in der Südſee geſtatten mußte, und Deutſchland hatte noch nicht einmal eine Flotte, die dieſe überſeeiſchen Stützpunkte gegen das „ſeebeherrſchende" Albion hätte verteidigen können. So wuchs Deutſchland immer mehr in die Weltwirtſchaft hinein, und doch gab die politiſche Lage England keine Möglichkeit, dagegen vorzu- gehen. Als nun aber Deutſchland daran ging, ſich auch eine ſtarke Flotte zu bauen, und ſo bekundete, daß es ſeinen Welthandel ſelbſt ſchützen werde, da fand dieſe ohnmächtige Wut der Engländer keine Grenzen mehr. Hätte Deutſchland vielleicht auf den Bau einer eigenen Flotte verzichtet und ſich mit ſeinen Kolo- nien, ſeinem Handel unter den gnädigen Schutz der engliſchen Seeherrſchaft geſtellt, ſo wäre vielleicht das äußerſte vermieden worden. Wenn wir uns dann ſogar noch gegen Rußland hätten gebrauchen laſſen, ſo hätte England ſich viel- leicht auch mit uns ausgeſöhnt. Dieſe ausdrücklich aber durch den Flottenbau betonte Selbſtändigkeit Deutſchlands, ſeine klare Abſicht, ſich „ſein Recht an der Sonne" nicht nehmen zu laſſen, das war ein völlig unhaltbarer Zuſtand für England und ſeine unbeſtrittene Seeherrſchaft. So hat ſich denn Eduard VII. alle Mühe gegeben und mit Erfolg, Deutſchland einzukreiſen. Deutſchland, der gefährliche Rivale Englands zur See, muß fallen und vernichtet werden, wie es Spanien, Holland und Frankreich ergangen iſt. Das „Britannia, rule the waves" der engliſchen Nationalhymne muß auch weiterhin Wahrheit im vollen Sinne der Worte bleiben! Eine Welt von Waffen hat England darum gegen uns zuſammengebracht; doch uns zu vernichten, iſt ihm nicht gelungen und wird ihm nicht gelingen. England muß vielmehr ſorgen, daß der Bau ſeines Welt- reiches nicht völlig zuſammenbricht; es wird ſich damit abfinden müſſen, daß die Zeiten ſeiner unbeſtrittenen Seeherrſchaft vorüber ſind für immer. Dieſen Grund- ſatz ſeiner Politik wird es nicht mehr aufrecht erhalten können.

Die Geſchichte belehrt uns aber noch über einen zweiten Grundſatz der engliſchen Politik, und dieſer heißt: rückſichtsloſe Durchſetzung der engliſchen Intereſſen. Es gibt keinen Vertrag, es gibt kein Bündnis, es gibt kein Völker- recht, das nicht gebrochen werden darf, wenn die engliſchen Intereſſen es er- fordern. Dieſe Politik der Untreue und Unwahrhaftigkeit iſt England durch einen Wechſel im Miniſterium äußerſt bequem gemacht, und die engliſchen Poli- tiker haben ſich denn auch dieſe Bequemlichkeit ſehr zu nutze gemacht. Die Be- zeichnung des „perfiden Albions" iſt ja auch ſprichwörtlich geworden.

Wie England Bündniſſe hält, das zeigen uns u. a. der ſpaniſch-öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg und das engliſch-japaniſche Bündnis. Als England im Kampfe gegen Frankreich vorläufig ſeine Ziele erreicht hatte in der Beſetzung Gibraltars und Menorkas, in dem Abſchluß des Vertrages mit Por- tugal, da verließ es den deutſchen Kaiſer, um mit Frankreich im geheimen weiter zu verhandeln und ſich dadurch franzöſiſche Beſitzungen in Amerika zu er- werben. Friedrich dem Großen ſchickte es keine Truppen und keine Gelder mehr,

sobald es merkte, daß er allein imstande war, die Franzosen genügend zu beschäftigen und zurückzuhalten. War Friedrich doch schon seiner zwischen Rhein und Weser gelegenen Lande wegen gezwungen, auch Hannover mit zu verteidigen. Den Bundesgenossen Japan aber hetzte England in den Krieg mit Rußland, in der vollen Absicht, daß Rußland wie Japan gleich geschwächt daraus hervorgehen würden. Diesem Bundesgenossen Japan gegenüber hat England auch nie Verpflichtungen gespürt. Es hat alle Anträge Japans auf Einwanderung in die englischen Besitzungen in der Südsee abgelehnt, es hat nichts wissen wollen von einem gemeinsamen wirtschaftlichen Vorgehen in China*). England hat das Bündnis mit Japan nur geschlossen, um daraus allein Vorteile zu ziehen. Die neueste Entwicklung der Dinge zeigt allerdings, daß Japan von seinem Bundesgenossen gelernt hat.

Völkerrechtliche Bestimmungen haben auch für England nie einen Wert besessen. Um Dänemark zu zwingen, aus seiner Neutralität Napoleon gegenüber herauszutreten, hat England zweimal, am 2. April 1801 und am 2.—5. September 1807, Kopenhagen im Frieden überfallen und bombardiert. Die neutrale Schiffahrt hat immer und zu allen Zeiten durch die rücksichtslose Kaperei von seiten Englands leiden müssen, so z. B. während des Unabhängigkeitskrieges der Vereinigten Staaten, während der Kriege gegen Napoleon. Um auf die Männer im Burenkriege einzuwirken, haben die Engländer alle menschliche Behandlung der gefangenen Frauen und Kinder außer acht gelassen. Das beste Beispiel aber, wie England um seiner eigenen Interessen willen alle menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen tritt, das ist und bleibt die politische wie wirtschaftliche Knechtung Irlands bis auf den heutigen Tag. Das an sich von der Natur reiche und mit günstigen Häfen ausgestattete Land ist heute verödet und abgeschnitten vom Verkehr. Die Bevölkerung ist jahrhundertelang so brutal behandelt worden, daß ein großer Teil ausgewandert ist und in der Fremde lebt. Wie man die Versprechungen, die man den Iren in der Not des Krieges gemacht hat, englischerseits zu halten gewillt ist, das zeigt der feige und verbrecherische Mordversuch der englischen Regierung auf den irischen Patrioten Sir Roger Casement, das zeigen die strenge Bewachung der Häfen, die ebenso strenge Zensur u. a.

Unumschränkte Seeherrschaft und die Durchsetzung dieser Absicht auf jede Art und Weise, das ist also das Urteil, das die Geschichte über Englands Politik fällen muß. Wie für alles, so haben die Engländer für ihren Egoismus und für ihre Skrupellosigkeit auch eine harmlose Bezeichnung gefunden, sie nennen es „die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts". Hoffen wir, daß diesmal England zum letzten Mal versucht hat, das europäische Gleichgewicht

*) Vergl. meine Arbeit in „Nord und Süd", Novemberheft 1914.

wieder in die richtige Lage zu bringen. Wie urteilte doch der irische Nationalist John Milroy in seiner öffentlichen Rede am 15. November 1914 in Dublin über diesen Krieg, den England gegen uns entfacht hat? „Ich sage euch wohlüberlegt, daß dieses Reich endlich einen Gegner gefunden hat, der Hieb mit Hieb heimzahlen kann."

Nachum Goldmann:
Das Ende des Gentleman.

Unter den vielen geistigen Werten, die der Krieg mit erbarmungsloser Grausamkeit jäh vernichtet hat, steht wohl in vorderster Reihe der Komplex jener Werte und Ideale, die der Name England bislang bedeutet hat. Die Haltung Englands vor und in diesem Kriege, die Intriguen seiner Politik, die krämerhafte Niedrigkeit und Brutalität, mit der es diesen Völkerkrieg entfesselt hat, die Gefühllosigkeit und rechnerische Kühle, mit der es ihn führt, all dies bildet gewiß für viele der Besten Deutschlands eine der traurigsten und schmerzvollsten Erscheinungen dieses Krieges. Daher auch jene tiefe innere Entrüstung und Erbitterung, die die Haltung Englands in allen Kreisen des deutschen Volkes ausgelöst hat, und die gewiß nicht aus den Motiven der Furcht oder des Hasses gegen den Feind zu erklären ist, sondern gerade aus der überaus hohen Wertschätzung, in der bislang England und seine Kultur standen, aus dem tiefen Schmerze über die grausame Enttäuschung, die es all seinen Bewunderern bereitet hat. Man kann nicht Rußland zürnen, denn man weiß, daß man diesen Staat nicht nach den Normen westeuropäischer Moral und Gesittung beurteilen darf; nirgends wird man in Deutschland Äußerungen des Hasses gegen Frankreich begegnen, weil man seine Revanchegelüste verstehen kann und als den letzten kleinlichen Ausdruck einstiger Größe bemitleiden muß; aber England — dieser große Vetter jenseits des Kanals, dieses Land Shakespeares und Byrons, Newtons und Darwins, das Land des Individualismus und des Liberalismus, was hat dieses England zum Kriege getrieben, was anderes — muß man sich sagen — denn brutaler Egoismus und krämerhafte Niedrigkeit? Es hat bitter enttäuscht, dieses England, und wer vermag nicht aus den vielfachen Bekundungen der Entrüstung die tiefere Ursache des inneren Schmerzes herauszuhören?

Allein, sich über eine Tatsache empören, heißt noch nicht, sie verstehen; und doch soll man gerade die Erscheinungen objektiv sich zu erklären bemühen, an denen man innerlich leidet; denn ein Problem begreifen, heißt schon seiner Herr werden, und die Ursache unserer Leiden zu erfassen, bedeutet den ersten Schritt

zu ihrer Überwindung. Nun sind ja in diesem Falle gar viele vorschnelle Weisen rasch bei der Hand: englische Heuchelei, englische Krämerpolitik, englische Unkultur, wer kennt nicht die mannigfachen Schlagworte, mit denen man uns das Verhalten Englands zu erklären sucht, die vielen Schlagworte, die nur ebensoviele Schimpfworte sind. Mit Geschimpfe aber hat man noch niemals ein Phänomen erfaßt, und so schwer es auch hier gerade fallen mag, das sine ira et studio bleibt auch diesmal die erste Voraussetzung für ein Verständnis der Erscheinung.

Den Anhaltspunkt zu ihrer Erklärung bietet uns das Verhalten der öffentlichen Meinung Englands unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges. Wir wissen, daß Lord Morley, daß John Burns vor allem, sofort nach der Kriegserklärung aus dem englischen Kabinette ausgetreten sind, daß Macdonald, der Führer der Arbeiterpartei, in heftigster Weise gegen die Politik Greys protestiert, daß ein großer Teil — und gerade der demokratische — der öffentlichen Meinung unverhohlen gegen das Kabinett Stellung genommen hat. Kein Land ging innerlich so uneinig in den Krieg wie England; und wenn auch gegenwärtig das englische Volk naturgemäß das Bild innerer Geschlossenheit bietet, so dürfen wir doch mit Bestimmtheit behaupten, daß die Haltung Englands in diesem Kriege nicht vom Volke bestimmt worden ist, ja nicht einmal vom Parlamente, das von Grey nicht weniger betrogen wurde wie die deutsche Diplomatie, sondern allein durch die Grey, Asquith und Churchill. Der Gegensatz Grey-John Burns aber bezeichnet den Gegensatz von der kleinen Schicht der mächtigen Aristokratie und der Majorität der Arbeitermassen und kleinen Bourgeoisie; wer England kennt, wird ohne weiteres präziser sagen: es ist der Gegensatz von der Masse des Volkes und der Klasse der Gentlemen.

Die Klasse der Gentlemen! Hier, wenn irgendwo, ist der Punkt, an dem jeder Versuch, die Haltung Englands in diesem Kriege zu erklären, ansetzen muß. Der Gentleman ist ohnedies schon die charakteristischste Erscheinung des modernen England. In diesem Typus hat das englische Wesen in seinen entscheidenden Zügen seinen spezifischsten Ausdruck gefunden; für weite Kreise des englischen Volkes ist der Gentleman das konkrete Ideal, das all ihr Tun und Lassen bestimmt; gentlemanlike oder not gentlemanlike ist die höchste Norm für den Briten der oberen Klassen, wie wir ihn gewöhnlich kennen. Will man die Rolle Englands in diesem Kriege begreifen, so muß man den Typus des Gentleman verstehen; die Analyse seiner Entwicklungsgeschichte und seines Wesens wird ihn als den Faktor erweisen, der England in diesen Krieg getrieben hat; sie wird die inneren Gründe klarlegen, die ihn zu diesem Verbrechen an der europäischen Kultur geführt haben, indem sie den Krieg als den letzten katastrophalen Akt des tragischen Entwicklungsprozesses aufzeigen wird, in dem sich die Klasse der Gentlemen seit einem Jahrhundert bereits befindet.

I.

Der Typus des Gentleman ist relativ jungen Datums. Das 16. Jahrhundert, auch die erste Hälfte des 17. kennt ihn noch nicht. Dieser größten und erhabensten Epoche der englischen Geschichte, deren Literatur beherrscht wird von Sturm- und Drangnaturen wie Marlowe, von Energie und Leidenschaft überquellenden Kraftmenschen wie Ben-Jonson und Shakespeare, deren religiöse Entwicklung bestimmt ist durch die glaubensstarken, heldenhaften Puritaner, deren politisches Leben eine so leidenschaftliche, tiefernste Gestalt aufweist wie Cromwell, dieser großen Epoche ist der Typus des Gentleman völlig wesensfremd. Allein sie enthält bereits die Keime seiner Entstehung. Es tritt da ein großes geschichtliches Gesetz in Erscheinung, dasselbe, das in diesem Kriege Deutschlands Rolle bestimmt hat: die aufgespeicherte innere sittliche Energie bedingt notwendigerweise den Beginn der machtvollen äußeren Expansion. Cromwell, der Höhepunkt der sittlich-religiösen Entwicklung Englands, bezeichnet auch die Einleitung jener großzügigen Machtpolitik, die England zum Herrscher der Meere machte; Cromwell ist der Schöpfer der Navigationsakte, durch die England den holländischen Handel vernichtete und den ersten Schritt tat zur Eroberung der Welt. Und damit beginnt der Typus des Gentleman zu entstehen. Seine Entstehung war eine Notwendigkeit. Jedes Volk, das daran ging, die Welt zu erobern, schuf sich eine aristokratische Klasse, von der es dabei geleitet wurde. Jeder Krieg erfordert eben die Diktatur; jede Herrschaft die Zentralisation; alle weltbeherrschenden Völker waren zur Zeit ihrer Machtstellung aristokratisch regiert: Rom hatte seine Patrizier, das Spanien Philipps II. seine Granden, das Frankreich des Ludwig XIV. seine Salonaristokratie; England schuf sich seinen Gentleman. Wie die politische Geschichte Englands seit dem 17. Jahrhundert durch seine Eroberungspolitik und seine Herrscherstellung charakterisiert wird, so seine kulturelle Entwicklung durch den Typus des Gentleman. Er ist der eigentliche Repräsentant des England der letzten drei Jahrhunderte.

Daraus ergibt sich seine Wesensart. Sie wird durch zwei Faktoren bestimmt: Rasse und Milieu, in diesem Falle: Volkscharakter und historischer Beruf. Der Gentleman ist Engländer und er ist Vertreter einer Herrscherklasse: in diesen zwei Eigenschaften resumieren sich seine entscheidenden Charakterzüge.

II.

Zunächst ergibt sich daraus jene eigentümliche Wesensart des Gentleman, die sein Denken und Urteilen bestimmt: die enge *Verschmelzung von Egoismus und Moralität*. Es bildet dies einen der spezifischsten Züge des englischen Volkscharakters überhaupt, der sich darin als Äußerung allgemein germanischen Wesens offenbart. Gesunder, praktischer Menschenverstand auf der einen, ein tiefer Sinn für alles Moralische auf der anderen Seite sind Ur-

eigenschaften aller germanischen Völker. Es war das unglückselige Schicksal des deutschen Volkes gewesen, daß seine Entwicklung in der modernen Zeit zu einer Scheidung dieser zwei Anlagen geführt hat und so während des 17., 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der eine Teil des Volkes vorwiegend die praktische Seite, der andere die moralische verkörpert — daher das widerspruchsvolle Bild der idealistischen Philosophie neben der egoistischen Politik der Duodezfürsten, der romantisch-schwärmerischen Literatur neben dem kleinlich selbstsüchtigen Philister; und erst in unserer Zeit schickt sich das deutsche Volk an, die große Synthese dieser zwei Charakterzüge zu vollziehen. Es war demgegenüber eine der vornehmsten Ursachen der Harmonie und Größe der englischen Geschichte, daß der Charakter des englischen Volkes schon seit Jahrhunderten von der Verbindung des Praktischen mit dem Moralischen bestimmt wird. Alle großen Erscheinungen der englischen Geschichte stehen unter dem Zeichen dieser Synthese. Die gesamte englische Philosophie dreht sich um diese zwei Begriffe; Empirismus und Moralphilosophie sind ihre eigentlichen Domänen, von Bacon bis Stuart Mill und Carlyle. Alle spezifisch englische Ethik besteht in einem moralischen Utilitarismus. Und dies geht so weit, daß selbst die höchste Erscheinung der religiösen Entwicklung Englands, der Puritanismus, diese Verknüpfung des Praktischen mit dem Moralischen in der extremsten Form zeigt; nie war ein Staatsmann sittenstrenger als Cromwell, selten aber auch einer praktischer und berechnender als er. „Sich selbst zu zügeln und zu versorgen, das Leben als Moralist und Nationalökonom zu betrachten" — sagt Hippolyte Taine, der in seiner „Geschichte der englischen Literatur" den englischen Volkscharakter mit genialem Tiefblick erfaßt hat — „zugleich respectable und comfortable zu sein, diese beiden Worte schließen alle Triebfedern der englischen Handlungsweise ein."

Dieser allgemein englische Charakterzug wird nun beim Gentleman durch seinen Beruf als Vertreter einer Herrscheraristokratie in hohem Maße gesteigert. Als Herrscher muß er Egoist sein. Wer stets darauf trachtet, andere Länder und Völker zu unterwerfen und zu beherrschen, kann wahrlich nicht auf altruistischen Grundsätzen sein Leben aufbauen. Ein einzelner Herrscher mag wohl seinen Herrscherberuf ideal auffassen, als Amt im Dienste der Allgemeinheit. Eine Herrscherklasse kann nicht anders, als den Egoismus zu ihrem obersten Lebensprinzip zu erheben. Als kommerzieller Herrscher jedoch, der nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Kontobuch die Welt regiert, muß der Gentleman moralisch sein. Der kriegerische Herrscher vermag sich über Moral und Anstand hinwegzusetzen; der Herrscher, der Händler ist, muß auf Moral unbedingt halten. Allen Händlerklassen der Welt gilt die Wohlanständigkeit, die Honettität, als unerläßliche Tugend, der Klasse der Gentlemen mehr als jeder anderen.

So vereinigten sich Volksveranlagung und allmähliche Erziehung in der Ausübung seines historischen Berufes, um die enge Verschmelzung von Egoismus und Moralität zu einem der fundamentalsten Charakterzüge des Gentleman zu

machen. Aus ihm erklären sich so manche seiner augenfälligsten Eigenarten. Vor allem jene viel gescholtene, in unseren Tagen bis zum Überdruß verketzerte englische Heuchelei. Es ist viel Unfug mit dem Schlagwort bereits getrieben worden. Weil uns die innerliche Verbindung von Moral und Egoismus oft fremd ist, sind wir geneigt, jede ihrer Äußerungen beim Engländer für Heuchelei zu erklären. In Wahrheit ist dieser Zug oft davon entfernt, Heuchelei zu sein, worunter wir ja stets eine Art bewußter Unwahrhaftigkeit verstehen. Dem Engländer, vor allem jedoch dem Gentleman, ist es eben wesensartig, für jede seiner vom Egoismus diktierten Handlungen einen moralischen Zweck zu suchen und demgemäß auch zu finden. Der naiv-arrogante Glaube vieler der bedeutendsten Staatsmänner Englands, daß die Unterwerfung eines Volkes unter englische Herrschaft eine moralisch wertvolle Tat sei, war ihnen durchaus ernst. Daher die schier bei jedem Gentleman anzutreffende Überzeugung von einer Mission Englands in der Welt; daher ihre Neigung, sich als ein auserwähltes Volk zu betrachten, ihre Gewohnheit, im persönlichen Erfolg eine Gnade Gottes, also einen Lohn ihrer moralischen Verdienste zu erblicken, und hundert ähnliche Züge.

Es ist jedoch nur naturgemäß, daß dieser Charakterzug in seiner Übertreibung zur wirklichen Heuchelei führen muß, wie ja jede ursprünglich wertvolle Eigenart, übertrieben und ins Extreme gesteigert, zum Laster wird. So ist denn das englische Leben, in erster Reihe dasjenige der Gentlemen, in der Tat reich an Äußerungen innerer Unwahrhaftigkeit und vollendeter Heuchelei. Man denke an das Verhältnis des Gentleman zur Religion: er ist religiös indifferent, geht aber regelmäßig in die Kirche; man denke an die Prüderie der englischen Literatur: ein naturalistisches Drama kann heute noch kaum auf einer englischen Bühne aufgeführt werden; ein englischer Roman muß stets für Backfische lesbar sein; man denke an das starke Maß von Korruption, das selbst das innerpolitische Leben Englands aufweist: ich erinnere hier nur an Walpole, der, nachdem er zwanzig Jahre Ministerpräsident gewesen, wegen Unterschlagungen zurücktreten mußte; an Fox, der den Stimmenkauf der Parlamentsmitglieder nahezu öffentlich betrieb und an einem Tage 25 000 Pfund Sterling auszahlte; und selbst Pitt, der große William Pitt, wie oft bricht er — nach dem Zeugnis H. Taines — sein Wort, wechselt er seinen Standpunkt, um Minister zu sein oder zu bleiben; von der äußeren Politik des „perfiden Albion" ganz zu schweigen. Allein stets, wenn wir Äußerungen von Unwahrhaftigkeit und Heuchelei im englischen Leben begegnen, ist es nur ein Gebot der Gerechtigkeit, zu bedenken, daß der Grad der Unwahrhaftigkeit weitaus geringer ist, als es uns erscheinen mag, weil die Wesensart des Engländers, alles Egoistische moralisch zu umkleiden, ihn befähigt, selbst da noch in gutem Glauben moralische Ausreden und Scheingründe zu finden, wo wir, die Schüler Kants und Fichtes, nur pure Heuchelei darin erblicken.

III.

Aus der zweifachen Bestimmtheit des Gentleman als spezifischsten Ausdruck englischen Wesens und als Repräsentant einer Herrscheraristokratie erklärt sich auch der zweite große Grundzug seines Wesens, jener, der sein Willensleben vor allem bestimmt: die ungemein starke Beherrschung seines Innenlebens durch äußere Formen. Auch dieser Zug hat seinen tiefsten Quell im englischen Volkscharakter, der sich seinerseits auch hier wiederum als Ausdruck germanischen Wesens offenbart. Die germanische Rasse besitzt von Natur aus tiefe Leidenschaftlichkeit, daneben aber auch das Mittel und die Anlage, sie zu zähmen: starke Willenskraft. Es ist dies daher eine der höchsten immanenten Aufgaben aller germanischen Kulturen, diese ursprüngliche Leidenschaftlichkeit, die nur allzu leicht in Wildheit und Roheit ausartet, mit Hilfe der inneren Willensstärke zu zähmen. Daher denn das Postulat der Selbstbeherrschung, der Zügelung seines Willens durch die Normen der Vernunft und der Sittlichkeit, von jeher eine Hauptforderung germanischer Moral war, im Gegensatz zu den Romanen, die ein Sichgehenlassen des Gefühlslebens, ein Sichanvertrauen ihren Enpfindungen stets als ästhetisch-künstlerisches Ideal gepriesen haben, weil sie dies auf Grund ihrer innerlich harmonischeren, wenn auch oberflächlicheren Wesensveranlagung sehr wohl tun durften. Der Pedant ist ebensosehr ein spezifisch germanischer Typus, wie der Bohémien ein durchaus romanischer. Die Engländer, Abkömmlinge der nordischen, leidenschaftlicheren und willensstärkeren Germanen, haben das Postulat der Selbstbeherrschung in sehr hohem Grade entwickelt. Seine Triebe und Sinne zu zügeln, sein Leben nach selbstgesetzten, rationalistischen Normen peinlich zu regulieren, ist eine der höchsten Forderungen des Puritanismus, des spezifisch englischen Religionssystems; und in welch hohem Grade der Puritanismus den englischen Volkscharakter bestimmt und geformt hat, ist bekannt.

Diese tief englische Wesensart wird nun beim Gentleman wiederum durch seine Eigenschaft als Vertreter einer Herrscherklasse in starkem Maße gesteigert. Alle Herrscheraristokratien legen den größten Wert auf Formenkultur — man denke an die spanischen Granden, an die Salonaristokraten Frankreichs; aus dem einfachen Grunde, weil jeder Herrscher repräsentieren muß, und nichts zum Repräsentieren mehr not tut als die äußere Haltung. Beim Gentleman haben diese beiden Faktoren der Volksveranlagung einerseits, der Erziehung in seinem Herrscherberufe andererseits, diese Kunst der äußeren Haltung bis zu einem Grade entwickelt, der ihn in dieser Hinsicht über alle anderen Völker und Klassen Europas erhebt. Die äußere Haltung ist ja das, was viele mehr als alles andere am Gentleman geschätzt haben, und es ist keine Frage, daß sich in dieser Fähigkeit strengster Selbstbeherrschung ein hoher Grad von Willenskraft, ein starkes Maß ethischer Kultur offenbart. Allein, auch hier zeigt sich dasselbe wie

bei dem vorhin geschilderten Grundzug des Gentleman: der Verbindung von Egoismus und Moral. Wie diese in ihrer Übersteigerung zur Heuchelei führte, so ist das Resultat der übertriebenen Formenkultur, der extremen Überschätzung der äußeren Haltung die allmähliche Unterdrückung des elementaren Gefühlslebens und damit eine innere Gefühlsleere und Empfindungskälte. Es ist ja dies das ewig gefahrvolle, in gewissem Sinne tief tragische Geschick aller Herrschenden, daß ihr Leben mehr auf Schein gegründet ist als auf innere Wahrheit; nicht was sie sind, macht den Inhalt ihres Lebens aus, sondern das, als was sie erscheinen. Dieser Gefahr, nicht durch ihre Persönlichkeit zu wirken, sondern durch ihre Stellung, ihr Innenleben unterdrücken zu müssen zu Gunsten ihrer Aufgabe des Repräsentierens, sind nur gezählte große Herrschergestalten entronnen. Herrscherklassen pflegen ihr stets zu erliegen — man denke an die französische Salonaristokratie des 18. Jahrhunderts —, niemand ist ihr in stärkerem Maße erlegen als der Gentleman. Stets korrekt zu sein, vermag eben nur derjenige, der innerlich stets kühl bleibt, der allen Lagen des Lebens, auch den persönlichsten und intimsten, berechnend, bis zu einem gewissen Grade indifferent gegenübersteht.

Diese ewige Kühle des Gentlemans zeigt sich auf allen Gebieten seines Lebens. Niemand betrachtet religiöse Probleme nüchterner als er; niemand ist so unfähig, sich durch die Kunst zur Ekstase hinreißen zu lassen wie er. Alles, was an Mystik rührt, ist ihm nonsense; für Metaphysik besitzt er keinerlei Verständnis. Es ist kein Zufall, sondern tiefste Wesensart, daß England das einzige Land Europas ist, das keinen einzigen großen Komponisten hervorgebracht hat, daß kein Publikum der Musik so verständnislos gegenübersteht wie das englische. Weil Musik die innerlichste, unmittelbarste aller Künste ist, ist England das „Land ohne Musik", wie es Oscar A. H. Schmitz treffend genannt hat. Man nehme die englische Literatur des 18. Jahrhunderts, der klassischen Epoche des Gentleman; wo findet man wieder solche Schulmeister der Verskunst wie Pope, solche abgezirkelten Prediger banalster Moralität wie Addison, oder solch unerträgliche Pedanten der Anständigkeit und Wohlerzogenheit wie Richardson? Oder man werfe einen Blick in das gesellschaftliche Leben: Wo wimmelt es so von Snobs wie in England? Vergessen wir nicht, daß „Snob" ein englisches, unübersetzbares Wort ist, daß einer der bedeutendsten englischen Schriftsteller, der große Thackeray, der Verfasser des wundervollen Snobsbuches ist. Einen Typus erkennt man oft am besten in seiner Karikatur. Wer den Franzosen erkennen will, lese Tartarin de Tarascon; wer den russischen Beamten zu verstehen sucht, studiere Gogols „Revisor"; wer den deutschen Bürger erfassen will, beobachte den deutschen Philister; will man den Gentleman ganz begreifen, so vertiefe man sich in Thackerays „Snobsbuch".

Diese innere Kühle des Gentleman ist auch derjenige seiner Charakterzüge, der ihn mehr als jeder andere von allen übrigen Völkern Europas trennt. Diese

Eigenschaft macht — zusammen mit seinem moralischen Utilitarismus — den Typus des Gentleman allen leidenschaftlichen Künstlernaturen so unsympathisch: man denke an Byron, in unserer Zeit vor allem an Nietzsche. Allein auch dem durchschnittlichen Kontinentalen erscheint diese Kühle oft unbegreiflich. Der temperamentvolle Franzose, der gemütstiefe, allen Dingen des Lebens ernst gegenübertretende Deutsche, der zügellose, in seinem Gefühlsleben von einem Extrem ins andere pendelnde Russe, der übersprudelnde, elementar empfindende Italiener — sie alle stehen der Gefühlskälte des Gentleman oft kopfschüttelnd gegenüber. Ja, es gibt Fälle, wo sie Formen annimmt, die uns geradezu unmoralisch erscheinen müssen; von dieser Seite her hat sich die englische Korrektheit und Gefühlskälte wohl niemals nackter und abstoßender enthüllt als in diesem Kriege. Wen von uns erfaßt nicht täglich von neuem ein Gefühl der Empörung über die geschäftsmäßige Art der englischen Kriegsführung; wem von uns erscheint es nicht unfaßbar, wenn wir lesen, daß englische Soldaten nach ihrer Gefangennahme den deutschen Siegern die Hand reichten, als ob es sich um ein verlorenes Fußballspiel handelte? Hier eben, angesichts der gewaltigen Ereignisse, die sich jetzt vor uns abspielen, erkannten wir den Gentleman in seiner tiefsten Wesensart. Wo jeder Europäer durch die Gewalt der Schicksale, die wir täglich erleben, in seinem tiefsten Innern aufgewühlt, wo ein jeder nur von den elementaren Gefühlen des Hasses und der Liebe, der Empörung und Begeisterung beherrscht wird, selbst da bleibt der Gentleman kühl bis ans Herz hinan. Fürwahr: es gibt wenig derart frappante Beispiele für die Regel, daß jede Tugend, ins Extrem gesteigert, zum Laster wird, wie diese Gefühlskälte des Gentleman. Hervorgegangen aus der ethisch wertvollsten aller Tugenden, der Kraft der Selbstbeherrschung und Willenszügelung, hat das Prinzip der Korrektheit, der Wertschätzung der äußeren Haltung, hier zum stärksten aller Schäden, der Ertötung allen elementaren Gefühlslebens, geführt.

IV.

Dieselbe Erscheinung offenbart sich beim dritten fundamentalen Wesenszug des Gentleman, der mit den beiden anderen die Grundlage seines Charakters bildet: seinem Individualismus. Auch hier wieder ist die Quelle dieser Wesensart der englische Volkscharakter, der wiederum seinerseits sich als Äußerung germanischen Wesens kundgibt. Daß der Individualismus ein tiefer Charakterzug der Germanen sei, ist eine Wahrheit, die schon beinahe zum Gemeinplatze geworden ist und sicherlich keines Beweises mehr bedarf. Während nun in Deutschland der Individualismus lange Jahrhunderte hindurch im politischen Leben unterdrückt wurde, um sich umso ungehinderter im geistigen Leben zu offenbaren, ist er in England dank einer glücklichen politischen Entwicklung zum beherrschenden Faktor auch in der inneren Politik geworden. Die Freiheit des

Individuums ist seit Jahrhunderten bereits eines der unantastbaren Dogmen des innerpolitischen Lebens Englands; und von allen vorbildlichen Werten der englischen Kultur war der Individualismus gewiß derjenige gewesen, der am stärksten die westeuropäischen Kulturen beeinflußt hat. Dieser Individualismus wird nun — analog den beiden anderen Grundzügen — beim Gentleman durch seinen Charakter als Mitglied einer Herrscherklasse noch sehr gesteigert. Der Gentleman fühlt sich nicht nur als freies Individuum, sondern als Herrscher, nicht nur als Engländer, sondern als Mitglied der Klasse, die die Welt beherrscht. Daher denn sein ungemein stark entwickeltes Würdebewußtsein, für viele von uns vielleicht der imponierendste all seiner Charakterzüge. Daher auch seine Wahrheitsliebe, jene besonders von Pädagogen vielgerühmte Eigenschaft des Gentleman, die aber im Unterschied von dem Postulate der Wahrheitsliebe in der Ethik eines Kant oder Fichte nicht etwa aus der Hochschätzung der Wahrheit als eines absoluten Ideals quillt, vielmehr sich als das Produkt seines Würdebewußtseins darstellt. Nicht lügen — denn in dieser negativen Fassung formuliert sich eigentlich seine Wahrheitsliebe — ist dem Gentleman eben ein Gebot seiner Würde. Lügen heißt sich vor der Wahrheit fürchten; nichts aber ist eines Herrschers unwürdiger, nichts muß ihm fremder sein als die Furcht. Lügen hieße daher für den Gentleman seinen Charakter als Herrscher negieren.

Allein auch hier wieder dasselbe Bild: die individualistische Wesensveranlagung, die an sich so wertvoll ist und so manche der besten Tugenden des Gentlemans entwickelt, wird durch jahrhundertelange einseitige Fortentwicklung übertrieben und ungesund. Das Würdebewußtsein wird allmählich zum hochmütigen Chauvinismus, zur brutalen Verachtung alles Fremden, die sich überall offenbart. Die Idee der prinzipiellen Menschengleichheit wird abgelehnt; angesichts der Proklamierung der Menschenrechte durch die französische Revolution erklärt Burke, einer der ausgeprägtesten Vertreter des Typus Gentleman: „Wir fordern unsere Freiheiten nicht als Rechte der Menschen, sondern als Rechte der Engländer." Ein Gentleman hält es noch heute oft für unter seiner Würde, eine fremde europäische Sprache zu erlernen; in keinem Lande der Welt ist dem Fremden der Zutritt zu den einheimischen Kreisen so sehr erschwert wie in England; und jeder, der einmal die Darstellung fremder Völker in englischen Romanen kennen gelernt hat, weiß, wie unfähig der Gentleman ist, einen fremden Volkscharakter zu verstehen. „In den Augen des Engländers" — sagt H. Taine — „gibt es nur eine vernünftige Kulturstufe; und dies ist die ihrige; jede andere Moral ist niedriger, jede andere Religion extravagant."

Jedoch nicht nur nach außen hin, auch innerhalb seines eigenen Volkes führt der Stolz und der Individualismus des Gentleman allmählich zu traurigen Resultaten. Sein Stolz läßt ihn sich von den niedrigeren Klassen des Volkes abschließen; sein Individualismus aber alle sozialen Gedanken negieren. Der

Gentleman wird so zum absoluten Beherrscher der Politik, zum alleinigen Machthaber im wirtschaftlichen Leben; die große Masse des Volkes aber wird aller politischen Rechte beraubt und wirtschaftlich vergewaltigt. „Die hundert- oder hundertzwanzigtausend Familien" — sagt Taine —, „die jährlich tausend Pfund Sterling und darüber verbrauchen, regieren in der Tat das Land." Im Oberhaus regieren die Lords, die durch ein eigentümliches Erbrecht gegen den Verlust ihrer Macht und ihres Besitzes garantiert sind; im Unterhause sitzen die jüngeren Söhne der Grundaristokratie, die vier Fünftel des englischen Bodens in ihrem Besitz hat; und wahlberechtigt sind um den Beginn des 19. Jahrhunderts in ganz England etwa 200 000 Personen. Von der Demokratie Altenglands ist keine Spur mehr vorhanden.

Aber nicht nur ist von der politischen Gleichberechtigung der Massen keine Rede mehr, auch wirtschaftlich werden sie in der brutalsten Weise vergewaltigt und ausgesaugt. Der ins Extreme übersteigerte Individualismus des Gentleman macht ihn zum prinzipiellen Gegner jeder sozialen Fürsorgearbeit. Die philosophischen und wissenschaftlichen Blüten dieses Individualismus, die rationalistische Philosophie und die klassische Nationalökonomie bieten für den sozialen Gedanken keinerlei Raum; die Arbeit — lehrt Ricardo — ist eine Ware, deren Preis auf das möglichste Minimum herabzudrücken der Arbeitgeber ebenso berechtigt und verpflichtet ist wie der Käufer jeder anderen Ware; und ein staatlicher Eingriff in das wirtschaftliche Leben erschien den Vertretern der Manchesterschule geradezu als Verbrechen. So bildete sich um den Anfang des 19. Jahrhunderts jene soziale Lage in England heraus, die uns aus Engels: „Lage der arbeitenden Klassen in England" und anderen Werken genügend bekannt ist, und von der ein so objektiver Forscher wie Schulze-Gävernitz sagen durfte: „Ein solcher Druck, wie er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem englischen Arbeiterstande lastete, ist zu keiner Zeit von den unteren Klassen eines Volkes, selbst nicht von einer Sklavenbevölkerung erduldet worden." Auf der einen Seite die kleine allbeherrschende Klasse der Gentlemen, auf der anderen die ungeheure, politisch und wirtschaftlich vergewaltigte Mehrheit des Volkes, dies war das Bild Englands am Beginn des 19. Jahrhunderts.

Die Entwicklung, die zur Entstehung und Ausbildung des Typus Gentleman geführt hatte, war in E n t a r t u n g übergegangen. Durch eine maßlose Übersteigerung seiner Eigenarten hatte sie seine Tugenden in Laster verwandelt. Die Verbindung des Praktischen mit dem Moralischen hatte vielfach zur Heuchelei geführt; die Selbstbeherrschung und Pflege der äußeren Haltung bewirkte die Ertötung des elementaren Gefühlslebens; sein Selbstbewußtsein hatte zur Kehrseite die ebenso brutale wie beschränkte Verachtung alles Fremden; sein Individualismus hatte ihn allen sozialen Ideen entfremdet und zum rücksichtslosen Despoten werden lassen. Er war allen inneren Gefahren seines Herrscherberufes erlegen. Die inneren Ursachen seiner Größe waren ihm zum Verderben ge-

worden; jener tragische Entartungsprozeß, dem bislang alle großen Aristokratien der Geschichte erlegen sind, — man denke immer wieder zum Vergleich an Roms Patrizier, an Spaniens Granden, an Frankreichs Salonaristokraten — hatte eingesetzt: das Ende des Gentlemans hatte begonnen.

V.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutet auch den Beginn dieser Degenerationsentwicklung. „Das englische Volk zerfiel" — nach Disraelis Worten — „in zwei Nationen, die sich so fremd gegenüberstanden, als wären sie in verschiedenen Zonen geboren." Was eintreten mußte, war klar: die Aristokratie mußte gestürzt, der Gentleman überwunden werden. Es fragte sich nur, ob sein Ende gewaltsam eintreten würde — wie etwa in Frankreich —, oder ob es gelingen würde, in friedlicher Weise die Demokratisierung durchzuführen. Wir wissen, daß England stark und gesund genug war, den letzteren Weg zu beschreiten.

So begann jene radikale Wandlung des innerenglischen Lebens, die die englische Geschichte des 19. Jahrhunderts beherrscht. Carlyle ist der gewaltige Wortführer: in erbarmungsloser Weise schleudert er seine Pfeile gegen den Gentleman, schonungslos enthüllt er seine Laster und Übel; es entsteht die christlich-soziale Strömung, literarisch vertreten durch den edlen Kingsley. Gleichzeitig zeichnet die realistische Literatur den Gentleman in all seiner Entartung; Dickens schafft den unvergänglichen Typus des heuchlerischen, brutalen Pecksniff (in Martin Chuzzlewit), Thackeray zeigt den Gentleman in seinem Snobsbuch in seiner hohlen Lächerlichkeit. Es setzt jene großartige sozialpolitische Bewegung ein, mit deren Ideen und Erfolgen uns bekannt gemacht zu haben, das große Verdienst Brentanos ist; wer ihren Umfang erkennen will, lese Schulze-Gävernitz: „Zum sozialen Frieden." Welches das Resultat war, wissen wir: Organisierung der Arbeitermassen, Sozialisierung des Denkens, Demokratisierung des öffentlichen Lebens; alles in einem: der Beginn der Überwindung des Gentleman.

Diese Entwicklung, die das innere Leben Englands in den letzten 80 Jahren beherrscht, ist noch nicht abgeschlossen; die Kämpfe um das Veto der Lords vor einigen Jahren zeugten von den großen Schwierigkeiten, die sie noch zu überwinden hat. Nur Schritt für Schritt konnte dem Gentleman ein Gebiet seiner Herrscherstellung entrissen werden nach dem anderen; eines vor allem war ihm noch verblieben: die äußere Politik. Hier klammerte er sich fest; das innere Wesen aller äußeren Politik, das ihre Demokratisierung zu einem so schwierigen Problem macht, kam ihm dabei entgegen. Und er wußte sehr wohl, warum er seine absolute Herrscherstellung in der äußeren Politik so verzweifelt verteidigte; er empfand es mit instinktiver Gewißheit, daß es sich hier um den letzten Grundstein seiner Existenz handelte. Nur durch seine brutale Eroberungs-

politik, nur auf Grund der seebeherrschenden Stellung Englands hat sich der Typus des Gentlemans entwickeln können. Verliert England diese exzeptionelle Stellung, so verliert der Gentleman die letzte innere Berechtigung seines Daseins; dann muß er seine Verachtung alles Fremden aufgeben, dann muß er auf seinen Anspruch, mehr als alle anderen Nationen zu sein, verzichten, dann muß er gleichberechtigtes Mitglied der europäischen Gesellschaft werden mit allen anderen.

Diesem innerlich notwendigen Gang der europäischen Geschichte stemmte er sich entgegen. Die Demokratisierung des innerpolitischen Lebens, die ihn bereits eines großen Teiles seiner Herrscherstellung beraubt hatte, hatte er nicht zu verhindern vermocht. Die Demokratisierung Europas, die nun folgen sollte — denn was anderes als die Demokratisierung Europas ist es, was das Ziel dieses Krieges ausmacht, nämlich die gleichberechtigte Stellung Deutschlands auf dem Meere neben England? — suchte er mit allen Machtmitteln, die ihm noch verblieben waren, zu verhindern. Als er sie nicht mehr friedlich aufhalten konnte, ward er — wie alle Herrscher vor ihrem Sturze — zum Desperadopolitiker: er setzte die gesamte Existenz Englands auf das Spiel und entfachte den Völkerkrieg. So gesehen, gewinnt dieser Krieg seinen großen, tragischen Aspekt: er ist das letzte, verbrecherisch wahnsinnige Mittel, dessen sich die Herrscheraristokratie der Gentlemen bedient, um die letzten Reste ihrer Existenz zu retten.

Allein, wer will daran zweifeln, daß der Gentleman dieses sein letztes furchtbares va banque-Spiel verlieren wird? Ich spreche nicht von allen anderen Anzeichen, die darauf hindeuten: der Sinn der europäischen Geschichte des letzten Jahrhunderts ist Prophet genug, um uns davon zu überzeugen. Seit einem Jahrhundert bildet der Gentleman eine Dissonanz in unserer Kultur, ein disharmonisches Element sowohl in der Gesellschaft Englands wie in derjenigen Europas. Zwei große Ziele — die in Wahrheit nur eins sind — bestimmen den Sinn unseres Jahrhunderts: innerpolitisch: die Demokratisierung des politisch-gesellschaftlichen Lebens, außerpolitisch: die Einigung und Verständigung der Kulturmenschheit. Beiden Tendenzen steht die Klasse der Gentlemen hemmend im Wege. Als Herrscheraristokratie fordert sie eben für sich eine Sonderstellung: innerhalb Englands will sie mehr sein als alle anderen Schichten des Volkes, innerhalb Europas mehr als alle anderen Nationen. So sträubt sie sich bis zum heutigen Tage gegen die Demokratisierung Englands; so bekämpft sie bis heute das Werk der Verständigung und Annäherung der Kulturvölker. Die innere Entwicklung Englands im 19. Jahrhundert hat bereits die Niederlage des Gentleman in seinem Kampfe gegen die eine Tendenz, die demokratische, besiegelt; trotz seines Widerstandes hat sich England demokratisiert. Wer will die große Lehre, die uns die Geschichte damit gibt, bezweifeln, daß nämlich der Gentleman auch in seinem Kampfe gegen die zweite Tendenz, jene, die die Einigung der Kulturmenschheit herbeiführen will, unterliegen wird?

Und noch ein anderes lehrt uns der Sinn der Geschichte: daß nämlich der

Besieger des Gentleman Deutschland war und sein wird. Derjenige, der den Gentleman innerhalb der englischen Kultur überwunden hat, ist Carlyle; woher aber schöpfte der große Schotte jene Gedanken, die ihn zur innerlichen Überwindung der individualistischen Philosophie und der klassischen Nationalökonomie befähigten, wenn nicht aus der idealistischen Philosophie Deutschlands? wenn nicht — wie es Schulze-Gävernitz formuliert hat — aus der — nach Taine — beherrschenden Idee der neudeutschen Kultur, der Idee des Organismus? Carlyle war es gewesen, der England mit der deutschen Kultur bekannt gemacht hat; das Vorbild Deutschlands hatte die englische Sozialpolitik entscheidend beeinflußt; und bis zum heutigen Tage sind es vorwiegend die sozialen Denker und Politiker Englands, die seine Verbindung mit Deutschland herstellten. Es war durchaus konsequent und notwendig im Sinne der Entwicklungsgeschichte Englands im 19. Jahrhundert, daß John Burns aus dem englischen Kabinette ausschied, als dieses Deutschland den Krieg erklärte; mit ihm, dem machtvollen Organisator und Führer der englischen Arbeitermassen, kehrte das gesamte wahrhaft demokratische England, kehrte das England Carlyles, Kingsleys und Ruskins der Klasse der Gentlemen den Rücken.

So stellt sich dieser Krieg Englands gegen Deutschland als das Werk des Gentleman dar. In dem Gedanken, daß es sein letztes Werk ist, mag man den Trost suchen für all den Schmerz und die Enttäuschung, die gerade die Haltung Englands bereitet hat. Denn wenn erst einmal der Gentleman endgültig auch im Machtkampfe überwunden sein wird, ist die Bahn frei für die Verständigung Europas, ist die Bahn frei vor allem für die Wiederannäherung und Aussöhnung der zwei großen germanischen Völker, deren Wesensverwandtschaft doch weitaus tiefer und stärker ist als ihre Wesensverschiedenheit. Ungeheure Werte vernichtet dieser Krieg. Vielleicht aber wird man sich trotz allem einigermaaßen mit ihm aussöhnen können, wenn man weiß, daß er — neben allem anderen — in erster Reihe auch das Ende des Gentleman bedeutet.

Dr. Aurelia Horowitz: Volksstimmung — Volksstimmen in Rumänien.

Wer die Wandelbarkeit der Volksstimmung kennen lernt, wie sie uns etwa im „Julius Cäsar" und dem „Götz von Berlichingen" dargestellt erscheint, kennt nur eine Seite dieser Stimmung; ich möchte sagen, die exoterische. Sie wird durch äußere Anlässe erzeugt und gleicht dem Echo in einem Tale, das von Felsen und Wäldern umgeben ist. Ein lauter Ruf, ein heller Schall klingt von den Felswänden und aus den Gebüschen vervielfacht wieder. Doch die tiefen Stimmen der Natur sind leise. Vereinzelt dringen sie aus der ursprünglichen Empfindung, und ihnen gleicht die exoterische Volksstimmung. Wenn man von der rumänischen Volksstimmung redet, denkt man an die paar Lauten, die sich einander im Schreien überbieten, und gleichviel, ob ihre Stimmen Klang haben oder nicht, rufen, um ein Echo zu wecken. Von dem einen, der einen lauten, vernehmlichen Ruf mit mächtigem Widerhall erschallen läßt, bis zu denjenigen, die dastehen und kreischen wie hungrige Raben — usw. Andere Rufer und Wecker stehen zu hoch, als daß Ruf und Widerhall ins Tal gelangte.

Ich möchte von der Volksstimmung sprechen, wie sie aus den Schwingungen der Seele uns als einzelne Stimmen ertönt.

In einem Eisenbahnwagen II. Klasse. Ein Herr spricht mit einer Dame über die Greuel der Russen in der Bukowina. „Deswegen," sagt er, „meine ich, ist es besser, daß wir mit den Russen gehen. Die Österreicher sind lange nicht so grausam." „Wenn wir mit den Russen gehen, kommen sie zu uns ins Land," mischt sich ein Dritter ins Gespräch, „und dann können wir uns lebendig begraben. Wenn sie einmal ein Land durchschreiten, als Freund oder als Feind, so wächst hinter ihnen kein Gras."

„Mir haben Russen selbst erzählt," sagt die Dame, „daß sie, wenn ihre eigenen Regimenter passieren oder ein Trupp Kosaken in einer Ortschaft Quartier nehmen, aus dieser Ortschaft Frauen und Töchter wegschicken, die Geschäfte von allem Verlockenden leeren." „Aber warum sollen wir sie überhaupt ins Land lassen? Wir können ja hübsch ruhig bleiben."

In einem andern Winkel des Wagens: „Die ganze Macht der Deutschen sind ihre Waffen. Während hier sieben Waffen auf jeden Soldaten kommen, besitzt Rußland je vier Waffen für einen Soldaten; wir dagegen —"

„Haben zwei Soldaten auf eine Waffe," murrt der andere, und die Erörterung endigt in einem Gelächter. —

Ein alter Herr tritt in den Gang ans Fenster, an dem ein junger Mann steht. „Da seh' ich sie wieder, die weißgetünchten Häuschen mit den faustgroßen

Fenstern, den Stroh- und Schilfdächern," sagt der alte Herr, wie zu sich selber. „Lange habe ich keine so armseligen Wohnstätten gesehen, wie die Behausungen unserer Bauern." „Bei uns treffen Sie so etwas nicht," entgegnet langsam der junge Mann. Der Alte sieht ihn erstaunt an.

„Aus welcher Gegend sind Sie denn?" — „Aus Siebenbürgen."

„Ich habe gehört, daß die ökonomische Lage bei Ihnen eine bessere ist als bei uns. — Ich kann es mir aber nicht erklären. Bei der Fruchtbarkeit unseres Landes, beim Mangel an Rechten und Freiheiten drüben bei Ihnen —"

„Rechte? — Wir besitzen alle, die wir brauchen, und — von den Freiheiten keine, die wir mißbrauchen können. Und was die Fruchtbarkeit betrifft, sichern soziale Einrichtungen und ein höherer Kulturgrad einem Volke mehr Wohlstand zu, als der Boden, der ihm — nicht gehört."

„Sie reden sehr merkwürdig, junger Mann! Ich — wir werden doch einem Goga und Lucaci mehr glauben —"

„So —? Der eine ist ein Dichter, der das, was er in seiner Phantasie für wahr hält, wirklich glaubt; der andere ist einer von den Hetzern, die Ihnen keinen Nutzen und uns Schaden bringen." —

Als die Kontrolle der Fremden stattfand, wurden die Rumänen aus der Bukowina auf der Polizei aufgefordert, zu erklären, ob sie rumänische oder österreichische Untertanen bleiben wollten. Als die Frage an eine alte Bäuerin gestellt wurde, erklärte sie feierlich: „Nicht um zehn Rumänen gäbe ich meinen Kaiser auf." — Eine Magd erwiderte schluchzend: „Ich sollte Kaiser und Vaterland verlassen?! Niemals! solange sie die Meinigen mit Gut und Blut verteidigen."

Eine Herrschaft redete einem Dienstboten zu, rumänischer Staatsangehöriger zu werden, da er hier im Lande seit Jahren lebe, Rumäne sei etc. — „Ja, aber wenn ihr gegen unsern Kaiser zieht? Ich werde doch nicht mit unseren Feinden befreundet bleiben." — —

Ein Soldat erhält seine Ausrüstung. Der Unteroffizier auf das Bajonett des Soldaten zeigend: „Damit werden Sie einige Deutsche erstechen." Der Soldat naiv zurück: „Oder Russen." —

Ein Holzfuhrmann zu einem Kaufmann, dem er Holz geführt hat: „Bitte um das Geld, damit ich meiner Familie wenigstens für die ersten paar Tage etwas zurücklasse. Die Zeitungen sagen, die Mobilisierung steht vor der Tür. — Nun werden mir wieder die Felder unbestellt bleiben, Frau und Kinder hungern können, wie vor zwei Jahren, als ich nach Bulgarien zog."

Kaufmann: „Dafür aber wird dein Land wieder um so und so viel größer sein."

Holzfuhrmann: „Und was werde ich — ich und meinesgleichen davon haben? Ich meine, wir alle, die die Familien hungernd zuücklassen, und die wir

gar nicht oder als Krüppel zurückkommen. Wir dachten damals, wenn wir ein Stück Boden erobern, werde man es unter die Bedürftigen von uns verteilen. Nun haben wir ein Stück Land gekriegt; aber kann man die Einwohner von dort niedermachen? Also bleiben wir doch nur mit dem bißchen, das wir haben, oder arm wie vorher. Warum sollen wir dann eigentlich unser Blut vergießen? Wenn der König und die Großen den Krieg wollen, damit sie über ein größeres Gebiet herrschen oder mehr Steuern einnehmen, so sollen sie mit den andern Königen und Großen fechten oder boxen, bis es sich entscheidet, welcher der Stärkere und Geschicktere ist und von den andern ein Stück Land zu bekommen hat." —

In dem Gartenhof (= Empfangszimmer) bei einem Kleinstadtarzt sitzt auf einer Bank die Frau eines Synagogendieners neben andern Leidensgenossen. Man macht Politik. Die Synagogendienerfrau: „Neben der Synagoge wohnt der Amtsschreiber mit seinem Sohn, dem Herrn Leutnant. Bei schlechtem Wetter gehen sie durch den Synagogenhof, denn da haben sie den halben Weg. Sie sagen auch immer: guten Morgen! guten Abend! Vorgestern faßte ich mir Mut und fragte den Herrn Leutnant, wann der Krieg sein wird und mit wem. — Denn seitdem man meinen Mann zu den Übungen einberufen hat, lebe ich nicht vor Angst. So faßte ich mir Mut. — Er antwortete mir sofort: ‚Wann der Krieg sein wird, wissen wir noch nicht genau. Aber mit wem wir gehen, kann ich Ihnen sagen: Mit uns!'"

„Mit uns, d. h. vielleicht mit Österreich; denn dort sind sehr viele Rumänen," meinte eine Banknachbarin.

„Ich glaube, die Russen sind auch Rumänen," behauptet eine Patientin mit verbundenem Kopf.

„Eines weiß ich noch von meinem seligen Vater, daß der Kaiser Franz Joseph aus dem Hause David stammt," flüstert einer. —

In einem Hause hat Karl, der Techniker der Stadt, die elektrische Klingel wieder hergestellt. „Jetzt wird sie tadellos funktionieren," sagt er dem Hausherrn, „denn ein Deutscher hat an ihr gearbeitet." Der Hauspatron runzelt die Stirn.

„Ihre vielgepriesene deutsche Arbeit — alles Schein, Mache — "

„Ihr Land und mein Namensvetter sind die besten Beweise, ob es Schein ist oder — echt. Wenn ich zurückdenke — ich bin seit fünfunddreißig Jahren im Lande. Was ist aus Rumänien inzwischen geworden! Und stets deutsche Unternehmungen, deutsche Arbeit, deutsches Geld und deutsche Herrschaft. Meinen Sie nicht auch, es wäre undankbar —"

„Was wäre undankbar?! Wenn wir nach Siebenbürgen gehen, so ist es nur, um uns mit den Österreichern zu verbinden."

Karl sieht ihn betroffen, dann unruhig an: „Es fragt sich nur, wie weit

Sie kommen. ‚Nach Siebenbürgen führen manche Wege; aus Siebenbürgen wenige zurück‘, singen wir.“

Der Hausherr ernst: „Ich habe einen Sohn, ich habe Brüder — glauben Sie mir, Karl, mein Morgengebet und Abendgebet lautet: Gott, erhalte uns den Frieden! Und laß keine der Mächte so sehr siegen, daß wir mit ihr oder gegen sie gehen müßten!“

Am heiligen Georg (23. April) wird bei einem wohlschmeckenden Mahl, guten Weinen, lebhaften politischen Diskussionen der Patrontag des Subpräfekten*) gefeiert. Der Sohn des Hauses wiederholt in einer Festrede alle Beweisgründe seiner Universitätslehrer**), daß Rußland seine Niederlagen nur dem Umstande zu verdanken habe, weil die Juden im Lande so viel Rechte genießen. Wären in Rußland Patrioten, wie Herr Jorga und Herr Cuza, um das Reich vor der Gefahr zu warnen und das Volk aufzuklären, wer und was die Juden seien, so hätte man lange vor dem Kriege statt der ausgeübten Milde und Duldsamkeit etwas mehr Strenge und Härte walten lassen, und die Juden wären nicht zu der Höhe und Macht gelangt, auf der sie sich zum Unglück des Landes befinden. „Uns aber diene dies Beispiel der Unvorsichtigkeit zur Lehre! Ehe wir daran gehen, unsere äußeren Feinde zu bekriegen, müssen wir trachten, ihre Bundes- und Stammesgenossen bei uns im Lande auszurotten. Die Romanen und die Slawen sind nicht nur durch Blut, Sprache und Religion unsere Brüder, sie sind auch die alleinigen Europäer. Die Ungarn, Germanen, Türken und Juden hingegen sind uns feindlich durch Abstammung, Sprache, Religion — und sind alle vier Asiaten. Darum hinaus mit ihnen nach Asien!“ — Nachdem man die Rede mit Wein vertrunken, ergreift ein Gast das Wort: „Zur Rede unseres jungen Cicero möchte ich eins hinzufügen: Unserer Nation kommt es vor allem auf die Kultur an. — Und darum ist es uns lieber, mit den Kulturstaaten unterzugehen, als mit den Barbaren zu siegen. Belgien ist uns ein leuchtendes Vorbild! Wir sind das Belgien des Orients!“

Ein alter Herr steht auf: „Meine Herren, zwischen den Belgiern und uns besteht ein himmelweiter Unterschied. Die neun Kriegsmonate mit ihren Erfahrungen liegen dazwischen. Die Belgier wußten nicht, was wir wissen — —“

„Und dann ist Bessarabien größer und fruchtbarer,“ unterbricht ein Bojar, sich den Schnurrbart durch die Finger drehend.

„Wir lassen aber Transsylvanien nicht,“ klopft der Student auf den Tisch. „Ich mag die transsylvanischen Rumänen nicht; sie dünken sich so erhaben.“ —

*) souspréfet.

**) Der Herren N. Jorga und A. Cuza.

Dr. Wilhelm Streit: Österreichs und Rußlands Beziehungen in der Vergangenheit.

Der gegenwärtige Weltkrieg mit seinen lodernden Flammen sieht nicht nur Deutschland und England zum ersten Male im ganzen Verlaufe ihrer Geschichte im Kampfe widereinander, auch das Zarenreich und die habsburgische Monarchie haben noch nie zuvor in wirklich ernstgemeinter Gegnerschaft ihre Kräfte gemessen. Denn in den zweihundert Jahren, seitdem Rußland zur europäischen Großmacht aufgestiegen ist, hat es mit Österreich weit öfter und länger in friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen gestanden als in gespannten und feindseligen, und ihre Heere haben wohl auf zahlreichen Schlachtfeldern in Sieg oder Mißgeschick Seite an Seite gefochten, aber nur im Feldzuge von 1812 unter dem Zwange besonderer Umstände die Waffen gekreuzt. So unvermeidlich die heute im gange befindliche furchtbare Auseinandersetzung auf die Dauer auch gewesen sein mag, die tatsächliche innerliche Gegnerschaft der beiden Mächte ist verhältnismäßig jungen Ursprungs und hat ihre verhängnisvolle Gestalt und Bedeutung erst im letzten Menschenalter gewonnen.

Es verdient erwähnt zu werden, daß der erste Westeuropäer, der mit dem Moskowitertum näher bekannt wurde und uns seine Eindrücke und Erfahrungen überliefert hat, ein österreichischer Edelmann gewesen ist, Siegmund von Herberstein. Er besuchte in den Jahren 1516—1518 als Gesandter Kaiser Maximilians I. Polen und Rußland und weilte fast ein Jahrzehnt später noch ein zweitesmal am Hofe zu Moskau. Seine 1549 veröffentlichten Rerum Moscovitarum commentarii, die 1557 auch deutsch herausgegeben wurden, sind noch heute von hohem kulturgeschichtlichem Wert und Reiz. Als er den russischen Staat kennen lernte, war dieser vor noch nicht langer Zeit erst durch Angliederung der verschiedenen Teilfürstentümer an das Großfürstentum Moskau zu einer Einheit erwachsen, und der kraftvolle Herrscher, dem dies gelang, Iwan I. Wasiljewitsch (1462—1505), hatte auch das über zweihundert Jahre von den Russen erduldete Joch der Mongolen zu zerbrechen vermocht. Er und sein Sohn Wasili waren die ersten, die den Titel Zar führten.

Das aufstrebende Reich geriet alsbald in langwierige Streitigkeiten mit den Nachbarstaaten Polen und Schweden, da schon Iwan II. (1533—1584) die nämlichen Ziele verfolgte, wie späterhin Peter der Große, die Festsetzung an den Küsten der Ostsee. Ein Eingreifen der russischen Politik in die Verhältnisse der west- und mitteleuropäischen Länder, somit auch in die Geschicke der habsburgischen Besitzungen, war aber zu jener Zeit noch so gut wie ausgeschlossen, da das polnische Reich machtvoll und in gewaltiger Ausdehnung Rußland im

Westen vorgelagert war und es von dem übrigen Europa völlig abtrennte. Polens Übergewicht wuchs weiterhin noch mehr infolge der Wirren, die das Zarenreich nach dem Aussterben des Hauses Rurik heimsuchten, und erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann das Aufsteigen Rußlands, wo 1613 das Haus Romanow zur Herrschaft erhoben worden war, und das Herabsinken Polens von seiner Höhe, so daß schon Zar Alexei (1645—1676) alle früher an dieses verloren gegangenen Gebiete, u. a. Smolensk und Kiew, zurückerobern konnte.

Mit Peter d. Gr. (1682—1725) trat sodann die völlige Umwälzung in den Machtverhältnissen Nord- und Osteuropas, die Einfügung Rußlands in den Kreis der maßgebenden großen Staaten des Erdteils ein. Galten auch des ersten „Kaisers" von Rußland erfolgreiche Eroberungsbestrebungen in erster Linie der Gewinnung des Zugangs zur Ostsee, so hatte doch auch er schon seine Blicke ebenso nach Süden gerichtet und, freilich nur vorübergehend, im Kampfe gegen die Türken, die damals noch den gesamten Umkreis des Schwarzen Meeres beherrschten, die Hafenstadt Asow, an der Mündung des Dons, gewonnen. Unter seinen Nachfolgern aber wurde das Vordringen nach dieser Richtung der eigentliche Angelpunkt der russischen Politik, und damit trat diese in Wettbewerb mit Österreich hinsichtlich des Kampfes gegen den Halbmond und seiner immer weiteren Zurückdrängung.

Daß Rußland sich hierbei mit der Zeit zum letzten Ziele die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen setzte, war kaum verwunderlich, wenn auch das angebliche Testament Peters d. Gr., worin dies ausgesprochen wird, vermutlich erst zur Zeit Napoleons I. in Paris verfertigt worden ist. Indes bis zur Verwirklichung jener Absichten war zunächst noch ein weiter Weg, und erst der jetzige Weltkrieg würde, wie nicht mehr zweifelhaft ist, dem Zarenreiche den heißersehnten Preis einbringen, wenn er zu seinen und seiner Verbündeten Gunsten entschieden werden sollte, wofür ja die Aussichten glücklicherweise nicht allzu groß sind. Er würde in diesem Falle zugleich die Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie zur Folge haben, vor allem ihre völlige Verdrängung vom Boden der Balkanhalbinsel, womit dann Rußland allein die letzten Früchte einer weltgeschichtlichen Entwicklung ernten würde, in deren Verlaufe es doch lange genug mit Österreich Hand in Hand gegangen ist und gemeinsame Arbeit verrichtet hat.

Schon unter Peters d. Gr. Nachfolgerin Katharina I. (1725—1727) knüpften sich engere Beziehungen zwischen beiden Staaten. Ein 1726 abgeschlossenes Bündnis blieb längere Jahre in Kraft. Unter Anna I. (1730—1740) setzten die Höfe von Petersburg und Wien 1733 gemeinsam gegen Frankreich die Wahl des Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen zum Könige von Polen durch, und in dem daraus entspringenden sogenannten polnischen Erbfolgekriege sandte die Zarin 1735 dem Kaiser Karl VI. ein Hilfsheer gegen die

Franzosen zu, dem freilich Bayern den Durchzug verweigerte, und das infolgedessen, und weil bald darauf Friede geschlossen wurde, nicht mehr zur Mitwirkung gelangte. Ein Jahr später geriet Rußland mit der Pforte in Krieg. Dem noch bestehenden Bündnis mit Rußland getreu beteiligte sich 1737 auch Österreich daran, freilich mit sehr üblem Erfolge. Denn während die Russen unter der Führung des kühnen und rücksichtslosen Feldmarschalls Münnich, eines der vielen Deutschen, die an Rußlands Größe und Waffenruhm mitgearbeitet haben, siegreich in Bessarabien und der Moldau vordrangen, erlitten die schlecht geleiteten und ungenügend ausgerüsteten österreichischen Truppen in Bosnien und Serbien wiederholte Niederlagen, und ein von den Grafen Wallis und Neipperg 1739 übereilt und ohne tatsächliche Vollmacht abgeschlossener Friede kostete Österreich alle südlich der Save gelegenen Gebiete, einschließlich Belgrads, die kostbaren Errungenschaften der glänzenden Taten Prinz Eugens. So allein gelassen, bequemte sich auch Rußland zum Frieden ohne großen Gewinn.

Dieser nicht sehr rühmliche Ausgang des ersten Krieges, den die beiden Reiche gemeinsam unternommen, blieb indes ohne schädigenden Einfluß auf ihre Beziehungen zueinander. Vielmehr hielt auch unter der Kaiserin Elisabeth, der 1741 durch eine Palastrevolution zum Thron gelangten Tochter Peters d. Gr., die russische Politik an der Verbindung mit der habsburgischen Monarchie fest, nachdem sich die Kämpfe, die Karls VI. Tochter Maria Theresia um den Besitz ihrer Erbländer zu führen hatte, abgesehen von dem Verluste Schlesiens an Friedrich d. Gr., mehr und mehr für sie günstig zu gestalten begonnen hatten. So kam schon 1746 zwischen den beiden Herrscherinnen ein Schutzbündnis zustande, das auch einen gegen das so plötzlich emporgestiegene Preußen gerichteten geheimen Artikel enthielt. Als dann Rußland englische Hilfsgelder zugesichert wurden, sandte es 1748 ein Heer von 37000 Mann ab, das sich mit den in den Niederlanden gegen die Franzosen kämpfenden österreichischen und englischen Truppen vereinigen sollte. Doch, wie dreizehn Jahre vorher, kamen die Russen auch diesmal nicht mehr zu tätigem Eingreifen, da noch vor ihrem Eintreffen der Friede zu Aachen den österreichischen Erbfolgekrieg beendete.

Desto stärker machte sich ein Jahrzehnt später Rußlands Mitwirkung an dem Kriege fühlbar, in dem Preußens großer König seine Erwerbungen gegen halb Europa zu verteidigen hatte. Der persönliche Groll der Kaiserin Elisabeth gegen den spottlustigen Philosophen von Sanssouci und die Feindseligkeit ihres Kanzlers Bestuschew gegen Preußen waren die Triebfedern für Rußlands Stellungnahme auf seiten Österreichs. Dem engen politischen Aneinanderschlusse entsprach freilich das militärische Zusammenwirken nur höchst mangelhaft. Der durch Laudons Vereinigung mit Soltykow über Friedrich d. Gr. 1759 errungene Sieg bei Kunersdorf blieb schließlich wegen der geringen Eintracht unter den Bundesgenossen ergebnislos, und auch 1760 und 1761 gelangten Russen und Österreicher — sie besetzten in jenem Jahre für kurze Zeit auch Berlin — in

Schlesien nicht zu übereinstimmendem Handeln und aufrichtiger gegenseitiger Unterstützung. Anfangs 1762 befreite dann der Tod der Kaiserin Elisabeth Friedrich d. Gr. von seiner gefährlichsten Gegnerin, und dies Ereignis führte einen plötzlichen völligen Umschwung in der russischen Politik herbei. Der neue Zar Peter III., Friedrichs feuriger Bewunderer, schloß alsbald Frieden und weiterhin ein Bündnis mit Preußen, mit dessen Heer sich nun ein russisches Hilfskorps vereinigte. Diesem blieb es indes erspart, auch tatsächliche Waffenhilfe gegen die bisherigen Verbündeten zu leisten, da nach dem baldigen Untergange Peters seine auf den Thron erhobene Gemahlin Katharina, die deutsche Fürstentochter aus dem Hause Anhalt-Zerbst, nur den Frieden mit Preußen bestätigte, im übrigen aber jeder weiteren Teilnahme am Kriege entsagte, der ja denn auch in kurzem überhaupt zu Ende ging.

Während der langen Regierung Katharinas II. (1762—1796) ist das Verhältnis Rußlands zu Österreich stärkerem Wechsel unterworfen gewesen. Der Krieg, den das Zarenreich 1768 gegen die Türkei begann, rückte in seinem Verlaufe angesichts der außerordentlichen Erfolge der russischen Waffen einen Zusammenstoß auch mit der habsburgischen Monarchie in Sicht, da diese eine zu weitgehende Schwächung der Pforte nicht zugeben mochte, und sich im besonderen dem Übergange der Moldau und Walachei — des heutigen Rumäniens — in russische Hände mit begreiflicher Besorgnis widersetzte. Da Friedrich d. Gr., der seit 1764 im Schutzbündnis mit Rußland stand, zu erkennen gab, daß er bei einer etwaigen Verwicklung auf dessen Seite treten würde, spitzte sich die Lage außerordentlich zu, und es wäre wohl ein neuer europäischer Krieg ausgebrochen, wenn man nicht auf andere Weise einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen gefunden hätte. Die seit einem Menschenalter und länger durch ihre fortschreitende innere Zerrüttung zur völligen Ohnmacht verurteilte „Republik" Polen wurde zum Opferlamm ausersehen, das der Erhaltung des europäischen Friedens dargebracht ward, und mußte 1772 die verhängnisvolle erste Teilung durch Österreich, Rußland und Preußen über sich ergehen lassen, worauf die Zarin 1774 der Pforte zu Kutschuk Kainardsche einen Frieden bewilligte, der Rußland immer noch bedeutende Vorteile sicherte.

Das Auftreten Österreichs bei diesen Vorgängen hatte seine Wurzeln in dem Einfluß, den Joseph II., seit dem Tode seines Vaters Franz I. 1765 deutscher Kaiser, auf die auswärtige Politik der Monarchie auszuüben begannn. Sein unruhiger Ehrgeiz arbeitete jetzt auf eine größere Annäherung an Rußland hin, doch fand er zunächst bei Katharina II. geringes Entgegenkommen. Noch anläßlich des bayrischen Erbfolgekrieges, des letzten, freilich wenig tatenreichen Waffenganges Friedrichs d. Gr., zu dem er 1778 durch die auf Bayern gerichteten Vergrößerungspläne Josephs veranlaßt wurde, sah sich dieser einer feindseligen Haltung Rußlands gegenüber, die ihn zur Nachgiebigkeit im Frieden zu Teschen bewog. Bald danach aber trat eine Wendung ein. Eine 1780 erfolgte Zu-

sammenkunft der Zarin mit dem Kaiser in Mohilew und dessen sich daranschließender Besuch in Moskau und Petersburg führte zu einem Gedankenaustausch, der Joseph völlig in das Fahrwasser der gegen die Türkei gerichteten Eroberungsabsichten Katharinas brachte. Ein im nächsten Jahre nach dem Tode Maria Theresias abgeschlossenes Bündnis zwischen Österreich und Rußland, dem 1785 ein Handelsvertrag folgte, die Unterstützung, die Katharina zur gleichen Zeit dem auf Eintauschung Bayerns gegen die Niederlande abzielenden, durch Friedrich d. Gr. wiederum vereitelten Plane Josephs angedeihen ließ, eine abermalige Begegnung, die dieser mit der Zarin 1787 — damals spielten die berüchtigten Potemkin'schen Dörfer ihre Rolle — in dem neugegründeten Cherson hatte, wo am Tore zu lesen stand: „Hier ist der Weg nach Konstantinopel" — das alles waren fortlaufende Bekundungen gegenseitigen Einvernehmens.

So war es denn nicht überraschend, daß Österreich, als noch im gleichen Jahre die Pforte, an der Erhaltung des Friedens verzweifelnd, Rußland den Krieg erklärte, auch seinerseits den Kampf gegen die Türkei begann. Er brachte ihm anfänglich erhebliche Mißerfolge, doch wurden diese im Laufe des Jahres 1789 durch ruhmvolle Waffentaten Laudons in Serbien und des Prinzen von Koburg — des letzten „Reichsfeldmarschalls" — in den Donaufürstentümern wettgemacht. Auf diesem östlichen Kriegsschauplatze wirkten die russischen Truppen unter dem genialen Suwarow mehrfach mit den Österreichern zusammen und eroberten andererseits allein eine Anzahl befestigter Plätze in Bessarabien und an der unteren Donau. Die Anfang 1790 eintretende Einmischung Preußens und die durch Josephs II. überstürzte Reformen in Österreich hervorgerufenen inneren Schwierigkeiten bewogen nach dessen Tode seinen Nachfolger Leopold II., obwohl er es verstand, der unsicheren und schwächlichen Politik Preußens unter Friedrich Wilhelm II. mit Erfolg zu begegnen, 1791 mit der Pforte einen wenigstens nicht ganz gewinnlosen Frieden abzuschließen. Die Zarin dagegen setzte unbekümmert um alle Vermittlungsversuche anderer Mächte den Krieg fort und beendete ihn erst einige Zeit später unter erheblicheren Vorteilen.

Die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland verschaffte Österreich, wo seit 1792 Franz II. regierte, 1795 bei der dritten und letzten Teilung Polens — an der zweiten 1793 waren nur Rußland und Preußen beteiligt gewesen — noch einen beträchtlichen Gebietszuwachs. Das Wiener Kabinett bemühte sich seinerseits, das Zarenreich in den seit 1792 wogenden Kampf gegen die französische Revolution hineinzuziehen. Katharina II. war auch nach längerem Zögern willens geworden, Österreich Hilfe zu leisten, indes ihr Tod (Nov. 1796) vereitelte fürs erste ein Eingreifen Rußlands, da ihr Sohn Paul I. anfangs Österreich wenig günstig gesinnt war, so sehr er andererseits die Revolution verabscheute. Als sich aber 1798 Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten an dem Orden der Malteserritter, für den der mit romantischen Ideen behaftete Zar eine besondere Vorliebe hegte, durch Wegnahme und Besetzung Maltas vergriff,

wurde Paul ein eifriger Teilnehmer an einem neuen Bunde gegen Frankreich. Dieser sogenannten zweiten Koalition gehörte in wunderlichem Verein neben England, Österreich und Rußland auch die Türkei an, die durch den französischen Angriff auf Ägypten an die Seite ihrer bisherigen bittersten Feinde getrieben worden war, und unter den Zielen, die sich die Verbündeten gesteckt hatten, befand sich auch die Wiedereinsetzung des — Papstes in seine ihm von den Franzosen geraubte weltliche Herrschaft.

Der im Frühjahr 1799 entbrannte Krieg sah also Russen und Österreicher — jene wieder geführt von dem greisen Suwarow — von neuem als Waffengefährten, diesmal in Italien, dessen Boden sie im Laufe des Jahres fast vollständig von den Franzosen säuberten. Doch erhoben sich bald unter den Verbündeten mancherlei Mißhelligkeiten, die zum Teil aus dem herrischen, schulmeisterlichen Verhalten Suwarows den österreichischen Generalen gegenüber, noch mehr freilich aus der engherzigen und selbstsüchtigen Handlungsweise des Wiener Kabinetts entsprangen. Da dieses in Italien allein zu schalten wünschte, wurde weiterhin den russischen Truppen die Eroberung der Schweiz als Aufgabe zugewiesen, und Suwarow vollführte im September seinen berühmten Alpenübergang dorthin über den St. Gotthard. Da aber das bei Zürich stehende zweite russische Heer, mit dem er sich vereinigen sollte, inzwischen eine völlige Niederlage durch die Franzosen erlitten hatte, mußte er sich mit seinen unzureichenden Streitkräften eines weiteren Vordringens begeben und zog sich, unter Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten und ruhmvoller Abwehr feindlicher Angriffe, durch Graubünden und Vorarlberg auf deutschen Boden zurück. Diese Mißerfolge, sowie das gleichzeitige Fehlschlagen einer in Holland von einer englisch-russischen Truppenmacht unternommenen Landung erbitterten den Zaren nicht minder, als die Haltung der österreichischen Regierung, die bei dem Kriege keineswegs, wie er, in erster Linie die Zurückführung der Bourbonen nach Frankreich im Auge hatte, sondern durchaus eigensüchtige Ziele verfolgte. So trennte sich Kaiser Paul Ende 1799 von der Koalition, rief seine Truppen zurück und geriet weiterhin, wenn auch nicht zu Österreich, so doch zu England in völlige Feindschaft, indem er gegen dessen rücksichtslose Gewaltherrschaft zur See, die den neutralen Staaten genau wie heute die unerträglichsten Belästigungen bereitete, eine bewaffnete Neutralität der nordischen Mächte ins Leben rief. Aber seine Ermordung im März 1801 wandelte die Verhältnisse wieder um. Sein Sohn Alexander I. gab den englischen Ansprüchen nach, und die Friedensschlüsse zu Luneville zwischen Frankreich und Österreich und zu Amiens zwischen Frankreich und England brachten vom Frühjahr 1802 ab der Welt eine kurze Spanne Ruhe.

Aber dann kam das Jahrzehnt des napoleonischen Kaisertums mit seinem fast unablässigen Kriegsbrande. In diesem Zeitabschnitte schlossen sich schon 1805 Rußland und Österreich, von England wieder für den gemeinsamen Kampf gegen

seinen bedrohlichen Feind gewonnen, von neuem aneinander, freilich nur, um in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz so völlig zu unterliegen, daß Österreich sich unmittelbar danach zu dem ebenso übereilten, wie harten Frieden zu Preßburg verstand. Rußland dagegen blieb im Kriegszustande mit Napoleon und betätigte dies Ende 1806 durch seine Unterstützung Preußens, konnte allerdings dessen Niederlage bei Jena und Auerstädt und ihre Folgen nicht mehr gutmachen. Nach dem Unglückstage von Friedland aber zog es Alexander I. 1807 vor, sich mit dem korsischen Imperator auf guten Fuß zu stellen, während Preußen zu Tilsit die schwersten Friedensbedingungen auf sich nehmen mußte. So in den Bann der Gemeinschaft mit dem Weltbeherrscher geraten, die Rußland gestattete, 1808 Schweden Finnland zu entreißen, ließ sich der Zar im folgenden Jahre dazu herbei, Napoleon bei dessen abermaligem Kampfe gegen Österreich durch ein Hilfsheer zu unterstützen, das in Galizien einrückte, ohne freilich mit den früheren Waffenbrüdern mehr als ein paar Schüsse zu wechseln. Umgekehrt sahen dann die Russen nach dem Bruche mit Napoleon 1812 in der europäischen Völkerflut, die dessen Fahnen folgte, auch 30000 Mann österreichischer Truppen unter Schwarzenberg gegen sich, die in mehreren Kämpfen tapfer ihre Soldatenpflicht erfüllten, im übrigen infolge ihrer Stellung auf dem äußersten rechten Flügel der Katastrophe der „Großen Armee" ebenso entgingen, wie die Preußen unter Yorck auf dem linken. Österreich, unter Metternichs Leitung die gewaltige Wendung der Dinge geschickt benutzend, trat, nach Abweisung seiner Vermittlungsvorschläge durch Napoleon, dem Bunde gegen diesen bei, und auf einer Reihe von Schlachtfeldern der Jahre 1813 und 1814 — Dresden, Kulm, Leipzig, Arcis u. a. — erneuerte sich die Kampfgemeinschaft der Russen und Österreicher, diesmal zugleich im Verein mit den Preußen.

Der Wiener Kongreß, auf dem nach Napoleons Sturz die Verhältnisse Europas neugeordnet wurden, drohte einen Augenblick wegen der polnischen und sächsischen Frage Österreich an der Seite Englands und Frankreichs gegen Rußland und Preußen in Waffen zu rufen. Aber dies Gewitter zog vorüber, und an die nochmalige Niederwerfung des korsischen Imperators schlossen sich die Zeiten der heiligen Allianz, in denen Österreich, mit Metternich an der Spitze, und Rußland, wo bis 1825 Alexander I., dann Nikolaus I. regierte, gemeinsam der Hort und die Stütze des reaktionären Systems waren, das nach Möglichkeit alle freiheitlichen und selbständigen Volksregungen in Europa niederhielt, und das erst in den Frühlingstagen von 1848 zusammenbrach, auch da noch nicht endgültig, indem in Deutschland, Österreich und Italien das alte Gefüge noch einmal vorübergehend aufgerichtet wurde. Die herrschenden Kreise in Wien aber erfreuten sich hierbei in besonderem Maße der Beihilfe Rußlands, denn Zar Nikolaus lieh im Sommer 1849 dem jungen Kaiser Franz Joseph, der die ungarische Revolution nicht mehr bezwingen konnte, seine mächtige Unterstützung zu ihrer Niederwerfung, und bei Vilagos streckte Görgey die Waffen vor den

russischen Truppen. Ungarn aber weiß wohl, warum es heut, nach 65 Jahren, bereit ist, für seinen greisen Herrscher gegen den Urenkel des Schildträgers der Reaktion bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen.

Politischen Dank hat freilich Rußland damals von Österreich nicht geerntet, das vielmehr wenige Jahre später, anläßlich des Krimkrieges, eine den Westmächten günstige Haltung einnahm und so mit dazu beitrug, daß nach dem Tode von Nikolaus I. sein Sohn Alexander II. 1856 in den Pariser Frieden willigte, der Rußland das schmerzlich empfundene Opfer auferlegte, auf Seegewalt im Schwarzen Meere zu verzichten. Dieser Beschränkung hat es sich erst entzogen, als 1870 die deutschen Siege gegen Frankreich die Weltlage völlig umgestaltet hatten, wobei ja die Rückendeckung durch Rußland, die Bismarck damals, wie schon 1866, Preußen zu sichern gewußt hatte, für die ungestörte Abwicklung der deutsch-französischen Auseinandersetzung von wesentlicher Bedeutung gewesen war.

Indes, wenn nicht dem Kaiser Alexander II. selbst, so war doch weiten und einflußreichen Kreisen in seinem Lande die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches im Herzen Europas und seine gewaltige Machtstellung alsbald ein Dorn im Auge. Der Panslawismus erhob in Rußland immer stärker sein Haupt und trieb den Zaren wenige Jahre nach der Dreikaiserbegegnung in Berlin, die ein länger dauerndes Einvernehmen zwischen Deutschland, Rußland und Österreich herbeigeführt zu haben schien, zunächst dazu, den Kampf gegen die Türkei aufs neue aufzunehmen unter der alten Fahne des Schutzes der christlichen Balkanvölker. In der Begegnung zu Reichstadt 1876 mit Kaiser Franz Joseph wußte sich der Zar der Neutralität Österreich-Ungarns zu versichern gegen den Preis der künftigen Erwerbung Bosniens und der Herzegowina. Nach dem schwer errungenen, aber schließlich vollständigen Siege Rußlands über die Pforte, ordnete dann der Berliner Kongreß 1878 unter Bismarcks „ehrlicher Maklerschaft" die Verhältnisse des europäischen Südostens — wie bekannt, zur tiefgehenden Unzufriedenheit und Verstimmung Rußlands, das nicht soviel erreichte, wie es beanspruchen zu können glaubte. Sehr bald ward die Lage so, daß Deutschland schon 1879 zu der folgenreichsten Wendung seiner auswärtigen Politik schritt, zu dem Bündnis mit Österreich-Ungarn. Für dieses Reich aber wurde die kurz vorher vollzogene Besitznahme von Bosnien und der Herzegowina zum Ausgangspunkt steigender Schwierigkeiten mit dem benachbarten Serbien. Vorübergehende Neigungen zur Verständigung mit der habsburgischen Monarchie, wie sie namentlich unter König Milan längere Zeit vorhanden waren, änderten wenig an der Fortdauer einer mit allen Mitteln arbeitenden, im russischen Fahrwasser segelnden großserbischen Agitation, die dann in den letzten Jahren liebevoll von amtlichen Stellen unterstützt wurde, und die schließlich ihren schauerlichen Gipfel in der Mordtat von Serajewo am 28. Juni v. J. erreichte. Indem aber Rußland, das eine Reihe von Jahren hindurch den Schwerpunkt seiner Ausdehnungsbestrebungen nach dem fernen Osten verlegt und erst nach dem Mißerfolg gegen Japan und nach

der Revolution sich wieder entschiedener den Fragen des europäischen Südostens zugewandt hatte, in dem Konflikt des vorigen Sommers auf Serbiens Seite trat, hat es den Kampf entfesselt, auf den der Panslawismus von je hingesteuert hat, den Kampf um den ungeschmälerten Fortbestand der habsburgischen Monarchie. Gewagt hätte ihn freilich das Zarenreich wohl auch diesmal so wenig, wie in der 1909 an die Einverleibung Bosniens durch Österreich-Ungarn sich anschließenden Krise, wenn es nicht jetzt auf seiner Bahn zusammengetroffen wäre mit dem entschlossenen Willen Englands zu endlicher Abrechnung mit der ihm nicht mehr erträglich erscheinenden Machtentwicklung des deutschen Volkes.

Dr. Alfred Friedmann: Französische Beleuchtung.

Kurz nach 1870 tauchten hüben und drüben kurze, bittere, aber auch heitere Geschichtchen vom bösen Kriege auf. Es gab scharfe Streiflichter auf Geschehnisse, die nicht zu verteidigen, nicht zu entschuldigen sind. Aber vieles schürte den Haß. Und das Feuerchen, das die Franzosen von 1871 bis 1913 schürten, ward 1914 zur verheerenden Flamme.

Ich kann mich nicht entsinnen, in der Literatur und Tagespresse Deutschlands auf Erzählungen gestoßen zu sein, in denen sich Deutsche ihrer Missetaten innerhalb Frankreichs Gefilden brüsteten. Vereinzelt tauchte im Anfang ein harmloses Geschichtchen auf, etwa wie Jäger sich eines ganz besonders merkwürdigen Abenteuers berichtend erlustigen.

Es verging dagegen kein Tag in Frankreich, ohne daß das „Petit Journal" seinen Lesern eine ganz außergewöhnliche Roheit, gewöhnlich einer alten Frau oder eines brüchigen Mannes, auftischte und hinterlistige Mordtaten zu Akten des hohen Patriotismus stempelte.

In einem Buche Albert Verlys: „Le Boucher" (Der Scheiterhaufen), Verlag von Paul Ollendorf, das von Ausfällen auf die Deutschen strotzt und unter anderem erzählt, ein preußischer Hauptmann habe Mutter und Schwester eines Franzosen erschießen lassen und sei dann zum Fenster (vor Angst) hinausgesprungen, als ein Franzose in Zivil mit einem Revolver vor ihm erschien, las ich folgendes artige Geschichtchen:

„Eine Patriotin. Besiegt; wir waren immer besiegt. Alles, außer der Ehre, war verloren. Ganz Frankreich stand schäumend vor Wut auf, stürzte sich auf den Eindringling, und doch fielen wir immer wieder, verfolgt von einem unerbittlichen Schicksal, Opfer von Fehlern und Unzulänglichkeiten, deren Urheber zu suchen hier nicht unsere Aufgabe ist.

Wieviel ungekannte Heldentaten in diesem schrecklichen Kriege. Wieviel verborgene Aufopferung in einem Volke, welches sein Recht und seine Freiheit bewahren will.

Wir alle haben geschaudert, wir alle sind ins Feld gezogen, die Frauen selbst gaben große Beispiele von Mut und Hochherzigkeit.

Ich habe eine dieser Frauen gekannt, welche ihre Vaterlandsliebe sehr teuer bezahlte. Sie verdient ihren Platz neben den Helden von gestern, die gerächt werden sollen von den Helden von morgen! (1915?)

Sie bewohnte allein einen Holzverschlag am Ende des Dorfes. Sie war längst sechzig Jahre alt; sie lebte einfach und einsam; Mann und Kinder hatte sie schon geraume Zeit durch eine Typhus-Epidemie verloren. — Eines Tages kamen die Preußen. Die alte Frau hatte den größten Teil ihrer bescheidenen Ersparnisse aus Patriotismus für unsere unglücklichen Soldaten aufgewendet. — Man mußte nur sehen, mit welcher Sorgfalt sie diese beim Durchmarsch bediente, wie sie es ihnen an nichts fehlen ließ, sie an ihren Tisch, an ihren Feuerherd lud, ihnen alles gab, was ihnen das schwere Leben erleichtern konnte.

Aber bei der Ankunft der Deutschen kannte ihr Haß gegen den Feind keine Grenzen. Sie lief unstet hin und her und sagte jedem, der es wissen wollte, sie würde ihren Preußen töten. „Wären alle Frauen wie ich, so bliebe bald kein Einziger dieser Verfluchten am Leben! Sie werden sehen, die alte Katharina wird wie eine gute Französin zu handeln wissen!" —

Um acht Uhr abends war alles stille im Dorfe. Das Schweigen der Landschaft wurde nur durch das eintönige „Ver-da?" unterbrochen. (Wendet ein Franzose ein Fremdwort an, so schreibt er es falsch!) Es galt einer Patrouille oder einem Offizier auf dem Rundgang. In dem Holzverschlage flammte das Feuer, und die alte Katharine fachte es unter dem Kupferkessel an, der an einem Haken hing. Ein preußischer Soldat, rittlings auf einem Stuhle sitzend, wärmte sich den Rücken, während er eine leichte Tonpfeife rauchte. Er harrte der Suppe.

Er kannte nicht ein französisches Wort, dieser Sohn Deutschlands; es war ein Vieh (!), das nur an sein augenblickliches Wohlergehen dachte; er wärmte sich, rauchte, würde essen.

Das Wasser sang seinen Sang im Kessel und die Alte schürte immerfort das Feuer, dessen Flammen um das Gerät herumzüngelten; die Alte blinzelte manchmal mit ihren grauen Augen, und ein geheimes Funkeln darin mischte sich mit jenem des Herdfeuers. Sie sah nach dem Soldaten, der ihr stille rauchend den Rücken drehte.

Plötzlich, nachdem sie sich die Hände mit Leinwandlappen umwickelt, faßte sie den Fleischtopf bei den Henkeln und stülpte den — Hut von rückwärts mit nervöser Gewalt auf den bloßen Kopf des Preußen. Der hatte gar keine

Zeit, einen Schmerzensschrei auszustoßen, er fiel wie eine tote Masse, getötet von dieser furchtbaren, kochenden Wasserdouche auf das Gehirn.

Die Alte lachte teuflisch. Sie war glücklich über diesen Mord und verbrachte die Nacht bei ihrem Deutschen, sie suchte nicht einmal, ihn zu verbergen. — Tags darauf fehlte der Soldat beim Appell und der Unteroffizier kam an den Holzverschlag, ihn zu erfragen.

Er fand den Mann tot und die Alte ihre Suppe an der Seite des Leichnams verzehren. Sie wollte gar keine Auskunft geben, sich nicht verteidigen; sie ließ sich ohne Protest auf den Dorfplatz führen und rief von den preußischen Kugeln durchbohrt: „Vive la France!“ — — —“

Wie viele Heldentaten, die unbekannt geblieben, müssen unsere Soldaten vollbracht haben, um diese Franzosen zu besiegen. In solch kleinen Erzählungen verrohter Empfindung, vertierter Anschauung aber bleiben die „ritterlichen Gallier“ immer Sieger. Es ist, als ob sie sich für die logische Niederlage damit trösten wollten, vier bis sechs Feinde aus dem Hinterhalte erlegt zu haben. Daß dieses „rauchende, hungrige Vieh“ vielleicht an Vater und Mutter, Heimat und Braut dachte, fiel Herrn Verly und Herrn Ollendorf nicht ein, obwohl die Franzosen mit dem Ausrufe: „Oh ma mère!“ noch heute Steine, französische Steine, erweichen können.

Franktireur.

Im Jahre 1903 reklamierte der Franzose Albert de Blois — in seinem Buche (und dessen Vorrede) „Belges ou Français“, (bei dem berühmten Verleger so vieler gallischer Dichter, A. Lemerre, Passage Choiseul, Paris), das Vorrecht der französischen Wallonen vor den Lothringern, zum Vaterlande von 1792 zurückzukehren. Die drei Millionen Wallonen seien keine „Belgier“, so wenig, wie die „Flämen“.

Er beschreibt den „Haß der Wallonen gegen die Unduldsamkeit und Dummheit der Flämen“!

Und aus unzähligen Beispielen heraus, erzählt er nur einen Fall aus dem napoleonischen Kriegsjahre 1814, vor Waterloo.

„Ich kenne einen Greis, wie diesen, der fast hundert Jahre später seine Pflicht als belgischer Grenzwächter in der Nähe von Sedan erfüllte. Jeden Abend, seine Flinte im Arm, schlich er sich an die Vorposten der Preußen heran, und mehr als einmal gelang es ihm, die deutschen Schildwachen zu verwunden oder zu töten!“

Dieser Franktireur aus den siebziger Jahren hatte Schule für 1914 gemacht. Aber Herr Albert de Blois fährt fort:

„Ich empfinde für diesen Meuchelmörder eine Zuneigung und eine Sympathie ohne gleichen. Wenn dieser Mann diese Zeilen liest, sage er sich wohl, daß ich nie an ihn denke, ohne eine zitternde Freudenempfindung! . . . Gewiß,

er hatte nichts Ritterliches, Episches, Theatralisches, als er sich, bleich, mit geschlossenen Zähnen, klopfenden Herzens im Mondlicht an einen unglücklichen Teutonen heranschlich, den er feig aus dem Hinterhalte zu morden suchte, jeden Augenblick der Gefahr der sicheren Grenze zustrebend. Aber . . . ich ehre und achte diesen Mörder, er hat die Stimme der Natur gehört, und er folgte ihren Befehlen! Ich danke ihm im Namen des wallonischen Volkes."

Diesen Wallonen wirft Herr Albert de Blois 1903 vor, sich nicht 1870 mit drei Millionen Brüdern zu Frankreich, dem wahren Vaterlande, geflüchtet zu haben.

Mit solchen Bildern und geschichtlichen Vorreden folgenden, aufreizenden Romanen wurde die französische Volksseele 1903 genährt! Aber in dem ganzen Werk Blois' zeigt sich der eingeborene Haß der Wallonen, Belgier und Franzosen gegen die Engländer. Die wurden 1903 genau so geschildert, wie sie — heute sind. Die Belgier von 1814 gaben ihnen den Spottnamen: Smeerlab.

Es lohnt sich übrigens, den jetzt wohl nicht mehr beschaffbaren Roman zu lesen, in dem noch einige Schurkereien und eine prachtvolle Schilderung der Landschaft und Schlacht von Waterloo, Heldentod und traurige Liebe vorkommen.

Dr. E. Haendcke:
Alexander I. von Rußland.

(Schluß.)

Die Epoche, die sich von Tilsit bis zur Gründung der Heiligen Allianz erstreckt, bedeutet den Höhepunkt in Alexanders Laufbahn. Sie entwickelte alle in ihm schlummernden Fähigkeiten, zehrte sie aber auch vollkommen auf. Zunächst galt es die Wunden, die der Krieg Rußland geschlagen hatte, zu heilen und es, wenn möglich, der Blüte entgegenzuführen. Wie zu Beginn seiner Regierung nahm Alexander den Anlauf zur Ausführung großer Pläne. In Speranski, der Novolssitzow ersetzte, hatte er den richtigen Mann zu deren Durchführung auch gefunden. Das Reich sollte in Gouvernements, Arrondissements, Kantone eingeteilt und einer dem Geiste der Zeit entsprechenden Justizgesetzgebung, sowie einer Verfassung teilhaftig werden. Alle diese Projekte, teilweise mustergültig von Speranski ausgearbeitet, blieben auf dem Papier. Dem Militärwesen wandte Alexander größte Aufmerksamkeit zu. Der Friede von Tilsit bedeutete nicht nur einen völligen Systemwechsel in der äußeren Politik, sondern auch handelspolitisch. Der ökonomische Kampf gegen England war seine vornehmste

Bedingung. Dieser übte auf Rußlands innere Verhältnisse die übelsten und in allen Schichten der Bevölkerung stark empfundenen Wirkungen aus: mit seiner Getreideausfuhr auf England angewiesen, da damals alle umliegenden Nachbarstaaten noch reine Agrarländer waren, mußten schwere Krisen bei plötzlicher Unterbindung jeden Handels mit diesem Staat die notwendige Folge sein. Durch das mit Napoleon geschlossene Bündnis wurde Alexander veranlaßt, sich tiefer als je in die westeuropäische Politik einzulassen und sich einzumischen. Es war demnach selbstverständlich, daß diese Verbindung mit Frankreich in ganz Rußland ungern gesehen, ja verhaßt war. Die französischen Gesandten, Savary wie Caulaincourt, betonen immer wieder, daß der Kaiser der einzige Träger dieser neuen Politik sei. Letzterer schreibt an Napoleon*): „Sire, die Allianz Rußlands mit Eurer Majestät und vor allem der Krieg gegen England haben alle Vorstellungen dieses Landes umgestürzt, ja man kann fast von einer Änderung des Glaubensbekenntnisses sprechen." (31. 12. 1807.) Wie ungünstig die Stimmung dem Bündnis gegenüber war, hatte Caulaincourt so gut wie Savary persönlich zu spüren gehabt: erst ein Befehl des Zaren öffnete der französischen Botschaft einige Häuser der Aristokratie zum Verkehr. Aber nicht weniger feindselig war der Kaufmann, der Gewerbetreibende. Alexander verfehlte nicht deshalb Caulaincourt den Rat zu geben, dafür zu sorgen, daß Rußland von seiner Schwenkung einen greifbaren Vorteil habe. In einem anderen Berichte spricht sich der Gesandte ganz unumwunden über die herrschende antifranzösische Richtung aus: „Die öffentliche Meinung ist noch immer gegen das gegenwärtige System des Herrschers . . . . . . und da diese, dem Namen nach despotische Regierung sehr beeinflußt wird durch die öffentliche Meinung, die sie nicht leitet, so folgt daraus, daß Eure Majestät, um das System zu stützen, den Souverain und das Ministerium unterstützen müssen, die in Ihrem Sinn marschieren." Wie eine Warnung an Napoleon liest sich eine Charakterschilderung Alexanders: „Der Kaiser hält seine Hartnäckigkeit für einen Beweis von Stärke", und später „der Kaiser ist mißtrauisch und seine Offenheit nur Schein, wie bei allen Leuten, deren Charakterstärke nur gering ist, ist es sehr schwer in seinen Gedankengang einzudringen, ist einmal sein Argwohn rege geworden." Und dieser Fall trat viel früher ein, als Caulaincourt oder Napoleon ahnten. In Tilsit hatte Napoleon dem neuen Freund die Fata Morgana der Aufteilung der Türkei und einer Art gemeinsamer Weltbeherrschung vor die leicht entzündliche Phantasie gezaubert. Mit Feuereifer ergriff Alexander diese glänzenden und weitausreichenden Pläne, die Napoleon indessen einer ferneren Zukunft überlassen wissen wollte. Ihm schien es schon zuviel, wenn Rußland sich außer Finnland, das es sich erst erobern

*) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitch: les relations diplomatiques de la Russie et de la France d'après les rapports des ambassadeurs d'Alexandre et de Napoléon 1808—1812. St. Petersbourg 1905.

mußte, Moldau und Walachei angliederte, ohne daß Frankreich ein Aequivalent in Schlesien erhielt. Diese Forderung Schlesiens und das Stehenlassen französischer Armeen in Preußen und Polen mögen die ersten Regungen des Mißtrauens in Alexander wach gerufen haben. Dieser bestritt Caulaincourt gegenüber, daß jemals von einer solchen Kompensation die Rede gewesen sei in Tilsit, und zeigte sich sehr unangenehm berührt von der vexatorischen Art der Auslegung des Tilsiter Friedens Preußen gegenüber. Schlesien im Besitze Frankreichs erschien ihm eine Bedrohung Rußlands: „Ihre Position, ich sage es Ihnen grade heraus, wäre eine für mein Land bedrohliche. Soviele starke Plätze, die Nachbarschaft des Herzogtums Warschau, wo immer noch der Marschall Davout ist, alles dies würde Ihnen eine Stellung gewähren, die jedermann hier beunruhigen würde", sagte er schon am 9. Januar 1808 dem französischen Botschafter. Machte er so aus seiner Mißstimmung und seinen Ansichten keinen Hehl, seine eigentliche Meinung wußte er vollständig zu verbergen. Während er Savary, Caulaincourt und Napoleon mit Liebenswürdigkeiten überhäufte und von seiner unentwegten Gefolgschaft zu überzeugen wußte, stand sein Sinn nach Vergeltung schon in den ersten Stadien dieser neuen Freundschaft, dieses „Vertrauens ohne Grenzen in Kaiser Napoleon." Aus Erfurt brachte er die Überzeugung mit, daß Napoleon nicht den Krieg in Spanien und zugleich einen Feldzug gegen Rußland*) führen könne, zugleich wohl auch die Ansicht, daß auch die schönen türkischen Pläne der Vergangenheit angehörten. Er fühlte sich sicher und ernüchtert. Indessen war seine Furcht noch so groß vor dem militärischen Genie Napoleons, daß er ihm seine Schwester Katharina zur Gemahlin gegeben hätte, auch gegen den Willen seiner Mutter, wenn dieser in Erfurt um sie angehalten hätte. Denn Gründe zur Verschleppung, wie für die viel jüngere Schwester Anna, um die Napoleon dann wirklich sich bewarb, gab es für sie nicht. Der Briefwechsel der Kaiserin-Mutter Marie mit ihrer in Twer residierenden, an den Herzog Georg von Oldenburg verheirateten Tochter Katharina, die über ihre Gespräche mit dem Kaiser berichten, enthüllen deutlich Alexanders Ansichten und Absichten. Sie berichtet in dem Brief datiert 24. Dezember 1809, daß der Kaiser auf ihre Frage, ob Rußland einen Krieg finanziell aushalten könne, geantwortet habe: „Nein, es bedürfte außergewöhnlicher Anstrengungen. Unsere Linie ist ohne Verteidigung, wir haben nicht eine Festung auf dieser Seite, was die Streitkräfte anlangt, so habe ich 200 000 Mann auf dieser Linie. Ich gestehe Dir, daß ich nicht an einen sofortigen Krieg mit diesem Mann glaube im Falle der Weigerung, aber er wird nur aufgeschoben sein bis nach Beendigung der spanischen Dinge. Ich bin der Meinung, ob diese Heirat stattfindet oder nicht, daß der Krieg doch folgen wird, gegen ihn oder für ihn, denn er wird uns hineinziehen in seine Absichten gegen die Pforte, und wir werden sozusagen helfen müssen, Mächte emporzuheben, deren Nachbarschaft

*) Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807—1815. Bd. I. Leipzig, S. Hirzel.

für Rußland gefährlich sein wird; und kämpfen wir gegen ihn, so heißt das uns dem Unglück aussetzen, wie wir es schon zweimal zu fühlen hatten. Die vollkommene Unterbrechung des Handels ist ein solches Übel für den Staat, daß seine Fortdauer uns zwingen könnte, diese Fessel abzuwerfen, denn der Staat kann sie nicht länger tragen. Dieser Moment wäre gleicherweise kritisch und könnte uns zu einem Krieg gegen ihn nötigen, wenn er sich dem widersetzt.

Der Kaiser hat mir gesagt, daß, wenn Gott ihm noch 5 Friedensjahre gewährte, er im Besitze von 10 Festungen wäre und seine Finanzen instand gesetzt hätte."

Diese Ausführungen der Kaiserin-Mutter zwingen zu dem Schluß, daß Alexander viel früher, als man bisher annahm, auf einen Krieg mit Napoleon rechnete und sich für diesen rüstete. Begreiflich genug, daß ihm noch unwillkommener vielleicht als Napoleon selbst der Krieg 1809 war und daß er alle seine Mittel dafür einsetzte, um Friedrich Wilhelm III. von der Teilnahme abzuhalten. Denn in Österreich wie in Preußen sah er seine Bundesgenossen, deren Schwächung oder gar endgültiges Verschwinden aus der Reihe der Mächte er als eine durch nichts gutzumachende Stärkung der Position Napoleons ansah. Sein Wort an Schwarzenberg, daß er nur einen Scheinkrieg führen werde, hat er ehrlich gehalten. Um so volltönender waren die Betonungen der Bundesgenossenschaft Caulaincourt gegenüber. Etwa: „Général, on peut compter sur moi; la manière dont je m'explique en est la preuve." Napoleon war mit Recht tief verstimmt über die Haltung Rußlands und schloß den Frieden von Schönbrunn, ohne irgendwelche Rücksicht auf dieses. Alexander vermerkte wiederum diese völlige Beiseiteschiebung und nicht weniger die Überlassung Galiziens an das Großherzogtum Warschau schwer. Weder er, noch sein Kanzler Rumantzoff machten aus ihren Befürchtungen ein Geheimnis. Der letztere sagte zu Caulaincourt: „Um eine Restitution Polens zu verhindern, sage und wiederhole ich, Herr Botschafter, werden wir unseren letzten Mann opfern, ja unser Hemd verkaufen." Und als Antwort gewissermaßen auf eine Äußerung Napoleons sprach Alexander seine Ansicht mit starker Betonung aus: „Kaiser Napoleon täuscht sich darüber, die Welt ist nicht groß genug, um uns zu verständigen, wenn von einer Wiederherstellung Polens die Rede ist." Die Ereignisse gingen ihren Gang der Katastrophe entgegen. Napoleon heiratete die österreichische Kaiserstochter, was allgemein als eine Niederlage Rußlands aufgefaßt wurde, verweigerte die Ratifikation eines Polen betreffenden, von Caulaincourt abgeschlossenen Vertrages, annektierte die Hansastädte und das Herzogtum Oldenburg, dessen Regent doppelt verwandt war mit dem russischen Kaiser, verschärfte die Kontinentalsperre und forderte Rußland zu gleichem Vorgehen in dieser Richtung auf. Alexander erließ einen Ukas, der die französischen Waren traf und zugleich die Kontinentalsperre nahezu illusorisch machte, und verstärkte seine Machtmittel. Außerdem warb er um Bundesgenossen, indem er meisterhaft intriguierte und

Napoleon überall zu diskretieren suchte.*) Vor allem suchte er mit allen Mitteln Österreich zu gewinnen. Durch den in Petersburg beglaubigten Grafen St. Julien läßt er als Preis für die Bundesgenossenschaft bieten „Walachei, Moldau bis zum Sereth und außerdem die Zustimmung zur Besetzung Serbiens." Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, wurde mit Erfolg umworben, in Wien, in Konstantinopel, in den böhmischen Bädern waren die Agenten Rußlands tätig. Der äußere Schein wurde strenge beobachtet, deshalb auch keine offizielle Annäherung an England gesucht. Aber immer und immer sprach Alexander es aus, er fürchte, daß Napoleon, sobald es ihm gut dünke, ihn angreifen werde, daß er selbst unter keinen Umständen sich zu einem solchen Schritte verstehen werde. Auf die Frage St. Juliens, wohin ein solcher Zustand führen solle, antwortet er nur: „Wer kann das wissen, es wird so gehen, wie die Vorsehung es will."

Zu den vielumstrittenen Fragen des napoleonischen Zeitalters gehört auch diese, wen die Schuld an dem Ausbruch des Krieges von 1812 treffe. Sie trifft nicht den Kern des Problems, da ihre Beantwortung nur klarlegt, wer faktisch den Krieg eröffnet hat. Es handelt sich aber um die Feststellung, wer die Verantwortung für den Krieg in seiner Entstehung auf sich zu nehmen hat. Es wird nur wenig Kriege, auch unter den sogenannten Kabinettskriegen, geben, die lediglich dem Willen eines Einzelnen, einer Partei und nicht großen, ja Lebensinteressen, die zum mindesten den Zeitgenossen als solche erschienen, ihren Ursprung verdanken. Das gilt auch von 1812 Welche Interessen waren es nun, die den Krieg unabwendbar machten? Kurz gesagt: Rußland fühlte sich in seiner handelspolitischen und politischen Existenz durch Frankreich bedroht. Es ist schon erwähnt, daß die Kontinentalsperre der russischen Volkswirtschaft schwere Wunden schlug, sowie daß die polnische Frage große Beunruhigung bei Kaiser Alexander und seinen Staatsmännern hervorbrachte. Der russische Kaiser hatte, wie bereits ausgeführt, aus seiner Mißstimmung, ja seiner ernsten Sorge kein Hehl gemacht: immer wieder hatte Caulaincourt zu hören bekommen, daß nur eine Ordnung der polnischen Angelegenheiten der Allianz Dauer verleihen könne, und sogleich hatte er diese Aussprüche des Kaisers und des Kanzlers mit Berichten über die Stimmung Rußlands in diesem Punkte Napoleon mitgeteilt. Was hatte nun dieser getan, um diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen? Alles, was irgend in seinen Kräften stand. Wie er selbst in seiner klaren Art Verhältnisse und Menschen zu durchschauen über die polnische Frage dachte, zeigt seine Anrede**) an die Deputation der galizischen Polen am 3. August 1809, im Schlosse Schönbrunn, auf die vom Grafen Potocki vorgetragene Bitte um seine Protektion auch für das

*) A. Vandal, Napoléon et Alexandre I. L'alliance russe sous le premier empire.

**) Supplément à la correspondance de Napoléon I. L'empereur et la Pologne. Paris 1908.

alte Galizien. Er sagte u. a.: „Rußland weiß genau, daß es nur durch Polen angreifbar ist." „Denn wenn ich Kaiser von Rußland wäre, ich würde niemals auch nur der geringsten Vergrößerung des Herzogtums Warschau zustimmen, im Gegenteil, ich würde 10 Jahre kämpfen, bis es zerstört wäre, wie ich mich mitsamt meinen zehn Armeen töten ließe, um Belgien zu verteidigen. . . . . Von diesem Standpunkt aus kann ich es Rußland nicht verargen, daß es mich in diesem Feldzug nicht besser unterstützt hat . . . . es liegt auch nicht im Interesse Rußlands, Ihre Vergrößerung günstigen Auges zu betrachten. Frankreich kann sich auch nicht verbindlich machen, für Sie einen Krieg zu führen, man müßte 100 000, ja 150 000 Mann schicken." „Ich weiß wohl, daß eine Wiederherstellung Polens Europa das Gleichgewicht geben heißt, aber ohne einen Krieg mit Rußland läßt sich dieses Gleichgewicht nicht wiederherstellen, und Sie wissen ganz genau, daß Rußland nur dann beistimmen wird, wenn es durch völlige Zerschmetterung seiner Armeen dazu gezwungen ist." „Ich will keinen Krieg mit Rußland, solange es sich nicht in meine Angelegenheiten in Spanien, Portugal, dem Kirchenstaat einmischt." „Ihnen einen französischen Prinzen geben? Das bedeutete einen nordischen Krieg, das wäre eine Unklugheit für Frankreich nur daran zu denken. . . . . kurz meine Herren, ich will mir nicht einen ewigen Krieg mit Rußland auf den Hals ziehen." Unumwundener kann man sich nicht aussprechen, klarer die Gründe eines Gegners nicht erkennen und würdigen. Dieser Einsicht trug Napoleon Rechnung, als er sich 1810 bereit erklärte, eine Konvention mit Rußland abzuschließen, deren wichtigste Punkte bestimmten, daß Napoleon in keiner Weise weder direkt noch indirekt Bestrebungen zur Herstellung Polens unterstütze, daß von den Vertragschließenden, auch vom König von Sachsen, das Wort Polen und polnisch in öffentlichen Urkunden und Akten künftig nicht mehr gebraucht werden dürfe, daß die Vertragschließenden, auch der König von Sachsen nicht, keine polnischen Orden mehr verteilen und daß nach dem Tode der jetzigen Inhaber die Orden als aufgehoben gelten sollten. Alexander taten diese Versprechungen aber noch nicht genug: er verlangte eine glatte Verpflichtung, daß Polen nie wiederhergestellt würde (à ce que le royaume de Pologne ne sera jamais rétabli), daß das Wort Pole und Polin in keiner öffentlichen Urkunde mehr gebraucht werden dürfe, daß die polnischen Orden als abgeschafft gelten sollten. Napoleon wies diese Zumutungen mit Recht als eine Beleidigung zurück. Zu dem Fürsten Alexis Kurakin, dem Spezialgesandten des Zaren zur Hochzeitsfeier mit Marie Luise von Österreich, sagte er: „Französisches Blut wird nicht für Polen fließen, ihre Sache ist nicht die Frankreichs, aber es soll auch nicht gegen dieses unglückliche Volk vergossen werden: es hieße mich doch zu tief erniedrigen, diese oder eine ihm ähnliche Verpflichtung einzugehen."

Die persönliche Note in dem Gegensatz zwischen den beiden Herrschern brachte die Besetzung des Herzogtums Oldenburg durch Napoleon. Alexander entstammte demselben holsteinischen Hause, zudem war der Sohn des Regenten

Herzogs Peter, Georg, sein Schwager als Gatte seiner Schwester Katharina und residierte hochgeschätzt von ihm in Twer. Napoleon behauptete den Rechtsgrund für sein Vorgehen in der Nichterfüllung seiner Pflichten als Rheinbundsfürst seitens des Oldenburgischen Herzogs zu haben. Alexander, der sich doch schon 1804 in der Instruktion des als Gesandten für London bestimmten Nowolsitzow für Schiedsgerichte begeistert hatte, erklärte die Besetzung Oldenburgs für eine persönliche Beleidigung und Napoleons Behauptungen für Ausflüchte. Vergeblich bot dieser Entschädigungen an, er erhielt darauf so wenig eine Antwort, wie in der polnischen Frage, nachdem der Abschluß des angeführten Vertrages gescheitert war. Napoleon machte aus seiner Empörung darüber dem Kurier des Zaren, dem Oberst Tschernitscheff, der unter dieser Maske die Geschäfte eines Spions besorgte, kein Hehl und sagte ihm noch am 20. Februar 1812: „Sind wir denn in seinen (Kaiser Alexanders) Augen so verächtlich, daß er uns weder einer Antwort, noch einer Aussprache für würdig hält? Seit fast 15 Monaten bemühe ich mich darum, daß man dem Fürsten Kurakin (dem russischen Botschafter in Paris) Instruktionen schickt. Man hat jedoch nichts getan." In Wilna traf Napoleon noch einmal ein Abgesandter Alexanders, General Balaschoff, der ihm mitteilen sollte, daß Kurakin ohne sein Vorwissen seine Pässe verlangt habe, daß eine Verständigung noch möglich sei, wenn er das besetzte Gebiet räume. Napoleon antwortete diesem auf die unwahrscheinlichen Ausreden: „Wie kann Kaiser Alexander behaupten, daß er den Krieg nicht begonnen hat? Habe ich ihn nicht seit 18 Monaten um eine Aussprache gebeten? Ich habe weder eine Aussprache, noch eine Antwort erlangen können! War es nicht Ihr Gesandter, der mir ein Schreiben des Ministeriums überreichte, in dem stand, wenn ich eine Erklärung wünschte, müßte ich zuerst alle meine Truppen aus Preußen zurückziehen. Schreibt man so an Herrscher, die man achtet, mit denen man keinen Krieg haben will? Ich glaube, so etwas haben Sie nicht einmal an den kleinsten Hof von Europa geschrieben. Auch nicht an Schweden. Und der Hof von Frankreich hat noch nie ein solches Schreiben erhalten. Habe ich dem Fürsten Kurakin nicht gesagt, er solle diese Bedingung ändern, denn sie sei unannehmbar. Trotz alledem, mein Herr, legt er mir ihn 2 Tage später mit noch anderen vor, und diesmal steht der Artikel an der Spitze von allen. Sind Sie es nicht, die als erste begonnen haben zu rüsten? Und ist Ihr Kaiser nicht der erste gewesen, der bei der Armee eingetroffen ist? Ich habe schon einmal meine Truppen aus Preußen zurückgezogen, aber dies von mir durch eine Note zu fordern, ist beispiellos . . . .*)" Mit dieser Art Friedensliebe glaubte Alexander ungestraft einem Mann begegnen zu dürfen, von dessen humeur très irascible er oft genug sparch, einem Feldherrn, dessen oberster Grundsatz, wie er wußte, die Offen-

*) A. Vandal, Napoléon et Alexandre I[er]. L'alliance russe sous le premier empire.

sive war. Nein, so naiv war Alexander nicht, aber er wollte seinem Gegner das Odium des Friedensbruches zuschieben. Und das ist ihm über Erwarten geglückt. Schon im November 1809 konnte St. Julien nach Wien berichten*), daß Alexander über England, das Österreich in den Krieg getrieben habe, sehr aufgebracht sei, daß es viel besser gewesen wäre, wenn man Napoleon sich in dem verderblichen spanischen Krieg hätte schwächen lassen. Schon zu Anfang des Jahres 1811 kann der Gesandte berichten, daß Alexander bestimmt glaube, von Napoleon angegriffen zu werden, daß er unter keinen Umständen abrüsten und daß er keine Entschädigung für Oldenburg haben wolle. Er werde aber seinerseits nicht angreifen. Er hoffte auf die Spanier, auf die Unzufriedenheit der französischen Armee und auf „irgend ein chimärisches Ereignis, das ihn von seinem furchtbaren Gegner befreit." Er mißtraut der angebotenen österreichischen Vermittlung, die alle die geheimen Regungen eines schwachen Charakters aufdecken könnte, der in einem seltsamen Widerspiel mit einer außergewöhnlichen Hartnäckigkeit verbunden ist. Um dieselbe Zeit schreibt er seiner Schwester Katharina: „Es erscheint mir vernünftiger, die Heilung zu erwarten von dem Unglück dieser Zeit und seiner Größe selbst, denn ich kann mich nicht losmachen von der Überzeugung, daß dieser Zustand der Dinge nicht andauern kann, daß die Leiden in allen Klassen in Deutschland wie in Frankreich so große sind, daß sie der Geduld ein Ende machen müssen. . . . . . Ein Sterblicher soll sich nicht vermessen zu prophezeien, doch habe ich die Überzeugung, daß dieser Zustand der Dinge auf die eine oder die andere Weise sich ändern muß**)." Erinnert man sich der Antwort auf die Frage St. Juliens, wohin der Zustand, der die Dinge an sich herankommen läßt, führen solle, so wird man das erste Aufleuchten des Mystizismus wahrnehmen, der später den Kaiser ganz gefangen nehmen sollte. Nach den vorstehenden Ausführungen wird man Napoleon nicht mehr als eigentlichen Urheber des Krieges 1812 bezeichnen dürfen, sondern Alexander. Zum mindesten wird man sagen können, daß er nicht einmal die Versuche seines Gegners, die einer friedlichen Verständigung entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, der geringsten Unterstützung würdigte. Es ist sehr charakteristisch, daß St. Julien in einem Bericht geradezu sagt: „was der Kaiser tun wird, wenn Napoleon nicht auf seinem Willen beharrt, ist unklar." Ob der Krieg sich überhaupt hätte vermeiden lassen, diese Frage zu untersuchen, ist nicht mehr Sache der Geschichts-

*) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitch: L'empereur Alexandre Ier. Essai d'étude historique. St. Petersbourg. Manufacture des papiers de l'Etat 1912.

**) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitch: Correspondance de l'empereur Alexandre Ier avec sa soeur la grande-duchesse Cathérine, princesse d'Oldenbourg, puis reine de Wurttemberg 1805—1818. Orné de huit planches et de 2 facsimiles d'autographes. En dépôt à Paris chez Manzi, Joyant et Cie. Petersbourg, Manufacture des papiers de l'Etat. 1910.

schreibung. Zweifellos trugen zu der Haltung Alexanders, die zum Ausbruch führen mußte, noch die Imponderabilien bei, wie die Begeisterung des Volkes für den Krieg, der Einfluß Englands, nicht zuletzt die persönliche Stimmung des Zaren Napoleon gegenüber. Bezeichnend ist sein Wort nach der Einnahme Moskaus durch jenen: „Napoleon oder ich! Ich oder er! Wir können nicht zusammen herrschen. Ich habe ihn durchschauen gelernt, er wird mich nicht mehr täuschen." So spricht verletzte Eigenliebe. Er hat seine Abneigung, ja Haß gegen Napoleon nie verloren, sondern nur abgedämpft, solange er glaubte, mit und durch diesen eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Als er merkte, daß dieser nicht im Ernst daran dachte, die Welt mit ihm zu teilen, in keiner Weise, flammte der alte Haß mächtig empor und tat das Seine zum Ausbruch dieses furchtbaren Krieges. Und eben dieses Moment brachte ihn dazu, den Krieg über die Grenzen zu tragen, entgegen den Interessen Rußlands, wie seine Historiker noch heute, seine Zeitgenossen schon damals behaupteten, lediglich zum Vorteil Westeuropas. Welche Stimmung noch heute in diesem Punkte Alexander gegenüber herrscht, zeigt deutlich die Bemerkung seines Biographen, des Großfürsten Nicolaus Mikhailowitch: dieser Krieg habe jeden Patriotismus in dem Kaiser erstickt. Daß damals das Urteil kein anderes war, ist bekannt. Die Ursachen mögen freilich sich gewandelt haben. Die führenden russischen Schichten wollten sich mit Rußland begnügen, dieses wollten sie heben und ihm eine bodenständige Kultur verschaffen. Schrieb doch des Kaisers Freund und glühender Verehrer Professor Parrot in Dorpat an diesen: Peter der Große sei das größte Unglück für Rußland gewesen, denn er habe es aus den Bahnen seiner natürlichen Entwicklung gerissen und ihm völlig unvorbereitet eine wesensfremde Kultur aufgepfropft. Er möge nicht in dessen Bahnen wandeln. Diesen Kreisen war auch Alexanders Verhalten gegen die Polen, die sie haßten und fürchteten, ein Dorn im Auge. Bei den heutigen Beurteilern des Verhaltens Alexanders im Jahre 1813 scheint der Haß gegen die Deutschen das Hauptmotiv für ihre Verurteilung zu sein. Gerade in der mehrfach angezogenen Biographie des Großfürsten kommt dieser ganz unverhüllt zu Worte, auch gegen die baltischen Deutschen. Seltsam sticht davon ab eine ebenso offene wie große Bewunderung Bismarcks. Tatsächlich läßt sich nicht leugnen, daß ohne das persönliche Eingreifen Alexanders an ein Gelingen der Erhebung, an einen Anschluß Preußens und später Österreichs nicht zu denken gewesen wäre. Dauerte es doch ohnehin fast 2 Monate, ehe Friedrich Wilhelm III. zu einem festen Entschluß sich aufraffen konnte, und mehr als 7 Monate, ehe Österreich gewonnen war. Während des Feldzuges und besonders beim Friedensschluß kam die überragende Macht des russischen Kaisers voll zur Geltung: er war es, der Frankreich die günstigen Bedingungen und Napoleon Elba verschaffte. Die Kongreßzeit, die zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden lag, hatte England und Österreich Gelegenheit gegeben, sich eine höhere Geltung zu ver-

schaffen und den Einfluß Alexanders zu vermindern, zumal russische Truppen weder bei Ligny noch bei Waterloo mitgefochten hatten. Er hatte nur das eine Ziel ganz erreicht: seines großen Gegners Macht war vollständig zertrümmert und dieser selbst wie ein Prometheus auf die ferne Insel St. Helena im Ozean verbannt. Seinen anderen Plan, ganz Polen in seine Hand zu bringen, konnte er nicht durchsetzen: gleichwohl erhielt Rußland den weitaus größten Teil. Der Zar krönte sein Werk mit der Heiligen Allianz. Man hat über die Entstehung dieses Gedankens bei Alexander die verschiedensten Hypothesen aufgestellt. Großfürst Nicolaus Mikhailowitch wird zweifellos recht haben mit seiner Behauptung, daß Alexander ihr alleiniger Urheber ist und der vielberufenen Frau von Krüdener kein irgendwie in Betracht kommender Anteil zuzuschreiben ist. Denn schon lange, ehe diese ihm begegnete, hatte sein Geist und Gemüt sich einer Frömmigkeit zugewandt, die in der Entwicklung zur Mystik führen mußte. Während der Vorbereitungen zum Kriege gegen Napoleon hatte ihm sein Jugendfreund, Fürst Golitzin, Generalprokurator des heiligen Synods, die Bibel in die Hand gegeben. Auf einer Fahrt zu einer Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden las er das Neue Testament, später das Alte Testament auf einer seiner Fahrten nach Wilna. Er gewöhnte sich, täglich ein Kapitel der Bibel zu lesen, bedankte sich bei Golitzin für den gegebenen Hinweis und trat mit diesem in regen Briefwechsel über religiöse Fragen. Der Verkehr mit einem anderen Vertrauten, mit Koscheleff, nahm ebenfalls diese Richtung. Auf der Reise in England lernte er einige Quäker kennen, nachdem er vorher schon, zu Heilbronn mit Frau von Krüdener in Verbindung getreten war. Diese hatte er sogar veranlaßt, nach Paris zu kommen und in seiner nächsten Nähe Wohnung zu nehmen. Allabendlich besuchte Alexander diese Erweckte und las ihr die Entwürfe vor. Trotzdem konnte sie ihm schwerlich etwas anderes bieten, als eine Stärkung schon bestehender Ansichten, besser gesagt schon vorhandener und empfundener Gefühle. Vielleicht darf man deren erstes Lautwerden in dem Briefe sehen, den der Kaiser der Großfürstin Katharina aus Weimar schrieb: „Bonaparte (!) hält mich für einen dummen Kerl. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich habe meine ganze Hoffnung auf Gott gesetzt." Und weiter erinnere man sich der schon angeführten, dem österreichischen Gesandten Grafen St. Julien, auf die 1811 aufgeworfene Frage, wohin die Sachlage führen solle, zuteil gewordenen Antwort. Auch darf der lange Brief vom 18. September 1812 an Katharina nicht übergangen werden. In diesem heißt es u. a.: „Schlecht sekundiert, wie ich bin, fehlt es mir überall an Helfern und muß ich eine so gewaltige Maschinerie dirigieren in einer furchtbaren Krisis, gegen einen geradezu infernalischen Gegner, der mit seiner schrecklichen Verbrechernatur das größte Talent verbindet und unterstützt wird durch die gesamten Hilfsmittel ganz Europas und durch eine Masse talentvoller Menschen, die ein zwanzigjähriger Krieg und die Revolution erzogen haben. Demgegenüber darf man sich, will man gerecht sein, nicht

wundern, daß ich Niederlagen erleide. Du wirst dich erinnern, daß wir dies alles vorausgesehen haben, wenn wir beide davon sprachen. Den Verlust der beiden Hauptstädte hielten wir für möglich, und nur im Ausharren sahen wir das Heilmittel gegen diese schreckliche Zeit. Weit entfernt, entmutigt zu sein von den Schlägen, mit denen ich überhäuft bin, bin ich mehr als je entschlossen auszuharren in diesem Streite, und alle meine Sorgen gelten diesem Ziel."*) Wie klein war der Schritt für Alexander, um sich als unter dem besonderen Schutze Gottes stehend zu halten. Je größer seine Furcht vor Napoleon, „ce fléau de la terre", „le monstre", wie er ihn nennt, um so stärker das Gefühl, der größten Gefahr seines Lebens entronnen zu sein, und zwar in wunderbarer Weise für immer. Schon im November 1812 drückt er sich dahin aus, daß an einem endgültigen Siege die Menschen wenig Verdienst hätten. Und seine aus Dresden im Anfang 1813 an Koscheleff geschriebenen Briefe sind auf einen stark religiösen Ton gestimmt. Mochte der Einfluß von Koscheleff, Golitzin und der Krüdener noch so groß sein, um wirklich zu Geltung kommen zu können, mußte er doch eine verwandte Saite bei Alexander anschlagen, wenn sie ihm selbst auch bis dahin noch nicht geklungen hatte. Naturanlage und Erziehung mögen zusammengewirkt haben: die letztere hatte ihn für die Ideen der Aufklärung begeistert. Sein Charakter wird übereinstimmend als schwach geschildert, der naturgemäß in solchen Ereignissen, wie sie sich ungefähr von 1807—1812 abgespielt haben, einen Halt suchen und finden mußte. Aufklärung und Pietismus gehören aber eng zusammen. Daher ist es keineswegs zu verwundern, daß der Gedanke, der der heiligen Allianz zu Grunde liegt, schon in Alexanders jungen Jahren, in den ersten Zeiten seiner Regierung, da er noch voll war von Weltbeglückungsideen, allerdings in ganz anderer Weise zutage tritt. Der zweite Teil der Instruktion für Novolssitzow, die ihm als Richtschnur für seine Londoner Mission 1804 dienen sollte, legt genugsam Zeugnis davon ab. Es heißt da, es sollen nach Herbeiführung des allgemeinen Friedens sich die hervorragendsten Staaten zu einer Liga zusammentun, die gewissermaßen ein neues Völkerrecht zur festen Basis aller Kabinette machen und diesem nötigenfalls mit Gewalt die Anerkennung der Widerstrebenden erzwingen sollte; vor allem solle dieses darin seine Wirksamkeit zeigen, daß den Staaten die Verpflichtung auferlegt würde, keinen Krieg zu beginnen, ehe nicht durch Vermittlung anderer alle Mittel zur Begleichung der Streitpunkte aufgeboten seien. Durch ein solches Verfahren werde die Ruhe und Sicherheit im höchsten Grade verbürgt, wenn diesem zur Seite ginge die Begründung der inneren sozialen Ordnung auf

*) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitch: Correspondance de l'empereur Alexandre Ier avec sa soeur la grande-duchesse Cathérine, princesse d'Oldenbourg, puis reine de Wurttemberg 1805—1808. Orné de huit planches et de 2 fac-similes d'autographes. En dépôt à Paris chez Manzi, Joyant et Cie. Petersbourg, Manufacture des papiers de l'Etat. 1910.

einer weise geordneten Freiheit, die die Staaten umgibt mit einer Art Schlagbaum gegen die Leidenschaften, den zügellosen Ehrgeiz oder die Torheit, die zu oft die an der Spitze befindlichen Männer befällt." Da Rußland und England Gegensätze nirgends in der Welt trennen, so sind sie geeignet, diese Ideen anzuregen und durchzuführen, indem sie die Staaten zweiten Ranges stärken und Österreich und Preußen auf anderen Wegen gefügig machen. Der leitende Gedanke ist also der, daß England und Rußland ein enges Bündnis miteinander eingehen sollen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die von ihnen für die innere und äußere Politik der anderen Staaten Europas als heilsam und richtig anerkannten Ideen diesen aufzuzwingen. Das war der klar ausgesprochene Wunsch nach der Vorherrschaft in Europa, schlecht genug verdeckt durch liberale Phrasen. Die Welt war 1815 ebenso eine andere als 1804, wie Alexander selbst. An die Stelle der „libéralité sage" war die Religion getreten. Auch galt es keine widerstrebenden Elemente unter die Vormundschaft des neuen Bundes zu zwingen, ebensowenig mehr die Völker gegen die Fürsten zu schützen. So gilt es kein neues Völkerrecht zu begründen, denn die Fürsten betrachten sich als Brüder, als Väter gegenüber ihren Völkern, und in diesem Sinne tun sie sich zusammen, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen. Die beiden Mächte, die man 1804 hatte eventuell zwingen wollen zum Beitritt zur neuen Liga, Preußen und Österreich, waren diesmal Mitkontrahenten. Aber Alexander war der Urheber dieser neuen Allianz und konnte mit dem Gewicht, das er als „der Befreier der Welt" in die Wagschale legen durfte, sich wohl als den Protektor dieses neuen Bundes und damit Europas ansehen. Es tat auch dessen Einfluß und Wirksamkeit keinen Abbruch, wie dann die Welt nur zu bald und zu hart empfinden sollte, daß der Vertrag nur ganz allgemeine Richtlinien enthält und somit in diesem Punkte ganz von dem 1804 erträumten abwich. Um so freier war man für später. Weder Liberalismus noch Mystizismus waren Alexander ein Hindernis, in zäher Energie sein Ziel zu erreichen, die erste Rolle in der Welt zu spielen!

Alexanders liberale Ideen, die ihn so vorteilhaft von den übrigen Fürsten seiner Zeit unterschieden und nicht wenig zu seiner allgemeinen Beliebtheit beitrugen, entstammten auch der Erziehung Laharpes. Man hat ihn gerade in diesem Punkte bis heutigentages für einen Heuchler gehalten. Schon der Fürst Czartorysky sagte: „Der Kaiser liebte die Formen der Freiheitlichkeit, wie man ein Schauspiel gern hat, aber er wollte nur die Formen und Äußerlichkeiten, und hätte nie zugestimmt, daß diese Realität würden; mit einem Wort, er hätte gerne seine Zustimmung gegeben, daß alle Welt frei wäre, aber unter der Bedingung, daß alle Welt seinem Willen allein freiwillig nachlebte." Das Bild, das Czartorysky von Alexander entwirft, wird man für richtig anerkennen: es ist dasjenige eines Herrschers, der noch vollständig mit seiner Geistesrichtung dem aufgeklärten Despotismus angehörte. Sein fein ausgeprägter Sinn für die Realitäten des Lebens hat ihn doch auch in dieser heiklen Frage ziemlich richtig geführt. Während von

einer Verfassung für Rußland nach dem Ablauf der ersten Regierungsjahre nicht mehr die Rede war, hat er den Franzosen eine Verfassung von ihrem König Ludwig XVIII. verschafft und noch 1818 den Polen im Landtage ein Schriftstück vorgelesen, in dem die konstitutionellen Prinzipien als Grundlage der Regierung des Königreichs Polen anerkannt wurden. Ob er eine Verfassung wirklich ins Leben treten lassen wollte, wird meist bezweifelt und ist auch kaum mehr festzustellen. Bemerkenswert ist, daß er den Bauern der Ostseeprovinzen scharf unterschied von dem russischen: den ersteren erklärte er 1816 für frei, beziehentlich des letzteren begnügte er sich mit einigen Verbesserungen, rüttelte aber nicht an der Leibeigenschaft selbst.

Die Kongresse in Aachen, Troppau und Verona sahen den Kaiser immer mehr ins Schlepptau der Politik Metternichs geraten. In Verona gab er aus Furcht vor der Revolution Griechenland preis, zum größten Schaden Rußlands. Metternich konnte an Kaiser Franz schreiben: „Das russische Kabinett hat mit einem Schlage das große Werk Peters des Großen und seiner sämtlichen Nachfolger vernichtet." Schon vom Troppauer Kongreß (1820) aus hatte er, beeinflußt durch die Meuterei des Semenowsky-Regimentes, die er viel zu schwer auffaßte, einen vom Großfürsten Nicolaus Mikhailowitsch abgedruckten Brief an Golitzin gerichtet, den man wohl als pathologisch bezeichnen darf. Der Kampf gegen Napoleon mit der jahrelangen Spannung scheint seine Kräfte geschwächt zu haben: ihm fehlte jetzt das große Ziel, das seinem ganzen Wesen Schwung gegeben hatte. Immer mehr gewann der Mystizismus in ihm das Übergewicht. Er wurde frömmer, betete immer mehr und ließ sich ganz von der Orthodoxie gefangen nehmen, alle geheimen Gesellschaften und Logen wurden verboten. Ja er opferte ihr schließlich auch seinen Freund Golitzin, ohne ihm freilich seine persönliche Huld zu entziehen und den Verkehr mit ihm einzuschränken. Man kann sich aus dem einen von dem Großfürsten Nicolaus Mikhailowitsch abgedruckten Gebete doch keine ganz deutliche Vorstellung von des Kaisers religiösen Gedanken und Gefühlswelt machen. Jedenfalls gab ihm die Religion keinen Frieden und er fand unähnlich Jung-Stilling, der Krüdener oder dem Fürsten Golitzin dauernd weder Trost noch Erholung in ihr. Seine Abspannung ging so weit, daß er sich geradezu von Araktschejeff vertreten und diesen machen ließ, was er wollte, sogar wenn es gegen seinen Willen war. Selbst den Militärkolonien brachte er kaum noch Interesse entgegen, so sehr er sich anfangs für sie eingesetzt hatte. Im September 1825 machte er mit der Kaiserin Elisabeth zu deren Erholung eine Reise nach Taganrog, von der er nicht wieder lebend zu den Seinen zurückkehren sollte. Ein typhöses Fieber, das er sich zuzog, machte unerwartet schnell am 11. November 1825 seinem Leben ein Ende im Alter von 47 Jahren 11 Monaten und 7 Tagen nach einer Regierung von 24 Jahren 8 Monaten 7 Tagen. Auf die Seinen hatte er bis zuletzt den größten Zauber ausgeübt: in einem vom tiefsten Schmerze eingegebenen Brief teilte die Kaiserin Elisabeth der Kaiserin Marie, ihrer Schwieger-

mutter, sein Ableben mit, dem Wunsch Ausdruck gebend, ihm folgen zu dürfen. Ihrer Bitte ward Gewährung: wenige Monate später beschloß auch sie ihr Leben. Alexander folgte nicht sein im Alter zunächst stehender Bruder Konstantin, der einer morganatischen Ehe wegen verzichtet hatte, sondern der jüngere Nikolaus, nicht ohne daß verhängnisvolle Unruhen entstanden, da der verstorbene Kaiser den Verzicht geheim gehalten hatte.

Metternich sagt in seiner biographischen Skizze Alexanders, er sei an Lebensüberdruß gestorben. In gewissem Sinne muß man diesem Ausspruch beipflichten. Der das Leben des Kaisers bestimmende Charakterzug war eine melancholische Skepsis. In ihr ruhten seine Güte, wie seine hochfliegenden Pläne, Stolz, Härte und Frömmigkeit, nicht weniger sein niemanden schonendes Mißtrauen, seine Verschlagenheit, die von allen Beobachtern vermerkte Unsicherheit und der Wankelmut in Entschlüssen. Erst in dem Kampfe gegen Napoleon fand er eine Aufgabe, die seinem Leben die reale Notwendigkeit aufzwang, deren Bemeisterung seinen ganzen inneren Menschen zur vollen Entfaltung seiner reichen natürlichen Gaben kommen ließ. Aber dieser Kampf zehrte sie auch auf. Nicht mehr gezwungen, einem bestimmten realen Ziele nachzustreben, mußte er wieder der alten Skepsis zum Opfer fallen. Unter dem Drucke der Ereignisse von Tilsit bis Waterloo mußte die vergeblich gesuchte Antwort nach dem Sinn des Daseins ihn folgerichtig zum Mystizismus führen. Nicht zu eigentlicher Frömmigkeit, denn dazu besaß er zu wenig wirkliches Gottvertrauen. Es ist doch auch in den religiösen Fragen ein stetes Tasten und Suchen. Man sucht die Ursache immer in der Ermordung Pauls I., die zum mindesten nicht gehindert zu haben, Alexander sich sein ganzes Leben zum Vorwurf gemacht habe. Sie wird höchstens Wirkung gewesen sein. Denn ein in seinem Wesen tief verankertes Gottvertrauen hätte ihn auch dieser Bürde enthoben. Der Mystizismus am Ende seines Lebens ist ein ebenso getreuer Abdruck seiner Skepsis zum Leben, wie zu Beginn seiner Regierung die Weltbeglückungspläne, die der Menschheit aufzuzwingen er ebenso bereit war, wie später die Grundsätze der heiligen Allianz. Und doch hat dieser Herrscher, der auch den meisten seiner Zeitgenossen zu einer weltgeschichtlichen Rolle nicht berufen schien, tiefe Spuren im Leben der Völker Europas hinterlassen.

Prof. Dr. Karl Fuchs-München: Die Gründung der Deutschen Burschenschaft in Jena (12. Juni 1915).

Nach den großen Tagen des gewaltigen Freiheitskampfes in den Jahren 1814 und 1815 war das deutsche Volk durch die Ergebnisse des Wiener Kongresses arg enttäuscht worden. Der flammenden Begeisterung, mit der jung und alt, hoch und nieder unter die Fahnen für die heilige Sache des Vaterlandes einmütig geeilt war, folgte freudlose Ernüchterung, als durch die Wiener Kongreßakte vom 8. Juni 1815 statt eines einheitlichen Deutschen Reiches ein loser Bund von 39 Staaten geschaffen ward, den der Turnvater Jahn so trefflich als „Deutsches Bunt" bezeichnete, und nur die Rechte der Fürsten, nicht aber die des Volkes befestigt worden waren; des Volkes, das mit stolzem Selbstbewußtsein auf den sieghaften Kampf zurückblickte, in dem es mit vereinter Kraft das Joch der fremden Zwingherrschaft zerbrochen hatte. Heinrich von Treitschke kennzeichnet die damals herrschenden Stimmungen folgendermaßen: „Die Nation nahm das traurige Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der öffentlichen Meinung am meisten gelegen war, enthielten so leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte, an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben." Am herbsten wurde die Enttäuschung von der Jugend der deutschen Hochschulen empfunden, sowie sie es seit der Erniedrigung des Vaterlandes durch Napoleon gewesen war, welche sich am schnellsten am Feuer patriotischer Hingabe entzündet hatte. Mit richtigem Gefühle haßte der Korse nichts so sehr, als den freien Geist der deutschen Universitäten, obenan den der Jenaer, von dem seit den Unglückstagen von Jena und Auerstädt im Jahre 1806 eine offenkundige Wiedergeburt deutscher Gesinnung und Widerstandskraft ausging.

Gerade im Herzen Deutschlands, im Thüringerländchen, war an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der deutsche Geist nach langem Schlafe während des landesväterlichen Waltens Karl Augusts zur höchsten Betätigung erwacht; am Musenhofe zu Weimar war mit Goethe und Schiller das Doppelgestirn des deutschen Klassizismus aufgezogen. Und an der Universität in Jena war der Boden für eine reiche Saat gelockert. Äußerlich war auch hier, als Schiller seine Vorlesungen hielt, das Studentenleben auf demselben sittlichen Tiefpunkt wie anderwärts. Die Zerrissenheit des deutschen Staatsgebildes spiegelte sich in den Landsmannschaften wieder, welche, untereinander feindselig, geschlossen gegenüber den nichtfarbentragenden Studenten, den „Finken", auf das Recht des Stärkeren, das Faustrecht pochten und sich in wüsten Schlägereien und Gelagen

erschöpften. Immermann tadelt als Augenzeuge das übliche Treiben an den Universitäten als „eine deutsche Komödie, einen nationalen Schwank, ein ausgebildetes Nichtstun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze, von Müßiggängern für Müßiggänger gegeben, einen problematischen Staat, in welchem kindische Tätigkeit, kindische Ehre regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit". Da wurde in Jena die Luft 1787 durch die Berufung des Professors Karl Leonh. Reinhold geläutert, mit dem die kritische Philosophie Kants ihren Einzug hielt; von ihrer überwältigenden Kraft wurde die ganze religiöse, sittliche und ästhetische Lebensauffassung der Jenaer Hochschule, der Lehrer und Studenten, ergriffen, auf deren geistige Erhebung der gefeierte Lehrer entscheidenden und segensreichen Einfluß ausübte. Hier wirkte dann von 1789 an Joh. Gottl. Fichte, dessen frischer und überzeugungstreuer Vortrag ein Übermaß der Zuhörerschaft, sogar von außen auf Leitern an die Fenster, anlockte. Wie Jahn, so war auch er überzeugt davon, daß das Heil des Volkes vorzugsweise von der jungen Generation zu erwarten sei. Insofern er auf sittliche Erhebung und Einigung der Studentenschaft im Gegensatz zu der kleinstaatsüchtigen Art der Landsmannschaften hinarbeitete, wird er mit Recht als der „geistige Vater der Burschenschaft" bezeichnet. In Jena und nachher als Lehrer an der Universität Berlin galt er als eine „tapfere" Persönlichkeit; unter drohenden französischen Bajonetten hat er daselbst seine „Reden an die deutsche Nation" gehalten. Schon in Jena drang er unausgesetzt auf eine vernünftige Reform des studentischen Lebens, wenngleich er für das Praktische der Durchführung einer solchen gar kein Verständnis hatte. Als Jahn und Friesen ihm 1812 den von ihnen gemeinsam verfaßten Entwurf einer „Ordnung und Einrichtung der Deutschen Burschenschaft" zur Begutachtung vorlegten, worin nebst dem Einigungsgedanken auch Begriffe von Burschenrecht, Burschenfreiheit und Burschenehre nach Art einzelner Satzungen der späteren Burschenschaft erörtert waren, bezeichnete er solches als „wahre Unteutschheit und Ausländerei". Der philosophierende Theoretiker übersah, daß man auch mit hergebrachten Formen rechnen mußte, und daß das Alte dem Zeitgeist gemäß zu verbessern und keineswegs zu beseitigen war. Zweifellos war aber die ideelle Einwirkung Fichtes auf die Anhänger der studentischen Reform ein maßgebender. Es ist ein denkwürdiger Zufall, daß an demselben Tage, an dem Fichte seine erste Vorlesung in Jena hielt (26. Mai 1789), auch noch ein anderer führender Geist des deutschen Volkes, Schiller, seine Tätigkeit als akademischer Lehrer begann, der Dichterfürst, der im „Tell" das Hohelied der Freiheit sang und als oberste Pflicht der Nation betonte, daß sie alles freudig an ihre Ehre setze. So waren Weimar und Jena in innige Fühlung getreten, und das kleine Ländchen am Thüringerwalde wurde der Brennpunkt, nach welchem das ganze geistige Deutschland seine Blicke richtete. Es versammelte sich hier eine Auslese des geistigen Adels der deutschen Hochschullehrer; fast gleichzeitig wirkten daselbst Döderlein, Griesbach, Hufeland,

Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel, Feuerbach, Fries, Luden und Oken. Und die wissenschaftliche Arbeit und die Veredelung des studentischen Lebens hatten ihren eifrigsten Förderer in dem Landesherrn selbst, der, der ersten einer unter den deutschen Fürsten, mit dem Sinne hierfür noch die Begeisterung für die Ausgestaltung volkstümlichen Bewußtseins und der Macht eines geeinten und starken Vaterlandes verband.

Unmittelbar wurde die Vaterlandsliebe der Jugend zur Tat durch die Heldenkämpfe Andreas Hofers, Schills, Dörnbergs, des Herzogs von Braunschweig-Öls, des Erzherzogs Karl und die Niederlage des für unüberwindlich Gehaltenen in Rußland zur Tat entflammt. Auf die Jenaer Studenten hatte der Historiker Luden unstreitig den machtvollsten persönlichen Einfluß. Er kannte die Herzen der Jugend und urteilte: „Die Jugend muß brausen wie der junge Wein — dann wird sie, wie er, milde und stark zugleich sein." Ohne äußerlich durchgeführte Vereinigung der Patrioten fühlten diese ihre innere Zusammengehörigkeit gerade in der Zeit des größten Drucks. Luden kennzeichnet dies treffend in seinen „Rückblicken" mit den Worten: „Patriotische Leidenschaften entstanden durch den Fall Preußens; aus ihnen ging eine schöne Reinigung der Sitten hervor; große Entschlüsse wurden gefaßt; jegliche Entbehrung wurde leicht erträglich; keine Entsagung wurde schwer, keine Aufopferung wurde gescheut; es begann sich eine Gemeinde edler Menschen zu bilden, die ohne Bund eng miteinander verbunden und, ohne voneinander zu wissen, von einem Gefühle ergriffen, von einem Grundsatz geleitet, von einem Entschlusse durchdrungen waren. Wenn einer aus dieser Gemeinde auf einen anderen stieß, so erkannten sie sich sogleich und verstanden sich ohne Explikationen. Die Feigen und Schlechten traten betreten vor ihnen zurück, ohne die verräterische Freude zu haben, schaden zu können." Er stand besonders mit der 1810 gegründeten Landsmannschaft „Vandalia" in näherer Beziehung, die, meist aus Mecklenburgern bestehend, Napoleon wegen der Vertreibung des Herzogs von Strelitz und der der preußischen Königin Luise angetanen Unbilden haßte. Nächst Luden war es Oken, der Professor der Naturwissenschaften, welcher persönlich für die Reform des Studentenlebens eintrat. Eine solche war schon 1808 durch den in Königsberg gegründeten „Tugendbund" nachdrücklich eingeleitet worden, der sogenannte „freie Vereine", im Gegensatz zu den Orden und Landsmannschaften, ins Leben zu rufen bezweckte. Es sollte der Zwiespalt unten den Studenten aufhören, deren roher Duellwut und Unsittlichkeit entgegengearbeitet und „Aufrechterhaltung der Sitte, kräftige Natur, vernünftige Freiheit, Übung der Tugend und Wissenschaft und Ausbildung physischer und geistiger Schönheit" erzielt werden. Wie man sieht, gab es in diesem Programm so manchen stimmenden Akkord zu den Satzungen der späteren Burschenschaft. Der Tugendbund wurde schon 1809 vom preußischen König aus Besorgnis vor den Franzosen aufgelöst. In Jena schlossen sich die Duellgegner unter den Studierenden zu einem Vereine zusammen, der bald den Spottnamen

„Sulphurea" erhielt und in die Brüche ging. Diese Versuche bewiesen nur, daß romantische und rein ethische Grundsätze allein dem eisernen Geiste der Zeit für die Reform des Universitätslebens nicht genügten. Es konnte dies nur im Anschlusse an die bestehenden Überlieferungen, nicht im Gegensatze zu ihnen geschehen!

Im Sinne des Jahn-Friesen'schen Entwurfes hatte sich nur in Halle am 1. November 1814 die Burschenschaft „Teutonia" gebildet. In Jena dauerte der Gärungsprozeß länger, führte jedoch zum entscheidenden Erfolge. Nirgends hatte sich die Jugend in dem Maße, wie hier, in die poetischen Träume der Romantik versenkt, nirgends mit größerer Hingabe in das Ideal eines einheitlichen deutschen Vaterlandes, welches vom Joche der Franzosenherrschaft befreit werden mußte; nirgends wurde Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland? . . ." mit größerer Begeisterung gesungen als hier. Vor dem Freiheitskriege bestanden an der Jenaer Universität sieben Landsmannschaften: Sachsen, Franken, Thüringer, Westfalen, Vandalen, Curonen (Kurländer) und Altenburger, alle mit je einem vertragsmäßig festen Werbebezirk in Deutschland. Als Major von Lützow in Jena warb, drängte sich der größte Teil der Studentenschaft, obenan die Landsmannschaften, unter seine Fahnen; fast die ganze „Vandalia" ging zu den Lützowern. Nachdem die Freiheitskämpfer, diese „eiserne Jugend", wie sie Gervinus nennt, heimgekehrt waren, fühlten sie sich den engherzigen Sonderinteressen der Landsmannschaften entfremdet und wendeten sich von der inneren Leere der bisherigen Gepflogenheiten ab. Der große Gedanke der Einheit des deutschen Vaterlandes und Volkes, der auf blutigen Schlachtfeldern zur Reife gelangt war, mußte auch im Studententum seine Verkörperung finden, sollte derselbe nicht in weltabgekehrter Stumpfheit verkümmern. Es waren gerade Lützower, so der Vandale Kaffenberger aus Frankfurt am Main, welche im Anschluß an den Jahn-Friesen'schen Entwurf 1814 eine „Wehrschaft" gründeten, die bereits in Hinsicht des Strebens nach nützlicher Pflege der Leibesübungen den Keim zur Burschenschaft barg. Man betrieb militärische Übungen aller Art; und, als am 19. Oktober das Gedenkfest der Leipziger Schlacht gefeiert ward, nahm die „Wehrschaft" mit jugendfrischer Begeisterung daran teil.

Schon im Winter von 1814 auf 1815 leitete die von der neuen Strömung ergriffene „Vandalia" Unterhandlungen mit den übrigen Landsmannschaften für die Einigung zur Gründung der Deutschen Burschenschaft ein, wobei der Name an „bursa", die Konvikthäuser der Universitäten des Mittelalters anknüpfte. Bald war ein Teil der Frankonia und Thuringia gewonnen; am längsten leisteten die Sachsen Widerstand; ein Mitglied derselben, der Sohn Schillers, Ernst, wurde sogar wegen seines Eintretens für die neue Sache ausgeschlossen. Der Umstand, daß die Neuerer gute Klingen bei den nun folgenden Zweikämpfen führten und als Lützower in hohem Ansehen standen, führte zunächst den Anschluß einer großen Anzahl von „Finken" herbei, die längst dem tyrannischen Faustrecht

der Landsmannschafter abhold waren. Eifrigst wurde nunmehr im Frühjahr 1815 auf dem Burgkeller in Jena über die Satzungen der Burschenschaft beraten, deren Ausgestaltung auch der hochsinnige Großherzog Karl August huldvoll begünstigte. Die vorläufige Leitung der zu bildenden Gemeinschaft wurde den Senioren der Vandalia, Frankonia und Thuringia übertragen, die, beraten von Jahn und den Professoren Luden, Oken und Kieser, allgemach die Statuten („Konstitution") der Burschenschaft unter Benutzung des Jahn-Friesen'schen Entwurfs und anderer Vorlagen abfaßten. Es ist ein Verdienst Hermann Haupts, in den „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Deutschen Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung" (Heidelberg, Winter, 1912 u. 1913), den Nachweis erbracht zu haben, daß die burschenschaftlichen Satzungen in geschickter Weise aus dem vorhandenen Besitze studentischer Überlieferungen, soweit solche mit dem veränderten Zeitgeiste und dem Einheitsgedanken in Einklang gesetzt werden konnten, abgezogen wurden. Nur so konnte der landsmannschaftliche Partikularismus überwunden und in den Dienst der neuen Richtung gestellt werden. Eine ganze Reihe von Bestimmungen der burschenschaftlichen Konstitution über Uniformierung, kommentmäßige Forderung, Duelle, Verruf und Beziehungen der Mitglieder der Burschenschaft zu Nichtstudenten ist fast wörtlich der „Konstitution" der Landsmannschaften, obenan der Vandalia, entnommen. Die Farben „schwarz-rot-gold" stellten sich als Kombination der Farben der Jenaer (rot-gold) und der Berliner (schwarz-rot) Vandalia dar, und das satzungsgemäß bestimmte Festkleid (scharlachroter Rock, mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der Kragen mit einem aus Gold gestickten Eichenkranz) ist das alte der Vandalen. Auch von völliger Gleichheit der Studenten und der damit zusammenhängenden Beseitigung des überkommenen Pennalismus, der Herrschaft älterer Semester über jüngere, ist in der neuen Konstitution nur wenig die Rede. Die Einheit im vaterländischen Geiste, in Wahrung der Sitte und in zielbewußtem, wissenschaftlichen Streben sind die Angelpunkte der Reform, welcher großen Idee alle anderen Erscheinungen des Studentenlebens untergeordnet erscheinen.

Die Verfassungsurkunde der Deutschen Burschenschaft wird durch Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?" stimmungsvoll eröffnet, worauf die Grundidee der Vereinigung in folgenden klaren Worten festgestellt erscheint: „Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens. Die erste ist notwendig gegeben durch die Bestimmung des Burschen, nämlich Ausbildung und Ausübung der gesamten Persönlichkeit, und zwar im Gebiet der Universität und ihrer besonderen Verhältnisse; die zweite ist notwendig im Gefolge der ersteren; denn das Selbstgefühl ist die Wurzel der Ehre; sein Selbst aber begreift nur rein und klar der Freie. Das Bewußtsein aber, das Edelste und Höchste zu erstreben, das Gefühl der Kraft, sich selbst geltend machen zu können und seinen Wert selbst darzutun, gibt dem Burschen die Ehre. Das Gefühl der Notwendigkeit, daß die Freiheit, durch welche nur der Universitätszweck erreichbar ist, erhalten und

unverletzt beschirmt werden müsse, der Gedanke, daß dies nur möglich sei durch gemeinsame Kraft, der brüderliche Sinn und das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören, sie fordern wohl alle gleich lebhaft auf zu Verein und Verbindung; und in der Tat sind aus solchen Bedürfnissen und solchen Beweggründen schon von frühester Zeit der Hochschulen an die mannigfaltigsten akademischen Verbindungen, als: Brüderschaften, Kränzchen, Orden, Landsmannschaften und dergleichen mehr hervorgegangen. Aber der Zweck aller dieser Verbindungen war kleinlich und sündhaft, und darum haben sie ihren Untergang gefunden oder werden und müssen ihn noch finden. — Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchen überhaupt nur Verbindungen gegründet werden sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, nur solche Verbindungen sind dem Zweck und Wesen der Hochschulen angemessen, weil nur in ihnen die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heil unseres Volkes befördert und erhalten werden kann. Eine solche Verbindung von Burschen nennen wir mit dem Namen einer Burschenschaft!" Weiter ist betont, daß, entsprechend dem neuerwachten Bewußtsein der Volkseinheit, nur e i n e Verbindung auf den Hochschulen sein solle, der jeder ehrenhafte Bursch, welchen deutschen Stammes er auch immer sei, beitreten könne. Ein Vorsteher-Kollegium von neun Mann und drei Kandidaten und ein Ausschuß von 21 Mann und sieben Kandidaten, beide freigewählt, stehen an der Spitze. Jenes bildet das Ehrengericht bei mutwilligen Beleidigungen und Ausschreitungen. Es wäre jedoch Täuschung, wenn man deshalb meinen würde, daß die Burschenschaft den Zweikampf abgelehnt hätte. Das Gegenteil geht schon aus Entscheidungen des Vorstandes in der Folge hervor, wonach öffentliche Ausschreitungen damit bestraft wurden, daß die Schuldigen mit den besten Fechtern der Burschenschaft zur Strafe „losgehen" mußten. Auch ist es ein Irrtum anzunehmen, daß ursprünglich der Grundsatz unbedingter Keuschheit einen Bestandteil der Pflichten des Burschenschafters gebildet habe. Daß dies nicht der Fall war, erhellt aus der Bestimmung, daß der in den „widerruflichen Verschiß" getan wurde, der trotz venerischer Krankheit den Beischlaf vollzog, oder sich in diesem Zustande schlug. Der Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern galt allerdings als verboten. Als Wahlspruch wurde „Ehre, Freiheit, Vaterland!" gewählt, wie die Burschenschafts-Konstitution erläuternd bemerkt, zu dem Zwecke, „daß die Mitglieder der Burschenschaft, wie ihnen die innere Ehre ihr heiligstes Gut sei, so auch die äußere Ehre, die Anerkennung ihres Wertes mit Gut und Blut verteidigen wollten, — daß sie, wie sie stets nach innerer Freiheit streben wollten, so das Urrecht jedes Menschen, die Freiheit, mit Schutz und Trutz gegen jeden Angriff zu verteidigen entschlossen seien, — daß all ihr Streben aber stets das Heil des Vaterlandes vor Augen haben müsse, für das sie leben und sterben wollen". Der stramme deutschnationale Zug der Urburschenschaft zeigt sich auch

in der strengen Begrenzung der Aufnahmefähigen auf Studenten deutscher Abstammung. Die Erbfeinde der Deutschen, „Welsche (Italiener) und Franzosen", waren grundsätzlich ausgeschlossen. Die Aufnahme-Liturgie erhielt in der Folge die bezeichnende Stelle: „Bekennt ihr euch zum Volk der Deutschen und erkennt ihr, daß ohne deutsches Leben, ohne innige Teilnahme an dem allgemeinen Wohl und Wehe unseres Vaterlandes auch unsere Burschenschaft ihrem Zwecke nach nicht bestehen könne?" Dem mächtigen religiös-romantischen Empfinden der Zeit entspricht die Bestimmung: „Um Mitglied der Burschenschaft sein zu können, ist erforderlich, daß man ein ehrenwerter deutscher Bursch und christlich ist"; sie erhielt 1818 bei Erörterung des Zwecks der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft den Wortlaut: „Christliche deutsche Ausbildung einer jeden leiblichen und geistigen Kraft zum Dienste des Vaterlandes." Erst nach dem Eindringen liberal-französischer und zum Teil revolutionärer Ideen in den Bereich deutscher Hochschulen wurde die konfessionelle Schranke mehrfach durchbrochen.

Auf einen öffentlichen Aufruf der vom Vandalen Horn geleiteten Studenten hin versammelte sich am 12. Juni 1815 vormittags der größte Teil der Universitätsjugend Jenas auf dem Marktplatze, darunter zum letztenmal die alten Landsmannschaften mit ihren Fahnen. Unten den Klängen der Stadtmusik zogen die Scharen durch das Saaltor über die Brücke zum Kommershause „Zur Tanne", vor dem der von der Burschenschaft als Bundeslied gewählte Sang angestimmt wurde: „Sind wir vereint zur guten Stunde . . ." Es folgte nun eine feurige Ansprache Horns, worin die Burschenschaft als gegründet erklärt und deren Zwecke erörtert wurden. 113 Studierende traten dem Bunde bei und wählten die Vorsteher und die Ausschußmitglieder. Es war ein erhebender Augenblick, als die Landsmannschaften ihre Fahnen senkten und damit ihren Beitritt zur Burschenschaft bekundeten. Unter brüderlichen Umarmungen wurde sodann begeistert das Lied der deutschen Einheit: „Was ist des Deutschen Vaterland?" abgesungen, worauf ein Festkommers den Tag der Gründung der Deutschen Burschenschaft beschloß. Ein guter Geist griff fortan in der Studentenschaft Platz. Professor Kieser rühmt das burschenschaftliche Leben, das nun die Universität Jena beherrschte, als „die Idee des Lebens und jeder menschlichen Tugend, die Idee der Freiheit des Geistes und jeglicher geistiger Kraft". Im Vergleich zu den Ausartungen früherer Zeit bürgerte sich eine durchgreifende Verfeinerung der Sitten ein, die sowohl im Verhältnisse der Studenten zu den Hochschulbehörden als auch zur Bürgerschaft ihren erfreulichen Ausdruck fand. 1816 wurde ein Gesangverein, der erste akademische in Deutschland, gegründet, und im gleichen Jahre wurde durch die Anregungen der von Jahn aus Berlin gesendeten Turner Maßmann und Durre der Turnbetrieb allgemein in der Burschenschaft aufgenommen. Eine große Anzahl munterer Turnerlieder, u. a.: „Schalle, du Freiheitssang", „Turner ziehen froh dahin", „Fröhlich und Frei" entstanden in dem tatkräftigen Kreise. Die überlieferten Stammbucheinzeichnungen aus den ersten

Jahren des Bestehens der Burschenschaft geben ein anziehendes Bild von dem bald lustigen, bald ernsten Treiben der ältesten Burschenschafter. Es wurde schon damals der Bierstaat Lichtenhain begründet, wohin man in hellen Scharen zog, um harmlosen Mummenschanz beim Bierkrug zu treiben. Übrigens wurde der Trinkkomment auf bescheidenes Maß gebracht und der Liederschatz von Unsauberkeiten früherer Zeit gereinigt. Das Kommersbuch sollte fürderhin seiner Hauptsache nach ernste, vaterländische Gesänge enthalten. Die Erinnerungsfeste an die Schlachten von Leipzig (18. Oktober 1815) und von Waterloo (18. Juni 1816), sowie an den Abschluß des zweiten Pariser Friedens (18. Januar 1816) gaben der Burschenschaft erwünschte Gelegenheit zu öffentlicher Teilnahme. Bei letzterer Gelegenheit wurde der Brandplatz, wo 1806 eine Häusergruppe zerstört worden war, unter Festgepränge mit einer Eiche „als dem Sinnbilde deutscher Männlichkeit und Freiheit" geziert. Auf dem Platze, der fortab Eichplatz hieß, widmeten bei dem Feste aus Anlaß der Erinnerung an die Einnahme von Paris am 31. März 1816 die Frauen und Jungfrauen Jenas der Burschenschaft eine prachtvolle Fahne mit den burschenschaftlichen Farben. Der gute Großherzog Karl August freute sich baß ob des frischen Lebens, das in die Hochschule seines Landes eingezogen war. Am 7. März 1818 brachte ihm die Burschenschaft bei seiner Anwesenheit in Jena einen Fackelzug. Nach der Geburt seines Enkels Karl Alexander lud er sie zur Teilnahme an der Vertretung der Patenstelle ein, und v. Binzer, Sieverssen und Graf Keller wohnten denn auch dem feierlichen Akte am 5. Juli 1818 bei, worauf die ganze Burschenschaft am Abend desselben Tages unter Führung Heinrichs von Gagern nach Weimar marschierte, um „dem verehrten Erhalter der Jena'schen Hochschule, dem geliebten Beschützer deutschen Rechts und deutscher Freiheit" ihre Huldigung darzubringen. Solcher Art hatte sich ein patriarchalisches Verhältnis zwischen dem Landesfürsten und der Burschenschaft herausgebildet.

Die Grundsätze der Deutschen Burschenschaft in Jena brachen sich auch bald an anderen Universitäten Bahn. Die „Teutonia" in Halle schloß mit ihr schon am 13. März 1816 ein Kartell, wobei auch der Abschluß eines Bundes mit den bereits an anderen Hochschulen bestehenden oder sich bildenden Burschenschaften in Aussicht genommen wurde. Ein gesinnungsverwandter Verein bestand auch seit 1814 in Gießen als „Teutsche Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch-wissenschaftlicher Zwecke," gegründet durch den später berühmten Altphilologen Welcker und den Lützower Follen. Sie hieß in der Folge kurzweg die „Gießener Schwarzen"; bei ihnen zeigen sich nachmals am frühesten revolutionäre Ideen. Nach dem Muster der Jenaer Burschenschaft bildeten sich dann Burschenschaften in den Jahren 1816 bis 1818 in Erlangen („Germania" 17. Oktober 1816 und „Bubenruthia" 1. Dezember 1817), in Breslau („Teutonia" 20. Mai 1816; nach der Auflösung 1834 nannte sie sich nach ihrem Kneipwirte „Raczeks"), in Kiel („Albertina"), in Tübingen („Germania", 12. Dezember 1816), in Leipzig

(„Germania" 1818), in Königsberg („Germania" 1818), in Freiburg („Teutonia"), in Greifswald („Pomerania", Januar 1818), in Heidelberg, Marburg, Rostock und Würzburg. Befeuernd für die Verbreitung der burschenschaftlichen Ideen wirkte vor allem das Wartburgfest der Jenaer Burschenschaft am 18. und 19. Oktober 1817; die Verbrennung verhaßter Bücher bei diesem Anlaß entfesselte freilich die Anzeigewut aller Widersacher, deren Verdächtigungen bei den Regierungen zur Quelle der bald einsetzenden Verfolgungen der Burschenschaft werden sollten. Eine Erstarkung des burschenschaftlichen Ideals aber bedeutete trotz aller dieser Hindernisse die Einigung der Burschenschaften von den 14 Hochschulen Deutschlands (Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg) zur Allgemeinen Deutschen Burschenschaft am 18. Oktober 1819 im Anschluß an die Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig. Sie bekannte sich als Gesellschaft, in welcher sich die Einheitsbestrebungen des ganzen deutschen Volkes verkörpern sollten, „als freie Vereinigung der gesamten wissenschaftlich auf der Hochschule sich bildenden deutschen Jugend zu einem Ganzen, gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes".

Die Ermordung Kotzebues durch den der Burschenschaft angehörigen Studenten Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 gab den Feinden deutscher Einheit und deutschen Volkstums die Waffen in die Hand. Metternich, Österreichs Staatskanzler und bis zu seinem Sturze im Jahre 1848 der rücksichtsloseste Verfechter des Absolutismus, setzte auf dem Karlsbader Kongreß im August 1819 seine der Presse und den Universitäten feindseligen Anträge durch, die durch die September-Beschlüsse des Frankfurter Bundestags zum Bundesgesetz erhoben wurden. Es sollten besonders „die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime und nicht autorisierte Verbindungen auf Universitäten in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrechterhalten und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen Allgemeine Burschenschaft bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Vereine die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zugrunde liege". So wurde denn am 26. November 1819 die Burschenschaft aufgelöst. Mit tiefster Empfindung sangen die Mitglieder zum Abschiede voneinander bei der letzten Versammlung am Abende desselben Tages das ergreifende Binzer'sche Lied: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus . . .", das mit den hoffnungsreichen Worten schließt: „Das Haus mag zerfallen — — was hat's dann für Not? Der Geist lebt in uns allen, und unsere Burg ist Gott!" Die „Arminia auf dem Burgkeller" und die „Germania" in Jena bilden trotz aller Verbote von einst die Fortsetzung der alten Jenaer Burschenschaft bis zum heutigen Tage.

Die Auflösung der Burschenschaft hinderte ebensowenig damals, wie später

in den Gärungsepochen nach der Julirevolution von 1830 und im Jahre 1848, daß immer wieder von den gesinnungsstarken Mitgliedern der Burschenschaften, die im Geheimen trotz aller Demagogenverfolgungen fortdauerten, das schwarz-rot-goldene Banner entrollt wurde. Gerade im Revolutionsjahre 1848 wurden in München die Burschenschaften Algovia-Arminia und Danubia gegründet. Und bald nach 1848 faßte der burschenschaftliche Gedanke auch in der Ostmark deutscher Zunge, in Wien, wo die „Olympia" 1859 als älteste Burschenschaft entstand, in Prag, Graz, Innsbruck, und in jüngster Zeit selbst im fernen Czernowitz, festen Boden. Bei aller äußerlichen Zersplitterung in eine Menge burschenschaftlicher Einzelkorporationen im Gegensatz zum ursprünglichen Einheitsgedanken und bei manchem Zwiespalt der Meinungen in verschiedenen Zeitläuften, sind die Grundgedanken der Burschenschaft die gleichen geblieben, daher auch die Versuche, ein einigendes Band um selbe zu schließen, nie erlahmten und wiederholt den Abschluß von Delegierten-Konventen, zuletzt des A. D. C. (Allg. Deleg.-Konv.) am 3. Juni 1882 zu Eisenach zur Folge hatten. Stolz ragt auf der Göpelskuppe bei Eisenach das vom Architekten Professor Kreis-Düsseldorf geschaffene Burschenschafter-Denkmal empor. Als Zeichen der inneren Zusammengehörigkeit auch der heutigen deutschen Burschenschafter wurde es am 21. Mai 1902 eingeweiht. Über dem Eingang des Denkmals prangt die für die geschichtliche Vergangenheit der Burschenschaft bezeichnende Inschrift: „Den deutschen Jünglingen und Männern, die nach den glorreichen Befreiungskriegen den Gedanken der nationalen Einigung faßten und ins Volk trugen, die in trüben Zeiten der Verdächtigung und der Verfolgung an ihm festhielten, ihn hegten und für ihn stritten, die in heißen Völkerkämpfen ihr teures Blut für seine Verwirklichung vergossen und die ihn in großer Zeit durch Willenskraft, Feldherrnkunst und Staatsweisheit zu schöner Tat werden ließen, weiht dieses Denkmal in unauslöschlicher Dankbarkeit die Deutsche Burschenschaft."

Dr. N. Hansen-Berlin: Die Jahreskosten des Weltkrieges 1914/15.

Vor kurzem hat Mr. Edgar Grammond in der Royal Statistical Society in London einen Vortrag über das Thema: „Die Jahreskosten des Weltkrieges 1914/15" gehalten, der wegen seines Inhaltes auch für weite deutsche Wirtschaftskreise von Interesse sein dürfte. Nach den Berechnungen und Schätzungen, welche diese englische Wirtschaftsautorität über die Kriegskosten und Verluste zum Vortrag brachte, werden die sämtlichen am Kriege direkt beteiligten Staaten bis Ende Juli 1915, unter der Voraussetzung, daß der Krieg dann noch

andauert, mit insgesamt 9 147 900 000 Lstrl., d. h. 188 Milliarden Mark Kosten und Verluste zu rechnen haben. Davon entfallen auf die Dreiverbandsmächte 4 870 900 000 Lstrl. = 100 Milliarden Mark. Der Anteil der beiden Zentralmächte wird auf insgesamt 88 Milliarden Mark geschätzt. Im einzelnen glaubte Grammond annehmen zu können, daß die Kostenlasten der einzelnen Mächte sich ungefähr wie folgt verteilen werden:

Dreiverbandsmächte.		Zentralmächte.	
Belgien	11 Milliarden Mark	Deutschland	57 Milliarden Mark
Rußland	29 Milliarden Mark	Österreich	31 Milliarden Mark
Frankreich	34 Milliarden Mark		
England	26 Milliarden Mark		

In welcher Weise sich diese Gesamtkriegskosten und Verluste im einzelnen nach den Schätzungen des englischen Gewährsmannes zusammensetzen sollen, das möge folgende Übersicht illustrieren, die einem ausführlichen Bericht über den eingangs erwähnten Vortrag entnommen ist. Der Referent hat in der Übersicht eine Gruppierung nach vier Gesichtspunkten vorgenommen, und zwar trennt er 1. direkte Regierungsaufwendungen, 2. Eigentumsverluste, 3. kapitalisierte Werte von Menschenverlusten, 4. Produktions- und sonstige Verluste.

Verteilung der Weltkriegskosten 1914/15 im einzelnen in Milliarden Mark.

Mächte	Direkte Regierungsaufwendungen	Eigentumsverluste	Kapitalisierte Werte von Menschenverlusten	Produktions- und sonstige Verluste
Belgien	0,8	5,1	0,8	4,1
Britisches Weltreich	14,4	—	6,1	5,1
Frankreich	11,3	3,2	7,1	12,8
Rußland	12,2	2,0	6,1	8,2
Gesamt 100 Milliard.	38,7	10,3	20,1	30,2
Österreich	11,5	2,0	4,9	12,2
Deutschland	19,1	—	17,9	19,6
Gesamt 88 Milliarden	30,6	2,0	22,8	31,8

Ein Blick auf die hier gebotenen Ziffern lehrt, daß der englische Statistiker zuverlässiges Ziffernmaterial über die Kosten und Verluste von Japan, Serbien, Montenegro einerseits, und der Türkei andererseits, ebenso wie die außerordentlichen Regierungsaufwendungen und Einkommensverluste der neutralen Länder nicht mit in seine Berechnung einbezogen hat. Er hat auf diesen Umstand zwar in seinem Vortrage besonders hingewiesen, jedoch erklärte er, daß er genaueres Ziffernmaterial hierzu nicht liefern könne. „In erster Linie," so führte er mit Recht aus, „werden die beiden kriegführenden Mächtegruppen sich

in die Kosten des Weltkrieges zu teilen haben. Aber sie haben auch den größten Teil der sonstigen Kriegskosten in irgendeiner Form auf sich zu nehmen. Hierbei ist sicher, daß die Dreiverbandsmächte bei weitem größere Lasten zu tragen haben, als die beiden Zentralmächte."

Sieht man sich nun die obigen Ziffern etwas näher an, so ist natürlich schwer zu sagen, wie der englische Statistiker sie im einzelnen aufgebaut hat, so interessant und wichtig das wäre für eine gute Beurteilung und Berechnung der jährlichen Weltkriegskosten. So bedauerlich dieser Mangel auch sein mag, so bleibt das von dem Engländer in der obigen Gruppierung zur Anschauung gebrachte Ziffernmaterial dennoch für uns Deutsche sehr interessant; denn es zeigt ganz allgemein und mit großer Deutlichkeit, daß England immer noch hofft, sich die deutsche Welthandelskonkurrenz sehr billig und zwar mit ca. 26 Milliarden Mark eigenen Unkosten vom Halse zu schaffen. Von den gesamten 100 Milliarden jährlicher Kriegskosten der Dreiverbandsmächte ist England nur mit einem Viertel beteiligt, Frankreich mit 34 Milliarden und Rußland mit 29 Milliarden Mark. Die hohen Kosten von 57 Milliarden Mark, die der englische Gewährsmann für Deutschland einsetzt, scheinen doch im Hinblick auf die französischen und russischen Zahlen etwas reichlich hoch bemessen zu sein. Diese Schätzung muß man immerhin dem Statistiker aus dem uns feindlichen England bei seiner Berechnung etwas verübeln; denn er begeht damit den bei unseren Feinden so oft begangenen Fehler, daß er den Gegner unterschätzt und dem Feinde das allerschlechteste, in diesem Fall die größten Kriegskosten und Kriegsverluste, wünscht.

Interessant ist vor allem, wie Englands Kriegskosten sich im einzelnen verteilen. Man sieht aus der Statistik, daß fast die Hälfte auf Regierungsaufwendungen (14,4 Milliarden Mark) entfallen sollen. In Deutschland sollen die Regierungsaufwendungen demgegenüber die Höhe von 19,1 Milliarden Mark erreichen. Mit Eigentumsverlusten braucht England im Lande selbst nur in verhältnismäßig geringem Umfange zu rechnen. Wenn der englische Gewährsmann in seiner Statistik auch die deutschen Eigentumsverluste so niedrig einschätzt, so ist das im Hinblick auf die umfangreichen Schäden und Verwüstungen, welche die russischen Horden in Ostpreußen angerichtet haben, entschieden unrichtig und anfechtbar. Es ist gewiß erfreulich, daß Deutschland bisher in der Lage war, das Kampfgebiet in Feindesland zu verlegen, und daß es daher von den vielen und umfangreichen Schäden, wie sie der Krieg nun einmal mit sich bringt, und wie sie für Frankreich und Belgien in Anrechnung zu bringen sind, wenigstens zum Teil verschont geblieben. Sehr zweifelhaft ist es jedoch, ob auf dem gesamten russischen Kampfgebiet bisher soviel Schäden und Eigentumsverluste vorgekommen sind, als sie in Ostpreußen infolge des mutwilligen und barbarischen Verhaltens der russischen Horden in Ostpreußen leider konstatiert werden müssen.

Auch in bezug auf die kapitalisierten Werte von Menschenverlusten schneidet

nach den obigen Ziffern England im Vergleich zu den Verbündeten verhältnismäßig günstig ab. Die Kosten, die hierfür die Dreiverbandsmächte insgesamt rechnen, betragen 20,1 Milliarden, gegenüber 22,8 Milliarden Mark der Zentralmächte, obgleich feststeht, daß die Dreiverbandsmächte erheblich mehr Truppen ins Feld stellen und auch weit größere Verluste bisher gehabt haben. Der Verlust Englands wird nur auf 6,1 Milliarden Mark geschätzt, was natürlich auf die verhältnismäßig kleine Truppenmenge, die England bisher gestellt hat, und auf die mangelnde Hinterbliebenen-Fürsorge und Sozialpolitik in England zurückzuführen ist. Wenn der englische Statistiker die deutschen Menschenverluste demgegenüber mit 17,9 Milliarden Mark in Anrechnung bringt, so verfällt er nicht nur in seinen alten Fehler, daß er dem Feinde die größten Kosten anrechnet, sondern es scheint, daß er die weitgehende deutsche Hinterbliebenen-Fürsorge und die Wirkungen der deutschen Sozialpolitik in krassen Gegensatz zur englischen Fürsorge auf staatlicher Grundlage stellen wollte.

Was schließlich die Produktions- und sonstigen Verluste anlangt, so hat der englische Statistiker ebenfalls für England eine viel zu kleine Zahl (5,1 Milliarden) eingesetzt, wenn er die deutschen Verluste auf 19,6, und die österreichischen auf 12,2 Milliarden Mark bewertet. Gewiß hat es England verstanden, in weitem Maße bisher für seine Verbündeten als Kriegslieferant zu arbeiten, und es konnte auch durch die vermehrten Kriegsaufträge viele Ausfälle auf dem europäischen Markt wieder ausgleichen. Aber auch die deutsche Industrie hat Ausfälle, wie sie der Engländer ihr gerne anrechnen möchte, Gott sei Dank, nicht verspürt. Ihre Anpassungsfähigkeit und ein wunderbarer Umorganisierungsprozeß, der dem deutschen Organisationstalent dem Auslande gegenüber ein geradezu glänzendes Zeugnis ausgestellt hat, haben dafür gesorgt, daß die englische Schadenfreude über die Verluste des deutschen Wirtschaftslebens in dem soeben gekennzeichneten Umfange keinen Raum finden kann.

Man sieht schon aus diesen wenigen Einwendungen gegen die Ziffern des englischen Gewährsmannes (die natürlich hier noch viel zahlreicher erhoben werden könnten, wenn dafür Platz vorhanden wäre), daß der englische Statistiker die Kostenfrage des einjährigen Krieges 1914/15 recht einseitig und parteiisch behandelt hat. Zwar gibt er zu, daß die Dreiverbandsmächte und ihre Verbündeten erheblich mehr Lasten zu tragen haben werden; aber er hebt gleichzeitig hervor, und da muß ihm von deutscher Seite auch beigepflichtet werden, daß der Wohlstand und die Hilfsquellen der Dreiverbandsmächte insgesamt gerechnet doch erheblich größer sind, als bei den Zentralmächten. Jedoch darf man nicht übersehen, daß Rußland die 20 Milliarden, die es im Laufe der letzten Jahre von Frankreich bekommen hat, und die 29 Milliarden, die es während des Krieges von England und Frankreich nach englischer Schätzung vorgeschossen bekommt, wohl mehr oder minder auf Nimmerwiedersehen erhalten hat, was Frankreichs Volksvermögen in allererster

Linie aufs härteste trifft. Selbst für den Fall, daß die eine oder andere Mächtegruppe entscheidend geschlagen wird, wird man im Hinblick auf die weiter oben behandelten Kriegskosten- und Kriegsverlustziffern sich zu der Ansicht bekehren müssen, daß die Kompensationen nur zu einem kleinen Teil in baren Entschädigungen ausgekehrt werden können. Das Schwergewicht für die Kriegskostenentschädigung wird auf die territorialen Abtretungen gelegt werden müssen.

Die scharfe Trennung, die der englische Statistiker bei der Behandlung der Jahreskosten des Weltkrieges vorgenommen hat, zwischen dauernden Kapitalverlusten (Regierungsaufwendungen und Eigentumsverlusten) und den indirekten Verlusten (Einkommensausfälle, kapitalisierte Werte von Menschenleben), scheint mir ganz zweckmäßig zu sein. Ob die dauernden Kapitalverluste für sämtliche kriegführenden Staaten die Höhe von 82 Milliarden Mark erreichen werden, und ob der Verlust an Einkommen aller kriegführenden Staaten mit 104 Milliarden Mark richtig bewertet ist, ist natürlich eine Frage, über die man sehr wohl streiten kann. Zur Kritik dieser Ziffern möge hier hervorgehoben werden, daß zurzeit von der auf ca. 1620 Millionen Menschen geschätzten Erdenbevölkerung mehr als die Hälfte direkt in den Krieg verwickelt ist. Der Handel sämtlicher kriegführender Länder macht 62 Prozent des gesamten Welthandels aus. Von der gesamten Weltschiffahrt kommen allein 70,8 Prozent auf die kriegführenden Staaten. Was die Gesamtschäden anbetrifft, die England direkt oder indirekt infolge des Krieges verspüren wird, so wurden diese von Crammond auf 1 258 000 000 Lstrl., d. h. ein Vierzehntel des nationalen Reichtums von Großbritannien, und ein Zwanzigstel des nationalen Reichtums des britischen Reiches geschätzt. Das bedeutete, wenn die Ziffern richtig sind, den Verlust von sieben Monaten Einkommen des britischen Weltreiches. Die deutschen Verluste schätzt der englische Statistiker natürlich erheblich größer ein. Die Ausfälle in der landwirtschaftlichen Produktion bemißt er allein auf 4,2 Milliarden Mark. Die Verluste, welche die deutsche Industrie, der deutsche Welthandel, der deutsche Schiffsverkehr, das deutsche Transportwesen und die deutschen Auslandsanlagen in einem Jahre infolge des Krieges erleiden werden, werden von dem Engländer berechnet auf 50 Prozent des Kapitals geschätzt, das in diesen Zweigen arbeitet. Auch hier hat es keinen Zweck, zu diesen Ziffern einen anderen als einen lediglich referierenden Standpunkt einzunehmen. Nur soviel steht fest, daß der Ausgang des Krieges die Entscheidung darüber bringen kann, ob und in welchem Maße der deutsche Welthandel und das deutsche Wirtschaftsleben durch England lahmgelegt, bzw. vernichtet wird, und wie weit uns die Märkte und Bezugsquellen der feindlichen Länder und des zurzeit neutralen Auslandes entzogen werden können.

Eduard Metis: Fichtes „Geschlossener Handelsstaat“.

„Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Dieses stolze Wort der Verheißung liest man auf dem Grabstein Johann Gottlieb Fichtes, des Mannes, der durch die Macht seiner Gedanken bewirkt hat, daß die deutsche Jugend von 1813 durch ethische Kraft, durch sittlichen Willen ersetzen und neu schaffen konnte, was an materieller Stärke verloren war. Er war ein Lehrer, dem Wirken beschieden war weit über seine Gegenwart hinaus. Das muß ja auch jeder fühlen, der Fichte liest: diese Worte gehören allen nachfolgenden Geschlechtern, solange unser Begriff von Menschheit gültig sein wird. Das Gefühl, das man von der Erhabenheit der Fichteschen Lehren im Innern hat, pflegt sich zwar oft genug in das verhängnisvolle Wort „klassisch“ umzusetzen; und damit gehört Fichte zu jenen, vor welchen man alle schuldige Ehrfurcht hegt, für die man aber nicht immer Zeit übrig hat. Freilich ist gerade für Fichte hier vieles besser geworden; und wenigstens die „Bestimmung des Menschen“ und die „Reden an die deutsche Nation“ sind endlich volkstümlich geworden. Wenig Interesse hat man aber noch immer für die staatswissenschaftlichen Schriften Fichtes. Vielleicht ändert sich auch das, wie überhaupt in letzter Zeit auch das große Publikum staatswissenschaftlichen und handelspolitischen Erörterungen mehr Aufmerksamkeit zugewandt hat als früher. Beschäftigt man sich mit Fichtes Theorien über diese Dinge, dann wird man auch auf diesem Gebiete in Fichte den großen Lehrer, den verehrungswürdigen Erzieher erkennen.

Das Werk, in dem Fichtes Gedanken über Staatswissenschaft systematisch niedergelegt sind, ist „Der geschlossene Handelsstaat. Ein philosophischer Entwurf als Anhang zur Rechtslehre und Probe einer künftig zu liefernden Politik*).“ „Im Spät-Jahre 1800“ ist es erschienen. Folgendes ist sein Gedankengang: Die ungleiche Verteilung der Güter unter die Menschen ist ein Unrecht, zugleich aber auch eine Quelle des Unheils für den Staat. Denn wenn der Staat für einen Bürger nicht sorgt, also seine Pflicht gegen ihn nicht erfüllt, kann er nicht verlangen, daß der Bürger ihm gegenüber Pflichttreue beweise; das Verhältnis von Staat und Bürger beruht eben auf vertragsmäßiger Gegenseitigkeit. Der Staat kann aber bei der bestehenden Ordnung seine Aufgabe allen Bürgern gegenüber nicht erfüllen. Er muß also umgestaltet werden. Solange in ihm jeder treiben kann, was er will, sofern es nicht gesetzwidrig ist, kann der

*) Band III, S. 386 ff. der J. H. Fichte'schen Gesamtausgabe; III, 417 ff. der Auswahl von F. Medicus.

Staat es nicht verhindern, daß einzelne im allgemeinen wirtschaftlichen Wettstreit benachteiligt werden. Er muß also die Verteilung der Arbeit selbst in die Hand nehmen; nur so viele dürfen als „Produzenten“, „Künstler“ und „Kaufleute“ tätig sein, wie er zuläßt. Die Warenpreise muß ebenfalls der Staat festsetzen. Und damit nun das Ausland keine Gelegenheit habe, diese Festsetzungen zu stören, muß sich der Staat gegen das Ausland abschließen, soweit das möglich ist. Jedenfalls darf kein Privatmann mit dem Ausland in Verbindung kommen; er darf es nicht einmal bereisen, wenn er es nicht zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken tut. Ist in einem Falle Handelsverkehr mit dem Auslande nicht zu umgehen, so ist der Staat allein befugt, ihn zu betreiben.

Der Fichtesche Handelsstaat stellt sich also dar als ein sozialistisches Gebilde; und ganz zweifellos ist Fichtes Lehre nicht ohne Einfluß auf spätere Sozialisten geblieben. Die Vorschläge, die Fichte zur Verwirklichung seines Ideals macht, sind oft genug als unerfüllbar gekennzeichnet worden. Im vierten Bande von Sybels Historischer Zeitschrift (1860) steht eine Abhandlung von E. Zeller: „Johann Gottlieb Fichte als Politiker“; auch Zeller weist auf das „Auffallende und Unausführbare“ der im „Geschlossenen Handelsstaat“ niedergelegten Ansichten hin. Nun, noch vor einigen Monaten hätte schon der Grundgedanke, die „Schließung“ des Handelsstaates, gelindes Entsetzen erregt, wenn jemand an seine Verwirklichung gedacht hätte; nicht einmal die Vertreter des „lückenlosen Schutzzolls“ wären mit diesem Gebilde einverstanden gewesen. Der Krieg hätte sehr leicht bewirken können, daß ein Staat notgedrungen „geschlossen“ wurde; für Rußland ist die Absperrung in den Wintermonaten ja fast gänzlich eingetreten. Und wenn Fichte eine solche Entwicklung erlebt hätte, dann hätte er einem solchen, durch äußeren Zwang geschlossenen Staatswesen den Vorwurf gemacht, daß es sich nicht im Frieden schon durch freiwillige Schließung auf dieses Ereignis gerüstet habe. Daß es nicht unmöglich ist, auf das Ausland zu verzichten, erleben wir ja an uns selbst. Grundsätzlich freilich werden wir uns gegen Einfuhr nicht abschließen, solange wir sie erhalten können; aber wenn es sein muß, dann wird es eben auch gehen. Für die Ausfuhr haben wir ja unsern Staat in hohem Grade „geschlossen“.

Zeller erwähnt selbst einen Vorschlag Fichtes, der Verwirklichung gefunden habe: „damit auch die Summe der umlaufenden Wertzeichen sich gleich bleibe, will Fichte, nach dem Vorbild Lykurgs und Platos, ein eigenes Landesgeld einführen, das im Ausland nicht angenommen wird — eine Aufgabe, die einzelne neuere Staaten bekanntlich mit ihrem Papiergeld aufs glücklichste gelöst haben“. Fichte verwahrt sich zwar ausdrücklich dagegen, daß sein „Landesgeld“ aus Papier verfertigt werde; da dieses Geld aber nach seiner Absicht nur der Repräsentant eines bestimmten Wertes sein soll, kann man wohl den Vergleich mit unserem Papiergeld ziehen. Man kann überhaupt noch manche Einzelheit aus Fichtes Schrift herausgreifen, die, so unausführbar sie früher schien, doch

mit der Zeit verwirklicht worden ist. Und vieles von dem, was er sagt, muß wie eine an die Gegenwart gerichtete Mahnung erscheinen. So, wenn er von den Mitteln spricht, durch die ein verarmender Staat sich zu retten sucht, indem er an das Ausland alle möglichen Waren veräußert: „Noch eine Ware, auf die man kaum hätte fallen sollen: Der Staat verkauft sich selbst, seine Selbständigkeit, er zieht fortwährend Subsidien, und macht sich dadurch zur Provinz eines anderen Staates, und zum Mittel für jeden beliebigen Zweck desselben." Rußland, Frankreich und Italien — als „Provinzen" Englands! Oder Fichte malt aus, wie durch Handelsinteressen Kriege entstehen und „politische Begriffe, die nicht abenteuerlicher sein könnten .... Da entsteht eine Herrschaft der Meere, welche letzteren doch außer der Schußweite vom Ufer der bewohnten Länder ohne Zweifel frei sein sollten, wie Luft und Licht." Und wie sehr beginnt das Gegenwart zu werden, was Fichte von der Fürsorge des Staates für alle seine Bürger fordert! Damit keiner übervorteilt werde, hat der Staat eben jetzt die Versorgung des Landes mit Brot in seine starke Hand genommen; er bestimmt die Preise, er bestimmt den Anteil, den jeder an dem zu erhalten hat, was nunmehr allgemeines Gut geworden ist.

Aber nicht in solchen „aktuellen" Vorschlägen und Mahnungen liegt der Wert, den Fichtes „Geschlossener Handelsstaat" für die Gegenwart besitzt. Als Gustav Schmoller 1865 im Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik seinen Aufsatz „Johann Gottlieb Fichte" erscheinen ließ*), da nannte er ihn „eine Studie aus dem Gebiete der Ethik und der Nationalökonomie". Ethik und Nationalökonomie — die Verbindung dieser beiden Elemente gibt dem „Handelsstaat" Fichtes seine Bedeutung. Aus ethischen Motiven baut sich Fichtes Lehre von den Pflichten des Staates auf: „Es ist eben unrecht", sagt er, „daß einer das Entbehrliche bezahlen könne, indem einer seiner Mitbürger das Notwendige nicht vorhanden findet, oder nicht bezahlen kann." Diese ethischen Motive führen zur Festsetzung dessen, was der Staat zu leisten hat, um solcher Ungerechtigkeit vorzubeugen. So wird der Staat selbst ein ethisches Wesen. Darin liegt die Größe des Fichteschen Entwurfs, nicht in den mehr oder minder zufälligen Mitteln, die er zur Erreichung des Zieles vorzuschlagen weiß. Wie es für den einzelnen Menschen „einzige Bestimmung" und „ganzer Zweck seines Daseins" ist, auf die Stimme des Gewissens „zu hören, ihr redlich und unbefangen ohne Furcht und Klügelei zu gehorchen"**), so wird auch für den Staat ethisches Handeln die eigentliche Aufgabe. Dadurch, daß der Staat das ethische Prinzip verkörpert, erhält er seine alles beherrschende Stellung. Fichte hat von jeher die Notwendigkeit eines starken Staatswesens erkannt; seine Einwände richten

*) Auch in Schmollers Buch „Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften" (Leipzig 1888) S. 28 ff. abgedruckt.

**) Die Bestimmung des Menschen. Band II, S. 268 der J. H. Fichte'schen Gesamtausgabe; III, 354 der Auswahl von Fritz Medicus.

sich gegen die Form, nicht gegen den Gedanken; wenn der Staat nicht ethisch ist, dann eben ist er zu bekämpfen. Betrachtet man Fichtes politische Schriften so, dann wird man Jodl nicht beistimmen können, der zwischen dem auf „Freiheit" gerichteten Streben früherer Werke und der Gebundenheit des „Handelsstaates" einen Gegensatz annimmt und findet: „Der Hymnus auf die Freiheit hat in eine gewisse Angst vor der Freiheit umgeschlagen*)." Der Staat kommt bei Fichte zu einer überragenden Stellung, weil er die sittliche Organisation des Volkes darstellt — die Linie, die hier von Fichte zu Hegel führt, wird ganz deutlich.

Im letzten Kapitel seines „Geschlossenen Handelsstaates" spricht Fichte über den „Eigentlichen Grund des Anstoßes, den man an der vorgetragenen Theorie nehmen wird". Er tadelt hier die Neigung, „das Leben in ein Spiel zu verwandeln .... zufolge dieses Hanges will man nichts nach einer Regel, sondern alles durch List und Glück erreichen. Der Erwerb, und aller menschliche Verkehr, soll einem Hazardspiele ähnlich sein. Man könnte diesen Menschen dasselbe, was sie durch Ränke, Bevorteilung anderer, und vom Zufalle erwarten, auf dem geraden Wege anbieten, mit der Bedingung, daß sie sich nun damit für ihr ganzes Leben begnügten, und sie würden es nicht wollen. Sie erfreut mehr die List des Erstrebens, als die Sicherheit des Besitzes." Diese Schilderung darf aber nicht zu der Annahme verleiten, daß Fichte den Wettstreit der Kräfte in seinem Idealstaate unterbinden will. Nur eben soll dieses Streben ethisch gerichtet sein, soll sich nicht gegen den Mitbürger wenden, soll „Gemeindrang" im faustischen Sinne sein. Fichtes Sehnsucht, sein Vermächtnis an uns wie an alle Geschlechter ist die Verkörperung und Zusammenfassung der sittlichen Kräfte aller einzelnen Bürger im Staate. Den Weg, der ihm zu diesem Ideal zu führen schien, hat er im „Geschlossenen Handelsstaat" gezeigt. Vielleicht ist es nicht der richtige, vielleicht nicht der einzige Weg; aber das Ziel bleibt, und wohl uns, wenn wir hoffen dürfen, daß dieser Krieg uns ihm näher gebracht hat.

Friedrich W. Wagner:

Du.

Du bist die, die ich meine.
In einer schlimmen Nacht
Erstand das uns Gemeine,
Erscholl der Ruf zur Schlacht.

Umgittre mich, umkette
Mich! sieh, mein Blut zerrinnt.
Mein Traum umkreist die Stätte,
Wo dein Glück beginnt.

---

*) J. G. Fichte als Sozialpolitiker. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik CXIII. (1899). S. 203 f.

Verlassenheit.

Ich bin so einsam, wie ein weißes Haus
Im Wald am Weg, der in das Dickicht führt.
Wo ist die Fürstin, die mich Armen kürt?
Es bleicht mein Blick ins dürre Land hinaus.

Ich krieche frierend unter dünne Decken.
Es heulen Wind und Hunger hündisch bang.
Wenn Wanderwolken Mond und Stern verstecken,
Schweif ich an Mauern wie ein Dieb entlang.

Nachts.

Ich lasse mich ins Dunkel rinnen,
Denn das Dunkel ist warm und weich.
Wenn die Träume und Wunder beginnen,
Blüht das Himmelreich.

Stieß der Tag mit spitzen Lanzen
Und zerfetzte mein Herz —
Nun: meine seligen Glieder tanzen
Um den heiligen Schmerz.

Ergebung.

Ich trage dich süß auf Händen
Durch eine notvolle Nacht.
Wenn wir die Fahrt beenden,
Wird dir die Krone gebracht.

Ich hege dein heiliges Leben.
Ich bin nur ein Ding in der Zeit.
Aus meinem Blute weben
Die Engel dein fürstliches Kleid.

Anruf.

Blonde Frau in stiller Ferne,
Ist dein leises Lächeln tot?
Über meinem Haupt die Sterne
Blühen immer fackelrot.

Deines Blutes sanfte Wellen
Singen noch in meinem Ohr,
Seit ich mich von ihren Quellen
In das wilde Land verlor.

Erkenntnis.

In die Wirbel, ins Getöse
Stieß mich laut ein Tag.
Kletternd an der eignen Größe
Und gepeitscht vom eignen Schlag —
Meine Wünsche wurden böse,
Meine Taten zag.

Liebe.

Ich bin jeden Tag bereit,
Ganz hinabzugehn
In die Tale und im Streit
Sterbender zu stehn.

Schauest müden Blickes du
Stumm von deiner Tür,
Deckst du alle Lichter zu,
Weinst du für und für.

Dr. E. W. Hofmann: Künstlerische Ausblicke.

Es rauscht im Blätterwald. Stimmen werden laut, die sonst vorsichtig geschwiegen, greifen an, wenn's auch manchmal ausfällt, wie krassen Füchsleins Lufthiebe. Fragen schwirren: „Was wird der Krieg für die Kunst bringen? Wie beeinflußt die große Zeit die bildenden Künste?" und schließlich der Schlachtruf: „Hie deutsche Kunst!"

Dann folgen die Vorschläge, wie dieses Programm zu erreichen wäre, Bekanntgabe des einzig seligmachenden Weges, und so ganz nebenbei tötet der eine alle Richtungen, die auf „ismus" endigen, stürzt der andere fast klassisch gewordene Meister vom Throne. Die Sache ist indes zu ernst, um als leichte Unterhaltung genommen zu werden; so sehr viele Angriffe Hand und Fuß haben, ist's doch ein Kampf wie mit Windmühlen. Anderswo liegt der Schaden, in anderem Grunde wurzeln die Schwächen unserer Kunst. Der Gegner, gegen den zu Feld gezogen werden muß, gilt den meisten als unantastbar, weil seine Macht schwer zu brechen.

Zweifellos ist, daß zuviel gemalt, zuviel über Kunst geschrieben wird. Daß die Kunst zum Geschäft wurde, ist die Hauptsünde. Dem Geschäft ein heiliges Mäntelchen anzuhängen, mag ja von nicht zu unterschätzendem Vorteil sein, und die Menge liebt immer die Täuschung. Aber nicht sie soll dem Künstler vorschreiben, nicht ihren Wunsch hat er zu erfüllen, den umgekehrten Weg hat die künstlerische Erziehung zu nehmen. Wenn wir uns was zugute tun, in dieser Beziehung vorwärts gekommen zu sein — ohne jede weitere Erörterung des Schlagwortes „Volkskunst" — so kann uns die „große" Zeit belehren, daß ihr künstlerischer Ausdruck mehr wie das gerade Gegenteil ist. Schokoladene Hindenburgbüsten, das Eiserne Kreuz aus Marzipan, die Mengen der kitschigsten Postkarten, trostlose Films, das sind die Gaben, die, Gott sei's geklagt, Beifall und Anklang finden, weil sie „zeitgemäß" sind. Und im selben Geiste geboren, entstehen Flugblätter, die zahmsten Graphiker entdecken in ihren Adern kriegerisches Blut, und der Griffel gebärdet sich von nun ab ungestüm und wild, die tobende Begeisterung feiert die wüstesten Orgien, während der Urheber gemütlich und ungefährdet im wohltemperierten Atelier des Geldbriefes seines Verlegers harrt.

Denn sich die Muße zu nehmen für den Abstand von dem Großen, Erhebenden, Gewaltigen, duldet der Zeitgeist nicht. Denn der ist industrialisiert, braucht Zeitgemäßes, das sofort auf den Markt geworfen werden kann: „Attrak-

tionen", spekuliert mit dem immer rascher wechselnden Interesse. Bei diesem Tempo kann die Kunst nicht werden.

Und die wohlmeinenden Herren, die vernichten wollen, was manche, wenn sie auch vom feindlichen Ausland stammen, nicht zum Bluff, sondern in ehrlicher Arbeit aufgebaut, täten besser daran, den Fehler dort zu suchen, wo er in Wahrheit liegt. Und die kleinen Geister, die vor dem „Fall Hodler" geschwiegen, dann aber glaubten — unfähig, die Person von der Sache zu trennen — ihre Zeit wäre gekommen, um einen gefallenen Götzen mit Füßen treten zu können, und den mißlungenen Beweis versuchten, daß dieser nicht nur menschlich minderwertig, sondern auch seine ganze Kunst, die einer Zeit den Stempel aufgeprägt, durchaus verwerflich, leere Manier, undeutsch wäre, hätten besser weiter stillgehalten.

Nicht unseren Gegnern soll die Stange gehalten werden, im Gegenteil: „In den Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Aber wir Barbaren sind eben doch die besseren Menschen. Uns darf die klare Überlegung nicht verloren gehen, haben's auch nicht nötig, gleich unseren Feinden auch das Gute des Gegners schlechtzumachen. Umwertungen in dieser Hinsicht haben in der Kunst keine Berechtigung. Was einmal gut war, wird durch die Gegnerschaft nicht zum Gegenteil. Und der Vorwurf, das Fremde zuviel gepflegt zu haben, gereicht uns in mancher Beziehung nur zur Ehre. Chauvinismus liegt uns fremd. Unsere nationale Eigenschaft, das Fremde allzu gern aufnehmen zu wollen, es für besser zu halten, eine Eigentümlichkeit, die leider wohl nie gänzlich ausrottbar ist, hat in der bildenden Kunst reiche Früchte getragen.

Denn wie wir das Jahrhundert der Musik hatten, so müssen wir den Franzosen ihre führende Zeit in der Malerei zugestehen. Wohl uns, daß wir Galeriedirektoren hatten, die weise und vorausblickend, trotz aller Anfeindungen und Anpöbelungen unbeirrbar das taten, was ihnen ihr Instinkt und Verstand vorschrieb, und unseren Museen Schätze erwarben, um die uns die Feinde beneiden werden, die ihnen schon aus rein kunsthistorischen Gründen fehlen dürften. So wie Shakespeare der unsere ward, er unser und nicht der Briten Eigentum geworden, so werden und sind schon zum großen Teil die bedeutendsten Impressionisten deutsches Gemeingut geworden. Mehr wie das. Will man modern französische Richtungen sehen, so wird man sie in Frankreich vergebens suchen, in deutschen Städten dagegen Gelegenheit dazu finden. Hier liegt naturgemäß auch die Achillesferse der Sache. Man brachte uns vom Auslande nicht nur das Gute, das Wertvolle, der Handel mit seiner feinen Witterung für den Markt hatte vorgearbeitet und manche Größen gemacht, die es bloß von manches Skribenten Gnade wurden. Aber das Gedruckte glaubt man gern, der Snobismus feierte seine Orgien, und die Händler konnten sich ins Fäustchen lachen. Wenn also jetzt die hereingebrochene Empörung, die das Kind mit dem Bade ausschüttet und allem Fremden Fehde ansagt, folgerichtig vorginge, so müßte sie auch ihre

Beschwerden an die richtige Anschrift anbringen; über Fehler, die noch dazu größer gemacht werden, als sie sind, Zeter und Mordio schreien, ist freilich erheblich einfacher, als die Ursache selber aufzuspüren und den Mut haben, das Kind beim Namen zu nennen.

Zugestanden, daß die neuen Richtungen zu uns kamen, nicht bei uns ursprünglich waren. Unmöglich für jeden Ernsthaften, über sie zur Tagesordnung zu gehen, oder sie mit unzulänglichen Gründen anzugreifen. Der Impressionismus, der von Frankreich kam, ist so unser geworden, daß wir schon klassische Meister dieser Richtung bei den Unseren zählen. Und so notwendig dieser war, so logisch, daß er kommen mußte, so selbstverständlich ist das Erscheinen des Ausdrucks unserer Zeit, des Expressionismus. Man mag im Futurismus vielleicht mit Recht Bluff wittern, man kann den zu sehr im rein Geistigen wurzelnden Kubismus als einen Auswuchs ansehen, der Expressionismus verlangt durchaus ernst genommen zu werden.

Jede Bewegung, die in bewußter Gegnerschaft einer Richtung entsteht, haut über die Schnur, weil sie übertreibt, das Gegensätzliche unterstreicht. Trotz aller Auswüchse muß man aber auf den Kern der Sache sehen können, der wertvoll ist, eigentlich sogar der Grundsatz aller Kunst, die Tiefe des Gefühls, Notwendigkeit des Ausdrucks. Die guten Leute, die jetzt laut nach echter Gesichtskunst schreien, mit dem heimlichen, glücklicherweise längst verstaubten Ideal sentimentaler Anekdotenmalerei in der Brust, vergessen ganz, wie sich in der Hauptsache die Masse unserer Kunstproduktion darstellt. Auf der einen Seite die lieblichen Kunstvereinsausstellungen, Durchschnittssachen, Marktwaren, manchmal tüchtige Technik, geschickte Mache, Bildchen für die gute Stube. Auf der andern Seite das Hauptübel unserer Zeit, die großen Ausstellungen, in jeder bedeutenden Stadt, zu jeder Jahreszeit, wofür — als alleiniger Zweck oft — in den Ateliers krampfhaft gearbeitet wird, den Nachbar totzuschlagen, niederzuschreien, um jeden Preis hervorzustechen, aufzufallen, was Neues zu bringen, Unerhörtes, noch nie Dagewesenes. Weder von rechts noch von links kann das Heil kommen. Denn das Geschaffene müßte nicht entstehen, brauchte nicht unter Schmerzen geboren werden, hier wie dort Marktware, sei es für den Snob, sei es für den Spießer.

Daß die Mitläufer des Expressionismus — die vielzuvielen, die es auf jedem Gebiete gibt — ein unglücklicher Name übrigens, denn die gute Kunst aller Zeiten war expressionistisch — zu der zweitgenannten Sorte ein stattliches Kontingent stellen, daß diejenigen, welche den einseitigen Standpunkt vertreten, Kunst komme vom Können, in dieser Bewegung deswegen nichts Wertvolles finden können, weil sie stümperhafter Naivität Tür und Haus öffnet, kann an dem Kernpunkte der Sache nichts ändern, daß diese Richtung, oder besser: Ausdruck einer Zeit, logischerweise kommen mußte, daß sie keine Verflachung, sondern eine Vertiefung darstellt, daß sie uns bereichert, um uns nach einer Zeit rein optischen

Malens, einer Epoche der Licht- und Farbenprobleme, also Merkmale einer äußerlichen, sinnlichen Periode, wieder zurückführt zur großen Empfindung, zur persönlichen Weltanschauung, zur Abkehr von der Natur und zum Suchen nach Ausdruck und Stil.

Und wenn wir alle diese Momente betrachten, werden wir zur Einsicht kommen, daß mehr Deutsches darin enthalten ist, als die Äußerungen dieser Kunst im ersten Augenblick vermuten lassen. Die Bewegung ist zudem viel zu ernst, daß sie eine reine Modeerscheinung wäre. Es gibt keine Moden in der bildenden Kunst, sollte wenigstens keine geben; und wenn es dann im Kunstjargon heißt, diese oder jene Richtung wäre überwunden, ist's bloß cum grano salis zu nehmen. Das Gute jeder Zeit wird ewig bleiben; alles fließt, auch in der Kunst, Strömung und Gegenströmung, Wiederkehr schon früheren Geschehens. Standen einer anderen Zeit die Griechen und die Maler der Hochrenaissance am nächsten, als Vorbild und Ideal, so schwebt uns heute mehr die Plastik der Ägypter und Assyrer vor, schätzen wir mehr die Primitiven des Trecento, besonders unsere gotischen Meister. Beunruhigung wäre zudem nur das Tempo, das unsere Kunstentwicklung angenommen, und dieses in ruhigere Bahnen zu lenken, wäre eine Hauptaufgabe der kommenden Zeit und zugleich die Hoffnung nach der Entwicklung der intensiven Seite zu, der extensiven Richtung nach ist genug geschehen.

Das der Expressionismus seine Pflicht in der ersteren findet, hat man Gelegenheit zu sehen gehabt, und ich denke vorzüglich an jene gemäßigteren Elemente, wie sie mehr im südlichen Deutschland leben, wie sie etwa in der Sommerausstellung der Neuen Münchener Sezession 1914 zu sehen waren, aber nicht das genügende Verständnis fanden.

Daß der Weltkrieg und die große Zeit unseres Volkes eine Umwälzung unserer Kunst hervorbringen wird, kann wohl jetzt schon verneint werden. Und uns darüber zu kränken, haben wir keinen Grund, denn der Weg, auf dem wir uns bewegen, birgt Hoffnungen in sich. Und die Zeiten, die im Kommen sind, werden auch sonst in der Lebensführung wieder dem Ziele der Vertiefung, der Verinnerlichung unserer Lebensanschauung, der Abkehr vom Materialismus und Rationalismus zustreben, und dann wird auch das Verständnis für unser Kunstwollen größeren Umfang annehmen.

Wir haben in der bildenden Kunst vom Auslande viel gelernt, brauchen uns dessen nicht zu schämen; es zeugt im Gegenteil von bewunderungswürdiger Vorurteilslosigkeit, sich weder durch Rassenfrage noch Grenzpfähle davon abhalten zu lassen, aufzunehmen, was man als besser erkennt. Es ist jedoch deutsche Stärke, auf Vorhandenem aufzubauen, zu erweitern und zu vertiefen. In dieser Eigenschaft werden wir siegen, und auch in der bildenden Kunst wird die Zeit kommen, wo andere bei uns in die Schule gehen, wir führend an der Spitze stehen, und

ich glaube sogar, so fern sind diese Tage nicht mehr. Wir haben jetzt genug von außen und wollen uns auf uns selbst besinnen.

Wichtiger als das Ringen nach einem Stil, der von selbst kommen muß, den die Zeit gebiert, der auf Traditionen fußt und einer folgerichtigen Entwicklung bedarf, ist die Mahnung, ehrlich und streng gegen sich zu schaffen, aus tief-innerem Drang, aus Naturnotwendigkeit, unbeeinflußt von den Dingen der Außenwelt, die in keinem Bezuge stehen, der Wille zur Gestaltung und Vergeistigung des Lebens. In unserem Volke sind alle diese Eigenschaften, und die schweren Zeiten werden sie noch steigern zum Segen der Kunst. Diejenigen aber, die den Ruf nach deutscher Kunst erheben und sich vergebens nach ihr umsehen, mögen ihre Blicke nach Süden lenken, wo in der Eidgenossenschaft ein Malergeschlecht lebt, hell und klar, gesund bis ins Mark, das nicht von ungefähr seine Kunst „vaterländisch" nennt, und sich die Überlieferung alter deutscher Malerei verständlicher darstellt, als sonst. Wenn der künstlerische Führer dieses deutschen Stammes in politischer Verblendung für unser erhebendes Ringen nichts übrig hat, leichtgläubig wie ein Franzose jede Tartarennachricht für wahr hält, und in krasser Undankbarkeit vergißt, was er Deutschland verdankt, so werden wir wohl die Lehre daraus ziehen, daß es nicht am Platze wäre, in Zukunft einen Feind unseres Volkes zu unterstützen, was ihn als guten Geschäftsmann wohl am meisten schmerzen dürfte, aber das Werturteil seiner Kunst wird durch seine persönliche Minderwertigkeit in keiner Weise geschmälert, nur die Schamröte könnte ins Gesicht steigen, daß einer, der so Deutsches gemalt, wie den Auszug der Jenenser, nicht so deutsch zu fühlen vermag, und von all den Anfeindungen feindlicher oder neutraler Künstler mußte uns diese am überraschendsten kommen.

Freuen wir uns trotzdem, daß wir schon deutsche Kunst haben, kommt sie auch über die Grenze. Hoffnungsfroh schauen wir in die Zukunft. Das Chaos, das in der Kunst scheinbar besteht, ist nicht so groß, wie es im ersten Augenblick den Anschein hat, wir können die Entwicklungsrichtung schon in ihren Grundzügen erkennen.

Der Impressionismus hat unsere Palette bereichert, das Freilicht gebracht, Licht und Luft, der Neoimpressionismus gab uns neue, optische Werte, neue Ausdrucksmöglichkeit. Als Richtung selbst kann man beide wohl als überwunden bezeichnen, freilich nicht in dem Sinne, wie manche Maler es meinen, die guten Glaubens als stark ausgeprägte Persönlichkeiten nichts anderes außer sich gelten lassen können, subjektiv sehr verständlich, aber darum noch lange nicht apodiktische Wahrheit. Was wir geschätzt haben, brauchen wir nicht mit Füßen zu treten, das Gute davon bleibt uns; trotzdem können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß in den genannten weitere Entwicklungsmöglichkeit nicht vorhanden. Mag es auch nur eine Frage zweiten Ranges sein, ob wir einen Stil brauchen, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß wir nach einer Periode des Naturalismus,

die uns loslöste, von all den Überlieferungen, uns gleichsam entwurzelte, doch wieder das Bestreben nach einem solchen haben, die individualistische Periode einem größeren Zeitwillen weicht. Krampfhaft kann Stil nicht geboren werden. Er braucht Zeit und Muße zum Ausreifen, und es sind zwei Dinge, die in unserem Leben recht rar geworden sind. Und die krankhafte Meinung, Zusammenhänge künstlich zu finden, Abhängigkeiten zu konstruieren, gleichsam als ob beides einen Makel darstellte, verhindert gerade die jungen, die noch nach rechts und links blicken, sich ein festes Ziel zu nehmen, und verführt zu ewigem Problematismus. Ein Suchender ist jeder ernste Künstler, eine Anlehnung hat aber früher nicht als Vorwurf gegolten. Nur den ganz Großen ist es gegönnt, eigene Wege straflos zu gehen, und jede Zeit hat ihrer nur wenige. Nicht denen, die der Forderung des Tages genügen, gehört die Zukunft. Es wird aber ernst geschafft in Deutschlands Meisterwerkstätten, und der Aufschwung der angewandten Künste wird den Aufstieg der freien mit sich führen. Der erste ist eine zeitlich frühere Notwendigkeit. In der Architektur, der Mutter der Künste, sind wir an der Spitze, im Kunstgewerbe muß uns sogar das Ausland anerkennen. Der Durchschnitt der Plastik ist mehr wie gutes Mittelmaß. In der Malerei wird unsere Zeit auch noch kommen. Wir haben es nicht mehr nötig, hinüber zu schauen, haben genug gelernt, um auf uns selbst zu vertrauen. Neben den wunderbaren Ausstellungen französischer Kunst, die so ausgewählte Stücke bergen, daß sich sogar Franzosen bemüßigt fühlten, die Reise nach Deutschland anzutreten, könnten wir deutsche Meister hervorgraben, um, vielleicht nicht so umfangreich, aber in ihrer Art gleich wertvoll, zu zeigen, daß bei uns mehr Schätze sind, als mancher eingefleischte Französling glauben möchte. Die Zeit wäre jetzt da. Aber töricht wäre es, den jungen vorschreiben zu wollen, wo sie anzuschließen hätten und welchen Weg sie gehen müßten. Und bricht sich das Neue nur schwer Bahn, muß man sich damit trösten, daß es beim Guten immer so gewesen; nur Operettenmelodien werden schnell volkstümlich. Der Expressionismus sitzt mit Recht zu tief, als daß er auf einmal durch ein unkünstlerisches Ereignis könnte aus dem Sattel gehoben werden. So manche, die dies jetzt bedauern, werden später anderer Meinung sein.

Robert Misch:
I bin der Eppenhofer.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Eppenhofer ging mit verdrossener Miene seinem Tagewerk nach. So unwirsch hatten den sonst so ruhigen und selbstsicheren Mann seine Leute noch niemals gesehen — wetterte und fluchte im Hause umher. Und die klugen Mägde hatten mit weiblichem Scharfsinn bald entdeckt, daß Vater und Tochter nur noch die nötigsten Worte wechselten, sich aber sonst aus dem Wege gingen.

Gleich am anderen Morgen hatte der Eppenhofer einen langen Brief fortgeschickt. Zwei Tage später war schon die Antwort da: die Schwester seiner Seligen, die Kuchelbergerin, und ihr Mann in Pfaffheim würden die Nichte sehr gern für einige Zeit aufnehmen. Die Vroni könnte sich in der Wirtschaft nützlich machen. Bezahlung lehnten sie entschieden ab. „Eine kleine Hypothek, wenn der Schwager ablösen wollt', die grad' fällig sei, wär's ihnen schon recht."

Postwendend sagte er das zu und kündigte seine baldige Ankunft mit der Vroni an.

Die war eben in der Milchkammer. Er ging ihr nach — den Brief der Tante in der Hand. Die Magd schickte er hinaus; den Brief las er vor.

„Kannst deine Sach' glei richt'n — morgen früh fahr'n wir fort."

Mit steinernem Gesicht hatte die Vroni zugehört, legte das Blechgefäß, mit dem sie eben hantierte, beiseite, sann einen Augenblick still vor sich hin, wie auf eine innere Stimme lauschend, und sagte dann ruhig:

„Ich geh' net fort!"

„So — du gehst net fort?! Mach mi net fuchtig, Dirn — noch bin i hier der Herr und dei Vatter. Und daß du's nur wissen tust — kannst's auch dei'm Schulmeister vermelden: der wird aa net lang mehr bleib'n in Wasinghofen, so wahr i der Eppenhofer bin, auf dessen Rat d' Gamoan noch a wengerl was geben tuat."

„Vater, wenn Ihr mich auch wegtut — es nützt Euch nichts. Ich hab' Euren festen Sinn und auch einen harten Schädel. Was auch g'schieht, ich bleib' ihm treu. Wenn's sein muß, wir können warten."

„Bis i g'storb'n bin — net?"

„Den Lehrer könnt Ihr net so einfach fortbringen, weil er Euch im Wege is — dafür is die Regierung da. Die hat ihn angestellt, net Eure Gevattern im Dorf."

„Dös laß mei' Sorg' sein!" gab er höhnisch zur Antwort. — „So weit reicht des Eppenhofers Arm noch lang. Die Herren in Münka wiss'n, wer hier

die Wahlen macht, und der Herr Pfarrer aa. — Is dös die neuche Mod', die du aus deinen Bücheln g'lernt hast, daß's Ei klüger is als die Henn'?! Bei uns hier sucht der Vatta sich den Schwieger aus, net so a jungs Dirndl, wo noch net wissen tut, was ihm gut is."

„Möglich — wenn ich im Dorf geblieben wär', daß ich dann anders schalten ließe mit mir. Nicht Ihr sollt heiraten — ich soll es und Tag und Nacht beisammen sein mit meinem Mann. Wenn ich den net gern hab', so recht von Herzen —"

„Hab' i dir einen aufzwing'n woll'n?" unterbrach sie der Bauer jäh. „Heh?? — Dem Walchingertoni — fei gern hätt i ihm mei einzig Tochter 'geb'n! Du hast net woll'n — guat is! Magst vielleicht net mehr pass'n für aa rechten Bauern — guat is! Aba i laß mir aa koan' net aufzwing'n, den i net mag — verstehst mi! A Schulmeister, dös is ja gar koan richtig's Mannsbild net."

„Weshalb?"

„No — weil — weil er halt a Schulmeister is, a Bubenklopfer. Sind mei Lebtag arme Teifi g'wes'n. Und i bin der Eppenhofer — i hab's Eiserne Kreuz — i könnt mi jeden Tag in den Landtag wählen lass'n. Und i leg glei hunderttausend Markl auf'n Tisch, wann's den Rechten nimmst."

„Vater, ich glaube, wir verstehen uns net mehr so recht."

„I versteh' di ganz guat. A verliebte Gredl bist — solchene hat's früher aa schon geb'n. Is guat auf'm Thiater und in dö Bücheln — paßt aber net hierher nach Wasinghofen. — Schau, Vroni — schlag ihn dir aus'm Sinn — bleib bei dei'm alten Vatta!"

„Wenn das die Bedingung ist — lieber nein!"

„Mach mi net wild, Vroni!"

Mit einem Ruck schleuderte der zornige Mann einen irdenen Topf zur Erde, daß er in tausend Scherben zerschellte. Zwei stählerne Blicke maßen sich; und dann hastete der Alte mit einem wilden Fluche aus der Milchkammer.

Gleich nach Feierabend ging der Eppenhofer zum Gemeindevorsteher. Der war sein alter Freund und Spezi, mit dem er manchen Handel zusammen gemacht. Statt seiner hatte ihn der kluge Bauer zum Vorsteher wählen lassen. War eigentlich nur sein Stellvertreter.

Den Pfarrer mußte man auch dafür gewinnen, daß der Lehrer fortkam aus Wasinghofen. Das war gar nicht so schwer. Der Hochwürdigste war dem Lehrer nicht sehr hold gesinnt; zu frei im Denken und zu selbstbewußt war der ihm. „Richtig ein Herr, der neue Lehrer!" sagte der Pfarrer immer. Und wenn man dem die Renovierung und gar die neue Glocke für die Kirche versprach, so würde er's bei der Regierung schon unterstützen. Die Regierung, das würde der Eppenhofer schon selbst in München machen. Als Wahlmacher und Vertrauensmann der Partei hatte er Fäden in der Hand, die hoch hinauf führten.

Während sie so spannen und brauten, wandelten zwei schlanke, aufrechte Menschen Hand in Hand im Dämmerlicht des Abends durch die Wiesen. Erlen und Weiden längs des Waidlingbaches, der sich in weitem Bogen ums Dorf schlängelte, verbargen sie vor spähenden Augen.

„Wenn's so ist, geh' ich auch fort, meine Vroni," sagte der Lehrer ruhig. „Ich hätte dann doch hier keine ruhige Stunde mehr. Willst du warten auf mich, bis ich dich holen kann?"

„Mein ganzes Leben lang!" erwiderte sie einfach.

„Wäre schad' um mein und dein Leben, wenn's so lange dauerte!" — ein wehmütiges Lächeln schwebte um seine Lippen. — „Übrigens mischen sich vielleicht bald gewaltigere Herren drein, als dein Herr Vater einer ist. Es schaut bös aus in der Welt."

„Hannes!" — Zitternd krampfte sich ihre Hand um die seine. — „Wer weiß, ob wir uns dann wiedersehen!"

„Noch ist's nicht so weit. Wenn Deutschland in Bedrängnis ist, unser schönes, altes, geliebtes, großes Vaterland — wenn sie es anfallen von allen Seiten: was gilt da unser kleines Schicksal gegen das von Millionen! Was dem Einzelnen zugewogen wird, er muß es tragen, wie alle."

— — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage staunten des Eppenhofers Leute, als sie sich mittags um den großen, eichenen Tisch versammelten. Der Bauer war fort mit der Vroni, ganz plötzlich im Kutschwägelchen nach der Bahn gefahren.

„Den großen Korb hat sie mitgenomm'n — und i hab' ihr 'holfen beim Einipacken," erzählte 's Lisei den Staunenden. — „Und g'redt haben's koan Wörtel mitanand. Und der Bauer bleibt aa über d' Nacht weg."

Am anderen Tag kam der Eppenhofer wieder. Aber es war geraten, ihm aus dem Wege zu gehen. Bei Tisch herrschte jetzt stets ein feierliches Schweigen. Der Bauer stierte mit seiner Brille in die Zeitung; und die Mägde flüsterten nur ganz leis und heimlich miteinander. Und wenn irgendwer etwas versehen hatte, dann donnerte der Bauer ihn an, daß alle den sonst so ruhigen, selbstsicheren Mann nicht wiedererkannten.

Am Tage drauf, mitten in der Woche, kam der Marl plötzlich von der Alm herunter, ganz wild und aufgeregt. Der Jäger, der Prankl, hatte ihm gesagt, nun würde es sicher Krieg mit Franzosen und Russen geben. Sein Graf ließe sich schon die feldgraue Uniform machen. Und d e r mußte es doch wissen!

„Net wahr is, Bua!" meinte der Bauer trocken. „Dö werd'n sich dös no im letzten Moment überleg'n. Hab'n Siebenzig ihre Dresch' kriegt, fang'n net noch amal an."

Freilich die Zeitungen brachten ja mancherlei — aber so hatte es schon ein paarmal ausgeschaut und war doch nichts geworden.

„In die G'schicht mit Österreich werd'n wir uns doch net einmisch'n, Kruzitürken! Und vor uns da haben's alle a Mordsrespekt, mei lieber Bua."

So klug er sonst war, dem Eppenhofer wollte es nicht in den Kopf hinein, daß die Söhne noch einmal sicherstellen und verteidigen mußten, was sie, die Väter, so schwer errungen hatten. Die ganze Arbeit sollte nun ein zweitesmal getan werden — und der Ruff' sollte gar auch dabei sein?!

Und als der Marl immer wieder auf den Grafen hinwies, der einen Bruder im Generalstab hätte, da rief der Bauer zornig:

„Die Herren wissen es nix! Dös wär' freili a G'spaß für solchen Herrn. Aba för uns Bauern . . . Die Ernt' is so noch net eini."

„Na — die Loder, die Franzosen werd'n danach net frag'n," gab der Marl, der sonst dem Vater nur selten widersprach, ziemlich unehrerbietig zur Antwort, und stürmte ins Wirtshaus, von dem er erst sehr spät wieder heimkehrte. —

Der Marl wollte durchaus nicht mehr in die Berge zurück. Wenn der Kuhbub und die Sennerin nicht allein mit dem Vieh fertig würden, dann sollte man den Franzl 'naufschicken.

„I bleib — i bleib hier, bis all's seine Richtigkeit hat — halt Krieg oder halt Frieden!"

Noch nie hatte der Eppenhofer seinen Buben so trotzig und entschieden gesehen. Und das freute ihn, wenn er sich auch nichts merken ließ. War sonst so zag und schwachmütig, der Bursch! Aber eine andere Sorge stieg in ihm auf. Der Marel war kaum achtzehn, hatte auch nicht gedient. Aber der ließ sich gewiß nicht halten, wie er sich selbst nicht hatte halten lassen Anno Siebzig, als er grad' so alt war.

Und der Gedanke, daß sein Einziger, wenn's etwa doch dazu käme, mitgehen würde, erfüllte ihn mit Stolz, aber auch mit einer stillen, heimlichen Angst, die er sich nicht einmal selber eingestand.

Der Marl fragte auch in diesen Tagen nicht viel nach dem Vater, kümmerte sich wenig um Feld und Wirtschaft, war viel im Wirtshaus und — beim Lehrer.

Nach der Vroni hatte der Marl gleich gefragt, hatte sich auch zuerst mit der Antwort abspeisen lassen, daß sie ein paar Wochen bei der Tante in Pfaffheim bleiben würde. Nur seltsam angeblickt hatte ihn der Bursch und verwundert gefragt:

„Jetzt — vor der Ernt?! —"

Und immer mehr sprachen die Leute vom Krieg — und der Deutsche Kaiser hätte seine Reise in den nordischen Bergen unterbrochen und sei schleunigst heimgekehrt. . . . Und das Ultimatum — und die Russen und Franzosen . . . und den Engländern könne man auch nicht trauen. Im Wirtshaus hockten sie über den Zeitungen, schrien und diskutierten und vertilgten dabei eine Maß nach der

andern. Der Kugelwirt rieb sich die Hände — seinetwegen könnte es Krieg geben, wenn das Geschäft so gut dabei ginge.

„Gibt doch kan' Krieg net!" trumpfte der Eppenhofer hartnäckig auf, als hätte er allein darüber zu entscheiden. — —

„Was hast denn heut mit dem lappeten Lehrer wieder zu dischkurier'n gehabt?!" fragte der Alte ärgerlich seinen Buben. „I mag ihn net leid'n, den Loda, den lappeten. Und i werd' schon sorg'n, daß er net lang mehr im Dorf bleibt!"

Pfeifend und hemdärmelig stand der Marl am Schuppen und schmierte eine Wagenachse. Gleichmütig sah er zum Vater auf:

„Dös glaub i sell! Muaß ja mitgeh'n, der — is ja Unteroffizier."

„Unteroffizier — der?!"

„Freili — hat ja nur a Jahrl dienen brauch'n. Und die Tress'n hat er alleweil."

„Na — wenn's koane andere net hab'n, als so an lappeten Bub'nklopfer!" meinte der Bauer verächtlich.

„Is schon recht, der Moser — und i woaß aa, was Ihr gegen ihn habt, Vatta," erwiderte der Marl gleichmütig.

Der Eppenhofer biß sich auf die Lippen und ging wortlos davon. Aber er haßte den Lehrer nur um so grimmiger, der ihm das Herz seiner beiden Kinder gestohlen hatte.

Fort sollte der, und zwar bald! Wie Gift und Galle war es dem Eppenhofer, daß er die gleiche Luft mit dem Verhaßten atmen mußte. Eine Eingabe des Gemeinderates, auch vom Pfarrer unterschrieben, hatte er in einer geheimen Sitzung zustande gebracht, in der zahlreiche Beschwerden und die Bitte um schleunige Versetzung des Lehrers ausgesprochen waren.

Damit fuhr der Bauer nach München. Da erfuhr er dann auch gleich an der richtigen Mühle, was sie für Mehl mahlten im Staat, und ob bald Kriegsbrot gebacken würde, oder ob's wieder nur leeres Zeitungsgewäsch sei.

Derweil flogen schon die Depeschen zwischen Berlin und Petersburg hin und her, und die Feinde Deutschlands setzten alle Schwungräder der großen Verschwörung in Gang. — — —

Mobilmachung! Deutschlands Söhne, die Einberufenen und die Freiwilligen strömten zu den Fahnen. Ein Sturm rotglühenden Zornes, einmütiger, heller Begeisterung brauste durch die Lande, von Ostpreußen bis zu den Alpen, vom Bodensee und vom Elsaß bis nach Schlesiens Grenzmarken.

Das alles erlebte der Eppenhofer teilnehmend, immer mehr fortgerissen von der großen Zeit in München. Er blieb länger da, als er beabsichtigt hatte. Vom Schulmeister konnte freilich in diesen Tagen keine Rede sein. Und als er, ganz unangemeldet — wie er es immer liebte, um seine Leute zu überraschen — endlich heimkehrte, da war der Schulmeister schon fort aus dem Dorf. Aber

der Marl war mit ihm gegangen, um sich in das gleiche Regiment als Kriegsfreiwilliger einreihen zu lassen.

Nur einige kurze Abschiedszeilen an den Alten hatte er zurückgelassen. Er wolle sich auch das „Eiserne" holen, wie einst der Vater — und höhnen würden ihn die anderen Burschen, wenn er jetzt Kühe hütete und das Korn schnitte. — „Denn das liebe Vaterland braucht jetzt uns alle Bub'n, wo es so in Not tut sein gegen Franzossen, Rusen und nun auch die verflirten Engelländer."

Der Eppenhofer saß lange und schweigend, in tiefes Brüten versunken, vor dem Zettel. Sprach kein Wort mehr, packte nur drei Hunderter ein und schickte sie dem Buben „zur Ausrüstung".

* * *

Noch nie hatte sich der Bauer so einsam gefühlt. Sein Weib war gestorben; aber stets hatte er eines der Kinder um sich gehabt. Viel Zärtlichkeiten gab er ihnen nicht zu kosten. Und so recht klar, was sie ihm bedeuteten, war sich der Eppenhofer auch nie gewesen. Das fühlte er erst jetzt, da sie ihm fehlten.

Die Vroni vor allem. Wenn sie sonst bei ihm saß mit ihrer Näherei oder ihm aus einer Zeitung vorlas, oder er hörte sie oben Klavier spielen oder sonst im Hause walten: so recht froh und zufrieden hatte er sich da immer gefühlt und so stolz auf „das Prachtmadl". Und darum haßte er den jungen Lehrer nur um so glühender, der ihm das alles geraubt hatte. Gar nicht zum begreifen war es, was sie an dem für einen Narren gefressen.

Natürlich *schrieb* ihm die Vroni auch nicht; sie trotzte mit ihm, hatte ihm sogar beim Abschied nicht einmal die Hand gereicht. Gut — sie hatten beide einen harten Schädel. Sollte auch von ihm keine Zeile zu sehen kriegen!

Der Marl hatte auch nur ein paar kurze Dankesworte aus J. gesendet: von morgens bis abends exerzierten und marschierten sie. Todmüde sei er des Abends, aber doch sehr vergnügt. Der Moser sei noch nicht ins Feld gerückt, sei bei seinem Zug geblieben, exerzierte ihn mit ein.

Den schwachen, „mageren Lapp", der nicht recht stark auf der Brust war, den konnten sie im Felde freilich nicht gebrauchen, höhnte der Bauer. Zum Einüben der Neuen hatten sie ja wohl solche Kerle nötig.

Und so oft er ihn auch abwehrte, immer wieder stieg der Gedanke in ihm auf:

„Wär' net schad um den, wenn ihn eine Kugel wegputzen tät! Dann hätt' die ganze Sach' ein End'. Und die Vroni — wie die jungen Dirndl schon sind — würd' sich bald drein geb'n."

Aber er bekreuzigte sich jedesmal fromm, wenn ihn solch sündige Gedanken heimsuchten, und bemühte sich, sie aus seiner Seele zu verbannen. Man soll keinem Menschen den Tod wünschen — noch dazu lebte er dann erst recht lange! Und sein Marl ging ja nun auch mit. Wenn der Herrgott diese erflehte Kugel nun auf den lenkte! Heiß und kalt überlief's ihn dabei.

Ja, er war schon stolz auf den Buben — wenn er nur nicht gerad' mit dem „verflixten Bubenklopfer" mitgegangen wär'. Hätt' auch wohl den Vater erst vorher um Rat und Erlaubnis fragen können; hätte sie ihm gewiß nicht geweigert.

Und wenn nicht gerad' jetzt die ersten Siegesnachrichten gekommen wären — noch dazu hatten die Bayern unter'm Rupprecht dreingehauen, wie ihre Väter, „die blauen Teufel von Siebenzig" — ja, dann wäre ihm das Leben ganz fad erschienen.

Er betäubte sich durch die Arbeit. Die Ernte fiel glänzend aus. Tüchtig griff er selbst mit an; noch dazu sie ihm zwei Knechte weggeholt hatten, und ein tauglicher Ersatz jetzt kaum zu haben war. Was feste Arme hatte, holten sie fort.

Was war das früher für ein Lachen und Schäkern gewesen beim Korn- und Heuschnitt! Der Bauer, sonst stets ernst und gemessen, hatte sie selbst ermuntert. Beim Frühbrot und des Mittags erzählte er ihnen allerlei Späße und Schwänke — oft vom Krieg. Man mußte die Leute doch „aufmisch'n" — dann schafften sie noch einmal so gut.

Jetzt machte er, trotz des prachtvollen Wetters, ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Da verging auch den Leuten der Spaß, zumal die eine ihren Vater oder Schatz, jener seinen Bruder oder Sohn mit „im Felde" hatte. Da wurde auch gemäht; aber die Garben fielen blutrot zu Boden.

Und eine innere Unruhe packte den Eppenhofer, mit jedem Tage mehr. Am liebsten wäre er trotz seiner Zweiundsechzig, die ihn noch nicht niederbeugten, selbst mit hinausgezogen. Das alte, wilde Blut regte sich in ihm: schießen, raufen, den inneren Ingrimm gegen einen äußeren Feind austoben können!

Das ging nun freilich nicht. Aber er fing zum erstenmal Streit mit seinesgleichen an. Wo er sonst, im Gemeinderat oder im Wirtshaus, durch wohlbedachte, kluge Rede, die jedem Rechnung trug, die Gemüter gelenkt hatte: jetzt widersprach er jedem, selbst wenn man ihm recht gab, mit bissigen, unfreundlichen Worten. — „Was is denn jetzt in den Eppenhofer gefahren!" raunten sich die Gemeinderäte zu.

Die Ernte war längst in den Scheuern und Stadeln — der Oktober war ins Land gezogen, prangend und früchtereich, als der Eppenhofer sich entschloß, nach J. zu fahren, wo das Ersatzregiment des Marl ausgebildet wurde.

Kein Mensch erfuhr, wohin er ging. Die alte Wallner-Crescenz, die jetzt dem Hauswesen vorstand, mußte ihm das Köfferchen packen. Am anderen Morgen fuhr er zur Station und schickte den Knecht heim, ehe der Zug eindampfte.

„Was braucht der Bimpf zu wiss'n, wo i hinfahr'!"

Ziemlich spät kam er in J. an. In einem kleinen Gasthaus, das man ihm unterwegs empfohlen, stieg er ab. Ein nettes, freundliches Zimmer wurde ihm eingeräumt; dann ging er hinunter in die Gaststube, die ganz voll mit Menschen war. „Bessere Leut'" speisten hier an kleinen, weißgedeckten Tischen. Der Eppen-

hofer ging eben in keine Winkelgasthäuser; der Eppenhofer wußte, wer er war, und was sich schickte. Er hatte es auch dazu.

Der Wirt selbst legte dem stattlichen Mann in dunkler, städtischer Kleidung das Fremdenbuch und die Speisekarte vor. Der Eppenhofer wählte erst bedächtig sein Essen und das Getränk und griff dann zum Buch, um seinen Namen mit großer, fester, eckig-altmodischer Schrift einzutragen:

Joseph Eppenhofer, Ökonom aus Wasinghofen (Oberbayern).

Der rundlich-freundliche Wirt verneigte sich höflich, warf einen Blick auf den Namen und rief dann erstaunt:

„Ein Fräulein Eppenhofer wohnt auch hier — seit gestern."

Und er wies mit dem Finger auf die vorhergehende Seite.

Da stand in der zierlichen, römischen Rundschrift seiner Tochter:

„Veronika Eppenhofer aus Wasinghofen."

„Fräulein Tochter wohl?"

„Woll, woll — meine Tochter!"

Das Teufelsmädel war einfach hierhergefahren, um ihren Bruder noch einmal zu sehen. Bloß den Bruder?! — Unwillkürlich ballte er die Hand zur Faust.

Auch gut — dann konnte er sie gleich wieder mit nach Haus nehmen! Nun war's ja doch gleich. Es überlief ihn plötzlich so eigentümlich, so warm, als blickten die Leute fröhlicher, als sei die ganze Welt plötzlich schöner geworden. Ein Weilchen sann er vor sich hin. Dann trug er dem Wirt auf, man sollte der Tochter mitteilen, der Vater sei angekommen. Ob sie nicht herunter zum Speisen kommen wolle?

Nach einem Weilchen kehrte der freundliche Wirt mit der bestellten Speise und der Antwort zurück: „Ein Gruß vom Fräulein Tochter, sie sei sehr müde, hätte schon gespeist und legte sich eben zur Ruhe."

„Trotzkopfeter Dickschäd'l!" dachte der Alte.

Der Wirt stellte die Speisen und den Viertel Roten vor ihm hin.

„Der Herr Ökonom kommen gewiß auch, um den Herrn Sohn noch einmal zu sehen?"

Woher er das wüßte? Nun — das dachte sich der Wirt. Es seien doch noch mehr Eltern und Schwestern deshalb hergekommen.

„Der Herr Eppenhofer wissen doch, daß morgen vor zwölf Uhr das Regiment einwaggoniert wird, und daß um zehn Uhr die große Feldmesse für die Abrückenden stattfindet. Marschieren gleich nach dem Bahnhof von da."

„Woll — woll!" meinte der Eppenhofer kauend und spülte den Bissen mit dem Roten hinunter.

Da hatte er ja Glück gehabt, daß er den Buben noch erwischen konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Catharina von Pommer-Esche:

Almendro. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

Als Don Adriano allein war, nahm er das Gewehr von der Wand. Seine Gedanken richteten sich auf Hierro. Er hatte ihm von Anfang an einen großen Widerwillen eingeflößt. So geht's im Menschenleben, immer die Bewegung der zwei Pole — das Abstoßen oder das Anziehen. Das Gefühl, die Waffe in der Hand zu halten, brachte ihn zur Gegenwart und zu Jagdgelüsten. Er nahm das Gewehr und lud für große, schwere Jagd mit Kugeln. Na, das Wild, das er traf, das war geliefert!

So hing er die Flinte um die Schulter und stieg pfeifend hinab, als ob eine Idee seine Schritte beflügelte. Als er beim Hause Almendros vorbeikam, kam ihm der treue Hund freundlich entgegen mit freudigem Bellen, sonst aber nichts, niemand, wie einst. Don Adriano stieg schnell bergauf, und bald erreichte er die wilde Waldregion. Den hohen Mandelbäumen, Feigen, Oliven folgten, e höher es wurde, die Pinien, edle Taxusarten, ein köstliches Gebiet für den Botaniker. Don Adriano hatte rasch eine bedeutende Höhe erklommen und sah zu seinen Füßen seinen Turm vom Meere bespült. Zwei wilde Tauben flogen vor ihm auf, leicht zu schießen, doch sie lockten nicht des Jägers weidmännische Lust. Da entdeckte Don Adriano einige schwarz gefärbte Männer, schwarz von Kohlenstaub, die ihn erstaunt ansahen.

Ah ha, hier in der Nähe mußte die Schmiede sein, wo der Hierro arbeitete. Noch einige Schritte weiter, und es tönten ihm Hammerschläge entgegen. Ein leichtes Rauchwölkchen stieg empor. Die Schmiede des Hierro! Don Adriano, das Gewehr halb von der Schulter lösend, begab sich auf eine Lichtung des Waldes vor der Schmiede. Diese war ein einstöckiges Häuschen aus Ziegeln, schwarz vom Rauch und mit einem dürftigen Dach bedeckt, das aussah, als ob ein Windstoß es umblasen könne. Unter einem überhängenden Giebel schien das glühende Auge eines Feuers, und daneben stand Hierro und hämmerte eine Eisenstange, wohl die Röhre zu einer Schießwaffe. Hierro erhob den Blick, als er Schritte hörte in den Pausen zwischen den Hammerschlägen, und blieb still, den Hammer in der Luft, als er den Herrn des Turms erkannte. Aber aus seinen kalten Augen war nichts von dem zu lesen, was in seinem Innern vorging. Don Adriano trat noch etwas näher und musterte den Kunstschmied von oben bis unten. Jener ließ diese Blicke an sich abgleiten. Absolutes Stillschweigen. Don Adriano ging fort,

aber beim Waldesrand setzte er sich auf einen Baumstumpf und nahm das Gewehr zwischen die Knie. Seine Seele war mit männlichem Stolz erfüllt. Jener da konnte sehen, daß er ihn in seinem eigenen Haus aufgesucht, in der Einöde des Gebirges, daß er keine Angst vor ihm hatte. Er steckte sich eine Zigarre an. Die Hammerschläge ertönten wieder auf dem Eisen: Tintineo, tintin. Don Adriano sah den Hierro in größter Ruhe und nur mit seiner Arbeit beschäftigt. Bei Gott! Hatte er denn nicht seine Absichten erraten? Die Gelassenheit des Hierro setzte ihn in Staunen, aber zu gleicher Zeit empfand er eine Art Dankbarkeit für das Vertrauen, daß jener so ruhig blieb, den Rücken ihm zuwandte in dem Bewußtsein, daß ein so vornehmer Herr doch außerstande sei, einen Meuchelmord zu begehen. Da hörte der Hammerschlag auf. Als Don Adriano wieder hinsah, war der Schmied verschwunden. Unwillkürlich griff er wieder nach dem Gewehr und spielte liebkosend mit dem Hahn. Gewiß ging Hierro nun auch eine Waffe holen, ermüdet durch diese stumme Herausforderung in seinem eigenen Hause. Möglicherweise würde er aus einem der Fenster schießen, und so stellte sich Adriano hinter einen Baumstamm. Jemand bewegte sich im Innern des Hausflurs, etwas Schwarzes — halt — der Feind in Sicht! Er legte an und paßte auf. Doch welche Enttäuschung! Ein Weiberrock war es, aus dem Sandalenschuhe hervorlugten, und eine hagere Gestalt erschien. Ach ja, das war die Alte, von der Esteban erzählt hatte, das alte Weib, die einzige Genossin Hierros in seiner einsamen Schmiede. Sie wäre ein gutes Modell einer Hexe von Endor, aus dem zitronengelben Gesicht voll unzähliger Runzeln sprühten unheimliche schwarze Augen, die sich in Wut auf Don Adriano richteten. Es war eine Tante des Hierro. Der Schonung, die ihr Geschlecht einflößen mußte, sicher, pflanzte sie sich in die geöffnete Tür und ließ verächtliche Blicke über den Señor de Mosca hingleiten. Sie murmelte auch einige Verwünschungen, recht nach Hexenart. Sie hatte nie die Seligkeit, das Glück der Mutterschaft gekannt, und so hatte sich ihre ganze Liebe auf den Hierro konzentriert, dem sie das Essen bereitete und den sie wie einen Halbgott verehrte.

Don Adriano sagte sich, es wäre nicht aristokratisch gehandelt, den Feind im eignen Haus zu überfallen. So stand er schnell auf, blickte um sich und in die Höhe, ob ihm nun nicht irgend etwas dahergeflogen käme. Wozu, so sagte er sich, hat denn meine Mutter mir so manche gute Lehre gegeben! Die Weisheit muß doch ins Leben überführt werden und nicht wie etwas nur auswendig Gelerntes in einem Winkel des Hirns liegen bleiben:

Im Leben geht's nicht ohne Kampf,
Denk' nicht, ihn zu vermeiden,
Ring' mit der Welt um deinen Platz,
Doch lerne dich bescheiden.
Und wenn im Kampf der Leidenschaft

Das Herz dir droht zu springen,
Dann laß nicht ab, bis dir's gelingt,
Dich selber zu bezwingen.

Ja, er hatte sich nun auch selbst überwunden. Die Gelegenheit würde sich schon bieten. Er schlug eine andere Richtung ein. Die herrlichen Pinien breiteten wie Riesenschirme ihr Geäst aus, und unter ihnen zog der letzte de Mosca hin. Er sah dann und wann in den Lichtungen des Waldes Bäuerinnen, die Kartoffelfelder bebauten. In diesem gesegneten Klima erntet man mindestens zweimal im Jahr. Dann begegneten ihm einige Männer, mit Eseln, die Tiere trugen schwere Ladungen auf den Rücken.

„Salud!"

„Grüß Gott!"

Don Adriano grüßte jeden, der ihm begegnete.

Unter einem großen Feigenbaum war ein Kreis von Bauern, die einem zuhörten, der in ihrer Mitte stand. Als Don Adriano vorbeikam, ging es wie ein Ruck durch diese kleine Versammlung. Ein Mann trat hervor, aber schnell packten ihn mehrere kräftige Arme. Es war der Sänger Voz, der auf Don Adriano losstürzen wollte, nun aber, festgehalten, unfähig, etwas zu tun, schimpfte, er würde nachts den Friedensstörer umbringen, den Turm in Brand stecken. Don Adriano ging weiter, aber doch betrübt, wegen der allgemein bösen Stimmung gegen ihn, da das Volk sonst brav und gut war. Er hatte sich da eine schlimme Suppe eingebrockt. Wie gut waren die Leute anfangs zu ihm gewesen! — In seiner Betrübnis glaubte er, die ganze Insel sei gegen ihn, die Leute grüßten entweder gar nicht oder mürrisch. Die Berge erschienen wilder noch als sonst, die Wälder ernster. Don Adriano fühlte sich vereinsamt. Alle gegen ihn, nur Juan Máto mit den Seinen blieb ihm, aber auch diese würden sich mit der Zeit von ihm wenden — wegen der Notwendigkeit, mit den Nachbarn gut Freund zu bleiben. Nein, es spitzte sich so zu für ihn, daß er nicht mehr auf der Insel bleiben konnte. Er, der Fremde, hatte den Frieden dieser Leute gestört. Juan Máto hatte ihn mit der Ehrfurcht eines alten Bediensteten empfangen, und er belohnte die Gastfreundschaft, indem er den Frieden der Familie störte. Die übrigen Insulaner hatten ihn etwas kühl empfangen, aber ruhig, ihn als den großen vornehmen Herrn ehrend — und er erwiderte diese Höflichkeit, indem er auf einen unglücklichen Schwächling losschlug. Freilich, er war beleidigt worden — aber „ein Fehltritt kann Vater vieler Verirrungen sein". Und warum das alles? Wegen einer Liebe zu einem Mädchen, das seine Tochter sein könnte. Er kam sich alt vor, Almendro gegenüber. In Zeiten des Wohlstandes im Palaste seiner Ahnen wäre Almendro etwa eine Dienerin seiner Mutter gewesen. Damals hätte er nur für sie den Appetit empfunden, den die frische, schöne Jugend eingibt — nichts aber, was einer Liebe gleich käme. Andere Frauen hätten mit ihren Künsten

über ihn geherrscht. Aber hier in der Einsamkeit sah er Almendro wie eine zarte, weiße Göttin, die fromme Achtung einflößt und eine gewaltige Macht ausübt. Er kam sich vor, als habe er den Verstand verloren. Er müßte entfliehen. Vielleicht täuschte er sich auch, indem er seinen Gefühlen für Almendro zu große Wichtigkeit beimaß. Vielleicht aber war es doch nicht die Leidenschaft, der wilde Trieb, sondern Liebe, die erste wahre Liebe in seinem Leben! Aber selbst dann mußte er vergessen und fort, so bald wie möglich. Was hielt ihn hier? Welche Hoffnung? Almendro floh ihn, als ob die Entdeckung jener Liebe über ihre Kräfte ginge, war schweigsam, wußte nur zu weinen, und die Tränen waren keine Antwort. Ihr Vater, noch mit dem Rest der Hochachtung, duldete schweigend diese „Laune des Verliebten", aber im Innern hatte er nicht mehr das Vertrauen von einst. Die Insulaner zeigten ihm nun den Widerwillen, den sie in alten Zeiten gegen die Araber, Normannen und andere Eindringlinge gehabt. Seine Augen liebkosten die große Fläche des Meeres, das war der Weg, den er zu nehmen hatte. Vielleicht kehrte er zurück nach seiner Heimatinsel, um das Leben eines achtbaren Bettlers zu führen, vielleicht auch ginge er aufs Festland Spanien, sich um eine Stelle zu bewerben, oder er schiffte sich ein nach Amerika. Das Meer war wieder seine Hoffnung, und das Plätschern der Wellen wie eine nervenstillende Unterhaltung.

Er setzte sich auf jenen Felsen, wo er gern träumte. Wenn es in seinem Innern stürmte, dann wurde das Meer seine Geliebte, seine Vertraute. Der Abend war heiter, die Farbe klar, von tiefem Blau. Nichts erinnerte an die Sturmesnacht mit dem Wetterleuchten. Don Adriano blickte heute nicht vorwärts, sondern nur zurück. Wie hatte er aber doch alles über den Haufen werfen, jene festgewurzelten Ansichten ableugnen wollen! Freilich: Der Liebe Opfer zwingt dem Herzen Großmut ab. Und Liebe ist doch das größte aller edlen Gefühle! Nur durch sie hatte es geschehen können, daß er sich hier in seiner letzten Zufluchtsstätte so benehmen konnte. Als er nun, indem er brechen wollte mit dem alten Ideenkreise, sich einer Frau näherte, da zog diese sich zurück wie eine Sinnpflanze und der Vater setzte sich der Heirat entgegen. Ja, also seine Handlungsweise war verfehlt — die Menschen hatten nicht umsonst die Einteilung in verschiedene Kasten gemacht. Die Ketten lösen wollen, die Jahrhunderte geschmiedet haben ist doch nicht so leicht. Don Adriano gedachte des heiligen Rades der Inder, ein buddhistisches Symbol! So ist auch unser Leben. Wir glauben vorwärts zu kommen, wenn wir uns bewegen, glauben Fortschritte zu machen, und wenn das Rad sich ganz gedreht hat, treffen wir uns am gleichen Punkte. Das Leben der Menschheit, die Geschichte, alles ist immer wieder dasselbe. Völker werden geboren, wachsen, schreiten fort, die Hütte wird zum Palast und später zur Fabrik; die großen Städte entstehen — mit Millionen von Einwohnern, es kommen die Katastrophen, die Kriege um Brot, Revolutionen der Unbemittelten, große Massenmorde und dann die Entvölkerung. Kraut überwuchert die stolzen Denkmäler,

allmählich versinken die Stätten einstiger Größe in die Tiefen und schlafen Jahrhunderte. Dann kommt der Spaten der späteren Generationen und gräbt — zur Bereicherung von Museen. Schafherden mit ihren Hirten grasen dort, wo einst Schlösser standen. Es gibt nichts Neues auf der Erde. Ewig dasselbe Thema mit Variationen. Die Menschheit, stolz auf ihre Erfindungen, hält sich für frei der Vergangenheit gegenüber — ihre Einfälle, die sie für eigenartig hält, sind aber nur Wiederholung! Don Adriano blieb lange Zeit wie gebannt sitzen. Nun, sein Geschick mußte sich, würde sich erfüllen! Leb' wohl, o Glück, das ich in der Natur und in dem urwüchsigen Leben erhoffte!

Seine Augen suchten das Weite. Als er ein kleines Kind war und die alte Emilia ihn spazieren führte in Solera, da hatte die Gute oft die Gebilde der Wolken gedeutet, sogar mit Namen benannt. Da war ein Lindwurm, den der Ritter Georg bändigte, dann erschien eine edle Jungfrau in langen wallenden Gewändern und schritt über Schlangen und anderes Gewürm ruhig hinweg. Solches deutete Emilia als den Sieg des Guten über böse Leidenschaften und wußte das recht anschaulich und hübsch dem kleinen Adriano zu deuten.

Der Abend kam, und in seinem Licht nahm alles eine andere Gestalt an. Eine Felsenhalbinsel erschien wie ein ruhender Löwe und sah zum letzten de Mosca herüber! Die kleinen verstreuten Felsstücke schauten aus dem Rasen, wie schwarze Köpfe versteinerter Riesen. Als dann der aschgraue Abend alles einhüllte, erwachte Don Adriano aus seinem Brüten und ging schnell zum Turm. Er wollte niemand etwas sagen, nur im letzten Moment sollte Juan Máto es erfahren. Den nächsten Postdampfer würde er benutzen. Die Gewißheit seines baldigen Aufbruchs veranlaßte ihn, sich sein Turmzimmer genau beim flackernden Schein des Talglichtes anzusehen. Sein Schatten, riesig vergrößert, hin und herschwankend durch das Licht, bewegte sich von einer Seite zur anderen auf der weiß getünchten Wand. Der Perlmutterglanz der Muscheln leuchtete neben dem Stahlflimmer des blank geputzten Gewehrs an der Wand. Ein leichtes Geräusch schreckte ihn auf. Jemand kam die Stufen der Holztreppe herauf.

Es war Juan Máto, in seinen Mantel gehüllt, mit dem Korb Essen in der Hand: „Das Abendbrot," sagte er lakonisch. Don Adriano nahm es ihm ab. Er bemerkte deutlich bei Juan Máto den Wunsch, nicht zu sprechen, und er sagte daher auch nur kurz: „Gute Nacht!"

Juan Máto ging dann heim. Don Adriano schloß die Tür und ließ das Essen unberührt auf dem Tisch. Er verspürte keinen Hunger. Er nahm eine kurze Pfeife, füllte sie mit Tabak und rauchte. Dann ergriff er ein Buch, wollte lesen, aber alle Versuche, seine Gedanken zu sammeln, waren vergeblich. Außerhalb des steinernen Turms herrschte eine dunkle geheimnisvolle Nacht mit feierlicher Stille, bei der die allerkleinsten Geräusche erschrecken. Don Adriano glaubte, seine Pulsschläge in dieser Stille zu hören. Von Zeit zu Zeit ließ eine Möwe ihr Geschrei ertönen, oder auch ein leichtes Zittern war in den Tamarisken, wenn

ein Windstoß darüber zog. Die Brandung des Meeres rauschte in Zwischenräumen. Es wurde Don Adriano klar, wie einsam er hier war. Konnte er hier so weiter als Einsiedler leben? Und wenn ihn einmal eine Krankheit befiele! Und wenn das unerbittliche Alter käme! Zu dieser Stunde begann in den großen Städten das Leben — das elektrische Licht blitzte auf, die Theater begannen — die Zivilisation, während er hier in einem unwirtlichen Turm saß — ein freiwilliger Gefangener.

Draußen mochte wohl Gefahr lauern — Don Adriano saß so still da, wie die Kinder, die im Bett liegen und nicht wagen, sich zu rühren, um ein angenehmes Gefühl des Gruselns nicht zu stören. Zwar war er ein Ritter ohne Furcht — aber er empfand heute etwas Sonderbares, Unerklärliches.

Ein Laut tönte durch die Luft, ein Uhuruf, wie er Sitte auf der Insel, ein Lockruf. Don Adriano wollte zur Tür gehen, aber dann blieb er unbeweglich stehen. Das traditionelle Uhu hu tönte ganz nahe. Es würden wohl junge Leute aus der Umgegend sein, die die Nähe des Turmes auserkoren hatten, um sich bewaffnet hier zu treffen. Das ging ihn nichts an, am andern Morgen würde er sich erkundigen nach dem Vorkommnis. Er öffnete wieder das Buch, um sich durch Lesen zu zerstreuen, aber nach wenigen Zeilen schon sprang er auf und warf Buch samt Pfeife auf den Tisch. Uhu hu hu, herausfordernd klang es fast am Fuß der Treppe, sich in die Länge ziehend. Es erhob sich ein Gekreische der wilden Seevögel, die, aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt, von Fels zu Fels zogen, sich andere Stätten zu suchen. Das galt doch ihm. Sie kamen ihn aufsuchen an der Tür seiner Wohnung. Er betrachtete sein Gewehr, griff mit der Rechten in den Gürtel nach dem Revolver. Er war ja kein Insulaner, verstand diese Sprache der Uhurufe nicht. Er nahm wieder das Buch zur Hand. Aber immer wieder ertönte das Uhu, jetzt nicht mehr am Fuß der Treppe, sondern etwas weiter entfernt, einer schien Posten genommen zu haben, vielleicht im Dickicht der Tamarisken. Wer mochte es sein? Vielleicht der Hierro, den er in seiner Schmiede besucht hatte; vielleicht Voz, der öffentlich geschworen hatte, ihn zu töten. Immer mächtiger wurden die Uhurufe. Es tönte allerlei daraus hervor: Ironie, Spott, Beleidigung. Vergebens bemühte sich Don Adriano, taub zu sein. Er wurde aufgeregt. Vielleicht stünde Almendro an einem Fenster, hörte die Uhurufe im Umkreis des Turms, wo ein furchtsamer Mann stand, der auch hörte, aber eingeschlossen blieb, als ob er taub wäre.

Ohne genau zu wissen, was er tat, blies er das Licht aus, und im Dunkel tastete er herum, der Zorn verwirrte seine Gedanken. In dieser Blindheit des Geistes blieb ihm nur eine Idee — als letzter Rest der Vernunft. Er hatte schon das Gewehr berührt, doch ließ er wieder ab davon, er brauchte eine leichte Waffe, er hätte vielleicht auch durch dichtes Gesträuch zu wandern. So nahm er nur den Revolver. Er ging zur Tür, öffnete sie langsam, nur einen kleinen Spalt, trat ins Freie aus der Dunkelheit des Turms. Ein schöner Sternenhimmel, aber

kein Mondschein. Gespenstisch stiegen die Berge in den Himmel. Aber nur einen Moment sah er das, dann flogen zwei kleine Blitze aus dem Gestrüpp, gefolgt von zweimaligem Knallen. Don Adriano glaubte, Pulvergeruch zu spüren, vielleicht war's aber auch nur Einbildung. Zugleich fühlte er auf seinem Kopf eine Erschütterung, etwas Sonderbares, was ihn berührte, ohne ihn zu treffen, die Empfindung eines Steinwurfs. Etwas fiel über sein Gesicht, wie ein feiner Regen. Blut? Erde?

Die Überraschung dauerte nur einen Augenblick. Man hatte aus dem Gesträuch auf ihn geschossen — dort war der Feind. Er sah in der Dunkelheit den Punkt, woher die Schüsse gekommen waren, und nach seinem Revolver greifend — eins, zwei — fünfmal alle Kugeln, die der Lauf enthielt. Er schoß blindlings drauf los, nur aufs Ungefähre. Ein Knistern und Knicken von Geäst im Dickicht überzeugte ihn, daß er wenigstens den Feind zum Rückzug gezwungen hatte. Dann befühlte er seinen Kopf, um sich zu überzeugen, daß er nicht verwundet wäre. Indem er dann seine Finger über das Gesicht gleiten ließ, fiel etwas Körniges herunter — weder Blut, noch Erde, sondern Staub von Mauerkalk. In die Mauer, ganz nahe von ihm, waren zwei Kugeln tief eingedrungen, sie hatten seinen Kopf geschrammt, waren vorbei geflogen und steckten in der Mauer. Don Adriano war froh über sein Glück. Er, gesund, unberührt!

Und sein Feind? Wo der wohl jetzt sein würde? — Sollte er suchen, ob er irgendwo in den letzten Zügen lag? — Da ertönte ein wilder Uhuruf aus der Ferne mit einem triumphierenden Ausdruck, den Don Adriano wie eine Ankündigung baldiger Wiederkehr deutete. Der treue Hund aus Juan Mátos Haus bellte auch in die Nacht hinein, während der Uhuruf immer mehr verhallte.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Wirtschaftsparlament oder wirtschaftlicher Generalstab.

Die freie Entfaltung der einzelnen Kräfte ist nicht mehr das wirtschaftliche Ideal unserer Zeit. Nicht nur hat der Staat lange vor Beginn des Krieges durch zahlreiche Gesetze, z. B. durch die umfangreiche Gewerbeordnung, in das freie Wirtschaftsleben eingegriffen, dieses selbst zeigt in dem wachsenden Organisationsbedürfnis das Verlangen nach einer gewissen Gebundenheit; in dem Bewußtsein, daß die ganze Erwerbsgruppe stärker ist als er, sucht der Einzelne nach einem Halt. Naturgemäß will jede der zahlreichen „Interessenvertretungen" sich zur Geltung bringen, will ihre Hand an die Klinke der Gesetzgebung legen, will in den Volksvertretungen mit raten und mit taten. Jede erstrebt, daß Männer ihres Zeichens in den Parlamenten sitzen und zu Wort kommen. So berechtigt und verständlich diese Forderung an sich ist, so sehr widerstrebt sie der heutigen Zusammensetzung unserer parlamentarischen Körperschaften, deren Grundlage die parteipolitische Organisation ist. Aus diesem Grunde wollten vor dem Kriege die Klagen vieler Erwerbsstände, die bei den Abgeordneten das erforderliche Verständnis für ihre Bedürfnisse vermißten und bei Beratung der Gesetzentwürfe ihre Interessen nicht genügend gewürdigt glaubten, nicht verstummen. So wurde denn schon vor dem Kriege die Schaffung eines Wirtschaftsparlaments gefordert, nicht an Stelle des jetzigen Reichstages, sondern neben ihm. In einer solchen „Organisation der Organisationen" sollten alle Gruppen zu Wort kommen, in ihr, die man als eine Art erster Kammer dachte, sollten alle Wünsche, die heute in einem Wust von Drucksachen, Denkschriften und Eingaben an den Reichstag gelangen, durchgearbeitet und gesichtet und alle widerstrebenden Forderungen ausgeglichen werden. Nur das Erreichbare, das die Interessen anderer nicht verletzt, sollte von dem Wirtschaftsparlament befürwortet und dadurch zugleich auch eine erhebliche Entlastung des Reichstages erzielt werden. Im ganzen also handelt es sich um eine Art eines ins Große übersetzten wirtschaftlichen Ausschusses, wie solcher ja bereits besteht, und dessen Daseinsberechtigung die Regierung durch seine Angliederung an das Reichsamt des Inneren anerkannt hat. Natürlich war dies Wirtschaftsparlament nur für friedliche Arbeit bestimmt. Wer dachte damals an einen Weltkrieg, gab es doch Leute, die einen solchen in Ansehung des engen Netzes, das Handel und Verkehr über die Erde gespannt, überhaupt nicht für möglich hielten. Nachdem jetzt das riesige Völkerringen der Überzeugung Bahn gebrochen hat, daß es bitter nötig ist, wie auf militärischem, so auf wirtschaftlichem Gebiet schon während des Friedens den Krieg zu rüsten, taucht der Gedanke des Wirtschaftsparlaments in der veränderten Form eines wirtschaftlichen Generalstabes von neuem auf. Ihm soll in der Hauptsache die

pflegliche und ausgleichende Behandlung und Förderung der Beziehungen zwischen den Hauptgruppen unseres Wirtschaftslebens obliegen.

Eine solche neue Organisation, ob wirtschaftliche Körperschaft, ob parlamentarischen Charakters oder Behörde, würde allerdings hohe Aufgaben zu erfüllen haben. Die hoffentlich nicht mehr allzu ferne künftige Friedenszeit stellt an uns sowohl auf militärischem, als auf wirtschaftlichem Gebiet besondere Anforderungen. Militärisch müssen wir weiter rüsten. Wirtschaftlich heißt es zunächst, die alte Stellung auf dem Weltmarkte wieder zu erringen und die uns durch den Krieg aufgezwungene Abgeschlossenheit wieder aufzuheben. Das ist ebenso schwierig wie nötig. Wer dem „geschlossenen Wirtschaftsstaat", der isolierten Volkswirtschaft, die der Krieg geschaffen, das Wort redet, wer uns die Rolle des genügsamen Robinson unter den Völkern zumutet, mag bedenken, daß Deutschland mit seinen 70 Millionen Menschen des Außenhandels, der Weltwirtschaft nicht entraten kann. Jetzt sind Tausende von Groß- und Kleinbetrieben mit Kriegslieferungen beschäftigt, sie arbeiten für den Staat. Mit dem Ende des Krieges werden diese, wenn nicht plötzlich, so doch sicher allmählich aufhören. Ein millionenköpfiges Arbeiterheer wird aus dem Felde zurückströmen und Arbeit heischen. Dazu reicht der innere Markt bei weitem nicht aus, und deshalb müssen wir uns die Welt aufs neue erschließen. Da nun der Krieg die staatliche Gemeinwirtschaft in nie geahntem Umfange gezeitigt hat, die, wie man zugeben muß, sich bewährt hat, so lag der Gedanke der Schaffung eines wirtschaftlichen Generalstabes, d. h. die Übernahme der obersten Leitung unseres gesamten Wirtschaftslebens auch im Frieden durch den Staat nicht allzu fern.

Indessen wäre ein solcher Schritt nicht ungefährlich; er würde ohne Not zum direkten Staatssozialismus führen und müßte die freie Tätigkeit des Volkes erheblich beeinträchtigen. In hohem Maße bedenklich erscheint es auch, die Erhöhung der Wehrfähigkeit und die Forderung der Kriegsbereitschaft der Nation zur einzigen Richtlinie unseres gesamten Wirtschaftslebens zu erklären und damit einen völlig neuen Grundzug in dasselbe hineinzutragen. Denn der Krieg ist ein Ausnahmezustand, die durch ihn geschaffenen Verhältnisse sind ein Notgebilde, eine Notorganisation, die nicht organisch gewachsen ist. Und wenngleich es im Dichterwort heißt, daß die Not „mit ihrem heil'gen Wetterschlage" in einem Tage vollbringt, „was kaum Jahrhunderten gelingt", so sind doch im Leben der Staaten sprunghaft vollzogene Umbildungen selten von Bestand gewesen.

Allerdings sind der Aufgaben gar viele, die unser harren, die unbedingt erfüllt werden müssen, und die diejenigen im Auge haben, die für ihre Bearbeitung von Staatswegen eine besondere Stelle, mag man sie wirtschaftlicher Generalstab oder sonst wie nennen, fordern. Zunächst ist es die Frage der Sicherstellung der Volksernährung durch Aufspeicherung großer Getreidevorräte, die schwierige Verwaltung derselben infolge fortwährenden Verbrauchs und neuer Auffüllung, die Versorgung unserer Industrie mit Rohstoffen, mit Baumwolle, Kautschuk, Kupfer, Zinn, unserer Landwirtschaft mit Düngemitteln, kurz, großzügige wirtschaftliche Maßnahmen, die ergriffen werden müssen, um uns vom Auslande unabhängig zu machen. Das bedingt die Schaffung von Einrichtungen, die im Kriege die Weiterführung des Wirtschaftslebens ohne Störung gewährleisten. Erinnert sei an die aus Anlaß des Krieges gebildeten Gesellschaften, die Getreide-, Futtermittel- und Rohstoffgesellschaften. Eine Stelle ins Leben zu rufen, die vorsorglich schon im

Frieden wacht, ist eine anerkannte Notwendigkeit, denn daß ein Mangel an Einheitlichkeit und Schnelligkeit in unserer wirtschaftlichen Rüstung zu Kriegsbeginn bemerkbar wurde, ist eine Tatsache, die übrigens durchaus nicht verwunderlich ist. Trotzdem ist es erstaunlich, wie vorzüglich alles beim Mangel jeder Vorbereitung geklappt hat. Daß wir aller Schwierigkeiten im großen ganzen Herr geworden sind, verdanken wir einerseits dem Erfolge unserer Waffen, die den Krieg in Feindesland getragen, sodann aber auch der Tüchtigkeit und Umsicht unserer Staats- und Stadtverwaltungen, und nicht zuletzt der Opferwilligkeit des Volkes. Es hätte aber noch besser sein können, und manche messen die Schuld der notorischen Abneigung der Beamtenkreise gegenüber fachkundiger Beratung durch Sachverständige bei, deren Mitwirkung z. B. bei der Festlegung unserer handelspolitischen Beziehungen zum Auslande eine seit langem erhobene berechtigte Forderung von Handel und Industrie ist. Die Vorbereitung von Handelsverträgen und ihr Abschluß wäre natürlich auch ein Tätigkeitsfeld, das dem wirtschaftlichen Generalstab zufallen müßte, und wahrlich nicht das unwichtigste.

Will man sich nicht direkt zum Staatssozialismus bekehren, so liegt die Frage nahe, welcher Art denn nun die Organisation sein soll, der solche weite und wichtige Aufgaben anvertraut sind. Einheitlich, unter Anhörung weitester Kreise des Volkes, muß ohne jeden Zweifel gearbeitet werden. Der wirtschaftliche Generalstab ist kein greifbarer Gedanke. Der Name läßt auf eine Art Behörde schließen, er schmeckt nach den reglementierenden Beamten. Die vorgeschlagene Zweiteilung in einen volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Reichstag ist wohl kaum durchführbar, weil nämlich Volkswirtschaft und Weltwirtschaft im Zeitalter des Verkehrs kaum zu trennen, unmöglich aber von zwei verschiedenen Körperschaften getrennt zu behandeln sind. Der militärische Generalstab erläßt Anordnungen, er organisiert und befiehlt. Ein wirtschaftlicher Generalstab ähnlicher Struktur und ähnlicher Machtbefugnisse ist aber schlechterdings ohne schwerste Eingriffe in die wirtschaftliche Entwicklung des Staatslebens, in die Privatwirtschaft des einzelnen Staatsbürgers, ja des Haushalts, nicht denkbar. Aus Männern der Praxis und Sachverständigen der freien Berufe aller Erwerbsstände soll er sich zusammensetzen. Diese aber kann man nicht zu verantwortlichen Beamten ernennen, ganz abgesehen davon, daß sie dann dem praktisch tätigen Leben entzogen würden. Auch würden sie selten brauchbare Beamte abgeben. Überdies, je größer ein Apparat, je vielköpfiger ein Beamtenkörper, desto schwerfälliger arbeitet er. Bleibt also beratende und bestenfalls beschließende Befugnis und Ausführung der Beschlüsse durch die vorhandenen Behörden, die Staatsorgane. Wollte man aber der Organisation eine beschließende Befugnis einräumen, so würde dies einen schweren Eingriff in die Rechte des Reichstags bedeuten, dem es allein zusteht, Gelder aus Reichsmitteln zu bewilligen, Handelsverträge zu genehmigen und vieles andere mehr.

Von welcher Seite man den vorgeschlagenen wirtschaftlichen Generalstab auch betrachtet, immer ergibt sich beinahe die Unmöglichkeit seiner Konstituierung. Hingegen ist eine Vertretung der erwerbstätigen Stände, die nicht nach parteipolitischen Interessen arbeitet, sondern der zur ständigen Beobachtung und Beratung alle dem wirtschaftlichen Generalstab zugedachten Aufgaben anvertraut würden, kurz, ein Wirtschaftsparlament, vor dem sich auch die ausführenden Regierungsorgane und Verwaltungsbehörden zu verantworten hätten, nicht nur wünschenswert, son-

dern durchaus notwendig und im Bereich der Möglichkeit liegend. Der Reichstag bliebe dabei seinem hohen politischen Zweck durchaus erhalten. Eine solche neue parlamentarische Bildung wirtschaftlicher Art bewegt sich auch durchaus in der durch die rastlose Organisationsarbeit der Berufsstände gekennzeichneten Richtung. Das Wirtschaftsparlament wird schaffen, was wir brauchen, und dazu besonders befähigt sein, denn es wäre eine natürliche Folge unserer wirtschaftlichen Entwicklung und könnte sich alle Erfahrungen aus dem Weltkriege nutzbar machen. Die Entfaltungsmöglichkeit unserer erzeugenden Kräfte, unserer Weltindustrie und unseres Welthandels, deren Schutz doch unsere gesamte militärische Rüstung dient, und um deren Erhaltung wir gegenwärtig ringen, würde durch eine solche Körperschaft in ungeahnter Weise wachsen.

Literarische Rundschau.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Geiger.

Gerhard Ouckama Knoop: Das A und das O. Roman. 1915. Delphin-Verlag, München.

Ein gedankenreiches, schweres Buch, bei dessen Lektüre man den größten Respekt empfindet vor dem Wollen des Verfassers mehr als vor seinem Können, und bei dem man die Empfindung nicht unterdrücken kann, daß der Verfasser, der vortreffliche Werke geschrieben hat, bei diesem seinem Schwanengesang wohl sein Höchstes geben wollte, aber dies nicht vollständig vermochte. Ich würde mich nicht wundern, wenn manche Leser das Buch mitten in der Lektüre fortwerfen und andere ausdauerndere, nach beendeter Durchnahme, schnell und verächtlich über das Werk hinweggehen.

Der Inhalt des merkwürdigen Buches ist nicht leicht zu erzählen: Emmerich von Buttenhausen, ein reicher, junger Mann, reicher geworden durch den frühen Tod seines Vaters, verarmt durch Spekulationen und durch den Brand seines Hauses, bei dem ihm Fahrlässigkeit Schuld gegeben wird, infolgedessen ihm die Entschädigung vorenthalten wird, endet nach langen Irrfahrten bei einer werktätigen Freundin, fern von seiner Heimat. Diese lebt auf einem kleinen ländlichen Besitztum von ihrer Hände Arbeit, und so möchte man fast an den Voltaire'schen „Candide" denken, dessen durch das Leben geprüfter, in Widerwärtigkeiten herumgeworfener Held als der Weisheit Schluß erkennt: „il faut cultiver notre jardin". Freilich soll hier keine Parallele der beiden Werke gezeichnet werden, obgleich gar manche Ähnlichkeiten aufgezeigt werden könnten. Denn was das Eigentümliche des Voltaireschen Werkes ausmacht: der souveräne Spott über gewisse Lebensanschauungen, die bittere Satire gegen die Weltzustände und die literarischen Vorgänge des Tages, fehlt dem deutschen Werke durchaus.

Und das Wesentliche: Die Hauptperson des französischen Werkes geht durch das Leben mit seiner von dem Meister gewonnenen Überzeugung, ohne sonderliche Skrupel zu empfinden, obgleich die Ereignisse seinen angelernten Optimismus beständig Lügen strafen; der Held unseres Buches dagegen ist ein denkender Mensch, der seinen Gott verloren hat und ihn zu suchen geht.

Dieses Gottsuchen führt freilich zu den seltsamsten Experimenten. Symbolismus und Mystizismus spielen in das Werk hinein. Eine Szene, die ohne rechten Zusammenhang mit dem ganzen steht, mehr angedeutet, als ausgeführt wird, lockt in das mystische Leben: ein

graues Männchen, das die Schicksale des Helden prophezeit, erscheint und verschwindet, eine geheimnisvolle Louison, von der wir einmal und nicht wieder hören, verkündet dem Emmerich und zwar durch das, was er unbewußt niederzuschreiben gezwungen wird, merkwürdige Dinge. Er bringt eine Nacht auf dem Schlosse eines Grafen, den er zufällig kennen gelernt hat, zu, hört dabei geheimnisvolle Musik und sieht unerklärte Schatten und Erscheinungen. Das sind alles Abenteuer, die so lose mit der Haupthandlung verknüpft sind, daß sie fehlen könnten; Episoden, die dem nüchternen Leser unnatürlich und abstoßend erscheinen.

Und auch das Gottsuchen ist kein systematisches. Zwar wendet sich unser Held zu der protestantischen und katholischen Kirche und sucht auch ins Judentum vorzudringen, aber keine der Religionen bietet ihm das, wonach er sich sehnt. Er versucht es mit Sozialismus, Vegetarianismus und der Enthaltsamkeitstheorie — Enthaltsamkeit von Liebe und Alkohol —, aber bei diesen Bemühungen verpulvert er nur Geld und Laune. Schließlich kommt er, nachdem er fast sein ganzes Vermögen aufgezehrt und nahe daran war, Selbstmord zu begehen, zu einer Freundin, die gelegentlich schon früher seinen Weg gekreuzt hat, und findet, indem er bei ihrem tätigen, durch Arbeit und Wohltun geweihten Leben hilft, innere Befreiung, solange sie lebt, und nach ihrem Tode, dem der seinige bald folgt, die wirkliche Erlösung.

Das sind ernste Gedanken, weihevolle Stimmungen, aber sie sind nicht zu einem Ganzen verarbeitet und zu sehr mit Sonderlichkeiten vermischt.

Diese Absonderlichkeiten, denen der Verfasser auch in seinen früheren Werken nicht ganz abhold war, zeigen sich auch in dem Wesen und im Geschick der Menschen, die auf den Helden Einfluß haben. Da ist zunächst ein Baumeister, der sich für einen Idealisten ausgibt und sich schließlich als gewöhnlicher Schwindler entpuppt. Er will einen Tempel für die Menschheit erbauen, findet auch Tölpel, Narren oder Ehrgeizige, die Aktien zeichnen, und bringt Emmerich, der begeistert auf den Wahn hineinfällt, um einen großen Teil seines Vermögens. Da ist ein Dichter, Emanuel Gaierd, der durch seine Dichtungen unserem Helden als ein Erlöser, ein Gottkenner und Menschenbefreier erscheint und der ihm schließlich erbittert die Tür weist. Da ist ein Advokat Gerstlich, sein Vermögensverwalter, ein sonst ganz vernünftiger und scheinbar gesunder Mensch, der aber an eigenartigen Krankheiten leidet und buchstäblich an einem Lachanfall stirbt. Da ist ein junger Jude, Jakob Schaubeitag, ein Alleswisser, der trotz seiner Jugend das Gesamtgebiet der Wissenschaft ergründet hat, der von Liebe nichts weiß, sich plötzlich in Zwillinge, zwei schöne, durchaus nicht zu unterscheidende Mädchen, verliebt und sich ums Leben bringt, weil er durch diese Liebe zu zwei untrennbaren Wesen in Verzweiflung gerät.

Die Absonderlichkeiten beginnen schon im Anfang damit, daß Emmerich und sein Vater (der letztere in zweiter Ehe) sich in England verheiraten, und daß der Beamte im Attest die Namen der Frauen verwechselt, so daß Emmerich eigentlich mit seiner Stiefmutter, der Vater mit seiner Schwiegertochter vermählt ist. Glücklicherweise sterben Emmerichs Frau, die ihn übrigens vorher verlassen hatte, und seine Eltern ziemlich plötzlich und romantisch, so daß diese lächerliche Episode das Leben unseres Helden nicht zu stören braucht.

Solche Dinge würden in einem humoristischen oder satirischen Romane wohl passend sein; in einem grundernsten, ehrlichen Werke befremden sie. Und so muß ich, so sehr ich die früheren Werke des Herrn Duckama Knoop ge-

schätzt und gewürdigt habe, doch dieses Werk ablehnen, trotz aller Anerkennung seines tiefen Strebens und seines kräftigen Verlangens, einen Menschen in seinem Ringen nach innerer Befreiung darzustellen.

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Ernst Müller.

Neues über Indien.

Im Februarheft dieser Monatsschrift haben wir auf Seite 177 ff. das gegenwärtige Orientierungsbedürfnis der Leser über Indien zu befriedigen versucht. Es konnte da auf engem Raume natürlich nur einiges Wesentliche berührt werden. Der Appetit kommt nun aber oft beim Essen und ist dann bei Spezialitäten besonders groß. Und das alte „Wunderland" Indien ist eine solche, gegenwärtig mehr denn je. So daß Sten Konows Buch „Indien unter englischer Herrschaft" (Tübingen 1915, J. C. B. Mohr, 142 S., 2,70 Mk.) vielen höchst willkommen sein dürfte. Es ist eine Schrift, für die unmittelbare Gegenwart bewußt in erster Linie verfaßt, ohne darum aber in der Zukunft in Vergessenheit zu geraten. Denn der Hamburger Professor für Kultur und Geschichte Indiens hat hier echte Wissenschaft veröffentlicht. Nichts Oberflächliches und überwiegend Subjektives, das ja nicht immer auch das Richtige ist — mancher Druckbogen der Kriegsliteratur beweist es leider —, sondern Tatsachen, die gerade über ein so heikles Problem wie das indische in Deutschland unbedingt Verbreitung finden müssen. Hört man doch bei uns oft die Ansicht aussprechen, die englische Herrschaft stehe in Indien auf schwachen Füßen, eine Ansicht, die ebenso falsch wie bedenklich ist. Wer Konows treffliches Buch zur Hand nimmt, der sollte der Vollständigkeit halber aber auch an Heft 8 des 22. Bandes der leider noch viel zu wenig gewürdigten, wertvollen amtlichen Berichte über Handel und Industrie wirklich nicht achtlos vorübergehen. Hat doch in diesem Hefte (in Berlin 1915 erschienen) der Handelssachverständige bei dem K. Generalkonsulat in Kalkutta einen lesenswerten instruktiven Bericht über „Das indische Reich" erstattet, der in mancher Hinsicht sogar eine gewiß nicht unerwünschte Wissenserweiterung der Konow'schen Schrift bedeutet. Findet der Leser hier doch die neuesten Zahlen. Und „Zahlen" sind ja schließlich immer noch das beste Mittel, klare Vorstellungen zu erwecken. Oder hätten sonst wohl die so kühl berechnenden Engländer jene gewaltige statistische Tätigkeit in Indien entfaltet, welcher übrigens nolens volens auch unsere „exakte Gesellschaftskunde" manch wertvollen Baustein verdankt?

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Kommerzienrat Friedr. Soennecken, Vorsitzender der Handelskammer Bonn.

Vorschläge zur Hebung des deutschen Ansehens im Auslande.

Wir führen gegenwärtig einen Doppelkrieg: einmal gegen die Feinde unseres blühenden Welthandels, zum andern gegen die Verleumder unserer Kultur. Unseren Welthandel lahmzulegen, war die ausschlaggebende Ursache, welche die Engländer zum Kampfe gegen Deutschland bestimmte. Die Schädigung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen mit dem Aus-

lande wird unseren Gegnern dadurch besonders erleichtert, daß sie unsere Handels- und Nachrichtenwege fast völlig gesperrt haben. Die Presse der ganzen Welt wird von unseren Feinden dazu mißbraucht, in der breiten Masse des Volkes die Meinung zu befestigen, daß die Schuld an dem Weltkriege allein auf Deutschland falle. Nebenher wird als Schreckgespenst Deutschland als das Land des „Militarismus" bezeichnet, endlich — und das ist es, was gegenwärtig die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt — wird Deutschland als ein Land mit „barbarischen" Sitten und ebensolcher Kultur bezeichnet. Die Folgen zeigen sich überall. Durch die Beherrschung der Nachrichtenwege werden selbst die glänzendsten Erfolge auf den Schlachtfeldern und hinter der Front in unserm wirtschaftlichen Kampfe dem Auslande nicht nur verschwiegen, sondern statt dessen Niederlagen verkündet. So kann sich die Wahrheit über die wirkliche Lage unserer militärischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse im neutralen Auslande nur allmählich Bahn brechen, während dies in den feindlichen Ländern mit allen Gewaltmitteln verhindert wird. Daraus ergibt sich, daß Deutschland nicht nur um die Grenzen seines Reiches zu kämpfen hat, sondern auch um sein Ansehen in der Welt. Es muß gleichzeitig seine Erfolge im wirtschaftlichen Verkehr mit der Welt zu behaupten suchen und — das ist eigentlich der höchste und schwerste Kampf — es muß kämpfen um die Anerkennung seiner Kultur, d. h. um die unumwundene Anerkennung seiner technischen, industriellen und wissenschaftlichen Leistungen. Für die unbedachte bereitwillige Aufnahme Studierender aus dem Auslande auf unseren Hochschulen, mit der wir Anerkennung zu erhalten hofften, haben wir seit Ausbruch des Krieges bei Feinden und Neutralen nur zynischen Hohn und giftige Verspottung geerntet.

Um den Ausgang des politischen Kampfes sind wir unbesorgt. Der gegenwärtige Stand unserer kriegerischen Erfolge läßt uns das Beste hoffen. Ebenso kann es sich hinsichtlich der gegenwärtigen Unterbindung des deutschen Welthandels nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln. Nach allen, auch durch die Statistiken bewiesenen Erfahrungen hat sich das deutsche Wirtschaftsleben in der ganzen Welt dadurch zu höchster Blüte entwickeln können, daß bei uns, aus der allgemeinen Kultur der Deutschen entspringend, die Einsicht besteht, daß ein dauernder Erfolg im wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande nur durch die Anpassung an die Wünsche der Besteller, die Güte der Leistungen und der ihnen zugrunde liegenden ingeniösen Erfindung und Bearbeitung, wie nicht minder durch eine angemessene, nicht übervorteilende Preisstellung zu erzielen ist. Auch im Lande selbst haben seit Ausbruch des Krieges deutsche Finanzwirtschaft, Industrie und Landwirtschaft in gegenseitigem Zusammenwirken eine Tätigkeit entwickelt, die volkswirtschaftlich den besten strategischen Leistungen auf dem Schlachtfelde an die Seite gestellt werden kann. Es ist unmöglich, ein Land von solcher wirtschaftlicher Kraft vom Weltmarkte auszuschließen, wie England und seine Sippschaft es wollen. Das erkennen nicht nur die Engländer selbst, sondern auch Deutschenhetzer von der Art des Westschweizers Georges Verdène, der als Überfranzose erst vor kurzem noch in einem Mailänder Briefe beklagte, daß seit Ausbruch des Krieges der Deutsche dem Franzosen die besten Märkte fortnehme, wie er z. B. gegenwärtig den italienischen Markt allein behaupte. Industrie und Handel werden gewiß auch diese Krise mit der ihnen innewohnenden zähen Lebenskraft überstehen und im Konkurrenzkampf mit ausländischen Erzeugnissen auch für die Zukunft

Sieger bleiben. Wie Handel und Industrie ihre Organisationen für den Weltverkehr einrichten, wird beiden selbst überlassen bleiben müssen. Einrichtungen privater, auf Selbsthilfe gestellter Art, die in allen Fällen beiden gleichmäßig dienen sollen, werden sich nach ihrem Wesen und nach ihrer Entwicklung in dem letzten Halbjahrhundert unvermeidliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Seit ungefähr 50 Jahren haben sich bekanntlich die Handelsverhältnisse dadurch wesentlich geändert, daß sich die Fabrikanten direkt um den Absatz ihrer Erzeugnisse im Lande bemühten, daß sie selbst reisten oder reisen ließen, um auch sicher zu sein, daß ihre Erzeugnisse dem Zwischenhandel an allen Orten bekannt wurden. Dadurch wurde die Tätigkeit der sogenannten Kommissionsgeschäfte ausgeschaltet, deren Vertreter mit großen Musterkoffern die Händler besuchten, um die von ihnen geführten zahlreichen Artikel anzubieten. Seitdem aber haben sich auch diese Verhältnisse teilweise grundsätzlich verschoben, da sich die Industrie oft über den Zwischenhandel hinweg leider zum großen Nachteil dieses im Handelsverkehr unentbehrlichen Standes mit dem Verbraucher direkt in Verbindung setzt. Im Exporthandel ist man zu diesem Brauche nur bei der Großindustrie übergegangen, obwohl auch diese der vermittelnden Persönlichkeiten, also gewissermaßen des Zwischenhandels bedarf. Der Handel mit allen übrigen gewerblichen Erzeugnissen muß sich in der Ausfuhr immer noch des Zwischenhandels, und zwar meistens des Zwischengroßhandels bedienen. So stehen sich auf diesem Gebiete im Welthandel Fabrikanten und Händler als Konkurrenten in ähnlicher Weise gegenüber, wie es auf dem Kontinent der Fall ist. Aus diesem Grunde paßt für die Vertretung beider Interessenkreise keine unverantwortliche *private* Vereinigung, weil die Wahrung unbedingter Unparteilichkeit zu schwierig ist, ganz abgesehen davon, daß schon die erforderliche Organisation des Ganzen unüberwindliche Schwierigkeiten persönlicher und finanzieller Art in den Weg legt, während diese Organisation zur Vertretung der Handelsinteressen des Reiches schon in unsern Konsulaten besteht und vom Reiche unterhalten wird.

Eine Werbearbeit für die deutschen Gesamtinteressen, nicht nur für die Interessen von Industrie und Handel, sondern für die allgemeinen Kulturinteressen kann nur allein Sache des Reiches sein, weil es sich hierbei um Aufwendungen von solcher Höhe handelt, die nicht anders als von der Allgemeinheit eines Landes geleistet werden können. Diese Werbearbeit soll also nicht materiellen Interessen der Nation oder eines einzelnen Erwerbsstandes dienen, sondern in erster Linie der Anerkennung unserer Gesamtkultur. Es gilt nicht bloß, die bisher bestandenen Verhältnisse gegenüber den Bemühungen des feindlichen Auslandes für die Zukunft zu sichern, sondern in der Hauptsache bei den Völkern des Erdballes die Anerkennung des hohen Standes unserer Kultur zu erreichen. Um die gebildeten Stände des Auslandes über die deutsche Kultur sachgemäß aufzuklären, was ja nur indirekt die Interessen der Weltwirtschaft, von Handel und Industrie, berührt, müssen neue einschneidende, auf rein politischer Grundlage ruhende Mittel angewandt werden. Wie notwendig diese staatliche Aufklärung sowohl künftig in Feindesland, als jetzt schon in neutralen Ländern ist, zeigen die unflätigen Verunglimpfungen deutschen Wesens und deutscher Art in fast allen Ländern. Es ist bedauerlich, daß es uns trotz unserer hohen Kultur nicht gelungen ist, ein diesem Zustande entsprechendes, die leidenschaftlichen Stürme eines Krieges überdauerndes Ansehen im Auslande zu behaupten. Auf die tieferen Gründe

dafür will ich hier nicht weiter eingehen. Nur das steht fest, daß hier ein großer Fehler gemacht wurde, dessen schwere Folgeerscheinungen uns erst seit Ausbruch des Krieges voll zum Bewußtsein gekommen sind. Wir haben uns in allzu großer Bescheidenheit mit unserer Leistungsfähigkeit und unseren Erfolgen im Welthandel genügen lassen und nicht bedacht, daß zur Erhaltung dieser wirtschaftlichen Errungenschaften auch das Ansehen und die Achtung des Auslandes vor den kulturellen Qualitäten des Volkes gehört. Hier muß für die Zukunft gründlich Wandel geschaffen werden.

Wodurch ist dies zu erreichen? Wie man in allen Dingen von andern lernen kann, selbst von unsern Feinden, und wie wir auch bereits von unsern feindlichen Nachbarn auf manchem Gebiete gelernt haben, so gibt es auch für uns Deutsche bezüglich des neu einzuschlagenden Weges bereits vorbildliche Muster, und wir brauchen nur die Bahn des feindlichen Auslandes zu gehen, die uns allen, ohne die Mittel im einzelnen aufzuzählen, bekannt ist. Wir wissen, wie unseren Feinden keine Mittel zu groß, keine Wege zu schwierig waren, für ihr Ansehen, für ihre Kultur zu werben. Die Abwege unserer Feinde allerdings wollen wir nicht gehen. Es ist eine Schande, daß es den Feinden möglich war, selbst bei den Gebildeten ihres Volkes so völlig falsche Vorstellungen über die deutsche Nation zu erwecken. Diese Art Werbetätigkeit bleibt selbstverständlich bei uns ausgeschlossen. Unsere Aufgabe muß lediglich sein, jedes erforderliche moralische Mittel anzuwenden, um die Höhe unserer Kultur für die ganze Welt ins rechte Licht zu stellen. Wie der Kaufmann für die Sicherung und Hebung seines Geschäfts beständig bemüht bleiben muß, die Vorzüge seiner Leistungen seinem Kundenkreis bekanntzugeben, so auch der Staat. Deutschland darf nicht darauf verzichten, der Welt mitzuteilen, wieviel Gutes in seinem Volke vorherrschend ist und welche Kraft für die Schaffung praktischer und ideeller Werte für das vielgestaltige Leben der Kulturwelt in ihm tätig ist. Wer wollte leugnen, daß die Kultur eines Landes an sich schon der größte Werbefaktor ist, nur muß sie nachdrücklich und augenfällig genug in die Erscheinung treten. Zu diesem Zwecke muß von seiten des Reiches viel mehr als bisher geleistet und im Auslande die Macht der Presse so viel als möglich in seine Dienste gezogen werden.

Über das geistige Leben eines Volkes unterrichten an erster Stelle seine Druckwerke auf dem Gebiete von Literatur, Wissenschaft und Kunst. Warum sollten nicht diese Kulturzeugnisse, die Tageszeitungen nicht ausgeschlossen, in den Hotels, besseren Kaffeehäusern, Gesellschaftsräumen usw. des gesamten Auslandes aufliegen? Außer in der betreffenden Landessprache müssen unsere hervorragendsten illustrierten und anderen Zeitungen und Zeitschriften auch in deutscher Ausgabe vertreten sein. Da die Verleger diese Opfer nicht bringen können, so muß der Staat sie übernehmen, damit die Repräsentanten deutscher Kultur an keiner Stelle, wo Gebildete der Welt verkehren, fehlen. Als selbstverständlich muß es bezeichnet werden, daß alle diese Repräsentanten in einer würdigen Form erscheinen, d. h. in einem Gewande, das gegen die besten Leistungen der andern Länder nicht zurücksteht. Deshalb müssen alle für diese Zwecke verbreiteten Zeitschriften in derjenigen Schrift gedruckt werden, die den fremden Völkern geläufig und vertraut ist, damit sie allen unsern Veröffentlichungen nicht wie einer fremden, unverstandenen Sache gegenüberstehen. So unwichtig diese winzig kleinen Buchstaben als Formalsache manchem auch erscheinen mögen, sind sie doch von allergrößter Wichtigkeit, und nur Laien

und diejenigen, die grundsätzlich am alten kleben, können noch an dieser Tatsache zweifeln. Wie man im einzelnen schon den inneren Wert einer Sache daran erkennt, wie sie äußerlich erscheint, so muß auch das, was völkisch kulturell in die Erscheinung treten soll, den Eindruck eben dieser hervorragenden Kultur machen. Das trifft bezüglich der Schrift bei der Benutzung derjenigen Schriftart zu, die in der ganzen gebildeten Welt als die zweckmäßigste und deutlichste gilt: bei der einfachen klassischen Antiquaschrift. Wir dürfen keine Schrift verwenden, die dem reinen künstlerischen Blick als Rückstand erscheint, also nicht die Frakturschrift mit ihrem durch nichts als durch Gewohnheit und das ewige Gleichmaß überlieferter behördlicher Vorschriften gestützten wirren Formen. Die Schrift darf dem Auslande nicht ein fremdes, ihm ungewohntes und abstoßendes Gebilde sein, wenn wir von ihr Anspruch auf Beachtung erwarten wollen.

Diese unbedingt notwendige Forderung an die äußere Gestaltung aller Veröffentlichungen hat man bei den bis jetzt vorliegenden Drucksachen und Zeitschriften, die schon ähnliche Ziele verfolgen, entweder aus Unwissenheit, Voreingenommenheit oder Gleichgültigkeit gänzlich unbeachtet gelassen. So liegt mir eine Zeitschrift in einem derartig minderwertigen typographischen Gewande vor, in dem sie, die fürs Ausland bestimmt sein soll, von einem gebildeten Ausländer nie und nimmer gelesen werden wird. Wieder eine andere Zeitschrift hat einen Titel gewählt, dessen verworrene, bäurisch grobe Schrift bei den Ausländern mit Recht das Gefühl für barbarisches Empfinden des Volkes, das solche Schriftleistungen duldet, aufkommen läßt. Ein solcher Mißgriff ist umsomehr zu bedauern, als diese Zeitschrift inhaltlich und nach dem hohen Ziel, das sie sich gesetzt hat, einer besseren Titelschrift würdig wäre, da sie sich zur Aufgabe stellt, „Deutschlands moralische, wissenschaftliche, gewerbliche und technische Kultur in der Welt zu demjenigen Ansehen und Einfluß zu bringen, die unserm Volke gebührt". „Das kann ich ja nicht lesen," sagte ein gebildeter Ausländer zu einem Kaufmanne, der ihm einen deutschen Kriegsbericht in einer unserer bedeutendsten Zeitungen zum Lesen reichte. Konnte dieser Kriegsbericht mit seinem wichtigen Inhalte allein wegen seines typographischen Gewandes den Ausländer nicht fesseln, wo doch die Aufmerksamkeit aller damals lediglich nur auf die kriegerischen Ereignisse gerichtet war, so kann man ein ungefähres Bild davon gewinnen, wie unsere Veröffentlichungen im Auslande wirken, wenn nicht auf ihre äußere Ausstattung aus praktischen Gründen die größte Aufmerksamkeit verwandt wird. Darum sollte in Zukunft bei allen dem Reichsinteresse dienenden Veröffentlichungen mit peinlichster Sorgfalt auf die Anwendung der Weltschrift wie auf die allerbeste Ausführung geachtet werden, sowohl was das Papier, als auch den Druck und die sonstige äußere Ausstattung betrifft, von der die vielgenannte neuzeitliche kubistische Kunstpflege selbstverständlich ausgeschlossen sein müßte.

Wer unsere deutschen Schriftverhältnisse genau kennt, und wer die Bedeutung einer Weltschrift für ein Weltpolitik treibendes Staatswesen richtig einschätzt, dem leuchtet ohne weiteres ein, daß unsere sogenannte deutsche Schrift mit dem Deutschtum, *auf das wir stolz sind*, nichts zu tun hat, und für diese Zwecke nicht verwandt werden darf. Rühmen wollen wir uns nur solcher Eigenheiten, die einen Vorzug gegenüber dem Auslande aufweisen, oder die in sich selbst die Klarheit und Wahrheit tragen, welche die Deutschen sonst in allem verehren. Hätte Deutschland schon vor Jahren die in vorstehendem

beschriebene Werbetätigkeit nach Inhalt und Form aufgenommen, so hätten die Waffen der Lüge und Verleumdung, deren sich unsere Feinde in diesem Kriege in ohnmächtiger Wut über die Mißerfolge ihrer strategischen Leistungen bedienen, im Auslande wahrscheinlich nicht den für uns bedauernswerten Erfolg gezeitigt. Es erscheint darum geboten, daß das Reich durch eine ausgedehnte systematische und dauernde Bekanntgabe seiner vorzüglichen Verhältnisse auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens die nötigen Kosten aufwenden muß, wie hoch sie auch sein mögen.

Verwaltungstechnisch müßte das Reich für die Bearbeitung dieser wichtigen Staatsaufgabe ein besonderes Werbeamt einrichten, wie es in großen kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen überall als ein unentbehrlicher Teil der Verwaltung besteht, und, wenn nicht alles täuscht, wie es auch bei den Regierungen unserer Feinde längst vorhanden sein dürfte. Dieses Werbeamt könnte sich schon nutzbringend betätigen noch vor Beendigung des gegenwärtigen Krieges, sobald die kämpfenden Völker in Friedensverhandlungen eintreten, in deren Verlauf und nach deren Schluß sich das Deutsche Reich auf einen Lügenfeldzug gefaßt machen muß, der dem bisherigen nicht nachstehen wird. Dann eben müssen wir im Auslande Organe haben, welche die deutschen Forderungen begründen und ein Gegengewicht bilden für die Beeinflussung der neutralen Völker durch die feindliche Presse. Wenn zu diesen Maßnahmen ferner noch eine entsprechende Tätigkeit unserer Konsulate tritt, deren Wirken für die Zukunft vollständig reformiert werden sollte, dann ist ein Erfolg sicher. Vor allen Dingen müßte den Konsulaten eine in kaufmännischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten erfahrene Kraft zugesellt werden. Dann sind diese im Auslande möglichst noch zu vermehrenden und mit guten Gehältern für tüchtige Beamte auszustattenden Ämter in Wirklichkeit die gegebenen Vermittler der staatlichen Werbearbeit. Doch nicht nur eine Vermittlerarbeit oder nur die Erledigung sich täglich von selbst ergebender Angelegenheiten darf die Tätigkeit der Konsulate erschöpfen. Die erschreckenden Erfahrungen, die wir während des Krieges in bezug auf die Unwissenheit selbst des gebildeten Auslandes über unsere Kulturverhältnisse machen, legen es uns als dringende Pflicht auf, daß die Konsulate als die beruflichen Stellen für die Wahrung der Reichsinteressen die Werbetätigkeit für den Staat mit allen Kräften nachhaltig und dauernd betreiben. Wenn die hier vorgeschlagenen Mittel in dieser Weise angewendet werden, dann kann es nicht ausbleiben, daß die deutsche Kultur im Auslande künftig die ihr gebührende Würdigung findet.

Kriegswirtschaftliche Rundschau.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Riesser.

Der finanzielle und wirtschaftliche Generalstab.

Von verschiedenen Seiten ist angeregt worden, die wenige Wochen vor dem Krieg im „Tag" vom 21. und 23. Juni 1914 von mir veröffentlichten Artikel über den finanziellen und wirtschaftlichen Generalstab mindestens in einem den wesentlichsten Kern dieser Artikel wiedergebenden Auszug nochmals abdrucken zu lassen, zumal dieselben in der Expedition des „Tag" nicht mehr vorrätig sind.

Indem ich dieser Anregung zur möglichsten Förderung der Sache gern

nachkomme, bemerke ich, daß bei dem Abdruck sowohl die rein finanziellen Fragen wie alle polemischen Erörterungen, soweit sie nicht unbedingt zum Verständnis des Ganzen notwendig sind, weggelassen sind.

Gleichzeitig möchte ich aber betonen, daß, was in verschiedenen dem gleichen Gegenstand gewidmeten Veröffentlichungen der letzten Zeit nicht oder nicht mit der notwendigen Entschiedenheit zum Ausdruck gekommen ist, der Schwerpunkt der ganzen Frage für mich in der Erfüllung zweier grundlegenden Forderungen liegt:

Einmal müssen, und zwar nicht bloß beratende, sondern als mitentscheidende Mitglieder, Praktiker aus dem Gebiete der Landwirtschaft, des Gewerbes, des Handels, der Industrie und der Konsumentenkreise dem wirtschaftlichen Generalstab angehören, dessen Zusammensetzung im übrigen sich von selbst ergibt (Kommissare des Generalstabs, der zuständigen Reichsämter, des Kriegs- und Eisenbahnministeriums sowie der bundesstaatlichen Ministerien usw., welche die Mehrheit der Kommission zu bilden haben).

Zweitens ist es wesentlich, daß durch eine solche ständige Kommission schon im Frieden ein ausführliches Programm der wirtschaftlichen Kriegsorganisation vorbereitet und, soweit erforderlich, schon im Frieden ausgeführt wird (Getreide-Juliustürme; Vorräte von industriellen Rohstoffen; Feststellung der an die Landwirte, Industriellen, Arbeiter- und Angestellten-Organisationen usw. auszusendenden Formulare und sonstiger Vorbereitungen der Organisation des Arbeitsmarktes u. a. m.).

Werden diese beiden Forderungen erfüllt, dann ist die Frage, ob dieser wirtschaftliche Generalstab, oder wie man sonst die Kommission nennen möge (sie könnte auch „Kommission für wirtschaftliche Kriegsbereitschaft" oder sonstwie heißen), an das Reichsamt des Innern oder den Generalstab angegliedert wird, nach meinem Dafürhalten eine untergeordnete. Ich möchte allerdings glauben, daß die Angliederung an den Generalstab, der sehr wohl auch eine Abteilung für die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft haben könnte, an sich die naturgemäßere ist und daß sie den von manchen Seiten befürchteten Friktionen, die gelegentlich der Arbeit der Kommission entstehen könnten, am leichtesten vorbeugen kann. Wird der Kommission das Recht gegeben, Sachverständige aus dem ganzen Reiche über Einzelfragen zu vernehmen, in denen sie selbst nicht ausreichend zuständig ist, so wird sie zweifellos segensreich wirken können, zumal sie künftighin an Hand der in diesem Kriege gesammelten Erfahrungen noch weit besser, als dies vorher möglich gewesen wäre, wissen wird, nach welchen Richtungen die Aufstellung des Programms und die ganze Vorbereitungsarbeit sich zu bewegen hat.

Dies vorausgeschickt, mag nunmehr der Abdruck des in der vorbezeichneten Weise umgrenzten Auszuges aus den beiden Artikeln folgen:

„Am 26. Mai 1914 ist im Reichsamt des Innern der ‚Wirtschaftliche Ausschuß', unter Zuziehung einer Anzahl von Sachverständigen aus Industrie, Handel und Landwirtschaft, zusammengetreten. Zweck der Tagung war, eine Aussprache über gewisse wichtige Fragen der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung herbeizuführen. Gelegentlich dieser Sitzung wurden die anwesenden Mitglieder des Wirtschaftlichen Ausschusses damit bekannt gemacht, daß es nicht die Absicht des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern sei, einen besonderen wirtschaftlichen Generalstab einzurichten, daß vielmehr die Absicht bestehe, die Fragen der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung dem Wirtschaftlichen Ausschuß selbst

oder einem Unterausschuß desselben anzuvertrauen, der ‚für den Bedürfnisfall‘ hierüber vertrauliche Erörterungen pflegen soll.

Was zunächst den in der Literatur und in der Presse wiederholt geforderten finanziellen Generalstab betrifft, so wurde dieser — soweit wir wissen — in jener Verhandlung überhaupt nicht erwähnt. Es scheint jedoch, daß die Bildung eines solchen finanziellen Generalstabes, für den allerdings Sachverständige gerade in dem zum Ressort des Reichsamts des Innern gehörigen ‚Wirtschaftlichen Ausschuß‘ nicht oder nicht in zureichendem Umfange vorhanden sind, überhaupt nicht in Aussicht genommen ist. Die vom Reichsamt des Innern den Blättern zugesandte Notiz erwähnt denn auch den finanziellen Generalstab gar nicht, sondern teilt lediglich mit, daß man von der Bildung eines besonderen Ausschusses für die Fragen der wirtschaftlichen Mobilmachung Abstand genommen und beschlossen habe, die einschlägigen Fragen lediglich ‚für den Bedürfnisfall‘ in dem bestehenden ‚Wirtschaftlichen Ausschuß‘ zu erörtern.

Bei nochmaliger Erwägung der ganzen Frage wird von jedem Unbefangenen anerkannt werden müssen, daß so wichtige und weittragende nationale Fragen, wie die der wirtschaftlichen und finanziellen Kriegsvorbereitung, nicht nebenher und nur ‚für den Bedürfnisfall‘ und auch nicht von einer Kommission entschieden werden dürfen, deren zweifellos sachverständige Mitglieder für ganz andere Fragen ausgesucht wurden als für diejenigen, die hier maßgebend sind, endlich auch nicht von einer Kommission, die mit der Vorbereitung der ihre Kraft mehr als ausreichend in Anspruch nehmenden Handelsvertrags- und Zolltarifsfragen über und über beschäftigt ist und vorläufig auch beschäftigt bleiben wird.

Wer einmal über die Fülle der Fragen nachgedacht hat, die hier zu prüfen sind, wird es kaum begreiflich finden, einmal, daß man so lange gewartet hat, bis man ein Gesetz erließ, welches uns überhaupt erst Klarheit über die vorhandenen Getreidevorräte und Mühlenfabrikate verschaffen soll, und daß man ferner so lange gewartet hat, bis man sich entschloß, überhaupt einmal, wenn auch in ungenügender Weise, private Sachverständige zur Erörterung dieser Verhältnisse zuzuziehen, deren Lage vielfach jedem Patrioten, der sie näher studiert, zu ernsten Bedenken Anlaß geben muß. Es werden sich wenige finden, die angesichts der Fülle wichtiger Fragen, die unbedingt schon im Frieden und von langer Hand erwogen werden und dann vielfach zu sofortigen Maßnahmen Anlaß geben müssen, nicht mit uns der Ansicht sind, daß hier nicht ein konkreter ‚Bedürfnisfall‘ abgewartet werden darf, sondern daß ein sofortiges und unaufschiebbares Bedürfnis für eine schon im Frieden zu bestellende und in kurzen Zwischenräumen einzuberufende besondere Kommission vorliegt. Zur Zuständigkeit dieser Kommission würden, neben den Fragen des Transportwesens und des Arbeitsmarktes, vor allem die außerordentlich ernsten Fragen der Sicherstellung der Ernährung unseres Heeres und unserer Gesamtbevölkerung im Kriegsfall gehören, also Fragen, die ich leider nach inzwischen erfolgter näherer Prüfung nicht mehr so optimistisch beurteilen kann, wie dies unter andern Heinrich Dietzel, Lujo Brentano und J. Conrad, früher wenigstens, getan haben. Zur Beurteilung dieser und anderer Fragen sind solche Vertreter des praktischen Wirtschaftslebens in einer Kommission (mit den Kommissaren der beteiligten Reichsämter und bundesstaatlichen Ministerien) zu vereinigen, welche in den Materien, um die es sich hier han-

delt, besonders sachverständig sind, die also mit Rücksicht gerade auf diese Fragen besonders und in sorgfältigster Weise auszuwählen sind. Ich meine dabei natürlich Sachverständige aus landwirtschaftlichen, industriellen, gewerblichen und kaufmännischen, insbesondere auch aus Schiffahrtskreisen, wobei zu den Kreisen der Landwirtschaft auch Händler in landwirtschaftlichen Produkten zuzuziehen sind. Die letzteren sind, soweit ich sehen kann, in dem wirtschaftlichen Ausschuß überhaupt nicht oder doch nicht in der hier notwendigen sorgfältigen Auswahl vertreten. In diesem Wirtschaftlichen Generalstab wird zunächst die Streitfrage zu klären sein, ob wir, wie Voelcker meint, nur für den zwölften Monat des Wirtschaftsjahres auf fremde Getreideeinfuhr angewiesen sind oder, wie Georg Fröhlich glaubt, für den zweiten und dritten Monat, und wie wir am raschesten und ökonomischsten für die Beschaffung von ausreichenden Vorräten an Getreide, Fleisch und Futtermitteln, sowie an denjenigen industriellen Rohstoffen, wie Kupfer, Baumwolle, Leder, Schafwolle usw., schon im Frieden Vorsorge treffen können. Es werden die uns im Kriegsfall verbleibenden Einfuhrwege, zugleich mit Rücksicht auf eventuelle Blockaden, insbesondere für Getreide und für lebendes und geschlachtetes Vieh, zu erörtern sein, und ferner die Möglichkeiten, durch gesteigerte Produktion im Inlande die im Kriege fortfallende Einfuhr von Tieren und tierischen Produkten (Eier, Milch, Butter usw.) zu ersetzen. Es wird zu erwägen sein, ob und eventuell wie und in welchem Umfange unsere Handelsschiffahrt und unser Export im Kriegsfalle aufrechterhalten werden kann, mit welchen Mitteln einem etwaigen Boykott deutscher Waren im Auslande entgegengetreten werden kann, sowie in welcher Weise die im Kriege eintretenden Störungen des Arbeitsmarktes und des Grundstücksmarktes vermieden oder vermindert werden können, und ob und wie durch Schaffung von Arbeitsgelegenheiten im Staat und in den Kommunen der eventuellen Arbeitslosigkeit am besten zu steuern sein wird. Es werden durch rechtzeitige Belehrung eventuell unter Übersendung geeigneter (im Kriegsfall sofort einer Zentralstelle einzusendender) Formulare die Industriellen, Kaufleute und Landwirte anzuhalten sein, schon im Frieden genaue Dispositionen für die Verwendung derjenigen Arbeitskräfte zu treffen, welche ihnen nach den alsbald zu entwerfenden und auf dem Laufenden zu haltenden Listen im Kriegsfalle zur Verfügung bleiben werden. Es müssen die praktisch ausführbaren Wege erörtert und tunlichst schon in Friedenszeiten verwirklicht werden, um der Landwirtschaft in der notwendigen Steigerung ihrer Produktion von Lebensmitteln und Futtermitteln zur Seite zu stehen, insbesondere auch in bezug auf die dringend erforderliche, in landwirtschaftlichen Kreisen längst erwogene weitere Heranziehung von Öd- und Moorländereien zum landwirtschaftlichen Ausbau. Es werden ferner die Mittel und Wege zu prüfen sein, um im Kriegsfalle die zu den Fahnen einberufenen heimischen Arbeiter und zugleich die alsdann wegziehenden oder ausbleibenden ausländischen Arbeiter zu ersetzen. Es wird Möglichkeit und Rätlichkeit sowie der Umfang der etwaigen im Reiche zu erlassenden Ausfuhrverbote für Roheisen und Kohlen mit Rücksicht auch auf die notwendige Eisen- und Kohlenversorgung der Industrie sowie anderer etwa erforderlicher Ausfuhrverbote nachzuprüfen und ferner zu erörtern sein, ob und inwieweit die Transportmittel (Pferde, Motore und Eisenbahnwagen, Kanäle, Schiffe usw.), die im Kriegs-

falle naturgemäß zunächst dem Heere zur Verfügung stehen müssen, sowie die sonstigen Hilfsmittel des Verkehrs (Telephon, Telegraphie usw.) auch industriellen und kommerziellen Zwecken dienstbar gemacht werden könnten, und zwar, wenn möglich, unter Aufstellung eines Mobilmachungsplanes für den Güterverkehr und für den sonstigen Verkehrsapparat im Kriegsfalle. Endlich werden die privaten Sachverständigen aus den Kreisen der Landwirtschaft und des Handels ihre Ansichten darüber austauschen müssen, ob etwa und in welchem Umfange im Kriegsfalle die *Einfuhr von Gefrierfleisch* notwendig und praktisch durchführbar ist; welche Kühlanlagen etwa vom Staate und von den Kommunen schon im Frieden vorbereitet werden müssen und welche geeigneten Lagerräume zur *Aufbewahrung von Getreide*, speziell Weizen, vorhanden sind oder schon jetzt für den Kriegsfall seitens des Staats und der Kommunen errichtet werden müssen. Alle vorstehenden Fragen komplizieren sich natürlich für den Fall, daß es uns nicht gelingen sollte, den Kriegsschauplatz wieder auf feindliches Gebiet zu verlegen, müssen aber auch für diesen Fall erwogen werden. Endlich wird die Frage des etwa gerade für den Kriegsfall aus den vorerörterten Gesichtspunkten notwendigen organischen *Ausbaues unseres Kanalsystems* und seiner baldigen Durchführung sowie des etwa erforderlichen *Umbaues der noch eingleisigen Bahnen* in zwei- und mehrgleisige im einzelnen eingehend zu erwägen sein u. a. m.

Es wäre nun durchaus möglich, daß man auch diesen besonderen und ständigen wirtschaftlichen Generalstab, dessen privaten Mitgliedern nicht lediglich eine bloß beratende Stimme zustehen darf, dem Reichsamt des Innern unterstellt; die Frage, ob er an dieses Amt oder an eine andere Behörde anzugliedern sei, ist ja überhaupt für die Öffentlichkeit nur eine sekundäre, das wesentlichste ist, daß er überhaupt geschaffen wird. Ich glaube allerdings, daß es wegen der Überlastung des Reichsamts des Innern, aber auch aus andern Gründen richtiger wäre, die Kommission mit ihren beiden Abteilungen, deren Existenz zugleich den Behörden einen Teil ihrer schweren Verantwortung abnehmen würde, dem (Kriegsministerium oder dem) Generalstab anzugliedern. Eine Maßregel aber, wie sie, sogar unter völliger Ausscheidung der finanziellen Fragen, derzeit von der Leitung des Reichsamts des Innern in Aussicht genommen ist, die Überweisung der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitungsfragen an einen schon bestehenden, vollauf mit andern Dingen beschäftigten Ausschuß zur gelegentlichen Erörterung ‚im Bedürfnisfall‘, kann nach meiner festen Überzeugung unter keinen Umständen die Billigung aller für diese nationale Lebensfrage mit verantwortlichen Stellen finden. Ich brauche im übrigen wohl kaum darauf hinzuweisen, daß hier wahrlich nicht eine Frage der Parteipolitik vorliegen darf, sondern eine *nationale Frage ersten Ranges*, über die sich leicht eine Übereinstimmung *aller* Kreise und Parteien erzielen lassen sollte."

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Berlin den 1. Juli 1915

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Durchlaucht Fürst von Hatzfeld Herzog zu Trachenberg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

... Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

München — Berlin W. 10 — Budapest — Kopenhagen
Berthold Sutter. — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Ersley & Hasselbalch.

[illegible]holm — Christiania — Konstantinopel
[illegible] Librairie Royale. — Jacob Dybwad Buchhdlg. — [illegible] Buchhandl. Otto Keil.

[illegible] in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
[illegible] die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. [illegible], Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, [illegible]

39. Jahrgang. — Band 154. — Heft 491. — [illegible] 1915

Berlin den 1. Juli

[illegible] eigenhändiger Unterschrift Sr. [illegible]
Herzog zu Trachenberg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 154. Heft 491. August 1915

Professor Dr. Ludwig Stein: Die kritische Stunde Schwedens.

Die neutralen Länder sind, je länger der Krieg andauert, in umso weniger beneidenswerter Lage. Griechenland sieht seine Handelsschiffahrt ebenso von England bedroht, wie Dänemark sich in einer Zwangslage befindet, weil England die Ausfuhr von Baumwolle nach Dänemark unterbunden hat, wodurch einer seiner wichtigsten Industriezweige lahmgelegt ist. Bulgarien wird mit Liebeswerbungen bestürmt, Holland und die Schweiz werden von englischer Seite durch Lebensmitteltrusts derartig gewürgt, daß sich aus dieser wirtschaftlichen Umklammerung große Gefahren, auch politischer Natur, für die Unabhängigkeit der betreffenden neutralen Länder ergeben. Am schlimmsten ist heute Schweden daran, da es zwischen zwei Feuern sich befindet. Auf der einen Seite soll es von England aus genau so wirtschaftlich durch die Maske der Vertrustung eingeschnürt werden, wie Dänemark, die Schweiz und die Niederlande, auf der anderen Seite droht ihm durch die Verletzung seiner Wassergrenzen von der russischen Seite ständige Gefahr.

In Stockholm ist der alte Wikingertrotz erwacht. Man möchte nicht als politisches Mauerblümchen an den Wänden herumstehen, wenn auf dem Weltkriegsschauplatz zum Totentanz aufgespielt wird. Die gleichzeitigen Bedrohungen von westlicher und östlicher Seite machten es gar manchem stolzen Schweden zur peinlichen Schicksalsfrage, ob er noch weiter als zuschauender Statist neben den Ereignissen einhergehen soll. Man muß sich gegenwärtig halten, daß Schweden nicht bloß ein Land von höchster Kultur und großer geschichtlicher Vergangenheit ist, sondern daß in den Adern manches Schweden noch der kriegerische Geist der großen Schwedenzeit wach und lebendig ist. Seit Gustav Vasa und der Regierungsreform Axel Oxenstiernas im Jahre 1634 nimmt Schweden eine schnurgerade Entwicklung in der Richtung der westlichen Kultur. Der schwedischen Staatsverwaltung ist eigentümlich, daß gegen jede Maßnahme einer untergeordneten Behörde bei der Oberbehörde, nach fester Instanzenordnung, Beschwerde geführt werden kann. Alle amtlichen Aktenstücke in Schweden sind öffentlich. Die Abschriften sind jedermann zugänglich, nur Protokolle des Staatsrats, diplomatische Akten, die erst nach 50 Jahren freigegeben werden, ferner Mobilisierungspläne und militärische Urkunden sind von dieser Öffent-

lichkeit ausgeschlossen. Selbstverständlich unterliegen auch alle Regierungshandlungen der weitestgehenden öffentlichen Kritik. Die drei Parteien, Konservative, Liberale und Sozialisten, halten einander dergestalt die Wage, daß im Jahre 1912 rund 912 000 Stimmen für die Konservativen, 480 000 für die Liberalen, 300 000 für die Sozialisten in den Landdingswahlen abgegeben worden sind. Für die zweite Kammer ergaben die Wahlen von 1911 folgendes Stimmverhältnis: Die Liberalen erhielten rund 242 000 Stimmen, die Konservativen 188 000, die Sozialdemokraten 172 000. Wenn auch die Liberalen augenblicklich am Ruder sind, so müssen sie mit den Konservativen oder Sozialisten paktieren, um sich an der Regierung zu erhalten.

Die liberale Regierung verfolgte bisher die Politik jener strengen Neutralität, die sie mit unanfechtbarer Redlichkeit eingehalten hat. Seitdem aber England in Norwegen das Briefgeheimnis verletzt, in Dänemark durch das Ausfuhrverbot von Baumwolle verschnupft und in Schweden durch die Aufdrängung des Lebensmitteltrusts Verstimmung erzeugt hat, regt sich in ganz Skandinavien ein tiefer Groll gegen diese englische Bevormundung. Wenn auch die Friedensbewegung schon vor der Stiftung des Schweden Alfred Nobel in Stockholm durch die Tätigkeit des Pacifisten Bonde tiefe Wurzeln geschlagen hat, so wallt doch das Blut des stolzen Schweden auf, wenn man an sein Heiligstes rührt, und zwar an seine wirtschaftliche oder politische Unabhängigkeit. Mag auch das Losungswort der Regierung nach wie vor lauten: „Erhaltung der Neutralität und siegreiche Wahrung der Freiheit und Selbständigkeit des schwedischen Volkes", so haben sich doch infolge der jüngsten Ereignisse bedeutende Schweden daran erinnert, daß sie einen Gustav Adolf hatten, und daß ihre berühmten drei Karle, besonders Karl XII., den alten Wikingerruf des kriegerischen Schwedenvolkes in alle Lande hinausgetragen haben. Seit den Angriffen Englands auf die wirtschaftliche Selbständigkeit Schwedens, und seit der Verletzung der schwedischen Seehoheitsrechte seitens der Russen, gibt es in Schweden eine ausgesprochene Kriegspartei, die einem Zusammengehen mit Deutschland rückhaltslos das Wort redet. Was zunächst den wirtschaftlichen Erdrosselungsversuch Englands durch die Aufzwingung eines Lebensmitteltrusts betrifft, so wehrt sich die gesamte schwedische Presse gegen dieses Niederzwingen mit aller Entschiedenheit. „Nya Dagligt Allehanda" schreibt: „Schweden kann nur Zugeständnisse bringen, die mit den bisher geltenden internationalen Regeln übereinstimmen, aber Konzessionen, die eine Verminderung der Wesentlichkeiten unserer jetzigen Neutralität und unserer Rechte als neutraler Staat bedeuten, können wir nicht machen." „Dagens Nyheter" läßt sich über einen transozeanischen Trust folgendermaßen aus: „Man fürchtet, daß ein solcher Trust unter englischer Kontrolle von der englischen Delegation vorgeschlagen werden wird. Dieser Gedanke sagt dem schwedischen Selbstgefühl nicht zu. Innerhalb der kaufmännischen Welt herrscht die Ansicht

vor, daß man dieser Möglichkeit entrinnen sollte.. Vorerst ist freilich noch nicht bekannt, was die englische Delegation vorschlagen wird. Die Verhandlungen haben am 2. Juli begonnen und werden mindestens zwei Wochen, vielleicht noch längere Zeit, in Anspruch nehmen. Aber die schwedische Nation sieht diesen Verhandlungen mit voller Zuversicht entgegen, da an der Spitze der schwedischen Delegation Admiral Lindmann steht, der Führer der Konservativen und frühere Ministerpräsident im konservativen Kabinett. In den Händen Lindmanns weiß man die Verhandlungen mit England am besten geborgen, weil sein unbeugsamer Schwedenstolz keine Demütigung seines Vaterlandes dulden wird, und komme sie von welcher Seite immer. Admiral Lindmann hat vor zwei Jahren mit Sven Hedin die große Bewegung für die Verstärkung der schwedischen Flotte eingeleitet und mit glänzender Bravour durchgeführt. Von Admiral Lindmann erwartet man im ganzen Lande, daß er das eine Auge auf England, das andere auf Rußland gerichtet hält, wenn es gilt, die vitalen Interessen Schwedens gegen Bevormundungen oder Vergewaltigungen zu schützen.

Die Erregung wegen der russischen Verletzung der schwedischen Neutralität scheint noch in den Gemütern nachzuzittern, wenn sie auch nicht in ihrer politischen Tragweite überschätzt werden darf. Immerhin mögen auch hierüber Stimmen maßgeblicher schwedischer Kreise zu Worte kommen. „Nya Dagligt Allehanda" schreibt: „Die Neutralitätsverletzung bei Gotland scheint von viel ernsterer Art zu sein, als wir im Anfang vermuteten, und kann nicht damit entschuldigt werden, daß die Verfolger in der Hitze des Kampfes nicht die Entfernung bis zum Lande berechnen konnten. Die russischen Seeoffiziere wußten, wie aus dem offiziellen Rapport hervorgeht, sehr gut, wo sie sich aufhalten, und erkannten den Leuchtturm Östergarns; dies hinderte sie aber nicht, über Östergarns Insel zu schießen. Nach allen Versicherungen, die wir von dem warmen Wunsche der Russen, unsere Neutralität zu respektieren, erhalten haben, ist dies unerwartet. Die Satisfaktion, die wir das Recht zu verlangen haben, muß eine derartige sein, daß sie nicht die Gefahr für eine Wiederholung ähnlicher und noch bedauerlicher Geschehnisse bringt."

„Stockholms Dagblad" führt aus: „Ganz abgesehen davon, wie groß oder klein die russische Verletzung der Neutralität Schwedens ist, ist es offenbar, daß die Angelegenheit völlige Genugtuung von seiten der russischen Regierung erfordert, wenn sie auf die Fortsetzung des guten Verhältnisses zu Schweden rechnen will. Die von russischer Seite gemachten Versuche, die ganze Angelegenheit zu bagatellisieren und die Schwierigkeiten hervorzuheben, mit Bestimmtheit zu entscheiden, wo die Seegrenze liegt, könne den Grund nicht schwächen, auf welchem die Vorstellungen der schwedischen Regierung in Petersburg beruhen. Wir haben keine Ursache, nachsichtig zu übersehen, was geschehen ist, und wir erwarten, daß die russische Regierung baldigst uns die Satisfaktion bietet, die unser unbestreitbares Recht ist."

Man wird gut tun, die Entrüstung in Schweden über die Vorgänge am „Albatroß" auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Die Schweden sind ein gastfreies, vornehm denkendes Volk, das sich mit ungekünstelter Selbstverständlichkeit der Geretteten angenommen hat. Wäre der umgekehrte Fall geschehen und ein russisches Schiff am schwedischen Ufer unter ähnlichen Verhältnissen gestrandet, so würden die Schweden vielleicht mit weniger Herzlichkeit, aber sicherlich mit der ihnen angeborenen Ritterlichkeit auch den Russen gegenüber Gastfreundschaft erwiesen haben. Immerhin werden wir die liebevolle, warmherzige Art, wie sie unsere Toten geehrt und unsere Lebendigen gefeiert haben, den Schweden nie vergessen.

Es mehren sich indes die Anzeichen, daß Schweden auch schon vor diesem Zwischenfall die Wehen einer Schicksalsstunde in sich verspürt hat. Aus einer neuen Veröffentlichung zittert die Bangigkeit hervor, daß von England her die wirtschaftliche, von Rußland her die politische Souveränität Schwedens ernstlich bedroht ist.

Durch die Strömungen der inneren Politik hindurch, ebenso wie zwischen dem Druck, der von der einen, und den Sympathien, die von der anderen Seite von außen her auf Schweden einwirken, hat die liberale Regierung, die das Land während des Weltkriegs führte, den geraden Kurs der Neutralität mit peinlichster Genauigkeit eingehalten, wie ich in der „Vossischen Zeitung" vom 7. Juli auseinandergesetzt habe. Strenge Neutralität ist der Grundsatz, von dem sich die schwedische Regierung weder bei politischen, noch bei jenen wirtschaftlichen Fragen abdrängen lassen will, durch deren Regelung England die Neutralen zu Werkzeugen seiner Politik zu machen versucht. Eine englische Abordnung ist jetzt mit einer schwedischen Kommission zu Beratungen zusammengetreten, um ein englisch-schwedisches Übereinkommen über Einfuhr und Ausfuhr zu erzielen. Eine Milderung der Rußland treffenden Gegenmaßregeln, die Schweden angesichts der englischen Übergriffe gegen seinen Außenhandel getroffen hatte, läßt erkennen, daß jene englisch-schwedischen Verhandlungen in freundschaftlichem Geist geführt werden sollen. Aber keine Sorge, daß es den Engländern gelingen könnte, diesen Geist zu verfälschen und Schweden ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Indem die liberale schwedische Regierung den Führer der Konservativen, Admiral Lindmann, zur Leitung der verantwortungsvollsten Verhandlungen berief, hat sie deutlich genug bekundet, daß sich Schweden von der Neutralität ab keinesfalls in eine Richtung drängen lassen will, die den Sympathien der großen Mehrheit des Volkes entgegenliefe. Bei korrekter Neutralität hat Schweden es nicht nötig, seine Sympathien zu verleugnen, die Deutschland gelten; Sympathien, die sich eben erst wieder bei der herzlichen Aufnahme der Geretteten des „Albatros" so schön gezeigt haben. Wenn man diese schwedische Gesinnung in Deutschland schätzt, so ist man hier zugleich weit entfernt davon, sie anders auslegen zu wollen,

als sie gemeint ist. Wir wissen recht wohl, daß sich schwedische Vornehmheit und Menschlichkeit auch gegenüber anderen Geretteten hilfreich betätigt hätten. Die Entrüstung, mit der Schweden die Verletzung der Neutralität seiner Gewässer durch die russische Flotte zurückweist, suchen wir nicht für uns auszunützen. Aber Rußlands englischen Freunden sollte diese Entrüstung zur Warnung dienen. Sie mögen daraus ersehen, daß Schweden, wenn man es zwingen wollte, die Neutralität aufzugeben, gewiß nicht zu ihren Gunsten davon würde abweichen wollen.

Denn neben den Anhängern der Neutralität, auf die sich die schwedische Regierung stützt, gibt es unter allen schwedischen Parteien Männer, die, je länger der Krieg dauert, und je stärker seine Wirkungen in Schweden fühlbar werden, desto ernstlicher und dringender die Frage aufwerfen, ob das Land seine bisherige Haltung unbedingt und bis zum Schluß wird bewahren können. Ein Buch, das vom angesehenen Verlag der Nordischen Buchhandlung jüngst in Stockholm ausgegeben worden ist, macht viel Aufsehen im Lande. Sein Titel lautet: „Schwedens auswärtige Politik im Licht des Weltkriegs." Das kurze Vorwort, das hier in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben wird, sagt:

„Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, unsere auswärtige Lage, besonders unsere Stellung zur Weltkrise, zu deuten — unsere Gefahren und unsere Aussichten, jetzt die zukünftige Unabhängigkeit und Freiheit zu sichern. Das Werk ist eine Frucht gemeinsamer Arbeit einer Mehrzahl von politisch Interessierten und Fachleuten auf verschiedenen Gebieten: Geschichtsforschern, Nationalökonomen, Offizieren usw., die sowohl die Links-, wie die Rechtsparteien vertreten, die aber alle in der Anschauung von der Gefahr einig sind, welche die gegenwärtige Lage für die Zukunft Schwedens bedeutet; die sämtlich davon überzeugt sind, daß diese Gefahr nur in einer Weise abzuwenden ist: durch mutiges Hintreten an die Seite Deutschlands. Für jeden, der sich an der Arbeit beteiligt hat, ist es eine Sache des Gewissens gewesen, in dieser schicksalsschweren Zeit öffentlich seinen Standpunkt klarzulegen. Die Anonymität der Verfasser ist schließlich von dem Wunsche diktiert, daß die hier angeführten Ansichten für sich selbst sprechen mögen, ohne die persönliche Wertung, die in unserem parteizersplitterten Lande jedes unbefangene Urteil erschwert."

Es ist kein Geheimnis, daß die Verfasser der einzelnen Kapitel des Werks Männer sind, die führende politische Rollen spielen. Alle diese Männer teilen die Anschauungen, die im letzten Kapitel, „Schweden vor der Wahl", auseinandergesetzt werden. Da wendet sich der Verfasser gegen eine kritiklose Neutralität und verlangt eine Politik, die von der Frage ausgeht: Was fordert die Sorge für des Reiches Zukunft? Die Meinungen der Parteien, sagt er, gehen weit auseinander, und die Regierung scheint durch die Zersplitterung der Parteien paralysiert zu sein. Die allgemeine Auffassung hat in der Neutralität das Ziel der schwedischen Politik gesehen; während die Neutralität doch nie etwas

anderes als ein Mittel sein kann, um die Lebensinteressen der Nation zu wahren. Schwach und gefährlich ist eine Neutralität, die im Grunde nichts anderes wollen würde, als den Krieg vermeiden, möge es dabei mit dem Reich gehen, wie es will. Schweden müsse in einer Interessengemeinschaft mit Deutschland den festen Ausgangspunkt für seine auswärtige Politik suchen. Trotz der relativ starken Stellung, die unsere Lage uns sichert, sagt der Verfasser, hat die bisherige Neutralität unsere wirtschaftlichen Interessen nicht zu schützen vermocht und ist um so weniger imstande gewesen, eine Sicherung unserer zukünftigen politischen Stellung nach Osten zu gewinnen. Die Erhaltung eines starken Deutschen Reichs, ohne dessen Willen eine Veränderung der Karte Europas nicht geschehen kann, ist deshalb ein schwedisches Lebensinteresse; das Ziel der schwedischen auswärtigen Politik ist eine Erleichterung des Drucks von Osten, der sich dicht an unseren Grenzen fühlbar macht. Die am nächsten liegende Bedrohung unserer Sicherheit ist die Befestigung der Alands-Inseln. Diese Bedrohung kann zur Wirkung kommen, sobald Rußland den Augenblick für günstig hält. Daraus ergibt sich eine Aufgabe unserer Politik. Es gilt zuletzt nicht dem politischen materiellen Gewinn, es gilt eine Pflicht zu tun. Unsere Passivität ruft der Welt zu: „Hier ist ein Volk, das nichts will und sein Schicksal aus den Händen anderer nimmt!“ Aber Schwedens Sache ist es, das germanische Mitteleuropa gegen das Moskowitertum mit zu verteidigen.

Das ist die Meinung ernster, denkender schwedischer Patrioten. Nicht das deutsche Interesse fordert Schweden auf, aus seiner Neutralität herauszutreten. Ob sein eigenes höheres Interesse ihm diesen Entschluß vorschreibt, das haben die Männer, die für seine Zukunft die Verantwortung tragen, miteinander auszumachen. Aber keinen dieser Männer wird englisch-russischer Druck dazu erniedrigen, sein Land gegen Deutschland ausnützen zu lassen.

Schweden steht auf dem Scheidewege zwischen Stillehalten und Zupacken, solange es gilt, mit einem ernsten Gegner zu ringen. Die schwedische Ritterlichkeit wird es nicht zugeben, daß man erst die Agonie des Löwen abwartet, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Für die neutralen Balkanstaaten gilt es, den psychologischen Moment nicht zu verpassen, um erst dann Mut zu entfalten, wenn es keine Möglichkeit mehr gibt, ihn zu offenbaren. Anders liegen die Dinge für Schweden. Dort widerstrebt es dem nationalen Ethos, den von den Italienern „geheiligten“ Egoismus so weit zu treiben, daß man erst abwartet, auf welcher Seite der Sieg ein endgültiger sein wird, um hinterher dem Sieger die Schleppe nachzutragen. Die hohe Kultur Schwedens verbietet ein politisches Leichenfleddertum. Wenn Schweden seine Schicksalsstunde läuten hört, dann wird es den Kampf gegen einen noch niederzuringenden, nicht aber gegen einen schon niedergebrochenen Gegner aufnehmen.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer: Vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen*).

I. Der im Jahre 1882, also vor mehr als 30 Jahren, abgeschlossene Dreibundvertrag, der noch heute Deutschland gegenüber nicht gekündigt ist, wurde, nach verschiedenen Erneuerungen, zuletzt am 5. Dezember 1912 bis Ende 1920 verlängert. Italien hatte die Aufnahme in diesen Bund, nachdem sich bei den Konferenzen in Berlin und Konstantinopel von 1880/81 seine völlige Isolierung deutlich gezeigt hatte, nach Crispis Ausspruch lediglich „durch Bitten und Beschwörungen" erlangt. Italien hat dem Vertrage ohne jeden Zweifel die Überwindung schwerer finanzieller und wirtschaftlicher Schwierigkeiten und Krisen, die teilweise glänzende Entwicklung seiner Industrie, seines Handels und seines Bankwesens, sowie seinen Aufstieg zur Großmacht zu danken. Dagegen ist Österreich-Ungarn und Deutschland durch den Bündnisvertrag gegenüber Italien, welches das Bündnis stets nur als eine Verstandsehe, aber nicht als eine Neigungsehe betrachtete, nie völlig gesichert worden; er sollte und konnte besten Falles nach Bismarcks Ausspruch Italien nur verhindern, im Falle eines Krieges mit Rußland „Österreich-Ungarn in die Beine zu beißen." Wie wenig sich aber Italien durch dieses Bündnis in seiner „Bewegungsfreiheit" hindern ließ, zeigen die Tatsachen. Es sei nur, ohne irgend Abschließendes bieten zu wollen, verwiesen auf das italienisch-französische Mittelmeer-Abkommen über die gegenseitige Politik in Tripolis und Marokko von 1901, das dann zu der direkt gegen die Bündnispflichten verstoßenden feindlichen Haltung Italiens gegen seine Bundesgenossen auf der Algeciras-Konferenz von 1906 führte; an die gelegentlich der Racconigi-Begegnung von 1908 mit Rußland getroffenen, mit dem Sinn und Geist des Dreibundvertrages gleichfalls nicht verträglichen Abmachungen, die nach der „Nordd. Allg. Zeitung" vom 29. Mai 1915 auch zu manchen Indiskretionen Italiens gegenüber Rußland zum Nachteil seiner Bundesgenossen Anlaß gaben. Auch bei der bosnischen Krise im Jahre 1908 befand sich Italien in den Reihen unserer heutigen Feinde.

Es folgten dann im Jahre 1912 der bekannte Zug Italiens nach Tripolis und dessen Operationen gegen die Küsten der europäischen Türkei und die Inseln des Ägäischen Meeres, die Österreich-Ungarns Interessen vielfach schädigten und den anderen Bundesgenossen, Deutschland, in eine ganz schiefe Lage zu der mit ihm befreundeten Türkei brachten.

---

*) In der Deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Juli 1915 veröffentlicht Geheimrat Rießer diesen bedeutsamen Aufsatz, den wir mit Genehmigung des Verfassers und des Verlegers Otto Liebmann wiedergeben. Die Redaktion.

Alle diese Vorgänge, die man nur bei politisch gebotener Höflichkeit lediglich als „Extratouren" bezeichnen konnte, stellten in Wahrheit beständig wiederholte Versuche dar, die Vorteile des Dreibundvertrages zu genießen, sich aber den daraus hervorgehenden Verpflichtungen zu entziehen.

Alles dies wurde aber dadurch überboten, daß Italien gleich zu Beginn des Weltkrieges, bereits am 1. August 1914, obwohl eine ganze Welt von Feinden die Existenz und Sicherheit seiner Bundesgenossen bedrohte, seine Neutralität erklärte, während hier gerade ein dringender Anlaß für Italien gegeben war, endlich einmal vor aller Welt klipp und klar seine Bündnistreue zu erweisen.

Neben einem schüchternen Hinweis auf die exponierte geographische Lage Italiens, die es aber nur vom Abschluß des Vertrages hätte fernhalten können, aber nicht von der Erfüllung der Verpflichtungen aus dem einmal abgeschlossenen Vertrage befreien konnte, hielt es die italienische Regierung für richtig, sich zur Rechtfertigung der Neutralitätserklärung auf den Artikel III des Bündnisvertrages zu berufen, welcher lautet:

„Falls einer oder zwei der hohen Vertragschließenden ohne direkte Herausforderung von ihrer Seite von zwei oder mehreren Großmächten, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet haben, angegriffen und in einen Krieg mit ihnen verwickelt würden, würde sich der casus foederis für alle hohen Vertragschließenden gleichzeitig ergeben."

Wie ein flüchtiger Blick auf den Inhalt des Artikels III ergibt, bezieht sich dieser überhaupt nicht auf die Neutralität, sondern auf die Kriegserklärung an der Seite der Verbündeten, wenn der „casus foederis" gegeben ist. In der Zitierung des Artikels III lag also, wie die österreich-ungarische Denkschrift mit Recht hervorhebt, eine besondere Unfreundlichkeit, während die Begründung des Zitats, daß das Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien einen aggressiven Akt gegen — Rußland darstellte, eine bewußte Entstellung der Tatsachen enthielt. Denn Italien, welches sich, wie wir sahen, auch Rußland seit längerer Zeit genähert hatte, wußte besser als seine Bundesgenossen von den seit Frühjahr 1914 durchgeführten militärischen Vorbereitungen Rußlands zu einem Angriffskrieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland; es wußte, daß, während noch die deutsche Regierung und, auf Anrufen des Zaren, auch der Deutsche Kaiser selbst bemüht waren, den zwischen Wien und Petersburg drohenden Konflikt friedlich zu schlichten, Rußland seine gesamte Armee mobil gemacht und dadurch, nachdem es Englands Hilfe sicher geworden*), den Weltkrieg entfacht hatte („Nordd. Allg. Zeitung" vom 21. Mai 1915). Italien wußte ferner, daß Serbien, ungeachtet des ihm von den Großmächten aufgezwungenen Friedensversprechens

*) Vgl. hierzu Rießer, England und wir, finanzielle und wirtschaftliche Kriegswirkungen in England und Deutschland. 2. Aufl. (S. Hirzel, Leipzig, 1915), S. 27 ff., insbes. S. 32—39.

vom 31. März 1909, und trotz der erheblichen territorialen Vergrößerungen gelegentlich des Balkankrieges, die es wesentlich Österreich-Ungarns wohlwollender Haltung verdankte, seine alten Wühlereien gegen Österreich-Ungarn in größtem Umfange fortgesetzt hatte. Italien war weiter auch darüber unterrichtet, daß, unter Teilnahme offizieller serbischer Kreise und unter Förderung durch die serbische Regierung, von Serbien aus durch Agenten und besondere Gesellschaften von neuem versucht worden war, Unruhen auf österreich-ungarischen Gebieten anzustiften, sie von Österreich-Ungarn abzutrennen und so die Ruhe, Sicherheit und Integrität Österreich-Ungarns durch eine revolutionäre Agitation zu gefährden, die ihren Höhepunkt in der feigen Ermordung des österreich-ungarischen Thronfolgers und seiner Gattin am 28. Juni 1914 erreichte.

Noch mehr: Bei Abgabe ihrer Neutralitätserklärung vom 1. August 1914 war der italienischen Regierung bereits die mit allen Beweisstücken versehene Denkschrift der österreich-ungarischen Regierung vom 24. Juli 1914 bekannt, in der jede Phase der österreich-ungarischen Geduld und der serbischen Propaganda und gleichzeitig aufgedeckt war, daß die zur Mordtat benutzten Bomben einem kgl. serbischen Armeewaffendepot entstammten, und daß die Mörder samt den Bomben von serbischen Grenzhauptleuten und Zollorganen über die Grenze geschafft waren.

Die italienische Regierung war also unter diesen Umständen, selbst wenn sie die von einem Bundesgenossen doch wohl zu fordernde wohlwollende Beurteilung ganz außer Augen ließ, nach den Grundsätzen von Treu und Glauben nicht in der Lage, aus dem Vorgehen Österreich-Ungarns, welches nach dem Versagen aller übrigen Mittel und nach dem Ablauf des Ultimatums als einziges Mittel zur Erhaltung der Sicherheit und Integrität des österreich-ungarischen Reiches, also zu defensiven Zwecken, übrig blieb, ein agressives Vorgehen gegen — Rußland zu konstruieren.

Dagegen unterließ es die italienische Regierung zu Unrecht, aber mit voller Absicht, den Artikel IV des Bündnisvertrages zu zitieren, der, sobald sie einmal entschlossen war, den Bundesgenossen nicht mit den Waffen in der Hand die Treue zu halten, nach Lage der Umstände allein zur Anwendung kommen mußte. Er lautet:

„Falls eine Großmacht, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet hat, die staatliche Sicherheit eines der hohen Vertragschließenden bedrohen würde und der Bedrohte dadurch gezwungen wäre, ihr den Krieg zu erklären, so verpflichten sich die beiden anderen, ihrem Verbündeten gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Ein jeder behält sich in diesem Falle vor, an dem Krieg teilzunehmen, wenn er es für angezeigt erachtet, um mit seinem Verbündeten gemeinsame Sache zu machen."

Hiernach war, wenn einer der Verbündeten zur Erhaltung seiner staatlichen Sicherheit mit kriegerischen Mitteln vorzugehen gezwungen war — dieser Fall

lag vor — der andere Teil, hier also Italien, zu einer wohlwollenden Neutralität verpflichtet.

Die italienische Regierung wollte aber nicht einmal eine wohlwollende Neutralität beobachten, sie wollte nicht einmal so weit ihre Bündnispflichten erfüllen, und daraus erklärt sich die Unterlassung der Berufung auf Artikel IV des Vertrages. In der Tat hat die italienische Regierung große Truppenmassen an der italienischen Grenze gegen Österreich-Ungarn angesammelt, und dadurch diesen „Bundesgenossen", der seine Truppen anderwärts dringend brauchte, zu entsprechenden Gegenmaßregeln gezwungen. Sie hat dagegen, zwecks Begünstigung Frankreichs, dem dies gleich bei Kriegsbeginn — vielleicht für die ganze Kriegsdauer — zugesichert wurde, ihre Truppen von der italienischen Grenze nach Frankreich zurückgezogen.

Es ist kein Zweifel, daß hier von einer wirklichen Neutralität keine Rede mehr sein konnte, daß vielmehr schon hier unter Verletzung des Bündnisvertrages erfolgte feindliche Handlungen vorlagen, die eine sofortige Kündigung des Bündnisvertrages oder noch Schlimmeres erwarten ließen. Eine solche Kündigung erfolgte aber zunächst noch nicht, vielmehr erklärte sich Österreich-Ungarn, obwohl durch das Vorgehen gegen Serbien die demnächst von Italien behauptete Verletzung des Artikels VII des Bündnisvertrages nicht vorlag, noch im August 1914 zu Verhandlungen über „Kompensationen" auf Grund dieses Artikels VII bereit, welcher lautet:

„Österreich-Ungarn und Italien, die nur die möglichste Aufrechterhaltung des territorialen Status quo im Orient im Auge haben, verpflichten sich, ihren Einfluß geltend zu machen, damit jede territoriale Veränderung, die der einen oder der anderen der den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnenden Mächte nachteilig wäre, hintangehalten werde. Sie werden einander zu diesem Behufe alle Aufschlüsse geben, die geeignet sind, sie gegenseitig über ihre eigenen Absichten, sowie über die anderer Mächte aufzuklären. Sollte jedoch der Fall eintreten, daß im Laufe der Ereignisse die Aufrechterhaltung des Status quo im Gebiete des Balkans oder der ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen oder Ägäischen Meere unmöglich würde und daß, entweder infolge des Vorgehens einer dritten Macht oder sonstwie, Österreich-Ungarn oder Italien genötigt wären, den Status quo durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung ihrerseits zu verändern, so würde diese Besetzung nur stattfinden nach einer vorangegangenen Übereinkunft zwischen den beiden Mächten, welche auf dem Prinzip einer gegenseitigen Kompensation für alle territorialen oder anderweitigen Vorteile, die eine jede von ihnen über den gegenwärtigen Status quo hinaus erlangen würde, zu beruhen und die Interessen und berechtigten Ansprüche der beiden Teile zu befriedigen hätte."

Die hier vorgesehenen „Kompensationen" sollten nach Ansicht Österreich-

Ungarns in dem Hafen von Valona und in den von Italien schon vor dem August 1914 besetzten Inseln des Dodekanes bestehen.

Der damalige italienische Minister des Äußeren, Marchese di San Giuliano, lehnte jedoch ein Eingehen auf solche Verhandlungen in einer Erklärung vom 25. August 1914 als nach der Kriegslage verfrüht ab.

Erst im Verlauf der im Dezember 1914 wieder eröffneten Verhandlungen, nämlich im Januar 1915, rückte Italien, da ihm nunmehr die „Kriegslage" und noch mehr die inzwischen auch mit der Entente geförderten Verhandlungen zu einem derartigen Vorgehen geeignet erschienen, mit der unverblümten amtlichen Anfrage heraus, ob Österreich-Ungarn grundsätzlich Teile seines eigenen Gebietes abzutreten geneigt sei.

Nachdem die österreich-ungarische Regierung unter dem Druck der Verhältnisse am 9. März 1915 diese Frage bejaht hatte, bot es auf weiteres italienisches Drängen am 27. März 1915 fast das ganze italienische Südtirol an und verlangte dagegen seinerseits die Zusicherung voller Aktionsfreiheit auf dem Balkan und „wohlwollender Neutralität" während der Kriegsdauer.

Der Erfolg war nur der, daß Italien auf Grund der inzwischen fast bis zum Abschluß gediehenen Verhandlungen mit der Entente, am 10. April mit einer ungemein erweiterten Liste von Gegenvorschlägen herauskam.

Auch diese Gegenvorschläge glaubte Österreich-Ungarn mit ganz geringen Abweichungen in sein letztes Angebot aufnehmen zu sollen; es wurde aber überhaupt nicht mehr erwidert, vielmehr hat die italienische Regierung am 25. April 1915 der Entente, mit welcher sie nach glaubwürdigen Nachrichten schon kurz nach Beginn des Weltkrieges Verhandlungen eingeleitet hatte, als dem nach ihrer Ansicht Meistbietenden, insgeheim den Zuschlag erteilt.

Trotzdem hielt es die italienische Regierung zwecks Beendigung der während der ganzen Dauer der Verhandlungen fortgesetzten Kriegsvorbereitungen, für praktisch und loyal, die unter der aufopfernden Mitwirkung des Fürsten Bülow geführten Verhandlungen mit Österreich-Ungarn noch nicht formell abzubrechen und kündigte erst am 4. Mai 1915 den Bündnisvertrag.

Inzwischen hatten die Agenten der Entente, welche seit langer Zeit einen großen Teil der italienischen Presse für sich zu — gewinnen gewußt hatte, das italienische Volk, unter Anrufung der niedrigsten Instinkte, bis zur Fieberhitze aufgewiegelt; die ursprünglich starke Parlamentsmehrheit, die für die Neutralität war, wurde durch den unter Duldung der Regierung immer drohender auftretenden Pöbel zur Kapitulation gezwungen. Auf solche Weise ist am Pfingstsonntag (23. Mai 1915) die italienische Kriegserklärung gegen Österreich-Ungarn zustande gekommen, welche, mangels anderweiter Gründe, von der italienischen Regierung bezeichnenderweise nur mit ihrer Pflicht begründet wurde, „gegen jede gegenwärtige und zukünftige Bedrohung (?) zum Zweck der Erfüllung der nationalen Aspirationen die Maßnahmen zu ergreifen, die ihr die Ereignisse auferlegen."

Diese Kriegserklärung ist zwar nicht formell, aber materiell auch gegen Deutschland gerichtet, das seine Bündnispflichten unverbrüchlich zu halten gewohnt ist, und das denn auch sofort durch Wolffs Telegraphen-Bureau erklären ließ:

„Die italienische Regierung hat durch diesen vom Zaun gebrochenen Angriff gegen die Donaumonarchie das Bündnis auch mit Deutschland ohne Recht und Grund zerrissen."

Es ist auch in Rom von amtlicher deutscher Stelle kein Zweifel darüber gelassen worden, „daß der italienische Angriff auf österreich-ungarische Truppen auch auf deutsche Truppen treffen werde".

Der „Corriere della Sera" aber begrüßte die italienische Kriegserklärung, der die wildesten Pöbelausbrüche in vielen italienischen Städten gegen die Angehörigen der bisher verbündeten Staaten folgten, mit den keines Kommentars bedürfenden Worten: „Man wollte uns zu einer Erpressung überreden, wir haben sie abgewiesen und nehmen nichts an."

In Wahrheit hatte man angenommen, und zwar von dem, den man unter dem Eindruck von gefälschten Berichten für den augenblicklich Stärkeren hielt und dessen Angebot der italienischen Regierung mehr zu enthalten schien, obwohl es ohne Zweifel Nizza, Corsika, Malta und Tunis, also Gebiete nicht enthielt, auf die sich berechtigte „nationale Aspirationen" vor allem hätten richten müssen. Die italienische Regierung aber, die eben erst ihren alten Bundesgenossen in unerhörter Weise das Wort gebrochen hatte, scheute zwecks Beeinflussung der noch schwankenden Parlamentarier nicht davor zurück, durch ihre Presse erklären zu lassen, daß es die Ehre Italiens nicht zulasse, das einmal gegebene Wort, nämlich das der Entente am 25. April 1915 heimlich erteilte Wort, zu brechen.

Dieser Tatbestand und der Wortlaut der Kriegserklärung ergibt als ausschlaggebenden Grund der Kriegserklärung, daß man auf seiten der italienischen Regierung und Politiker den Moment der vermeintlichen Einkreisung der bisherigen Bundesgenossen durch eine Welt von Feinden ausnutzen zu sollen geglaubt hat, um ihnen im Interesse der nationalen Abneigung gegen Österreich-Ungarn, der „nationalen Aspirationen" und des „sacro egoismo" — nie ist das Wort „sacro" schmählicher mißbraucht worden — in den Rücken zu fallen. Für eine solche Beurteilung der Handlungsweise der italienischen Regierung kann man sich sogar auf das amtliche Organ des italienischen Kriegsministeriums, den „Esercito", berufen, der im September 1914 einen Artikel veröffentlicht hat, in dem es hieß: „Wenn jetzt Italien die Monarchie angriffe, so würde die Regierung einen Akt der Felonie und einen Selbstmord gegenüber der Weltgeschichte begehen."

II. Die hier geschilderten Vorgänge hat am 28. Mai 1915 der deutsche Reichskanzler im Reichstage mit nicht schärferen Worten als der „Esercito" dahin gekennzeichnet, daß die italienische Regierung „ihren Treubruch mit bluti-

gen Lettern unvergänglich in das Buch der Weltgeschichte eingetragen habe". Den Eindruck dieser Rede hat am 3. Juni 1915 der italienische Ministerpräsident Salandra auf dem von großen geschichtlichen Erinnerungen umrauschten Kapitol, in dessen unmittelbarer Nähe die Trümmer des Tarpejischen Felsens sich drohend auftürmen, zu verwischen versucht.

Es widerstrebt uns, an dieser Stelle mit dem Redner Salandra zu rechten, der als „bescheidener Bürger" erklärte, daß er „viel vornehmer sei, als das Haupt des Hauses Habsburg-Lothringen"; der ferner vermeinte, daß er und seine Mitbürger „zwanzig Jahrhunderte weiter vorgeschritten" seien als seine bisherigen Bundesgenossen, und der endlich ausrief, daß er nicht, gleich dem deutschen Reichskanzler, den Verstand verloren habe.

Um so schärfer wollen wir gerade in diesem Blatte in diejenigen Einwendungen hineinleuchten, mit denen der italienische Ministerpräsident die oben wiedergegebene Behauptung des deutschen Reichskanzlers zu entkräften suchte.

Diese Einwendungen sind, soweit sie nicht lediglich in Vorwürfen gegen Österreich-Ungarn bestehen, im wesentlichen folgende:

1. Österreich-Ungarn habe sich (entgegen den Behauptungen des Grafen Tisza im ungarischen Abgeordnetenhause) am 29. und 30. Juni gegenüber San Giuliano entschieden geweigert, eine verpflichtende Erklärung dahin abzugeben, daß es keine territorialen Erwerbungen auf Kosten Serbiens machen wolle. Es habe, statt sich in Gemäßheit des infolge dieses Verhaltens anwendbaren Artikels VII des Bündnisvertrages vor dem Einmarsch in Serbien mit Italien wegen „Kompensationen" zu verständigen, Italien vor eine vollendete Tatsache gestellt und damit seinerseits den Dreibundvertrag „unweigerlich gebrochen".

2. Die italienische Regierung habe bereits am 27. und 28. Juli 1914 in Wien und Berlin erklären lassen, daß sie auf Grund der Verletzung des Artikels VII den Dreibundvertrag als aufgelöst ansehen müsse, falls sie nicht durch Abtretung der „österreichisch-italienischen" Provinzen „gerechte Kompensationen" erhielte.

3. Nach Ablauf von „neun Monaten vergeblicher Bemühungen, um zu einer ehrenhaften Verständigung zu gelangen", habe Italien sonach das gute Recht gehabt, seine volle Bewegungsfreiheit wieder zu gewinnen und das Bündnis zu kündigen, welches zweifellos nicht etwa nur zum Vorteil von Italien, sondern beider Teile gleichmäßig bestanden habe.

Von diesen Einwendungen erweist sich bei genauer Nachprüfung nur die eine als richtig, daß der frühere italienische Minister des Äußeren, Marchese di San Giuliano, sich brieflich von dem damaligen österreich-ungarischen Botschafter in Rom am 2. August 1914, also nicht in Berlin und nicht schon am 27. oder 28. Juli, eine Beruhigung über die Auslegung des Artikels VII des Bündnisvertrages erbeten hat, um durch Italiens diplomatische Haltung „die militärische Tätigkeit unserer Verbündeten unterstützen zu können", wobei er

gleichzeitig die Hoffnung aussprach: „daß sich auch ohne Teilnahme am Kriege die Gelegenheit ergeben werde, unseren Verbündeten den Beweis unserer aufrichtig freundschaftlichen Gefühle zu liefern."

Alle übrigen Behauptungen Salandras, die zudem die Kündigung des Vertrages, geschweige denn die Kriegserklärung, nicht unterstützen würden, auch wenn sie richtig wären, widersprechen den Tatsachen.

Um beurteilen zu können, ob Artikel VII gelegentlich des österreichischen Einmarsches in Serbien überhaupt von Italien angerufen werden konnte, muß zunächst festgestellt werden, daß er in seinem ersten Satze als Voraussetzung zu allen folgenden Bestimmungen das Interesse Österreich-Ungarns und Italiens an der möglichsten Aufrechterhaltung des „status quo" im Orient angibt und demgemäß an der Verhinderung „jeder territorialen Veränderung" (im Orient), die der einen oder anderen dieser Mächte nachteilig wäre.

Aus dieser Prämisse ergeben sich die Folgerungen in Satz 2 und diejenigen, welche Satz 3 nicht nur für die ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen oder Ägäischen Meer, sondern auch für den Balkan zieht.

Wenn, so sagt Satz 3, Österreich-Ungarn oder Italien genötigt wären, den „status quo" in diesen Gebieten durch eine (zeitweilige oder dauernde) Besetzung zu verändern, so könne dies nur auf Grund einer vorherigen Übereinkunft zwischen beiden Mächten geschehen. Diese Übereinkunft wäre abzuschließen auf dem Boden einer (gegenseitigen) Kompensation für alle territorialen oder anderweitigen Vorteile, die eine jede von ihnen über den gegenwärtigen „status quo" hinaus erlangen würde.

Es handelt sich also hier um (was allerdings schwer konstruierbar ist) vorher zu vereinbarende Kompensationen für etwaige spätere Vorteile, die ein Teil infolge einer zeitweiligen oder dauernden Besetzung durch eine territoriale, dem anderen Teile nachteilige Veränderung in jenen Gebieten erlangen würde. Damit scheidet der Fall völlig aus dem Gebiet des Artikels VII aus, um den es sich hier handelte, nämlich der österreichische Einmarsch in Serbien, der in der (defensiven) Absicht erfolgte, Genugtuung für den feigen Mord von Serajewo zu erlangen und die Erfüllung der im Ultimatum gestellten Forderungen zu erzwingen.

Es ist zudem aktenwidrig, daß, wie Salandra behauptet, Italien durch Österreich-Ungarn gelegentlich des Vorgehens gegen Serbien vor vollendete Tatsachen gestellt worden sei. Denn nach dem Bericht des englischen Botschafters in Rom, Sir Rennel Rodd, vom 23. Juli 1914, der sich allerdings nicht in dem jetzt veröffentlichten Grünbuch, sondern in dem für diesen Zweck nicht zurechtgemachten englischen Weißbuch (Nr. 38) findet, war damals schon „die italienische Regierung von dem Wortlaut der Note, die an Serbien gerichtet werden soll, in Kenntnis gesetzt worden". Überdies hatte nach zahlreichen Feststellungen des englischen Weißbuches, dessen Angaben Salandra sicherlich gelten lassen wird,

die österreich-ungarische Regierung vor dem Einmarsch in Serbien überall, insbesondere in Petersburg, London, Paris und Rom, die positive Erklärung abgegeben, keine territorialen Erwerbungen auf Kosten Serbiens machen zu wollen*). Der englische Botschafter in Rom berichtete sogar am 27. Juli 1914 an Sir Edward Grey (ebenda Nr. 57) wörtlich, daß ihm der Marchese di San Giuliano „vor und nach Überreichung der Note und ebenso heute wieder", „versichert habe, daß die österreich-ungarische Regierung ihm die Zusicherung erteilt habe, keine territorialen Opfer von Serbien zu fordern".

Auch hier ist also wieder das direkte Gegenteil der oben unter 1 wiedergegebenen, angeblich „nach den Akten" aufgestellten Behauptungen Salandras aktenmäßig nachgewiesen.

Es kommt aber hinzu, daß nach dem oben wiedergegebenen Schreiben vom 2. August 1914 der damalige Minister des Auswärtigen San Giuliano, in voller Kenntnis der Sachlage und der inzwischen erfolgten Schritte Österreich-Ungarns gegen Serbien, sich lediglich „eine Beruhigung über die Auslegung" des Art. VII erbeten, aber nicht die Behauptung der Verletzung dieses Artikels aufgestellt hat. Er hat auch in dem (oben nicht wiedergegebenen) energischer klingenden vorletzten Satze dieses Schreibens**) keine Verwahrung gegen Österreich-Ungarns Vorgehen auf Grund des Artikels VII erhoben. Vielmehr wollte er in jenem Schreiben wohl in erster Linie die Gelegenheit benutzen, um dem Bundesgenossen bei Äußerung der Hoffnung, „daß sich auch ohne Teilnahme am Kriege die Gelegenheit ergeben wird, unseren Verbündeten den Beweis unserer aufrichtig freundschaftlichen Gefühle zu liefern", Italiens voraussichtliche Neutralität in diesem Kriege schonend beizubringen. Der Fortbestand des Bündnisvertrages wurde aber von italienischer Seite, in voller Kenntnis des inzwischen erfolgten Einmarsches Österreich-Ungarns in Serbien, trotz der angeblichen Verletzung des Artikels VII, in noch feierlicherer Form bestätigt.

Kaiser Franz Joseph hatte am 2. August 1914 dem König Viktor Emanuel telegraphisch mitgeteilt, daß er infolge der Einmischung Rußlands in den Konflikt mit Serbien und infolge der russischen allgemeinen Mobilmachung gleichfalls die Mobilmachung angeordnet habe und auf die Unterstützung der Bundesgenossen rechne. Auf dieses Telegramm telegraphierte Viktor Emanuel am gleichen Tage:

---

*) Engl. Weißbuch Nr. 48, 57, 62, 72 u. 91.

**) „Das Gleichgewicht Europas, des Balkans und des Meeres, welches Italien umgibt, stellt für unser Land ein vitales Interesse dar; und es schreckt vor keinem der Opfer zurück, vor keiner der Entschließungen, welche die Wahrung seiner Interessen, ja seiner Existenz ihm auferlegen könnte." (Anh. Nr. 4 z. Denkschr. des K. und K. Minist. des Äußern: „Zur Vorgeschichte des Krieges mit Italien" S. 24.)

„Ich brauche nicht zu versichern, daß Italien . . . . gegenüber seinen Verbündeten eine herzliche und freundschaftliche Haltung bewahren wird, entsprechend den Dreibundsverträgen, seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Interessen, die es wahren muß."

Selbst dann also, wenn Italien auf Grund des Artikels VII des Bündnisvertrages ein Recht zu einer Verwahrung oder gar zu sofortiger Vertragskündigung gehabt hätte, hat es in Erklärungen, die in voller Kenntnis der Sach- und Rechtslage abgegeben wurden, jedes Verwahrungs- und Kündigungsrecht freiwillig aufgegeben, also verwirkt, und kann unmöglich die angebliche Verletzung des Artikels VII zehn Monate später, wo noch dazu die österreichische Besetzung serbischen Gebiets bereits wieder aufgehört hatte, zur nachträglichen Rechtfertigung einer Verwahrung oder einer Vertragskündigung oder gar einer Kriegserklärung benutzen.

Angesichts jener feierlichen Erklärungen vom 2. August 1914 bedarf es kaum noch eines weiteren Nachweises, daß auch die hiermit völlig unvereinbare Behauptung Salandras (s. oben 2) den Tatsachen widerspricht, die italienische Regierung habe am 27. und 28. Juli in Wien und Berlin erklären lassen, daß sie auf Grund der Verletzung des Artikels VII den Dreibundvertrag für aufgelöst ansehen müsse, wenn sie nicht durch Abtretung der „österreichisch-italienischen" Provinzen „gerechte Kompensationen" erhielte.

In Wahrheit ist, wie wir sahen, die ungeheure Pression, die nach dieser Salandraschen Behauptung schon bei Beginn der Verhandlungen von Italien ausgeübt worden sein müßte, weit später (nämlich im Januar 1915) ausgeübt worden, als man sich endlich wirklich mit der Forderung solcher „Kompensationen" (österreich-ungarischer Gebietsteile) vorwagte, an die bei Abfassung des Artikels VII des Bündnisvertrages niemand auch nur entfernt gedacht hatte.

Schon am 24. Juli 1914 aber hat der italienische Botschafter Bollati in Berlin mit dem Ersuchen um eine Interpretation des Artikels VII erklärt, „daß Italien unter Wahrung seiner Interessen auf Grund des Artikels VII des Dreibundvertrages, eine möglichst wohlwollende und freundschaftliche Haltung für Österreich-Ungarn einnehmen und ihm keine Schwierigkeiten bereiten werde. Italien wolle in allen Balkanfragen eine mit der seiner Verbündeten übereinstimmende Politik machen." (WTB. vom 3. Juni 1915.)

Diese oben ausführlich in ihrem Verlaufe geschilderten „Kompensationsverhandlungen" hatte die italienische Regierung zunächst selbst aufgeschoben, dann wieder durch Forderungen in Gang gebracht, die im Artikel VII des Vertrages auch nicht die leiseste Begründung fanden. Und sie hatte schließlich österreich-ungarische Zugeständnisse abgelehnt, die in diesem Umfange wohl auch die italienische Regierung und ihre Freunde nicht erwartet und aus politischen Gründen sogar gefürchtet hatten, und hat der Entente den Zuschlag erteilt. Als dies geschah, war Italien zugleich kriegsbereit, und das nennt Herr Salandra „neun

Monate vergeblicher Bemühungen, um zu einer ehrenhaften Verständigung zu gelangen!" Der Verdacht läßt sich nicht abweisen, daß man diese Verhandlungen, deren schließliches Ergebnis alle vernünftigen „nationalen Aspirationen" hätte befriedigen können, nie ernstlich, d. h. nie mit dem Willen geführt hat, sie überhaupt, also mit einem der Entente ungünstigen Ergebnis, zu beendigen.

Wie man das ganze Verfahren Italiens in der Geschichte bezeichnen wird, kann kaum zweifelhaft sein: es dürfte anders ausfallen, wie die kleinen Epigonen großer Vorfahren glauben und glauben machen möchten, welche dem Vaterlande Kants, Goethes und Beethovens „um zwanzig Jahrhunderte voraus" zu sein meinen und dabei kein Wort der Entrüstung übrig hatten gegen den von den Agenten der Entente und dem Dichter, Annunziatenritter und Geschäftsmann Gabriele d'Annunzio aufgehetzten Pöbel, der unter den Augen von Polizei und Militär Läden und Wohnungen der Deutschen, Österreicher und Ungarn demolierte, Häuser in Brand steckte und Bilder und Kunstgegenstände mit dem hier besonders passenden Rufe: „Tod den Barbaren!" vernichtete.

Das endgültige Urteil über das italienische Volk, welches mit diesen Briganten, Zuhältern und Tagedieben nicht zusammengeworfen werden darf, wird bis zu dem Tage verschoben werden müssen, wo der hypnotische Druck verschwunden sein wird, unter dem es, wie so oft, von seinen Politikern gehalten worden ist; der deutsche Reichskanzler hat in seiner Rede vom 28. Mai 1915 selbst darauf hingewiesen, daß „über das Maß der österreich-ungarischen Konzessionen das italienische Volk geflissentlich im Dunkel gehalten" wurde. Aber die Zeit des Aufwachens aus der jetzigen Hypnose wird kommen; nicht, wie das „Giornale d'Italia" im d'Annunzio-Stil es ankündigte: „Fahnen, Blumen und Hymnen," sondern Tränen, Sorgen und schwere Leiden werden die Signatur der Zukunft des armen italienischen Volkes sein. Der Tag wird kommen, wo der italienischen Nation, die noch dazu den psychologischen Moment für ihr Eingreifen verpaßt hat, die Augen aufgehen werden über all die Lügen, die man ihr aufgetischt, und über die klägliche Rolle, die man sie hat spielen lassen, eine Rolle, die nur dahin führen wird, daß so bald niemand mehr in der Welt auf die politische Zuverlässigkeit und Treue Italiens irgendwie sich verlassen wird. Dann freilich wird es zu spät sein . . . . die Herren Salandra und Sonnino aber werden alsdann erfahren, daß der Weg vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen, vom Triumph zur Zerschmetterung nicht weit ist.

Dr. Kurt de Bra: Militarismus und Kultur.

Weite Kreise des Auslandes suchen — aus sehr durchsichtigen und fadenscheinigen Gründen — Militarismus und Kultur als grundsätzliche Unverträglichkeiten hinzustellen. Sie behaupten, daß fortschreitende „moderne" Kultur und rückschrittlicher „barbarischer" Militarismus in der tiefsten Gegensätzlichkeit der sie bedingenden Kräfte befangen wären, daß eine harmonische Ausgleichung der beiden Richtungen und Triebe in demselben nationalen Staatsorganismus unmöglich wäre, daß man sich entweder für entwicklungsfreudige, helle Menschheitskultur oder für dumpfen, atavistischen Militarismus entscheiden müßte. Und aus dieser Anschauungsweise leiten dann unsere Gegner für sich das Recht ab, ihrerseits mit recht militaristischen Hilfsmitteln über den „barbarischen Militarismus" Deutschlands herzufallen, um Mitteleuropa zunächst von der „Pest" des Militarismus zu befreien, und damit die Weltkultur von diesem schmutzigen Aussatz zu säubern. Man darf nun nicht übersehen, daß die angegebene Begründungsweise nicht allein eine heuchlerische Art der Selbstrechtfertigung ist, die man ja unseren Gegnern mit Vergnügen gönnen könnte, sondern daß es eine weitverbreitete Stimmung innerhalb der deutschen Bildungswelt des 19. Jahrhunderts, besonders im älteren deutschen Liberalismus, war, welche dieser Meinung von der Unverträglichkeit von Militarismus und Kultur stets recht weit entgegengekommen ist. Deutscher Art hat es allezeit entsprochen, daß man auch vom Gegner das Lernenswerte zu lernen sucht, daß man auch des Gegners Behauptungen besonnen prüft, um dann mit dem scharfen Messer, das Grundsätzlichkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit geschliffen haben, Berechtigtes vom Unberechtigten zu trennen und Faules vom Gesunden fortzuschneiden. In diesem Sinne sei versucht, einen grundsätzlichen Ausgangspunkt zu einer förderlichen Betrachtung über das Verhältnis von Kultur und Militarismus zu gewinnen.

Wenn wir die Tatsache anerkennen, daß sich die Menschheit mehr oder weniger bewußt auf der Wanderung einer Helligkeit entgegen befindet und auf dem Pfade zu einem entwicklungsgemäßen Ziele begriffen ist, dann können wir Kultur ansprechen als die Gesamtheit jener Kräfte, Fähigkeiten und Ausbildungen, die das Vorwärtsdringen des menschlichen Geschlechtes aus dem Dunkel eines niedrigen, armseligen und tierhaften Lebens in das Helle eines höheren, beseelteren, reicheren und bewußteren Lebens unterstützen und begünstigen. Als die Notwendigkeitsgefäße der Kultur haben sich stets noch die Nationen erwiesen. Menschheit und Menschheitskultur bedeuteten zunächst Abstraktionen, und erst deutscher Geisteskraft und deutscher Geistesglut war es vorbehalten,

die ersten gläubigen Versuche zu unternehmen, diesen Abstraktionen Fleisch und Blut zu gewinnen, solche Versuche, die keineswegs endgültig gescheitert sind, immerhin aber das deutsche Volk auf die Notwendigkeit einer konkreteren und erdenhafteren Art der Verwirklichung seiner Ideale aufmerksam gemacht haben. Die Völkergeschichte nämlich im allgemeinen, wie auch die Volksgeschichte der Deutschen im besonderen hat immer wieder gezeigt, daß die Nationen, diese notwendigen Werkzeuge jeglicher Kulturheraufführung, falls sie durch wahre Kulturarbeit sich zum Range einer echten Kulturnation erhoben und so eine die gesamte Menschheit fördernde Leistung vollbracht hatten, nur dann vermocht haben, sich längere Zeit als Kulturnation zu bewähren und so ihr der Menschheit nützliches Werk weiter zu pflegen und zu behaupten, wenn die Kulturnation sich auch als Staatsnation auszubilden gelernt hatte und all ihren nationalen Kulturgehalt in einen festen politischen Rahmen, wie ihn nur ein dauerhaftes Staatswesen darbietet, eingefügt hatte. Der Staat — und zwar der festgebaute Nationalstaat, denn von einem Weltstaat wissen wir noch gar nichts, nicht die geringsten Erfahrungen mit ihm liegen vor, er ist bis jetzt stets noch eine Utopie geblieben — der Nationalstaat also hat sich bis zur Gegenwart immer noch als der Nation und dem Individuum unentbehrliches Hilfsmittel auf dem Wege der Verwirklichung der ewig letzten Ziele des Daseins von Mensch und Menschheit erwiesen. Man berufe sich dagegen nicht auf den unstaatlichen oder überstaatlichen, den übernationalen Geist des Weltbürgertums, der so oft aus den Werken unserer klassischen Dichter und Denker hervorstrahlt. Es gehört vielleicht zu dem Wesen der zeitlosen Gültigkeit dieser Besten unseres Volkstums, daß sie so wenig Rücksicht auf das Erdenhafte und Erdennahe nahmen, daß sie so innig sich dem „Überflieger Geist" anvertrauten und so in dem Nationalen und dem Nationalstaatlichen nicht die unentbehrliche und unüberspringbare Vorstufe bei der Besteigung des Hochgebirges der Menschheitsideale anzuerkennen vermochten. Aber alles weist darauf hin, daß die eigentliche Höhengesinnung unseres Volkstums in Fichte ihren vorbildlichen Ausdruck gefunden hat, in Fichte, der mit der ganzen Glut seines menschheitsgläubigen Herzens die Flamme nationaler und nationalstaatlicher Vaterlandsbegeisterung zum heiligsten, tiefreligiösen, himmelanschlagenden Brande entfachte. Die wunderbare, weltweite Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge, die in unserer Klassik die herrlichste Ausprägung erfuhr, wo wäre sie selber denn geblieben, wenn sie nicht feste Wurzel im eigenen Volkstum geschlagen hätte und alle Bedingungen des Wachstums in der eigenen Volkskultur vorgefunden hätte? Erhaltung von eigenem Volkstum und eigener Volkskultur ist aber auf die Dauer nur im starkgefügten Bau des nationalen Staates möglich. Ein blutloser Schemen, ein blasses Gedankending wäre die köstlich-edle Gesinnung unserer Klassik vom Erdboden getilgt, wenn nicht das unerschütterliche Becken des starken Nationalstaates all die herrlichen und reinen Quellwässer des unvergänglichen deutschen Idealismus auf-

gefangen hätte. Glaubt man denn im Ernste, daß Goethes und Schillers Samenkörner irgendwo und irgendwie hätten segenspendend und früchtebringend aufgehen können, wenn ihr Volk die schiefe Bahn des staatlichen Verfalls immer schneller herabgeglitten wäre, diese schiefe Bahn, die gleichzeitig ganz selbstverständlich zur nationalen Kulturvernichtung geführt hätte? Es ist naturgegeben und ewigkeitsgewollt, daß die wahre Verwaltung des Erbes der großen Geister und die echte Pflege der von ihnen geschaffenen Kulturwerte nur von ihrem eigenen Volke auf lange Zeit hinaus geleistet werden kann, da nur so die Bürgschaft der Übernahme und Fortführung des Erbes in einer der Seele des Erblassers wahlverwandten und ihr entsprechenden Art und Weise aufs beste gegeben ist. Das eigene Volk kann aber nur in der Zusammenhaltung durch staatliche Klammern seine Kultur im einheitlichen Sinne behaupten, und eine dieser Klammern heißt Militarismus.

Wende man nicht ein, daß die unvergänglichen Erbschaften des Hellenentums und der italienischen Renaissance der Menschheit fort und fort zugute gekommen wären, auch ohne daß die Völkerschaften, deren genialen Hervorbringungen wir diese leuchtenden Kulturschätze verdanken, ihr nationales Kultureigen in das gleichmäßige Strombett eines nationalen Staates zu leiten und zu zwingen vermocht hätten. Denn sofort würden die Gegeneinwendungen laut werden müssen: Um wieviel gewaltiger hätte der von den genannten Kulturnationen ausgehende Kulturstrom die Gefilde der menschlichen Kultur befruchten müssen, wenn nicht ständig die Gefahr vorgelegen hätte, daß die staatliche Zerrüttung und die nationale Unterjochung die kulturtragenden Völkerschaften auch in ihren kulturellen Lebenszentren bedroht und so um die rechte Möglichkeit des Kulturwirkens gebracht hätte. Waren die Wirkungen des durch Alexander militarisierten Griechentums auf die Weltkultur nicht in einigen Jahren stärker und folgenreicher als der jahrhundertelange matte und müde Kultureinfluß des staatlosen und entwaffneten Hellenentums im absterbenden Römerreiche? Hat nicht gerade Griechenland die jahrzehntelange staatssorgenledige Kulturblüte geradezu erkauft durch tausendjährige Ruinenhaftigkeit nicht allein des staatlichen, sondern auch des gesamt-nationalen Daseins?

Es kann nicht genug wiederholt werden: Wie eine gesunde Seele am ehesten in einem gesunden Körper zu gedeihen vermag, so wird auch die Nationalkultur, die unentbehrliche Vorstufe der Menschheitskultur, erst in einem gutgebauten Nationalstaate eine vernünftige und entwicklungsgemäße Erhaltung und Steigerung erfahren können. Wenn der Staat und die Macht, die das Wesen des Staates ausmacht, zwar nicht einen Selbstzweck, wohl aber erfahrungsgemäß das wichtigste Hilfsmittel für die gott- und naturgewollte Bewahrung und Ausgestaltung der Nationalkultur darstellen, dann muß auch gerade von dem sittlich umfassenden Standpunkte der Menschheit und Nation das Mittel gutgeheißen werden, welches seinerseits allein imstande ist, den nationalen Staat in seiner

Würde und in seinem Vermögen so zu festigen, daß er seine Aufgabe zu erfüllen vermag, die Nation für ihre Ausbildung im Sinne der Menschheitskultur zu kräftigen. Dieses unerläßliche Hilfsmittel heißt aber nach unseren menschlich-geschichtlichen Erfahrungen, die gerade wir Deutschen besonders eindringlich am eigenen Leibe haben machen und verspüren müssen, — der Militarismus. Ohne Militarismus kein Staatswesen! Ohne die Machtmittel des Militarismus kann kein Staat seine Aufgabe weder im Innern, noch im Äußern erfüllen, er könnte sich begraben lassen und sich selbst der wüstesten und sinnlosesten Anarchie im Innern und der Mißhandlung und Ausbeutung von Außen her ausliefern, womit das Ende der Nationalkultur besiegelt wäre. Im Innern wäre keine Durchführung von Recht und keine Rechtspflege möglich ohne die tatsächliche Kraft der Erzwingbarkeit, nach außen wäre die Durchsetzung der eigenen nationalen Kulturart, ja sogar die schiere Selbstbehauptung ausgeschlossen ohne staatlichen Militarismus. Denn die Völker sind nun einmal nicht allein einfache Kulturteilhaber-Genossenschaften, zwischen denen eine menschheitliche Arbeitsteilung harmonischer und gliedhafter Art schon Tatsache geworden wäre, sondern bis jetzt sind sie noch an allen Ecken und Enden hartnäckige Konkurrenz-Genossenschaften im Kampfe ums Dasein. So wie die Sachen liegen, sichern allein der Staat und sein Werkzeug, der Militarismus, der einzelnen Nationalkultur ihr gott- und naturgewolltes Recht, ihrem eigenen Sein gemäß sich zu entwickeln.

Kein Volk hat in dem Maße wie das deutsche Volk Lehrgeld für die Einsicht bezahlen müssen, daß ohne straffe staatliche und militärische Zusammenfassung der Volkskräfte die schönste Nationalkultur zum Dasein einer tauben Blüte verurteilt ist. Der Verfall der herrlichen deutschen Städtekultur im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges, die Ruinen des Heidelberger Schlosses — sollten solche Tatsachen und Eindrücke nicht zu allen Deutschen eine vernehmliche Sprache reden? Wahrlich, dann wäre das deutsche Volk als ein ganz und gar gottverlassenes, kulturunfähiges und weltgeschichtlich wirkungsloses Volk erwiesen, wenn es aus solchen Begebenheiten furchtbarster und zerstörendster Eigenart nie etwas gelernt hätte, nie aus der Lehre der Ereignisse die notwendige Folgerung gezogen hätte. Und diese Folgerung heißt starker Staat, ausreichender Militarismus.

Die Lehre, welche die Weltgeschichte unserem Volke geradezu eingebläut hat, kann der Deutsche immer wieder dem Buche der Völkergeschichte entnehmen. Die Beispiele Griechenlands und Italiens zeigen uns herbe genug, wohin eine Nationalkultur allein, welcher die nötige staatlich-militaristische Stütze fehlt, das Volk führen kann. Michelangelo, der den köstlichen Frühling der Renaissance mit geschaut und mit heraufgeführt hatte, erlebte noch im besten Mannesalter den berüchtigten „Sacco di Roma“, jene scheußliche Plünderung der ewigen Stadt vom Jahre 1527, von welchem Ereignis ab die Italiener mit Recht das Ende ihrer großen Renaissancezeit und den Beginn der alles nationale Leben erdrückenden Fremdherrschaft datieren. Welcher Unterschied zwischen den überall knospen-

schwellenden und saftüberfließenden Zeiten der Renaissance, wie sie uns von gewaltigen Persönlichkeiten der Kunst zumal vor unser staunendes Auge gezaubert werden, und den trüben und schweren, friedhofruhigen und gräberseufzenden Folgezeiten, wie sie uns etwa Alessandro Manzoni in seinem unsterblichen Werke „Die Verlobten", diesem ergreifendsten Bilde zugleich fluchwürdiger Fremdherrschaft über ein edles Volk, lebendig ausgemalt hat. Nichts wäre trauriger, als wenn die Kulturvölker aus ihrem eigenen Geschick und dem entsprechenden kulturverwandter Völker nie etwas lernen wollten.

Gewiß wird die Eigenart des Militarismus, dieser unentbehrlichen Staats- und Kulturklammer der Nationen, sich wechselnd gestalten müssen je nach den mannigfachen Bedingungen geschichtlicher und natürlicher Weise, unter die das Leben eines Volkes gestellt ist. Besonders wird die geographische Lage hierin einen entscheidenden Einfluß ausüben. Der Militarismus ist also kein stumpf-mechanisches, auf alle Verhältnisse in gleicher Anwendung ohne weiteres übertragbares Werkzeug, sondern eine Stütze des Völkerlebens, welche sich derselben mannigfaltigen Anpassung an das Leben unterziehen muß, wie alles, was dem Leben und seinen so verschiedenen Zuständen und Umständen dienstbar ist. Beispielsweise glaubte England bei der insularen Geschütztheit seiner Lage lange Zeit, mit einer starken Flotte allein auskommen zu können, und entwickelte deshalb ein eigenes System, das man „Marinismus" im Gegensatz zum festländischen Militarismus genannt hat. Beispielsweise konnten die Vereinigten Staaten bei ihrer relativen Nachbarlosigkeit und der eventuellen Selbstbefriedigungsmöglichkeit ihrer Volkswirtschaft auch lange Zeit die Ausbildung ihrer militaristischen Machtmittel vernachlässigen. Aber das auf allen Seiten von ewig eifersüchtigen und sehr starken Nachbarn umgebene Deutschland mußte endlich seine Volkskraft besonders energisch und militaristisch zusamenfassen lernen*) und den Militarismus zu Lande und zu Wasser aufs zweckmäßigste entwickeln, wollte es sein an den aufrechten Nationalstaat geknüpftes Volkstum, diese edelreine Kulturquelle, in aller Kräftigkeit und Gesundheit erhalten. Oft ist ja ausgeführt worden, wie besonders die Tatsache der schnellen Volksvermehrung Deutschland auf die hohe See der Weltpolitik hinauswies und so auch einen Militarismus zur See erzwang, was nun Englands giftiges Widerstreben hervorrief. England, dessen starke Seite nie Gerechtigkeitsliebe und unbefangene Würdigung fremder Entwicklungen war, konnte sich von der inneren Notwendigkeit, von der wirtschaftlichen und ernährungsmäßigen Erzwungenheit der deutschen Politik und Rüstung nicht überzeugen — und die Folge ist dieser Krieg.

Der Militarismus ist, wie wir immer wieder sehen, eine unentbehrliche Staatsnotwendigkeit und so eine naturgeforderte Kulturklammer. Nun ist gewiß

*) Treffend bemerkt Otto Hintze: „Der Militarismus ist die Lebensbedingung, zu der uns der Druck unserer geographisch-politischen Lage zwingt." (Internationale Monatsschrift IX, 4. S. 218/9. 15. Nov. 1914.)

gemäß dem Gesetze, daß Mittel zum Zwecke leicht die Neigung verraten, sich zum Selbstzweck zu erheben, ein Zustand durchaus denkbar, daß der Militarismus in irgendeiner Form in einem Staatswesen allzu üppig überwuchert und so wie ein Druck auf wertvollen Organen des Kulturlebens eines Volkes lasten kann.

Der wahre deutsche Militarismus aber, die Idee des Volksheeres selbst, welche uns ein begeistertes Deutschtum hoher, herrlicher Zeiten geschenkt hat, ist eine so unvergleichlich sittliche und soziale, kurz, zugleich menschheitliche und deutsche Idee, daß der Militarismus wohl noch im Einzelnen vervollkommnungsfähig, aber im ganzen eine der großartigsten Betätigungen deutschen Volkstums und deutscher Volkskultur darstellt. Gerade das Volksheer mit dem es begründenden Gedanken der gleichen Berechtigung und Verpflichtung jedes einzelnen Volksgenossen legt das stärkste Band der Volksgemeinsamkeit um die Seele der Deutschen; gerade das Volksheer, d. h. unsere deutsche Form des Militarismus, ist seiner eigenen inneren Meinung nach und der Meinung seiner idealistischen Begründer nach ganz dazu angetan, den Zusammenhang zwischen nationaler Kultur und Militarismus nie abreißen zu lassen, wie das bei dem englischen Söldnersystem ohne weiteres eintritt. Wir meinen, gerade der deutsche Volksgeist, aus dem in größter Zeit das Volksheer geboren ist, wird schon dafür sorgen, daß der Militarismus nie zu einer Mißbrauchung führt, daß er nicht vergißt, daß das Heer nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Sicherung der staatlichen und kulturellen Existenzbedingungen Deutschlands ist. Waren nicht ein Scharnhorst, ein Gneisenau, ein Boyen, ein Clausewitz, ein Moltke nicht nur ausgezeichnete Sachkenner und Vertreter des Militarismus, sondern auch gleichzeitig ganz und gar durchdrungen von der tiefsten deutschen Volksgesinnung und Menschheitsbildung? Der deutsche Volksgeist wird gerade anläßlich dieses mit aller Volkskraft und aller Volksgemeinsamkeit geführten Weltkrieges wiederum als mächtiges Erlebnis in stärkster Bewußtheit hervorbrechen, er wird alle Auswüchse fortschneiden und den wahren, deutschen Militarismus im Sinne der alle Deutschen gleichmäßig verpflichtenden Forderung der Waffenerhebung und der Waffenübung, wenn das Vaterland ruft, gewaltig stärken. Kein Staat und kein Volk auf Gottes Erdboden vermögen ihrer geschichtlich erwiesenen Eigenart nach soviel Gewähr zu bieten, daß der von ihnen als der richtige anerkannte und eingeführte Militarismus niemals in einen Bloß-Militarismus ausarten wird, sondern sich allezeit als echter Kulturmilitarismus dartun wird. Vergleichen wir einmal! Der englische Militarismus beherrscht ein Viertel der Menschheit, und von besonderen Kultureinwirkungen englischer Art ist dabei im weiten englischen Kolonialgebiet nie etwas Besonderes merkbar geworden. Dagegen ist es unausdenkbar, daß nicht überall, wo deutscher Militarismus hinkommt — man schaue auf die deutschen Kolonien — sich auch deutsche Kultur mannigfach regt und betätigt. Darin erweist sich der größere Kultur- und Entwicklungsreichtum des deutschen Volkes und des deutschen Volkstums. Dieses selbe Volkstum bietet jedem Ver-

nünftigen jede Bürgschaft, daß es bei seiner seelischen Tiefe und Eigenart auch noch die echte, menschheitsgemäße Form des Militarismus in aller Fülle aus sich heraus darstellen wird. Ist nicht die Art, wie der Deutsche zum Militarismus kam, so unendlich bezeichnend? Während das Herrschaftsvolk des Altertums den Militarismus an sich hegte und pflegte, um ein unglaubliches und in sich unhaltbares Weltreich durch immer weiter um sich greifende Eroberung zu gründen, während Rom so ganz allmählich in die Rolle einer Hüterin der Weltkultur hineinwuchs, war der Entwicklungsgang in Deutschland genau umgekehrt. In Rom war erst der Körper da, und die Seele konnte nachher sehen, wo sie notdürftig unterkriechen konnte. Bei Deutschland war erst die Seele da, zuerst nur ein Weltreich des deutschen Geistes vorhanden, zuerst nur eine herrliche, menschheitsweite Nationalkultur zu erblicken. Nachher, fast zu spät, suchte diese unvergleichliche Seele den ihr geziemenden Leib, und es ist geradezu rührend zu sehen, wie erst die tiefste innere Not und die heischendste Schicksalsstunde dieser Seele ihren bescheidenen Körper fand und anwies. Und der Militarismus war das einzige Mittel, das Deutschland die lebensnotwendige organische Grundlage sicherte inmitten der europäischen Völker, die sich nur allzu sehr an das bequeme, scheinbar körperlose und rein geistige, ganz bedürfnislose Kulturvolk in ihrer Mitte gewöhnt hatten.

Dieses Deutschland, das zuerst seine Seele, dann seinen Leib gefunden hat, kann nie in einen uferlosen Imperialismus verfallen. Dieser Krieg, den es in heiliger Notwehr führt, wird hoffentlich seinen Einfluß auf die Weltkultur gewaltig stärken, wofür die Menschheit alle Ursache zur Dankbarkeit haben wird, doch einen neuen Weltstaat in der römischen oder britischen Art wird er keineswegs heraufführen. Vielmehr wird dieser Krieg, wie wir alle ersehnen, mit den unvernünftigen und kulturlosen Gebilden des vampyrartigen Imperialismus endgültig aufräumen. Es wird sich zeigen, daß nur dann ein Volk innerlich berechtigt ist, die ganze Welt mit Stahl und Opium und anderen Dingen monopolistisch zu versorgen und so sich unendlich zu bereichern, wenn an das Schiff des Kaufmanns, um mit Schiller zu reden, sich immer das Gute anschließt. Aus dem ganzen englischen Weltreich schlägt man kaum einen Funken menschlicher Kultur heraus; damit ist dies militaristisch-imperialistische Weltreich gerichtet.

Daß der Militarismus, diese unentbehrliche Staatsklammer, gerade in Deutschland sich nicht so leicht in einer nicht wünschenswerten Richtung entwickeln wird, dafür bürgt das gesamte seelische Gefüge des deutschen Volkstums, wie es sich gerade in der inneren Stellung des Deutschen zum Staate offenbart. Trotz aller Hegelei hat man in Deutschland den Staat nie als Selbstzweck empfunden, vielmehr hat man die Selbsterhaltung des Staates stets nur als gerechtfertigt angesehen durch die notwendige Selbsterhaltung der bestimmten, deutschen Nationalkultur, die, wie die Erfahrung immer wieder bewiesen hat, nur der nationale Staat gewährleisten kann. Wie dem wahren deutschen Idealismus

das Leben niemals an und für sich wichtig war, sondern nur als Mittel zur Annäherung an das Ideale, genau so ist in der warmen Idee des deutschen Volkstums immer die Meinung ausgesprochen, daß der Staat niemals an und für sich wichtig sei, sondern nur als Mittel der Darstellung einer volkhaften Kultur. Diese Meinung hat auch stets die Beziehung zwischen Volkstum und dem Militarismus, dieser Staatsnotwendigkeit, bestimmt. Die Lage Deutschlands in der Mitte Europas hat den Deutschen verhindert, in eine matte und egoistische Kulturseligkeit zu fallen, wie es den Bewohnern der neutralen Kleinstaaten so leicht widerfährt, und die harte Notwendigkeit von Staat und Militarismus zu verkennen, wie es selbst ein Geist von der Reife eines Jakob Burckhardt tut. Deutsches Volksgefühl und deutsches Volkstum andererseits bieten die schönste Gewähr, daß das deutsche Volk sich nie fortreißen läßt, die Bahn eines militaristisch-imperialistischen Taumels zu betreten. Nur Platz für unseren sich dehnenden Volkskörper und Raum für unsere sich reckende Seele brauchen wir. Eroberungssüchtige Maßlosigkeit liegt uns nicht. Außerdem hat der geschichtskundige Deutsche genügend von den Römern und Briten und den Schicksalen ihrer gierig zusammengeraubten Weltreiche lernen können.

Wir fassen zusammen, was dem Deutschen der Gegenwart klare Einsichtssache und treue Gewissensangelegenheit zugleich ist: Keine Menschheitskultur ohne Nationaldasein, kein Nationaldasein ohne Nationalkultur, keine Nationalkultur ohne Nationalstaat, kein Nationalstaat ohne Militarismus.

So mögen denn die Schurken und Dummköpfe aller möglichen Herkunft aufhören, Militarismus und Kultur auseinanderreißen zu wollen. Das deutsche Volk hat es bis jetzt immer noch am besten verstanden, jede Stufe einer notwendigen Menschheitsentwicklung in harmonischer Ausgleichung darzustellen. Es wird sich schon am Militarismus nicht übernehmen, es wird auch schon in den Militarismus den beseelten, treuen und wahrhaften Geist seines Volkstums hineinlegen, es wird auch auf diesem Gebiete der Menschheit ein neues Vorbild liefern. Der Sieg der deutschen Waffen wird deutsche Kultur und ihre Menschheitsweite auch den naiven Völkern, die nur nach dem Erfolge ausschauen, zum Bewußtsein bringen. So wird ohne Zweifel ein neues, gottgewolltes Kulturwerk durch die gesegneten deutschen Waffen verrichtet werden — auch in diesem Sinne werden Militarismus und Kultur sich nicht trennen lassen. Und mit Recht pflegen die Künstler unserer Zeit nicht allein die Geister eines Friedrich des Großen, eines Scharnhorst, eines Gneisenau, eines Moltke in dem stolzen Fahnenzuge unserer Heere mitziehen zu lassen, sondern auch die segnenden Gestalten eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller, eines Kant, eines Fichte. Denn Deutschlands gesammelte Kraft der Kultur, des Staates und des Volkstums ist jetzt in seinem Feldlager. Das werdet ihr merken, ihr Völker der Erde!

Dr. Paul Ostwald: Die Interessen des Vierverbandes im Mittelmeer.

Die geschickte und skrupellos geführte Politik eines Eduard VII. und eines Grey hat es fertig bekommen, die Großmächte Europas und Asiens zu einer Deutschland feindlichen Koalition zusammenzubringen. Sie alle haben, nachdem Rußland den Anfang gemacht und das Zeichen gegeben hatte, so wie es England wünschte, die Waffen gegen Deutschland und das ihm verbündete Österreich erhoben. Selbst den Bundesgenossen der Zentralmächte, Italien, ganz in sein Lager hinüberzuziehen, ist ihm schließlich gelungen. Man hat es in London trefflich verstanden, die Gegensätze, die zwischen manchen der jetzt koalierten Mächte bestanden haben und noch bestehen, durch die Hoffnung auf politischen wie wirtschaftlichen Gewinn durch die Vernichtung Deutschlands und Österreichs vorläufig zum Schweigen zu bringen. Doch sie sind damit keineswegs beseitigt. Die Entwicklung, welche die Dinge in Ostasien genommen haben, sind uns ja ein deutlicher Beweis dafür. Der einmal nun unternommene und freventlich begonnene Krieg zwingt eben die Mächte der uns feindlichen Koalition, nun weiterhin vorläufig zusammenzuhalten, wenn sie das begonnene Spiel nicht von vornherein verloren geben wollen. Ob aber diese Erkenntnis der Notwendigkeit bei einem weiteren so günstigen Verlauf des Krieges für Deutschland und seine Verbündeten überall die Oberhand behalten wird, ob die alten Gegensätze nicht doch früher sich wieder zeigen, als es unseren Feinden dienlich ist, das ist noch sehr die Frage. Eine solche große Gefahr nun, die dieser in Paris wie in London so sehr ausposaunten Einigkeit droht, liegt auch in der Stellung, die die einzelnen Mächte des Vierverbandes zum Mittelmeer einnehmen.

Das Mittelmeer hat durch den Suezkanal, der 1869 eröffnet wurde, die größte Bedeutung als Schiffahrtsstraße für den gesamten europäischen Verkehr erhalten. Ist doch dadurch der Weg, der nach Indien, Ostasien und Australien bis dahin um Afrika und das Kap der Guten Hoffnung herumführte, um ein ganz wesentliches Stück verkürzt worden. Wie gewaltig denn auch der Verkehr durch das Mittelmeer und den Suezkanal gestiegen ist, spiegelt sich am besten in den Zahlen der Dividenden wider, welche die Aktionäre bezogen haben. Hatte die Dividende noch 1875 nur 5 Prozent betragen, so stieg sie in den letzten Jahren auf 33 Prozent. Bei dieser Bedeutung aber, die das Mittelmeer als Zufahrtsstraße zu zwei Ozeanen gewonnen hat, ist es selbstverständlich, daß auch die europäischen Staaten, die an ihm lagen, hier an Macht und Einfluß zu gewinnen suchten. Wie schon im Altertum und im Mittelalter, so steht seit 1869 die Mittelmeerfrage wieder im Brennpunkt der europäischen Politik. An ihrer

Lösung sind gerade die Staaten des Vierverbandes in verschiedenster Hinsicht und mit den verschiedensten Absichten beteiligt.

Obwohl England nicht selbst am Mittelmeer liegt, so hat es doch schon früh begonnen, sich hier durch Besetzung wichtiger Punkte an der Küste Einfluß zu verschaffen, um seinen Handel nach dem Orient zu schützen. Seit dem Frieden von Utrecht (1773) beherrscht es von Gibraltar aus den Eingang zum Mittelmeer, seit 1800 beherrscht es durch den Besitz von Malta den Ausgang aus dem westlichen ins östliche Meeresbecken. Im Ostbecken des Meeres, das durch den Suezkanal von großer Wichtigkeit wurde, verstärkte England sofort seinen Einfluß. Es besetzte 1878 Cypern. Den Kanal selbst wußte es durch einen geschickten Finanzkoup so gut wie ganz dem englischen Einfluß zu sichern. Durch Vorschüsse, die England dem damaligen, sich stets in Geldverlegenheiten befindlichen Khediven gewährte, brachte es sich in den Besitz der bedeutenden Aktienbestände des Fürsten in Höhe von vier Millionen Pfund Sterling. Damit war das ursprünglich rein französische Unternehmen in Englands Hände gekommen. Man hatte eben in London die politische wie wirtschaftliche Bedeutung dieses Kanals rechtzeitig erkannt und darum alle Mittel und Hebel in Bewegung gesetzt, die Früchte der von den Franzosen geleisteten Arbeit in erster Linie selbst zu ernten. Die Eroberung Ägyptens 1882 hat ja dann diese Herrschaft Englands über den Suezkanal noch weiterhin ganz bedeutend verstärkt. Zwar ist die Neutralität des Kanals feierlich garantiert, aber wie wenig England sich um solche Abmachungen kümmert, das erfahren wir ja in diesem Weltkriege zur Genüge. Nur mit Englands Erlaubnis können eben Schiffe den Kanal passieren.

Das Interesse nun, das England am Mittelmeer hat, wird aus der Lage und Größe seiner Machtgebiete ohne weiteres ersichtlich. Abgesehen von Ägypten, das für England auch wirtschaftliche Bedeutung hat, handelt es sich nur um Stationen, die der englischen großen Flotte Stützpunkte gewähren sollen. England hat sich durch diese Stützpunkte für seine Kriegsflotte, durch die Beherrschung der Zugänge zum Mittelmeer die Aufsicht über die wichtigste Verkehrsstraße der Welt sichern wollen, über die Verkehrsstraße, die das Mutterland am schnellsten mit den Tochterstaaten Indien und Australien verbindet. Es kommt England also nicht auf Landerwerb an den Küsten des Mittelmeers an. Solange nicht durch eine allzu bedeutende Vereinigung von Küstenbesitz in einer Hand die Beherrschung der Seestraße für England gefährdet wird, solange ist ihm die Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeer gleichgültig.

Frankreich ist durch seine eigene Mittelmeerküste selbstverständlich in starker Weise für dieses Meer interessiert. Seine geographische Lage hat es dazu veranlaßt, auf das gegenüberliegende Afrika hinüberzugreifen. Um 1830 besetzte es Algier und erweiterte allmählich diesen Besitz immer mehr nach dem Innern zu. 1882 nahm es Grenzverletzungen gegen Algier zum Vorwand, um auch Tunis zu okkupieren. Auch in Marokko ging man ungefähr von 1880 ab daran,

den politischen und wirtschaftlichen Einfluß Frankreichs so zu stärken, daß auch dieses Land dem französischen Kolonialgebiete eingefügt werden konnte. Das ist ja denn auch schließlich trotz des Einspruches von Deutschland in Algeciras 1906 und in Agadir 1911 erfolgt.

So ist Frankreich die das Westbecken des Meeres völlig beherrschende Macht geworden. Die Wut und der Zorn aber, den man in Paris über die Besetzung von Tripolis durch Italien empfand, belehren uns darüber, daß Frankreich nach mehr strebt. Es möchte die Nordküste Afrikas überhaupt und zusammenhängend beherrschen, um so auch im Ostbecken Einfluß zu gewinnen. Hier ist es nämlich vor allem in Syrien wirtschaftlich stark interessiert.

Italien ist durch seine geographische Lage ganz und gar auf das Mittelmeer angewiesen. Nach zwei Seiten hin gehen seine Interessen in diesem Meere in erster Linie: nach der Herrschaft in der Adria und nach der Beherrschung des mittleren und östlichen Teiles des Meeres. Die Erwerbung von Triest ist schon ein Wunsch, dem wir seit den Einheitskämpfen dieses Landes begegnen, und der bis heute unerfüllt geblieben ist. Die transadriatischen Pläne treten vor allem seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervor und gewannen durch die Heirat des jetzigen Königs Viktor Emanuels III. mit der Fürstentochter von Montenegro ganz besondere Förderung. Vor dieser Zeit ist von einem Fußfassenwollen auf dem gegenüberliegenden Küstengebiet kaum die Rede. Bezeichnend dafür ist die Antwort des späteren Ministerpräsidenten, Francesco Crispis, die er in Gastein in einer Unterredung am 17. September 1877 Bismarck gab. Als nämlich Bismarck Crispi über die nicht unwahrscheinliche und fast als sicher zu erwartende Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich damit beruhigen wollte, daß Italien ja Albanien nehmen könnte, da antwortete dieser: „Eine Provinz an der Adria genügt uns nicht; wir würden nicht wissen, was wir damit anfangen sollten." Vergleicht man mit dieser Antwort Crispis die Albanienfrage der letzten Jahre und Italiens augenblickliche Absichten, dann hat man den Unterschied der Zeiten und sieht, wie sehr sich die Ziele der italienischen Politik hier verschoben haben.

Ein Hinübergreifen nach Afrika und ein Streben, dort die gegenüberliegenden Küsten zu kolonisieren, finden wir bald nach der erfolgten Einigung des Landes. Vor allem suchte man von Sizilien aus über die Straße von Pantellaria den afrikanischen Boden auf. In dem heutigen Tunesien und Tripolitanien siedelten sich die Italiener in Scharen an und drückten manchen Städten geradezu den Charakter auf. Diese beiden Küstengebiete waren eben natürliches Siedlungsland für Italien, und wenn die italienische Politik zur Zeit des Berliner Kongresses nicht gar so wankelmütig gewesen wäre, dann hätte es sich damals Tunis sichern können. Weder in Berlin, noch in London hatte man etwas dagegen. Doch statt die Unterstützung der beiden Großmächte anzunehmen, verließ man sich in Rom auf Frankreich, und gerade dieser Freund sollte es dann sein,

der Tunis lieber für sich nahm. Tripolis nahm sich Italien 1911, zur Zeit der Marokkokrise. Es war ihm von Frankreich und England schon längst zugesichert worden, doch hatte immer die passende Gelegenheit gefehlt, um zuzugreifen. Mit Tripolis zugleich besetzte Italien zwölf Inseln in der Ägäis, vor allem das wichtige Rhodos; zwar versprach es, diese Inseln wieder herauszugeben, doch wird es im Ernst wohl nie daran gedacht haben. Die Grundlagen für eine Ausdehnung des italienischen Imperialismus im Mittel- und Ostbecken des Meeres waren dadurch geschaffen.

Rußland endlich ist bisher über Wünsche in bezug auf das Mittelmeer noch nicht hinausgekommen. Weder seine kriegerischen Unternehmungen gegen die Dardanellen und Konstantinopel, noch seine panslawistischen Pläne auf dem Balkan haben zu irgendeinem Ergebnis geführt. Mit welcher Energie aber die Russen es erreichen wollen, eine Mittelmeermacht zu werden, das zeigen ihre zahlreichen Türkenkriege und der augenblickliche Weltkrieg*). Wenn auch Rußland nicht Mittelmeermacht ist, so haben wir doch gerade wegen seines energischen Wunsches, eine solche zu werden, in der Politik mit ihm zu rechnen.

Versuchen wir nun auf Grund dieses kurzen Überblicks, den wir uns über die Stellungen und Interessen einer jeden der Vierverbandsmächte in bezug auf das Mittelmeer gegeben haben, die besonderen Gegensätze zu erklären. Wir können als Folgerung aus dem oben Gesagten drei Gruppen von einander kreuzenden Interessen feststellen: erstens England und Frankreich, zweitens England und Rußland und drittens Frankreich und Italien.

Es liegt in der Natur der Sache, wenn Frankreich als älteste der am Mittelmeer liegenden Großmächte und bei seinem großen nordafrikanischen Kolonialbesitz von dem Streben erfüllt ist, das Mittelmeer ganz zu beherrschen. Es muß infolgedessen in den schärfsten Gegensatz zu England kommen, das ein solches Übergewicht Frankreichs wegen der Sicherung des Seeweges nach Ägypten und Indien nicht dulden kann. Dieser Gegensatz ist denn auch in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in aller Schärfe hervorgetreten. England hat das geeinigte Italien gern zur See beschützt, um ein Gegengewicht gegen Frankreich zu schaffen. Als Crispi 1877 in London war, antwortete ihm deshalb Gladstone: „Ich versichere Sie, daß im englischen Volke alle Sympathien auf Ihrer Seite sind." Aus dem gleichen Grunde wünschte man ja deshalb auch in London, daß Italien Tunis nehmen sollte, und hatte gegen eine Besetzung von Tripolis von vornherein nichts einzuwenden. So hat England jederzeit alles getan, um Italien zu fördern. Konnte doch diese Macht niemals gefährlich werden, konnte Italien doch niemals sich eine Flotte bauen, die England hätte zu fürchten brauchen. Doch dieser Gegensatz Englands zu Frankreich hörte auf, als Frankreich 1898 in Faschoda nachgab und das gesamte Stromgebiet des Nil

*) Vergl. meine Arbeit: Rußland und wir, Nord und Süd, Maiheft 1915.

als englischen Besitz anerkannte. Hierdurch gestand Frankreich seine Schwäche England gegenüber ein und wurde dessen Gefolgsmann. 1904 wurde dann zwischen beiden Mächten sogar die „entente cordiale" geschlossen. Frankreich fügte sich eben ganz den Wünschen Englands, seine Machtstellung im Mittelmeer hing seither von der Gnade Englands ab. Ja, es ist zeitweilig sogar mit seiner Flotte der englische Interessenvertreter gewesen. Daß trotzdem die Wünsche Frankreichs, im Mittelmeer die erste Rolle zu spielen, nicht ganz zum Schweigen gebracht sind, bezeugen die Erklärungen des Marineministers Gauthier am 20. April 1914. Gauthier nämlich sagte damals, daß er nicht nur alle vorhergesehenen Schiffsbauten zur vorbestimmten Zeit in Angriff nehmen lassen werde, sondern daß er auch mit größter Aufmerksamkeit die Seerüstungen der anderen Staaten verfolgen und nicht zögern werde, gegebenenfalls vom Parlament eine neue Anstrengung zu verlangen, um Frankreich die unbestreitbare Herrschaft im Mittelländischen Meere zu wahren. Doch werden das Worte bleiben. Frankreich wird nach dem Kriege noch weniger als vorher in der Lage sein, England gegenüberzutreten. Es wird sich ihm auch weiterhin fügen.

England und Rußland dagegen werden sich in ihren Mittelmeerinteressen weniger leicht einig werden können. England hat von jeher mit Recht gefürchtet, daß seine Herrschaft im Mittelmeer in eine gefährliche Lage kommt, sobald Konstantinopel zum Zarenreich gehört. Es hat daher bis zu diesem Kriege alle Versuche Rußlands, bis an die Dardanellen vorzudringen, auf das Entschiedenste bekämpft. Ich erinnere nur an den Krimkrieg und an den russisch-türkischen Krieg 1876/77. Heute sehen wir allerdings Russen und Engländer gemeinsam die Türkei bekämpfen. Die Erklärung dafür liegt eben in der für England an erster Stelle stehenden Niederkämpfung Deutschlands. Ob England dann aber wirklich im Falle eines Sieges Rußland als unbeschränkten Beherrscher der Dardanellen dulden würde, ist noch sehr die Frage. Auf jeden Fall hat England Lemnos und Imbros besetzt, um von hier aus die Dardanellen beherrschen zu können. So darf uns denn der gemeinsam geführte Kampf nicht über die vorhandenen Gegensätze hinwegtäuschen; sie würden sich sofort geltend machen, wenn unsere Feinde bessere Erfolge als bisher erzielen würden. Doch wird die tapfere Türkei ja dafür sorgen, daß es beim Streiten um das Fell des unerlegten Bären bleibt.

In Rom wie in Paris hat man nach dem vollzogenen Beitritt Italiens zum Dreiverband große Worte gemacht von dem gemeinsamen Kampf der Schwesternationen für Kultur und Freiheit und hat an die Schlachten von Magenta und Solferino erinnert, in denen sardinisch-französische Truppen gegen Österreich siegreich fochten. Genau so wenig, wie das Gefasel und die Rederei von einem Kampf für Kultur und Freiheit irgendwie berechtigt auf der Seite unserer Gegner ist, genau so hat man verschwiegen, daß die beiden Nationen, Frankreich und Italien, sich trotz aller Rassenverwandtschaft bisher als Rivalen gegen-

über gestanden haben. Wenn ein Napoleon III. wirklich dem sardinischen König gegen Österreich half, so war es doch nicht seine Absicht, ein einheitliches Königreich Italien erstehen zu lassen. Der Vorfriede zu Villafranca, der dann im Oktober 1859 in Zürich seine Bestätigung fand, belegt das ja auf das deutlichste. Trotz der Siege, die die Italiener gegen Österreich erfochten hatten, blieb dieses doch im Besitze von Venetien, und statt des gewünschten und ersehnten einigen Italiens sollte nach Napoleons Absicht ein italienischer Staatenbund entstehen. Ein einiges Italien konnte eben für Frankreich im Mittelmeer gefährlich werden, ein italienischer Staatenbund bedurfte dagegen des Schutzes von Frankreich. Obwohl dann auch das geeinte neue Königreich sich immer zu Frankreich gerade hingezogen fühlte, obwohl es nach wie vor aus Paris sich seine Direktiven holte, nahm Frankreich ihm doch Tunis fort, auf das Italien, wie wir oben sahen, den meisten Anspruch zu haben meinte. Dadurch, daß Frankreich Tunis besetzte, hinderte es Italien in seiner natürlichen Mittelmeerexpansion ganz bedeutend. Auch militärisch geriet Italien dadurch in eine schlimme Lage Frankreich gegenüber. Das wird so recht beleuchtet durch einen Brief des damaligen italienischen Botschafters in Berlin, de Launay. Es heißt darin: „Es ist klar, daß wir nicht gestatten können, das die Regentschaft Tunis eine französische Provinz werde, um gelegentlich als Operationsgebiet zu dienen, sei es, um ein Eindringen in unser Gebiet vorzubreiten, sei es, um im Falle eines Krieges die Bewegungsfreiheit Italiens auf dem Mittelmeer zu behindern. Frankreich engt uns schon genügend mit Savoyen, Nizza, dem hohen Delfinat, Korsika usw. ein, als daß wir zugeben könnten, daß es sich noch andere strategische Stellungen zu unserem Schaden schaffte." Die Folge dieser groben Verletzung der italienischen Interessen war ja dann auch der Beitritt Italiens zum Zweibund Deutschland-Österreich, der seit 1879 bestand. Obwohl sich dann nach 1898 die gegenseitigen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien wieder besserten, zeigt die Tripolisfrage uns doch, daß Frankreich jede Machtvergrößerung Italiens im Mittelmeer nicht nur mit scheelen Augen ansieht, sondern auch zu hindern sucht. Jedenfalls hat Frankreich nach 1911 versucht, mit Spanien eine Art Rückversicherung zu schließen, um dieses Land gegen Italien zu gewinnen. Sehr weit scheinen allerdings Poincaré und Pichon damit nicht gekommen zu sein. Gewiß kämpfen heute die beiden Schwesternationen auch gemeinsam gegen uns, aber das wird nicht hindern, daß man in Paris ein scharfes Auge auf Italien und die Stärkung seiner Macht im Mittelmeer haben wird. Es wird durchaus im Sinne und nach dem Wunsche Frankreichs sein, wenn jetzt die Montenegriner in Albanien eingezogen sind, und wenn die Serben heftigen Protest dagegen erhoben haben, daß Italien sich in Albanien festsetzen will. Frankreich hat es bisher in geschickter Weise immer verstanden, durch das Betonen der Rassezugehörigkeit und die Erinnerung an „die Hilfe" bei der Aufrichtung des Königreichs Italien auf seine Seite zu ziehen, um es dann auszunutzen oder gar zu betrügen. Es wird

Italien diesmal nicht anders ergehen; von Frankreich hat Italien nichts zu erwarten, trotz aller Versprechungen, die ihm vielleicht gemacht worden sind.

Wie der Ausgang des Weltkrieges die Dinge im Mittelmeer gestalten wird, das müssen wir vorläufig noch der Zukunft anheimstellen. Soviel aber erscheint doch als sicher, daß die Macht, die bisher dort für die schwächste galt, die nur von Europas Gnaden lebte, daß die Türkei sich nicht nur wird zu erhalten wissen, sondern für die Zukunft als bedeutender Machtfaktor im Mittelmeergebiet wird zu rechnen sein. Auch wird der Krieg, sobald wir ihn mit unseren Verbündeten siegreich weiter durchhalten, sicher die Herrschaft Englands über den Suezkanal beseitigen. Die Freiheit dieser Meeresstraße von Gibraltar bis Aden für alle Zeiten sicherzustellen, das hat sich als eine Notwendigkeit ersten Ranges erwiesen. Eine Stärkung irgendeiner Macht des Vierverbandes im Mittelmeer wird daher nicht eintreffen, soviel sie auch von jeder erhofft und erstrebt wurde, wohl aber das Umgekehrte. Uns soll und kann es nur recht sein; denn eine Stärkung Österreichs und der Türkei im Mittelmeer ist auch für uns Deutsche von allergrößter Bedeutung. Wir haben im Mittelmeergebiet und in Kleinasien starke wirtschaftliche Interessen. Hoffen wir deshalb, daß unsere Gegner auch hier eine völlige Enttäuschung erleben!

Wilhelm Kestranek,

Präsident des Verwaltungsrates der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft und Generaldirektor der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft:

Die österreichische Eisen- und Kohlen-Industrie im ersten Jahre des Weltkrieges.

Nach einer langen Zeit lähmender Schwüle, die der österreichischen — durch allerlei im Lande herrschende Verhältnisse ohnehin gehemmten — Volkswirtschaft schließlich den Atem völlig benahm, fuhr plötzlich der Feuerstrahl des Kampfrufes gegen Serbien nieder und nach ihm in betäubender Folge die Blitze der zahllosen weiteren Kriegserklärungen. Es folgte zunächst ein Moment vollständiger Erstarrung des wirtschaftlichen Organismus. Man stand vor ungeahnten, unfaßbaren, in ihren Folgen nicht ermeßbaren, nie dagewesenen Ereignissen. Es fehlte jede Erfahrung für die Beurteilung des Kommenden. Man hatte in den letzten Jahrzehnten wohl die Wirkung von Kriegen zwischen zwei Staaten mannigfach beobachten können; aber jetzt stand man vor einem Weltbrand, und es fehlte jeder Maßstab, um seine Folgen auf die Volkswirtschaft der in den Streit Verwickelten wie auch auf den gesamten Weltverkehr ermessen zu können. Der eine meinte

angesichts der ungeheuren Anspannung aller Kräfte, welche die großen Heeresmassen und die modernen Kampfmittel mit sich bringen, daß ein solcher gigantischer Kampf nicht länger als wenige Monate währen könne, während der andere im Hinblick auf die Bitterkeit des Streites und die weiten Ziele desselben glaubte, sich auf eine Dauer von Jahren gefaßt machen zu müssen.

Allmählich wich indessen die erste Erstarrung, der Wirrwarr von Meinungen löste sich, und es setzte nach und nach das wirtschaftliche Getriebe wieder ein. Es war so, wie wenn plötzlich in einen Ameisenhaufen gestochen wird: zuerst ein zielloses Durcheinanderlaufen der erschreckten und verwirrten kleinen Baumeister, bald darauf das Wiedereinsetzen des planmäßigen Wiederaufbaues und des gewohnten regelmäßigen Treibens.

Im ersten Kriegsmonat, im August 1914, stockte zunächst naturgemäß die Gütererzeugung, da eine große Zahl der an ihr teilnehmenden Kräfte zu den Fahnen gerufen wurde und der Aufmarsch der Heere das einzige, im modernen Wirtschaftsleben in Betracht kommende, Verkehrsmittel: die Eisenbahnen, fast ausschließlich in Anspruch nahm. Insoweit die an der Produktion Teilnehmenden nicht selbst dem Kampfrufe Folge zu leisten hatten, waren sie vielfach durch die Mithilfe an der Ausrüstung der ins Feld Ziehenden und durch die Neuordnung der Familienverhältnisse in der Arbeitsleistung gestört. — Dazu kam, daß bei Ausbruch des Krieges so manche Bodenprodukte noch nicht eingeheimst und die Felder zu bestellen waren, und im ersten Augenblick ein Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern befürchtet wurde. Dies veranlaßte einzelne Hüttenwerke und Kohlenzechen, bewegt auch von der Furcht, ihren Arbeitern in der nächsten Zukunft nicht genügend Beschäftigung bieten zu können, diesen nahezulegen, Betätigung in der Landwirtschaft zu suchen. Gar bald zeigte es sich aber, daß die Inanspruchnahme der Eisenhütten und Kohlengruben derartig anwuchs, daß die beurlaubten Arbeiter zurückberufen werden mußten. Um die, sowohl für die Heeresverwaltung selbst, als auch für die allgemeine Volkswirtschaft so überaus wichtigen Stoffe, wie Eisen und Kohle, sicherzustellen, wurden die zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeitskräfte in weiterer Folge vom Kriegsdienst enthoben und dadurch die Möglichkeit zur äußersten Ausnützung der Leistungsfähigkeit der Anlagen geboten. — Das durch die Kriegführung hervorgerufene Bedürfnis an Eisen und Stahl stellte sich in der vielfältigsten Gestalt ein. Wenn auch den angeforderten Eisenfabrikaten, insoweit sie nicht von der Kriegsverwaltung selbst zur Bestellung gelangen, zumeist nicht anzusehen ist, welchen Zwecken sie zu dienen haben, so fließt doch heute fast die gesamte Eisenerzeugung schließlich und endlich den Zwecken des Heeres zu. Es begann die Lieferung von Drähten und Stäben für die Stacheldrahthindernisse; es setzte in immer wachsendem Umfange die Lieferung von Stahl für die Erzeugung von Geschossen ein, es folgte die Lieferung von Bajonett- und Säbelstahl, von Trägern für Befestigungsbauten, von Stahlblechen für Schutzschilde, für Protz- und Munitionskasten, für Pontons und

für Spaten, es wurden Grubenschienen und Schwellen für Feldbahnen angefordert, Walzeisen für Feldbetten, Weißbleche für Konservenbüchsen, Feinbleche für Menageschalen und für Feldküchen, Wellbleche für kugelsichere Unterstände und Baracken, Eisenketten aller Art, Reifen für die Räder der Trainfuhrwerke, ungeheure Mengen von Hufeisen und Hufnägeln usw. Dann folgten die ausgedehnten Bauten für die Unterbringung Verwundeter und Gefangener; es entstanden förmlich große Städte mit allen Erfordernissen der modernen Hygiene, ausgestattet mit Telephonleitungen, Lichtanlagen, Wasserleitungen, Kanalisation und Ähnlichem — alles gipfelte in dem Verbrauch von Eisen. Es stellte sich sodann der Bedarf an eisernen Öfen ein, nicht nur für die erwähnten Unterkünfte, sondern auch für die, teilweise zu behaglicheren Wohnräumen ausgestalteten Schützengräben. Weiter erforderte der Winter eine Unzahl von Schlitten mit eisernen Beschlägen. Die Eisenbahnanlagen wurden vielfach erweitert, Verladerampen mit eiserner Bedachung geschaffen, es wurden Eisenbahnwagen und Lokomotiven in großer Anzahl in Bestellung gegeben, und schließlich wurde das Eisen, soweit als tunlich, herangezogen, um als Ersatz für kostbarere und spärlichere Metalle, wie Messing, Kupfer usw., im Kleinen wie im Großen zu dienen. So wird die kleine Patronenhülse für das Infanteriegeschoß heute aus Stahl gemacht, so wie letzterer auch das Kupfer für die großen Feuerbüchsen der Lokomotiven ersetzt.

Alle diese, wahllos genannten und nur beispielsweise angeführten, den Bestellungsbüchern der Eisenindustrie zufließenden Quellen von kleinerer oder größerer Ergiebigkeit haben den Auftragsbestand der österreichischen Eisen- und Stahlwerke so gehoben, daß in den letzten Monaten sogar größere Absatzziffern zu verzeichnen waren, als in den dem Kriegsausbruch vorangegangenen Zeitabschnitten. Von den kartellierten Eisenwerken Österreichs wurden an Eisen-Halbfabrikaten, an Stab- und Fassoneisen, Trägern, Grobblechen und Feinblechen, Schienen mit zugehörenden Schienenverbindungsmitteln, gezogenen Drähten, Drahtstiften und schmiedeeisernen Röhren während der ersten zehn Monate der Kriegszeit, d. i. vom 1. August 1914 bis Ende Mai 1915, 7 275 000 Meterzentner der genannten Erzeugnisse im Inlande zum Absatz gebracht, gegen 8 190 000 Meterzentner während des korrespondierenden Zeitabschnittes vom Anfang August 1913 bis Ende Mai 1914. Diese Ziffern zeigen immerhin einen Ausfall von 915 000 Meterzentnern, es entfällt jedoch mehr als die Hälfte dessen, nämlich 497 000 Meterzentner, auf den ersten Kriegsmonat August 1914 allein. Von da an wuchs der Absatz ununterbrochen, und es zeigen sich schon vom Jänner dieses Jahres angefangen sogar höhere Absatzziffern als in den entsprechenden Monaten des Jahres 1914, was folgende Gegenüberstellung dartut:

Inländischer Absatz der kartellierten österreichischen Eisenwerke an Eisen-Halbfabrikaten, an Stab- und

Fassoneisen, Trägern, Grob- und Feinblechen, Schienen mit zugehörenden Schienenverbindungsmitteln, gezogenen Drähten, Drahtstiften und schmiedeeisernen Röhren:

Monat:	1914 Meterzentner	1915 Meterzentner
Jänner	783 000	791 000
Februar	800 000	845 000
März	1 078 000	1 105 000
April	941 000	990 000
Mai	955 000	808 000

Die Verminderung des Absatzes im Monate Mai ist wohl eine vorübergehende, die ihre Ursache in der Verkehrsstockung unmittelbar nach Ausbruch des italienischen Krieges während der letzten Tage des Monates Mai hatte. Tatsächlich sind die österreichischen Hüttenwerke andauernd bis an die, durch die verfügbaren Arbeitskräfte gegebene, Grenze ihrer derzeitigen Leistungsfähigkeit beschäftigt.

Die Roheisenproduktion hat bereits die Höhe von 90 Prozent des normalen Ausmaßes erreicht, während die Erzeugung von Stahl bis auf die volle normale Höhe angewachsen ist, ja diese zum Teil bereits überschritt. So ist die Eisen- und Stahlindustrie Österreichs in der Lage, den durch die Kriegsbedürfnisse gesteigerten Anforderungen unverkürzt entsprechen zu können. Es mag hierbei daran erinnert werden, daß die Monarchie in den letzten Jahren eine Einfuhr von Eisenerzen bis zur Höhe von 9 400 000 Meterzentner hatte (wovon der größte Teil, nämlich mehr als 7 Millionen Meterzentner, aus Schweden kam), der eine Ausfuhr von einer Million Meterzentner gegenüber stand. Trotz der Unterbindung der Einfuhr von Erzen vermochten die österreichischen Hochofenwerke, unter weitestgehender Heranziehung der heimischen Erzlagerstätten, ihre Erzeugung, wie erwähnt, nahezu auf das normale Ausmaß zu heben. Dabei muß betont werden, daß die Monarchie im Durchschnitt der letzten Jahre 9 Millionen Meterzentner Koks, und zwar nahezu zur Gänze aus Deutschland, einführte, während ungefähr 3,5 Millionen Meterzentner Koks zur Ausfuhr gelangten. Es war also die Differenz von 5,5 Millionen Meterzentner durch Bezüge aus dem Auslande zu decken. Dank dem Umstande, daß die für die inländische Koksproduktion allein in Betracht kommenden Steinkohlengruben und Koksöfen des Ostrau-Karwiner Kohlenrevieres in vollem Betriebe bleiben konnten, und dank dem Umstande, daß die sich auch in der jetzigen Zeit so glänzend bewährenden deutschen Eisenbahnverwaltungen die Zufuhr des aus dem Deutschen Reiche kommenden Koks unausgesetzt glatt abwickelten, blieben die Hochöfen der Monarchie von jeder Betriebsstörung verschont und vermochten fortgesetzt ihre Erzeugung zu steigern. Der klaglosen Erfüllung der an die Hüttenwerke gestellten

Anforderungen kam auch zustatten, daß die Ausfuhr an Eisen- und Stahlfabrikaten allmählich auf ein Mindestmaß zurückging, so daß die gesamte Erzeugung dem Inlande erhalten blieb. Die Monarchie hatte im Jahre 1913 eine Gesamtausfuhr an den vorerwähnten gewalzten Eisenfabrikaten einschließlich der gezogenen Drähte, Drahtstiften und schmiedeeisernen Röhren von 710 000 Meterzentner, dagegen eine Einfuhr von 450 000 Meterzentner; im vorausgegangenen Jahre 1912 eine Ausfuhr von 670 000 Meterzentner und eine Einfuhr von 570 000 Meterzentner zu verzeichnen.

Wie sehr in der letzten Zeit vor Ausbruch des Krieges die österreichische Eisenindustrie infolge der Stagnation der industriellen Tätigkeit im Inlande dazu gedrängt wurde, Absatz im Auslande zu suchen, erhellt daraus, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1914 an den mehrgenannten Erzeugnissen 710 000 Meterzentner, also ebensoviel, als im ganzen Jahre 1913, ausgeführt und 200 000 Meterzentner eingeführt worden sind.

Die Stahlwerke Österreichs vermochten die volle Höhe ihrer normalen Erzeugung zu erreichen und zu erhalten, trotz der Knappheit mancher für die Stahlerzeugung notwendiger Stoffe. Man lernte rasch, mit dem Verfügbaren hauszuhalten, für das Ersetzbare Ersatz zu finden und alle im Lande vorhandenen, bisher unbeachteten oder nicht voll ausgenützten Hilfsquellen zu erschließen. So wurde beispielsweise die für die Stahlerzeugung heute als unentbehrlich angesehene Legierung des Ferromangans, zu deren Erzeugung man fast ausschließlich auf die Verwendung der kaukasischen Manganerze angewiesen schien, sichergestellt durch den ökonomischen Verbrauch der noch vorhandenen großen Vorräte an fremdländischen Manganerzen und durch Heranziehung der im Inlande befindlichen Lagerstätten von solchen Erzen.

Die österreichische Eisenindustrie, sowie auch die Kohlenindustrie bekundete in diesen Zeiten, gleich den Schwesterindustrien im Deutschen Reiche, gegenüber den geänderten Verhältnissen ein außerordentliches Anpassungsvermögen. Die Kohlenwerke haben trotz der erheblichen Verminderung des Arbeiterstandes Förderungen erreicht, die an den Umfang der normalen Leistungen heranreichen, ja in einigen Revieren, wie beispielsweise dem Kladnoer Steinkohlenrevier, diese noch übertroffen haben, wiewohl sich auch hier naturgemäß Hemmungen einstellten. So mußten beispielsweise die Kohlenzechen auf die Verwendung von Dynamit und hochbrisanten Sprengstoffen verzichten; aber alsbald boten die leistungsfähigen inländischen privaten Erzeugungsstätten von Sprengstoffen Ersatz durch andere wirksame Sprengmittel. Dank dieser Mithilfe der beteiligten Industrien, dank der Verfahrung von Überschichten durch die Bergarbeiter und infolgedessen, daß die Arbeitskräfte vielfach nur produktiven Leistungen unter Fortfall aller unnötigen Vorrichtungs- und Nebenarbeiten zugeführt werden konnten, waren die Kohlenbergbaue in die Lage versetzt, ihre Erzeugung so weit zu steigern, daß allen Anforderungen entsprochen werden konnte. Zeitweise

Hemmungen entspringen nur den vorübergehenden Einschränkungen des Eisenbahnverkehrs.

Die bisher bekundete Leistungsfähigkeit der österreichischen Volkswirtschaft im allgemeinen und der Eisen- und Kohlenindustrie im besonderen stärkt die Zuversicht für ein erfolgreiches Ende dieses gewaltigen Völkerringens — eine Zuversicht, die dem Urquell des Vertrauens auf das siegverheißende Heldentum unserer tapferen Soldaten und deren von uns bewunderten Mitkämpfer entspringt.

Professor Dr. Hermann Levy: Kriegsgetreideorganisation im Frieden?

So sehr aller Grund vorliegt, kriegswirtschaftliche Erfahrungen und Organisationen bezüglich ihrer Verwertbarkeit für die Friedenswirtschaft mit allergrößter Vorsicht zu behandeln, verleitet anscheinend doch immer wieder diese oder jene Entwicklung, welche unsere Wirtschaft im Kriege genommen hat, zu voreiligen und daher gefahrvollen Schlußfolgerungen. Vor allem taucht immer wieder der Gedanke auf, daß die eigenartige und ungewöhnliche Regelung unseres Brotgetreideverkehrs im Kriege eine Bedeutung habe, die weit über den Ausnahmezustand des Krieges hinausgreife und auch die friedliche Volkswirtschaft vor eine prinzipielle Umwälzung stellen werde. In einem Aufsatz von Eduard Fischer wird in den „Sozialistischen Monatsheften" unter dem Titel „Die Sozialisierung des Brotes" geradezu davon gesprochen, daß die jetzige Regelung des Brotgetreideverkehrs „nicht durch Zufall entstanden, sondern ein Ergebnis langer Entwicklung" sei, und daß es eine durchaus natürliche Entwicklung sei, daß beim Brote durch die Kriegsnot eine Einrichtung des Sozialismus zum Durchbruch gelangte, die ihrer ganzen Richtlinie nach schon in der bisherigen freien, aber kapitalistischen Entwicklung der Volkswirtschaft gelegen habe.

Es soll hier keineswegs erörtert werden, ob wir das Kriegsgetreidemonopol in der Friedenszeit behalten wollen oder, besser gesagt, behalten können. Eine Schlüssigmachung hierüber setzt Untersuchungen und Feststellungen auf breitester Basis voraus, die hoffentlich auch beginnen werden, sobald der Zeitpunkt für eine Demobilisierung unserer Kriegswirtschaft gekommen ist. Was jedoch Veranlassung bietet, sich schon heute mit der Frage der „Sozialisierung" des Brotes zu befassen, ist die Tatsache, daß zur Begründung dieser Forderung heute vielfach

kriegswirtschaftliche Organisationen selbst einer durchaus nicht immer den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Beurteilung unterzogen werden.

Es liegt vielleicht etwas zunächst Einleuchtendes in der Behauptung, daß gewisse kriegswirtschaftliche Organisationen, wie z. B. auch die Kriegsgetreidegesellschaft und das jetzige Kriegsgetreidemonopol, die Fortbildung einer im Endverlaufe auf Monopolisierung gerichteten wirtschaftlichen Entwicklung seien, und daß sie ohne unsere großen Unternehmungen und Betriebe nicht hätten geschaffen werden können. Für den Sozialisten oder Staatssozialisten ganz besonders gewinnen jene zentralisierten kriegswirtschaftlichen Unternehmungen eine Bedeutung, wenn man sie nicht als das Ergebnis des Zufalls, sondern als die notwendige Fortentwicklung einer schon im Frieden stark konzentrierten, monopolistischen Wirtschaftsverfassung zum schließlichen Staatsmonopol hinstellen kann. Aus diesem Grunde ist für solche Beurteiler die Beweisführung, daß diese Organisationen „nicht durch Zufall entstanden", sondern „ein Ergebnis langer Entwicklung" seien, von besonderen Werte.

Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß in den verschiedensten Zweigen unserer Kriegswirtschaft das Vorhandensein großer, hochkapitalistisch entwickelter Unternehmungen an Stelle oder zumindest neben einer großen Reihe kleingewerblicher Unternehmungen die Durchführung komplizierter kriegswirtschaftlicher Organisationsformen wesentlich erleichtert hat. Denn wenn auch die Möglichkeit des Zwanges, welche die Kriegswirtschaft mit sich brachte, die Aufgabe, selbst eine große Anzahl verschiedener Interessenten „unter einen Hut zu bringen", im Vergleich zu der freien Kartellentwicklung wesentlich einfacher gestaltete, so wurde doch das Zusammenarbeiten auch unter dem System des Zwanges noch dort erleichtert, wo eine gewisse Konsolidierung der Unternehmungen schon im Frieden stattgefunden hatte. Gerade aber für das Gebiet des Brotgetreides, vom Korn bis zur verarbeiteten Ware, trifft diese Konzentrationsbewegung nur in ganz unerheblichem Maße zu, und man muß schon der Entwicklung eine gewisse Gewalt antun, um ein anderes Bild aus ihr heraus zu konstruieren.

Es ist zwar richtig, daß in der Mühlenindustrie in den letzten Jahrzehnten, und zwar in erster Linie auf dem Gebiete der Weizenverarbeitung, eine Tendenz des zunehmenden Großbetriebes eingesetzt hat. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man aus der bloßen Zunahme des Großbetriebes in irgendeiner Industrie ohne weiteres den Schluß ziehen wollte, daß die Vergrößerung der einzelnen Unternehmung identisch sei mit dem Entstehen einer monopolistischen Konzentrationsentwicklung. Es gibt sowohl in Deutschland, wie vor allem auch in den Vereinigten Staaten von Amerika und England eine große Reihe kapitalistischer Industrien, in denen schon längst der Großbetrieb zum Durchbruch gelangt ist, ohne daß damit die geschäftliche Vereinheitlichung aller Großbetriebe in ein Kartell oder einen Trust möglich gewesen ist. Diese Möglichkeit hängt

vielmehr davon ab, ob die absolute Zahl der Großbetriebe sich so verringert hat, daß ein Zusammenschluß zum Zwecke monopolistischer Beherrschung der Preise durchführbar ist. Es ist von wissenschaftlicher Seite in den letzten Jahren wiederholt darauf hingewiesen worden, daß es durchaus unangängig ist, die Entwicklung zum Großbetriebe, die zu einem privaten Monopol führen **kann**, mit diesem selbst zu identifizieren, solange eine verhältnismäßig große Zahl von Unternehmungen, sowie die jeweilige Möglichkeit, neue Betriebe ins Leben zu rufen, dem monopolistischen Zusammenschluß entgegensteht. Nach den Erhebungen über die Produktionsverhältnisse des Mühlengewerbes für die Erntejahre 1908/09 und 1909/10 verarbeiteten die Kleinmühlen 53,73 Prozent der Gesamtsumme der verarbeiteten Getreidemengen, die Mittelmühlen 30,45 Prozent und die Großmühlen nur 15,82 Prozent. An der Herstellung von Weizenmehl waren freilich die Kleinmühlen nur mit 22,48 Prozent beteiligt, aber immerhin lagen noch 40,78 Prozent der Herstellung von Weizenmehl in den Händen der Mittelmühlen. Gegenüber dieser bei der Herstellung von Weizenmehl günstigen Stellung des Großbetriebes ist aber zu bedenken, daß nach jener Statistik die Menge des verarbeiteten Weizens nur ungefähr ein Drittel der Summe der verarbeiteten Getreidemengen überhaupt ausmachte. Sieht man sich die Betriebsstatistik jener Untersuchung an, so ergibt sich, daß Mittel- und Großmühlen zusammen noch 703 Betriebe darstellten, ferner wurde in dem genannten Bericht das Bestehen von 103 Aktiengesellschaften und 131 Gesellschaften mit beschränkter Haftung erwähnt, was ebenfalls darauf hinweist, daß auch in den kapitalkräftigeren Betrieben noch eine Vielheit von Unternehmungen besteht. Wenn also auch der betriebsmäßige Aufbau des Mühlengewerbes eine Spitze von einzelnen besonders großen Betrieben aufweist, so besteht doch auf der anderen Seite eine breite Lage mittlerer Unternehmungen und als Grundstock eine mehrere Zehntausend betragende Schicht kleingewerblicher und handwerksmäßiger Betriebe. Schon diese Gliederung des Mühlenbetriebes in Deutschland läßt von vornherein die Befürchtung, daß eine monopolistische Preispolitik eines Verbandes der großen Interessenten getrieben werden könnte, nicht zu. Wenn bestimmte Vereinigungen der Branche Vereinbarungen getroffen haben, welche an diejenigen von Konditionskartellen erinnern, so haben solche Vereinbarungen mit der Ausschaltung des Wettbewerbes nichts zu tun, und auch die Preispolitik wird von ihnen, wenn überhaupt, nur ganz unwesentlich berührt. Gesetzt den Fall, es würde von den Großinteressenten der Mühlenbranche der Versuch gemacht, die Differenz zwischen dem Getreidepreis und dem Mehlpreis monopolistisch, d. h. weit über den normalen Gewinn hinaus in die Höhe zu treiben, so würde unmittelbar das Geschäft der kleineren und mittleren Unternehmungen dadurch begünstigt werden und wieder zu einem Preisdruck führen. Auf der anderen Seite ist dem übermäßigen Steigen der Mehlpreise dadurch eine Grenze gesetzt, daß sich auch der Mehlpreis nach dem Weltmarktspreis + Zoll und Fracht richten muß und an

diesem Preis, wenn man von zeitlich kurzen Schwankungen absieht, seine oberste Grenze findet. In der Tat zeigt ein Vergleich der Getreide- und Mehlpreise an Hand des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich, Seite 306, daß die Bewegung der Roggen- und Weizenpreise mit der Bewegung der Roggenmehl- und Weizenmehlpreise von 1904 bis 1913 durchaus parallel ging, so daß auch hieraus eine monopolistische Tendenz der Preisbildung zu Gunsten der Mehlverkäufer nicht gefolgert werden kann. Wenn Fischer meint, „der Großhändler kann die Preise des inländischen Getreides durch Bezug großer Mengen vom Ausland drücken, und er kann durch Ausfuhr das Angebot wieder verringern und seine Preise hochhalten", so mag dies wohl bei Betrachtung einzelner geschäftlicher Transaktionen zutreffend sein. Aber es ändert nichts an der für die Konsumenten einzig und allein in Betracht kommenden Tatsache, daß durch unsere Handelspolitik und insbesondere durch die Einfuhrscheine der Preis des Brotgetreides in Deutschland im Durchschnitt der Jahre auf dem Niveau des Weltmarktpreises + Zoll und Fracht steht. Die innerstaatliche Konkurrenz der Mühlen untereinander wird aber dadurch erhalten, daß sich die kleineren Mühlen nicht nur etwa in den eigentlichen agrarischen, d. h. Getreideüberschußgebieten Deutschlands befinden, sondern sich auf die ganze Fläche des deutschen Reiches verteilen. So haben wir in Rheinland-Westfalen, das im Erntejahr 1909/10 mit 14 Betrieben, die über 51 bis 200 Personen beschäftigten, als großbetriebliches Gebiet der preußischen Mühlenindustrie bezeichnet werden konnte, gleichzeitig 101 Betriebe, die 6—50 Personen beschäftigten, und nicht weniger als 1559 der kleinsten Betriebe, die mit 1—5 Personen arbeiteten. Wie also bei allen Kartellen die „Reservearmee" kleinerer und rückständiger Betriebe, die aber bei hohen Gewinnsätzen wieder rentabel werden, als Gegengewicht einer monopolistischen Politik eine bedeutende Rolle spielt, so würde in der Mühlenindustrie ganz besonders jeder Versuch monopolistischer Preisgewinne „Wasser auf die Mühlen" kleineren und mittleren Umfanges bedeuten. Wenn die großen Mühlen in der Zeit des Krieges vor dem Inkrafttreten der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 und dem Einsetzen der Tätigkeit der Kriegsgetreidegesellschaft erstaunlich hohe Gewinne gemacht haben, so ist dies lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß die außergewöhnlichen Verhältnisse des Krieges eine in Friedenszeiten völlig unmögliche Spannung zwischen Getreidepreis und Mehlpreis zuließen, eine Spannung, deren Abbau allmählich seit dem Einsetzen der Tätigkeit der Kriegsgetreidegesellschaft erfolgt ist.

„Das staatliche Getreidemonopol wird das Interesse des Produzenten mit dem des Konsumenten in Einklang bringen. Denn da es feststeht, daß sich in den Großmühlen und dem Großgetreidehandel bereits ein kapitalistisches Getreidemonopol herausgebildet hat, ist dessen Verstaatlichung gerade auch im Interesse der Konsumenten geboten. Dann muß man noch einen Schritt weiter gehen und ebenfalls die Verstaatlichung der Mühlenindustrie durchführen," so schreibt

Edmund Fischer in dem genannten Aufsatz. Wir glauben in der obigen Darstellung gezeigt zu haben, daß die vermeintliche Monopolstellung der großen Mühlen nicht besteht, und daß infolgedessen auch die „Verbilligung" durch die Beseitigung einer fälschlich vorausgesetzten Preispolitik der Großmühlen gar nicht eintreten würde, wenn man die Mühlen verstaatlichte. Wohl aber erhebt sich die Frage, ob denn angesichts der oben skizzierten betrieblichen Organisation des Mühlengewerbes eine Verstaatlichung nicht viel mehr zu einer Verteuerung des Mehls führen müßte. Eine der Hauptfunktionen der modernen, technisch vollkommen ausgebauten Mühle ist es, nicht mehr ausschließlich in der früheren Weise von einzelnen Landwirten verschiedenartige Getreidequalitäten zu beziehen, sondern Getreide in größeren Mengen, ja Kahnladungen Getreide von gleichmäßiger Beschaffenheit aus dem Ausland heranzuschaffen. Wie überall, wo sich große, konzentrierte Konsumzentren bilden, so hat auch die Nachfrage der großen Städte und der dicht zusammengedrängten Industriebevölkerung zu der Notwendigkeit der Beschaffung großer Quantitäten und gleichmäßiger Qualitäten geführt. Ferner haben die großen Mühlen dank ihrer modernen Technik, die sich besonders auf dem Gebiete der Getreidelagerung in diesem Kriege außerordentlich bewährt hat, die Herstellung von Mehlqualitäten ermöglicht, die sich weit über den Durchschnitt dessen erheben, was das alte Mühlengewerbe zu leisten imstande war. Es ist also ganz natürlich, wenn auf bestimmten Gebieten der Mühlenindustrie eine Verdrängung der alten Unternehmung durch die neue einsetzt, und diese Verdrängung wäre noch stärker, wenn Deutschland einen größeren Teil seines Getreidebedarfs vom Ausland bezöge und nicht, wie es der Fall ist, seine Getreideproduktion über das ganze Gebiet des Reiches verteilen könnte. Denn es ist eine beachtenswerte Tatsache, daß nach statistischen Berechnungen bei der jetzigen verminderten Brotration von 200 Gramm Mehl nur die Landesteile: Berlin, Lübeck, Bremen und Hamburg einen unmittelbaren Fehlbetrag des für sie notwendigen Brotgetreides aufweisen. Würde man das von Fischer so verblüffend einfach skizzierte Mühlenmonopol einführen, welches, um möglichst billig und den modernen Ansprüchen entsprechend zu arbeiten, sich auf die ganz großen Betriebe konzentrieren würde, so müßte man die ganze durch die eben genannte Verteilung unserer Agrarproduktion geschaffene Gestaltung des deutschen Mühlengewerbes umstoßen. Man müßte, wie es die Kartelle und Trusts zu tun pflegen, alle rückständigen Betriebe ausschalten und ihre Leistungsmöglichkeit auf die billigst arbeitenden Unternehmungen übertragen. Daß dies bei einem Gewerbe, das, entsprechend dem Ergebnis der obengenannten amtlichen Denkschrift, „den Stempel des Kleingewerbes und des handwerksmäßigen Betriebes" trägt, geradezu eine wirtschaftspolitische Unmöglichkeit sein würde, dürfte wohl auch der stärkste Anhänger staatssozialistischer Ideen nicht in Abrede stellen können. Wenn man dagegen den Versuch machen wollte, alle bestehenden Mühlenbetriebe zu erhalten und zu verstaatlichen, so würde man sich mit einem Mehlpreis abzufinden

haben, der auch den kleinsten Betrieben die Rentabilität sichern müßte. Der mit der Verstaatlichung einhergehende, den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen der Großstädte entsprechende, sich aber bei unserer bisherigen Agrarpolitik nur langsam und mit großer Rücksichtnahme auf die Interessen wirklich erhaltungswerter kleiner Mühlen durchsetzende Konkurrenzkampf würde zu einem Stillstande kommen; die allmähliche Ausmerzung rückständiger Betriebe würde aufhören. Schon aus den Erfahrungen, welche die Kriegsgetreidegesellschaft gemacht hat, ergibt sich, wie außerordentlich schwierig es ist, für eine halb-staatliche Unternehmung den vielseitigen Interessen des Mühlengewerbes gerecht zu werden. Beim Mühlenmonopol müßte der Staat entweder der Förderer des modernen, technischen Forschrittes werden und dann, da ohne Schematisierung der Staat gerechterweise nicht vorgehen könnte, zum Zerstörer ganzer Kategorien von Kleinmühlen; so würde er sich dem vielleicht nicht unberechtigten Zorne dieser Gewerbetreibenden und auch der mit ihnen verflochtenen agrarischen Bevölkerungsschichten aussetzen. Wollte er aber um der „Gerechtigkeit wegen" allen Mühlen gleichmäßige Beschäftigung geben, dann würde er sehr bald die Verteuerung der Kosten in dem Mehl- und Brotpreis zum Ausdruck zu bringen haben. An eine eigentliche Verstaatlichung aller Mühlen unter Konzentration der Produktion auf wenige große Fabriken kann keinesfalls gedacht werden. Läßt man aber die Mühlen zu einem staatlich vorgeschriebenen Mahllohn arbeiten, wie es jetzt etwa bei der Organisation der Kriegsgetreidegesellschaft der Fall ist, so würden sich endlose Debatten über die Höhe des Mahllohnes entspinnen, der, wenn einheitlich geregelt, den großen Werken im Hinblick auf ihre niedrigeren Kosten zu hohe Überschüsse ließe, wenn aber nach jedem einzelnen Fall geregelt, zu unendlichen Streitigkeiten der beteiligten Mühlenbetriebe führen müßte.

Ehe man die Geschehnisse und Erfahrungen aus der Kriegswirtschaft auf die Verhältnisse der friedlichen Wirtschaft überträgt, sollte man sich, wie dieses Beispiel zu zeigen vermag, der außergewöhnlichen Tatsachen bewußt werden, die man in Abzug bringen muß, wenn man an die Verwertbarkeit jener Erfahrungen für später denkt. Dazu gehört vor allem der Zwang, den man im Kriege dem Produzenten wie dem Konsumenten auferlegen konnte. Während im Kriege für Brotgetreide ein einziger Höchstpreis galt, der — von Abzügen minderwertiger Ware abgesehen — für alle Qualitäten einer bestimmten Getreidesorte festgesetzt wurde, kann man im Frieden, besonders wenn man sich nicht von dem Weltmarkt gänzlich abschließen will, die Frage der verschiedenen Qualitäten nicht ausschalten. Man kann nicht Hunderttausende von Landwirten in dieser Beziehung, nicht Tausende von Mühlen bezüglich der von ihnen erzeugten oder hergestellten Qualitäten einer einzigen Schablone unterwerfen, ohne die Arbeitslust und individuelle Anspannung auf diesem Gebiete (und zwar auch der Landwirtschaft, die Fischer ja nicht

verstaatlicht sehen will,) zu lähmen. So würde vom Standpunkt der Produktion ein Getreidemonopol, in dessen Mittelpunkt die Mühlen ständen, geradezu katastrophal wirken können. Vom Standpunkt der Verteilung aber würde der Zwang nicht minder bedenklich sein. Fischer sieht zwar eigentümlicherweise in der Feststellung der jetzigen Brotration das Ideal. Er schreibt: „Der gesamte Vorrat von Getreide und Mehl, Brot und anderem aus Getreidemehl bereiteten Gebäck ist dem privaten Verfügungsrecht entzogen, also Gemeingut, über das von einer öffentlichen Behörde verfügt wird. Vom Kind bis zum Greise, vom Proletarier bis zum Millionär bekommt ein jedes Mitglied der Gesellschaft eine bestimmte Brotration zugeteilt." Man wird wohl kaum sagen können, — und der erfolgreiche Kampf um die Zusatzbrotkarte beweist es — daß die Brotration vom deutschen Volke anders als dem Zwang des Krieges entsprechend betrachtet worden ist; gerade daß Kinder und Greise, die doch weniger Brot essen, mit den schwer arbeitenden Klassen schematisiert werden mußten, daß man dem Reichen dieselbe Brotration zuzuweisen hatte, wie dem Proletarier, ist allgemein als eine grausame Härte gegenüber Friedenszeiten empfunden worden, in welchen die Bedürfnisse des Einzelnen einer solchen Zwangskorrektur nicht unterliegen. Und selbst bei den Schwerarbeitenden kann man wiederum nicht die Unterschiede so fein ermessen, daß nicht nahrungsphysiologische Ungerechtigkeiten bedeutender Art entstünden. Ja, wäre das Brot wirklich „Gemeingut", d. h. könnte jeder, wie etwa einst die Bauern bei der kommunistischen Gemeinweide, kostenlos soviel von dem vorhandenen Vorrat benutzen, wie es seinen Bedürfnissen entspräche, dann wäre die Sache anders. Aber eine derartige Gemeinwirtschaftlichkeit wäre eben nur dann denkbar, wenn man die Grundlagen des modernen Staates und seiner Volkswirtschaft beseitigen würde und an seine Stelle den Zukunftsstaat setzte. Mit Recht hat daher der „Vorwärts" vom 1. April 1915 erklärt, daß man seiner Auffassung nach die Maßnahmen der Regierung in der Angelegenheit der Kriegsgetreideversorgung nicht als „sozialistisch" bezeichnen dürfe, und die „Leipziger Volkszeitung" hat es ebenfalls abgelehnt, die in der Kriegsgetreidegesellschaft ruhende Organisation unseres Brotgetreideverkehrs im Kriege als sozialistisch ansprechen zu müssen.

Die Wortprägung von der „Sozialisierung des Brotes" zeigt, wie außerordentlich vorsichtig man sein muß, wenn man den kriegswirtschaftlichen Unternehmungen eine Bedeutung zumessen will, welche nicht auf dem tatsächlichen Hintergrund der friedlichen Volkswirtschaft, sondern aus gewissen, bisher nirgends verwirklichten Postulaten entstanden ist. Man tut damit der Theorie des Staatssozialismus ebenso Gewalt an, wie der Betrachtung der wirtschaftlichen Wirklichkeit. Wir werden aus den Erfahrungen dieses Krieges in volkswirtschaftlicher Beziehung, ganz besonders in der Frage der Vorratssicherung im Frieden, außerordentlich viel lernen können. Dies wird aber nicht dadurch geschehen, daß man diese Erfahrungen nach einem vorgefaßten Gesichtspunkte in

großen Zügen schematisiert, sondern nur dadurch, daß man unter genauer Berücksichtigung aller Verhältnisse Stein an Stein zu dem Fundamente reiht, das in späteren Zeiten eine wirtschaftliche Mobilmachung für die Zeiten der Gefahr ermöglichen soll.

Assaf Ciffrin:
Die Möglichkeit der Wiedergeburt des Islam.

Eine unzeitgemäße Betrachtung, die zeitgemäß ist.

Ein Hodja, ein junger Priester aus Syrien, der friedlich junges Menschenvolk in Sprache und Religion unterwies, starb eines Tages eines unnatürlichen Todes. In dem tobenden Lärm der Gassen hatte er seine Stimme erhoben, die einen neuen Gott forderte und mit dem neuen Gott neue, junge Menschen; darum mußte er als „Gotteslästerer, der die Jugend krumme Wege gehen hieß," sein Leben lassen. Und gerade er kannte den Urgrund alles Leidens, an dem der Staat dahinsiechte, an dem er selber litt; jenes Weh, an dem die Menschen kranken, die in engen Gassen hausen, wohin keine Helle dringt, die aus dunklen, vergitterten Fenstern, die Sommers und Winters im Schatten liegen, den Hals recken, um einen Lichtstrahl zu erspähen. Er sah den Islam dahinsterben, und mit diesem Steuermann das Staatsschiff untergehen; unabwendbar schien ihm das Schicksal; dennoch rüttelte er mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden an den Ketten, die schon ins Fleisch sich eingefressen, sann seinen jungen Freunden eine neue Welt hervor, in der eine rote Sonne glühte, die dem Menschen das Dasein der Liebe und des Lebens wert machte. Und weil er kühn gelebt und verwegen das Fatum zu bannen sich vermaß, starb er den gemeinen Tod, der auch seinen Glauben in die Gruft herabzog. . . . . Nun müssen neue Menschen kommen, um den Islam als Staatsreligion zu verjüngen, jenes jahrtausendalte, fadenscheinige Gewand, das des Menschen Willensfreiheit in eisiger Starre erhält, zu bersten und zu begraben.

Das Gewand war dereinst hell und farbig und barg eine Sonne in sich, die selbst die schwärzesten Herzen mit Licht und Freude füllte. Und all die Menschen, denen die Nacht ein Alpdruck war, denen der Tag nur ein grausamer Lebenskampf schien, ein Krampf, der bis in die tiefsten Abgründe des Seins reichte, kamen von weit, weit her, um unter den Falten dieses Prophetenmantels Schutz vor dem gräßlichen Tag- und Nachtspiel zu suchen; und sie fanden, was sie inbrünstig ersehnten: Die Zeitlosigkeit in Gott.

Da starb der Menschenwille, der ehedem den Zeitläuften sein Gepräge gab,

und das Herz des Gläubigen ward ein Funke in der heißen Lohe, die den Orient fieberhaft ergriff und die Welt zu erhellen begann. Ein rasender Wille, den er göttlich hieß, brandete in ihm auf und er, der früher nur zu sterben bereit war, empfing — was weit mehr bedeutete, als jener Todesmut — die Gabe zu leben, zu bluten in dieser Glut und zu leiden für seinen Gott. So floß der Feuerfluß, zu einem uferlosen Lavastrom anschwellend, breit und mächtig den Norden Afrikas überspülend, am Mittelmeer entlang, nach Europa herüber, pochte an die Pforten der Kultur, die ihren Gott schon besaß, um Einlaß fordernd, bis dem Spätling der Pyrenäenkamm Halt gebot. Da wandte er seine Schritte rückwärts und ergoß sich wütend über Täler und Berge, über Meerengen und Klippen weit in die Welt des Occident hinein, in die Lande, deren Gott im Schlummer lag. Glühend und versengend, das Leben zermalmend, floß dieser gewaltige Glutstrom dahin, das Schwert auf dem Rücken tragend, und begann sich mählich blutrot zu färben.

Jahr um Jahr verging; noch lag der Feuerfluß über den Boden gebreitet und spähte nach Nahrung aus, — die er nicht fand. Das junge Leben, das, der Erde Kraft entsaugend, unter ihm zu sprießen begann, vermochte er nicht aufzunehmen, weil er ihm nichts gab als die Glut, die ins Leere strahlte und dann zu Asche verglomm. Der Winter brach an, der Strom erstarrte zu Eis; und als der Frühling der Völker kam, schmolz das Eis, und Geröll und Blöcke, die lastend auf dem jungen Boden ruhten, rollten von der Brust, die zu atmen begann, in die Tiefe herab. Das Prophetengewand hatte den Völkern einen Gott gebracht, der den Willen in Ketten schlug, dessen Überlegenheit sie durchaus nicht empfanden — und wie sie nicht mehr froren und fühlten, daß eigenstes Leben durch ihre Adern floß, da wälzten sie den Riesen, der zu Schlacke ward, herab und sahen vor ihren Augen eine Sonne glühen, ein großes, rotes Gestirn, das auf der Erde den Menschenwillen neben sich duldete, das die Menge handeln ließ nach ihrem Hirn und selbst im Anblick des größten Frevels nicht erlosch und sie mit Blindheit schlug.

Da zog sich der Riese, dessen Atem kalt zu werden begann, scheu zurück in den Mutterboden, aus dem er gekommen. Und Glied für Glied schnitt man ihm vom ohnmächtigen Rumpfe ab, bis der Träumer in tiefen Schmerzensschlaf fiel. Von der hohen Pyramide, von deren Spitze herab eine Fahne in die Ferne grüßte, nahmen jene, die sich neue Häuser bauten, Stein für Stein ab, bis der Bau in Trümmer ging und die Fahne in die Tiefe stürzte. Dieser Vorgang, dem Zersplittern eines Glases vergleichbar, dessen gestriges Dasein heute verstreute Scherben künden, die keine Kunst zu kitten weiß, ging Jahrhunderte vor sich; einander fremd, verlassen und übermüdet, einen Fetzen der Fahne noch tragend, sind diese islamitischen Länder, denen der wahre Staatsinhalt verloren ging. Da steht noch ein Teil jenes Riesen, den zu begraben die hohen Herren Europas die weise Diplomatenkunst hießen, und atmet; er lebt, weil seine Urkraft ihn nicht verließ,

weil das Herz der Welt Mahomeds — und die Türkei ist das Herz des Islams — noch warm ist und noch nicht zu schlagen aufgehört hat. Allein die Wunden schlossen sich bis heute nicht, bluttriefende Male künden die Stellen, wo man ihm die Glieder abgehackt, und jedem Versuch zu gesunden, vom Krankenlager sich zu erheben, folgte eine Ermattung, die ihm dem Grabe nur näher brachte. Viele Menschen kamen, Ärzte, die nicht minder Abenteurer waren, die das „Gute wollten, aber das Böse schufen", weil sie den Grund des Siechtums nicht erkannten. Allein der beste Heilbringer ist die Zeit, die ungeschminkte Kunde von ihren ehernen Gesetzen in der Geschichte gibt. Aber selbst die Zeit stand still im Orient, weil die Religion, die selbst ermüdete, die Menschen den Schlummer der Sündenreinen schlafen ließ. Der Islam, der zu erglühen und vereisen gleich befähigt, rief diese Zeitlosigkeit herbei und ward der Zucker dieses zuckerkranken Staates, dessen Wunden noch heute klaffen.

Es war einmal anders. Mit dem Bewußtsein absoluter Unabhängigkeit, unter dem Wehen der Weltverneinung, ward der Islam von zwei Religionen geboren, die schon der Welt den Gott und das Jenseits geschenkt. Die große Menge aber, die unter der heißen Sonne träumend lag, begriff nur schwer jene heiligen Zeichen und starrte wirr in das unaufhellbare Rätsel des Daseins. Und als der Mann kam, den die Vision vom Weltuntergang in ein rasendes Fieber getrieben, der ihre Sprache sprach, der in glutheißen Worten vom Weltgericht zu ihnen redete, da erwachten wenige Menschen nur, und diese winzige Schar begann eine asketische Stimmung zu pflegen — nicht um durch die Entsagung vom Fleischlichen dem Leben einen wertvolleren Inhalt zu geben, sondern weil sie nur durch sie als Gerechte das Weltenende erleben zu dürfen wähnten. Diese Askese, die sie wie eine Fieberglut fest umschlossen hielt, vertröstete sie auf die jenseitige Glückseligkeit, die Mahomed als das Ziel des mühseligen Erdendaseins verkündete. Erst viel später, nachdem Neid und Haß den Hader unter die Menschen säte und die Kriegstrommel durch die Lande ging, da mengten sich verstohlen auch irdische Gesichtspunkte in die göttliche Weihe seiner Prophetenlehre. Was Wunder, daß sie dann in Rotten herbeikamen; wie Ameisen, denen der Winter zu lang gewährt, nun wärmende Sonnenstrahlen durch den atmenden Boden nahen fühlen, so krochen sie zu Tausenden und Aberabertausenden aus ihren Höhlen hervor, scharten sich um die schilfgrüne Fahne, die Hoffnung in sich barg, und halfen, weil sie reiche Beute ganz nah vor ihren Augen erblickten, die Werbetrommel rühren, gräßlich schlagen, daß jedes Ohr betäubt der Versuchung erlag. Da strömten die gierigen Menschenmassen herbei, Mahomed zu umringen, der ihnen durch Kriegszüge heute die Erlösung des Leibes vom Elend gab, und ihnen für den Übermorgen die Erlösung der Seele im Paradies verhieß. Aus eben diesem Geist, der den Raub irdischer Güter heiligte, wuchs die Werbefähigkeit des Islams zu ungeahnter Kraft; und das friedliche Bekenntnis der Weltverneinung wandte sich mählich zu dem kriegerischen

Dogma der Welteroberung, — und auch im üppigen Samarkand und im reichen Byzanz, wo es nach Golde klang, saßen Menschen, die an Allah nicht glaubten, und die heimzusuchen es höchstes Gebot war. . . .

So kamen die Vielzuvielen, die Gott nicht lieben, und die Gott nicht mag, und sie spielten mit der Religion, wie sie mit ihren Frauen zu tändeln gewohnt, und mißbrauchten die innere Schönheit des Glaubens um irdischer Güter willen.

Der Prunk wuchs zu gemeiner Üppigkeit, die den alten Gott dahinmordete. Aber das Opfer blieb nicht unbeweint; und jene, die in seinem Heimgang das Weltenende ganz nahe wähnten, kleideten sich in Wolle (arabisch Súf geheißen), entsagten dem Erdenglück und erhoben den Fatalismus, der den Mörder Gottes töten sollte, zum Glaubenssatz alles Seins. Der Staat wankte in seinen Grundfesten; erst als die Omajaden das Szepter ergriffen, ging für eine kurze Zeitspanne der unselige Glaube an die Ohnmacht der Menschen zurück, der Sufismus verblich, und das Reich blühte auf, jäh wie ein Irrlicht, das an seiner Helle bald verendet.

Die schwarze Welle kehrte wieder und immer wieder, und jene Krankheit kam, die sich nun seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und das Hemmnis aller Entfaltung ist: der Glaube an den Fatalismus im Dasein. Das Unfaßbare geschah: die Machtwillkür des Schicksals über den Menschen ward zum Staatsgesetz erhoben; und die Reichen und Armen begannen an dieses Fatum zu glauben und empfanden es als eine Wohltat, die Zügel des Lebens nicht in eigenen Händen zu haben. Die heiße Sonne, die ihnen den Willen Gottes offenbarte, glühte so heiß auf ihre Scheitel, daß sie gern die Last des Sorgens auf andere Schultern wälzten; sie sehrte wie geschmolzener Schwefel, erstickte in der Menschenbrust den Willen und pflanzte die müde, versteinerte Seele hinein. Aus dem Geiste des Fatalismus ward der Ekel für die Werte des Lebens geboren, jene laue Dumpfheit, die überall das Licht erlischt, weil sie sich nach dem Schatten sehnt. Sie wissen, wie wir alle, daß sie am unendlichen, ewigen Wesen nichts zu ändern vermögen, und vergleichen gern ihren Menschenwillen mit dem Kiesel im stürmischen, vom Wind gepeitschten Flußbett . . . . und den Sturmwind kann der Mächtigste selbst nicht bannen! Aber die Weisen bleiben auf halbem Wege stehen, denn sie vergessen, daß die Kiesel den rasendsten Wildbach mäßigen, sich an seine Wasser wie an des schnellsten Läufers Ferse heften und ihn in seinen Tiefen verankern, und daß sie ihm den Weg im Gebirge weisen. Aber der Orientale kennt zu wenig die Natur und ihre Wunder, um, als erdgeborene Erscheinung sich betrachtend, die denselben Gesetzen gehorcht, aus dem Vergleich mit dem Strom und den Kieseln die letzte Konsequenz zu ziehen. Der Überdruß am Suchen und Denken haben ihm seine Stärke geraubt, und von trockener Glut umhaucht, vergaß er das Verzweifeln. Um aber große Werke zu schaffen, gehört Denkkraft, mit ein wenig Verzweiflung untermischt. Noch nie haben die Ewigsatten ein höheres Begehren empfunden; die Hungrigen in ihrer Hunger-

gier haben die Weltschönheit entdeckt und nach ihr gegraben. Dort aber sind sie alle satt, denn der Reiche darf den Hungernden des Weges nicht weiterziehen lassen, ehe er ihm, wie die Religion gebeut, Speise und Trank gereicht. Und es wohnen gar viele, viele Menschen am Weg, die dem Vorüberziehenden eine hilfreiche Hand bieten.

Weil die Religion keine Hungernden duldet — so wähnen sie —, kann es nur das Schicksal sein, das den Menschen vom Elend erlöst oder ihn an den Bettelstab bringt; der Menschenwille ist nur die Form, in die das Schicksal seinen Inhalt schüttet. Darum wandelt der Gläubige geschlossenen Auges den Weg, den ihm das „Kismet" weist; und wenn ihm der Pfad, den er geht, zu dunkel scheint, und er vor dem Wagnis nicht zurückschreckt, die Lider zu öffnen, dann blickt er in das rote Herz einer stolzen Sonne, die ihn blendet und seinen Augen wehe tut; die nicht mag, daß man ihr mit Menschenblicken lästere und sie auf ihrer gleißenden Bahn prüfend begleite. Dieses heiße Gestirn, das mit der glühendsten Liebe im Orient nie endenwollende Tage hindurch über Täler und Berge wacht, hat die Religion des Fatalismus gezeugt, in seiner Lohe jene Kette geschmiedet, die es dem Menschen um den Nacken schlug, bis es seinen Willen brach. Daher besitzt noch heute der Islam — gerade durch den Fatalismus — die einstige Werbekraft bei jenen Völkern in Afrika, die gern einem Höheren die Zügel ihres Daseins in die Hand legen; sie wähnen in diesem Sich-gehen-lassen das Paradies zu finden, da ja der Bruder den Bruder nicht betrügt und der Freund den Freund wirtschaftlich nicht mordet, wie es in Kulturländern geschieht.

Mehr denn irgend ein Gemeinwesen der Welt ist der orientalische Staat an den Glauben gekettet, wie denn überhaupt unser Gut mit ihrem Bös vertauscht, das rechte Bild ergibt, und wir erst von rechts nach links lesen lernen müssen, um ganz in ihre Denkart einzudringen. Das Gebot des Korans ist Staatsgesetz; der Islam ist dem Staatshaus organisch eingebaut, daß bei einer Trennung beide zu Staub zerfielen. Die Menschen, die den Staatskörper bilden, sind Wesen, wie sie die Glut der Religion und nicht die Daseinshärte schuf; und diesen erscheint der Staat als eine Summe losgelöster Glieder, die nicht der Wille, sondern das Fatum regiert, da ja das Schicksal durch willenserstarrte Menschenhände die Zukunft formt. Sie spielten zu lang mit ihrem Willen, als wäre das Instrument des Daseins ein Spielzeug — bis es in ihrer Hand zerbrach und sie die Meisterung vergaßen. Und die Weisen im Land glauben das Schicksal aufzuhalten und werden vom leisesten Zufall, der wie ein Windhauch vorüberweht, regiert. Der pfeifende Sturm des Nordens, der durch die Hütten wütend fegt und Menschen und Tiere aus dem Schlafe weckt, ist unbekannt; nur jene lähmende Ruhe, die alles ermüdet, die bleischwer sich auf Hirn und Muskel niederlegt, lagert über dem Orient.

Das Gebirge aber, des Antlitz kein Gefälle schmückt, gebiert keinen Wildbach,

der in die Tiefe stürzt, — und das Mühlrad steht still; der Boden, dem Menschen entwachsen, die starken Schwächlingen oder schwachen Riesen gleichen, zeugt kein Leben, weil der Kampf, den das Dasein bedingt, solcher Wesensgleichheit nicht entsprießen kann. Uns lehrte die Natur in ihr Gesetzbuch schauen, in das der Orient nicht blicken will, weil ihm die Natur mit dem Schicksal verquickt und daher unergründlich scheint. Darum herrscht dort jenes Leben, das kein Leben ist, jenes marklose Dasein ohne Wunsch und Sehnen, das vom Lebensquell und Lebensschmerz gleich unberührt, vom Grabe und von der Wiege gleich weit ist; jenes laue Halbsein, das Nietzsche die „Meeresstille der Seele" nennt, und wer einmal unter den Menschen dort gelebt, der fühlte diese „Meeresstille" alpschwer auf die Brust sich legen. Mag es schön sein für den Einzelnen, der das Leben verneint, an dieser Schönheit muß ein Staat zugrunde gehen. Nur da, wo sich Kräfte verschiedener Potenz im Kampfe gegenüberstehen, wächst eine Welt von Energien hervor. — Einst war der Fatalismus das Mark des Türkenreiches, heute kehrt er sich gewappnet gegen den einzigen noch überlebenden Islamstaat. Alle Versuche, den Staat neu zu gestalten, um das ins Rutschen geratene Fundament erdfest zu machen, erscheinen wie das Umgestelle alten Gerümpels hinter einem Spinnenwebschleier, der das ganze orientalische Leben verhängt und gefangen hält; wie das Theaterspiel, für das man wohl bessere Künstler geworben, das aber stets über die alte, verstaubte Bühne geht, durch den welken Park von Lügen, die stümperhafte Regie zutage bringt. Und wüchse der leise Seufzer, der heut aus entnervtem Leibe dringt, zu einem gellenden Befreiungsschrei, das Gewebe zerstiebe in nichts — kraftvoll würde dann die Religion aus diesem Zauber hervorgehen und dem Reich neue Stützen leihen.

Der Staat bedarf der Wallfahrten nach dem Meteorstein der Kaaba nicht, kann als Gesamtwesen nicht das geben, was den Einzelnen zu seiner Beseligung führen mag, darf seine Existenz an Mond- und Sternelauf nicht knüpfen und hat nicht zu dulden, daß die Religion ihm die Menschen lähmt, deren Kraft er bedarf. Fanden jene doch den Willen, um wirr dem ungeschriebenen Gebot nachzurasen, Blutrache mit eigener Hand zu üben und diesen Mordfrevel „göttliches Gericht" zu nennen, das Richterwort, das sie bar der Sühne dünkt, in die Gosse der Bestechlichkeit zu zerren, und diese ekelhafte Zerfleischung heilig zu heißen. Er muß mit dem alten Glauben brechen und die Balken zermalmen, die er in das Radgefüge des Staates wirft, wenn der Koran in der zu Mekka offenbarten Sura — „der Mensch" — zur Ohnmacht mahnen kann: „Doch könnt Ihr nicht wollen, es sei denn, daß Allah will . . ."; oder, wenn er in der „die Reue" benannten Offenbarung, zu Medina gegeben, der Habe flucht: „Wer Gold und Silber aufspeichert und nicht ausgibt in Allahs Wegen, denen verheiße schmerzliche Strafe." Und es geht nicht an, daß der Beamte, weil er uralten Geboten folgt, hastende Menschen, die Zeit in sich tragen, hilflos an dem Bahnhofsschalter rütteln läßt, weil die Glocke zwölf geschlagen und er zu seinem

Gott beten will: Wohin führe das Staatsschiff, wenn der Steuermann dem Koran-Kompaß gehorchte, der den Menschen ins Zeitlose verweist? — Die Aufgabe des Staates kann es nicht sein, jedes Einzelnen Sehnsucht nach dem Urvorzeitlichen zu stillen und mit ihm den sonnigen Traum der Urwelt zu träumen. Weltfremd und ermüdend in der Religion ist aber das Fatum, denn all die Glaubenssätze und Gebote ranken sich nur wie glitzernd Meißelbeiwerk um den Hauptbegriff des Islam, der den unlösbaren Konflikt in sich birgt: den Fatalismus; der die Kraft und den Willen des Menschen in Spanische Schuhe zwängt und ihn bei Hagel und Blitz durch das unbarmherzige Sumpfmeer der Gefahren schreiten heißt.

Das Licht kennt nur den geraden Weg und kann nicht um Häuserecken biegen. Reformer, betretet den gleichen Pfad! Der Fatalismus muß — wie die eiternde Beule — aus dem Körper herausgebrannt werden, damit der kranke Staat genese. Dann wird das Totenlied an seiner Gruft in die versonnene Welt des Orients wie ein weckender Lockruf des Lebens hereintönen. Reißt Eurem Gott, der größer ist, als er Euch in den Moscheen dünkt, von den Schultern das fadenscheinige Gewand herab, das Eure Priester ihm blind angestrickt, mit dem sie seine Glieder zur Starrheit banden. Gebt ihm Eure heißen Herzen, damit er aus der Gletscherkühle zu Leben erwache. Tragt das blutleere Kleid, das ihm nicht wesensgleich, das ihm Müßige angedichtet, zu Grabe und streut auf die Gruft jene Blumen, die einst vor Euch Prometheus dem Gott von Priesters Gnaden auf die Totenbahre warf. „Der Buchstabe tötet, der Geist nur ist lebendig," spricht der Weise im Occident. Ihr seid ja Menschen von Eures Willens Gnaden!

Nicht der Gassenjunge soll den neuen Gott gebären — Gott sänke mit dem Hirn, das ihn gedacht —, aber das ganze Volk, das stumm geboren, das Lallen eine Kunst heißt, muß sprechen lernen, mündig werden und begreifen, daß Gott zum Krämer würde, wenn er jeden Bettlerblick im Pfuhl erhören, gemeinen Herdenhunger stillen müßte. Gott ist größer und setzte eben durch die Schöpfung der heißen Willensmacht des Menschen seiner Weisheit die Krone auf. Daher ist der Tod, den der Zufall im Vogelflug sät, der eines in Ketten geschlagenen, nicht der eines nach Freiheit ringenden Willens. Und jetzt, da sich der Orient seiner Fesseln entschlägt, muß er den Fatalismus, der weiland sein Kiel in den Daseinsfluten war, zerschellen und das Selbstvertrauen zum Lenker erheben.

Gleichwie den Wanderer bei Tageshelle ein Wolkenbruch jäh überrascht, so holte jenen Hodja, der junges Volk erzog, auf seinem Wege die Nacht ein, der kein Tag mehr folgt. Und diese dunklen Nächte kehren immer wieder und suchen die Helle in ihren Armen zu ersticken, ehe der Morgen graut. Jetzt graut der Tag für die Türkei. Hände müssen sich kraftvoll regen, Schultern aneinandergeschoben werden, um Riesenlasten zu tragen, als gälte es, Galeerenarbeit zu

vollbringen. Jung und Alt muß schaffen, eilen . . . eilen den Berg hinan, ehe die Nacht das ganze Volk, das mit seiner Gottesidee auf die Wanderschaft der Verjüngung zieht, auf halbem Wege überrascht. Die dritte Reise bringe die eigene Willensklarheit in das Volksgemüt, das im Überschwang fremden Lichts, einer Motte gleich, in die Helle flog und darüber das Sehen vergaß. Noch besitzt der Islam die Kraft der Metamorphose; und wie er einst bergaufwärts von der Weltverneinung zur Welteroberung schritt, trete er die letzte Wanderung an, die ihn zur Erfüllung seiner Staatsmission führt, zur Weltbejahung.

Otto Hoberg: Die armenische Frage und der Weltkrieg.

Erst kürzlich verbreitete die Agence Havas die Verleumdung, daß die Pforte ein allgemeines Armenier-Massaker veranstaltet habe. In einer längeren Denkschrift teilte diese darauf die Wahrheit über die Ereignisse im Wilajet Wan mit. Danach war in Armenien und Anatolien wirklich ein großer Armenieraufstand ausgebrochen, mit dessen Unterstützung russische Truppen in das türkische Grenzwilajet Wan eindringen konnten. Die Behauptung vom Armenier-Massaker erwiderte die türkische Regierung mit der Anklage, daß die versuchte armenische Revolution tatsächlich das Werk Englands, Rußlands und Frankreichs sei. Die Regierung habe nur ihr Hoheitsrecht ausgeübt, wenn sie den Aufruhr in Hoch-Armenien und in Cilicien mit aller gebotenen Energie unterdrückte.

Schon mitten im Frieden waren im Zusammenhang mit Erörterungen über die endliche Lösung der armenischen Frage wiederholt Befürchtungen laut geworden, daß gerade an der armenischen Grenze Rußland, das dort der Türkei hart auf den Hacken sitzt, zu gegebener Zeit mit Vergnügen bereit sein würde, unter dem Deckmantel der Zivilisation oder irgendeinem anderen Vorwande einzumarschieren und damit den Stein ins Rollen zu bringen, der dem, wie man annahm, brüchigen türkischen Reiche die Füße zerschmettern könne. Man hatte in Deutschland, das mehr denn je eine starke Türkei will, noch im Anfang vergangenen Jahres das lebhafteste Interesse an der Regelung der nachgerade unerträglichen Verhältnisse in Armenien an den Tag gelegt, um einen Konfliktsstoff zu beseitigen, der leicht auch zu einem europäischen Zusammenstoß führen konnte. So wurde denn am 26. Januar 1914 das Schriftstück unterzeichnet, das die Wünsche der mit unserer Botschaft in Konstantinopel in unmittelbarer Beziehung stehenden Armenier in der Hauptsache erfüllte und die Berufung zweier europäischer Generalinspektoren für die armenischen Reformen zur Tatsache machte. Leider wollen die Hoffnungen, die man an diesen Vertrag knüpfte,

nicht sobald in Erfüllung gehen, denn ohne die Stellung der friedlichen, arbeitsamen Armenier zu verbessern, verhätschelte die Regierung andererseits den räuberischen Kurden, der stiehlt, weil er nichts hat. Sogar Waffen zu tragen war den Armeniern verboten, während die Kurden deren in Hülle und Fülle besitzen. Die Tausende von Bomben und Gewehren, die sich laut Denkschrift der Pforte bei den Armeniern gelegentlich der Aufdeckung der letzten Verzettelung vorfanden, waren ihnen von den Russen geliefert. Dabei ist gegenüber der Rücksichtslosigkeit der Machthaber in Konstantinopel, die bei Beginn des Krieges den Reformvertrag, ohne daß er auch in Wirksamkeit getreten wäre, sofort außer Kraft setzten und die bereits eingetroffenen beiden Generalinspektoren kurzerhand entließen, zu bedenken, daß die Mehrzahl des armenischen Volkes nicht nur als Händler und Gewerbetreibende, als die sie verschrieen sind, in den großen Städten sitzt, sondern daß der Armenier der intelligenteste und fleißigste Ackerbauer der Türkei ist. Im eigentlichen Armenien, um den See von Wan, im Gebiet der beiden Quellflüsse des Euphrat, in den Taurustälern und westlich bis gegen Siwas und Halatia zu, lebt, wie Paul Rohrbach feststellt, über eine Million armenischer Bauern als der eigentliche Kern der Nation.

Im ganzen werden in der asiatischen Türkei reichlich zweieinhalb Millionen Armenier leben, während es in Rußland über eine Million dieser Nationalität gibt. Sie alle zeigen eine fast unvergänglich große Lebenskraft, ohne die ihr Stamm kaum diese ungezählten grausigen Schlächtereien überstanden hätte, die die Geschichte unter dem Namen „armenische Massakers" kennt. Noch in der Zeit vor diesem Kriege waren die Zustände in Armenien dergestalt schlimm, daß die Auswanderung der Armenier aus der Türkei ständig zunahm. Nach amtlichen Mitteilungen sind im Frühjahr 1914 aus Kharput allein etwa 1500 Personen nach Amerika ausgewandert, und bei den Behörden von Erserum gingen um diese Zeit täglich bis hundert armenische Gesuche um Auslandspässe ein. Der Markt war voll von Haushaltungsgegenständen, die die Auswanderer zum Kauf anboten. Raub und Mord dauerten fort. In einem Gespräch mit einem Konstantinopeler Zeitungsberichterstatter bezeichnete damals der frühere Wali von Wan, ein Türke, die Stellung des Armeniers schlechter als die des leibeigenen Bauern im Mittelalter. Dieser hatte wenigstens nur einen Herrn, den Besitzer des Grund und Bodens. Der armenische Bauer hat dagegen zwei Herren, den feudalistischen Aga und außerdem den modernen Staat. In den Ostprovinzen leiden die Ackerbau treibenden Armenier unter dem von altersher bestehenden und durch das Eingreifen der Regierung immer noch nicht abgemilderten Feudalsystem, das den Armenier zum weißen Sklaven degradiert hat.

Leute, die die Verhältnisse nicht kennen und oberflächlich sind, meinen zwar, daß die Armenier wegen ihrer moralischen Minderwertigkeit kein besseres Los verdienen. Dies Urteil ist ebenso herzlos wie töricht. Man braucht nicht zu leugnen, daß es in den großen Städten des Morgenlandes viele betrügerische

Elemente unter den Armeniern gibt, die umso gefährlicher sind, als die Vertreter dieser Nation sich durchweg durch große Intelligenz und kaufmännische Überlegenheit auszeichnen. Man darf aber den Armenier nicht ohne weiteres ganz und gar verdammen. Im Gegenteil: die armenische Handelswelt besitzt im großen und ganzen hervorragende moralische Qualitäten, vergleicht man sie mit den Kaufleuten anderer Herkunft im nahen Osten. Und vor allem, der Armenier verfügt über einen Bildungshunger, der ihn wie vorausbestimmt erscheinen läßt, künftig die geistige Elite in der Levante zu stellen. Administrativ ist er ungewöhnlich begabt, wie man an den zahlreichen armenischen Deputierten der türkischen Kammer beobachten kann, die Hervorragendes leisten.

Unter den fremden Jüngern der verschiedenen Almae matres, die die Hörsäle der großen Universitäten des Abendlandes bevölkerten, um dort ihre wissenschaftliche Bildung zu erwerben und zu vervollkommnen, zeichneten sich die armenischen männlichen und weiblichen Studenten durch Fleiß und Strebsamkeit aus. So sind denn jene, die im Exil die glühende Liebe zu ihrem geknechteten Volke daheim bindet, in hervorragendem Maße dazu berufen, morgenländischen Verhältnissen höhere Sitte und Kultur zu vermitteln und näher zu bringen.

Schon einmal, vor etwa 60 Jahren, als der Kurdenhäuptling Bedr Khan gegen 10 000 Armenier niedermetzelte und ganze Landschaften entvölkerte, hatten Mächte des Dreiverbandes, nämlich Frankreich und England, willkommene Gelegenheit, der Pforte gegenüber einzuschreiten. Möchte doch die Türkei, soweit nicht dieses Ringen um ihre Existenz bereits uralte Vorurteile ganz wider die Berechnung des Dreiverbandes vergessen ließ, die dringendste Aufgabe erkennen, auseinanderfallende Volksteile untereinander und mit sich selbst zu versöhnen, damit das Land niemals die ohnmächtige Beute ländergieriger Mächte und ihrer Drahtzieher werde, sondern aus Blut und Eisen geschweißt zu einem einigen und mächtigen Reiche erstehe. Das wünschen wir unsern türkischen Freunden.

M. Sobotta:
Kurland und der deutsche Ritterorden.

Seit unsere deutschen Truppen siegreich in Kurland einrückten, wendet sich das Interesse mehr und mehr dieser russischen Ostseeprovinz, dem einstigen Herzogtum Kurland zu, das vor Jahrhunderten zum deutschen Kaiserreiche gehörte. —

Kurland ist ein weizenreiches Hügelland, in dem ein Viertel dem Ackerbau, ein Viertel der Viehzucht dienen, das übrige Gebiet besteht aus Wald, Fluß, See, Unland. Der bedeutendste Höhenzug, die Blauen Berge, dehnt sich von der Nordspitze, dem Kap Domesnäs am Rigaischen Meerbusen nach Süden. Die über 300 Kilometer lange, flache Meeresküste ist arm an Meerbusen, nur in Polangen, Libau, Windau ist Landung von Schiffen möglich. Lange Sandbänke erschweren die Schiffahrt. Dagegen sind Flüsse und Seen vielfach durch Kanäle verbunden, Kanäle führen auch von den Seen zur offenen Ostsee, einen Ersatz für Häfen bildend. Von allen Hafenstädten ist Libau die bedeutendste.

Seit alten Zeiten war Kurland von Wenden und Kuren bewohnt. Kurland und Livland bekam im dreizehnten Jahrhundert der Bischof Albert von Riga als deutsches Reichslehen. Der von ihm hier gegründete Schwertritterorden ging 1237 in den deutschen Ritterorden über. Dieser war während des ersten Kreuzzuges gegründet vom Herzog Friedrich von Schwaben. Siebenhundert Jahre sind vergangen, seit die tapferen Deutschritter in ihren weißen Mänteln mit schwarzen Kreuzen in dem heidnischen Lande erschienen. Im langen Kampfe unterwarfen sie das weite Land in den Ostseeprovinzen und füllten die verödeten Strecken mit deutschen Ansiedlern, bekehrten zugleich die heidnischen Preußen zum Christentum.

Vom Sitz des Hochmeisters, der Marienburg, bis weit über Kurland, Livland dehnte sich die Macht des Ritterordens aus; er schuf im Osten einen Staat, einen Grenzwall gegen Rußland, den man mit Stolz ein „Kleindeutschland" nannte, da der deutsche Pflug das weite Land eroberte nach der Kraft des deutschen Schwertes, da deutsche Arbeit hier eine Stätte deutscher Kultur schuf, die Keime zukünftiger Entfaltung in sich bergend. Seine kriegerische Tätigkeit unterstützte der Orden durch planmäßige, großartige Anlagen deutscher Kolonien, in Handelsunternehmungen auf der Ostsee bis nach Lübeck hin.

Den Anfang seines Verfalls zeigte der deutsche Ritterorden nach der Schlacht bei Tannenberg 1410, als er von Polen besiegt wurde. Zur Reformationszeit führte sein späterer Niedergang zu seiner Verweltlichung. Wie groß noch zur Zeit des Großen Kurfürsten seine Macht war, beweist die Tatsache, daß das Herzogtum Kurland damals eine bedeutende Kriegsflotte, sogar afrikanische

Kolonien besaß. Russischer und polnischer Einfluß bekämpften sich hier durch Jahrhunderte, bis sich endlich die Kurländische Ritterschaft Rußlands Herrschaft unterwerfen mußte.

Das Land des deutschen Ritterordens kam in polnischen, dann russischen Besitz, doch heute noch sind die Spuren seiner deutschen Arbeit unverkennbar, wenn auch seine politische Macht verging. Seit 1805 kam die Hochmeisterwürde an Österreich, dessen Erzherzöge den Titel fortführen bis heute.

Merkwürdig ist, daß die kurländische Erbfolge sogar von Friedrich dem Großen erwogen wurde, denn ein Albrecht von Brandenburg war einst Ordensmeister, doch konnte der große König angesichts der Welt von Feinden ringsum mit seinen Ansprüchen nicht durchdringen. Welch' andere politische Gestaltung hätten sonst die russischen Ostseeprovinzen genommen! —

Rußlands Druck lastet auf Kurland; zu den Deutschen gehörten der Adel und viele Bürger, während der Bauernstand aus Letten und Esten besteht. Die Oberschicht bilden die Deutschen; wie das Salz der Erde ist hier das Deutschtum, das der deutsche Ritterorden nach Kurland verpflanzte, denn trotz aller Unterdrückung dringt überall deutsche Arbeit, deutsche Tüchtigkeit durch. Im benachbarten Livland gilt die deutsche Universität Dorpat als geistige Nährquelle für den russischen Staat, in Kurland blühten deutsche Ritterschaftsgymnasien, deutsche Volksschulen, Handwerkervereine auf, deutsche lutherische Pastoren, Rechtsanwälte, Ärzte, Beamte, Kaufleute wirkten hier in echt deutscher Art zum Segen des Landes, bis die russische Herrschaft mit roher Gewalt gegen das Deutschtum vorging. Die Russifizierung erreichte vor fast zwanzig Jahren einen Höhepunkt, als die bewährten deutschen Ritterschaftsgymnasien aufgelöst wurden, als die ehrlichen deutschen Beamten den bestechlichen russischen Angestellten weichen mußten.

Trotz der planmäßigen Unterdrückung, die sich sogar auf religiöses Gebiet erstreckte, blieben die meisten Deutschen in der bedrohten Heimat, denn das Land war ihnen und ihren Vorfahren seit Jahrhunderten zur Heimat geworden. Einige fanden in Deutschland neue Arbeitsstätten.

Die im Baltenland Gebliebenen erlebten 1905 eine weitere russische Gefährdung: Dem in Kurland ansässigen deutschen Adel wurden von der russischen Regierung die Machtmittel über die lettische Bauernbevölkerung genommen. Die beabsichtigte Folge dieser „Freimachung" war der entsetzliche Bauernaufstand, der dem bisher herrschenden Deutschtum Macht, Kurland Gedeihen und Sicherheit nahm. Verhängnisvoll für Kurland wurde jetzt der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den deutschen Herren und den lettischen Bauern, die in Wahrheit kettenbrechende Sklaven in Blut und Feuer wurden. Der Zustand der nie erstrebten Einheit unter den Ständen Kurlands führte zu einem baltischen Bauernkrieg. In den nächsten zehn Jahren ordneten sich die Zustände in den Ostseeprovinzen allmählich, bis sie vom Weltkriege erfaßt wurden. Bei Ausbruch des Krieges schon droh-

ten den Deutschen hier neue Unterdrückungen. In Ungewißheit und Bedrängnis sehen viele Deutsche in Kurland ihrem Schicksal entgegen, denn die Verfolgung der Deutschen wird in den Ostseeprovinzen mit Härte betrieben, obwohl Deutschrussen sich auch in den Dienst Rußlands stellten.

In dieser Zeit werden sich die Bewohner Kurlands ihrer deutschen Kraft, ihres deutschen Gewissens sicher stärker bewußt, denn deutsch ist ihre Herkunft, ihre Sprache, ihre Sitte, ihr Glaube. Es ist natürlich, wenn sie in ihrem Hoffen und Streben auf deutscher Seite sind, wenn sie im deutschen Land eine schützende Heimat suchen und finden. Eine große Anzahl der in Preußen eingebürgerten Kurländer steht jetzt im preußischen Heeresdienst, aber die große Masse haftet an der ihr liebgewordenen, vor Jahrhunderten vom Deutschtum ergriffenen Scholle — und harrt ihres Schicksals im Weltkriege.

Aus dem Tagebuch des Kriegsfreiwilligen Werner Köhler, Potsdam: Ein Ausflug nach Antwerpen.

Schwere Regen- und Schneewolken jagten am Himmel dahin, und der leichte Sprühregen, der die Ferne in ein undurchsichtiges Grau hüllte, versprach einen wenig schönen Tag. Die Bahnlinie nach Brüssel zur Linken lassend, rollt der Zug immer am Kanal Löwen—Mecheln—Sennegat entlang dem alten Bischofssitz Mecheln zu, von dessen stolzer Kathedrale aus deutsche Soldaten die deutsche Flagge grüßt. Wenige Stationen vor Mecheln, bei Boort-Meerbeek, erblickt man zur linken Hand ein Geleise, das von der Hauptbahn abzweigt und zu einer Stelle führt, die noch heute durch die aufgeworfene Erde dem Auge auffällt. Hier haben die 42 Zentimeter-Mörser gestanden, mit deren Hilfe es gelang, in so kurzer Zeit das gewaltig befestigte Antwerpen niederzuringen. Eine kleine Strecke von diesem Ort entfernt, nach Mecheln zu, liegen auf einem Nebengleis vier belgische Lokomotiven mit Kiesloren, die man dort hat zusammenfahren lassen. Als die Belgier vernahmen, daß unsere schweren Geschütze auf der Bahn von Löwen her in Stellung gebracht werden sollten, ließen sie von Mecheln aus diese wilden Züge ab, die den Transport gefährden und wenn möglich die Mörser unschädlich machen sollten. Dieser Anschlag wurde jedoch durch die Wachsamkeit deutscher Flieger vereitelt; die Meldung kam frühzeitig genug, so daß es den Eisenbahntruppen gelang, die Geleise aufzureißen und die Lokomotiven zum Entgleisen zu bringen. Wer die Entfernung von dem Standort der Geschütze bis zu den Forts der Stadt Antwerpen erwägt, der muß von Bewunderung erfüllt

werden für den Batteriechef, der mit so unfehlbarer Sicherheit sein Geschoß auf das unsichtbare Ziel zu richten wußte. Nicht weit hinter Mecheln an dem seinerzeit vielgenannten Netheabschnitt zeigen sich uns dann die ersten Außenbefestigungen, vor allem das berühmte Fort St. Catherine-Wavre-Notre Dame, von außen nur als ein Viereck von grasbewachsenen Wällen, um die sich ein Graben zieht, sichtbar. Hier vor und hinter den Forts zeigt die Landschaft die Spuren der erbitterten Kämpfe des Septembers und Oktobers des vorigen Jahres. Zerschossene Fabriken, verbrannte Wohnhäuser, niedergelegte Wälder, zersprengte Eisenbahnbrücken, an deren Stelle Notbrücken aus Holz getreten sind, usw. Ein großer Teil des Geländes ist durch die Gewässer der Nethe, deren Dämme seinerzeit durchstochen wurden, überschwemmt. Von den Außenforts führt uns die Bahn zu der Kette der Innenbefestigungen; endlich prustet der Zug in den imposanten Zentralbahnhof von Antwerpen hinein, die Königin des Meeres, der zweitgrößte Handelshafen Europas, liegt vor uns. Wir treten hinaus auf die prächtige Keizerslei, an deren Ende sich schon das Wahrzeichen der Stadt, die schlanke Gotik der hochberühmten Kathedrale unsern Augen darbietet. Hier zeigt sich kein Bild des Krieges, dessen Sturm für Antwerpen vorübergebraust ist. Dumpf und ernst tönen die Glocken in die feiertägliche Stille des Sonntagvormittags, und aus den Regenwolken wirft die Sonne ihren vergoldenden Glanz über Firste, Dächer und Giebel der ehrwürdigen Stadt. Unwillkürlich tritt uns jenes Bild aus der Hamburger Kunsthalle vor Augen, das, von Meister Makart's Hand gemalt, den Einzug Kaiser Karls V. in Antwerpen darstellt. Nichts besseres wußte damals die stolze Stadt ihrem Fürsten darzubringen als die Schönheit ihrer reinen Töchter, die unbekleidet neben dem Pferd des hochmütigen Spaniers einherschritten.

An der Börse vorbei über den Place de Meir und den Schoenmarkt, gelangen wir zum Groenmarkt, in dessen Mitte sich das Denkmal des Meisters der niederländischen Schule Peter Paul Rubens erhebt. Am Groenmarkt (Grünmarkt) liegt auch das Gebäude, in dessen Räumen sich das deutsche Gouvernement Antwerpen befindet, und an der anderen Seite ragt die Kathedrale, das berühmteste gotische Bauwerk der Niederlande, an dessen höchster Kreuzblume stolz des Deutschen Reiches Kriegsflagge weht.

Auch König Albert hatte kurz vor dem Verlassen der Stadt seine Wohnung am Groenmarkt genommen, als der Verbleib in dem Königlichen Schlosse auf der Place de Meir aus Gründen der Sicherheit nicht mehr rätlich erschien. Die Zerstörungen in der Stadt selbst sind gering, zum Teil auch wohl schon wieder ausgebessert. Am meisten ist der Schoenmarkt (Schuhmarkt) betroffen, der ein Ziel der Zeppelinbomben und einiger weniger Granaten gewesen ist. In der Kathedrale, in der sich die Meisterwerke Rubens' befanden, die man vor den deutschen Barbaren in Sicherheit gebracht hat, findet allsonntäglich deutsche Militärmesse statt, die auch von der Zivilbevölkerung zahlreich besucht ist. Rheinischer

und mecklenburgischer Landsturm, selbst aus niederdeutschem Stamm, hat es fertig gebracht, die Herzen der Antwerpener Bürger und Bürgerinnen zu gewinnen. Man bedenke, daß beim Einzug der deutschen Truppen nur etwa 400 Einwohner von einer Viertelmillion vorgefunden wurden. Der allergrößte Teil davon ist zurückgekehrt. Diese unzerstörbare Verwandtschaft, die zwischen dem Deutschen und den niederdeutschen Vlamen besteht, macht das Leben in Antwerpen um vieles angenehmer, als es in Brüssel und den meisten anderen Orten Belgiens der Fall ist, wenn auch natürlich immerhin eine gewisse Spannung zwischen Siegern und Besiegten bestehen bleibt. Rein äußerlich betrachtet, zeigt sich der deutsche Einschlag in der Bevölkerung schon in den Gestalten. Während der Typus der Brüsseler sich stark dem des mehr kleinen und dunklen Franzosen nähert, sieht man hier, besonders unter den Frauen, hohe, blonde Gestalten, wie sie den Friesen eignen und Frenssens Romane sie uns so gut zu schildern wissen. Sollte Antwerpen in deutschen Besitz übergehen, so wird bei einsichtsvoller Verwaltung die Haltung der Bevölkerung kein allzu großes Hemmnis bilden. Es heißt dann, die Herzen derjenigen gewinnen, die jetzt auf Antwerpens Straßen den deutschen Soldaten nachlaufen, ihnen die Patschhand geben und mit strahlendem Gesicht „Dag Mynher“ sagen.

Der Groote Markt in Antwerpen zeigt trotz des schönen Stadthauses nicht jene stilvolle Einheit, die wir an dem Brüsseler Marktplatz, auf dem einst das Blut eines Egmont floß, so zu schätzen wissen. Eigenartig wirkt aber unbestritten das Denkmal Brabos, jenes Mannes, der den Riesen Antigonus, der das Leben jedes vorüberfahrenden Schiffers bedrohte, besiegte, ihm die rechte Hand abhieb und sie in die Schelde warf. Man hat aus dieser alten Stadtsage den Namen Antwerpen = Hand werpen ableiten wollen. Zweifellos ist auch hier, wie bei so vielen anderen Fällen, die die Geschichte kennt, die Sage nur ein Versuch, den eigenartigen Namen, dessen Ursprung den späteren Bewohnern unbekannt war, erklären zu wollen. Nur wenige hundert Schritte vom Grooten Markt, und wir stehen am Ufer der Schelde, an dem sich an den verschiedenen Kais die Niederlassungen der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd, der englischen Red Star Line u. a. hinziehen. Wo sonst geschäftiges Treiben herrschte, liegt jetzt Totenstille ausgebreitet. Kein leichter Segler oder stolzer Dampfer wiegt sich auf den sich leise kräuselnden Wellen der Schelde, nur eine kleine Dampfjolle mit der deutschen Kriegsflagge liegt unterhalb des Steen, der alten Burg von Antwerpen. Am Ufer schreiten die Posten des deutschen Landsturms mit aufgepflanztem Bajonett auf und ab. Die Innenhäfen sind aber vollgepfropft voller Schiffe, deutscher, österreichischer und neutraler. Vor ihrem Abzug haben die Engländer bekanntlich noch die „Gneisenau“ versenkt und die Maschinen der deutschen Schiffe zerstört. Die „Gneisenau“ wird aber demnächst wieder flott gemacht werden, und auch die anderen Schiffe unterlagen schon einer gründlichen Reparatur. Weit draußen in der Schelde liegen, dort, wo sie in

holländisches Gebiet einmündet, in langer Reihe die Minenfänger, die den Hafen vor diesen gefährlichen Gästen schützen sollen.

Wir wenden uns zurück in das Innere der Stadt, um einen Spaziergang durch den Park zu unternehmen, und besuchen den Zoologischen Garten neben dem Zentralbahnhof, der zwar mit den gleichen Instituten Berlins und Hamburgs nicht wetteifern kann, aber durch seine sorgfältige Pflege und Sauberkeit eine Zierde der Stadt bildet. Als das Bombardement durch die Deutschen bevorstand, hat man die Raubtiere erschossen, weil man fürchtete, daß sie bei einer eventuellen Befreiung Schaden anrichten könnten. Das Musée des Beaux arts, das die Meisterwerke der niederländischen Schule enthält, ist leider geschlossen.

Erst als die Abendsonne ihre Strahlen über Stadt und Strom ausgoß, kehrten wir zum Ufer der Schelde, die im Höhepunkt der Flut stand, zurück und fuhren mit der Dampffähre hinüber zum Fort de Flandre, vor dem die belgischen Geschütze aufgefahren sind, die noch in letzter Stunde gesprengt wurden, damit sie nicht den Siegern Dienste leisten könnten. Ein herrliches Panorama enthüllte sich in der Abendglut vor unseren Blicken — die stolze Herrin des Meeres am mächtigen Scheldestrom. Von der Kathedrale aber grüßen des Deutschen Reiches Farben und erfüllen uns mit stolzer Zuversicht, daß unserer Brüder Sterben nicht vergeblich war, sondern die Saat, die in der Ernte uns ein größeres, mächtigeres Deutschland zum Heil der Welt bescheren wird.

Dr. Karl Löhmann:
Der Weltkrieg und die deutschen Studenten.

Mens sana in corpore sano

Als in den unvergeßlichen Augusttagen, die uns zum zweiten Male die „Wacht am Rhein" und zum dritten Male das Kreuz aus Eisen brachten, unser Volk in beispielloser Einigkeit und Kraft sich erhob, da zeigte es sich mit einem Schlage, was manchmal nicht mehr ganz außer Frage erscheinen konnte: das deutsche Volk ist in allen seinen Schichten, in Kern und Art, noch gesund an Leib und Seele! Das lehrte uns ein Blick in die Augen derer, die sich zu den Fahnen stellten, das zeigte uns das Verhalten der deutschen Frauen, voran der ungezählten Mütter, und das sagten uns die Lieder und die Worte, die dieses Volk mit einem Male wieder singen und sagen konnte.

Wer in diesen wundervollen Tagen, in denen sich im ruhigen Lauf der Zeiten die deutsche studierende Jugend anschickte, in des Jahres längste und schönste Ferien zu ziehen, auf deutschen Hochschulen umsah und umhörte, konnte Ein-

drücke gewinnen, die das Herz beben machten vor Freude und Stolz! War das dasselbe Jungvolk, das sich so oft in tändelnden Äußerlichkeiten nicht genug tun konnte, das im Denken, Fühlen, in Reden, in Wesen und in Haltung so weit sich entfernt zu haben schien von seinen kaum noch geahnten Überlieferungen, von dem edlen, starken Geiste einer Wartburgfeier? Staunend und beschämt mußten die, denen der deutsche Student — und wahrlich oft genug mit bitterem Recht — nur noch als eine Spielart des internationalen Lebejünglings erschienen, erkennen, daß unter unerfreulicher Schale doch noch etwas anderes steckte. Das waren nicht die Tage von 70, die sich auf unseren Universitäten zu erneuern schienen, das war ja mehr, tiefer, das waren die Frühlingstage von Breslau vor hundert Jahren, das war der Geist der Lützower, der aufzuerstehen schien. Mit einer Glut und Inbrunst kehrten alle diese Jünglinge zu den wahren Idealen deutschen Studententums um, daß man ein tiefes, unerfülltes, stilles Sehnen aus dumpfer, drückender Atmosphäre seelenlosen Gegenwartsdaseins, dem jetzt Befriedigung und Befreiung geworden, bei vielen wohl annehmen mußte. Der alte Kampfruf „Burschen heraus", für viele bisher nichts anderes gewesen, als der Anfang eines Kneipliedes, erhielt plötzlich wieder seinen tiefen, begeisternden Inhalt und historischen Sinn! Und so ging es mit vielen der alten starken Burschenlieder, die manchem nur noch des Singens wert erschienen, wenn an der Kneiptafel erst alles ordentlich „in Stimmung" geraten. Erinnert sei nur an Hoffmann v. Fallerslebens unvergleichlich schönes „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", das mit seiner innig-markigen Singweise das deutscheste aller deutschen Heimatlieder genannt zu werden verdient, und wie dieses Lied der Jugend unserer Zeit so gar nichts mehr sagte! Aber in den Augusttagen des Jahres 14 ist auch dieses Lied gesungen, und nicht nur im Dunstkreis der Kneipe „stieg" es auf Kommando, im deutschen Walde, auf Straßen und Wegen konnte man es wieder hören, dieses Hohelied der Heimatliebe und -treue von jungen Lippen und aus jungem Herzen: Jünglinge, denen es beschieden sein konnte, schon nach wenigen Wochen die neu entfachte, vielleicht noch nie recht gespürte Liebe und Treue zum deutschen Vaterlande mit Einsatz des Lebens betätigen zu müssen, denen mußten Lieder, wie dieses, wieder etwas sagen! — — Phrasenhelden und Renommisten haben Amerikaner und Engländer unsere Studenten zu nennen beliebt, ob immer ohne jeden Grund, das entscheide, wer selbst „dazwischen" war, aber die tausende deutscher Studenten, die unter rohen Holzkreuzen in Flandern, in Polen, in den Argonnen und den Karpathen und überall dort, wo deutsche Fahnen wehten, schlummern, beweisen, daß man ihnen doch noch andere Titel geben muß! Und wohl nach Zehntausenden zählen die aktiven und ehemaligen Studenten, die als Offiziere und Unterführer an Schneid und Ausdauer dem Berufsoffizier in nichts nachstehen, und in Strapazen, Not und Gefahr, in Kampf und Tod untrennbar verbunden sind und sich verbunden fühlen mit den Geringsten im Volk in

Waffen! — Also stark und gesund im inneren Kern wie das ganze Volk war auch seine akademische Jugend noch bis zu der Stunde, die unseres Volkes Schicksalsstunde wurde in dem ureigensten Sinne dieses inhaltsschweren Wortes, sonst wäre es ein Ding der absoluten Unmöglichkeit, daß achtfache Übermacht elf Monate hindurch unseres Landes Grenzen umsonst berennt, und daß unsere mächtigen Feinde immer noch neue Leichenhügel vor unseren Grenzen türmen müssen, wo schon Hekatomben von ihnen geopfert sind.

Aber — und der Leser wolle dieses schier unmöglich erscheinende „Aber" verzeihen — aber ist denn nur Licht und gar kein Schatten vorhanden gewesen und vorhanden? Fast möchte man es im Anblick von unseres Volkes Heldenkampf freudig annehmen, hieße es nicht damit einem gerühmten Vorrecht, das uns vor manchem anderen großen Volke eigen ist, untreu werden, der Bescheidenheit oder, richtiger gesagt, der Fähigkeit und dem Mute der Selbsterkenntnis und der Selbstkritik! Und in der Tat, es bestanden Schatten und Dunkelheiten, und teilweise tiefe, die das Licht, das rein und klar strahlen sollte, wo Deutschlands führende Jugend sich zusammenfindet, lange und oft störend beeinträchtigt haben und die Frage auch in diesem Augenblick nicht überflüssig erscheinen lassen, wohin führte der Weg, und was wäre aus Deutschland geworden, wenn dieser Weltkrieg auch nur ein Menschenalter noch hätte auf sich warten lassen, hätte auch dann noch das Volk auf seine akademische Jugend so fest rechnen können? Zur Pflicht aber wird diese Frage, wenn es sich darum handelt, durch rückhaltlose Offenheit in erster Linie der Jugend selbst nützen zu wollen, denn die Jugend ist das Vaterland, seine Zukunft und Hoffnung, und selbst das beschränkteste Hirn und der gleichgültigste Sinn fängt an, ein klein wenig zu begreifen, daß wir in bezug auf Sorge, Leitung, Erziehung und Erhaltung unserer Jugend ihr nicht immer gegeben, was ihr zukam, daß wir leichtsinnig und verschwenderisch mit unserem kostbarsten Gute umgegangen, wo es anders hätte sein können und müssen!

Das gilt nicht zuletzt von unserer studierenden Jugend und rächt sich am Einzelnen und an der Gesamtheit nirgends schwerer als hier. Die starke, vaterländische Begeisterung und Hingabe, die auch jetzt wieder die Jugend erfaßt, beweist nichts dagegen, wie es den Anschein haben könnte, sie beweist nur, daß es heilige Pflicht ist, den Wurm und die Fäulnis, welche den gesunden Kern auch dieses Teiles — vielleicht des wertvollsten — unseres Volkes bedrohen, endlich zu sehen, nicht mehr achselzuckend und lächelnd als unvermeidliche „Auswüchse" zu ertragen, sondern auszurotten. Das muß geschehen, und das wird geschehen, und zwar von denen selbst, die es am nächsten angeht. — —

Man vergleicht die gegenwärtige Zeit gern mit der Zeit vor hundert Jahren, und nicht mit Unrecht, wie allein schon das Verhalten der studierenden Jugend beweisen wird, wenn sie aus diesem furchtbaren Kriege zu ihren Heimstätten zurückgekehrt ist! Wie die aus den Befreiungskriegen heimgekehrten

Studenten vor hundert Jahren empfanden und dachten, das schildert Theobald Ziegler uns in unübertrefflich anschaulicher Weise: „Die damaligen Studenten waren gereifter, als sonst Studenten zu sein pflegen: sie hatten Großes erlebt, die meisten hatten als Freiwillige geholfen, Großes zu erkämpfen, sie hatten bereits etwas geleistet." Und nun kamen sie auf die Universitäten zurück und fanden hier „das deutsche Studentenleben mit seiner Roheit und seiner Rauflust, seiner Renommage und seinem Saufkomment, seinem Mangel an Ernst und Inhalt, die Wichtigtuerei der Mensur und die Nichtigkeiten der Kneipe, die Geistlosigkeit und Knabenhaftigkeit — das konnte den Heimkehrenden nicht mehr imponieren: wer im Kugelregen gestanden, der braucht seinen physischen Mut auf dem bißchen Mensur nicht erst zu erweisen, wer blutige Siege mit erfochten hat, kann an dem Triumph des Niedertrinkens von Kommilitonen, wer am Wachtfeuer beten gelernt hat, kann am öden Zotenreißen keine Freude mehr haben." So beschreibt Ziegler die damaligen Zustände auf den Hochschulen und den unvermeidlichen Eindruck derselben auf tiefere, geläuterte Gemüter. Das trübe und manchem wohl gar übertrieben erscheinende Bild trägt aber nicht nur die Jahreszahl der Zeit, aus der heraus es uns vorgeführt wird, man darf es ohne jeden Anachronismus auch hundert Jahre vordatieren, genau mit dem gleichen Rechte, mit dem man es schon als im allgemeinen zutreffend bezeichnen wird zu einer Zeit, als Ulrich von Hutten noch seine schmerzlichen Erfahrungen auf Deutschlands hohen Schulen sammelte! Wer aber zweifelnd den Kopf schütteln möchte im unzerstörbaren, fröhlichen Glauben an die ehrwürdige Tante, genannt „gute alte Zeit", der vernehme folgendes, schon zu Luthers Zeiten bekannte Studentensprüchlein:

> Welcher Student von Wittenberg kommt mit gesundem Leib,
> von Leipzig und Tübingen ohne Weib,
> von Jena und Helmstädt ungeschlagen,
> der kann von großem Glücke sagen! —

Und im Jahre 1662 mußte durch förmliches Reichsgesetz das als Pennalismus bezeichnete Fuchsrecht, bestehend in unerhörten schimpflichen und rohen Mißhandlungen der Neuankömmlinge auf den Universitäten, ausdrücklich aufgehoben werden! Wem aber diese Beiträge zur Kulturgeschichte des deutschen Studenten noch nicht ausreichend erscheinen, der nehme mal das Allgemeine deutsche Kommersbuch zur Hand und schreibe sich nach den zahlreichen alten und älteren Liedern desselben selbst eine Kulturgeschichte des deutschen Studentenlebens. — — Wie aber steht es mit diesen Dingen in unserer Zeit? Ehe diese Frage beantwortet werden kann, sei die Wandlung und Entwicklung studentischer Ethik in den letzten hundert Jahren einer kurzen Betrachtung unterzogen: Nach den Freiheitskriegen setzte auf den deutschen Universitäten unter dem Einfluß und der Führung der gereiften, durch Kriegsteilnahme sittlich

gefestigten Elemente eine Bewegung ein, die sich zunächst auf eine Erneuerung der vorstehend gekennzeichneten, unerfreulichen Zustände und Sitten an den Hochschulen als das nächstliegende Ziel richtete und richten mußte. Und daß dieses Bestreben so kläglich und annähernd ergebnislos verlief, gehört zu dem Tragischsten, was die Geschichte unseres Volkes aufzuweisen hat. Wenn jemals reine, sittliche Kräfte, die sich in den Dienst der besten, nicht nur einem Volke, letzten Endes der Menschheit zugute kommenden Sache gestellt, verkannt, mißachtet, verhöhnt und brutal unterdrückt sind, so geschah es hier. Das hat kaum einer besser verstanden und überzeugender ausgedrückt als Nietzsche, sagt er doch über diese so unnötig und verderblich unterdrückte Bewegung einer zunächst rein sittlich gedachten und gewollten Erneuerung: „. . . jene empörten Jünglinge waren die tapfersten, begabtesten und reinsten unter ihren Genossen: eine großherzige Unbekümmertheit, eine edle Einfalt der Sitte zeichnete sie in Gebärde und Tracht aus: die herrlichsten Gebote verknüpften sie untereinander zu strenger und frommer Tüchtigkeit; was konnte man an ihnen fürchten? Es ist nie zur Klarheit zu bringen, wie weit man bei dieser Furcht sich betrog oder sich verstellte . . ." Der Ausgang dieser kurz dauernden Bewegung und das, was dann folgte, ist wohl allgemein bekannt und mag hier, nur kurz zusammenfassend, daran erinnert werden: Die natürlich auch nach sichtbarem Ausdruck strebende Einheit dieser im edelsten Sinne des Wortes „deutsch" und „christlich" zugleich empfindenden Jünglinge führte nur an einer Hochschule zu einer Verwirklichung des Gedankens; mangelnde Führung in entscheidenden Stunden und der tief wurzelnde Partikularismus der Deutschen vereitelte alles Streben. Die Jahrhundertfeier der deutschen Burschenschaft, die wir in diesem Jahre begehen konnten, hat Berufeneren Veranlassung gegeben, diese Zeit unserem Geschlechte wieder näher zu bringen. Das im Jahre 1817 etwas überschwenglich gefeierte, viel verlästerte Wartburgfest stellt den Höhepunkt dieser Bewegung und zugleich den Beginn einer Periode verständnislosester und schmachvollster Verfolgungen dar. Die Ausschreitungen einzelner gaben den Anlaß, die ganze, bei den Regierungen verhaßte und verdächtige Bewegung zu unterdrücken. Zugegeben werden muß, daß auch manche unheilvolle Übertreibungen in den Reihen der Jugend sich fanden, die zwar meist in „teutschen" Kleiderfragen und in gewaltigen, blutrünstigen Reden und Worten sich erschöpften, aber doch geeignet waren, der guten Sache auch bei wohlmeinenden reiferen Menschen zu schaden. — Ein Menschenalter und länger stand das geistige und sittliche Leben an unseren Hochschulen im Zeichen einer Überwachung und Verdächtigung und war damit gelähmt in seinen reichen Entwicklungsmöglichkeiten. Aber ganz verklungen ist es doch niemals wieder, was damals die Gemüter bewegt, und wird vielleicht in zeitgemäßem Gewande, gestützt und geschirmt durch eine weisere, ihre wahren Aufgaben besser erkennende Regierung, auferstehen, wenn die Tausende deutscher Hochschüler heimkehren aus den Stürmen des Welt-

krieges; zu schämen brauchten sie sich nicht, die Traditionen ihrer akademischen Kriegskameraden vor hundert Jahren aufzunehmen, denn „wahrlich, so singen keine Revolutionäre und Verschwörer," ruft Ziegler aus bei Wiedergabe der Worte, mit denen damals die verfolgte Jugend auseinanderging: „Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold, und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!" — —

So war also der erste Versuch der besten und mannhaftesten unter den deutschen Studenten, eine wirkliche und dauernde, auf Deutschtum und Christentum, auf Sittlichkeit und Selbstzucht gegründete Erneuerung und die Beseitigung Jahrhunderte bestandener Schäden und Unsitten zu erreichen, mißlungen. Die Folgen blieben nicht aus: Langsam, aber unaufhaltsam, fand der Materialismus Eingang dort, wo ihm der stärkste Wall hätte bereitet sein können. Es würde zu weit führen, diese Entwicklung im einzelnen zu verfolgen, aber langsam und zögernd vor der Reichsgründung, schnell, reißend, lawinenartig von Jahr zu Jahr anschwellend von da an bis auf unsere Tage! — Man mag über Otto Julius Bierbaum als Dichter und besonders als „Volkserzieher" denken, wie man will, eins muß man ihm aber unbedingt lassen: er hat mit grellen, aber nicht unwahren Farben uns Bilder gezeichnet von dem Studentenleben der achtziger und neunziger Jahre, dem Höhepunkt schrankenlosen, zersetzenden Materialismus, die Grauen einflößen müssen und dem, der da sehen kann und sehen will, die Augen öffnen, wohin wir mit unserer Jugend gelangt waren. Zugegeben werden soll und muß, daß manche Zeichen einer Wandlung, einer Umkehr und Gesundung im letzten halben Menschenalter in zunehmendem Maße sich eingestellt haben, und daß es deshalb wohl berechtigt ist, von einem Höhepunkt — besser Tiefstand —, der überwunden ist, zu reden. Aber Zeichen trügen bekanntlich manchmal, und dann verläuft auch ohne äußere Hemmung und Beeinträchtigung manche noch so hoffnungsvoll einsetzende Reformbestrebung nicht selten spurlos wieder im Sande. Deshalb wollen wir nicht selbstsicher vorübergehen an der Fülle von Erfolgsmöglichkeiten, die dieses Weltkrieges ungeheuere Erschütterung auch im Sinne einer Reform des studentischen Lebens bedeutet. —

Was sind denn nun die Schäden des Studentenlebens unserer Tage? Nun, es sind ihrer genug, um ein Buch von nicht unerheblichen Dimensionen allein diesem Thema widmen zu können! Ein Eingehen auf diese Dinge wird stets mit einer großen Schwierigkeit zu rechnen haben, dem subjektiven Empfinden und den persönlichen Eindrücken nicht unbewußt und ungewollt mehr nachzugeben, als es im Interesse einer unbedingten Objektivität möglich ist. An Widerspruch wird es deshalb niemals einer Darlegung, wie sie im folgenden gegeben ist, fehlen. Mag jeder mit seinen akademischen Erinnerungen und seinen Sympathien stehen, wo er will, niemals kann er leugnen, daß etwas faul ist im akademischen Staate,

oder besser: im Leben unserer akademischen Jugend, und keineswegs allein an den Großstadtuniversitäten, wo der Student in seiner Lebensführung vielfach gar kein Student mehr ist, sondern ein sich mehr oder minder skrupellos amüsierender „junger Mann" wie jeder andere, nur unvorteilhaft unterschieden durch den Umstand, daß er nicht selbstverdientes, sondern seines Vaters Geld vertut. Nein, auch an den „Hochburgen studentischer Überlieferung" muß es manchmal den Anschein erwecken, als ob die stolzen und schönen Überlieferungen studentischer Vergangenheit einzig und allein in äußerlichem Gepränge und Getue sich erschöpfen, im Wesen des jungen Akademikers aber mit einer Art Geflissentlichkeit nur die weniger erfreulichen zum Ausdruck gelangen. Nicht soll hier die Rede sein von der viel umstrittenen Mensur und ihrer Berechtigung, das sei und bleibe interne studentische Angelegenheit, wie manches andere, aber was sich den Augen der Öffentlichkeit darbietet, das darf der Besprechung nicht entzogen werden, und dazu gehört in erster Linie ein im schroffsten und ungesündesten Gegensatz zu der auf den oberen Stufen unserer höheren Schulen von Lehrern und — man übersehe das nicht — von manchen Schülern schon selbst erstrebten Vertiefung und Verinnerlichung der ganzen Persönlichkeit stehende „programmmäßige" gewollte Umkehr zu einer Oberflächlichkeit, ja Knabenhaftigkeit der ganzen Anschauungen, vor allem des äußeren Wesens, der Sprache, der Gebärden usw., die geradezu abstoßend in manchen Fällen wirkt. Irgendjemand hat mal irgendwo sehr treffend bemerkt: „Der junge Offizier imponiert, der junge Student amüsiert!" Kann und darf aber ein solches Urteil überraschen, wenn man bei so vielen Studenten diese erschreckende vollständige Verkennung des so gern zitierten Begriffes der „akademischen Freiheit" findet, die nicht in dem selbstverständlichen Sinne einer gesteigerten Verpflichtung zur Selbsterziehung und zur Selbstzucht und eines erhöhten Verantwortlichkeitsgefühls aufgefaßt wird, sondern vielmehr als ein Freibrief für eine teilweise zügellose Betätigung der Genußsucht, Selbstsucht und ein förmliches Prahlen mit einer eingebildeten Unverantwortlichkeit angesehen wird. Woran liegt das? Meines Erachtens an der irrigen Auffassung, daß die studentische Ungebundenheit, wie wir sie zurzeit besitzen und schätzen zu müssen glauben, notwendig und nützlich sei zur Erziehung im Sinne einer männlich-selbständigen Persönlichkeit. Im Prinzip läßt sich gegen eine derartige Gedankenführung ja nichts einwenden, wenn man anerkennt, daß nur der frei und selbständig wird, der seine Freiheit zu gebrauchen g e l e r n t hat. Aber wer l e h r t denn unsere Studenten ihre Freiheit wirklich und richtig gebrauchen? Die Korporation etwa? Hierüber bitte ich bei Bierbaum und anderen nicht ganz unerfahrenen Autoren nachlesen zu wollen, um zu verstehen, daß Drill noch lange nicht Erziehung ist und umgekehrt. Kein Mensch darf unseren studentischen Korporationen aber in mißverständlicher Auffassung des eben Gesagten die Existenzberechtigung absprechen wollen: die Institution ist gut und nötig, aber die Mittel, mit denen sie arbeitet,

sind vielfach veraltet und untauglich: die immer noch einen nicht ganz unwesentlichen Teil der studentischen „Erziehung" darstellende Lehre und Übung, wie man möglichst große Mengen von Alkohol nach einer gewissen verbrieften und vererbten Gesetzmäßigkeit sich einverleibt, die unumschränkte Ausübung von jeder Art „Studentenulk", einer meist mehr altertümlichen als originellen Spielart des Humors von nicht selten fataler Ähnlichkeit mit dem sogenannten „Dummenjungenstreich" kümmerlichsten Genres, die systematische Betonung der Form, nicht immer, aber nicht selten auf Kosten des Wesens, und jeder Art von Äußerlichkeit, die geflissentliche Neigung, Schneid statt Eigenart zu züchten, und manche andere „Erziehungsgrundsätze" können nicht als unbedingt zeitgemäß angesehen werden, um aus einem Jüngling aus gutem Hause einen lebenstüchtigen Mann zu machen! Dazu kommt noch so manches andere, das aber unausgesprochen bleiben mag, weil, wer das Studentenleben kennt, auch seine Schäden und Schwächen kennt, und wer dem inneren Wesen unseres Studententums fremd gegenübersteht, durch eine Weiterführung vorstehender Gedankenreihe auch kaum zu einem eindringenderen Verständnis gelangen wird. — —

Der Kern ist gesund, an dieser Tatsache kann — Gott sei es gedankt — nichts rütteln, aber die Schale ist in manchem ihrer Teile morsch und wurmig, und der Wurm, der in der Schale sitzt, wird schließlich auch den Kern angreifen, läßt man ihn gewähren! Die innere Gesundheit unserer Jugend hat uns dieser beispiellose Krieg schon jetzt geoffenbart, aber er hat uns auch die Augen geöffnet für ihren Wert! Kein Schatz, kein Reichtum ist unerschöpfbar, und wie wir sparsam umzugehen gelernt haben mit dem heiligen Brotkorn, so werden wir das in Zukunft auch mit unserer Jugend tun. Die schon jetzt von der Regierung angekündigte, nicht unwesentliche Erweiterung des Steuerprivilegs für kinderreiche Familien ist ein unbedeutendes, aber doch hoffnungsgrünes Anzeichen dafür, daß man auch „oben" anfängt, unseren wahren Reichtum zu erkennen, zu würdigen und zu — schonen. — Wir alle, besonders aber wir alten Akademiker, haben die heilige, vaterländische Pflicht, wenn dieser Krieg beendet und die unerhörte Opferung unserer Jugend aufhören darf, Sorge zu tragen, daß durch Haushalten auch auf diesem Gebiete der ungeheure Ausfall so schnell wie möglich wieder eingespart wird, durch Haushalten mit den Gütern des Leibes und der Seele, die wir in unserer studentischen Jugend besitzen und immer besaßen, die wir aber oft genug in Leichtsinn und Gleichgültigkeit vergeudeten. An Mitteln und Wegen wird es denen, die zu diesem Wächteramt berufen sind, nicht fehlen. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg," das kann und muß hier gelten! Man mag im einzelnen seine eigensten Ansichten über diesen einzuschlagenden Weg haben, der endlich und endgültig hinaus- und hinaufführt aus Resten mittelalterlichen Moders und Plunders, aus Vorurteil, Beschränktheit, Gleichgültigkeit und Leichtsinn zu den Höhen wahrhafter Freiheit und Würde, über ein Mittel kann und darf nicht gestritten und gefeilscht werden,

das, niemals zum Selbstzweck werdend, doch nicht länger fehlen darf, als wahrhaft und wirklich gleichberechtigtes, voll anerkanntes Erziehungsmittel unserer Jugend: die Leibesübungen! — Diese nehmen immer noch nicht annähernd die Stelle im Lebens- und Entwicklungsgange des jungen Deutschen ein, die ihnen zukommt! Und immer gibt es noch Leute, und leider sich recht „maßgeblich" dünkende, die mitleidig das weise Haupt schütteln, wenn von der völligen Gleichberechtigung geistiger und körperlicher Ausbildungs- und Erziehungsmittel als notwendige Vorbedingung zur sittlichen Ertüchtigung unseres Volkes die Rede ist. Als Übersetzungsübung ist der Satz mens sana in corpore sano bekannt und beliebt, aber darüber hinaus wird ihm stellenweise Beachtung versagt: „Wir haben so etwas nicht nötig", unsere jungen Männer besitzen den ungemeinen Vorzug, „griechische Schönheit" und „römische Kraft" in den Ursprachen „begriffen" zu haben. — Tempi passati, so darf man hoffen und wünschen, in denen ein nicht geringer Teil der jungen akademischen Bürger ihr Interesse für Leibesübungen damit als ausreichend betätigt ansahen, daß sie sich drei bis vier Semester täglich eine Stunde auf staubigem Paukboden bemühten, eine möglichst erhebliche Hypertrophie der rechten Schulter- und Oberarmmuskulatur zu erzielen, und dann später beim Studium der neuen umfangreichen Vorlesungsverzeichnisse mit Befriedigung am Ende derselben in zwei Druckzeilen gewissermaßen amtlich zu vernehmen, daß die Leibesübungen an deutschen Hochschulen auch „gepflegt" werden. Welche Quelle höhnischer Belustigung waren diese zwei Zeilen „Leibesübungen" hinter vielleicht dreißig Seiten anderer „Übungen" allein den bei uns so ahnungslos mit Gastrecht ausgestatteten Ausländern, wie Verfasser es wiederholt erleben mußte. — Doch diese Zeiten unglaublichster, verständnislosester Vertrottelung kostbarer Kraft, sie sind wohl für immer vorbei und waren es bis zu einem gewissen Grade schon vor dem Kriege.

Wenn aber dieser Krieg vorüber, wenn sie zurückgekehrt sind, die jetzt im furchtbarsten Ringen ihren wahren Wert erweisen müssen, dann sei, wie im ganzen deutschen Volke, auch auf unseren Hochschulen kein Raum mehr für unwürdig-knabenhaftes Spiel, für Tand und Äußerlichkeiten in Worten und Wesen, dann mögen sie, die so stark, so tapfer und so treu den eisernen Besen geschwungen, um wegzufegen, was über unsere Grenzmarken wollte, noch einmal zu demselben greifen und aus ihrem Hause, das sie sich mit ihrem Herzblut neu gefestigt, ausfegen, was ihnen nicht mehr passen mag und kann.

Rechtsanwalt Dr. jur. Werneburg: Der Krieg und das Seeversicherungsrecht.

Über den Umfang der Gefahr, die der Versicherer bei der Seeversicherung zu tragen hat, enthält sowohl das Handelsgesetzbuch, wie auch die allgemeinen Seeversicherungsbedingungen nähere Bestimmungen. Nach § 69 der letzteren — übereinstimmend mit § 820 HGB. — trägt der Versicherer, wenn nicht etwas anderes vereinbart worden ist, grundsätzlich alle Gefahren, denen das Schiff oder Ladung während der Dauer der Versicherung ausgesetzt ist, also sowohl die Gefahr der Naturereignisse und der sonstigen Seeunfälle, wie die Gefahr des Krieges und der Verfügung von hoher Hand.

Was zunächst den Begriff der Kriegsgefahr betrifft, so setzt dieser einen Kriegszustand voraus, d. h. also Waffengewalt zweier oder mehrerer sich feindlich gegenüberstehender Staaten. Während jedoch das Völkerrecht als Krieg nur solche gewalttätigen kriegsähnlichen Handlungen ansieht, die von völkerrechtlich anerkannten Staaten ausgehen, fallen unter den Begriff des Krieges im Sinne des Seeversicherungsrechtes auch Waffenakte von völkerrechtlich nicht anerkannten Mächten, ferner aber auch Bürgerkrieg und revolutionäre Erhebungen (Voigt, Seeversicherungsrecht, S. 396 ff. und Reichsgericht I. Zivilsenat. Hans. Gerichts-Zeitg. Hauptblatt Nr. 75).

Der Begriff des Krieges im Sinne des Seeversicherungsrechtes deckt sich also nicht mit dem Begriff des Krieges im Sinne des Völkerrechtes.

Demnach umfaßt die Gefahr des Krieges, die nach § 820 HGB. an und für sich der Versicherer zu tragen hat, vor allem die Konfiskation durch kriegführende Mächte, die Wegnahme, Beschädigung, Vernichtung und Plünderung durch Kriegsschiffe und Kaper, mögen diese Kriegsschiffe oder Kaper anerkannten oder nicht anerkannten Mächten gehören.

Der Kriegszustand ist regelmäßig in seiner örtlichen Ausdehnung beschränkt; diese örtliche Begrenzung hat jedoch im Seekriege und damit für das gesamte Gebiet der Seeversicherung keine maßgebende Bedeutung. Der Krieg ist ferner seiner Zeit nach beschränkt, da er entweder mit der Kriegserklärung oder dem Beginn der Feindseligkeiten anfängt und mit dem Friedensschluß oder der Einstellung der feindlichen Handlungen sein Ende hat. Die Dauer der von dem Versicherer bei der Seeversicherung zu tragenden Kriegsgefahr deckt sich jedoch nicht mit diesem Zeitraum, da die versicherungsrechtliche Kriegsgefahr begrifflich nur tatsächliche Ausübung von Feindseligkeiten kriegführender Mächte einbegreift, gleichgültig, ob diese vor offizieller Kriegserklärung oder nach Friedensschluß erfolgt sind. Vernichtet also ein Kriegsschiff ohne Kenntnis von erfolgtem Friedensschluß ein versichertes Kauffahrteischiff, so liegt eine Kriegs-

gefahr im Sinne des Seeversicherungsrechtes vor, wenn nur das erstere als kriegführende feindliche Macht den Akt vornimmt.

Häufig wird bei der Seeversicherung von den Vertragsparteien die Übernahme der Kriegsgefahr durch den Versicherer ausdrücklich ausgeschlossen. Es kommen in dieser Hinsicht zwei verschiedene Klauseln vor. Einmal die Klausel „frei von Kriegsmolest" gemäß § 100 der Allgemeinen Seeversicherungsbedingungen (§ 848 HGB.) und die Klausel „nur für Seegefahr" nach § 101 der Allg. Seeversicherungsbedingungen (§ 849 HGB.).

Der Sinn beider Klauseln stimmt darin überein, daß damit die Nichtübernahme der Kriegsgefahr durch den Versicherer als vereinbart gilt. Im übrigen besteht jedoch zwischen beiden Klauseln ein wichtiger Unterschied. Die Klausel „frei von Kriegsmolest" hat die Bedeutung, daß nicht nur die Kriegsgefahr als solche ausgeschlossen wird, sondern daß mit dem Eintritt einer Kriegsbelästigung die Versicherung zugleich bezüglich der übrigen Gefahren endet. Die Klausel „nur für Seegefahr" hat, wie erwähnt, zwar ebenfalls den Ausschluß der Kriegsgefahr zur Folge, läßt jedoch die Versicherung nicht enden, vielmehr haftet der Versicherer im übrigen auch noch nach dem Eintritt der Kriegsbelästigung weiter, trägt also nach wie vor die Gefahr der Naturereignisse und sonstigen Seeunfälle. (R.-G. Urteil vom 18. Dezember 1907, Bd. 67, S. 253.)

Bei der Klausel „nur für Seegefahr" haben daher Veränderungen des Risikos, die infolge von Kriegsereignissen eintreten, nicht die Wirkung einer Beendigung der Versicherung, selbst wenn sie, wie regelmäßig, die von dem Versicherer übernommene Gefahr erhöhen (Protokolle der Kommission zur Beratung eines allgemeinen Handelsgesetzbuches, S. 3304 ff.).

Bei dem der Reichsgerichtsentscheidung vom 18. 12. 1907 zu Grunde liegenden Sachverhalt war das Schiff nach der Klausel „nur für Seegefahr" versichert worden. Auf der Reisestrecke nach Wladiwostock erlitt es durch Eis starke Beschädigungen, infolge deren Wasser in den Schiffsraum drang. Der Kapitän des Schiffes sah sich deshalb genötigt, die Reise nach Wladiwostock aufzugeben und einen Nothafen an der japanischen Küste aufzusuchen. Als der Dampfer in der Tsugarastraße eingelaufen war, wurde er — es war zur Zeit des russisch-japanischen Krieges — von dem japanischen Kreuzer „Iwate" beschlagnahmt. Der Dampfer wurde von den Japanern besetzt und sollte nach Yokosaka gebracht werden, da das Wasser in dem Schiffsraum weiter gestiegen war und das Schiff zu sinken drohte; es wurde daher von den Japanern in leckem Zustande in der Aomoribucht absichtlich auf den Strand gesetzt.

Der Kläger vertrat den Standpunkt, daß der Dampfer infolge einer Seegefahr, nämlich durch die Strandsetzung, total verloren sei, und verlangte von der Beklagten die Versicherungssumme. Das Reichsgericht sprach übereinstimmend mit den Vorinstanzen die Klage zu.

Es führt in seinen Entscheidungs-Gründen zutreffend aus, daß zunächst keine Rede davon sein könne, daß die beklagte Versicherungsgesellschaft in dem Augenblick frei geworden sei, wo die japanischen Soldaten an Bord des Schiffes kamen und dieses beschlagnahmten. Vielmehr hafte die beklagte Versicherungsgesellschaft auch noch nach diesem Ereignis für die Seegefahren, und zwar auch insoweit, als diese etwa durch das Eingreifen der Kriegsmacht vergrößert sein sollten.

Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme war dem Kläger durch die Strandsetzung des Schiffes seitens der Japaner jede Aussicht auf Wiedererlangung genommen worden. Das Reichsgericht nahm übereinstimmend mit dem Oberlandesgericht an, daß sich der so eingetretene Totalschaden auf eine Seegefahr im Sinne des Versicherungsvertrages gründe. Denn schon vor dem Eingreifen des japanischen Kreuzers habe der Dampfer durch Eis bedeutende Beschädigungen erlitten und sei leck geworden. Es liege aber nichts dafür vor, daß das Eingreifen der Seesoldaten mit als Ursache des eingetretenen Schadens anzusehen sei; derselbe sei vielmehr ausschließlich auf Elementarereignisse zurückzuführen, die sich auf der Reise während des Laufens der Versicherung zugetragen hätten.

Nach der Annahme des Seeamtes war als Ursache des Unfalles neben den Eisbeschädigungen die Öffnung der Schleusen des Dampfers durch die Japaner anzusehen. Das Reichsgericht führt hierzu aus, daß es sich hierbei nicht um eine Maßregel handele, die mit der Beschlagnahme des Schiffes im Zusammenhang stehe, sondern um eine nautische Maßregel, die richtig oder falsch gewesen sein könne, deren Folgen aber jedenfalls den Versicherer zu treffen hätten. Bedeutungslos für das Versicherungsverhältnis sei auch, ob diese Maßregel von der Besatzung des versicherten Schiffes oder von dem japanischen Kreuzer getroffen worden sei. Eine Veränderung der Seegefahr infolge der Kriegsbelästigung sei bei einer Versicherung mit der Klausel „nur für Seegefahr" ohne Einfluß.

Das Reichsgericht nimmt sogar in dem zitierten Urteil die Verantwortlichkeit des Versicherers für Seegefahr dann für gegeben an, wenn das versicherte Schiff wegen der Kriegsbelästigung von seinem Wege abweiche oder der Schiffer die freie Führung über das Schiff verliere, selbst wenn dies durch ein Verschulden eines Dritten veranlaßt sein sollte.

Wichtig für das Gebiet der Seeversicherung ist ferner die Frage, ob, falls nicht ausdrücklich die Versicherung auch gegen Minengefahr eingegangen ist, Schäden durch Minen bei einer Versicherung mit der Klausel „nur für Seegefahr" mit einbegriffen sind. Da nach dem Gesagten die Klausel „nur für Seegefahr" die Kriegsgefahr ohne weiteres ausschließt, so ergibt sich, daß Schäden oder Verlust des versicherten Schiffes durch Minen innerhalb der Dauer des Krieges den Versicherer auf keinen Fall treffen können.

Sehr zweifelhaft ist jedoch, ob Schäden durch Minen nach Beendigung des Krieges oder erfolgtem Friedensschluß eine Haftung des Versicherers bei dieser

Klausel begründen, ob mit anderen Worten diese Schäden auch jetzt noch durch Kriegsgefahr verursacht worden sind oder nicht.

Man wird davon auszugehen haben, daß maßgebender Zeitpunkt in dieser Hinsicht nicht der Friedensschluß ist, sondern die Beseitigung der Minen oder deren Kenntlichmachung durch den kriegführenden Staat. Bis zu diesem Zeitpunkt ist der Schaden durch Kriegsgefahr verursacht und schließt die Haftung des Versicherers bei der Klausel „nur für Seegefahr" aus. Da der Staat nach Friedensschluß zur Beseitigung der Minen unzweifelhaft verpflichtet ist, so kann der Versicherungsnehmer gegen diesen bei schuldhafter Unterlassung Schadensersatzansprüche geltend machen. Der Versicherer haftet dann nicht. Zu beachten ist übrigens, daß gemäß § 849 HGB. im Zweifel angenommen wird, daß ein eingetretener Schaden durch Kriegsgefahr verursacht worden ist; in Zweifelsfällen, ob der Staat die Minensperre kenntlich gemacht hat, wird also angenommen, daß dies geschehen ist, der Schaden also durch Kriegsgefahr nicht verursacht worden ist. In derartigen Fällen haftet also der Versicherer auch bei der Klausel „nur für Seegefahr".

Nach gleichen Gesichtspunkten dürfte schließlich auch die sehr zweifelhafte Frage, ob Schäden durch Treibminen nach erfolgtem Friedensschluß durch Kriegsgefahr verursacht sind oder nicht, zu entscheiden sein. Es wird jedoch stets von Fall zu Fall zu prüfen sein, ob eine Beseitigung der Treibminen dem kriegführenden Staat nach erfolgtem Friedensschluß überhaupt noch möglich war. —

Arthur Neumann:
Eine notwendige Friedensaufgabe.

Im Laufe des Krieges haben wir an fast allen Punkten des Wirtschaftslebens die Erfahrung gemacht, daß unsere Kenntnis über die Funktionen im wirtschaftlichen Leben doch noch sehr unzureichend, ja manchmal überhaupt nicht vorhanden sind. Wie haben wir uns doch, um nur ein besonders krasses Beispiel herauszugreifen, über die Kartoffelvorräte des letzten Erntejahres getäuscht! Welches Unheil die unzureichende Wirtschaftskunde angerichtet hat und noch anrichten konnte, darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden. Was hätten wir aber erleben müssen, wenn es nach dem wohlgemeinten Rate so vieler, gut unterrichteter Sachverständigen gegangen wäre? Wir hätten den Schweinebestand, auf den wir erst vorher so stolz waren, stark vermindert, denn das Schwein war ja auch in das Lager unserer Feinde abgegangen, denn nach statistischen Berechnungen hätten uns die Schweine den gesamten Kartoffelvorrat aufgefressen.

Der einfache Laie wurde vor den Kopf gestoßen, denn er konnte eben nicht verstehen, wie die offizielle öffentliche Meinung mit Wirtschaftsbegriffen so umspringen konnte. Wurde doch noch im Herbst vorigen Jahres dringend geraten, wenn auch übertrieben: jede Haushaltung sollte ein Ferkel mästen, damit der Fleischbedarf im Jahre 1915 genügend gedeckt ist. Vier Monate später wurde das Schwein als Feind verschrien. Dies ist, wie gesagt, nur ein besonders krasses Beispiel, aber auch auf anderen Gebieten der wirtschaftlichen Betätigung kamen und kommen Überraschungen vor, die durchaus nur auf der unzulänglichen Wirtschaftskunde basieren.

Es sollen hier nun nicht nachträglich die Mißstände gerügt werden, es soll vielmehr, wie dies schon jahrelang von wirklich berufenen Männern der Praxis vorgenommen wurde, auf die Vermeidung solcher unliebsamen Überraschungen und auf die Vervollkommnung der modernen Wirtschaftskunde hingewiesen werden. Mit der Landwirtschaft sei zunächst begonnen. Nicht nur in der jetzigen Kriegszeit, sondern auch schon in den Friedensjahren wurde es besonders von den Verbrauchern als sehr drückend empfunden, daß sie über alle landwirtschaftlichen Vorgänge zu wenig orientiert waren. Damit soll keinesfalls gesagt werden, daß die Verbraucherschichten alles taten, um diesem Übelstande abzuhelfen, dies war nicht der Fall. Die große Masse der Konsumenten war und ist noch immer nicht unter einen Hut zu bringen. Die teilweise angestrengten Versuche waren ohne Erfolg, meistenteils aber nur deshalb, weil eben die Mehrzahl der Verbraucher den Versuchen teilnahmslos gegenüberstanden. Selbst die Gewerkschaften, die doch eigentlich berufen sind, die Interessen der arbeitenden Bevölkerung zu wahren, hielten es nicht für angebracht, sich diesen Aufgaben zu unterziehen. Daß die Landwirtschaft und der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten das passive Verhalten der Verbraucher für ihre Zwecke ausnutzten, das kann man ihnen nicht verargen, man muß sich eben selbst sagen, daß man einen guten Teil der Schuld daran mit selbst trägt. Unverständlich aber ist ganz und gar das zurückhaltende Zusehen der Behörden. Hier liegt der Kulminationspunkt der zu dürftigen Wirtschaftskunde. Denn zweifellos ist der Zweck der Behörden der, gegen Mißstände im Wirtschaftsleben mit aller verfügbaren Macht vorzugehen. Das zusehende Verhalten der amtlichen Stellen hat aber nicht seinen Grund darin, daß sie in ihren Arbeiten und Maßnahmen einseitig, parteiisch sind, sondern diese Reservestellung wird deshalb eingenommen, weil man eben nicht genau weiß, wie die getroffenen Maßnahmen wirken werden. Daß die verantwortlichen Stellen leicht immer besorgt sein können, ist erklärlich und verständlich, leider fehlt aber nur zu oft die Gewißheit der glatten Funktion von wirtschaftlichen Maßnahmen. Der Boden für das Gedeihen des schönsten Pessimismus ist eben so vorzüglich und hat besonders jetzt reichlich die Angst um die Verproviantierung unseres Volkes mit den wichtigsten Nahrungsmitteln genährt. Die Unterlagen für eine, auch nur im großen Rahmen überschaubare

Vorratsmenge sind so primitiv und unvollständig, daß man lieber davon absieht, sie zu beachten. Doch bilden die in Friedenszeiten periodisch veröffentlichten Statistiken über den landwirtschaftlichen Produktionsapparat schon eher einen Maßstab, als die einmaligen Erhebungen, da ja die Fehlerquellen immer dieselben bleiben und leichter erkannt und ausgerottet werden können. Für die zweckmäßigste Art und Weise einer durch besondere Zeitverhältnisse notwendigen Erhebung fehlen aber die wichtigsten Voraussetzungen und Regeln. Bei den in der jetzigen Kriegszeit vorgenommenen Vorratsstatistiken wurden für Falschangaben die höchsten Strafen angedroht. Wenn man auch davon absieht, daß vorsätzlich Falschangaben gemacht wurden, so sind auch zweifellos, vielleicht noch mehr, unwillkürlich unrichtige Beträge angegeben worden. Denn es ist ja bekannt, daß die Erhebungsfragen hier so und dort wieder anders ausgelegt wurden. Diese Mißstände kann eben nur eine systematisch betriebene periodische Statistik beseitigen. Ohne hier auf weitere Einzelheiten einzugehen, sei nur besonders hervorgehoben, was nach Friedensschluß in dieser Frage zu geschehen hat. Die Statistik der Anbauflächen und der Ernte muß verbessert werden. Und zwar muß als Grundlage z. B. in Preußen der Kreis, in Sachsen die Kreishauptmannschaft, in Württemberg das Oberamt gelten. Diese müssen dann nach der wirtschaftsgeographischen Struktur, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Landesteile, in Wirtschaftsgebiete eingeteilt werden. Hier ließen sich dann die in den einzelnen Gebieten gewonnenen Ergebnisse auf das allgemeine Vergleichsmaß zurechtbringen, damit in der Zentralstelle das gesamte Material aus dem Reichsgebiet bearbeitet werden kann. Von Bedeutung ist es auch, daß die gartenmäßig angebauten Hauptnahrungsmittel mit statistisch erfaßt werden, wie das bisher nicht der Fall war, denn diese Ernteerträge in ihrer Gesamtheit sind sicher eine ganz stattliche Summe, die mit einen Anteil an der Verproviantierung hat. Auch die Aufnahme der amtlichen Saatenstandsnoten muß nach anderen Regeln geschehen. Nach Möglichkeit muß eine objektive Berichterstattung durchgeführt werden, die uns genau über die Ernteaussichten unterrichtet. Für die Preisgestaltung am Warenmarkt hängt viel von der Beurteilung der Enteaussichten ab, und nur zu leicht werden ungünstige Berichte zu Preiserhöhungen benutzt, wenn auch die Wirklichkeit später ganz anders aussieht, aber der Spekulation hat's genützt. Auch die von verschiedenen Stellen genannte Vorratswirtschaft soll hier gestreift werden. Es ist durchaus notwendig, daß die Verproviantierung der Bevölkerung durch Getreide-Juliustürme gedeckt werden muß. Auf jeden Kopf der Bevölkerung muß ein Jahresquantum jederzeit vorhanden sein. Die Vorräte müßten bis zum Schluß eines jeden Erntejahres zur Verwendung bereit liegen und dann durch eine entsprechende Neumenge ersetzt werden, während die alten Vorräte auf den Markt gelangen. Es ist ja schließlich nötig, daß vom Auslande mehr bezogen werden muß, aber das ist jedenfalls das kleinere Übel.

Was nun hier von der Landwirtschaft im besonderen gesagt wurde, das

gilt auch für alle anderen Erwerbszweige: bessere Wirtschaftspolitik an Hand einer modernen Wirtschaftskunde. Die unzureichende Wirtschaftskunde ist ein Krebsübel in unserm Wirtschaftsleben. Uns fehlen fast gänzlich alle Unterlagen für die Beurteilung der Produktion, des Waren-, Geld- und Arbeitsmarkts, des Verbrauchs, überhaupt des gesamten wirtschaftlichen Kreislaufs. Es würde zu weit führen, wenn auf alle Einzelheiten hier eingegangen werden sollte, und es kann daher nur in großen Zügen darauf hingewiesen werden. Sicher ist's aber, daß, wenn unser Wirtschaftsleben sich nach dem Kriege gesund entwickeln soll, den erwähnten Tatsachen erhöhte Beachtung beigelegt werden muß.

Dr. Ernst Sontag:
Die russische Volksseele in der russischen Heldendichtung.

Der ursprüngliche Charakter eines Volkes, seine Tugenden und Laster, seine Fähigkeiten und Leidenschaften spiegeln sich wohl nirgends treuer als in den Heldendichtungen und Sagen, die sich ein Volk in seiner Kindheit schafft. Nun ist gerade das russische Volk dieser Kindheitsstufe teilweise noch gar nicht entwachsen. Noch gehen im Norden und Nordosten von Rußland die russischen Heldenlieder, Bylinen genannt, von Mund zu Mund, und so werden wir manchen Anhaltspunkt für das Verständnis des russischen Volkes aus der Betrachtung dieser alten Heldenlieder und aus ihrem Zusammenhalten mit deutschem, nordischem und griechischem Heldensange gewinnen. Gerade, wenn wir vor der Bestialität, mit welcher russische Soldaten einerseits in Ostpreußen gehaust haben, vor der guten Behandlung, welche kriegsgefangene Deutsche andererseits vielfach in Sibirien gefunden haben, wenn wir vor dem sich selbst Gefangengeben ganzer Massen einerseits, dem Opfertode anderer russischer Scharen andererseits, vor der riesigen Korruption der herrschenden Kreise einerseits, der unendlichen Geduld des Volkes andererseits verständnislos stehen, wird einen Beitrag zur Klarheit das alte russische Volkslied und die Art, wie seine Helden sich geben, uns liefern.

Ähnlich, wie die keltische Sage ihre Helden an den Hof des Königs Artus zu dessen berühmter Tafelrunde geführt hat, so sammelt auch der russische Heldensang die meisten seiner Recken zur Tafelrunde des Königs Vladimir von Kiew. Aber welche Jammerfigur von Helden haben die russischen Sänger in diesem Könige gezeichnet, obwohl sein historisches Urbild, Vladimir Swjatosta-

witsch (der Apostelgleiche, † 1015) in Wahrheit ein gewaltiger Kriegsheld gewesen war.

Der Vladimir der Bylinen zieht selbst nie mit seinen Recken auf Abenteuer aus. Das überläßt er diesen allein. Er, der König, ist nur erfinderisch im Ausdenken neuer Aufträge für sie. Tritt aber die Gefahr einmal in Kiew selbst an ihn heran, so versagt er vollständig. Die Ungläubigen stürmen Kiew, dringen in Vladimirs Palast, ihr Führer wird gegenüber der Gemahlin Vladimirs, Apraksija, allzu zärtlich. Da greift Vladimir nicht etwa zum Schwert, sondern sitzt tatenlos dabei und wartet, bis einer seiner Helden kommt und ihn und die Königin aus der Not erlöst. Ein anderes Mal, als der König das Pfeifen des berüchtigten Räubers Solovej vernimmt, da verkriecht er sich unter seinen eigenen Pelz und läuft vor Schreck auf allen Vieren im Zimmer herum.

König Gunther der deutschen Heldensage ist auch nicht immer der Inbegriff aller Männlichkeit, aber wie turmhoch steht er über diesem König Vladimir. Vladimir ist weiter ungerecht gegen seine Helden; er läßt nach Art asiatischer Despoten sie wegen freimütiger Reden einsperren, um sie dann bei drohender Gefahr in fußfälliger Weise um Verzeihung und Errettung anzubetteln. In einer Bylina, welche sich mit Danilo Lovcanin beschäftigt, stellt der König dessen schöner Frau nach. Um den Helden loszuwerden, schickt er ihn mit einer gefährlichen Botschaft weg und gibt den Auftrag, ihn töten zu lassen. Die eigenen Waffengefährten Danilos sind bereit, diesen Auftrag auszuführen. Als Danilo dies sieht, nimmt er sich selbst das Leben. Vladimir läßt sich nunmehr die Frau des Danilo holen, die sich aber an der Leiche ihres Mannes ersticht, um nicht die Geliebte des Königs zu werden.

Wie tief steht auch diese Byline etwa unter dem Streit des Agamemnon und Achilles um die Briseis und nun gar unter allem, was das deutsche Heldenlied vom Verhältnis des Fürsten zu seinen Mannen zu sagen weiß. König David beseitigt den Urias wohl auch, um dessen Weib zu erlangen, aber er sendet ihn an einen exponierten Posten, auf dem ihn die Feinde töten, nicht aber stiftet David die eigenen Waffengefährten zum Morde an.

Der berühmteste der russischen Helden ist Ilja von Murom, mit dem Beinamen „der alte Kosak". Er reitet wie die Recken anderer Sagen auf Abenteuer aus. Er begegnet wie diese einer gefesselten Königstochter, die einem Drachen geopfert werden soll. Er löst ihr die Fesseln und bleibt bei ihr, um den Drachen zu bestehen. Aber nun kommt etwas echt Russisches: Während sie auf das Untier warten, sagt er zu der Königstochter: „Komm, lause mich ein wenig." Die Ungezieferplage, unter der unsere Krieger heute so sehr leiden, scheint also so alt zu sein, wie das russische Volk.

Ilja von Murom ist der Anführer der Zastava, das ist der Grenzwacht, die an den Grenzen des Kiewer Reiches gegen herumschweifende Nomaden auf Vorposten steht. Bei diesem Wachtdienst begegnet Ilja dem Riesen Svetogor.

Ilja führt gegen Svetogor mit seinem Streitkolben einen Streich. Auf den Riesen macht dies jedoch so wenig Eindruck, daß er sagt: „Es scheint, ich bin an einen Astknorren geraten.“ Ilja wiederholt den Schlag mit aller Kraft. Der Riese spricht: „Wahrscheinlich bin ich an ein Steinchen gestoßen.“ Jetzt erst entdeckt er den Ilja, hebt ihn samt seinem Roß in die Höhe und steckt ihn in seine Seitentasche.

Auch dieser Zug der Dichtung ist kennzeichnend für den echt russischen Mangel an Verehrung des Heldenwürdigen. Wohl ist auch Odysseus schwächer als Polyphem. Aber er, der Held der griechischen Sage, bleibt als solcher der Sieger, wenn er den Riesen auch nur mit List überwindet. Dietrich von Bern und sein Gefolge bleiben Sieger über die Riesen, mit denen sie kämpfen. Thôr erweist sich in der Eddasage von seiner Begegnung mit dem Riesen Skrymir wohl auch schwächer als dieser, da Skrymir die auf seinen Schädel fallenden Hammerschläge Thôrs, ähnlich wie Svetogor, nur als herabfallende Eicheln und Astmoos empfindet, aber Thôr erscheint nur durch Blendung und Zauberei zu schwach, den Schädel des Riesen zu zertrümmern. In Wirklichkeit hatte sich Skrymir einen Felsstock über sein Haupt gelegt, in dem Thôrs Hammer tiefe Täler schlägt. Es wäre einem griechischen oder deutschen Sänger wie auch ihrer Zuhörerschaft gegen alles Gefühl gegangen, ihren Haupthelden endgültig einem einzelnen Feinde gegenüber in so ruhmloser Weise unterliegen zu lassen. Dem russischen Hörer liegt der Kriegsruhm so fern, das Sklavische der Unterjochung so nahe, daß er diesen unrühmlichen Ausgang des Kampfes seines Ilja mit aller Gemütsruhe hinnimmt. Ilja befreit sich auch nicht etwa durch eigene Kraft aus der Tasche des Riesen, sondern dieser nimmt ihn freiwillig heraus, als das Roß des Riesen erklärt, es sei ihm zu schwer, zwei Helden und noch ein Pferd zu tragen. Nun schließen Ilja und Svetogor Kreuzbrüderschaft, d. h. ein Verhältnis ähnlicher Treue, wie es die altdeutsche Blutsbrüderschaft ist. Der Unterschied gegen diese ist nur, daß die beiden Kreuzbrüder sich schleunigst gegenseitig verraten. Svetogor macht nämlich dem Ilja den Vorschlag, sie wollten jetzt gemeinsam auf Abenteuer ausreiten. Da sie aber keine Gegner finden, die sie bestehen könnten, und Svetogor seine gewaltige Streitkeule immer kriegerischer in die Luft wirft, bekommt es Ilja mit der Angst und entflieht heimlich, seinem Versprechen zuwider, bei Svetogor zu bleiben. Svetogor aber, zornig hierüber, ruft die Mutter Erde an, Ilja aufzuhalten; als sie dies nicht tut, rollt er nach allen Seiten Felsblöcke hinab, um seinen ungetreuen Kreuzbruder zu zermalmen. Als er auch damit sein Ziel nicht erreicht, will er die Erdscheibe umkippen, um Ilja zu fangen. Dafür wird er dann nach der einen Lesart gedemütigt, indem er unterwegs eine Tasche findet, die er aufheben will; die Tasche aber ist so schwer, daß er es vom Roß aus nicht kann. Er steigt ab, faßt sie mit beiden Händen, um sie zu heben, sinkt aber dabei bis an die Knie in die Erde ein. Als er zum zweiten Male an ihr

zerrt, versinkt er ganz und geht so unrühmlich unter, bestraft wegen seiner Prahlerei, daß er die Erdscheibe habe umkippen wollen.

Nach einer anderen Lesart trifft er, während er noch friedlich mit Ilja einherreitet, einen offenen Sarg, auf dem geschrieben steht, er sei für den, welcher hinein passe. Erst legt sich Ilja hinein; dem ist er jedoch zu groß. Dann legt sich Svetogor hinein und sofort schließt sich über ihm der Deckel des Sarges. Er ruft Ilja nunmehr um Hilfe. Dieser bemüht sich vergeblich, den Deckel zu heben. Da bittet ihn Svetogor, sein (des Svetogor) starkes Schwert zu nehmen und damit den Deckel zu zerschlagen. Allein, wo Ilja hinschlägt, da bilden sich eiserne Reifen um den Sarg. Da ruft Svetogor den Ilja an die Ritze des Sargdeckels, um ihm von seiner Kraft einen Teil einzuhauchen. Ilja nähert sich mit dem Munde der Sargöffnung, und Svetogor verleiht ihm mit seinem Speichel einen Teil seiner Kraft. Nun schlägt Ilja erst recht auf den Sarg los, mit der Wirkung jedoch, daß immer neue Reifen sich um den Sarg schmieden. Da ruft Svetogor den Ilja zum zweiten Male an die Sargöffnung. Ilja kommt jedoch nicht mehr. Darauf sagt Svetogor: „Das war klug von dir, daß du nicht gekommen bist, denn jetzt hätte ich den Todeshauch auf dich übertragen!" Also auch auf seiten des Riesen nichts als Treulosigkeit, indem er seinen Kreuzbruder mit in das ihm sichere Verderben ziehen will. Man vergleiche damit das Zusammenhalten deutscher Helden, die Blutsbrüderschaft getrunken haben!

Aber nach einer dritten Lesart kommt es noch schöner. Ilja von Murom findet auf einer Abenteuerfahrt ein leeres Zelt und ein Bett darin. Er legt sich in dieses schlafen. Nach einiger Zeit wacht er von Hufgetrapp auf und sieht einen Riesen geritten kommen, der eine kristallene Truhe auf der Schulter trägt, in der sich ein schönes Weib befindet. Jeder deutsche Sagenheld würde nunmehr den Riesen bestehen. Ilja, die Blüte russischer Ritterschaft, flüchtet sich schleunigst auf einen Baum, ehe ihn noch der Riese entdeckt hat, und sieht von dort aus, wie Svetogor, denn das ist der Riese, das wunderschöne Weib aus der Truhe herausläßt, mit ihr eine Mahlzeit einnimmt und dann sich mit ihr in das Zelt zurückzieht. Die Frau wacht früher auf als der Riese, ergeht sich vor dem Zelte und entdeckt den Ilja auf seinem Baume. Ich gebe das Folgende, da es besonders charakteristisch ist, und um zugleich eine Probe dieser Dichtkunst zu bieten, im Texte der Byline:

Und erspähte Ilja in der grünen Eiche.
Spricht sie solche Worte:
„Ei, du schöner, guter Jüngling!
Komm doch herab von der grünen Eiche,
Komm herab, pflege der Liebe mit mir;
Sollt's sein, daß du nicht gehorchst,
So wecke ich Svetogor, den Helden,
Und sage ihm,

Daß du mit Gewalt mich zur Sünde verführt." —
„Mit einem Weibe kann man nicht vernünftig reden
Und mit Svetogor, dem Helden, nicht fertig werden."
Er kam herab von jener grünen Eiche
Und tat das Werk, das ihm befohlen war.

Um nun diesen neuen Liebhaber nicht zu verlieren, und die Auswahl zwischen zweien zu haben, steckt die Frau den alten Kosaken Ilja Muromec in die Tasche des Riesen. Dieser sattelt dann auf und reitet ahnungslos mit seiner Last ab. Unterwegs aber strauchelt das Roß, und Svetogor fragt: „Warum strauchelst du, mein Heldenroß?" Dieses erklärt darauf, es strauchele, weil es ihm zu viel sei, zwei Helden und eine Frau zu tragen. Nun greift Svetogor in seine Tasche und holt den Ilja heraus. Er fragt ihn, wie er da hineingekommen sei, und Ilja, fern von jeder Ritterlichkeit, die bemüht wäre, das beteiligte Weib zu schützen, erzählt dem Svetogor sofort die volle Wahrheit. Darauf tötet dieser die ungetreue Frau: „riß ihr ab den Brausekopf, zerriß den weißen Leib in vier Vierteile — die Teile warf er umher auf dem freien Felde". Mit Ilja aber kämpft er nicht etwa, wie man erwarten sollte, wegen seiner verletzten Ehre, sondern schließt mit ihm Kreuzbrüderschaft. Wahrlich eine auf einer sittlichen Basis abgeschlossene Freundschaft!

Ich gewärtige den Hinweis, daß bei dieser letzten Byline offenbar orientalische Vorbilder mitgewirkt haben; denn in den Märchen von Tausend und einer Nacht findet sich ein Märchen von dem Geist, welcher seine Frau in einem Glaskasten herumträgt und trotzdem fortwährend von ihr betrogen wird. Es mag richtig sein, daß dieser Stoff den russischen Sängern durch die in der südrussischen Steppe hausenden, türkischem Stamme angehörenden Polowcer übermittelt worden ist. Aber im orientalischen Märchen ist es ein beliebiger Geist, der dem orientalischen Volk nichts weiter ist. Im russischen Heldensange aber sind es die beiden berühmtesten Helden Ilja von Murom und Svetogor, welche in diese, wenig ehrenvolle Situation versetzt werden, und sich beide noch besonders erbärmlich darin benehmen.

Svetogor ist, wie bereits vorstehend erwähnt, obwohl er ein Riese, also kein russisches Menschenkind ist, auch zum Helden der russischen Sage geworden. Mit besonderer Liebe wird in den verschiedenen Bylinen seine Entwicklung behandelt. Er wächst als Findling im Hause des reichen Handelsherrn Sadko in Nowgorod auf. Bald entwickelt er Riesenstärke und will nicht Knecht bleiben, sondern ein Ritter werden im Dienste König Vladimirs von Kiew. So bewaffnet ihn Sadko, wobei die einzelnen Stücke der Rüstung und des Sattelzeuges ausführlich beschrieben werden, freilich nicht in der künstlerischen Weise, in der etwa Homer den Schild des Achill schildert, sondern indem mehr Wert auf Gewicht und Preis der Gegenstände gelegt wird. Die Begegnung Svetogors mit Ilja, die gemeinsamen Abenteuer mit diesem haben wir oben gesehen. Als

selbständiges Erlebnis bleibt nur noch zu erwähnen die Prophezeiung, daß er ein Mädchen heiraten werde, das dreißig Jahre auf einem Misthaufen gelegen habe. Auch für diese Geschmacklosigkeit weiß ich in keiner griechischen oder deutschen Sage ein Analogon. Svetogor trifft in einem Häuschen am Meere ein Mädchen, das auf dem Mist liegt. Sein Leib sieht aus wie Tannenrinde. Da erkennt er in ihm nach der Wahrsagung seine Braut und beschließt, die Wehrlose zu töten, um die Wahrsagung zu schanden zu machen. Höchst vorsichtig legt er zunächst das Wehrgeld (die Buße für den Mord) mit 500 Rubel auf den Tisch, und dann haut er mit dem Schwerte in des Mädchens Brust und verläßt es in dem Glauben, es getötet zu haben. Das Mädchen aber wacht auf, und die Tannenrinde ist von ihm abgefallen. Es nimmt die 500 Rubel und fängt an, mit diesen Handel zu treiben. Es wird eine reiche und schöne Frau und begegnet als solche wieder dem Svetogor, der sie nun wegen dieser beiden Vorzüge heiratet. In der Brautnacht sieht er auf ihrer Brust die Narben der Schwerthiebe, fragt nach deren Entstehung und erfährt, daß er nun doch die ihm vom Schicksal bestimmte Frau bekommen habe.

Mit der Figur des Svetogor verschmilzt vielfach in den Bylinen die eines Helden Samson, welcher dem biblischen Simson getreulich nachgebildet ist. Was er an original-russischen Zügen besitzt, habe ich bei Svetogor wiedergegeben; das übrige kann, eben weil es biblische Entlehnung ist, als nicht charakteristisch für die russische Denkweise übergangen werden.

Ein weiterer Held aus der Tafelrunde des Fürsten Vladimir ist Ivan Godinovic, der Neffe des Fürsten. Er wirbt um die Tochter Anastasja des reichen Kaufmanns Dimitrij. Diese aber ist bereits mit Koscej Tripetovic versprochen, und Ivan bekommt deshalb einen Korb. Da entführt er das Mädchen mit Gewalt. Während das fliehende Paar unterwegs ruht, wird es von dem Nebenbuhler eingeholt. Es kommt zum Kampf zwischen den beiden Helden. Ivan bleibt Sieger. Er kniet Koscej auf der Brust und ruft, Anastasja solle ihm das Messer bringen, um den Gegner zu töten. Sie bringt das Messer, zieht also den Räuber ihrem Bräutigam vor. Da ruft letzterer in größter Not, bei ihm würde sie ein Leben haben wie eine Kaiserin, bei Ivan dagegen würde sie nichts sein, als eine Wäscherin. Sie solle Ivan an den Haaren wegziehen. Da erwacht die Liebe zum alten Bräutigam in ihr. Sie fällt Ivan von hinten an, und Koscej gelingt es, sich emporzuarbeiten und den Ivan zu fesseln. Koscej hält aber seine Braut nun so wenig in Ehren, daß er sich sofort mit ihr in das Zelt begibt, auf dasselbe Lager, auf dem sie mit Ivan gelegen hat, um sich dort mit ihr zu ergötzen. Da kommt ein Rabe und prophezeit, endgültiger Sieger würde doch Ivan bleiben. Koscej schießt nach dem Raben, aber der Pfeil springt auf den Schützen zurück und tötet ihn. Da nimmt Anastasja dessen Säbel, geht auf Ivan zu und bietet ihm die Freiheit an unter der Bedingung, daß er sie ungestraft ließe, andernfalls müsse er sterben. Aber ihre

Hände zittern; der Säbel entfällt ihr und durchschneidet die Fesseln Ivans. Dieser springt auf und sagt zu dem Mädchen, er wolle sie weder schlagen, noch schelten, nur drei Rügen wolle er ihr geben. Darauf haut er ihr die Hände ab und sagt: „Diese Hände brauche ich nicht, sie haben mich bei den gelben Locken gepackt, sie warfen mich auf die feuchte Erde." Weiter haut er ihr die Lippen ab: „Diese Lippen brauche ich nicht, da sie Koscej Tripetovic küßten." Endlich reißt er ihr die Zunge aus: „Diese Zunge brauche ich nicht, denn sie sprach: „hau doch dem Ivan das freche Haupt ab". So, Nastasja Dmitrievna, nun heirate, oder lebe als Witwe — ich brauche dich jetzt nicht mehr."

In anderer Version haut er ihr die Arme, Beine und Lippen ab, weil sie mit den Armen den Koscej umfangen, mit den Beinen umflochten, mit den Lippen geküßt hat, und tötet sie dann. Darauf reitet er nach Kiew und berichtet dem Fürsten über die mißglückte Heirat und seine Heldentat.

Wie roh, wie niedrig ist dieser „Heldensang". Es wäre eine Beleidigung für die edle Gestalt der in ihrer Liebe unbeirrten Gudrun, wollte man sie auch nur in entferntesten Vergleich mit dieser Anastasja stellen, die aus einer Hand in die andere geht und selbst eigentlich nicht weiß, ob sie ihren Bräutigam oder ihren Entführer liebt. Wenn der Sieger zum Schlusse die Ungetreue tötet, so mag dies noch hingehen, obwohl er, als der Entführer, sie in alle diese Konflikte gestürzt hat. Aber wie asiatisch grausam ist es, dasselbe Weib, dem er sich noch vor kurzem in Liebe genaht hat, derart zu verstümmeln und zu martern. Alle Grausamkeiten der in Memel eingefallenen russischen Horden werden einem von einem Volke verständlich, das einer solchen Sorte von Heldenliedern gelauscht hat. Auch Kriemhild fällt am Schlusse des Nibelungenliedes von strafender Männerhand, aber doch einen raschen und ehrlichen Schwerttod. —

Ein Dienstmann des Fürsten Vladimir ist Dobrynja. Nach neunjähriger Dienstzeit ist er des Dienstes satt und will lieber in Kiew sich müßig umhertreiben — wo kennt man eine ähnliche Auffassung des Dienstverhältnisses in der deutschen Sage? — Die Mutter warnt den Dobrynja vor der Zauberin Marinka, der schon neun Männer ins Netz gegangen seien, er solle nicht der zehnte sein. Natürlich geht Dobrynja nun erst recht zur Zauberin. Er gerät in Streit mit deren Liebhaber Tugarin und tötet diesen. Marinka verwandelt nun den Dobrynja in einen Auerochsen mit goldenen Hörnern und schickt ihn ins Feld zu ihren anderen neun verzauberten Liebhabern. Dies erfährt die Mutter Dobrynjas; sie verwandelt sich in einen Vogel, fliegt zu Marinka und droht ihr, sie in eine Hündin zu verwandeln, wenn Dobrynja nicht sofort seine vorige Gestalt wiedererlange. Nun fliegt Marinka, in einen Vogel verwandelt, zu Dobrynja, setzt sich ihm auf ein Horn und verspricht ihm menschliche Gestalt, wenn er sie zur Frau nähme. Er sagt ihr dies zu; sie verwandelt ihn in einen Menschen zurück, er aber, wortbrüchig, packt sie und schneidet ihr die Lippen, die Arme und die Beine ab, indem er bei jedem dieser Glieder sagt, die könne

er nicht gebrauchen, denn damit habe sie den Tugarin geliebkost. Zum Schluß haut er ihr den Kopf ab. Treubruch und Bestialität auch der Inhalt dieses „Heldensanges"!

Nach einer anderen Lesart ist Marinka oder auch Anastasja eine Heldin, die den Dobrynja im Felde besiegt und ihm die Wahl läßt, sie zu heiraten oder totgeschlagen zu werden. Der russische Held zieht natürlich das erstere vor und heiratet sie. Bald darauf vom Fürsten Vladimir nach auswärts gesandt, um von den Heiden Tribut einzutreiben, verpflichtet er seine junge Frau, zwölf Jahre lang auf ihn zu warten, dann könne sie heiraten, wen sie wolle, nur nicht seinen Kreuzbruder Aljoša Popović. Gerade dieser aber bringt der jungen Frau die wissentlich falsche Nachricht, daß Dobrynja tot sei; er selbst habe seine Leiche gesehen, und wirbt darauf um ihre Hand. Beim Hochzeitsmahl erscheint Dobrynja als Spielmann verkleidet, wird wegen seiner Lieder zur Tafel zugelassen und wirft der Braut seinen Ring in den Becher. Sie erkennt in dem Spielmann ihren ersten Gatten und wirft sich ihm reuig zu Füßen. Dobrynja verzeiht ihr, „denn Weiber haben langes Haar, aber kurzen Verstand"; den Aljoša aber packt er bei den Haaren, zieht ihn über den Tisch weg, wirft ihn zu Boden und verprügelt ihn.

Zweifelnd fragt man sich, was die ganze Kreuzbrüderschaft denn für einen Wert habe, wenn in allen Heldengesängen, in denen sie vorkommt, ein Kreuzbruder am anderen Verrat und Wortbruch begeht.

Der letzte der Helden, welcher Erwähnung verdient, ist Volch Vseslavjević. Schon in der Erzählung seiner Geburt sehen wir den tiefgreifenden Unterschied zwischen germanischer und romanischer Sinnesart auf der einen, slavischer auf der anderen Seite. In den Sagen der ersteren Völker sind die Helden alle von untadeliger Abstammung; es wird auf Rasse, Zucht und berühmte Ahnen Wert gelegt. Volch Vseslavjević aber ist der Bastard aus der Verbindung der Fürstentochter Marva Vseslavjevna mit einem grimmen Drachen. Bei seiner Geburt erzitterte die Erde und wallte das Meer auf. Die Vögel flogen hoch den Himmel hinan, das Wild verkroch sich ängstlich ins Dickicht. $1^1/_2$ Stunden ist Volch alt, da verlangt er von seiner Mutter statt Wickeln stählerne Schienen, einen Helm und einen Streitkolben. Mit sieben Jahren lernt er lesen und schreiben, mit zehn Jahren lernt er Zauberkünste, mit zwölf Jahren sammelt er ein Gefolge, mit fünfzehn Jahren ist dieses 7000 Mann stark, und er zieht zum Krieg gegen den Zar von Indien. Auf dem weiten Wege dahin versorgt er sein Gefolge mit Proviant und Kleidung, indem er, in einen Wolf und einen Falken verwandelt, die Tiere des Waldes für sein Gefolge tötet. Als Falke fliegt er dann nach Indien voraus, das sich der Sänger als eine feste Stadt vorstellt, rings von Glatteis umgeben und von tosenden, rauhen Winden umhaucht. Zum Hermelin verwandelt, durcheilt Volch die Waffengewölbe der Inder, zernagt die Sehnen der Bogen, nimmt aus den gehärteten Pfeilen die Eisen

heraus, aus den Feuerrohren die Feuersteine und Ladestöcke und vergräbt dies alles in die Erde. Nachdem er so die Inder halb wehrlos gemacht, erscheint er mit seinem Gefolge vor den weißsteinernen Mauern von Indien. Aber die Mauern und Tore sind fest. Sein Gefolge fängt an zu jammern: „Verlieren werden wir unsere Köpfe umsonst, wie sollen wir über die Mauer kommen?" Da verwandelt Volch sich und sein Heer in Ameisen; sie kriechen unter der Mauer durch. Jenseits verwandelt er sie wieder in Krieger und gibt ihnen den Befehl: „Gehet durch das Königreich Indien, erschlaget Jung und Alt, lasset in dem Königreich keinen Samen übrig, lasset nur nach Auswahl übrig 7000 liebwerte, schöne junge Frauen." Das lassen sich die braven Russen natürlich nicht zweimal sagen, alles Volk totzuschlagen, mit Ausnahme der begehrenswerten Jungfrauen. Volch selbst aber dringt in den Königspalast, faßt den König bei den Händen und spricht: „Euch, die Könige, stäupt man nicht, martert man nicht." Dann aber packt er ihn und schmettert ihn auf den Boden von Ziegeln so lange, bis er seinen Kopf in Stücke zerschlägt. Darauf bemächtigt er sich natürlich der jungen Königin. —

Die Wissenschaft hat festgestellt, daß wir hier unter den russischen Bylinen ein Alexanderlied haben, d. h. ein Lied, bei welchem offenbar der Heereszug Alexanders des Großen nach Indien vorbildlich gewesen ist. Das ist gewiß eine ebenso richtige wie interessante Feststellung, aber unter dem Gesichtspunkte, unter dem ich hier die russischen Bylinen betrachte, nur geeignet, die russischen Helden in desto erbärmlicherem Lichte erscheinen zu lassen, je weiter sie sich von dem Vorbilde des tapferen Macedoniers entfernen. Keine Spur von Kampffreudigkeit unter dem Gefolge des Volch, keine Lust, die Sturmleitern anzulegen und die Mauern zu erklettern, sondern feiges Jammern, daß sie ihr Leben vor diesen Mauern verlieren werden, obwohl ihnen doch ihr Führer gesagt haben dürfte, daß er die Schußwaffen der Feinde bereits unschädlich gemacht habe. Aber das ist so echt russischer Geschmack, statt des ehrlichen Waffenganges die Schleichwege zu benutzen, als Hermelin dem Feinde die Waffen zu zernagen und als Ameisen die schwer zu stürmenden Mauern unten zu durchkriechen. Mit solchen Mitteln geht es ja in Wirklichkeit leider nicht, aber was bei Volch die Zauberkunst ist, das ist etwa dem heutigen Rußland der rollende Rubel, die Bestechung und die Spionage. Kein Volk hat wohl vor und in diesem Kriege so eifrig mit Spionage gegen Deutschland gearbeitet, wie Rußland. Dann aber, als sie durch die feige Kunst ihres Führers hinter den Mauern sind, dann sind diese Mannen Volchs im Erschlagen Wehrloser und im Erhalten der Jungfrauen zur Befriedigung ihrer Gelüste außerordentlich tapfer und leistungsfähig — alles wie in Galizen und Ostpreußen. Dem Helden der Byline soll ein besonderer Nimbus von Ritterlichkeit dadurch gegeben werden, daß er dem König von Indien sagt, gefangene Könige martere man nicht; aber die wahre Ritterlichkeit verlangt doch wohl auch, daß man ihm den Schwerttod gibt und ihm

nicht den Schädel auf den Steinfliesen zerschlägt. Auch in diesem Begegnen der beiden Könige kommt so recht charakteristisch die mangelnde Freude der Russen am ehrlichen Waffengange zum Ausdruck. Welches germanische oder romanische Heldenlied hätte sich die Gelegenheit entgehen lassen, den Zweikampf der beiden Könige ausführlich zu schildern? Mit welcher Wonne hätte ein nordischer Sang Tartsche auf Tartsche und Schwert auf Brünne prallen lassen! Nichts davon. Dem Russen dünkt es so viel bequemer, daß der indische König sich wehrlos an seinen Händen packen und wehrlos sich den Schädel einschlagen läßt. —

Mit diesem Alexanderliede kann ich meine Blütenlese aus den russischen Bylinen beschließen. Wenn wir uns über ihren Gesamteindruck Rechenschaft geben, so tue ich ihnen allen wohl nicht Unrecht, wenn ich diesen Eindruck durchweg als einen unsympathischen bezeichne. Unter ihnen allen wirkt keine einzige erhebend oder veredelnd. Unter all ihren Helden ist keine Lichtgestalt, wie die eines Siegfried, kein Recke in seinem Trotz, seiner finsteren Macht und seiner Treue so gewaltig, wie Hagen von Tronje, keine liebenswerte, freundliche Gestalt, wie Volker von Alzey oder Rüdiger von Bechlarn, keine Helden, wie die Hegelingen und der alte Wate von Stürmen. Die Frauengestalten sind, mit Ausnahme der Gattin des Danilo, die sich an der Leiche ihres Mannes tötet, schwächlich und treulos. Was ist das aber für ein Volk, das in seinem Heldensange sich keine Helden zu schaffen vermag, zu denen es begeistert aufblickt, keine Vorbilder sonder Furcht und Tadel, an denen die Jugend zu edler Nacheiferung herangebildet werden könnte, sondern statt dessen nur Helden, die sich feige vor den Riesen fürchten, die ihren Kreuzbrüdern wortbrüchig werden, die den Feind, statt mit den Waffen, mit Zauberei besiegen, die aber tapfer sind, wenn es gilt, sich an Wehrlosen und an Weibern zu vergreifen.

Ich kann nicht schließen, ohne einem Einwande zu begegnen, der mir vielleicht von seiten der slawischen Philologie, auch soweit sie als deutsche Wissenschaft getrieben wird, gemacht werden könnte. Es ist der Einwand, daß ich verschiedene Kulturstufen mit demselben Maße messe; denn die germanische, romanische und griechische Sagendichtung zeige die Völker auf einer Kulturstufe, die zur Zeit der Entstehung dieser Dichtungen schon höher war, als der gegenwärtige Kulturstand der russischen Bauern in den nordischen Waldwüsten. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein, obwohl wir nordische und griechische Sagen so grauer Vorzeit besitzen, daß ihre Helden kulturell auch nicht höher stehen, als die der russischen Bylinen.

Aber ich habe, um gerecht zu sein, es bewußt vermieden, kulturelle Unterschiede zum Vergleiche heranzuziehen. Sonst hätte ich z. B. beim Sange von dem totgeglaubten Dobrynja, der gerade auftaucht, als seine Frau wieder Hochzeit machen will, und der den neuen Bräutigam über den Tisch zieht und verprügelt, darauf hinweisen können, daß sich der ebenfalls zur Hochzeit seiner

Frau zurückkehrende Heinrich der Löwe ungleich ritterlicher benimmt. Selbstverständlich geht es zu Worms am Hofe Gunthers so höfisch zu, wie es der Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts bei seinen Zeitgenossen sah. Das gleiche können wir von einer Byline am Hofe Vladimirs nicht verlangen. Das sind Unterschiede in der Kultur, darin soll mit den Bylinen nicht gerechtet werden.

Aber was unwandelbar bleibt durch die Kulturepochen, das sind die grundlegenden Charaktereigenschaften und sittlichen Werte eines Volkes.

Der mittelalterliche deutsche Dichter mag seine Nibelungen und Hegelingen statt in Bärenfelle in ritterlich Gewand kleiden, er mag sie sich höfisch artig vor den Frauen verbeugen lassen, aber daß Gudrun ihren Verlobten auch in der Unfreiheit und Erniedrigung treu bleibt und allen Bewerbungen des Entführers widersteht, daß König Gunther bei aller Bedrängnis in Etzels Saal es ablehnt, sich den freien Abzug mit der Auslieferung Hagens zu erkaufen, daß der gefesselte Hagen auf die Frage Kriemhildens nach dem Hort der Nibelungen angesichts des ihm drohenden Todes nur die Antwort hat:

„Den Schatz, den weiß auf Erden nur Gott und ich allein,
Der soll dir, Valadine, ewig verborgen sein!" —

das sind Züge, die zweifellos die mittelalterliche Dichtung der mündlich überlieferten, älteren Form der deutschen Heldensage entnommen hat. Die Treue, der Trotz, die mangelnde Todesfurcht, die aus diesen Szenen sprechen, die haben mit der höheren oder tieferen Kultur nichts zu tun, die zeugen von sittlichen Werten, die ein Volk besitzt oder nicht besitzt, die es aber nicht mit der höheren Kulturstufe erringt.

Warum weigert sich Hagen, gegen seinen früheren Waffenbruder Walther von Aquitanien zu fechten, solange ihn nicht die Pflicht der Blutrache für den gefallenen Neffen zwingt, während jeder der russischen Kreuzbrüder den anderen Kreuzbruder verrät? Warum schätzt der russische Heldensang den durch Zauberei errungenen billigen Sieg mehr, als den durch ehrlichen Waffengang? Während in den Sagen aller Völker, soweit ich Umschau halten konnte, der Drachentöter den Drachen mit Schwert oder der Lanze besteht, tötet der Nationalheld der Polen, Krakus, der Begründer von Krakau, den unter der Burg Wawel hausenden Drachen dadurch, daß er ihm vergiftete Kuchen zu fressen gibt. Es ist also nicht bloß russische, sondern slawische Eigenart, auch in der hinterlistigen Tat ein Heldentum zu erblicken, wenn sie nur den Erfolg hat, den Gegner zu besiegen.

Tapferkeit, Todesmut, Treue, Ritterlichkeit gegen Schwache und Bedrängte sind so sehr ursprüngliche Eigenschaften, daß wir sie auch in den Heldenliedern, die auf den verschiedensten Kulturstufen entstanden sind, zu finden erwarten dürfen, wenn anders ein Volk diese Eigenschaften besitzt und schätzt. In den russischen Bylinen aber sehen wir uns nach alledem vergeblich um.

Daß wir dem heutigen Russen nicht zu nahe treten, wenn wir ihm als

Spiegel das Heldenlied seiner Ahnen vorhalten, dafür sei aus den absprechenden Zeugnissen vieler der berufensten Russen und Ausländer nur eines zitiert*): „Wir haben zum Fortschritt des menschlichen Geistes nicht das geringste beigetragen, der menschlichen Gesellschaft keinen nützlichen oder großen Gedanken geliefert, wir haben alle uns überkommenden Fortschritte zu Karikaturen verzerrt und eine Geschichte durchlebt, die lediglich eine Lücke in der menschlichen Einsicht, eine Europa erteilte Lehre bedeutet. . . . . Wir wachsen, aber wir reifen nicht, — wir rücken weiter vor, aber auf einer Linie, die nicht zum Ziele, sondern an ihm vorbeiführt, man könnte glauben, daß die allgemeinen Gesetze der Menschheit nicht für uns geschrieben worden seien." So die Kennzeichnung der Russen des 19. Jahrhunderts, daneben stelle man die Helden der Bylinen und die Helden der Mordtaten und Plünderungen in Ostpreußen und Galizien, wahrlich, sie sind alle desselben Stammes. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß der Russe kein Europäer, sondern ein asiatischer Barbar ist, daß er mit der Kultur der westlichen Völker nichts gemein hat, so erbringt diesen Beweis der tiefe Unterschied in dem, was ein deutsches Volk sich in seiner Kindheit als Heldensang schuf, und dem, was sich diese slawisch-tatarischen Horden geschaffen haben.

Karl Figdor:
Der heilige Krieg in Tirol.

In diesem Rattenschwanz von Kriegen, diesem Meer von Aufopferung und wirklicher oder angeblicher Verteidigung der letzten Ideale, die wir durchwühlt nun schon ein Jahr erleben, ist es doch erst das zweitemal, daß uns das religiöse Element als Leitfahne der in den Weltkampf Ziehenden sich bietet. Nach dem Dschihad des Islam haben im altkatholischen Land Tirol alle Kirchenglocken aufgerufen zum Kampf gegen den Gottseibeiuns aus Süden. Der letzte Mann ist aufgestanden, und die Krüppel haben geweint, wenn man sie nicht aufnahm in den Zug hinter dem hochgeschwungenen Kruzifix der streitbaren Patres in den fliegenden Kutten.

Der Tiroler ist ein tief in sich geschlossener Mensch. Wie alle Menschen, die sich ihr Leben im gesteigerten Kampf mit einer kargen oder drohenden Natur erringen müssen, hängt er an dem Troste einer überirdischen, über der Gegnerschaft der Natur stehenden Macht. Der Kampf mit dem Boden und der immer neue und wieder neu bedrohte Sieg über ihn hat diesen Boden selbst ihm zu einer

*) Tschaadaew, Philosophisches Schreiben (1836), citirt nach Hoetsch, Rußland S. 519.

Art von Heiligtum gemacht. Wer den anzutasten wagt, dringt in den Tempel Gottes ein und macht den Bauern und Hirten, der ihn verteidigt, zu einem Werkzeug des Höchsten. So verquickt sich, seltsam bis ins Letzte gesteigert, Liebe zu Gott und Liebe zur Scholle dem Tiroler zu einer Einheit, und seine Religion, sein Glaube, sein Vertrauen stehen und fallen mit dem Glauben an die Unverwundbarkeit des Landes.

Das hat auch klar genug die Geistlichkeit begriffen. Wie der Mufti des Islam wettert der Pfarrer im Gebirgsdorf zwischen den Gletschern gegen die Macht des Bösen, die das „heilige Land Tirol" bedroht, die gegen den Kaiser ausgezogen ist, der dem Tiroler die irdische Fleischwerdung des sein Land schützenden Gottesbegriffes ist. Die Dome wie die ärmsten Pfarren haben ihre Glocken angeboten, da der Kaiser Kupfer brauchte für Kanonen gegen den neuen Feind, aber sie haben alle gebeten, es solle auch wirklich für Rohre wider die Italiener sein.

Lange saß dieser Haß gegen die Italiener oder besser, gegen die Italianissimi im tirolischen Blut. Der Tiroler hat in der naiven Unkompliziertheit seiner Seele ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Dieser Bauer fragt Gott, wenn er sich des rechten Weges nicht bewußt ist, und wie er kein Unrecht leiden kann wider sich, so mag er auch dem andern, und wenn es selbst der Gegner ist, kein Unrecht tun. Aber seit vielen Jahren hat er den Sturmlauf der Hetzer gegen „sein Landel" mitangesehen, und die Erpressung der letzten Monate, die selbst Bozen, das Bozen des deutschesten aller Liedersänger, das Bozen seiner jungen Dichter, bedrohte, hat sein Herz bis ins Letzte erschüttert. Das ging wider den heiligen Geist, das war des Teufels Unnatur, die nach den Blüten- und Rebengärten verlangte, nach den alten, gesegneten Häuschen, in denen sein Weib ihm unter Schmerzen den Stammhalter geboren. Bis in seine Hochberge hinauf, in die himmlische Heiligkeit seiner Firne und Gipfel, wo jeder Stein ihm wie geweiht und uralter Bekannter schien, wollten die gelben Kerle? Lieber tot sein, als die Berge hergeben! Und so griffen sie nach dem Stutzen, die Greise und die Knaben.

Und die Weiber packten sich die Kraxen und die Rucksäcke voll und klommen selber zu den Schützenlinien, ins feindliche Feuer, um den Manders das Essen zu bringen, zu helfen in dem heiligen Krieg, soweit ein Weib bei Gotteswerk eben helfen kann.

Zahllos sind schon heute die Anekdoten, die vom Heroismus dieser stillen Kämpfer erzählen. Bergtouren, die sonst vereinzelte Großtaten von Berühmtheiten waren, sind zu Selbstverständlichkeiten geworden, Maschinengewehre werden durch Kamine nach oben geschleppt, über Eisfelder ziehen sie schwere Kanonen. Die seltsame und fast unglaubliche Steigerung aller physischen Menschenkräfte, die wir nun seit zwölf Monaten schon voll Staunen mit ansehen, hat hier, man möchte sagen, als religiöse Tat ihre höchste Anspannung erreicht.

Es sind Wallfahrten gegen den Feind, wenn die Standschützen, Vater und Sohn, Onkel und Neffe, auf Patrouillengang ausziehen. Und das Bewußtsein ihrer Mission macht die Menschen unüberwindlich und selbst im Tode zu Siegern.

Eine von den als „Befreier“ nach dem welschen Südtirol gekommenen Italienern mit Staunen und grenzenloser Enttäuschung erlebte Tatsache ist bemerkenswert. Die „Unerlösten“ haben sich gegen die „Befreier“ gewehrt. Nur die sogenannten Intelligenzkreise der Städte in Südtirol hatten sich ja von den arg duftenden Phrasen der Irredenta das Hirn betäuben lassen, wenn sie nicht, wie in den meisten Fällen, ihr reichsitalienisches Herz aus einer goldklingenden Gegenwart heraus oder aus der Hoffnung auf eine ähnliche Zukunft entdeckten. Ganz so von der Heiligkeit der Mutterschaft des Bodens durchdrungen wie der Bauer ist der Städter auch sonst doch nie. Der italienische Bauer in Südtirol aber hat in den wenigen Tälern, wo sich italienische Bajonette von jenseits der Grenze gezeigt haben, ein sehr saueres Gesicht gemacht. Unter dem Kaiser ist es ihm gut gegangen, und die Liebe zum Boden war ihm mehr als die Stimme der Nation, von der er bisher eben nicht die besten Exemplare bei sich zu Hause gesehen. Niemand im österreichischen Tirol hatte ihm bisher um seiner Sprache und Nationalität willen irgendwie Böses getan. Die Berge hatten ihn an die Brüder in den nächsten Tälern gekettet, die so lebten wie er, so dachten und so beteten wie er. Das heilige Land Tirol stand auch für ihn als etwas Unteilbares, Unantastbares in der Welt. Tiroler war er, und Tiroler wollte er bleiben.

Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß der Griff der Salandra, Sonnino und Konsorten nicht nur nach dem — wenigstens nach der sprachlichen Klangfarbe — welschen Südtirol, sondern auch nach weiten Gebieten urdeutschen Bodens, im ganzen Deutschland, auch jenseits der schwarzgelben Pfähle, eine so zitternde Entrüstung und Empörung ausgelöst hat. Laurins Rosengarten, Walther von der Vogelweides Land waren uraltester deutscher Volksbesitz, Perlen im deutschen Volkstum, wenn auch selbst da und dort vom Italienertum gestreift. „Niemals!“ schrie es von überall in den Millionen Herzen, wo Deutsche wohnten. „Der heilige Kampf der Tiroler ist auch unser aller heiliger Kampf!“ Unter den von der Schar unserer buntgemischten Feinde, denen Deutschsein und Deutschbleibenwollen schon an sich ein Verbrechen bedeutet, berannten Festungen ist Tirol die kostbarste Feste.

Und daß ihre Wimpel immer wehen werden, dafür sorgen heute schon die aus ihrem heiligen Rechte unbesiegbaren Söhne Tirols. Hinter ihnen stehen auch wir.

Roderich Ley:

Das Schlachtfeld

In trüben Nebeln seufzt das öde Land,
Vom Sturm zerpeitscht und regenbachdurchflutet.
Sein müdes Herz aus tiefen Wunden blutet,
Die Mord ihm schlug und Raub und Flammenbrand.

Zerwühlt der Grund von rohem Roßgestampf,
Des Feldes Frucht zermalmt von rauhen Speichen.
Besät der Sand mit Blei und Schutt und Leichen,
Die Luft verseucht von gift'gem Pulverdampf.

Mit Grausen floh der Mensch von Heim und Herd.
Ein schwarzes Grab liegt ihm die Flur gebreitet.
Und hämisch grinsend durch die Trümmer reitet
Der Sieger Tod auf abgejagtem Pferd. — — —

Reiters Morgenruf

Brauner, wach' auf!
Schon gleißt von Osten gelb und fahl
Der gold'nen Sonne erster Strahl.
Schon regt's sich rings in Busch und Strauch.
Schon weht vom Berg mit kühlem Hauch
Der Morgenwind das Tal herauf.
Brauner, wach' auf!

Brauner, wach' auf!
Hast lang genug im Stall geträumt!
Jetzt heißt es handeln, ungesäumt!
Der Würfel rollt. Es reift die Saat!
Jetzt gilt das Eisen, gilt die Tat,
Kanonenrohr und Flintenlauf!
Brauner, wach' auf!

Brauner, wach' auf!
Den Sattel her, und Gurt und Zaum!
Schon blitzt's am fernen Waldessaum,
Schon bebt der Grund vom Roßgestampf,
Schon raucht das Land im Pulverdampf,
Schon liegt die Faust am Degenknauf!
Brauner, wach' auf!

Brauner, wach' auf!
Zum Himmel gellt Trompetenruf.
Nun brauch', mein Braver, Herz und Huf,
Bis Lanzenstoß und Pallaschhieb
Die Feinde auseinander trieb.
Attacke! Vorwärts! Spring' und lauf'!
Galopp und drauf! — — —
Brauner, Brauner, wach' auf!

Robert Misch:
I bin der Eppenhofer.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen — in der Gaststube standen noch die Stühle auf den Tischen, und der Bauer stürzte nur rasch eine Tasse brühheißen Kaffee herunter — eilte er nach der Kaserne.

Erst wollten sie ihn gar nicht einlassen. Dazu müsse man einen Passierschein haben — und der gelte auch nur für die Messe. Zum Glück kam ein Offizier dazu, dem er seine Bitte vortrug, und daß er so weit hergekommen sei, um „seinen Buben noch einmal zu sehen". Nachdem der Herr seine Ausweispapiere geprüft, die der Bauer in kluger Vorsicht mitgenommen, und die Bescheinigung dazu, daß der Joseph Eppenhofer Inhaber des Eisernen Kreuzes sei, salutierte der Offizier, reichte „dem alten Kameraden und Ritter des Eisernen" die Hand zum Abschied und ließ ihn durch einen Gefreiten zum Marl führen.

Der saß gerad' mit seinen Kameraden vor einem großen Topf Kaffee und Zubrot und freute sich sehr über seinen Alten. Und alle erzählten sie ihm, wie anstrengend der Dienst gewesen sei, aber daß alle es gut ertragen hätten, bis auf wenige Schlappe, die man nicht mitnehmen könne. Und alle freuten sich auf den Krieg, als ginge es zu einem Tanz, zu einer Rauferei.

„Woaßt," sagte ein riesiger Oberländer, und seine Augen blitzten: „die werden ma verdresch'n, daß's nimmer wieder aufsteh'n. Dös is noch a ander G'spaß als's Raffa im Wirtshaus."

Gesund sah der Marl aus und zufrieden, als hätte er sein Lebtag keinen anderen Beruf gehabt, als auf die Franzosen zu schießen und zu stechen. Und allen schien es ganz sicher, daß sie nach Paris kämen, was noch viel größer sein sollt' als München. Dachte keiner daran, daß er vielleicht nie wiederkäme.

Von der Ernte ließ sich der Marl aber noch schnell erzählen; und daß die Vroni hier sei, das wüßte der Vater ja wohl. Zuletzt noch ganz zögernd:

„Der Moser is zu mir g'stand'n wie'r a guater Kam'rad."

Der Alte sagte kein Wort. War auch nicht Zeit mehr, viel zu reden. Ein Unteroffizier kam, um alle Leute auf der Stube und ihr Gepäck noch einmal zu mustern.

Ein Päckchen Zigarren konnte der Marl noch geschwind in den Tornister stopfen. Dann reichten sich Vater und Sohn wortlos die Hände — und wie im Traum ging der alte Bauer durch die langen Flure, die Treppen hinunter, auf den riesigen Hofplatz, wo sie gerad' in der Mitte zur Feldmesse rüsteten.

Etwas erhöht erhob sich der Altar, von Fahnen und girlandengeschmückten Masten umgeben.

Hie und da sah er abschiednehmende Gruppen, die Frauen mit Sacktüchern am Auge, Hand in Hand mit ihren Gatten, Söhnen, Brüdern. In einer Ecke stand auch die Vroni mit einem jungen Soldaten.

Teufel — das war der Moser! Beinahe hätte er ihn gar nicht wiedererkannt, so verändert erschien ihm der Lehrer in der feldgrauen Uniform, mit seinem Schnurrbart und dem braungebrannten, frischen Antlitz. Jetzt blies ein Hornist aus dem Fenster ein Signal. In die abschiednehmenden Gruppen kam zitternde Bewegung. Weinende Frauen tauschten die letzte Umarmung aus, Hände wurden noch einmal eng verschlungen und lange, lange fest und innig gedrückt. Auf dem riesigen Platze ein Hin und Her. Aus allen Türen quollen jetzt die Soldaten hervor, feldmarschmäßig gerüstet mit Helm und Gewehr, Mantel, Tornister und Zeltbahn auf dem Rücken!

Kommandorufe — ein Durcheinanderlaufen, das nach kurzer Zeit der Ordnung weicht! Die Bataillone stehen, jedes für sich, in einem riesigen Viereck um den Altar, auf den eine breite Gasse durch die Menschenmauern führt.

Aus einer Pforte treten in feierlichem Zuge der Bischof in vollem Ornat, die Geistlichkeit und die höchsten Offiziere der Stadt. Auf allen Kirchen läuten die Glocken. Das Regiment präsentiert.

Vor dem Altar kniet der Bischof nieder. — „Zum Gebet!" — Die Hornisten blasen das „Gebet", dessen Klänge langsam und feierlich über den riesigen Platz schallen. Der Priester erhebt die Monstranz, und alles sinkt in die Knie. Totenstille ringsumher, nur von dem Schluchzen einiger Frauen unterbrochen! — — — — Nach Beendigung der Messe intoniert die Regimentskapelle die Volkshymne, in die brausend die Männerstimmen einfallen, getragen von heiliger Begeisterung und froher Siegeszuversicht.

Dann ordnen sich die Bataillone zum Abmarsch. Die Pferde der Stabsoffiziere werden herbeigeführt und bestiegen. Der Brigadegeneral nimmt den Rapport des Kommandeurs entgegen, reitet in die Mitte und hält noch eine kurze, kernige Anrede an das Regiment:

Daß wir siegen müßten und siegen werden, wie uns auch der Herrgott schon bisher zur Seite gestanden. Denn wir kämpften für unser Land und für unser Recht, für Haus und Hof. Daß uns halb Europa überfallen hätte; daß die Feinde wortbrüchig und treulos Deutschland vernichten wollten. „Ihr werdet dreinhauen, Soldaten, wie Eure Brüder und Kameraden bei Lagarde, wie Eure Väter und Großväter bei Sedan und Wörth." — Und in das Hurra auf den König und das Bayerland, auf den obersten Kriegsherrn, den Kaiser und das gesamte deutsche Vaterland fielen wie Donnerrollen die begeisterten Soldaten ein, ihre Helme schwenkend.

„In Zügen rechtsum marsch!"

Schmetternd setzt die Regimentsmusik mit der „Wacht am Rhein" ein, und singend verlassen die jungen Krieger den Platz.

Draußen begrüßt tausendstimmiger Jubel die Söhne des Vaterlandes, die ihr Leben für dessen Sicherheit hingeben wollen. Blumen, Zigarren, Würste, Schokolade, was der Soldat nur mitnehmen und brauchen kann, wird ihnen zugeworfen, in die Hände gesteckt.

Durch Mauern von tücherschwenkenden, Hoch und Hurra rufenden Menschen schiebt sich der kriegerische Zug langsam vorwärts. In den Fenstern Kopf an Kopf — Blumen werden herabgeworfen; und bald sieht der Zug wie ein wandelnder Garten aus: alle Gewehrläufe und Degengehenke geschmückt mit den letzten bunten Herbstblumen. Noch einmal drückt der Eppenhofer seinem Buben die Hand, der schnell mit einem Kameraden den Platz tauscht. An seiner Seite marschiert er mit. Dem alten Soldaten ist, als seien die vierundvierzig Jahre nicht ins Meer der Ewigkeit hinabgetaucht, als marschiere er selbst nach den brausenden Klängen der „Rheinwacht" und des „Deutschland über alles" dem Feinde entgegen.

Aber der plaudernde Marl rief ihn bald wieder in die Wirklichkeit zurück. Mit kleinen Wünschen und Grüßen für die Heimat sprach er durcheinander von Mensch und Vieh, von Feld und Wiese.

„Und die Pritzinger-Marie grüaß mir fein! Is mir noch an Dreher schuldi. Den tanz'n ma, wann i wiederkomm'."

Der Eppenhofer nickte mechanisch: „Woll — woll!"

„Daß d' mir g'sund bleibst, Bua!" murmelt er immer wieder und streichelt sanft die Hand des Burschen, die den Gewehrkolben umklammert.

„Werd' schon, Vatta . . . Aba d' Hauptsach', daß ma dö Franzos'n tüchti' verdresch'n tun. — Und hört, Vatta," — jetzt endlich löste der Abschied dem Marl die Zunge — „seid guat zum Vronerl!"

„Is guat — da feit sie nix! I nehmet's mit nach Haus."

„Schaut, Vatta — da vorn geht der Moser — a liaber Bursch und schlank wie'r a Baum! Was habt's denn gegen den? A Lehrer is doch aa a Mensch — sozusag'n. Für aa Bauern passet's do net mehr, die Vroni. Wann's g'scheit seid, Vatta — laßt's die zwoa zuanand!"

Beinahe wär' dem Eppenhofer die Zornader angeschwollen. Daß, wenn der Bub' sich noch vor zwei Monaten erlaubt hätt': schön abgekanzelt hätt' er ihn! Aber jetzt . . . Wer weiß, ob er ihn ja wiedersah?! Und er murmelte ganz zaghaft:

„Is guat — is net Zeit jetzt, so was zu dischkurier'n. Sorg' nur für dich selbst, Bua! Hast noch an Wunsch?"

— — — Am Bahnhof, den niemand vom Zivil betreten durfte, noch ein letzter, langer Händedruck. Mit sehnendem Blick schaute der Bauer dem Marl nach, der inmitten der großen, grauen Soldatenschlange im breiten Tore des Bahnhofes verschwand. Dann kehrte er um und trottete mit den zurückflutenden Massen in die Stadt zurück.

Im Gasthaus fand er endlich die Vroni. Sie saß an einem kleinen Tisch und löffelte eben die Suppe aus. Mit einem kurzen „Grüß Gott!" setzte sich der Eppenhofer ihr gegenüber und bestellte sich erst wählerisch sein Mittagessen.

War nicht sehr groß, sein Appetit; aber jetzt war Essenszeit; und man mußte weiterleben!

Ernst und bleich, aber hoch aufgerichtet saß das blonde Mädchen da. Nicht anschau'n tut sie mi, dachte der Eppenhofer. „Aba wie'r a Prinzeß schaugt's aus — kalt und fürnehm."

Und er wußte nicht recht, sollte er sich ärgern über ihren Trotz und Hochmut, oder sich freuen über das Madl, das so schön und schlank, so selbstbewußt und vornehm vor ihm saß. Dunkel fühlte er, daß sie seiner Sphäre und seinem Zügel entwachsen war.

Als der Kellner schon das Fleisch reichte, fand der Eppenhofer endlich die Sprache wieder. Schwer wurde es ihm, ihr gewissermaßen die Hand entgegenzustrecken.

„Wann willst denn fahr'n?"

„In zwei Stunden geht der Zug."

„Zur Tant'?"

„Freilich!"

Der Eppenhofer schaufelte schweigend seine Bissen in den Mund. Sie machte es ihm aber auch gar zu schwer. Sollte sie also zur Tante zurück, der Trotzkopf! Aber grausend sah er sich in den langen Herbst- und Wintertagen allein mit der alten Wallner-Crescenz am Tisch sitzen.

„Was willst denn bei der Tant'?"

„Ihr habt mich ja hingebracht!"

Starr und kalt sah sie an ihm vorüber. Das Lächeln, das sonst die kühnen, strengen Züge verschönte, war erstorben. Und etwas wie Mitleid packte das harte Herz des Bauern an. Sie litt und bangte ja wie er selbst. Die rollende, eiserne Dampfschlange, die langsam nach Westen fuhr, entführte auch ihr zwei geliebte Menschen — vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

„Kannst schon heimkehr'n mit mir!"

Keine Antwort kam. Aber sie weigerte sich auch nicht, wie er gefürchtet, ließ es ruhig geschehen, als er ihr Köfferchen auf den Wagen bringen ließ und auf dem Bahnhof die Karten für beide löste.

— — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tag ging sie daheim ihren Pflichten nach, als wäre nichts geschehen. Aber daß nicht alles in Ordnung sei zwischen Vater und Tochter, das merkten die Leute wohl. Und in der Gesindkammer war es das Lieblingsthema der Mägde.

„Is halt eine Stolze!" meinten sie und vergönnten's dem Bauer alle, daß sein Dickschädel nun auch einmal an einen anderen Dickschädel stieß.

(Aus einem Feldpostbrief des Marel.)

Mein libber Vatta!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Und die Cigarrl hab i aa kriegt und dank schön und aa für die wolene West was mir ser gut tut. Das i bei unsern Lehrer bin, wo jetzt vizefeldwebl gwordn is in sein zug, is gut for mi. Er is an brafer bua und nett zu sein leit, aber bsonders zu mi is er nett. Hat neuli, wo wir nix net zu ess'n haten, sein letztes Futer mit mir geteilt. Vorig Woch hatn mir wieda ein kleines gfecht, war aber net gros. I bin mit'm Lehra auf streitpatrulli gang'n un sind lang in Dekung glegn bis wir Reiter von die Kaffalrie habn wegpuzn könn, die wo aa ein patrulli waren. Der Lehrer hat mit uns geschosn und mir habe beide wettgeschosn und imma trofen. Sakra Türkn, woher der Moser hat so gut trefn könn hat mi wundert, weil er doch nie net mit uns Burschen hat mitschosn im Dorf. Glei sol's weita gehn und i grüß enk alle und verbleib dein gehorsamer sohn und krigsfreiwilliger

Marl Eppenhofer.

Cigarl kannst no mehr schickn — von dö langn dunklen.

* * *

Geliebte Vroni!

Dein Bruder ist verwundet — Achselschuß links und Kugel in den Fuß. Beide Schüsse sind nicht lebensgefährlich. Doch hat er viel Blut verloren, da mehrere Stunden bis zu seiner Auffindung vergingen.

Bis dieser Brief Dich erreicht, wird er wohl schon weitertransportiert sein. Und mit Gottes Hilfe und der unserer vortrefflichen Wundbehandlung wird er wohl wieder vollständig genesen.

Der Kampf war schwer und fast schon verzweifelt für uns. Fast eine Woche hatte die Brigade bereits in Reservestellung in einem lothringischen Tal gelegen, das von Waldhöhen umzogen ist, mit sumpfigem Terrain untermischt. Meine Kompagnie war anfangs in einem kleinen Dörfchen untergebracht, in Alarmquartieren, und täglich warteten wir auf den Befehl zum Angriff. Dann rückten

wir vor und biwakierten. Endlich ging rechts und links von uns die Schießerei los. Am Vortag des Gefechtes protzte unsere Artillerie ab und schoß über unsere Köpfe hinweg. Aber auch von den feindlichen Granaten erhielten wir manchen Gruß zugeschickt. Nichts ist schlimmer für eine Truppe, als wehrlos, ohne zu kämpfen und vorzurücken, einem unsichtbaren Gegner standhalten zu müssen. So gut es ging, suchten wir uns in Deckungen einzugraben — aber wir hatten schon jetzt einige Verluste. Du kennst ja unsere Bursche! Was da zusammengeflucht wurde! Und immerfort fragte einer: „Na, Sakra-Himmelherrgott, wann geh'n ma denn endli' los gegen die verflixten Rothosen?"

Um Mitternacht kommt endlich die erlösende Botschaft. Durch einen Nachtangriff sollen wir das nächstgelegene Dorf M. einnehmen, in dem sich französische Infanterie und Artillerie verschanzt hatten. Seit zwei Wochen, seit der Verwundung meines Leutnants, führe ich den Zug als Offizierstellvertreter. Der Major rief uns Offiziere, resp. Stellvertreter zusammen und erklärte uns die Gefechtslage.

Unsere Brigade soll als linker Flügel des bereits auf den rechtsliegenden Höhen vorgegangenen xten Armeekorps vorrücken und im Nachtangriff das Dorf sowie die daneben liegenden Abhänge einnehmen. Zwei Stunden vor Tagesanbruch, also kurz nach drei Uhr, soll die Brigade bereitstehen. Unser Regiment wird auf der Talstraße vorrücken und von links und vorn das Dorf erstürmen, das andere Regiment die rechtsliegenden Hänge besetzen, um die Verbindung mit dem Korps herzustellen und zugleich M. durch Rechtsumfassung zu umklammern.

Pioniere werden uns zugeteilt, um die bereits erkundeten Hindernisse und Straßenverhaue fortzuräumen; ein Zug Artillerie folgt uns. Pünktlich auf die Minute stehen wir gefechtsbereit. Noch liegt tiefe Dunkelheit über dem Tal, dessen umliegenden Höhen wir nur in den Umrissen erkennen, bei einem halbbewölkten, aber dem Angriff günstigen Himmel. Mit aufgepflanztem Seitengewehr rücken wir vor, geräuschlos, in wohlgeordneten Kolonnen. Kein Schuß fällt. Die Spannung wächst. Vom Feind, dessen Vorposten unsere Streifpatrouillen gestern vor dem Dorf und auf den Hängen erkundet haben, ist noch immer nichts zu sehen. Eine gute Stunde sind wir so langsam und lautlos ohne Sang und Klang auf der guten, etwas feuchten Straße vorgerückt und nähern uns dem Dorfe, dessen massive Steinhäuser dunkel vor uns auftauchen. Langsam dämmert es im Osten — da auf einmal prasselt und knallt uns ein mörderischer Feuer- und Kugelregen entgegen. Aus den Fenstern und Dachluken, hinter den Bäumen, aus den Gärten hervor schießen sie in wohlverdeckten Stellungen. Auch das unheimliche taktmäßige Rattern der Maschinengewehre hören wir — und kein Feind zu sehen! Hie und da fällt einer von uns — Aufschreie — Fluchen! — Marschmarsch hurra! — Vorwärts im Laufschritt zum Sturm — so gut es geht, auseinandergezogen! Unser Hauptmann voran, den Säbel in der Hand. Er bricht zusammen, von mehreren Kugeln durchbohrt. Viele, viele fallen — aber

wir stürmen durch diesen Regen von Geschossen vorwärts, auf und zu beiden Seiten der Straße, geführt vom Obersten selbst, der in den vordersten Reihen kämpft. Unser Bataillon schwenkt nach links ab, um M. von dort zu umfassen. Aber hatte man dort schon vorher Geschütze und Infanterie angesetzt oder erst bei unserem Nahen zur Flügeldeckung vorgeschoben: von links werden wir aus einem hügeligen Waldstück von Artillerie- und Maschinengewehrfeuer heftig beschossen. Vor und zwischen diesem Wald und dem Dorf liegt ein breites Moor, das absolut nicht zu forcieren ist, zumal unter dem sehr wirkungsvollen feindlichen Feuer, das unsere Reihen lichtet.

Die Lage ist höchst gefährlich, wie wir bei dem langsam aufsteigenden Tagesgrauen entdecken. Im Dorfe selbst ein verzweifelter Nahkampf der anderen Bataillone gegen die Häuser, die zu kleinen Festungen gemacht sind. Auf unserer Seite jegliches weitere Vorgehen durch das Terrain unmöglich. Aber auch hinter uns eine äußerst gefahrdrohende Situation. Feindliche Abteilungen hatten sich in den Waldhügeln nach rückwärts zu festgesetzt und nahmen die Straße und das Tal hinter uns unter Feuer.

Nur das rechts von M. angesetzte Regiment kann uns die Rettung bringen. Schon hört man in der Ferne seine vordersten Reihen nahen, von einem wütenden Schrapnell- und Kugelregen begrüßt. Sprung um Sprung gehen diese Tapferen vorwärts. Endlich ist auch unsere Artillerie hinter uns aufgefahren, die wir uns nach Möglichkeit gedeckt haben. Die braven Bombenschmeißer legen selbst mit Hand an, um ihre Kanonen in Stellung zu bringen, da sie ihnen einen Teil der Pferde angeschossen haben. Abgeprotzt — losgefeuert gegen die Stellen, wo seit- und rückwärts die Feinde in den Waldhügeln stecken! Nach vorne, ins Dorf können sie nicht schießen, ohne unsere eigenen Kompagnien zu gefährden, die noch immer tapfer kämpfen, aber fast ohne Offiziere sind und stark zusammengeschossen das Dorf schließlich wieder räumen müssen. Wohl vorbereitet hat der Feind aus jedem Haus eine Bastion gemacht und überall Drahtverhaue und Barrikaden hergerichtet.

Links und rechts von der Straße liegen wir nun in schlechten Deckungen, noch immer einem starken Feuer ausgesetzt, das wir nur erwidern können gegen den unsichtbaren Feind.

Der Oberstleutnant, der jetzt auf unserer Seite das Kommando führt, schickt mich nach rückwärts, um die zurückgebliebene Reservekompagnie heranzuholen. Von Kugeln umsaust besteige ich das Rad eines unserer Meldefahrer und radele zurück. Ich führe die neue Kompagnie im Laufschritt heran. Alles hat sich in kurzer Zeit abgespielt. Jetzt, beim vollen Tageslicht blicke ich mich nach Marel um, sehe ihn aber nicht mehr. Und niemand weiß mir von ihm zu berichten. Doch hoffe ich, daß er beim ersten, nächtlichen Sturm in eine andere Abteilung geraten ist.

Unsere Artillerie hat unterdes die seitwärtigen Höhen ziemlich gesäubert und ihr Feuer gegen das Dorf eröffnet. Das rechte Flügelregiment hat seitwärts vom Dorf bereits gute Arbeit getan. Wir hören ihre Hurra- und Sturmrufe, ihr Feuer, von dem es von hinten rechts das Dorf bestreicht. Nun ist es Zeit, zum zweiten Male vorzurücken. Vorwärts marsch! Die Hörner blasen — Kommandorufe! Das ganze setzt sich zum neuen Sturm in Bewegung, mit Einsatz der letzten Kraft. Unser Bataillon voran, an der Spitze unserer Kompagnie, geht es im Laufschritt die Straße geradeaus, auf die ersten Häuser zu.

Und da hättest Du unsere Bursche sehen sollen! Wie die Teufel gingen sie vor. Gleichzeitig bricht von rechts und hinten das andere Regiment ins Dorf. Drei Geschütze fahren dicht heran und schießen einige der größten und stärksten Gehöfte in Brand und Trümmer. Wie die Rasenden schlagen unsere Kerle die Türen mit Äxten ein und wüten mit Bajonett und Kolben in den Häusern.

Was sich von den Rothosen retten kann aus Scheunen und Gärten, eilt in wilder Flucht davon. Der Rest, soweit nicht tot oder verwundet, ergibt sich. Aus den Böden und Kellern, ja aus den Taubenschlägen und Schweineställen holten sie die Franzosen heraus, so daß über neunhundert Gefangene in unsere Hände gerieten (inclusive der Verwundeten). Und viele Tote reihenweise auf den Gassen und einzeln in Gärten und Häusern. Einige Kompagnien gehen zur Verfolgung vor — der Rest der Brigade richtet sich in den nicht zerschossenen Häusern ein bis auf weiteren Befehl.

Und nun bin ich nach dem Marel auf die Suche gegangen — in alle Häuser und Winkel, in alle Gärten und Scheunen — viele Stunden lang. Aber der Marel war nicht zu finden. Am Nachmittag nahm ich mit Erlaubnis unseres neuen Kompagnieführers (unseres ältesten Oberleutnants) einen Sanitätsunteroffizier und unseren braven Regimentshund, den Ayrdaleterrier „Trimm" mit, der für diesen Dienst ausgebildet ist. Ein Mann aus unserer Kompagnie behauptete, der Marel und sein Spezialfreund Sepp Klufer von Miesbach seien vor dem zweiten Sturm mit noch zwei, drei anderen nach links gepirscht, in das sumpfige Waldstück hinein, „um sich ein paar Franzosen zu fangen oder ihnen eins aufzubrennen". In der Dunkelheit, bei dem starken Feuer, das uns von vorn und seitwärts empfing, konnte man ja seine Leute nicht so fest in der Hand haben. Ich hätte sonst keinesfalls dies ganz zwecklose und tollkühne Vorgehen gestattet.

(Fortsetzung folgt.)

Catharina von Pommer-Esche: Almendro.

Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

III.

Bei Tagesanbruch zeigte sich Esteban im Turm. Er hatte alles gehört. Seinem Vater, der einen festen Schlaf hatte, war es wohl entgangen. Mochte auch der Hund noch so laut bellen, der gute Juan Máto, ermüdet von der Arbeit des Tages, schlief wie ein Murmeltier. Die andern aber im Hause hatten eine Nacht voller Angst durchlebt. Die Mutter versuchte mehrmals, den Vater zu wecken, dann hatte sie fortwährend für den Herrn des Turmes gebetet. Almendro, die neben Esteban wohnte, hatte ihn mit ängstlicher Stimme bei den ersten Schüssen gerufen. Die arme Schwester hatte das Licht angezündet, und er hätte ihr bleiches, verstörtes Gesicht gesehn. — Ach, wenn nur dem Herrn nichts geschehn sei!

„Eine ganze Salve von Schüssen war den beiden ersten Detonationen gefolgt. Diese waren vom Herrn abgefeuert. Ich erkannte das sogleich und sagte es Almendro. Ich habe ein feines Gehör. Meine Schwester war ganz verzweifelt, wollte sich schnell ankleiden und mit mir zum Turm laufen. Nur durch meinen Bericht beruhigt, blieb sie im Bett, aber ununterbrochen betend, und eine Perle ihres Rosenkranzes nach der anderen glitt durch ihre Finger. Als am Morgen die Frauen vor die Tür traten, waren sie noch von Furcht erfüllt, ein schreckliches Bild zu sehn, vielleicht Don Adriano tot. Aber ich sehe das freundliche alltägliche Bild, den Herrn bei seiner Morgenwäsche, vor einem großen Gefäß voll Meerwasser, das der Herr sich selbst von der Küste holt."

Dann ließ Esteban sich genau berichten, worauf er sich die zwei Kugeln in der Mauer besah.

„Und hier etwa — wo ich jetzt stehe, standen der Herr? Ja? Das ist ein Wunder!"

Don Adriano fragte Esteban nach dem vermutlichen Angreifer, und Esteban lächelte mit wichtiger Miene. Er hatte die Uhurufe gehört. Es war ganz die Art von Voz, viele hätten gedacht, der sei's gewesen.

„Aber nein, er war es doch nicht, dessen bin ich sicher. Sollte der Voz gefragt werden, so würde er vielleicht die Frager bei dem Glauben lassen, aber es war der Hierro. Auch Almendro glaubt es. Nun wollten die Frauen in ihrer Angst, daß man die Guardia civil aus Sankt Joseph benachrichtige, aber das werden doch der Herr nicht wollen?"

Das verächtliche Lächeln Don Adrianos freute den braven Esteban.

„Recht so, jeder echte Mann verteidigt sich doch selbst, und dann bin ich auch da und der Vater!"

Stolz richtete er sich auf: er sei schon ganz zum Manne herangereift, und er bat den Herrn, er möge doch gestatten, daß er von nun ab mit ihm im Turm lebte. Wenn er, Don Adriano, den Vater darum bäte, dann würde er es nicht abschlagen, und es seien dann doch ihrer zwei für die Verteidigung. Und dann würde der Vater ihn doch nicht im Seminar einschließen. Um die Nützlichkeit seiner Gegenwart zu beweisen, setzte er hinzu:

„Wie unvorsichtig hat der Herr die vorige Nacht gehandelt, die Holztreppe hinunter zu gehn, wo unten der Feind auf der Lauer lag. Warum stieg der Herr nur nicht vom Fenster aus hinab, den Feind rücklings zu überrumpeln?"

„Es ist wahr", sagte Don Adriano, beschämt, daß er diese Kriegslist vergessen. Da hörte er Schritte und sah durch eine Spalte der Tür Juan Máto mit dem Essen kommen. Er stieg langsam und sah finster aus.

„Halt! Der Laune geht man aus dem Wege!" und schnell kletterte Esteban die eingehauenen Stufen vom Fenster aus hinab. Der Bauer sprach mit Ruhe, die Frauen hätten ihm berichtet, aber gut, daß nichts geschehen sei. Dann sah auch er sich die Kugeln in der Mauer an. Ein Wunder!

„Ja, es war nicht anders zu erwarten. Wenn man Dinge will, die nicht durchzusetzen sind. Nun müssen wohl der Bürgermeister und die Guardia civil in Kenntnis gesetzt werden!"

Don Adriano schüttelte den Kopf, nein, das war nur Mann gegen Mann zu regeln, das träfe ihn ganz persönlich. Juan Máto blickte ihn an und sagte nach einer Weile:

„Ja, da tut der Herr recht! So würde sein tapferer Vater, Gott hab' ihn selig, auch gesagt haben! Bin zwar nur ein Bauer, aber doch, wenn's gilt, ein stolzer Spanier. Aber meine Pflicht ist es, dem Herrn beizustehen. Ich habe mein Gewehr im Hause. Ich werde des Nachts fortan bei Euch, an Eurer Seite sein."

Aber auch das schlug Don Adriano ab. Er sei kein schutzbedürftiges Kind. Jeder in seinem Hause, und möge da kommen, was das Geschick wolle. Juan Máto nickte verständnisvoll dazu. Don Adriano sei ein wahrhafter Ritter, diese Art gefalle ihm, aber da der Herr nun keinen Schutz im Turm wolle, so könne er ja unten in seinem Hause schlafen. Ein Bett würden sie ihm einrichten. Don Adriano fühlte sich versucht, diesen Vorschlag anzunehmen. Almendro sehn! Aber der nicht gerade eindringliche Ton, in dem Juan Máto seine Aufforderung aussprach, und der unruhig erwartungsvolle Blick, welche Antwort er wohl geben würde, ließen ihn zurücktreten.

„Nein, vielen Dank, guter Juan, man könnte ja glauben, daß ich aus Angst meine Wohnung im Turm verlasse!"

Juan Máto sah auch dies ein, er würde ja auch ebenso handeln. Aber dies hindere nicht, daß er doch wenigstens des Nachts im Turm an der Seite des Herrn schliefe, und wenn Rufe oder Schüsse neben dem Turm ertönten, daß er dann mit seinem alten Gewehr mit hinunterginge. Und als ob diese Freundespflicht, die er sich selbst auferlegte, auf einmal die Ruhe von vorher zerstörte, faltete er die Hände und blickte gen Himmel:

„O Herr! Der Teufel ist ja los. Es gibt keinen Frieden mehr. Alles, weil man mir nicht gefolgt hat. Und wie wird das enden?" Don Adriano wollte Juan Máto beruhigen, und so entschlüpfte ihm der Gedanke, den er eigentlich verschweigen wollte: Er ginge fort für immer, er wolle nicht länger den Frieden der Familie stören.

„Ah! In Wahrheit will der Herr gehn?"

„Denkt Ihr etwa, ich wolle vor den Feinden fliehen?" fragte Don Adriano ruhig, „ich weiß noch nicht, wann ich gehe. Später jedenfalls erst. Erst muß ich noch hierbleiben, damit mir begegnet, was mich treffen soll."

Juan Máto setzte eine ergebene Miene auf mit stummem Nicken. Da fiel es Don Adriano ein, Estebans Bitte dem Vater vorzutragen, aber dieser verneinte energisch. Er müsse nun aufs Seminar, und dies sei sein letztes Wort in der Sache. Wenn Don Adriano Gesellschaft wünsche, hier sei er, Juan Máto, der ausgereifte Mann. Dann ging er heim.

Don Adriano ging ans Meer, da war der alte Calamaro damit beschäftigt, das Boot auszubessern; er trat auf Don Adriano zu.

„Hola! Señor! Ich weiß alles. Also mit Uhurufen hat man den Herrn in die Gefahr locken wollen? Haha — mich auch, das heißt, als ich noch ein Jüngling war, jung an Jahren und mit liebedürstendem Herzen! — Auch ich habe, um mein geliebtes Mädchen heimzuführen, mit einem Eifersüchtigen eine Messerstecherei gehabt, wobei ich dem Nebenbuhler einen gefährlichen Stich versetzte, aber nachher, als die Wunde geheilt, war auch der Groll nicht mehr so schlimm. Die Zeit tat das ihre, und alle Menschen sind ja auch nicht gleich heißblütig.

Don Adriano ging bald heim. Esteban hatte das Essen hingestellt. Gewiß hatte er kurze Aufträge vom schlechtgelaunten Vater erhalten. Don Adriano prüfte jetzt mit kalter Seelenruhe jene zwei Kugeln in der Mauer und seine Stellung dabei — es war in der Tat wunderbar, daß er mit dem Leben davongekommen war, an einem seidenen Haar hatte es gehangen. So hätte ein Mann seines Standes umkommen können durch einen Bauern. Zorn und Rachedurst loderten auf. Er nahm das Gewehr von der Wand, prüfte die Ladung, hing es sich um die Schulter und nahm denselben Weg, wie den Abend vorher.

Als er bei Juan Mátos Haus vorbeikam, standen Almendro und die Mutter vor der Tür. Die Mutter nahm, ganz bewegt, die Hände Don Adrianos und brachte mühsam die Worte hervor: „Don Adriano! — Sehr vorsichtig sein! Wenig ausgehn!" Almendro sah ihn mit weitgeöffneten Augen an — voll Be-

wunderung und Sorge zugleich. Sie fand keine Worte, ihre einfache Seele konnte nur durch die Augen reden! Don Adriano setzte seinen Weg fort. Er wandte sich mehrmals um und sah Almendro, die ihm mit bangen Blicken nachsah. Der Herr ging jagen, wie sonst, aber, o weh, er nahm die Richtung den Berg hinauf, dorthin, wo die Schmiede lag. Während des Weges sann Don Adriano auf Pläne des Angriffs. Er war entschlossen zu schneller Handlung. Käme der Hierro aus der Tür seines Hauses, so würde er ihm zwei Schüsse versetzen. Er wollte seine Händel bei Tageslicht ausrichten, und er würde mehr Glück haben. Seine zwei Kugeln würden sich nicht in die Mauer einbohren. Als er aber die Schmiede erreichte, war sie verschlossen. Nichts. Hierro war verschwunden, ebenso die alte Hexe. Wieder setzte er sich unter einen Baum und wartete. Welche Einsamkeit, welche Totenstille! Eine Katze schlich langsam über das ruinenhafte Dach, auf der Lauer nach irgend einem armen Vöglein. Viel Zeit verging. Das Warten und die Ruhe heiterten Don Adriano auf. Was saß er hier zwecklos! Der Schmied hatte sich vielleicht in seinem Hause eingeschlossen, oder er wäre mit der Alten weit weg gegangen, käme erst wieder mit einbrechender Nacht. Und das Gewehr in der Hand, angriffsbereit, trat er den Rückweg an.

Abends brachte Esteban das Essen und war betrübt, denn der Vater machte nun Ernst. Er war nicht davon abzubringen, ihn ins Seminar zu bringen. Don Adriano schloß die Tür und verbarrikadierte sie mit Tisch und Stühlen, denn er wollte nicht im Schlaf überfallen werden. Er blies das Licht aus und rauchte im Dunkeln. Das Gewehr hatte er vor sich, den Revolver im Gürtel, bereit, sie beim leisesten Geräusch zu gebrauchen. Sein Gehör war empfindsam für jeden Laut. Beim Schein der glimmenden Zigarre sah er, daß es zehn Uhr war. Lange Zeit verstrich.

Der Hund bei Juan Máto bellte — vielleicht schlich der Feind in der Nähe herum. Sowie ein Ruf oder ein Rütteln an der Tür sich bemerkbar machen sollte, würde er durchs Fenster hinunterklimmen, den Feind im Rücken angreifen. Aber es rührte sich nichts. Don Adriano wollte nach der Uhr sehn, aber die Zigarre glimmte nicht mehr. Sein Kopf war auf das Kissen gesunken und er schloß die Augen. Da hörte er Rufe, Schüsse, Verwünschungen im Traum. Er erwachte — nichts, tiefe, undurchdringliche Nacht. Durch das Fenster blinkte ein Stern. Die Mauern schienen in der Nacht alle die Geheimnisse vergangener Jahrhunderte auszuschwitzen. Don Adriano stand auf und entfernte die Barrikaden von der Tür. Er schalt sich feige, daß er den Frauen mit solcher Vorsicht gefolgt war. Wer konnte ihn hier im Turm aufsuchen? Er mußte doch wissen, daß er bewaffnet war und den Gegner mit Schüssen bewillkommen würde. Aber die Abwesenheit des Hierro in der Schmiede, die auffällige Stille gaben ihm zu denken. Sollte Hierro etwa verwundet sein? Hätte eine seiner Kugeln ihn getroffen?

Am Morgen fuhr er aus zum Fischen. Schnell glitt der Kahn dahin. Trotzdem der Alte immer etwas daran zu flicken hatte, war die Barke ebenso zuverlässig als Fahrzeug, wie der Calamaro als Lenker. Bei der Rückkehr lief Esteban am Ufer entlang, etwas Weißes hoch haltend:

„Ein Brief! Don Adriano!"

Ein Ereignis auf diesem Fleckchen Erde. Don Adriano drehte ihn hin und her, sah das Siegel an, die Handschrift. Ach ja, vom Kapitän! Es wirkte auf ihn wie ein liebes treues Freundesgesicht. Esteban erklärte nun. Ein Bote habe ihn am Morgen gebracht, das Postschiff habe den Brief mitgeführt. Wenn der Herr antworten wolle, so müsse er eilen, da das Schiff morgen zurückginge zur Nachbarinsel. Don Adriano öffnete den Umschlag. Ein halbes Jahr hatte der Kapitän nichts von sich hören lassen. Der Brief war lang. Bei den ersten Zeilen lächelte Don Adriano. Das war ganz der Kapitän mit der derben offenen Art. Don Adriano sah ihn im Geiste vor sich mit den klugen, bernsteinflimmernden Augen, der gebräunten Gesichtsfarbe, der leicht gebogenen Adlernase. Der Brief verlangte eingehendes Studium, und Don Adriano las ihn mit sorgsamer Aufmerksamkeit. Er warf Don Adriano vor, wie er ausgerissen sei, ohne Abschied von den Freunden, aber da habe er doch trotzalledem gedacht: Geduld zu haben mit einem Freunde, ist besser, als ihn für immer verlieren, und was man am Ende wieder anknüpfen könne, solle man nicht zerhauen; der Don Adriano de Mosca sei zwar ein hochvornehmer Mann, aber nicht praktisch. Er aber, der Kapitän, wollte sich nicht rächen dafür, daß die Vorfahren des Don Adriano seine Väter einst verbrannt hatten, in der grausamen Inquisition — er hätte inzwischen die verwickelten Finanzen Don Adrianos entwirrt, denn er verstünde diese Dinge, sei ein wahrer Geschäftsmann, Feind des Zeitverlierens. Und dann folgten noch viele Seiten, aber es war keine langweilige Zeile darin. Der Höhepunkt war wohl die Sentenz, daß bei allen schönen Gaben, die ein Mensch habe, der gänzliche Mangel einer Ader fürs Praktische doch oft zum Untergang führte! Der Kapitän hatte Doña Mona mehrmals von ferne gesehn, aber sie war so hochmütig und behandelte ihn als Luft. Sie spreche von ihrem mißratenen Neffen, und daß der Herr Solche strafe, die nicht in seinen Wegen wandelten!

„Auf keinen Fall habt Ihr etwas von ihr zu erwarten. Man flüstert jetzt in der Stadt davon, daß sie sich für den Rest ihres Lebens in ein Kloster einschließen will." Darauf nahm das Schreiben einen Geschäftston an mit der solchen Dingen üblichen Trockenheit. Zuerst ein langer Bericht über die Besitztümer, die Don Adriano vor seiner Abreise noch hatte, in allerlei Hypotheken verwickelt, dann eine Liste von Gläubigern, die größer war, als sein Besitz. Niemals war Don Adriano ein Rechengenie gewesen, aber darauf verstand sich der Kapitän wunderbar. Er hatte volle sechs Monate nicht geschrieben, weil er sich täglich um diese Angelegenheiten des Freundes zu kümmern hatte. Die gierigsten Wuchergläubiger hatte er zu befriedigen gewußt, indem er alles und jedes

verwertete, auch Geld vorschoß, um Wechsel zu erledigen. Kurz, er hatte Klarheit geschaffen, der gordische Knoten war zerhauen. Rein und klar war es nun. Allerdings verblieb Don Adriano nur ein ganz kleines Vermögen. Einige tausend Duros, aber viel besser so, als in der Scheinpracht leben, nichts zu essen und der Gnade der Gläubiger preisgegeben zu sein. „Jetzt ist es Zeit zur Rückkehr! Was machst Du dort? Willst Du das ganze Leben im Piratenturm zubringen? Kehre sogleich zurück!" Er könnte mit Einfachheit leben, das Leben ist billig hier, auch könne er, mit seinem Namen, ein Amt übernehmen. Das würde nicht schwer sein. Wollte er reisen, so würde er, der Freund, Empfehlungen für Amerika schaffen, denn er habe überall Beziehungen.

Don Adriano las den Brief ungezählte Male wieder, und ihm wurde leicht ums Herz. Mit einem Sprung wieder ins zivilisierte Dasein! Am folgenden Morgen würde er sich mit demselben Schiff, das ihm den Brief gebracht hatte, einschiffen. Da kam die Erinnerung an Almendro und hielt ihn zurück. Er sah sie in ihrer Lieblichkeit mit ihren sanften, schönen Augen. Sie verlassen, sie nicht mehr sehn? Aber Almendro liebte ihn ja nicht, er hatte noch keinen Beweis, daß es anders war. Warum sich noch länger bemühen, zu erobern, was doch unmöglich ist? Und stirbt man denn von Liebe! Freilich würde ihm der Abschied nicht leicht werden. Doch schwankte er nicht mehr. Nur noch diese eine Nacht in der Einsamkeit des Turms, die darauf folgende würde er schon wieder im eleganten Café seiner Heimatstadt sitzen. Er würde nicht mehr im Palast seiner Väter wohnen. Das hatte aufgehört. Er würde aber eine nette Villa am Meer beziehen können: „Klein, aber mein", und mit ihm die alte Emilia. Frei könne er atmen, ohne irgend einen Druck. Abondanzia mit ihrem Vater, von denen er freilich auch ohne Abschied, ohne Entschuldigung gegangen, waren mittlerweile übergesiedelt in eine große Stadt Spaniens, auf das Festland.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Krieg und Literatur.

Von Paul Friedrich.

Seit Urzeiten ist der Krieg ein gewaltiger Anreger und Erneuerer für das Geistesleben der Völker gewesen. Oft hat er die Sieger, manchmal auch die Besiegten mit dem Lorbeer großer und unvergänglicher Werke begnadet. Der Zusammenprall verschiedenartiger und verschiedenwertiger Weltanschauungen und Kulturen erzeugte meist den elektrischen Funken, der noch gebundene oder gelähmte Kräfte frei und schöpferisch machte. Eine kurze und summarische Übersicht genügt schon, um zu zeigen, was das Geistesleben der Völker den großen Kriegen verdankt. Natürlich stehen hier Volks- und Existenzkämpfe obenan. Raubkriege und mehr oder weniger blutige Machtfehden lokaleren Charakters wirkten selbstverständlich weder moralisch noch psychologisch-sozial tief genug, um der Dichtung neuen Auftrieb zu geben. Eine gewisse politische Horizontweite und vor allem ethische Lebensinteressen waren immer die conditio sine qua non.

Das gewaltige indische Nationalepos, das Mahâbhârata, handelt von dem Vernichtungskampf zweier mächtiger Dynastien, der Panduinge und Kuruinge, und ähnelt inhaltlich den serbischen Volksliedern von Zar Lazar und der unglücklichen Schlacht auf dem Amselfeld, oder dem Liede vom Untergang des burgundischen Königtums in unserem Nationalgedicht, dem Nibelungenepos.

Die sagenhaften zehnjährigen Kämpfe der Griechen mit den Trojanern, hervorgerufen durch den Raub der Helena, schenkten der Weltliteratur das unvergängliche Kleinod der Ilias, neben dem das künstlich nach homerischen Muster geschaffene Nationalepos der Römer, Vergils Äneis, merklich blaß und „literarisch" anmutet.

Das jüdische Volk hat in den Büchern Mosis, dem Buch Josua, den Büchern der Könige und Richter seine Heroenschicksale verewigt.

Kehren wir wieder nach Hellas zurück, so zeigt sich die mächtige Einwirkung der nationalen Unabhängigkeitskämpfe gegen die Perser namentlich auf dem Gebiet des attischen Dramas in

den wie ein Päan ausklingenden „Persern" des Äschylos, während die Kämpfe um Ilium in Äschylos' „Agamemnon" und Euripides' „Troerinnen" nachzittern, welch letztere eben Franz Werfel neu übertragen hat.

Der für Griechenland so unheilvolle Peloponnesische Krieg brachte indessen begreiflicherweise der Dichtung keinen Gewinn und fand seinen bleibenden Niederschlag in dem Geschichtswerk des Thukydides, ähnlich wie die Weltmachtkämpfe Roms mit Karthago und Hannibals Zug durch Italien nur in den Prosaschilderungen eines Livius, oder die heldenmütigen Gotenkriege nur in Prokops Darstellung weiterlebten.

Aber die wechselvollen Schicksale der Völkerwanderung lebten im Bewußtsein der germanischen Volksstämme fort, und wir wissen, wie oft und wie farbig variiert die Gestalten eines Ermanarich und Theodorich, sowie einzelne Teile des burgundischen und langobardischen Sagenkreises in den kleineren Volksepen der Deutschen den Mittelpunkt bilden. Karls des Großen mächtige Heldengestalt, seine Paladine und Kämpfe, namentlich mit den Mauren, fanden häufige Verwertung in den Heldengedichten des karolingischen Sagenkreises, ähnlich wie sich um den sagenhaften englischen König Artus und seine Tafelrunde in England und Frankreich eine üppige Legende bildete, der wir unser größtes Kunstepos, Wolframs „Parzival" verdanken. Auch die Taten Alexanders des Großen lebten damals in Deutschland auf.

An Stelle der Volks- und Nationalkriege trat als literaturbefruchtendes Ereignis das seltsame mittelalterliche Phänomen der Kreuzzüge, das zum ersten Mal völlig internationale Kulturbeziehungen schuf, so daß Abend- und Morgenland jetzt erst recht eigentlich einander nahetraten.

Auch von diesem bunten Völkergemisch und dem romantischen Suchen nach dem fernen Heil weiß die höfische Dichtung des Mittelalters gar manches zu berichten, am phantastischsten wohl im „Herzog Ernst". Am monumentalsten aber fand das Wesen und die Kultur der Kreuzzüge ihre Verewigung in Tassos „befreitem Jerusalem", dessen Held Gottfried von Flandern zugleich für ihn die Seele des ganzen „Argonautenzuges" ist.

Begnügte sich das große italienische Kunstepos mit fremden Helden (Ariosts „Rasender Roland"), so schuf verhältnismäßig spät Luiz Vaz de Camoëns in den „Lusiaden" den Portugiesen ein völlig autochthones Nationalepos, nicht sowohl stofflich (denn hier imitiert er deutlich Vergil), als inhaltlich. Unter Zuhilfenahme eines pompösen allegorisch-mythologischen Apparates verewigte er Vasco de Gamas Zug nach dem fernen Indien.

Wie ein lachendes Satyrspiel nach dem klirrenden, tief pathetischen Ritterdrama erscheint nach den Lusiaden Spaniens köstliches Nationalwerk, der unsterbliche Don Quichote, in dem spanisch-steife Würde und Grandezza, statt an Drachen und Meerungeheuern, an Schafen und Windmühlen ihre Ritterherrlichkeit erprobt. Cervante's Don Quichote ist der lachende Grabgesang des Mittelalters.

Ungleich moderner wirkt nun die wilde, leidenschaftlich aufgewühlte Welt der englischen Könige zur Zeit des langen und blutigen Kampfes zwischen der weißen und der roten Rose, wie sie Shakespeares Meisterhand in großartigen und schauerlichen Fresken von niederdeutsch anmutendem „Clair-obscur" bannte, in wundervoller Mischung Lichtes und Rührendes mit dem Verrucht-Dämonischen in Männern und Frauen von übermenschlichem Maß verbindend und kontrastierend. Blutrache, Geschlech-

terkampf, Mordlust und Machtrausch führen einen düsteren Hexensabbath auf, indem die Krone aus einer blutbefleckten Hand in die andere gleitet.

Bot sich in diesem nur-englischen Königskrieg von selbst die konzentrierte Form des tragischen Dramas als adäquat an, so konnte die religiöse Verwirrung und die politische Zerrissenheit Deutschlands im Dreißigjährigen Krieg vorerst ihren Niederschlag nur in Form oft äußerst kecker und beschwingter Landsknechtlieder finden, wie sie schon die Burgunderkriege in der Schweiz gezeitigt hatten, und daneben in einer mächtigen Blüte des geistlichen Liedes.

Aber auch in epischer Form zeitigte der große Krieg zwei bedeutsame Werke, in denen sich der Geist seiner Zeit und das bodenlose deutsche Elend ergreifend widerspiegelt: Moscheroschs nach spanischem Vorbild geschaffene, zeitlich ungeheuer interessante, aber künstlerisch doch nur mäßige Satire: „Wahrhaftige und wunderliche Geschichte Philanders von Sittewald", und dann den „bäurisch-bürgerlichen" Parzival: Grimmelshausens prachtvollen „Simplicius Simplicissimus". Erst 150 Jahre später reihte sich ihm im „Wallenstein" die unvergängliche dramatische Ausgestaltung jener schrecklichen Epoche an.

Fast ähnlich spät, wie das flämische Volk in Charles de Costers „Uilenspiegel" die bleibende Darstellung seiner Heldenkämpfe gegen Alba und die Spanier gewann.

Ludwigs XIV. unsittliche Raubkriege und der lange, rein dynastische spanische Erbfolgekrieg blieben ohne jede Nachwirkung, selbst in Frankreich, wenn man von Voltaires geschichtlicher Darstellung absieht, der auch den nordischen Krieg des seltsamen Abenteurers Karls XII. beschrieb.

Erst mit Friedrichs des Großen ganz Europa zur Bewunderung zwingenden Heldentaten beginnt ein nationalliterarisch unmittelbares Wechselverhältnis von Politik und Kunst. Damals entdeckte der Schwabe Thomas Abbt das deutsche Nationalgefühl, und Gleim schuf die erste vaterländische Lyrik in seinen „Liedern eines preußischen Grenadiers". Dramatisch aber verherrlichte Lessing in seiner prächtigen „Minna" jene große und herrliche Frühlingszeit deutschen Aufstiegs zu geistiger und staatlicher Blüte.

Der patriotische Ertrag der Befreiungskriege kann als bekannt übergangen werden. Nicht vergessen aber sei, daß der unglückliche Krieg Schwedens mit Rußland (1808/9) in bleibender Form zu Gunsten des unterdrückten Finland von J. L. Runeberg in seinen „Erzählungen des Fähnrichs Stål" verdichtet wurde. So schuf erst lange nach Napoleons Zug nach Rußland Tolstoi in seinem Roman „Krieg und Frieden" ein prachtvolles, psychologisch-historisches Gemälde dieser welthistorischen Episode.

Die schier unübersehbare Napoleonliteratur und -Dichtung mag hier unberührt bleiben, nur auf den jetzt eben zum hundertsten Male wiederkehrenden Tag von „Waterloo" (18. Juni 1815) sei hingewiesen, der, abgesehen von zahlreichen historischen Schilderungen, dichterisch-episch von Lord Byron und Christian Friedrich Scherenberg, in dichterischer Prosa von Stendhal und Erckmann-Chatrian, dramatisch von Grabbe behandelt wurde, von der ganzen Welt als ein Tag des „Weltgerichts" empfunden.

Der Deutschland einigende und das neue Reich schaffende deutsch-französische Krieg fand in Geibel seinen Rhapsoden, in Liliencron seinen Lyriker und Novellisten, und in Bleibtreus „Dies irae" und Zolas „Débâcle" zwei bleibende Denkmale für die Besiegten. Mit gutem Recht aber ist auch Nietzsches „Zarathustra" in die Einflußsphäre dieses Krieges zu rücken, der den neuen „Krieger- und Jäger-

menschen", die „blonde Bestie", ganz im Geiste jener Zeit verherrlicht.

Nach alledem ist wohl zu erwarten, daß uns dieser nicht nur größte und heroischste, sondern auch rassenbunteste Krieg aller Völker und Zeiten eine neue große Blüte in Dichtung und Literatur bescheren wird. Vorerst konnte außer in der Lyrik noch nichts Abgerundetes und Ganzes zutage treten. Und auch das begreiflicherweise nur spärlich. Das Wertvollste verdanken wir bisher zwei neuen Männern, dem Hannoveraner Albrecht Schäffer („Heroische Fahrt") und dem Österreicher Alfons Petzold („Volk, mein Volk"). Aber ich erwarte für die deutsche Kunst mehr von dieser Zeit. Stoff zu einer neuen „Ilias" wäre da. Wo ist der Sänger? Denn hier ist mehr als Ilium und Hecuba!

Kriegssoziale Rundschau.

Von Dr. Oscar Stillich.

Berufsberatungs- und Berufsausbildungsstellen für Kriegsinvaliden.

I.

Die Berufsberatungsstellen, deren Einrichtung in Deutschland schon seit Jahren gefordert worden ist, stecken bei uns noch in den Kinderschuhen. Sie werden jetzt, wo die berufliche Einrangierung verstümmelter Krieger eine Forderung des Tages ist, in den meisten Gemeinden neu geschaffen werden müssen. Ihre Aufgabe müßte eine doppelte sein. Einmal hätten sie die einzelnen Berufe daraufhin zu untersuchen, nicht was man bei ihnen braucht, sondern was man bei ihnen entbehren kann. Denn die Kriegsinvaliden haben alle eine Verminderung ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit erlitten. Auf den ersten Blick könnte man glauben, daß für jeden Beruf die vollen physischen Fähigkeiten notwendig seien. Aber die Erfahrungen, die man mit Blinden, mit Einarmigen etc. gemacht hat, haben gelehrt, daß ein Organ durch ein anderes ersetzt werden kann, z. B. die Hand durch den Fuß, das Gesicht unter Umständen durch das Tastgefühl usw. Der Verlust eines Sinnesorgans schärft ein anderes. Hier existieren physiologische Zusammenhänge, die die Wissenschaft kennt und die das Berufsamt in seinen Dienst stellen muß.

Die Aufgabe der Berufsberatungsstellen aber würde nicht nur in dieser Feststellung, sondern weiter in einer Prüfung der besonderen Neigungen und Fähigkeiten des Einzelnen zu bestehen haben. Münsterberg hat in seinem hübschen Buch über Psychologie und Wirtschaftsleben einige selbstgefundene Methoden dargelegt, um für einzelne Berufe besonders wichtige psychologische Eigenschaften experimentell zu erkennen und zu messen. Aber das ist erst der Anfang auf einem großen Gebiet. Leider verfügen wir heute in Deutschland noch nicht über zureichend ausgebildete Methoden, um die spezifische Befähigung des Menschen für die einzelnen Berufe festzustellen. Das alles muß nach und nach geschaffen werden. Die mit der verfehlten Wahl eines Berufs verbundenen Lebensenttäuschungen werden dann seltener, und die Deklassierung der davon Betroffenen, ihr Versinken in die soziale Unterwelt verhindert werden.

Praktisch hat man die ganze Frage der Berufsberatung ohne Rücksicht auf jede theoretische Forderung angefaßt. Zunächst wird darauf hingewirkt, daß jeder in dem Beruf bleibt, den er bisher inne hatte. Das ist die Mehrzahl der Fälle. Die Berufsbera-

tung kommt praktisch erst dann zur Anwendung, wenn der Beruf gewechselt werden muß. Ein Friseur hat eine Hand verloren. Erfahrungen, ob er mit einer Hand Haare schneiden und rasieren kann, liegen nicht vor. Technische Tatsachen sprechen dagegen. Hier hat die Berufsberatung einzusetzen. Als ihre Hauptaufgabe wird die Bekämpfung der Neigung bezeichnet, die körperliche Schädigung zu einer Begründung des Berufswechsels zu machen und möglichst bequeme Stellungen im öffentlichen Dienst zu erlangen.

Die Tätigkeit der Berufsberatung beginnt bereits in den Lazaretten. Die Sanitätsämter arbeiten mit den Fürsorgeeinrichtungen zusammen. Die Provinz Westfalen hat bereits eingehendere Anweisungen für die Berufsberatung erlassen. Die Grundlage für den Berufsberater bildet ein Fragebogen.

In der Praxis sind nun bis jetzt die verschiedenartigsten Personen als Berufsberater verwendet worden. Sie zu bestimmen, ist Sache des Oberpräsidenten und der obersten militärischen Behörde. Es ist unmöglich, bei den Tausenden von Berufen, die es gibt, Leute aus allen Berufen heranzuziehen. Man muß sich daher auf die besonders qualifizierten beschränken. Welche aber sind dies? In dem an die Oberpräsidenten sämtlicher preußischer Provinzen gerichteten ministeriellen Runderlaß vom 10. Mai 1915 heißt es: „Als Berufsberater geeignet sind Personen, die mit einer Kenntnis des praktischen Lebens Verständnis für den Geistes- und Seelenzustand des Kranken und für seine körperlichen Beschwernisse verbinden, und zu geeigneter Einwirkung befähigt sind. Es kommen insbesondere in Betracht: Leiter und Lehrer an gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Fach- und Fortbildungsschulen, Gewerbeaufsichtsbeamte, Eigentümer und Beamte industrieller Betriebe, Handwerksmeister." Auffällig ist, daß von einer Beteiligung der Arbeiter und Vertreter ihrer Organisationen hier keine Rede ist. Der Erlaß verweist nur auf die Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, die bei der Auswahl der Berufsberater mithelfen sollen. Aber trotzdem sind die Arbeiter nicht ausgeschlossen. So haben die Gewerkschaften in Berlin, wo die soziale Fürsorge verwaltungstechnisch von der provinziellen abgegrenzt ist, einige Hundert Personen als Berufsberater in Vorschlag gebracht. Ganz vergessen hat man die Nationalökonomen, die an erster Stelle geeignet sein dürften, hier mitzuarbeiten. Als Berufsberater für solche Invaliden, die auf dem Lande untergebracht werden, empfiehlt der vorhin erwähnte Erlaß die Heranziehung der staatlichen oder staatlich unterstützten Ansiedlungsorganisationen. Durch Verwendung volkstümlicher Druckschriften soll bereits in den Lazaretten über Ziele und Wege der Innenkolonisation Aufklärung verbreitet werden, um die geeigneten Ansiedlungsbewerber zu ermitteln.

Unter den preußischen Städten hat die sozialpolitisch fortgeschrittenste, nämlich Charlottenburg, wohl als erste eine Berufsberatungsstelle für Kriegsinvaliden in die Wege geleitet. 6000 Mark sind für die Einrichtung und 15000 Mark für die Betriebskosten bewilligt. Eine Deputation aus 15 Mitgliedern (5 vom Magistrat gewählt, 5 Stadtverordnete und 5 Bürger) bearbeiten zurzeit die Angelegenheit. In Württemberg ist im Anschluß an die dortige Landesversicherungsanstalt bereits am 15. Februar die erste Berufsberatungsstelle für Kriegsbeschädigte eröffnet worden. Was der Staatsanzeiger für Württemberg (v. 29. März 1915) mitteilt, zeigt jedoch, daß man sich theoretisch über das Problem kaum

im Klaren ist. Es ist rein empirische Arbeit. Die Beratungsstelle hält wöchentlich zweimal Sprechstunden ab. Von etwa hundert Kriegsbeschädigten, die in den ersten elf Sprechtagen sich Rats erholten, konnten, wie das Reichsarbeitsblatt angibt (Nr. 4, April 1915), 40 Prozent placiert werden. Davon blieben in 29 Fällen die Verletzten in ihrem seitherigen Beruf, in elf Fällen mußte ein völliger Berufswechsel vorgenommen werden. Es wird dann folgendes über die Tätigkeit hinzugefügt: Die Beratungsstelle sucht den Kriegsbeschädigten möglichst eine Lebensstellung zu schaffen, die ihnen eine dauernde Anstellung gewährleistet. Es ist deshalb eine eingehende Berücksichtigung der persönlichen Fähigkeiten und Wünsche der Verletzten erforderlich. Sehr interessant ist die Bemerknug, daß sich fast allgemein anfänglich eine große Vorliebe für Anstellungen bei der Post und Eisenbahn geltend machte, die wohl darauf zurückzuführen ist, daß die Verletzten in Staatsstellungen eine höhere Garantie für dauernde Verwendung zu haben glauben, als in privaten Betrieben.

Es ist bedauerlich, daß wir in Deutschland über keine Persönlichkeiten verfügen, die für die Berufsberatung bis jetzt besonders vorgebildet sind, daß es überhaupt bei uns „Berufsanwälte" nicht gibt. Die Raterteilung in der Berufswahl sollte in erster Linie Sache des praktischen Volkswirts sein, dem ein Beirat zur Seite gestellt werden könnte. Es müßte auch eine Stelle im Ministerium eingerichtet werden, die sich ausschließlich mit der Organisation und Förderung des Auskunftswesens in Berufsfragen beschäftigt, und als Leiter dieser Stelle könnte man den Mann berufen, der zu den ersten gehört, die sich theoretisch und praktisch mit der Frage beschäftigt haben, den Professor Otto Presler in Hannover.

II.

Sind die Berufsberatungsämter neu zu schaffen, so wird man bei den Berufsausbildungsstellen an das Gegebene anknüpfen können, namentlich an die städtischen und kommunalen Fachschulen, besonders, soweit sie mit Lehrwerkstätten für Schlosserei, Tischlerei, Buchbinderei usw. ausgestattet sind, wie viele Gewerbeschulen, aber auch vor allem an eine Reihe von Spezialinstituten. Wir haben Blindenanstalten, die nur vergrößert zu werden brauchen, wenn die Zahl der erblindeten Krieger, die jetzt etwa 400 beträgt, noch weiter steigt. Wir haben Taubstummenschulen, die Hervorragendes leisten. Wir haben Krüppelheime, die mit Werkstätten verbunden sind, und die durch Lehrgänge die Umschulung in die Hand nehmen könnten. Diese Werkstätten — im ganzen 221 — können die Ausbildung in 51 verschiedenen Berufen für Krüppel vermitteln. Bereits in den Lazaretten sind Lehrkurse eingerichtet für gewerbliche und landwirtschaftliche Buchführung, Bürgerkunde usw. Linkshändiges Schreiben wird für alle rechtshändig Verletzten ohne Unterschied des Berufes geübt.

Es handelt sich in allen angeführten Fällen um solche Verletzte, die durch die Art der Verletzung für den Beruf, den sie früher ausgeübt haben, untauglich geworden sind. Ein Maurer, der beide Arme verloren hat, kann keine Ziegeln mehr legen. Ein einarmiger Tischler kann zwar den Hobel noch führen, ist aber für andere Arbeiten schwieriger zu verwenden. Ein Dachdecker, dem die Beine fehlen, ist nicht denkbar.

Welche Erfolge unter Umständen erzielt werden können, davon enthielt die letzte Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Reichstag ein lehrreiches Beispiel. Dieses bestand in einem Mann, der beide Hände und

Füße verloren hatte. Durch zweckmäßige Ersatzteile und andauernde Übungen gelang es, ihn soweit zu bringen, daß er sich nicht nur ohne fremde Hilfe ankleiden und reinigen kann, sondern, daß es ihm möglich ist, seinem Beruf als Drechsler nachzugehen. Gegenwärtig bekleidet er die Stellung als Vorsteher der Drechslerwerkstatt im Krüppelheim zu Königsberg in Preußen.

Ein besonders interessanter Fall dafür, was durch Willenskraft erreicht werden kann, wenn beide Arme fehlen, bietet der allerdings schon von Kind auf armlose Künstler Carl Herrmann Unthan, den Gerhart Hauptmann in seinem „Atlantis"-Roman behandelt hat. Er ist gegenwärtig damit beschäftigt, den im Kriege armlos gewordenen Soldaten Unterricht zu erteilen und durch Beispiel ihren Willen zu stärken. Unthan ist es gelungen, fast alle Funktionen, die normale Menschen mit den Händen ausführen, den Füßen zu übertragen. Die Füße sind für ihn funktionell in hohem Maße entwickelt. Er geigt mit ihnen, er schreibt mit ihnen (auf der Schreibmaschine), er spielt unter ihrer Zuhilfenahme Karten, er entkorkt eine Flasche, er schießt nach der Scheibe und trifft, und verrichtet mit ihnen hundert Tätigkeiten des täglichen Lebens. Nun darf man freilich nicht übersehen, daß es sich hier um jahrzehntelange Übung handelt, die ihn zu dieser Virtuosität im Gebrauche der Hinterhand geführt hat, und daß man diese Erfahrungen nicht ohne weiteres auf die Kriegsinvaliden anwenden darf. So ist auch der von Professor Biesalski angeführte Satz: „Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden", cum grano salis zu verstehen.

Wie soll nun aber die Umschulung vor sich gehen?

Es würde vom psychologischen und sozialen Standpunkt aus verfehlt sein, den Kriegskrüppel etwa sofort nach der körperlichen Heilung seiner Gebrechen einem Handwerker in die Lehre zu geben. Es bedarf vielmehr einer Zeit, die der Beruhigung des je nach der Verletzung unter starker seelischer Depression Stehenden dient, und in der er unter gewissenhafter Beobachtung einer neuen Lebenstätigkeit zugeführt wird. Die 54 Krüppelheime, die wir in Deutschland haben, können mit ihren Lehrwerkstätten für diesen Zweck brauchbar sein. Ich habe in einer derselben (dem Oscar-Helene-Heim in Zehlendorf) selbst beobachtet, wie dort die Verwundeten unter den Kindern sitzen und Handarbeiten ausführen, die in hohem Maße nervenberuhigend wirken.

Verwaltungstechnisch ist leider die Kriegskrüppelfürsorge nicht einheitlich organisiert worden. Es fehlt die Zentralisation. Diese wäre organisatorisch von der größten Wichtigkeit gewesen, aber das Reich war in der ganzen Angelegenheit ohne jede Initiative. Selbst die Einzelstaaten haben nicht einmal Zentralstellen geschaffen. Allerdings hat sich unter dem preußischen Minister des Innern eine freie Kommission gebildet, aber diese kann die fehlende Zentralisation nicht ersetzen. Die Folge ist eine große Verschiedenheit in der Durchführung.

Die organisatorische Lösung der Aufgabe ist von den Regierungen der einzelnen Staaten in verschiedener Weise in Angriff genommen worden. In den kleineren Staaten sind einheitliche Organisationen für das ganze Gebiet im Werden begriffen. In Preußen sind die Provinzen die Träger der Fürsorge. Aber leider arbeitet jede Provinz nach ihrem eigenen Muster, wenn auch der Fehler dieses Systems bereits durch den gegenseitigen Austausch der Erfahrungen sich von selbst zu korrigieren beginnt. Es ist bekannt, daß schon lange vorher

die Unterhaltung von Taubstummen-, Blinden-, Irrenanstalten etc. in ihren Händen lag. Bis jetzt haben sich in fast allen Provinzen Ausschüsse gebildet, so in der Provinz Brandenburg für jeden Stadt- und Landkreis, die in jedem Ort Fürsorgestellen für Kriegsbeschädigte errichten. Der Provinz Brandenburg sind die Rheinprovinz, Westfalen, Schlesien, Westpreußen und Schleswig-Holstein gefolgt. Diese Ausschüsse für die Durchführung der Kriegsinvalidenfürsorge sind im einzelnen verschieden zusammengesetzt. Im allgemeinen sind in ihnen vertreten die Behörden, Handel, Industrie und Landwirtschaft, die Organe der Arbeiter- und Angestelltenversicherung, der nicht gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung, sowie die Vertreter der Ärzteschaft. Dem Ausschuß für die Kriegsverletztenfürsorge in der Provinz Schlesien gehören z. B. an: Vertreter der Heeresverwaltung, der staatlichen und kirchlichen Behörden, der kommunalen Verbände, der Arbeiterversicherung, (nämlich die Vorsitzenden der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Breslau, des Landeskrankenkassenverbandes für die Provinz Schlesien, einer großen Betriebskrankenkasse, der Krankenkasse des Oberschlesischen Knappschaftsvereins, die Vorsitzenden von drei Berufsgenossenschaften und der Landesversicherungsanstalt Schlesien), die Vorsitzenden der Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkskammern und des Schlesischen Zentralgewerbevereins, die Vorsitzenden der Ärztekammer, die Vorsitzenden der gewerkschaftlichen Organisationen, und zwar des Gewerkschaftskartells der christlichen Gewerkvereine, der katholischen Arbeitervereine, des Ortsverbandes der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) in Breslau, die Vorsitzenden des Reichstreuen Bergarbeiterverbandes in Waldenburg, des Handlungsgehilfenverbandes von 1774 in Breslau, Vertreter der Arbeitgeber und gemeinnütziger Vereine, wie Krüppelfürsorge, Blindenfürsorge.

Der Zweck dieser Ausschüsse ist die Ergreifung aller Maßnahmen, die den Gesundheitszustand des Kriegsverletzten — insbesondere zur Hebung seiner Erwerbsfähigkeit — zu bessern geeignet erscheinen, und dem Beschädigten in der Gewinnung einer seinem Gesundheitszustand entsprechenden wirtschaftlichen Tätigkeit zur Seite stehen.

Erschwert auf der einen Seite die durch die provinzielle Organisation bedingte Dezentralisation den Überblick über die zu leistende Arbeit, so treten auf der anderen Seite auch Schwierigkeiten finanzieller Natur hervor. Das Reich hat auch hier versucht, sich nach Möglichkeit von der Tragung der Kosten zu befreien. Es hat einen Teilbetrag von fünf Millionen (die Gesamtsumme beträgt 200 Millionen) abgezweigt und nach dem Maßstab der Matrikularbeiträge den Bundesstaaten überwiesen. Aber das ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Auch die Mittel der Provinzen werden nicht ausreichen, wenn sich das Reich nicht zu weiteren Dotationen bereit erklärt. Auch die Landesversicherungsanstalten wollen sich auf Grund der Beschlüsse einer am 9. April d. J. abgehaltenen Konferenz an der Kriegsbeschädigtenfürsorge im größtmöglichen Umfange beteiligen, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der ärztlichen Fürsorge (Heilverfahren), sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet (Berufsberatung, Berufsumschulung, Arbeitsvermittlung). Dazu kämen dann noch die Summen, die durch die freiwillige Liebestätigkeit mobil gemacht werden können.

Berufsberatung und Berufsumschulung aber sind schließlich doch nur vorbereitende Schritte. Das Hauptproblem liegt in der Unterbringung der Kriegsver-

kehrten. Wo und wie sollen sie ihren Platz im Leben finden? Davon vielleicht später. —

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Für die, welche Knut Hamsuns Kunst lieben, diese in mehr nur andeutenden Linien zeichnende Kunst, die mit diesem Mittel um so ergreifender tiefen- und geheimnisreiches, von Stimmungen und Unwägbarkeiten übervolles Menschenleben erstehen läßt, gibt es neue Freude mit des Dichters neuem Buch: Kinder ihrer Zeit*). Aber auch neue Glieder zur alten Gemeinde mag es werben. Dafür gibt es zuerst schon einen mehr äußerlichen Grund: die deutsche Bereitschaft, in außernationales Geistesleben einzudringen, wird sich in diesen Tagen, wo ihr vieles aus Herzensehre versagt ist, gern einer Schöpfung dänischer Kunst zuwenden. Aber die innerste Werbung geht doch von dem für sich bestehenden, reinen Wert der Dichtung aus. Wer möchte hier viel die Handlung nachzeichnen, diese Geschichte des verarmenden adligen Gutsbesitzers und des reichen Emporkömmlings, wo dem Dichter selbst an dem Hervortreten dieser Linie so wenig gelegen ist? Man müßte fürchten, die Wahrheit zu biegen, den Geist zu fälschen. Jedes Kapitel der Erzählung ein Bild von einer seine Gegenständlichkeit wunderbar verflüchtigenden und doch auch wieder keineswegs aufhebenden Weite und Tiefe, als hätte es die Welt, das Leben in sich. Da sind Bilder, wirkliche, greifbare Bilder von Gatten, die sich zueinander sehnen, und doch nicht mehr zueinander gelangen; aber was diesen persönlich begrenzten Einzelnen geschieht, kann Tausenden, kann allen geschehen. Da ist ganz an die Gestalt gebundenes Geschehen, wie eine darbende Frau sich Hilfe suchen möchte und sich vielleicht wirklich Hilfe sucht, und sich endlich katastrophal aus aller Verwirrung rettet; aber es ist ein Geschehen, an das alle gelangen könnten. Da sind Bilder, ganz einzig gesehene Bilder von menschlichen Leidenschaften, und doch sind es die allmenschlichen Leidenschaften. Knut Hamsun ist der große Seelenkünder; aber es ist nicht nur, daß er die Seelen kennt, die Seelen seines Leutnants und seiner Oberstentochter, seines erfolgreichen Abenteurers, seines Krämers und seiner Studierten, seiner Kinder, seiner Einfachen, seiner Problematischen; er besitzt die Gabe, das Element der Seele, das das des ewig Fließenden und daher nicht ungezwungen zu Bannenden ist, zu bewahren. So überläßt er es in künstlerischem Wissen und künstlerischer Demut seinen Gestalten und anderem Gegenständlichem, das er einfach, oft hart und wie ungeschliffen gibt, das ahnen zu lassen, was sie beseelt, umschwebt.

Zu ergreifender Höhe gelangt der Dichter in seinem hungernden, frierenden, stolzen Willatz Holmsen, der in einem armen Raum der Ziegelei an Streichhölzern und Petroleum spart und krank ist; der dann doch noch den Schatz des Vorfahrs hebt und grauer vor Freude wird, als er vor Leid geworden war, der seine letzte Kraft anwendet, um die äußere Zukunft seines Sohnes zu sichern und das Ansehen seines Geschlechtes zu retten und seine tote Frau zu ehren, und der sich dann einsam hinlegt und einsam stirbt. Hier lebt wieder der Dichter des „Hungers“ auf, der seine an der härtesten Not Leidenden am meisten zu lieben und zu ehren

*) Albert Langen, München 1915.

scheint. Ihn zeichnet überhaupt eine tiefe Ehrfurcht aus vor jeder Menschennot. Sie macht es auch, daß er seine Menschen immer irgendwie entsühnt, nie verdammt. Und doch ist er ein Lehrer, ein Eifernder. Ganz als solchen offenbart ihn das Buch, das den „Kindern ihrer Zeit" vorausgeht: „Die letzte Freude"*). In den Rahmen einer einfachsten Handlung ist ein „Kunterbunt" geschlossen, ein Kunterbunt von Melancholie über Menschenschäden, von Weisheit, die Geschenk einer ringenden Lebensführung ist, die den Geist der Wälder und der Fluren, den Geist der Reinheit, Güte, Gottes atmet, den Geist des Kindes; eine Fülle ehrlicher Melancholie endlich über die letzte Strecke des Menschenweges, über das „letzte Land, die letzte Insel — die letzte Freude". Ein wunderbares Zusammen von zartester Poesie und hartem Realismus ist das Buch. Ist das Leben nicht auch so? Da, wo jene uns so ganz erfüllt, daß sie auch diesem uns versöhnt, ja, uns diesen, wenn auch mit Wehmut, lieben läßt, etwa im raunenden Bergwald oder an der rauschenden See, sollten wir dieses Buch lesen, unter dem Sternenhimmel sollten wir es in uns bewegen. —

Man horcht in unseren Tagen gar sehnsüchtig ins Land, ob nicht der eine oder der andere unserer Großen uns innerlich bereichern will. Thomas Manns Buch: „Friedrich und die große Koalition"**) haben wir in dieser Überzeugung begrüßt. Wie packt uns in diesen drei Aufsätzen wieder die Einzigartigkeit dieses Dichters; wie empfinden wir hier, daß eben nur die ganzen Persönlichkeiten unseren Inhalt entscheidend mehren können. Der mittlere der Aufsätze, der den Buchtitel selbst führt, ist die Spitze dieser Trilogie; wie sie die beiden anderen krönt, ist doch auch von ihr in diesen. Der Preußenkönig sind wir; seine Seele lebt in uns. Sein Ringen ist Deutschlands Ringen, wenn sich auch die Koalition ein wenig verändert hat. Wie ähnelt die heutige der damaligen in ihrer Beflissenheit, „defensiv zu tun und das Odium des Angreifers" einem anderen zuzuschieben. Aber wie Friedrich sind auch wir heute „erhaben über die Heuchelei oder Einfalt einer Psychologie, welche zwischen „Offensive" und „Defensive" säuberlich unterscheidet". Uns ist es vom Schicksal gegeben, Friedrichs Werk zu Ende zu führen; heraufzuführen das „Dritte Reich", diese „Synthese von Macht und Geist". Wie mit Friedrich, hat mit uns Europa zu rechnen, mit unserer Seele, dieser tief moralischen Seele. Des Dichters Charakterbild vom Preußenkönig, wobei die meisterliche Beherrschung des geschichtlichen Stoffes imponiert, ist in dieser skeptischen, ironischen Darstellung durchaus neuartig. Was den Dichter rechtfertigt, sie und keine andere zu wählen: man spürt ergriffen hinter dieser Art von Verhaltenheit seine männlich-tiefe Liebe zum König, seine eigene Erschütterung vor diesem Menschen- und Fürstenschicksal. Wie Friedrich ihm das Symbol des Dämonisch-Schaffenden ist, dem er als wissender Künstler sich verwandt und vertraut fühlt, so muß er gerade als solcher auch zu der strengen, ethischen, schöpferischen Macht Preußen-Deutschlands sich aus tiefster Erfahrung bekennen. Der erste Aufsatz „Gedanken im Kriege" hält der deutschen Seele einen Spiegel vor, und jede deutsche Seele kann sich nur wünschen, so sie selbst zu sein, so schwerlebend, so dem Heroischen zugeneigt, so ehrfürchtig vor dem Dämon in sich und seinem Wollen. — Der dritte Aufsatz: „An die Redaktion des „Svenska Dagbladet", Stockholm", diese Antwort auf eine Rundfrage des

*) Sämtliche Werke Knut Hamsuns sind in der deutschen Übersetzung bei A. Langen, München erschienen.

**) S. Fischer Verlag, Berlin 1915.

schwedischen Blattes, ist die denkbar feinste Antwort, gerichtet an die Adresse unserer tugendheuchlerischen Feinde. Sie ist frei von Chauvinismus, ist stolz und selbstbewußt, ist fromm, mit einem Wort — ist deutsch. Von reichem ethischen Gewinn, bietet Thomas Manns Buch selbstverständlich auch reinen künstlerischen Genuß. Es ist der Stil, die Organisation, die uns entzückt, es ist das Herzblut, das uns ergreift. —

Unter dem Titel: „Deutsche Charaktere und Begebenheiten" stellt Jakob Wassermann*) zumeist wörtlich nach historischen Quellen eine Reihe von Charakterbildern zusammen, in denen sich deutsches Wesen und deutsche Schicksale schlechthin offenbaren sollen. Wenn das Vorwort von der Notwendigkeit des Erscheinens dieses Buches in dieser Stunde zu überzeugen weiß, wenn es Schönes, Geistreiches bringt über das deutsche Gesicht, über deutsche Geschichte, und uns wirklich sehnsüchtig macht, vor diese Antlitze zu treten, die das Deutschsein tragen, in die Tiefen dieser Geschichte zu blicken, die aus dem deutschen Wesen geboren wird — die eigentliche Ausführung des dichterischen Vorhabens enttäuscht. Wohl bringt sie uns Ziethen, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Nettelbeck, Karl August von Weimar; aber hätten an Stelle anderer nicht deutschere Gesichter treten müssen? Was will hier Kaiser Rudolf II.? Auch Böttiger, Moritz von Sachsen, scheinen nicht glücklich gewählt. Keplers Gesicht, Luthers, Hans Holbeins des Jüngeren Gesicht, das sind einige von deutschen Gesichtern, die der Dichter nicht wählte, und die doch den wesentlichen Zug tragen, den Zug nämlich, daß Deutschsein etwas ist, das im Sinne einer zum Schwersten verpflichtenden Anlage ertragen werden muß.

*) S. Fischer Verlag, Berlin 1915.

Rundschau der Kriegsliteratur II.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

In „Perthes' Schriften zum Weltkrieg" (Heft 6) gibt Dr. Heinrich Scholz unter dem Titel „Politik und Moral" eine höchst interessante und lesenswerte Untersuchung über den sittlichen Charakter der modernen Realpolitik. Mag auch schon mancherlei über diese Frage geschrieben worden sein, so erscheint doch die Scholz'sche Schrift gerade zu einer Zeit, in der deutlicher als je zuvor zutage tritt, daß auf dem Gebiete der Politik — und ganz besonders auf dem der auswärtigen Politik — eine sog. „Gefühlspolitik" völlig unangebracht ist, daß nur ein „sittlicher Realismus", wie Scholz sich ausdrückt, wirkliche Weltpolitik mit Erfolg schaffen kann. „Alle großen staatsmännischen Naturen haben sich mehr oder weniger dem machiavellistischen Standpunkt genähert", d. h. einem Machiavellismus in modifizierter Gestalt. Napoleon, Bismarck und selbst der Verfasser des „Antimacchiavell", Friedrich der Große, haben erkannt, daß man die Welt nicht mit moralischen Maximen erschüttern könne. Am Schluß seiner wissenschaftlichen Ausführungen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Politik einer moralischen Beurteilung fähig und dieser Beurteilung auch würdig ist, und daß die entscheidenden sittlichen Maßstäbe, an denen eine Politik zu messen ist, nicht ihre Mittel, sondern ihre Grundlagen und ihre Ziele sind. — Wenn man die Scholz'sche Schrift aufmerksam durchliest, so lernt man manches Blatt in der Weltgeschichte der Politik verstehen, das uns bei der ersten Betrachtung als verwerflich und vom „menschlichen" Standpunkte aus unverständlich erschien. Die Moral der Politik deckt sich

eben nicht voll und ganz mit der Moral, die wir von dem einzelnen Individuum verlangen.

*

In einer kleinen, höchst interessanten Broschüre: „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung" (Verlag von Julius Springer, Berlin), schildert uns der bekannte Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel, Ferdinand Tönnies, an der Hand englischer Quellen die bedeutsamsten Phasen der englischen Expansionspolitik. Er zeigt, wie selbst die hervorragendsten englischen Historiker wie Seeley, Lecky, Holland, Rose usw. wiederholt in ihren Werken die britische Politik gebrandmarkt haben, die in ihren Mitteln oft genug wenig wählerisch gewesen ist, wenn es sich darum handelte, irgendeinen Vorteil für England einzuheimsen. Selbst vor der Anwendung der härtesten Mittel hat die englische Regierung nicht zurückgeschreckt, und mit Recht kann Tönnies deshalb sagen, daß „die Wege der englischen Weltpolitik . . . durch Felsen und Dickichte mit eisernen Beilen und Äxten gehauen worden" sind, und daß dabei Blut in unendlichen Mengen geflossen ist.

Die besten Beispiele für dieses schroffe und grausame Vorgehen bei der Eroberung von Kolonien bietet die Geschichte der Unterwerfung Indiens durch die Engländer und die englische Mißwirtschaft auf der westindischen Kronkolonie Jamaika zu Beginn der britischen Herrschaft.

Der Verfasser zeigt ferner, wie England stets vorgegeben hat, es kämpfe nur, um das Gleichgewicht in Europa zu bewahren. Und oft hat es ja auch den Anschein gehabt, als ob dies wirklich der Fall wäre. Bei näherer Betrachtung jedoch erkennt man, daß das „europäische Gleichgewicht" für England stets nur eine andere Formel war für „die unbedingte, unter beliebigen Vorwänden durchgeführte Bekämpfung jeder europäischen Macht, die dem englischen Weltreich gefährlich zu werden droht oder scheint; und die Verbindung mit jeder anderen Macht, die gerade, aus irgendwelchen anderen Ursachen, gleichfalls im Gegensatz zur rivalisierenden Großmacht sich befindet". Mit diesen Worten charakterisiert Tönnies treffend die Politik, die oft von bedeutenden Engländern selbst, wie z. B. dem berühmten Redner John Bright, aufs schärfste gegeißelt worden ist.

Trotz der Kürze, oder besser gesagt, gerade wegen der Kürze der Darstellung, die dem Leser ein klares, treffendes Bild von der englischen Politik in den letzten zwei Jahrhunderten bietet, kann das Buch allen warm empfohlen werden.

Ferner seien noch zwei kleine Broschüren über England erwähnt. Als erstes „Kriegsheft aus dem Industriebezirk" (Verlag von G. D. Baedeker, Essen). erschien eine Schrift von Mathieu Schwann: „England wider England", in der unsere Täuschungen über und unsere Enttäuschungen durch England einer kurzen Beleuchtung unterwirft. An der Hand von Beispielen aus der Geschichte der englischen Literatur und Philosophie versucht der Verfasser nachzuweisen, daß in England die Wahrhaftigkeit stets „die Waffe der Opposition" gewesen ist, und zwar einer machtlosen Opposition. Der deutsche Optimismus hat stets alles, was von jenseits des Kanals kam, für bare Münze genommen, ohne auf die kritischen Stimmen zu hören, die uns die Wirklichkeit zeigten und uns aufforderten, auf der Hut zu sein und uns beizeiten zu wappnen. Daher die große, tiefe Enttäuschung, als sich England in den ersten Augusttagen des vergangenen Jahres unseren Feinden anschloß.

In Heft 51 der Sammlung „Der deutsche Krieg" (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart), das den Titel trägt: „Deutschlands Sieg, Irlands Hoffnung", gibt Dr. Hans Rost eine kurze Schilderung des Verhältnisses zwischen England und Irland. Er weist nach, daß England Irland gegenüber mit äußerster Zähigkeit eine dreifache Politik jahrhundertelang durchgeführt hat, nämlich die Ausrottung des katholischen Glaubens der Irländer, sowie die Vernichtung ihrer kulturellen Eigenart, die Entrechtung und bürgerliche Knechtung und auf wirtschaftlichem Gebiete eine Ausbeutungs- und Abhängigkeitspolitik, „die selbst vor Hungersnot und blutiger Aussaugung nicht Halt machte". Dieser Politik hat England es zu verdanken, wenn man auf der „grünen Insel" auf den Sieg Deutschlands mit der gleichen Zuversicht und Erwartung hofft, wie jeder Deutsche; denn von der Besiegung Englands erhofft der Irländer die Befreiung seines seit sieben Jahrhunderten grausam geknechteten Vaterlandes.

In derselben Sammlung erläutert der bekannte politische Schriftsteller W. von Massow unter dem Titel: „Wie steht es mit Polen?" die polnische Frage. Der Verfasser gibt einen kurzen, höchst interessanten Überblick über die polnische Geschichte in den letzten 150 Jahren, über die Aufteilung des nicht lebensfähigen Königreichs Polen und die von Rußland, Preußen und Österreich ihren polnischen Gebietsteilen gegenüber befolgte Politik.

*

In einer im Verlage von A. Marcus & E. Weber erschienenen Schrift „Deutschland und Frankreich" legt der Bonner Privatdozent Dr. Walter Platzhoff den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland dar, der so alt ist wie die beiden Staaten selbst, eine besondere Verschärfung aber erst durch die Raubzüge Ludwigs XIV. am Ende des 17. Jahrhunderts erhielt. Der deutsche Sieg 1870/71 und die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen haben diesen Gegensatz in ein neues Stadium gebracht: in das der französischen Revanche-Politik, deren Ziel die Wiedereroberung des Elsasses und die Wiedergewinnung der durch die Niederlage verlorenen Vormachtstellung in Europa war. Diese Politik trieb auch Frankreich zum Anschluß an Rußland und England, ein Erfolg, den es mit einer immer steigenden Abhängigkeit von seinen Verbündeten bezahlen mußte. „Dem Zarenreich hat Frankreich die Rüstungen bezahlt und sich von ihm in das Schlepptau seiner orientalischen Politik nehmen lassen, von Albion wird es als Sturmblock gegen das Deutsche Reich gebraucht. So angesehen, erbleicht doch der scheinbare Glanz und der Erfolg der Revanchepolitik."

Höchst spannend geschrieben und lesenswert sind die Betrachtungen, die C. A. Bratter unter dem Titel: „Im Krieg in Paris" im Verlag Concordia (Berlin) veröffentlicht hat. Der Verfasser, der als Angehöriger eines neutralen Staates und als deutscher Journalist nach Paris gereist war, hat sich im Januar dieses Jahres mehrere Tage lang in der französischen Hauptstadt aufgehalten. Bratter entwickelt vor unseren Augen ein interessantes Bild von dem seelischen Zustande der Franzosen, von der Angst, die in der unbeleuchteten „Stadt des Lichts" vor Zeppelinen und Fliegern herrscht, und von den Hoffnungen und Befürchtungen, die das Herz der Pariser beklemmen, trotzdem die „Scheere der Anastasia" rücksichtslos ihres Amtes waltet, um alle ungünstigen Nachrichten zu unterdrücken und den rosigsten Eindruck von den Weltereignissen bei dem Pariser Publikum zu erwecken, aus Besorgnis, die volle Wahrheit könnte bei dem leicht

erregten Franzosen zu einer Panik führen. — Aus dem Buche gewinnt man die Überzeugung, daß jenseits der Vogesen doch nicht alles so schön und rosig ist, wie wir es in Ministerreden und Zeitungsartikeln der Dreiverbandspresse so oft zu hören bekommen.

Erwähnt sei ferner noch eine in demselben Verlage erschienene Zusammenstellung von Gegenerklärungen und Kritiken aus deutschen Zeitungen zum französischen Gelbbuche, die insofern zu begrüßen ist, als die Gegenerklärungen sehr zerstreut und dem größeren Publikum nur schwer zugänglich sind.

In der im Verlage von A. Marcus & E. Weber (Bonn) erscheinenden Sammlung: „Deutsche Kriegsschriften" veröffentlicht die Schriftstellerin L. Nießen-Deiters: „Kriegsbriefe einer Frau", in denen die Verfasserin in flammenden Worten ihrer Entrüstung über das schamlose Verhalten Englands Ausdruck gibt. Allerdings scheint mir die Verfasserin in ihrem Haß und Zorn, so gerechtfertigt dieselben an und für sich sind, etwas zu weit zu gehen und sich an manchen Stellen zu einem nicht ganz objektiven Urteile hinreißen zu lassen. Mit besonderem Interesse liest man den Brief: „Der Verrat am weißen Erdteil", in dem die Verfasserin das Verbrechen geißelt, das England dadurch beging, daß es rote, braune, schwarze und gelbe Völker zum Kriege gegen das Germanentum hetzte und das Ansehen untergrub, das die weiße Rasse bisher in den Augen der Farbigen immer noch besaß. Die Folgen dieses Rassenverrates wird England später am meisten am eigenen Körper zu spüren bekommen.

*

Mit der wirtschaftlichen Seite des Weltkrieges befassen sich die Hefte 2, 3 und 4 der im Verlage von G. D. Baedeker in Essen erscheinenden „Kriegshefte aus dem Industriebezirk". Dr. W. Beumer bespricht in Nummer 2 „Deutschlands Wirtschaftslage während des Krieges", die weit besser ist als die unserer Gegner, trotz der englischen Blockade unserer Küsten. In einem Anhange gibt uns der Verfasser noch einen interessanten Überblick über die „Geldverhältnisse unserer Gegner". — Handelskammer-Syndikus Hirsch behandelt „Wirtschafts- und Verkehrsfragen im Kriege", während Max Schinkel von der Diskonto-Gesellschaft interessante Mitteilungen über „unsere Geldwirtschaft vorher, jetzt und nachher" macht. Alle drei Schriften sind aus Vorträgen entstanden, welche die Verfasser zu Anfang dieses Jahres im „Industrieklub" in Düsseldorf gehalten haben.

Unter dem Titel: „Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung" veröffentlicht der Privatdozent Dr. Ernst Bergmann im Verlage von Fr. Andreas Perthes (Gotha) Vorlesungen, die er im Wintersemester 1914/15 an der Universität Leipzig gehalten, und in denen er sich zur Aufgabe gestellt hat, das Eigentümliche des deutschen Geistes und der deutschen Bildung im Klassizismus, Idealismus und Neuhumanismus, in der philosophischen, ethischen, ästhetischen und religiösen Kultur unseres Volkes nachzuweisen.

Ein Appell an Deutschlands Jugend, und besonders an unseren akademischen Nachwuchs, ist ein Vortrag, den Professor Dr. E. Küster im Januar an die Studierenden der Universität Bonn aus Anlaß der von diesen veranstalteten Arndtfeier gehalten, und den er jetzt unter dem Titel: „Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal" in der Sammlung „Deutsche Kriegsschriften" (A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn) in dankenswerter Weise einem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat.

In derselben Sammlung sind als

10. und 12. Heft zwei Schriften des bekannten Sozialpolitikers und früheren Reichstagsabgeordneten Heinz Potthoff erschienen. Unter der Überschrift: „Erziehung zu sozialer Kultur" vereinigt er 24 höchst interessante Aufsätze über volkswirtschaftliche, hauswirtschaftliche und soziale Fragen. Ausgehend von dem Satze: „Kultur ist Leben; soziale Kultur ist die Schaffung einer Lebensmöglichkeit für Millionen, die Hebung und Vertiefung des Lebens und Erlebens eines ganzen Volkes", zeigt der Verfasser, wie die Gegensätze von Persönlichkeit und Masse, Individualismus und Sozialismus in unserer Wehrpflicht vorbildlich vereint sind. Potthoff tritt für eine Ausdehnung des gleichen sozialen Gedankens auf alle anderen Gebiete der Staatstätigkeit, des Geschäftslebens und der Kultur überhaupt ein. In anregender Weise begründet und erläutert er den Grundsatz: „Eine Volksgemeinschaft, die wie unser Deutsches Reich den Einsatz des letzten Bürgers für ihre Erhaltung fordert, darf auch im Frieden kein anderes Ziel kennen als soziale Kultur, d. h. das größte Glück der größten Zahl, beruhend auf der höchsten Leistung aller."

In der zweiten Schrift: „Volk oder Staat?" behandelt Potthoff die Frage nach einer künftigen Sicherung des Friedens. Diese ließe sich am besten durch einen mitteleuropäischen Staatenverband erreichen, wie er von v. Liszt vorgeschlagen worden ist. Wie früher „die Schaffung von Nationalstaaten, so vollzieht sich jetzt der Übergang zu Nationalitätenstaaten unter blutigen Kämpfen". Wir können dieser Auffassung nicht ganz beistimmen; zum mindesten dürfte noch viel Wasser den Rhein hinablaufen, bis dieser Wunsch einer „Organisation der Welt" erfüllt sein wird.

*

Zwei recht wertvolle Beiträge zur Kriegsliteratur sind in dem Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin erschienen. In einem erweiterten Vortrage: „Von deutscher Art und Kultur", den er im Oktober 1914 in Berlin gehalten hat, weist Gustav Roethe darauf hin, daß dieser Krieg ungeheure Ansprüche an uns stellen werde, und daß wir bei der großen Übermacht und den unberechenbaren Massen und Mitteln unserer Feinde unsere geistige und sittliche Kraft zu vertrauender Geduld, freudig-strenger Pflichterfüllung und unerschütterlichem Ausharren um so fester zusammenschließen müssen. „In diesen moralischen Kräften wollen wir unsere deutsche Kultur bewahren: innere Selbsterziehung und Selbstbeherrschung ist das Wesen der echten Kultur."

Ferner ist das dritte Heft „Reden aus der Kriegszeit" von U. von Wilamowitz-Möllendorf erschienen, welches die Reden über „Die Harmonie der Sphären", „Kaisergeburtstags-Rede" und „Bismarck" enthält. Die letztere verdient besonders hervorgehoben zu werden. In markigen Worten zeichnet uns hier der bekannte Berliner Universitätsprofessor in großen Zügen ein Bild von dem Lebenswerke des Eisernen Kanzlers, das seine Krönung fand in der Schaffung des Deutschen Reiches. — Im Anschluß hieran sei auch die Bismarckrede von Dr. W. Beumer erwähnt, die als 5. Heft der „Kriegshefte aus dem Industriebezirk" erschienen ist.

Sehr interessant geschrieben ist das Buch des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Eduard David: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg." Trotz der traditionellen Gegensätze zu den herrschenden Parteien vor dem Kriege sei es selbstverständlich gewesen, daß alle Sozialdemokraten zu den Waffen eilten, um das bedrohte Vaterland zu retten. Vom ersten Tage

des Krieges ab jedoch habe die Sozialdemokratie ihre grundsätzliche Friedensbereitschaft nach erreichter Sicherung des eigenen Landes bekundet. „Solange aber dieses Ziel nicht erreicht, solange die Gegner zum Frieden nicht geneigt sind, solange sie die Hoffnung nähren, das Deutsche Reich niederzuwerfen, politisch zerreißen und wirtschaftlich erwürgen zu können — solange gebietet uns die Pflicht der nationalen Selbsterhaltung, auszuharren in dem blutigen Ringen mit Einsetzung unserer ganzen Kraft. An dem Stahlblock der deutschen Einheit werden die Zerschmetterungspläne einer Welt von Feinden zerschellen."

Zum Schluß sei noch das im Verlage der Manz'schen k. u. k. Hof- Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien soeben erschienene Buch: „Unsere Offiziere" genannt, das Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg schildert und auf Grund von Material aus dem k. u. k. Kriegsarchiv von Oberstleutnant Alois Veltzé herausgegeben worden ist.

Kriegswirtschaftliche Rundschau.

Der Hansa-Bund über eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Der Hansa-Bund hatte seinen Industrierat und die Kriegszentrale zu einer gemeinsamen Versammlung zusammenberufen, die zu der Möglichkeit der Durchführung der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn Stellung nehmen sollten. Die Verhandlungen der sehr zahlreich besuchten Versammlung wurden von dem ersten stellvertretenden Präsidenten des Hansa-Bundes, Herrn Geheimen Kommerzienrat Engelhard-Mannheim, geleitet. Der Berichterstatter, Syndikus Brandt vom Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverband, gab einen umfassenden Überblick über das Problem, bei dem er, auf ein sehr reiches Zahlenmaterial gestützt, vor allem das Verhältnis der wirtschaftlichen Kräfte, die Voraussetzungen der Produktion und die auf zahlreichen Gebieten bestehende wirtschaftliche Ergänzung der beiden Zentralmächte darlegte. Unter Abweisung einer Zoll-Union wurden die verschiedenen Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Annäherung erörtert und mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß es nicht nur auf eine zollpolitische Annäherung, sondern auch auf eine Ausgleichung der gesamten wirtschaftlichen Gesetzgebung ankommen werde.

In der sehr lebhaften Erörterung, die sich an den Bericht anschloß, wurden die Bedenken gegen die Durchführbarkeit einer wirtschaftlichen Annäherung beider Staaten stark hervorgehoben. Die überwiegende Mehrheit der Versammlung erklärte aber, in Übereinstimmung mit den aus Österreich-Ungarn gekommenen Wünschen, das Ziel einer wirtschaftlichen Annäherung der beiden politisch verbündeten Staaten für erwünscht.

Dieser Auffassung der Mehrheit gab die folgende mit allen gegen zwei Stimmen angenommene Resolution Ausdruck, der auch das Präsidium des Hansa-Bundes beigetreten ist:

Der Hansa-Bund begrüßt die Anregungen des Österreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes in Wien, eine engere wirtschaftliche Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich herzustellen und zu diesem Zweck die beteilichten Regierungen aufzufordern, als-

bald in amtliche Beratungen hierüber einzutreten.

Obwohl in Deutschland noch vielfach stark abweichende Ansichten in dieser Frage vorhanden sind, ist der Hansa-Bund mit dem vorerwähnten österreichischen Verbande, sowie dem Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverband in Berlin und dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein für Deutschland der Überzeugung, daß für eine solche engere wirtschaftliche Annäherung sich Formen finden lassen, in welchen sie, unter voller Berücksichtigung der Selbständigkeit der Vertragsstaaten und der Verschiedenheit der Produktionskosten der einzelnen Erwerbsgruppen, mit Nutzen für sämtliche Vertragsteile durchgeführt werden kann.

Die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und Österreich-Ungarn ist nicht so groß, daß sie die Verwirklichung einer solchen Annäherung ausschlösse; eine größere Übereinstimmung der wirtschaftlichen Gesetzgebung müßte jedoch gleichzeitig angestrebt werden.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Epstein.

Der Krieg und das Patentwesen.

Motto: Wer bei jedem Spruche auch
den Autor redlich einbekennt,
Wird oftmals hochgepriesen als
Welterlöser schon benennt.
Perka-Aboth Kap. 6—6.

Es ist jedenfalls eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der Krieg die allgemeine Aufmerksamkeit auf das dem großen Publikum fast unzugängliche, mit dem Kriege in keinem Zusammenhange stehende Gebiet des Patentwesens gelenkt hat, ein Gebiet, wo sich Geist und Leib, Intellektualismus und Materialismus, Wissenschaft und Volkswirtschaft, Kunst und Gewerbe enge vermählt, wie auf keinem anderen Rechtsgebiete. Zum näheren Verständnis dieses Bildes und des Patentgesetzes überhaupt sei einleitend folgendes bemerkt: Dem Patentgesetz oder dem Gesetze zum Schutze der Erfindungen liegt nun der Gedanke des geistigen Eigentums zugrunde, ein Gedanke, den die alte Rechtswissenschaft gar nicht kannte, den erst die Jurisprudenz der neuesten Zeit seit etwa drei bis vier Jahrzehnten erfaßte und zum Gegenstand ihres Studiums und praktischer Verarbeitung gemacht hat.

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Lohn für Erfindungen sowie der geistigen Tätigkeit überhaupt, z. B. für Leistungen auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst und Wissenschaft nicht dem Autor selbst, sondern anderen Leuten zufällt, die diese Leistungen praktisch zu verwerten wissen. Die Autoren verhungern oftmals im Lebenskampfe, gehen elend zugrunde, während andere, die diesen Gedanken zu verwerten und auszuarbeiten verstehen, reichlichen Gewinn herausschlagen. Gelehrte und Autoren haben oftmals für den Preis der Unsterblichkeit sich vor der Zeit die natürliche Sterblichkeit, den Tod, mitunter sogar den Hungertod geholt. Dieses Welträtsel, diese Kluft zwischen Verdienst und praktischem Lohn haben schon manche Denker des Altertums herausgefühlt und bitter beklagt. Diesem Gedanken hat auch jener orientalische Weise in seinem Spruche, den wir als Motto an die Spitze dieses Artikels gestellt haben, Ausdruck gegeben. Dieses Mißverhältnis hat einmal einem Witzling, der nach einer vieljährigen praktischen Berufstätigkeit als Anwalt erst später Schriftsteller geworden war, Veranlassung zur folgenden Selbstironisierung gegeben: „Früher arbeitete

ich in einem praktischen Beruf für die Sterblichen und konnte dabei gut existieren, jetzt arbeite ich für die Unsterblichkeit und kann dabei krep . . . . ."

Dieser Gedanke hat auch zu den internationalen Verträgen zum Schutze des geistigen Eigentums, zum sogenannten Autoren- und Urhebergesetze, sowie auch zum internationalen Patentgesetze vom Jahre 1883 geführt. So hat Österreich zum Schutze des Urheberrechtes für Werke der Literatur und Kunst bereits Ende des vorigen Jahrhunderts folgende Staatsverträge abgeschlossen: im Jahre 1866 mit Frankreich, im Jahre 1867 mit Ungarn, im Jahre 1890 mit Italien und im Jahre 1893 mit England.

Bezüglich der Erfindungen kam, wie bereits erwähnt, im Jahre 1883 in Bern ein internationaler Patentvertrag, ein Staatsvertrag zum Schutze des gewerblichen Eigentums zustande, der die allgemeinen Grundsätze des gegenseitigen Patentschutzes feststellt, der auch dem deutschen und österreichischen Patentgesetze, sowie auch dem der anderen Staaten, die dem internationalen Übereinkommen beigetreten waren, zugrunde liegt. Der Hauptgedanke ist nun der, daß dem Erfinder für eine bestimmte Zeitdauer (gewöhnlich 15 Jahre) der Schutz seiner Erfindung auch im fremden Staate zugesichert ist, wenn dieselbe im amtlichen Patentregister eingetragen ist und die vorgeschriebenen Anmeldungs- und Jahresgebühren gezahlt werden, und daß dieses Recht als erloschen erklärt werden kann, wenn die Zahlung dieser Gebühren nicht erfolgt.

Dieses Patentrecht wurde nachträglich auch auf sogenannte Fabrikzeichen und Fabrikmarken oder -Muster, allerdings nur mit ein- bis dreijähriger Dauer, ausgedehnt. Dadurch ist es den deutschen und österreichischen Fabrikanten gelungen, sich im Auslande ein weiteres Absatzgebiet zu sichern. Der Krieg hat nun in der Zahlung dieser Patentgebühren manche Störung hervorgerufen, nicht nur infolge der Kriegslage im allgemeinen, sondern insbesondere dadurch, daß im September 1914 in England und Frankreich die Zahlung an die Angehörigen der feindlichen Staaten verboten wurde, was natürlich auch Deutschland und Österreich durch Gegenverbote erwiderten. Dieses Zahlungsverbot wußten auch englische und französische Fabrikanten sich zu Nutze zu machen und die dort registrierten Patente deutscher, sowie österreichischer Staatsangehöriger sich anzumessen. Und das gab eben Veranlassung zu den gleich nach Kriegsbeginn ausgebrochenen Klagen österreichischer und deutscher Fabrikanten über die Verletzung der Patente seitens englischer und französischer Konkurrenten. Erst als in Frankreich und England, sowie in den meisten neutralen Staaten Moratorien bezüglich dieser Patentgebühren ausgesprochen wurden, verstummten diese Klagen.

Infolgedessen sah sich auch die österreichische Regierung veranlaßt, erst in der letzten Zeit im österreichischen Patentgesetze einige Änderungen einzuführen, und zwar durch drei Ministerialverordnungen vom 2. September 1914, vom 17. Mai 1915 und vom 1. Juni 1915, welche Verordnungen nur die Stundung der Patentgebühren zum Gegenstande haben. Gar manchem dürfte, wie dem Schreiber dieses, im ersten Augenblick beim Lesen dieser Verordnungen die Frage sich aufgedrängt haben: Hat denn jetzt in diesen so harten Zeiten die österreichische Regierung nichts anderes zu tun, als sich mit dem Patentgesetze abzugeben, einem Gesetze, das kaum ein Tausendstel der Bevölkerung berührt? Unter den 50 Millionen Einwohnern von Österreich-Ungarn dürfte es wohl kaum 1000 Leute geben, die an dem Patentgesetze ein praktisches Interesse haben. Einen Zusammenhang zwischen Krieg und Patentwesen

kannten nur wenige. Erst durch den Artikel der „Juristischen Rundschau" im Aprilhefte von „Nord und Süd" wurde dem Schreiber dieses der Kausalnexus zwischen Krieg und Patentwesen klar und so auch die obenerwähnten Klagen der österreichischen und deutschen Patentinhaber verständlich. Doch diese Klagen in den Blättern waren bald verstummt; denn es zeigte sich, daß die Erlöschung deutscher Patente von den englischen und französischen Patentämtern nicht unbedingt, sondern nur gegen seinerzeitige Entschädigung an die deutschen Patentinhaber ausgesprochen wurde.

Überdies wurde sowohl in Frankreich wie in England wie in den meisten neutralen Staaten das Moratorium auch auf die Patentgebühren ausgedehnt, daher auch den Patentgebühren der Ausländer Stundung gewährt wurde, wodurch das eigentliche Streitobjekt von selbst entfallen war. Übrigens gilt der Grundsatz, daß durch nicht rechtzeitige Zahlung der Gebühren über Antrag die Erlöschung des Patentes ausgesprochen werden könne, auch im deutschen und österreichischen Patentgesetze. Es waren daher auch hier Änderungen bezüglich der Stundung solcher Gebühren nötig. Diese Gebühren, namentlich die Jahresgebühren, sind nicht unbedeutend, sie steigen hier während der 15jährigen Patentdauer von 40 Kronen im ersten Jahre bis zu 630 Kronen im letzten Jahre. Die österreichische Verordnung vom 2. September 1914 bestimmt nun, daß gewisse Gebühren, z. B. die Anmeldungsgebühr, sowie die Jahresgebühr über Ansuchen gestundet werden können, wenn der Patentinhaber selbst zu Militärdiensten einberufen wurde, und daß das Stundungsansuchen im Verhinderungsfalle auch durch eine dritte Person gestellt werden kann. Diese Verordnung spricht ferner den bisher bloß in dem österreichischen Prozeßverfahren geltenden Grundsatz der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, die sog. „Restitutio in integrum" wegen versäumter Fristen auch im Patentverfahren aus.

Wenn nämlich der Patentanmelder durch den Krieg verhindert war, seine Erfindung auch auszuüben und infolgedessen auch das Patent als erloschen erklärt wurde, soll er berechtigt sein, um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand anzusuchen; er kann dadurch sein bereits verlorenes Patentrecht wiedererlangen. Die spätere Verordnung vom 17. 5. d. J. geht in dieser Beziehung noch weiter, indem sie erklärt, daß auch solchen Patentinhabern eine Stundung bewilligt werden kann, die nicht gerade zu Militärdiensten einberufen wurden, die aber nachweisen können, daß sie infolge der Kriegsereignisse an der rechtzeitigen Zahlung der Gebühren gehindert sind, und verfügt überdies noch manche andere Erleichterung bezüglich der Gebührenzahlung.

Die letzte vom 2. Juni d. J. betrifft nur das Gesetz bezüglich des Schutzes der Firmenzeichen und der Fabrikmarken, welches doch nur als ein Zweig des Patentwesens angesehen werden kann; denn wenn hier auch das geistige Moment keineswegs wie beim Patentschutze eine Rolle spielt, daher die Schutzzeit nur auf ein resp. zwei Jahre beschränkt ist, so spielt dieses Schutzgesetz doch wegen des ihm innewohnenden Prinzips der Priorität der Anmeldung in der Geschäftswelt, namentlich in der Industrie eine bedeutende Rolle, da sich hieran sehr praktische Interessen knüpfen.

Die jüngste Ministerialverordnung bestimmt nun in Durchführung des oben entwickelten Gedankens des Moratoriums, daß die Zeit vom Kriegsbeginn bis zum Kriegsschlusse in die Schutzzeit nicht einzurechnen ist, eine Neuerung, die jedenfalls sehr beachtenswert erscheint. Soviel sei bezüglich des Inhaltes dieser drei neuen öster-

reichischen Ministerialverordnungen bemerkt.

Was nun das an die Spitze gestellte Motto betrifft, so sei zu dessen Aufklärung noch folgendes bemerkt: Schreiber dieses hat bereits in seiner im Jahre 1905 anläßlich des damals von Professor Delitzsch in Berlin angeregten Bibel- und Babelstreites erschienenen Schrift „Prozessuale Rechtsgrundsätze der Bibel“, im Vergleiche der Gesetzgebung des babylonischen Hammurabi und des palästinischen Moses, folgendes ausgeführt: Auch den Gedanken des geistigen Eigentums glauben wir in der Bibel resp. in deren Kommentar, der sog. Mischna, und zwar in dem Satze finden zu können, der da lautet: „Wer ein Wort im Namen des Autors zitiert, der bringt Erlösung auf die Welt.“ Dem Autor dieses schwer verständlichen Satzes mochte wohl die Idee des geistigen Eigentums vorgeschwebt haben; ihm schwebt wohl dieses Thema, wie allen Denkern bis auf die neueste Zeit, als ein schwer zu lösendes Welträtsel vor, als ein Rätsel, das die Welt bedrückt; denn der Gedanke, sobald er einmal dem Gehirn entronnen, durch Wort oder Schrift sich geoffenbart hat und so zum Gemeingut aller Welt geworden ist, läßt sich privatrechtlich gar nicht fassen, ist daher mit dem Eigentumsbegriffe unvereinbar, und doch liegt es in der Natur des Fortschrittes, daß immer ein weiterer Kreis von Menschen sich ausschließlich der geistigen Arbeit und Tätigkeit auf literarischem und künstlerischem Gebiete zuwendet. Es ist nun natürlich, daß der Mensch auch die Frucht seiner geistigen Arbeit genießen soll, und daß sie nicht, wie es leider sehr oft geschieht, von anderen ausgebeutet werde. Und tatsächlich ist es erst in neuerer Zeit den modernen Legislationen gelungen, den Begriff des geistigen Eigentums näher zu definieren und unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Das moderne Privilegienrecht, der Muster- und Markenschutz, der Schutz des Autorenrechtes für alle literarischen und künstlerischen Produkte beruht ja nur auf dem Prinzipe des geistigen Eigentums. Das scheint jener Weise des Altertums namens Josua ben Lewi nur im Dunkeln geahnt zu haben, und dessen Lösung ihm daher als Welterlösung erschienen sein mag. Dieser Gedanke wurde in mir anläßlich der Besprechung dieser drei Ministerialverordnungen wieder geweckt.

Bäder-Rundschau.

Bad Oeynhausen (Führer und Ratgeber 1915).

Das Königliche Bad Oeynhausen wurde im Jahre 1847 nach Feststellung der überraschenden Heilwirkung seiner Quellen durch Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen dauernd zur Unterhaltung als gemeinnützige Einrichtung des preußischen Staates bestimmt. Wer es kennt — namentlich das Oeynhausen von heute — nennt es die Perle unter den deutschen Heilbädern. Und mit gutem Recht erfreut sich das Bad des außerordentlichen Rufes, den es durch seine wunderbaren Heilerfolge in der Ärztewelt erlangt hat, wie die in diesem Büchlein angeführten Gutachten erster medizinischer Autoritäten überzeugend bekunden. Unzählige Tausende erprobten die Heilkraft der Oeynhausener Quellen und konnten dankbaren Herzens fröhlich als Genesene oder Genesende heimkehren. Wie viele von ihnen kommen alljährlich und jahrzehntelang wieder an den lieblichen Ort, dem sie neuen Lebensmut und die Erhaltung ihrer Lebens- und Arbeitskraft verdanken!

Trotz alledem ist das herrliche Fleckchen Gotteserde mit seinen segenspendenden Quellen noch so manchem Leidenden ganz oder viel zu lange unbekannt geblieben, die zu rechter Zeit hier noch vollkommene Heilung hätten finden können. Teils Unkenntnis, teils Vorurteil, hat sie ferngehalten, wie solche Kranke dann mit dem schmerzlichen Gefühl verspäteter Erkenntnis versichern.

So ist denn der Zweck dieses Büchleins, weiteste Kreise vertraut zu machen mit den Heilquellen Oeynhausens und allen den für Genesung und Wohlbefinden seiner Kurgäste geschaffenen Einrichtungen, die diesen Kurort als wirksamstes, in vielen Fällen spezifisches Heilbad für eine Reihe von Krankheiten und als angenehmsten, zweckmäßigen Aufenthalt für Erholungsbedürftige an erster Stelle erkennen lassen. Dem hilfesuchenden Kranken soll bei der Wahl des rechten Heilbades der Weg hierher gewiesen werden — zu seinem Vorteil —, und dann soll das Schriftchen den Oeynhausener Kurgästen auch als Führer und Berater dienen.

Aus dem alphabetisch geordneten Inhalt seien als besonders wichtig hervorgehoben nach den Stichworten: Eisenbahnverbindung, Oeynhausen, Quellen, Heilmittel neben den Bädern, Übungstherapie, Trinkmittel, Gradierwerke, Inhalatorium, Kurgarten, Kurhaus, und schließlich die hier vorzugsweise zur Behandlung kommenden Krankheiten der Nerven, des Herzens, der Gelenke und der Knochen, Skrofulose, Blutarmut. Die Krankheitsbeschreibungen sind den „Erfahrungen der hiesigen Badeärzte bei Verordnung der hiesigen Heilquellen, dargestellt an Hand der Indikationen" entnommen, welche in dem amtlichen Prospekt und in der vom Verein der Oeynhausener Badeärzte verfaßten Schrift veröffentlicht worden sind. Für die weiteren Bearbeitungen sind die Schriften der Herren Badeärzte Sanitätsrat Dr. Aly, Geheimrat Dr. Huchzermeier, Geheimrat Dr. Sauerwald und des leider jetzt im Dienst fürs Vaterland verstorbenen Sanitätsrats Dr. Pfeffer, ferner der früher hier tätigen verstorbenen Ärzte — Dr. Braun, Dr. Lehmann, Dr. Voigt, Dr. Werther — sowie die amtlichen Prospekte benutzt worden.

Dem hochgeehrten Herrn Geh. Medizinalrat Professor Dr. Eulenburg-Berlin, den Herren Badeärzten, die bereitwilligst durch literarische Beiträge den Wert der kleinen Schrift erhöhten, und allen Behörden und Bürgern, die der Herausgabe förderlich waren, sei hier gebührender Dank ausgedrückt.

Möge das Werkchen, dessen Inhalt in der Auswahl und Anordnung dem beobachteten Bedürfnis der Kurgäste für den praktischen Gebrauch sorgfältig angepaßt wurde, ihnen ein nützlicher Freund werden und durch weite Verbreitung dazu beitragen, Bad Oeynhausen im Vaterland und darüber hinaus zum Segen der leidenden Menschheit diejenige Würdigung als Kurort zu verschaffen, auf die es nach dem unübertroffenen Werte seiner heilkräftigen Quellen berechtigten Anspruch hat.

Zum Geleit des hübschen Werkes schreibt Geh. Medizinalrat Professor Dr. Albert Eulenburg folgendes:

„Gern folge ich der Aufforderung, dem praktischen ABC-Führer für unser „Nervenbad" Oeynhausen, das in so zahlreichen Fällen die Zuflucht und Hoffnung so vieler Kranker ist und lange schon war, einige einleitende Worte mit auf den Weg zu geben.

Bald ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit der verdienstvolle, auch als Dichter und Kunstkritiker (u. a. als Dante-Übersetzer) einst vielgenannte Oeynhauser Badearzt Julius Braun in seinem weit verbreiteten, in zahlreichen

Auflagen und Übersetzungen erschienenen „Systematischen Lehrbuch der Balneotherapie" die ärztliche und nichtärztliche Welt mit den unvergleichlichen Heilschätzen der kohlensäurereichen Thermalsolen Oeynhausens zuerst gründlich vertraut machte. Vor ihm hatte man wohl den Heilwirkungen der Sole in Badeform eifrige Aufmerksamkeit zugewandt — mit den Wirkungen des reichen Gehalts an freier Kohlensäure aber medizinische wenig anzufangen gewußt. Das hat sich seitdem gründlich geändert, und gerade dieses reichen Kohlensäuregehalts wegen ist Oeynhausen für uns ein Hauptrepräsentant der kohlensäurehaltigen Thermalsolen in allen ihren besonders auf Blutgefäß- und Nervensystem gerichteten, unschätzbaren Wirkungen. —

Wer so lange lebt wie der Verfasser dieser Zeilen (dem noch die Freude persönlicher Bekanntschaft mit dem 1878 allzu früh geschiedenen Julius Braun vergönnt war), der weiß auch, was in dieser Zeit aus dem kleinen bescheidenen Badeörtchen „bei Rehme" durch das einsichtige Zusammengehen der Königlichen Badeverwaltung, der Ärzte und der Stadtverwaltung allmählich geworden ist — wie sich nicht nur der Besuch in wachsendem Maße vergrößert, sondern auch alle Einrichtungen in entsprechendem Maße und darüber hinaus erweitert und vervollkommnet haben.

Gewaltige neue Aufgaben wird zweifellos der draußen tobende Weltkrieg an das schöne, in stiller Friedensabgeschiedenheit liegende Oeynhausen heranbringen; es wird in vielen tausenden von Fällen die Wunden, die das erbitterte Ringen der Nationen auf den Schlachtfeldern des Westens und Ostens geschlagen hat, zu mildern und zu heilen mitwirken — wie es in langer Friedensära die kaum minder schweren und zahlreichen Wunden des unerbittlich geführten, nervenzerrüttenden Lebenskampfes auszugleichen in segensvoller Weise bemüht war.

Möge auch das vorliegende Büchlein ihm aus den Scharen der Wunden und Invaliden der Kriegs- wie der Friedenskämpfer neue Anhänger und dankschuldende Verehrer zu werben mithelfen."

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Kestranek
17. Juli 1915

Präsident des Verwaltungsrates der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft und Generaldirektor der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

München — Berlin W. 10 — Budapest — Kopenhagen
Buchhdlg. Sutter. — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Erslev & Hasselbalch.

Christiania — Konstantinopel
Jacob Dybwad Buchhdlg. — Internat. Buchhandl. Otto Keil

Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen
Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur.
für Holland: W. P. van Stockum und Sohn

Band 154. Heft 492. September 1915

NORD UND SÜD

Präsident des Verwaltungsrates der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft und Generaldirektor der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft.

17. Juli 1915

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. München Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen Ersleo & Hasselbalch.
Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 154. Heft 492. September 1915

Prof. Dr. Ludwig Stein:
Bismarck und Fürst Guido Henckel von Donnersmarck.

Am 10. August 1915 tritt Guido Henckel von Donnersmarck, der große Kapitalmagnat des deutschen Reiches, in sein 86. Lebensjahr. Eine rückschauende Betrachtung, wie sie an diesem Einschnitt eines so bedeutsamen Lebens auch während der Kriegszeit die gesamte Presse geboten hat, darf an dem einschneidendsten Erlebnis des 85 jährigen nicht stillschweigend vorübergehen. Die meisten Pressestimmen gelten dem Grandseigneur, der künstlerische und kaufmännische Interessen mit unvergleichlicher Meisterschaft in sich zu vereinigen wußte. Wir greifen indes jene Züge seines Lebens bei diesem festlichen Anlasse heraus, welche auf geschichtliche Einreihung berechtigten Anspruch erheben können. Der Fürst ist sehr schweigsam und zurückhaltend. Ungeachtet seiner langjährigen ununterbrochenen Beziehungen mit Bismarck, die bei der Verwandtschaft der Familien Henckel und der Linie Bismarck-Bohlen bis in die Jugendzeit beider Männer zurückreichen, legt sich der Fürst eine zartfühlende Reserve auf, wenn er von seinen lebelangen Beziehungen zu Bismarck spricht. Selbst in der von Erich Marcks und Karl Alexander von Müller veranstalteten Sammlung von Erinnerungen an Bismarck anläßlich des hundertjährigen Geburtstages, in welcher Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten Bismarck festgehalten werden, beschränkt sich Fürst Donnersmarck auf die knappe Schilderung einer einzigen Unterredung mit Bismarck im August 1870.

Lassen wir zunächst den Fürsten selber sprechen: „Am 10. August 1870 (meinem 40. Geburtstag) suchte ich Bismarck im Haldyschen Hause in Saarbrücken auf und stellte mich zu seiner Verfügung, insofern er an früher ausgesprochener Absicht meiner dienstlichen Verwendung noch festhalte. Er erwiderte: selbstredend ja, ich möge so schnell wie möglich mit Pferd und Wagen mich bei ihm einfinden. Da ich beides erst aus Oberschlesien herantelegraphieren mußte, wurde festgestellt, daß ich mich am 14. oder 15. August im Hauptquartier einzufinden habe. Am 15. August vormittags, dem Tage nach der Schlacht von Colombey, meldete ich mich bei ihm in Herny. Ein längerer Spaziergang wurde in Aussicht genommen. Im

Laufe desselben zu zweien, welcher ungefähr zwei Stunden dauerte, sagte Bismarck: „Ich habe die Absicht, Ihnen vorläufig die Zivilverwaltung eines Departements zu übertragen, weiteres behalte ich mir vor, je nach dem Gange der Dinge.“ Nachdem er seine Gedanken weiter ausgeführt, erwiderte ich: „Selbstverständlich stelle ich mich vollkommen zu seiner Verfügung. Wenn ich überhaupt eine Wahl habe, so bäte ich, mir ein Departement zur Verwaltung zu übertragen, welches er Deutschland dauernd zuzuschlagen beabsichtige.“ Hierauf antwortete er: „Da haben Sie die Wahl zwischen Straßburg, Metz und Colmar“, worauf ich sagte: „dann bitte ich um Metz.“ Hiermit erledigt sich die Kontroverse, daß Bismarck erst durch den Ausgang der Schlachten um Metz über den von ihm beabsichtigten deutschen Gebietszuwachs Entschluß gefaßt, resp. überhaupt eine Annexion französischen Gebiets in Betracht gezogen habe, denn erst am 16. und 18. August fanden die entscheidenden Schlachten von Mars-la-Tour und Gravelotte statt. Berlin, Januar 1915.“

In dieser gewollten Knappheit und vornehmen Kärglichkeit des Ausdrucks, die daher rühren mag, daß der Fürst an den Kulissengeheimnissen der Weltgeschichte einen größeren Anteil genommen hat, als er verraten möchte, liegt der auszeichnendste Wesenszug des 85 jährigen Fürsten. Er spricht in andeutendem Tone der politischen Sibyllen, die bekanntlich ihr Bestes in ein gewolltes Dunkel hüllen. Und doch besitzt dieser Patriarch unter den ungeaichten und unabgestempelten Diplomaten eine unausgeschürfte Schatzkammer von politischen Erinnerungen, die uns mancherlei aus der Werdezeit des Deutschen Reiches enthüllen könnte, wenn der fürstliche Schweiger sich dazu entschließen wollte, seine politischen Erlebnisse entweder niederzuschreiben, oder im vertrauten Freundeskreise wiederzugeben. So freigebig seine Hand mit jenem wirtschaftlichen Reichtum umgehen kann, der ihn nahe an die Krupps heranrückt, so geizig ist der Mund, wenn es gilt, Erlebtes, Erlauschtes, Erdachtes und Ersonnenes aus seiner großen Bismarckzeit seinen Vertrauten mitzuteilen. Bei aller Schärfe der Beobachtung und aller Schlagkraft des Ausdrucks versagt der kritische Spürsinn des Fürsten völlig, wenn auf seinen angebeteten Bismarck die Rede kommt. Hier und nur hier ist der 85 jährige Fürst, der heute noch ohne Brille liest, blindgläubig und voll rückhaltloser Ehrfurcht. Sonst hindert ihn sein hohes Alter weder sich persönlich um die Verwaltung seines gewaltigen Besitzes zu kümmern, noch mit Hochspannung den weltgeschichtlichen Ereignissen unserer Tage zu folgen, die er täglich im Kreise seiner Vertrauten, die das gastliche Haus um die Mittags- und Abendstunde aufsuchen, durchspricht und in die starke Beleuchtung seines kritischen Geistes und seiner reichen Lebenserfahrung rückt.

Die Griechen wußten sehr wohl, ihre Greise entsprechend zu würdigen. Die Spartaner hatten ihre Geronten (Greise), die den höchsten Rat, gleichsam den Senat Spartas vertraten. Man nannte diese oberste Behörde die Gerusia, die sich aus einem Rat von 28 Männern zusammensetzte, welche das 60. Lebensjahr

überschritten haben mußten. In Athen rückten die Archonten in den sogenannten Areopag ein, welcher über das Wohl und Wehe des Staates letztinstanzlich zu entscheiden hatten. Auch unter den Juden bestand die höchste Ehrfurcht vor dem Alter, indem „Alter und Weiser" nahezu Synomyne waren, und ein biblisches Wort heißt: „Vor dem Alter stehe ehrfurchtsvoll auf und verbeuge dich vor dem Antlitz des Greises." Es scheint, daß Griechen und Juden die Reife des Urteils und die Abgeklärtheit des Gefühlslebens im Alter höher bewertet haben, als unsere heutige allzu warmblütige und allzu raschlebige Jugend. Mit Recht geißelt Nietzsche an unserem eigenen Geschlecht den Mangel an Ehrfurcht. Im Kriege haben wir bewiesen, daß wir mit Bismarck nur Gott fürchten und nichts anderes auf der Welt. Nach dem Kriege werden wir zur Einsicht gelangen, daß wir zwar niemanden zu fürchten, aber das Alter zu ehrfürchten haben, denn gerade die Führer, denen wir in erster Reihe unsere strategische Überlegenheit zu danken haben, setzen sich vielfach aus Männern zusammen, die bereits die Altersgrenze überschritten und sich in das Austragsstübel der Pensionierung zurückgezogen haben. An der Spitze dieser Alten steht Hindenburg. Dieser eine Mann hat uns gelehrt, wie verfehlt es ist, Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit an eine bestimmte Altersgrenze zu binden. Dabei gedenke ich eines stechenden Merkwortes von Bismarck. Bismarck bat Kaiser Wilhelm I., von einer Sache, ich glaube einer Fürstenentrevue, dispensiert zu werden: „Sie sind 18 Jahre jünger als ich und wollen das schon mitmachen?" „Majestät, das Pferd wird immer eher müde als der Reiter."

In unseren Alten steckt noch eine Vitalität, zu welcher wir Jüngeren bewundernd emporschauen dürfen. Unter den wegen ihrer Altersgrenze Verabschiedeten befanden sich zahllose verjugendlichte Löwen. Verborgene Kräfte, die bereits zum alten Eisen geworfen waren, haben sich während dieses Krieges verlebendigt. Aus tausend und abertausend Rinnsalen rieseln uns heute geheime Quellen entgegen. Viele unserer Ältesten beschämen die Jüngsten, woraus wir die Lehre ziehen müssen, daß wir zu den Überlieferungen der Hellenen und Juden werden zurückkehren müssen, die uns die Ehrfurcht vor dem Alter eingehämmert haben. Auch die Schrift Ciceros „Cato major de senectute" prägt uns ein, welche Goldschätze an Lebensweisheit und überlegener, weil leidenschaftsloser Erfahrungsklugheit die Alten in sich bergen. Schürfen wir wieder nach diesen Goldschätzen und lernen wir aus den Erfahrungen des Krieges unsere 80 und 85 jährigen zu ehrfürchten! Die Deutschen haben den wenigsten Anlaß, die Jugend auf Kosten der Alten emporzuschrauben. Wir dürfen niemals vergessen, daß die 80 jährigen: Wilhelm I. das größte Stück deutscher Geschichte gemacht, Ranke sie geschrieben, Menzel gemalt und Eduard Zeller in seiner lebendigen Schilderung der Philosophie Friedrichs des Großen zur Darstellung gebracht haben. Und so dürfen wir denn auch am 85. Geburtstage des Fürsten Henckel von Donnersmarck, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Unterschrift das Märzheft des Jahrganges von 1915 unserer

Zeitschrift schmückt, der Zuversicht Ausdruck geben, daß es ihm vergönnt sein möge, beim Neubau des Deutschen Reiches nicht nur durch die Tat, sondern besonders durch seinen klugen Rat mit ungebrochener Lebenskraft mitzuwirken. Wir werden uns seines Rates zu bedienen haben und dafür Sorge tragen, daß sein schlagkräftiges und einprägsames Wort nicht unnütz vertan wird. Wir bleiben dabei eines stechenden Merkwortes von Bismarck eingedenk: „Ein dummer Rat, klug ausgeführt, glückt oft vorzüglich, und ein kluger Rat, ungeschickt ausgeführt, verdirbt alles."

Hat uns schon der Welt k r i e g vor kaum lösbare Aufgaben gestellt, so wird uns der kommende Welt f r i e d e Probleme aufgeben, deren überwältigende Größe gar manchen Verzagten geradezu niederdrücken möchte. Wenn wir aber aus diesem Kriege gelernt haben, daß in unseren großen Alten noch ungehobene Goldreserven stecken, so wird man den Gedanken eines Areopags, der sich aus den Besten, Erfahrensten, Erlesensten und Uninteressiertesten zusammensetzt, nicht von der Hand weisen dürfen. Je älter und ausgereifter ein so gearteter weiser Ratgeber ist, desto willkommener werden seine Worte sein, zumal ihnen jeder Unterton von Eigensucht abgehen wird. Wie im Alter alle übrigen Leidenschaften schweigen und deshalb der klaren Vernunft sich nicht widersetzlich entgegenstemmen, so ist es auch mit der hypothekarischen Belastung der meisten Menschen mit Eitelkeit. Und auch da gilt das Wort Bismarcks: „Eitelkeit ist eine Säure, die mit der Zeit das edelste Metall zerfrißt. Sie macht den klügsten Menschen starblind auf beiden Augen."

Von dieser Eitelkeit ist Fürst Guido völlig frei. Sonst hätte er es nicht ohne Widerspruch gewähren lassen, daß man über seinen Anteil an den Verhandlungen mit Bismarck über die Höhe der französischen Kriegsentschädigung allerhand Legenden in Umlauf setzte. Bekanntlich wird die Verhandlung über die Höhe der französischen Kriegsentschädigung meist Gerson Bleichröder und dem kleinen Betzold zugeschrieben. Nur da und dort sickert eine Andeutung durch, daß auch der damalige Graf Henckel von Bismarck zugezogen worden ist. In Wirklichkeit verhielten sich aber die Dinge ganz anders. Fürst Henckel erzählt in seiner oben angeführten Unterredung mit Bismarck vom August 1870 nur mit knappen Worten, wie Bismarck ihm die Präfektur in Metz übertragen hat. Was aber Fürst Henckel bei diesem Anlaß verschweigt, ist der Umstand, daß Bismarck entscheidendes Gewicht auf seinen Rat bei der Höhe der zu vereinbarenden Kriegsentschädigung gelegt hat. Auf die erste Anfrage Bismarcks, wie hoch er den Nationalreichtum Frankreichs bewerten könne, um danach die Höhe der Kriegsentschädigung zu bemessen, antwortete Fürst Henckel, der ja während seines langjährigen Pariser Aufenthaltes und seiner Fühlungnahme mit der dortigen Hochfinanz ein unbedingt Eingeweihter war: Die Franzosen können gut und gern 8 Milliarden aufbringen, aber er würde raten, nur 6 zu fordern. Als Bismarck den Geheimrat Scheidmann von der Seehandlung, den Minister von Camphausen

auf Wunsch Bismarcks ihm als finanziellen Beirat zugewiesen hatte, und Gerson Bleichröder um Rat fragte, verstiegen sich beide Finanzkenner auf eine Höchstforderung von 2 Milliarden. Als Bismarck ihnen antwortete, Graf Henckel habe 6 Milliarden vorgeschlagen, da schmunzelten die Auguren etwas von einem Grandseigneur, der von Milliarden keine richtige Vorstellung habe. Und doch befolgte Bismarck den Rat Henckels, der sich als der richtigere erwiesen hatte. Bleichröder hat das Finanzgenie des Fürsten Henckel offenkundig unterschätzt. Wer da weiß, daß Henckel den großen Besitz schon mit 18 Jahren von seinem Vater zugewiesen erhielt und in seinem 20. das Fideikommiß antrat, ohne einen Pfennig Betriebskosten in der Tasche zu haben, der wird sich sagen müssen, daß Fürst Henckel auch in Finanzdingen kein Dilettant oder gar grandseigneuraler Abc-Schütze ist, wie manche seiner Standesgenossen, sondern ein Virtuose, der es mit den Bewandertsten und Erprobtesten kühnlich aufnimmt. Noch heute ist der 85 jährige Recke nicht bloß eine imposante Hünenfigur, sondern daneben auch ein unbeugsamer Willenstitane, der restlos durchsetzt, was er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat. Wenn wir einmal dazu übergehen werden, einen Areopag von Diplomaten zusammenzusetzen, so wird man sich, wie man die Hindenburgs zum Heer herangezogen hat, des weisen Rates des Fürsten Henckel nicht begeben dürfen. Bismarck wußte sehr wohl, weshalb er ihn sein Lebelang mit besonderem Vertrauen beehrt und in den schwierigsten politischen Lagen um seinen Rat gebeten hat. Dabei übergehe ich mit Absicht andere politische Sendungen, welche sich an das Ministerium des Fürsten Bülow knüpfen, der ja ebenfalls das Bismarcksche Erbe nach bestem Können verwaltet hat. Wir müssen uns vielmehr auf diese Andeutungen über Bismarcks Stellung zum Fürsten Henckel beschränken, weil es uns nicht zusteht, zu sprechen, wo der Betroffene selbst beharrlich schweigt. Nur das eine mag am Jubeltage des 85 jährigen angedeutet werden, daß man unter den lebenden Bismarckfreunden mit dem Fürsten Henckel als einer Potenz zu rechnen hat, die nicht nur persönliche Erinnerungen an den Schmied des Deutschen Reiches verknüpft, die vielmehr durch ihre Vertrautheit und Eingeweihtheit in die verschlungenen Gedankenpfade der Bismarck-Politik mehr schenken könnte, als sie zu geben gewillt ist. Es war daher nicht zufällig, daß beim Tode Bismarcks Fürst Guido von Henckel von der Bismarckschen Familie die sofortige telegraphische Benachrichtigung erhielt, als der Gewaltige ausgerungen hatte. Als die Depesche eintraf, befand sich der Fürst gerade zum Besuche auf dem Schlosse des ehemaligen Botschafters F. Freiherrn von Stumm. Dort erreichte ihn die Depesche der Familie Bismarck, die ihn nach Friedrichsruh rief. Sogleich reiste er mit Freiherrn von Stumm zusammen nach Friedrichsruh. Exzellenz von Stumm schildert auf Grund einer gleichzeitigen Niederschrift seine Reise wie folgt: „Am 31. Juli 1898 morgens erhielten wir über Berlin die Todesnachricht. Wir taten alles, um noch am Abend in Friedrichsruh zu sein, um der Familie möglichst bald die Hände zu drücken, um den

großen Toten noch einmal zu sehen. Um neun Uhr abends, in der Dämmerung des Julitages, betraten wir das Haus in Friedrichsruh. Graf Rantzau kam ins Vorzimmer heraus, um uns zu empfangen. Still umarmten wir uns, und andächtig, als wären wir vor einer Kirche, gingen wir hinein, wo uns die Familie begrüßte. Man schilderte uns den Tod des Fürsten: Wie ein alter Löwe war er gestorben. Den 28. hatte er noch heiter in der Familie verbracht und sich geistig so frisch wie immer gezeigt. Sein Geist hatte ja bis zuletzt allen Enttäuschungen standgehalten, war unerschütterlich gesund geblieben, und als einen geistig ganz Gesunden hatte ihn der Tod schmerzlos hinweggetragen." Mit beweglichen Worten schließt Herr von Stumm seine Betrachtungen über den Besuch in Friedrichsruh wie folgt: „Und vielleicht erleben wir noch, oder nur unsere Söhne, wie sich das Deutschland, das du gegründet, deiner Größe würdig bewährt." Dem warmherzigen Patrioten Guido Henckel von Donnersmarck können wir anläßlich seines Ehrentages keinen Wunsch entgegenbringen, der ihm tiefer in sein Bestes und Innerstes griffe, als daß es ihm beschieden sein möge, den Neuaufbau des Reiches im Sinne der Bismarckschen Überlieferungen miterleben und an seiner Ausgestaltung, soweit es seine Kräfte gestatten, mitarbeiten zu können.

Prof. Dr. v. Schubert-Soldern: Weswegen und gegen wen wir Krieg führen.

Es ist nicht lange her, daß die Friedensströmung in Europa eine so starke war, daß man vielfach hoffte, in Zukunft jeden Krieg vermeiden zu können. Und heute haben wir einen europäischen Krieg, Völkerhaß und den festen Willen, den Kampf bis zur völligen Niederringung des Gegners zu führen. Beweist das, daß der Krieg ein unvermeidlicher Bestandteil in der geschichtlichen Entwicklung der Völker ist oder daß die Völker, die „gebildeten" Völker, noch nicht reif sind zum ewigen Frieden? Wenn ich auch der ersten Ansicht zuneige, so glaube ich doch, daß die Kriege in Zukunft immer seltener sein werden, weil es nur Volkskriege geben wird, nicht Kriege von Herrscherhäusern und Regierungen. Doch ich will mich hier nach keiner Seite hin entscheiden und nur die Frage aufwerfen, ob der Krieg an sich wirklich nur ein Übel ist, eine Krankheit oder geistige Verblendung? Der Krieg ist schon heute jedenfalls die Zusammenfassung der ganzen Kraft eines Volkes und es hängt nur von seinem Zweck ab, ob er ein Volk adelt und läutert, oder verwildert und verroht. In dieser Zusammenfassung der ganzen Volkskraft liegt aber eine solche Menge von Selbstbeherrschung, von Aufopferung an Gut und Blut, von völliger Hingabe an die Gemeinschaft, der man angehört, daß das gleichbedeutend ist mit der Niederringung der Selbstsucht des Einzelnen

und der Anerkennung der menschlichen Gemeinschaft als Grundlage des Menschentums überhaupt. Ein Volk, in dem der Einzelne sich entwöhnt hat, sich aufzuopfern für das Ganze, für den seine Gemeinschaft nur die Milchkuh ist, die ihn nähren und füttern und glücklich machen soll, der sein Blut nicht aufopfert, sondern es verkauft, ein solches Volk wird nie einen Volkskrieg führen können, seine Regierung wird Krieg führen, nicht es selbst. Doch auch ein solches Volk kann sich zur Zusammenfassung seiner ganzen Kraft aufraffen, wenn der Zweck den Krieg adelt, wenn er ein sittliches Ziel hat. Ein solches Ziel kann aber meines Erachtens nur die Abwehr von Unrecht und die Verteidigung des eigenen Bestandes sein. Eigentlich hängt beides zusammen, weil, wer sich Unrecht gefallen läßt, auch seinen Bestand in Frage stellt, denn ein Unrecht reicht dem andern die Hand, und fremde Willkür wird schließlich die Beherrscherin. Doch der Bestand eines Volkes ist kein einfacher Begriff, er besteht nicht aus dem bloßen Fortleben seiner einzelnen Glieder, in ihm ist eine Fülle von Vorteilen und Nachteilen des Einzelnen und seiner Gemeinschaft enthalten, die wieder verquickt sind mit den Interessen fremder Gemeinschaften und ihrer Glieder. Was aber diesem Bestand die Einheit verleiht, das sind die gemeinsamen Interessen des ganzen Volkes, in denen sich der Einzelne als Volk fühlt: Volkswirtschaft und Geisteskultur in engem Bunde. Darin wurzelt auch die Freude und der Stolz des Einzelnen, die er an dem ganzen Volksbestande empfindet. Wird dieser Bestand eines ganzen Volkes in Frage gestellt, dann kann auch ein eigensüchtiges Volk, wie die Karthager, in einem letzten Aufflammen Gut und Blut zu opfern lernen — oft zu spät. Ganz anders wird aber ein Volk den Krieg führen, das um seinen Bestand, und nicht um eigene, durch friedliche Arbeit nicht zu erreichende Vorteile kämpft, ganz abgesehen davon, daß auch durch Krieg errungene Vorteile nur durch friedliche Arbeit festgehalten und verwertet werden können. Warum aber ein sittlich tüchtiges Volk, das um seinen Bestand kämpft, einen großen Vorteil vor einem Volk voraus hat, das Vorteile erobern will, die es nicht besitzt, ist leicht einzusehen. Alle Maßregeln (Gesetze, Verordnungen, Befehle) hängen in ihrer genauen Durchführung vom Einzelnen ab, diese genaue Durchführung kann unmöglich bis ins Einzelnste überwacht werden, das würde ebensoviel Überwachende wie Durchführende erfordern. Wo der Einzelne diese Maßregeln daher freiwillig aus Liebe zur Gemeinschaft mit der ganzen Kraft durchführt, die Notwehr dem nicht schon ganz Entarteten stets verleiht, da werden sie ganz anders durchgeführt werden und ganz anders wirken, als wo der Einzelne zwar auch um gemeinsame Vorteile kämpft, aber nicht in Notwehr um den Bestand seiner Gemeinschaft. Dabei ist nicht zu übersehen, daß begeisternde Notwehr auch mehr zu leisten als das Geforderte imstande ist, während selbstsüchtige Vorteile diese Begeisterung nie hervorrufen können.

Meines Erachtens gibt es daher nur e i n e n sittlich gerechtfertigten Krieg, und das ist der Verteidigungskrieg, doch nicht in dem Sinn, daß man stets warten

soll, bis man angegriffen wird, das könnte unter Umständen heißen, sich zuerst totschlagen lassen, ehe man sich verteidigt. Auch in der Notwehr muß jeder dem Schlag zuvorkommen dürfen, der gegen ihn vorbereitet wird. Wohl heißt es aber, das nicht durch Krieg erwerben wollen, was man durch friedliche Arbeit nicht erwerben kann, umsomehr als, wie schon gesagt, das im Krieg Erworbene nur durch friedliche Arbeit erhalten, verwertet und weiterentwickelt werden kann.

Damit ist auch die erste Frage gelöst, die gestellt wurde. Niemand in Deutschland und Österreich-Ungarn hat den Krieg gewollt, er ist uns aufgezwungen worden, und wir wären auch schon früher sittlich gerechtfertigt gewesen, den Krieg zu beginnen, sobald wir die Überzeugung hatten, daß unsere Gegner bei günstiger Gelegenheit zum Schlage auszuholen sich vorbereiten. Die Frage „warum wir Krieg führen" ist also damit beantwortet, daß es zu unserer Verteidigung geschieht. Aber auch die Gegner haben den Krieg nicht grundlos begonnen, nur um Krieg zu führen, ihr Grund lag in der Überlegenheit der deutschen Kultur. Bezeichnet man die Kultur als die Macht der Menschheit und insbesondere einer Gemeinschaft über die Natur und den Menschen, so hat der jetzige Krieg selbst gezeigt, das wir darin allen anderen Völkern überlegen sind. Daß der Mensch das Bestreben haben muß, diese Macht zu seinem eigenen Wohle anzuwenden, ist meiner Ansicht nach fraglos, aber das erste ist die Aufrechterhaltung der Macht der Gemeinschaft, weil in ihr sein Menschentum wurzelt, das zweite erst sein eigenes Wohl. Wo ein umgekehrtes Verhältnis waltet, ist die Kultur einer Gemeinschaft im Verfall. Aber auch umgekehrt ist richtig, daß die Gemeinschaft das Wohl des Einzelnen berücksichtigen muß, denn innerhalb gewisser Schranken beruht ihre Macht auch auf dem Wohl des Einzelnen. Doch hat die Gemeinschaft das Wohl des Einzelnen nur um ihrer selbst willen und nicht um seiner selbst willen zu berücksichtigen. Der Einzelne muß aber als sittlicher Mensch in der Macht seiner Gemeinschaft und des ganzen Menschentums seine Freude und seinen Stolz suchen. Welche Zwecke diese Macht der Gemeinschaft hat, die über den Einzelnen und vielleicht das Leben des Einzelnen hinausgehen, diese Frage wird wohl wissenschaftlich niemals zu lösen sein. Hier hat der Skeptiker ebenso Recht oder Unrecht, wie der von metaphysischen oder religiösen Zwecken überzeugte. Nur das eine ist sicher, daß das religiöse Ideal hier eine sittliche Kraft entfalten kann, die dem Skeptizismus in dieser Frage, von Vereinzelten abgesehen, im allgemeinen abgehen wird.

Wir müssen uns aber auch weiter fragen, worauf beruht diese Überlegenheit unserer Kultur? Meines Erachtens beruht sie auf der sittlichen Tüchtigkeit des deutschen Volkes. Diese beruht aber auf der Selbstbeherrschung zugunsten allgemeiner Ziele, und in ihr wurzelt die deutsche Gründlichkeit und Arbeitskraft. In der Fähigkeit aber, das Allgemeine voranzustellen gegenüber dem Einzelnen, liegt die deutsche

Selbstlosigkeit oder, wenn man sich so ausdrücken will, der deutsche Idealismus. Gründlichkeit und Selbstlosigkeit haben es aber zustande gebracht, die deutsche Arbeitskraft in einer Weise fruchtbar zu machen, wie kein anderes Volk die ihrige. So hat der deutsche Idealismus, die deutsche Selbstbeherrschung, Gründlichkeit und Arbeitskraft Erfolge errungen auf allen Gebieten, die den Neid und Haß unserer Gegner herausforderten. Unsere Gegner hätten einer sittlichen Umbildung bedurft, um mit uns wetteifern zu können, die sich aber nicht von heute auf morgen vollziehen läßt. Sie zogen daher den Versuch vor, die Früchte des deutschen Fleißes und der deutschen Kultur gewaltsam zu vernichten. Sie müßten aber erst die deutsche sittliche Tüchtigkeit vernichtet haben, um zum Ziele zu gelangen, denn diese wird immer wieder aufbauen, was der Krieg vernichtet hat, oder sie müßten das deutsche Volk selbst vernichtet haben, und das soll ihnen nicht gelingen.

Es gibt aber einen deutschen Kulturkreis im engern und im weitern Sinn. Im engern Sinn erstreckt er sich so weit, als die deutsche Zunge klingt, im weitern Sinn aber viel, viel weiter. Für eine ganze Anzahl von kleinen Völkern war die deutsche Kultur die Nährmutter, sie haben sich an ihr und durch sie emporgearbeitet, mehr oder weniger, ohne die Eigenart ihrer Sprache und ihres Volkscharakters aufzugeben. Kleine Völker können ohne eine große Kultur als Nährmutter keine eigenen Kulturblüten treiben, und sie sollten das lieber willig anerkennen und sich in der Eigenart ihrer Sprache und ihres Wesens nur solche Ziele setzen, die erreichbar sind, und nicht durch Unerreichbarkeiten das Erreichte gefährden.

Vor allem aber war die deutsche Kultur die Nährmutter für alle fremdsprachigen Völker Österreich-Ungarns, zugleich aber konnten sie nur in einem Staate wie Österreich-Ungarn ihre Eigenart bewahren und eine Kultur entwickeln. Die deutsche Kultur aber erdrückt nicht fremde Eigenart, sie ist imstande, sich ihr wie keine andere anzuschmiegen und sie auch in fremdem Gewande anzuerkennen und zu beachten. Gerade darin lag ja eine Gefahr für die deutsche Kultur, das Fremdentum zu sehr in sich aufzunehmen, es zu überschätzen und zu umschmeicheln. Andererseits sollen wir aber auch nicht vergessen, daß uns diese Beachtung und auch Aufnahme fremden Wesens eine Vielseitigkeit der Auffassung und Beurteilung verschafft hat, die eine unserer Vorzüge vor allen anderen Völkern ist. Nur das Übermaß ist hier schädlich, das nur darin bestehen kann, sich durch fremdes Wesen erdrücken zu lassen, ohne es selbständig in sich zu verarbeiten.

Für Österreich-Ungarn aber gilt es anzuerkennen, daß die deutsche Kultur seine notwendige Grundlage ist, von seiner Dynastie*) abgesehen, das einzige feste

*) Meines Erachtens wäre z. B. ein republikanisches Österreich-Ungarn eine vollständige Unmöglichkeit. Doch gehört die Erörterung dieser Frage nicht in den Bereich dieser Arbeit.

Bindemittel, das seine Völker in ihren Eigenarten zusammenhält. Es ist die Aufgabe der Deutschen in Österreich-Ungarn, dieses Bindemittel nicht locker werden zu lassen, bei aller Schonung fremder Eigenart es vielmehr immer weiter zu festigen.

Doch der deutsche Kulturkreis geht noch weiter: in allen Ländern arbeiten seine Pioniere, verbreiten die Kenntnis deutscher Kultur und Wissenschaft und wirken in deutscher Treue, Tüchtigkeit und Arbeitskraft. Es gibt kein Land auf der Erde mehr, zu dem sie nicht hingedrungen sind, das sie in seiner Entwicklung nicht gefördert und oft selbstlos gefördert haben. Auch das, vielleicht nicht zum wenigsten, hat den Neid und Haß unserer Gegner erregt, sie betrachteten die Auslandsdeutschen als fremde Eindringlinge und Schmarotzer, weil sie es ihrem Fleiße, ihrer Gründlichkeit und ihrer Zuverlässigkeit nicht gleichtun konnten. Auch hier gilt das schon Gesagte: weil unsere Gegner nicht imstande waren, sich sittlich umzubilden, um mit uns wetteifern zu können, suchen sie mit Gewalt zu erringen, was sie durch eigene Tüchtigkeit nicht erreichen konnten. Will man dem heutigen Krieg daher einen Namen geben, so kann er meiner Ansicht nach nur der Krieg um die deutsche Kultur oder der deutsche Kulturkrieg heißen.

Die zweite zu erörternde Frage ist: gegen wen führen wir eigentlich den Krieg? Man wird vielleicht erstaunt sein über diese Frage, denn unsere Gegner sind allgemein bekannt. Doch es handelt sich hier nicht um Namen, sondern um Interessen, Gesinnungen und ihre Träger. Kämpfen wir wirklich gegen die Interessen und Gesinnungen aller Völker jener Staaten, die gegen uns den Krieg hervorgerufen haben, in ihrem ganzen Umfang? Wir Deutschen führen jedenfalls den Krieg in vollem Bewußtsein seiner Unvermeidlichkeit, in nichts durch unsere Regierungen getäuscht, betrogen oder verhetzt. Das gilt auch für die andern Völker Österreichs, auch sie sind in nichts über die Ursachen des Krieges und seine Notwendigkeit getäuscht worden. Kann man das auch von unseren Gegnern sagen? Gewiß nicht! Unsere Gegner waren von Anfang an bestrebt, durch Lug und Trug ihre Völker in den Krieg hineinzureißen. Nur ein kleiner Teil der gegnerischen Völker führt den Krieg gegen uns in voller Kenntnis der Sachlage: die eigentlich Kriegführenden sind die feindlichen Regierungen und ihre stark in der Minderheit befindlichen, unbedingten Anhänger im Volke. Sie allein haben im vollen Bewußtsein ihrer selbstsüchtigen Interessen den Krieg gewollt und waren von Anfang an auf Lug, Trug und gemeine Hetze angewiesen, um den Boden in ihren Völkern nicht zu verlieren. Dieser Lug und Trug wurde noch gesteigert durch ihre Mißerfolge, die um jeden Preis verschleiert werden mußten. Wie war das überhaupt möglich? Nirgends reicht die Bildung, vor allem auch die sittliche Durchbildung, so tief ins Volk und durchdringt alle Schichten, wie im deutschen Volke. Ein auch nur verhältnismäßig in seinen unteren Schichten ungebildetes Volk ist aber viel mehr seinen Führern und Leitern

in den oberen und obersten Schichten preisgegeben, weil es gewohnt ist, zu glauben und zu gehorchen, ohne zu verstehen, und so viel mehr in der Hand der gebildeten leitenden Schichten des Volkes steht. Beim deutschen Volke wäre eine Täuschung durch Lug und Trug, wenigstens in dem Maß, wie bei unseren Gegnern, von vornherein unmöglich gewesen. Da aber eine Regierung sich dem Einfluß der Eigenart eines ganzen Volkes nie entziehen kann, so wären auch in Deutschland und in dem vom deutschen Geiste durchtränkten Österreich-Ungarn Regierungen, die sich so auf Lug und Trug aufbauten, wie die unserer Gegner, nie möglich gewesen. Welcher Unterschied herrscht aber z. B. in der sittlichen und geistigen Bildung der russischen Völker und der Deutschlands und Österreich-Ungarns!

Wir kämpfen also nicht eigentlich gegen die fremden Völker als solche, sondern gegen ihre Leiter und Regierungen mit ihren verhältnismäßig wenigen das volle Verständnis ihrer Ziele besitzenden Anhängern. Die Völker selbst sind in einem Gespinnst von Lug, Trug und Hinterlist befangen, ihre gemeinsten Leidenschaften sind aufgestachelt, aber sie haben kein klares Ziel vor Augen, weswegen sie kämpfen. Auch das gibt uns einen ungeheuren Vorteil in die Hand, wir können nicht aus schwerem Traum erwachen, wir sind wach; die uns feindlichen Völker aber müssen aus dem Traume erwacht zu taumeln anfangen und schwach werden.

Darin liegt aber andererseits ein großer Trost für denjenigen, der sich auf den Standpunkt der Menschheit, der ganzen menschlichen Gemeinschaft stellt, selbst wenn er nicht der Ansicht ist, daß diese ganze menschliche Gemeinschaft jemals ein ideales Dasein ohne Krieg führen wird, ja das nicht einmal für wünschenswert hält. Sind nämlich die uns feindlichen Völker durch diesen Krieg in einer Täuschung über sich selbst und über uns befangen, so ist zu hoffen, daß der künftige Friede wenigstens mit der Zeit die Enttäuschung bringt, und daß wir und die feindlichen Völker uns dann wieder zu gemeinsamer Arbeit und in friedlichem Wetteifer vereinigen. Allerdings muß es uns erstaunen machen, wenn selbst Männer der Wissenschaft gegen uns und selbst gegen unsere Wissenschaft einen Haß zeigen, der bei gebildeten Männern unverständlich ist. Es ist das vielleicht nur daraus zu erklären, daß auch in den gebildeten Schichten unserer Gegner die Bildung eine viel einseitigere ist, als bei uns, so daß auch sie viel leichter Lug und Trug und vor allem der Selbsttäuschung unterliegen. Jedenfalls kann ich nicht glauben, daß ein ganzes Volk so ehrlos und gemein sein kann, wie die gegen uns kämpfenden Regierungen. Steht auch der Einzelne auf einer sittlich und geistig niederen Stufe als bei uns, so kann das doch nicht bedeuten, daß er gemein und ehrlos ist, sondern nur, daß er auf seiner Bildungsstufe Gemeinheit und Ehrlosigkeit als solche nicht erkennt, und daß eine höhere Stufe sittlicher und geistiger Entwicklung sie ihn erkennen lehren würde. Allerdings ist eine solche Stufe nicht von heute auf morgen zu erreichen. Auf dieser höheren Stufe sittlicher und geistiger Bildung lernt man erst den Zusammenhang

der einzelnen Volksgemeinschaft mit der ganzen menschlichen Gemeinschaft kennen, den Menschen als solchen schätzen und lieben. Dazu gehört aber, den Menschen, vor allem den gemeinschaftsfremden Menschen, in der ganzen geschichtlichen und gesellschaftlichen Notwendigkeit seiner Fehler und Laster zu erkennen, die andererseits vielleicht ebenso viel Liebenswertes in sich fassen. Nirgends ist aber diese vielseitige Erkenntnis menschlichen Wesens nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch soweit gediehen, wie im deutschen Volk. Es geht deswegen in der Schätzung menschlichen Wesens allen anderen Völkern voran und muß es auch weiterhin tun, wenn es sittlich fortschreiten will.

Wenn wir aber auch nicht gegen Völker als solche Krieg führen, so müssen wir uns doch gegen sie, eben weil sie auf ihrer Bildungsstufe so leicht verführbar sind, nach vollem Siege auch voll schützen. Das kann meiner Ansicht nach durch zweierlei geschehen:

1. Durch Aufklärung über uns selbst und 2. durch Erlangung von Vorteilen, die von vornherein einen fremden Angriff erschweren und weniger aussichtsreich machen. Die Hauptsache wird auch dabei stets bleiben Deutschlands und Österreich-Ungarns Kriegsbereitschaft und fester Wille, jedem Angriff bis zum äußersten zu widerstehen.

Was den ersten Punkt anbelangt, so glaube ich, daß die Arbeit der Presse im weitesten Sinne nicht genügen würde, um die nötige Aufklärung über die Menschlichkeit unserer Kriegsführung und die Selbstbeschränkung in unseren Zielen weiter zu verbreiten. Sie würde in weiten Schichten der Bevölkerung des gebildeten Auslandes teils nicht gelesen, teils nicht geglaubt werden. Es wird notwendig werden, Abgesandte, vor allem der neutralen Staaten, mit Beihilfe von Abgesandten der am Kriege beteiligten Mächte die Tatsachen aufnehmen zu lassen, um durch sie klarzustellen, wie wir und wie unsere Gegner den Krieg geführt haben. Die Presse im weitesten Sinn wird dann die Aufgabe haben, diese Tatsachen zu verwerten und weiterhin klarzulegen, daß wir (Deutschland und Österreich-Ungarn) nie Eroberungspolitik getrieben haben und auch in Zukunft keine zu treiben willens sind. Auf diese Art können nicht nur die zahllosen Verläumdungen zurückgewiesen werden, die gegen uns in Umlauf gesetzt wurden, es können auch die feindlichen Völker friedlicher und versöhnlicher gegen uns gestimmt werden. Diese ganze Arbeit wird eine sehr schwierige, die Wege, die man auf ihr beschreiten muß, werden dornenvolle sein, doch ist wohl zu hoffen, daß sie nicht ganz aussichtslos ist.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so können die anzustrebenden Vorteile sowohl wirtschaftliche, wie strategische sein: durch Verträge, Landerwerbungen und Länderangliederungen. Die Art der hier zu erringenden Vorteile und Erwerbungen darf und soll hier nicht weiter erörtert werden, nur über ihre Berechtigung und Notwendigkeit im allgemeinen mögen einige Worte gestattet sein. Eroberungen im eigentlichen Sinn sind Landerwerbungen durch

Kriege, die keinen anderen Zweck, als den der Eroberung selbst haben, und die damit in sich selbst den Keim weiteren erobernden Angriffs tragen. Denn erobert man bloß aus Freude an der Eroberung, so ist nicht abzusehen, wann und wo diese Freude ein Ende haben soll. Es gibt aber auch Eroberungen im Sinne der leichtern Verteidigung des vorhandenen Besitzes, nicht zum Zweck, die Landesgrenzen zu erweitern, sondern die bestehenden Grenzen dadurch zu schützen. Es kann auch notwendige Eroberungen geben, um die Volkswirtschaft eines Staates zu schützen und ihr Bahnen für ihre künftige Entwicklung zu öffnen. Hier handelt es sich um den Unterschied: durch Eroberungen und Verträge fremde Volkswirtschaften zu bedrohen und zu vernichten (das Ziel unserer Gegner), oder der eigenen Volkswirtschaft die Bahnen offen zu halten und sie vor fremder Bedrohung zu schützen (unser Ziel). Damit wir hier das zweite Ziel erreichen können, müssen wir aber selbst einig sein, d. h. Österreich-Ungarn und Deutschland müssen gemeinsam das Ziel verfolgen und sich wirtschaftlich eng aneinanderschließen. Der wirtschaftliche Zustand eines Volkes ist aber nicht nur für das Wohl eines Volkes und seine Fortentwicklung wichtig, sondern auch maßgebend für einen zweiten Krieg, den man stets im Auge behalten muß, wenn man ihn auch nicht wünscht. Auch heute gilt ja noch das alte Wort: zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld. Die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft ist ebenso notwendig wie die militärische.

Natürlich kann erst nach dem Siege auszumachen sein, wie die wirtschaftlichen und strategischen Ziele unsern Gegnern gegenüber im einzelnen erreicht werden sollen, dann aber wird hoffentlich auch die Erörterung dieser Fragen freigegeben werden. Möge Sieg und Frieden bald kommen, aber wir alle wollen nicht mehr Friedensfreunde, als Vaterlandsfreunde sein.

Dr. Wilhelm Fraknói,

Titular-Bischof von Arbe, General-Inspektor der Museen in Ungarn:

Der Treubruch Italiens und die Bestimmungen des Dreibundvertrages.

Die gigantische Größe der Kämpfer und die unermeßliche Tragweite des Kampfes in diesem Kriege, dessen wir Zeitgenossen alle nicht nur Zuschauer, sondern auch Opfer sind, wirkt in erhöhtem Grade auf den Geschichtsschreiber, der zugleich Ursachen und Folgen zu erforschen gewohnt ist.

Er wird von den Gestalten und Geschehnissen der Vergangenheit, die ihn bisher beschäftigten, abgelenkt; denn sie erscheinen nun in seinen Augen klein

und unbedeutend. Er kann der Versuchung nicht widerstehn: die Mittel der historischen Kritik an den durch die kriegführenden Mächte veröffentlichten diplomatischen Dokumenten zu verwerten, das Material für die künftige Geschichtsschreibung zu sichten und aus ihnen Lehren zu abstrahieren, die vielleicht der Politik und der Diplomatie in der Gegenwart nützlich sein können.

Auch der Verfasser dieses Aufsatzes, nachdem er im Laufe eines halben Jahrhunderts die Vergangenheit seines Vaterlandes aufzuklären bestrebt war, entschloß sich, die diplomatische Geschichte des Krieges zu bearbeiten.

Den Ausgangspunkt seiner Darstellungen bildet der im Jahre 1882 zwischen Deutschland, Italien und Österreich-Ungarn geschlossene Dreibundvertrag, der das Zustandekommen des Dreiverbandes und den Zusammenstoß der beiden Mächte-Gruppen zur Folge hatte.

Der Inhalt und der Text dieses Dokumentes blieb in den dichtesten Schleier des Amtsgeheimnisses verhüllt, den zu lüften während 33 Jahren niemand imstande war.

Selbst Heinrich Friedjung, dem es in seinen meisterhaften Darstellungen gleichzeitiger Ereignisse oft gelang, wichtige Geheimnisse aufzudecken, mußte sich in einem über den Dreibund im Jahrgange 1913 der Cottaschen Monatsschrift (Der Greif) veröffentlichten Aufsatze begnügen, unbestimmte Andeutungen zu machen, die sich nun als irrig erwiesen.

Denn im Monate Mai 1915 entschloß sich das k. und k. österreichisch-ungarische Ministerium des Äußern im zweiten Rotbuche (Zur Vorgeschichte des italienischen Krieges) die Artikel III, IV und VII des Dreibundvertrages zu veröffentlichen, und ergänzte diese Mitteilung im dritten Rotbuche (Diplomatische Aktenstücke betreffend die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Österreich) mit der Veröffentlichung des Artikels I. Ferner aus der am 21. Mai 1915 an Italien gerichteten Note des k. und k. Ministers des Äußern erfahren wir, daß der Vertrag am 5. Dezember 1912 zum letzten Male verlängert worden ist, bis zum 8. Juli 1920 giltig war und den Verbündeten nur im letzten Jahre (1919/20) das Recht der Kündigung sicherte.

Die Kenntnis dieser vier Artikel genügt uns, um die Frage: welche Verpflichtung übernahm Italien, und welche verletzte es, gründlich zu erörtern und präzise zu beantworten.

Artikel I.

„Die hohen Vertragschließenden versprechen sich gegenseitig Frieden und Freundschaft, sie werden solche Bündnisse und Verpflichtungen, die gegen einen ihrer Staaten gerichtet sind, nicht eingehen.

Sie verpflichten sich, daß sie über politische und wirtschaftliche Fragen von allgemeiner Bedeutung, die auf-

tauchen können, Gedankenaustausch führen werden; überdies versprechen sie sich gegenseitig Unterstützung, in den Grenzen ihrer eigenen Interessen."

Der Text enthält vier Verpflichtungen:

a) Frieden und Freundschaft zu halten,
b) Kein Bündnis mit den Feinden ihrer Verbündeten einzugehen,
c) Wenn neue politische und ökonomische Fragen von allgemeiner Bedeutung auftauchen, darüber Gedankenaustausch zu führen,
d) Einander gegenseitig zu unterstützen, soweit dies ihre eigenen Interessen erlauben.

Die Verpflichtung d ist vollkommen wertlos, die c ist unklar und unbestimmt.

Aber bestimmt, klar und wertvoll sind die Verpflichtungen a und b, um so mehr, da sie ganz unbedingt geltend sind.

Während der ganzen Dauer des bis zum 8. Juli 1920 abgeschlossenen Vertrages, der nur im letzten Jahre Kündigung gestattete, war demnach Italien unbedingt verpflichtet, mit seinen Verbündeten Frieden und Freundschaft zu halten, mit den Feinden der Verbündeten kein Bündnis einzugehen.

Artikel III.

„Falls einer oder zwei der hohen Vertragschließenden ohne direkte Herausforderung von ihrer Seite von zwei oder mehreren Großmächten angegriffen und in einen Krieg mit ihnen verwickelt würden, würde sich der casus foederis für alle hohen Vertragschließenden ergeben."

Die Kriegserklärungen erfolgten im Jahre 1914 in dieser Reihe:

28. Juli Österreich-Ungarns an Serbien,
1. August Deutschlands an Rußland,
3. „ Deutschlands an Frankreich,
4. „ Englands an Deutschland,
6. „ Österreich-Ungarns an Rußland,
12. „ Frankreichs an Österreich-Ungarn,
12. „ Englands an Österreich-Ungarn.

Es kann nun Folgendes festgestellt werden:

a) Es ist sicher, daß für Italien der casus foederis nicht eingetreten ist, als Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärte; von anderen Gründen abgesehen schon deshalb nicht, weil Serbien keine Großmacht ist.
b) Es ist sicher, daß der casus foederis für Italien nicht eingetreten ist, als Deutschland an Rußland den Krieg erklärte; von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil dadurch Deutschland nur mit einer Großmacht in Krieg verwickelt wurde.

c) Es ist sicher, daß der casus foederis für Italien nicht eingetreten ist, als Österreich-Ungarn an Rußland den Krieg erklärte; von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil dadurch Österreich-Ungarn nur mit einer Großmacht in Krieg verwickelt wurde.

d) Es ist zweifelhaft, ob der casus foederis für Italien eingetreten ist, als Deutschland an Frankreich und England an Deutschland den Krieg erklärte; von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil die Frage: ob Deutschland „angegriffen" wurde, und ob Deutschland „ohne Herausforderung von seiner Seite" mit mehreren Großmächten in Krieg verwickelt wurde, diskutierbar erscheinen mußte.

e) Es ist sicher, daß für Italien der casus foederis eingetreten ist, als Frankreich und England an Österreich-Ungarn den Krieg erklärten; weil diese Akte die drei Kriterien in der klarsten Weise in sich vereinigen; nämlich Österreich-Ungarn wurde angegriffen, — von zwei Großmächten angegriffen, — ohne direkte Herausforderung von seiner Seite angegriffen.

Artikel IV.

„Falls eine Großmacht die staatliche Sicherheit eines der hohen Vertragschließenden bedrohen würde, und der Bedrohte dadurch gezwungen wäre, ihr den Krieg zu erklären, so verpflichten sich die beiden anderen, ihrem Verbündeten gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten."

Es kann Folgendes festgestellt werden:

a) Es ist sicher, daß für Italien die Pflicht der wohlwollenden Neutralität nicht eingetreten ist, als Österreich-Ungarn den Krieg an Serbien erklärte; weil Serbien keine Großmacht ist.

b) Es ist zweifelhaft, ob für Italien die Pflicht der wohlwollenden Neutralität eingetreten ist, als Deutschland den Krieg an Rußland erklärt hat, weil die Frage: ob durch die russische Mobilisation „die staatliche Sicherheit Deutschlands bedroht war", und Deutschland gezwungen war, den Krieg zu erklären, diskutierbar erscheint.

c) Es ist sicher, daß für Italien die Pflicht der wohlwollenden Neutralität eingetreten ist, als Österreich-Ungarn an Rußland den Krieg erklärte, weil damals kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß Rußland, um Serbien zu unterstützen, die Mobilisation verfügt hat, dadurch aber Österreich-Ungarns staatliche Sicherheit bedrohte, und die Monarchie gezwungen war, den Krieg zu erklären.

Italien hatte demnach auf Grund des Dreibundvertrages

a) vom 28. Juli bis 6. August weder die Pflicht der wohlwollenden Neutralität, noch die der aktiven Kooperation;
b) vom 6. August bis zum 12. August Österreich-Ungarn gegenüber die Pflicht der wohlwollenden Neutralität;
c) vom 12. August an zu Gunsten Österreich-Ungarns die Pflicht der aktiven Kooperation.

Diese letztere Verpflichtung, die aus dem Wortlaute und dem Geiste des Artikels III unter dem Zwange der logischen Konsequenz entspringt, war eine absolute, unbedingte. Diese konnte von anderen Bestimmungen des Dreiverbandes nicht aufgehoben werden.

Solche enthält Artikel VII, der für den Fall, daß entweder Österreich-Ungarn oder Italien im Oriente zu Besitzerwerbungen schreiten sollte, der anderen Macht Anspruch auf Kompensationen sichert. Dieser Fall steht aber mit den in Artikel III und IV vorhergesehenen Fällen in keinerlei Beziehung.

Nachdem also die in Artikel III und IV vorhergesehenen Fälle, daß Österreich Ungarn a) von zwei Großmächten ohne direkte Herausforderung von seiner Seite angegriffen, b) von einer Großmacht in seiner staatlichen Sicherheit bedroht wurde, eingetreten waren, konnte die Erfüllung der Vertragspflichten nicht von dem Ergebnisse der auf Grund des Artikels VII eventuell angebahnten Verhandlungen abhängig gemacht werden.

Andererseits mußte die Nichterfüllung der im Artikel III und IV stipulierten Pflichten als logische Konsequenz die Folge nach sich ziehen, daß der treubrüchige Verbündete der Vorteile, welche ihm Artikel VII gewährte, verlustig wird.

Italiens Staatsmänner meinten, ohne die Pflichten zu erfüllen, die Vorteile genießen zu können.

In dem diplomatischen Kampfe, den gegen ihr Ansinnen die österreichisch-ungarischen Staatsmänner monatelang zu führen gezwungen waren, blieb die von der am 12. August entstandenen Situation gebotene Waffe unbenützt. Sie hätte den Gegner nicht zur Kapitulation gezwungen, aber sie würde ihn am tiefsten gebrandmarkt haben.

Dr. Wilhelm Streit: Bewaffnete Neutralität.

Zu den unerfreulichsten Begleiterscheinungen des gegenwärtigen Weltkrieges gehört die schwächliche und fügsame Haltung der neutralen Länder gegenüber den Belästigungen und Schädigungen, die die englische Seegewalt ihrer Schiffahrt bereitet. Nachdem sich Italien dem Reigen der Kämpfer für „Freiheit und Zivilisation" angeschlossen hat, ist allerdings nur noch eine einzige Macht vorhanden, die imstande wäre, durch kräftiges, vor entschiedenen Maßnahmen nicht zurückschreckendes Auftreten gegen Englands rücksichtsloses Verfahren einer Besserung dieser Zustände Bahn zu brechen — die Vereinigten Staaten. Wie wenig diese aber geneigt sind, über bescheidene Vorstellungen und papierne Proteste hinauszugehen, weiß man zur Genüge, und ohne die Mitwirkung einer Großmacht können die kleineren Staaten, wie Holland und die skandinavischen, nicht daran denken, sich auf jede Gefahr hin den britischen Ansprüchen zu widersetzen.

Merkwürdig genug ist es, wie geringe ernstliche Anfechtungen diese im Laufe des etwas mehr als zwei Jahrhunderte umfassenden Zeitraums, seitdem England das unbestrittene Übergewicht zur See erlangt hat, erfahren haben. Angesichts der augenblicklichen Lage ist es lehrreich, sich die Versuche zu vergegenwärtigen, die in früheren Zeiten unternommen worden sind, um die Rechte des neutralen Handels gegen die Willkür der Kriegführenden, in erster Linie eben Englands, zu wahren. Es handelt sich dabei alles in allem um drei Vorgänge, aus denen sich ebenso das eine ergibt, daß Britannien sich, wo es ihm wesentliche politische Interessen gebieten, sehr wohl zu der nötigen Rücksicht auf den Handel der Neutralen verstehen kann, wie das andere, daß es, wenn Umstände der gedachten Art nicht vorliegen, jeden Widerstand gegen seine Übergriffe in der bedenkenfreiesten Weise niederzuschlagen bereit ist — heute zweifellos genau so, wie sich das in früheren Zeiten herausgestellt hat.

Wirklich erfolgreich ist von jenen Abwehrversuchen nur der erste verlaufen. Er fällt in die Zeit des sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieges, den Ludwig XIV. 1688 entfesselt hatte — jenes Krieges, an den noch heute die Trümmer des Heidelberger Schlosses als mahnende Zeugen französischer Barbarei erinnern — und in dem er einer Verbindung Österreichs, des deutschen Reiches, Englands, Hollands, Spaniens und Savoyens gegenüberstand. Damals stellte sich die niederländische Republik als Seemacht noch einigermaßen ebenbürtig neben England. Doch begann sich schon zu dieser Zeit die Verschiebung in dem Machtverhältnis der beiden Länder anzukündigen, die im Laufe der nächsten Jahrzehnte in das volle und unbestrittene Übergewicht Großbritanniens ausmünden sollte.

Von ihm ging denn auch die Maßregel aus, die zum Anlaß für das erste Beispiel einer bewaffneten Neutralität wurde. Die britische Regierung schloß nämlich

im Jahre 1689 mit Holland, das sich allerdings nur nach starkem Widerstreben zu dem Schritte verstand, einen Vertrag, demzufolge die sämtlichen Küsten Frankreichs durch einfache Anzeige an die Neutralen in Blockadezustand erklärt werden sollten mit der Maßgabe, daß jedwedes Fahrzeug, das sich den Küsten Frankreichs nähere, auf den bloßen Verdacht hin, dort irgendeinen Handel treiben zu wollen, als gute Prise aufzubringen sei.

Das schloß die völlige Lahmlegung des Seehandels der Neutralen mit Frankreich in sich, und die Durchführung dieser bis dahin unerhörten Bestimmungen traf besonders Dänemark und Schweden überaus schwer. Beide Staaten, damals noch ansehnliche Seemächte, waren nicht gesonnen, sich in dieser Weise beeinträchtigen zu lassen, und als ihre gemeinsamen diplomatischen Vorstellungen in London und im Haag erfolglos geblieben, schlossen sie im März 1693 eine Übereinkunft, in der sie sich zu einhelliger Abwehr der ihrem Handel bereiteten Schädigungen verpflichteten. Als daraufhin ihre Flotten empfindliche Vergeltung an den Fahrzeugen Englands und Hollands auszuüben begannen, besannen sich diese beiden Staaten, da die politische Lage es ratsam machte, sich zu der bestehenden Verwicklung mit Frankreich nicht noch eine andere auf den Hals zu laden, rasch eines Besseren, gaben die weggenommenen skandinavischen Schiffe heraus und zogen ihre allgemeine Blockadeerklärung zurück.

Beinahe hundert Jahre vergingen, ehe ein neuer Versuch unternommen wurde, die Rechte des neutralen Seehandels den Kriegführenden gegenüber zu sichern. Ihn veranlaßten die Unzuträglichkeiten, die der friedlichen Schiffahrt aus den Zuständen erwuchsen, zu denen seit 1776 die zunehmende Ausdehnung des Kampfes zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien auf dem Meere geführt hatte. Es handelte sich ja in jenen Zeiten nicht nur um die von den regelrechten Kriegsschiffen ausgeübten Übergriffe gegenüber den Handelsfahrzeugen, sondern auch um die ausgedehnte Kaperei, die damals allgemein im Kriegsfalle von Privatleuten mit staatlicher Genehmigung auf Grund sog. Kaperbriefe betrieben ward. So wurden die Meere nach Ausbruch des Krieges alsbald durch englische und amerikanische Kaper, weiterhin, nachdem Frankreich und Spanien auf die Seite der aufständischen Kolonien getreten waren, auch durch solche aus diesen beiden Ländern unsicher gemacht, und dem Handel der Neutralen erwuchsen immer schwerere Schädigungen. Die schwersten aber doch von britischer Seite. England hatte von vornherein jeden Handel und Verkehr mit den „Rebellen" verboten, es hielt fest an dem Grundsatz, daß feindliches Privateigentum auch auf neutralen Schiffen der Wegnahme unterliege, und daß neutrale Schiffe selbst ihr gleichfalls verfallen seien, sobald sie Konterbande an Bord hätten. Dabei dehnte die britische Regierung — genau, wie heute — den Begriff der Konterbande in einer maßlosen Weise aus, so daß ihre Prisengerichte in der Lage waren, allen möglichen Waren den Charakter der Unterstützung der feindlichen Kriegspartei zuzusprechen.

Im Gegensatz zu diesem Verhalten Englands verfuhren Frankreich und die aufständischen Kolonien nach dem Grundsatz, daß die Ladung neutraler Schiffe, mit Ausnahme von Konterbande, frei sei, nur wenn diese drei Vierteile oder mehr vom gesamten Frachtwert ausmachte, sollten die ganze Ladung und das Schiff selbst verfallen sein. Andererseits nahm Spanien, die letzte Macht, die in den Krieg eintrat, im wesentlichen den gleichen Standpunkt, wie England, ein und ließ ebensowenig neutralem Eigentum unter feindlicher, wie feindlichem Gut unter neutraler Flagge Schonung angedeihen.

So kam es schon im August 1778, anläßlich des Auftretens amerikanischer Kaper in der Nordsee, die den Handel von und nach Archangel störten, dazu, daß die darüber unwillige Herrscherin Rußlands, Katharina II., der dänischen Regierung gemeinsame Maßnahmen vorschlagen ließ, um in den nordrussischen und norwegischen Meeresteilen — Norwegen gehörte ja damals noch zu Dänemark — die Handelsinteressen zu schützen. Die russischen Vorschläge gingen freilich nicht weiter, als dahin, es sollten im Frühjahr 1779 von beiden Staaten kleine Flotten von gleicher Stärke zur Bewachung jener Seewege ausgesandt werden. Das schien dem leitenden dänischen Minister, dem Grafen Andreas Peter von Bernstorff d. Ä., nicht ausreichend. Der dänische Handel, der allerdings von weit größerer Bedeutung als der noch sehr in der Entwicklung begriffene russische war, litt natürlich, der geographischen Lage entsprechend, unter den englischen Bedrückungen viel mehr, als unter denen der anderen kriegführenden Parteien.

Graf Bernstorff glaubte daher das gewünschte Vorgehen auf eine viel breitere Grundlage stellen zu müssen. Er schlug Rußland vor, Grundsätze für die Sicherung der Schiffahrt aller neutralen Staaten zu vereinbaren, und zwar sollten das folgende fünf Punkte sein: 1. Neutrale Schiffe dürften ungehindert von Hafen zu Hafen und an den Küsten der kriegführenden Nationen entlangfahren; 2. die den Untertanen der kriegführenden Mächte gehörenden Güter auf neutralen Schiffen sollten frei sein, ausgenommen Konterbande; 3. der Begriff der Konterbande sollte gleichmäßig bestimmt werden, insbesondere dürfte England ihm unter keinem Vorwande eine weitere Ausdehnung geben, als Frankreich zurzeit täte; 4. als ein blockierter Hafen dürfte nur der gelten, bei dem die Einfahrt infolge der nahen Heranführung genügender Kriegsschiffe der blockierenden Macht eine augenscheinliche Gefahr darstelle; 5. diese Grundsätze sollten veröffentlicht werden, um als offenkundige Richtschnur für Kaperung und Prisengerichte zu dienen.

Indes ein so weitgreifendes Auftreten war zunächst nicht nach dem Sinne Katharinas II. und ihres Staatskanzlers Grafen Panin. Bernstorffs Anregung fand kein Entgegenkommen bei ihnen, da es ihnen nicht angezeigt schien, über die augenblicklich vorliegenden Interessen hinauszugehen. Es kam daher aus den längeren Verhandlungen mit Dänemark und den später auch mit Schweden gepflogenen nichts weiter heraus, als daß, dem Vorschlage Rußlands entsprechend, im Frühjahr 1779 von allen drei Staaten ziemlich ähnliche Erklärungen in London

und Paris überreicht wurden, worin auf die beabsichtigten gleichartigen Maßnahmen hingewiesen wurde. Diese bestanden dann in der Aussendung von sechs russischen und je sechzehn dänischen und schwedischen Kriegsfahrzeugen zur Freihaltung des Seeweges längs der Ostseite der Nordsee von kriegerischen Operationen und zur Sicherung der dortigen Handelsschiffahrt, was angesichts der Abgelegenheit dieses Schauplatzes den Kriegführenden keine großen Kopfschmerzen bereitete.

Nun brachte aber das Jahr 1779 in seinem weiteren Verlaufe eine starke Erweiterung des Kriegsgebietes und damit der Gefahren für die neutrale Schiffahrt, indem Spanien ebenfalls den Kampf gegen England eröffnete. Seine Stellung zu den Fragen des Seekriegsrechts ist bereits oben gekennzeichnet worden. Ihr entsprechend brachten spanische Kreuzer Ende 1779 und Anfang 1780 einmal ein mit russischem Weizen beladenes holländisches, das anderemal ein russisches Schiff mit Getreide vor der Meerenge von Gibraltar auf und schleppten sie nach Cadix, wo in beiden Fällen die Ladung im Zwangswege versteigert wurde. Katharina II. hatte schon nach dem ersten Vorfalle eine scharfe Note nach Madrid richten lassen, der zweite erbitterte sie aufs höchste. Ohne Panin zu befragen oder auch nur sofort zu benachrichtigen, gab sie, zwei Tage, nachdem ihr die Sache bekannt geworden, am 19. Februar 1780 den Befehl, in Kronstadt fünfzehn Kriegsschiffe auszurüsten und auf ein halbes Jahr zu verproviantieren, damit sie auf den ersten Wink bereit wären auszulaufen.

Sechs Tage später erteilte die Kaiserin dem Staatskanzler, dem gleichzeitig damit erst der Ukas über die Flottenausrüstung zuging, den Auftrag, eine Erklärung über ihre Stellung zu den Fragen der neutralen Schiffahrt abzufassen. Es sei, hieß es in dem Schreiben an Panin, unter Erläuterung dessen, was sie unter erlaubtem Handel, was unter Konterbande verstehe, den Kriegführenden Aufklärung über die Bestimmung der befohlenen Flottenausrüstung zu geben, sowie den Regierungen von Schweden, Dänemark, Holland und Portugal die Aufforderung zu unterbreiten, sich unter vollster Wahrung der Neutralität zum Schutze des neutralen Seehandels mit Rußland zu verbünden. Bevor zu gewaltsamen Mitteln gegriffen werde, solle zugleich von Spanien Herausgabe der weggenommenen Schiffe, voller Schadenersatz und die Zusage der Unterlassung weiterer Belästigungen des loyalen russischen Handels gefordert werden.

Der Zorn der Kaiserin und ihre beabsichtigten Maßnahmen richteten sich also, wie kein Zweifel war, vornehmlich gegen Spanien. Es muß hierbei eingefügt werden, daß England seit 1778, wo Frankreich zu seinem offenen Gegner geworden war, lebhaft danach strebte, Rußlands tätige Unterstützung für sich zu erlangen, und sein Gesandter in Petersburg, Sir James Harris (der spätere Lord Malmesbury), einer der gewandtesten Diplomaten seiner Zeit, arbeitete mit allen Mitteln dahin, dieses Ziel zu erreichen. Ungewöhnliche Gunstbezeigungen, deren er sich von seiten Katharinas vielfach rühmen durfte, ließen auch wiederholt

den Augenblick nahegerückt erscheinen, wo Rußland auf Englands Seite treten würde. Indes war die Kaiserin schließlich doch nicht über unverbindliche Freundschaftsversicherungen hinauszubringen, da Graf Panin, der einer Verbindung mit England abgeneigt war, ihr andauernd widerriet, den Boden der Neutralität zu verlassen, und sie selbst nicht verkennen konnte, daß ein kriegerisches Auftreten Rußlands gegen Frankreich und Spanien wenig wirkliche Frucht für ihr Land verhieß.

Als nun der Flottenausrüstungsbefehl Katharinas bekannt wurde, der, wie aus den Umständen hervorging, nur auf Spanien gemünzt sein konnte, schnellten die Hoffnungen des britischen Gesandten noch einmal hoch empor, freilich nur, um rasch wieder völlig enttäuscht zu werden. Denn am 10. März (28. Februar a. St.) erging von Petersburg aus eine „Deklaration an die Höfe von London, Versailles und Madrid", die auch den übrigen Mächten bekanntgegeben wurde, und in der die Kaiserin die Grundsätze, die sie für die Ausübung des Handels in Kriegszeiten als maßgebend ansähe, verkündete. Diese Grundsätze waren keine anderen, als die fünf Punkte, die Graf Bernstorff 1778 als Grundlage für das von Rußland angeregte gemeinsame Vorgehen dem Grafen Panin in Vorschlag gebracht hatte. Sie stimmten mit ihnen zum größten Teil wörtlich, sonst dem Sinne nach völlig überein; es war nur in Punkt 3 bezüglich der Konterbande jetzt gesagt, die Kaiserin hielte sich, was diesen Begriff anginge, an die Bestimmungen der Artikel 10 und 11 des russisch-englischen Handelsvertrages von 1766 — nach denen nur dem unmittelbaren Kriegsbedürfnisse dienende Gegenstände als Konterbande anzusehen waren — und dehnte sie auf sämtliche kriegführenden Staaten aus. Im Anschluß an diese Grundsätze hieß es in der Deklaration sodann: „Indem sie diese verkündigt, zögert ihre Kaiserliche Majestät keinen Augenblick, bekannt zu geben, daß sie behufs ihrer Aufrechterhaltung und zur Beschützung der Ehre ihrer Flagge, sowie der Sicherheit des Handels und der Schiffahrt ihrer Untertanen, gegen wen es immer sei, einen ansehnlichen Teil ihrer Seemacht segelfertig stellen läßt." Diese Maßregel werde jedoch in keiner Weise die von ihr bisher beobachtete strenge Neutralität beeinflussen, die sie auch weiterhin zu wahren beabsichtige, solange man sie nicht zwinge, aus den Schranken der Mäßigung und Unparteilichkeit herauszutreten. Zum Schluß ward die Hoffnung ausgesprochen, die kriegführenden Mächte würden aus den gleichen Gefühlen der Gerechtigkeit und Billigkeit heraus sich die Beobachtung der angegebenen, „aus dem Urgesetzbuch der Völker geschöpften" Grundsätze angelegen sein lassen.

Es war ein erstaunliches Schriftstück, das, wie alsbald jedem Schärferblickenden zum Bewußtsein kam, der Lage der Dinge nach seine Spitze, gewollt oder ungewollt, wesentlich gegen England kehrte, mithin in einem unverkennbaren Widerspruch zu den bisherigen Gesinnungen der Kaiserin und dem unmittelbaren Anlaß ihres Vorgehens stand. Man kann kaum etwas anderes annehmen, als daß Graf Panin, der, wie erwähnt, England keineswegs geneigt

war, über den ihm gegebenen Auftrag hinaus der für die Unterschrift der Kaiserin bestimmten Erklärung durch die Einfügung der ihm jetzt gelegen kommenden Bernstorff'schen Sätze den vor allem gegen die britische Handhabung des Seerechts gerichteten Charakter gegeben hatte, und daß Katharina die damit geschaffene Grundsätzlichkeit und Tragweite ihres Schrittes nicht sofort durchschaute. Als ihr dann die Antwortnoten der anderen Staaten darüber Klarheit verschafften, konnte sie nicht mehr zurück und empfand auch sehr bald, ruhmdürstend und der Schmeichelei zugänglich, wie sie war, die Huldigungen höchst angenehm, die ihr Vorgehen ihr von seiten der Handelswelt und der neutralen Mächte selbst eintrug. Wurde sie doch rasch als „Befreierin der Meere" und „Wohltäterin der Nationen" ausbündig gepriesen.

Damit hatte es freilich einstweilen noch gute Wege. Von den kriegführenden Staaten stimmte zwar Frankreich den Grundsätzen der russischen Deklaration, deren Standpunkt es schon immer vertreten zu haben erklärte, unter schmeichelhaften Ausdrücken für das Vorgehen der Zarin durchaus zu und erließ oder erneuerte dem entsprechende Vorschriften für die Behandlung der neutralen Schiffe. Spanien indes streute zwar den edlen Absichten Katharinas natürlich ebenfalls gebührenden Weihrauch, wälzte aber die Verantwortung für die vorhandenen Übelstände auf England und machte seine Annahme des Punktes 2 der Deklaration davon abhängig, daß das Inselreich in der Anerkennung des Grundsatzes „frei Schiff — frei Gut" vorangehe. Übrigens gab es die beiden weggenommenen Handelsschiffe heraus. England endlich ging in seiner Antwort auf die Forderungen der Deklaration mit deutlicher Ablehnung nur obenhin ein, erklärte, es handle gegen alle Nationen, mit denen keine abändernden Verträge vorlägen, nach den klaren Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts, und wies darauf hin, daß seinen Kriegsschiffen und Kapern seit Beginn des Krieges anbefohlen sei, die russische Flagge mit besonderer Rücksicht zu behandeln und die vertragsmäßigen Bestimmungen zu beobachten. Es dachte also nicht daran, seinen Standpunkt „frei Schiff — unfrei Gut" anders als in Ausnahmefällen aufzugeben, und eine solche Ausnahme machte es eben angesichts der zwingenden Notwendigkeit, den einzigen Staat, von dem es sich vielleicht noch Hilfe in dem augenblicklichen schweren Kampfe versprechen konnte, nicht vor den Kopf zu stoßen, mit Rußland, was ihm freilich umso leichter fiel, als, wie gesagt, die russische Handelsflagge einstweilen eine ziemlich geringe Bedeutung hatte.

Ein Erfolg im Sinne des von Rußland aufgestellten Zieles, daß die Grundsätze der kaiserlichen Deklaration allen Neutralen zugute kommen sollten, war also nicht entfernt erreicht. Darüber konnte man sich in Petersburg, so befriedigt man über die eingelaufenen Antworten tat, nicht täuschen. Um so mehr arbeitete die russische Regierung nun eifrig daran, zu einer festen Verbindung mit den obenerwähnten vier Seestaaten zu gelangen, denen Panin auf Befehl Katharinas bereits eine entsprechende Aufforderung hatte zugehen lassen. Es kamen denn

auch am 9. Juli und 1. August 1780 ziemlich gleichlautende Verträge mit Dänemark und Schweden zustande, die zusammen, da auch die beiden skandinavischen Staaten wechselseitig die von jedem mit Rußland getroffene Vereinbarung anerkannten, einen gemeinsamen Bundesvertrag aller drei Mächte darstellten, die Grundlage dessen, was man dann die „Bewaffnete Neutralität" genannt hat.

Der Kern dieser Abmachungen bestand darin, daß die drei Staaten sich verpflichteten, gemeinsam für die in der Deklaration Katharinas II. niedergelegten Grundsätze einzutreten, zum Schutze ihres Handels, soweit nicht Konterbande in Betracht käme, Flotten als Geleit der Kauffahrteischiffe auszusenden, wobei im gegebenen Falle immer die Kriegsschiffe jeder der Vertragsmächte auch den Schutz der Handelsfahrzeuge der beiden anderen auszuüben hätten, endlich, sich gemeinsam gegen Belästigungen und Angriffe aus Anlaß dieses Vertrages zu verteidigen. Der Abschluß dieses Bundes wurde durch Rußland als führenden Staat den Kriegsparteien und den neutralen Mächten bekannt gegeben. Es war bezeichnend, daß Spanien und vor allem England über die Anzeige durch Stillschweigen quittierten.

Die in Petersburg gehegte Erwartung, daß auch Portugal und Holland dem Bunde beitreten würden, erfüllte sich nicht so rasch. Portugal lehnte zunächst die Beteiligung ganz ab, ließ sich aber dann, nachdem es üble Erfahrungen hinsichtlich der Sicherheit seines Handels gemacht hatte, im Juli 1782, wo freilich die Kriegsfackel schon im Verlöschen war, aufnehmen. Der Beitritt Hollands verzögerte sich infolge der kläglichen inneren Zustände dieser Republik, der eine einheitliche Regierung ganz und gar abhanden gekommen war. England hatte schon seit 1779 versucht, unter Berufung auf alte Verträge, Holland durch Mahnungen und Drohungen dazu zu bringen, daß es auf seine Seite träte, ohne es aber aus seiner Neutralität heraustreiben zu können. Schließlich ließ es seine Kaper auf holländische Fahrzeuge in stärkerem Maße Jagd machen. Trotzdem kamen die Generalstaaten im Haag erst am 20. November 1780 zu dem Beschlusse, der Bewaffneten Neutralität, von der sie sich doch einen gewissen Schutz versprechen konnten, beizutreten, und es dauerte bis in den Anfang des nächsten Jahres, ehe die Aufnahme Hollands in den Bund vollzogene Tatsache war.

Da aber hatte die Neutralität der Republik wider ihren Willen schon ihr Ende erreicht. Denn England war inzwischen zur offenen Kriegserklärung an Holland übergegangen, wobei es mit seiner üblichen Mißachtung des Völkerrechts, noch ehe die Aufkündigung des Friedens im Haag eingetroffen war, den Krieg tatsächlich eröffnete, so daß die auf See befindlichen holländischen Schiffe ahnungslos der Aufbringung verfielen. Noch ärger war, daß der britische Admiral Rodney ohne jede Mitteilung vom Kriegszustande die niederländische Insel St. Eustache in Westindien überfiel und dort außer 300 Handelsschiffen auch das sämtliche sonstige Privateigentum wegnahm, was selbst im englischen Parlament, allerdings nur aus dem furchtlosen Munde Edmund Burkes, Tadel erfuhr.

Jedenfalls aber hatte die britische Regierung durch ihr Vorgehen die für sie günstige Sachlage geschaffen, daß Holland im Augenblick seiner Aufnahme in die Bewaffnete Neutralität in Wirklichkeit ein kriegführender Staat war und daher aus seiner Zugehörigkeit zu ihr keinen Nutzen mehr ziehen konnte, denn trotz lebhafter Bemühungen der Generalstaaten waren die drei Nordmächte begreiflicherweise nicht dazu zu bewegen, sich offen mit England wegen des verspätet beigetretenen Bundesgliedes zu überwerfen.

Eine weitere Vergrößerung erfuhr die Bewaffnete Neutralität im Laufe des Jahres 1781 durch den Beitritt Preußens, dessen großer König auch hinreichenden Grund zu Klagen über englische Übergriffe gegen den Handel seines Landes hatte, abgesehen davon, daß er in seiner Politik dem Inselreiche, seit ihn dieses gegen Ende des Siebenjährigen Krieges so unschön im Stiche gelassen, durchaus abgeneigt war. Er konnte sich allerdings, da er keine Flotte besaß, nicht zur Aussendung von Kriegsschiffen verpflichten, sondern sollte nur seine diplomatische Mitwirkung bei der Geltendmachung von Beschwerden in die Wagschale werfen. Ebenso war es wesentlich nur von moralischer Bedeutung, daß noch etwas später auch Österreich, wo soeben Joseph II. zur Regierung gelangt war, sich dem Bunde anschloß. Als letzter Teilnehmer wurde endlich noch 1783 das Königreich Neapel und Sicilien aufgenommen.

So kam immerhin eine Verbindung zustande, die England bei seiner bedrängten politischen Lage sehr unbehaglich war, und die es nicht ganz unberücksichtigt lassen konnte. Die britische Regierung bequemte sich daher, wenn sie auch zu einer grundsätzlichen Anerkennung der Forderungen der Bewaffneten Neutralität nicht zu bewegen war, doch zu starkem tatsächlichen Entgegenkommen. Sie wählte den Weg, in erneuten Instruktionen für die Kaperschiffe diesen die strengste Beobachtung der mit den neutralen Staaten bestehenden Verträge betreffs des Umfangs der Konterbande einzuschärfen, und ließ allem Anschein nach auch den Prisengerichten die geheime Weisung zukommen, in ihren Urteilen möglichst nach den Grundsätzen des Neutralitätsbundes zu verfahren. Da nun die Flaggen der anderen kriegführenden Parteien vor der englischen allmählich überhaupt in den europäischen Gewässern das Feld räumen mußten, wurde die Kaperei bei der eingetretenen Schonung der Neutralen immer weniger lohnend und hörte gegen Ende des Krieges so ziemlich auf.

Insofern also hatte der von Katharina II. veranlaßte Bund für den augenblicklichen Fall seine Wirkung nicht verfehlt. Um aber mehr zu sein, als ein vorübergehender Versuch, hätte er mit aller Macht dahin streben müssen, die von ihm aufgestellten Grundsätze als bleibende Richtlinien des allgemeinen Seekriegsrechts anerkennen zu lassen. In der Tat hat die russische Kaiserin es eine Zeitlang ins Auge gefaßt, bei den Friedensverhandlungen, die seit Herbst 1782 im Gange waren, und bei denen sie im Verein mit Joseph II. als Vermittlerin tätig zu sein bemüht war, eine derartige Übereinkunft durchzusetzen. Aber es ist nicht

dazu gekommen, teils, weil man von englischer Seite darauf aus war, dem Plane durch Beschleunigung der Friedensverhandlungen entgegenzuarbeiten, teils, weil Katharina selbst vielleicht nicht von der dauernden Bedeutung ihrer Schöpfung durchdrungen war — sie sprach einmal dem britischen Gesandten gegenüber von der nullité armée, was allerdings auch eine Spöttelei über die englische Unterschätzung des Bundes gewesen sein kann — jedenfalls fanden im Friedensvertrage von Versailles und Paris 1783 die fünf Punkte der Deklaration von 1780 keine Erwähnung, die Bewaffnete Neutralität, mit dem Eintritt des Friedens gegenstandslos geworden, löste sich auf, und der Ruhm, den sich die „nordische Semiramis" als „Gesetzgeberin der Meere" bei ihren Zeitgenossen erworben, blieb vorübergehend. Ja, er mußte völlig verblassen, als kaum ein Jahrzehnt später England im Kampfe gegen das republikanisch gewordene Frankreich 1793 zur vollständigen Sperrung jedes Handels mit diesem Lande und seinen Kolonien schritt und hierbei auch die Unterstützung Katharinas II. fand, deren Vorgehen sich im Laufe des genannten Jahres alle übrigen Staaten anschlossen, die einst der „Bewaffneten Neutralität" angehört hatten!

Nur Dänemark blieb den Grundsätzen dieses Bundes treu und lehnte es ab, das englische Verfahren mitzumachen. Das trug freilich seinem Handel die schwersten Belästigungen und Schädigungen von britischer Seite ein, besonders als England im weiteren Verlaufe des Kampfes gegen Frankreich, das natürlich ebenfalls die schärfsten Vergeltungsmaßregeln anwandte, dazu überging, selbst die Begleitung neutraler Handelsfahrzeuge durch ein Kriegsschiff des betreffenden Staates nicht mehr als Schutz vor Durchsuchung nach Konterbande gelten zu lassen. Dies führte u. a. dazu, daß im Juli 1800 die dänische Fregatte „Freya" mitsamt den von ihr geleiteten Handelsschiffen von den Engländern nach tapferer Gegenwehr genommen wurde. Als Dänemark dafür Genugtuung forderte, erhielt es sie in der Weise, daß die britische Regierung Gegenbeschwerden erhob und zur Beilegung der entstandenen Schwierigkeiten einen Sondergesandten nach Kopenhagen in Begleitung einer ausreichenden — Flotte schickte, worauf dann im August ein Abkommen geschlossen wurde, das den Zwischenfall mit der „Freya" gütlich ordnete, aber Dänemark auferlegte, seinen Kauffahrern keinen militärischen Schutz mehr beizugeben.

Inzwischen aber war die Frage von einer mächtigeren Seite angefaßt worden. Kaiser Paul I. von Rußland, Katharinas II. seit 1796 regierender Sohn, hatte, launenhaft und von persönlichen Liebhabereien geleitet, sich zuerst mit Feuereifer in den Kampf gegen die französische Revolution als Bundesgenosse Österreichs und Englands im Jahre 1799 eingelassen. Aber die Unfälle, von denen nach anfänglichen glänzenden Erfolgen die Heere der Verbündeten infolge von Uneinigkeit und schlechter Führung heimgesucht wurden, erbitterten den Zaren im höchsten Maße, so daß er sich Ende des Jahres von der Koalition trennte und dann mehr und mehr in Gegensatz zu England trat. Als dieses nun gegen Dänemark in der

geschilderten Weise vorging und den russischen Selbstherrscher auch noch persönlich dadurch reizte, daß es das den Franzosen wieder entrissene Malta nicht an den früheren Besitzer, den bei Paul in besonderer Gunst stehenden Johanniterorden zurückgab, wandte sich sein Zorn ganz gegen die britische Seetyrannei. Er ließ alle englischen Schiffe in den russischen Häfen mit Beschlag belegen, ihre Mannschaften gefangen setzen und an die beiden skandinavischen Staaten, sowie an Preußen, die Aufforderung zur Erneuerung der bewaffneten Neutralität ergehen. Schweden und Preußen folgten bereitwillig der Anregung, ein Zeichen, wie die britische Willkür auch anderwärts als unerträglich empfunden ward. Dagegen zögerte Dänemark, dem Bunde beizutreten, aus Besorgnis vor England, die sich allerdings nachher als sehr begründet erwies; erst halber Zwang von russischer Seite machte es gefügig. So kam im Dezember 1800 die zweite Bewaffnete Neutralität zustande. Sie fügte den Forderungen und Grundsätzen der ersten noch zwei Bestimmungen hinzu. Einmal, daß der Befehlshaber eines Blockadegeschwaders verpflichtet sein sollte, neutralen Schiffen, die in den blockierten Hafen einlaufen wollten, von diesem Zustande Mitteilung zu machen, und sodann, daß die von dem Führer des Kriegsschiffgeleites neutraler Kauffahrer abgegebene Erklärung, diese hätten keine Konterbande an Bord, jede Untersuchung durch die Schiffe der Kriegführenden ausschließen sollte.

Indes England beherrschte diesmal die See weit unbestrittener als 1780 und machte von seiner Übergewalt rasch und rücksichtslos Gebrauch. Mitte Januar 1801 wurden alle russischen, dänischen und schwedischen Schiffe in den britischen Häfen weggenommen, und eine gewaltige Flotte von achtzehn Linienschiffen und zahlreichen Fregatten und Kreuzern unter dem Admiral Parker, neben dem als zweiter Befehlshaber der Held von Abukir, Nelson, stand, wurde Ende März in die skandinavischen Gewässer geschickt. Sie erzwang die Durchfahrt durch den Sund und erschien am 2. April vor Kopenhagen. Die dänischen Schiffe und Landbatterien wehrten sich mit außerordentlicher Tapferkeit, mußten aber der Übermacht unterliegen. Doch erreichte ihr heldenmütiger Widerstand, daß die englischen Admirale am Tage nach dem Kampfe einen Waffenstillstand vorschlugen, auf den die dänische Regierung notgedrungen einging, und der sie verpflichtete, für die Dauer von vierzehn Wochen die Bestimmungen des Neutralitätsbundes außer Kraft zu setzen.

Die englische Flotte segelte sodann in die Ostsee, um sich gegen Schweden und Rußland zu wenden. Aber sie kam nicht mehr zu weiterer Arbeit. Ein Thronwechsel in Rußland änderte die ganze Sachlage plötzlich und bereitete der zweiten bewaffneten Neutralität ein wenig rühmliches Ende. In der Nacht zum 24. März war Kaiser Paul ermordet worden, und sein Sohn und Nachfolger Alexander I., sich noch auf unsicherem Boden fühlend und auswärtige Verwicklungen scheuend, verließ alsbald die Bahnen seines Vorgängers vollständig. Nach kurzen Verhandlungen mit England schloß er mit diesem am 17. Juni 1801 ein Abkommen,

worin er die britischen Ansprüche im wesentlichen anerkannte. England gestand zwar zu, daß der Begriff der Kriegskonterbande künftig auf Waffen, Munition und Kriegsgerät beschränkt sein, und daß für die Blockade eines Hafens dessen wirkliche Sperrung erforderlich sein sollte. Für eine solche wurde aber jetzt schon die Bewachung durch dort stationierte Kreuzer erklärt, und einen völligen Rückzug trat Rußland an mit dem Verzicht auf die beiden Forderungen, daß die neutrale Flagge auch feindliches Gut decken solle, und daß die Untersuchung von Kriegsschiffen geleiteter neutraler Handelsschiffe zu unterbleiben hätte.

Die russische Regierung machte sich außerdem noch anheischig, die beiden skandinavischen Staaten — Preußen wurde gar nicht mehr erwähnt — zum Beitritt zu diesen Abmachungen einzuladen. Dänemark wie Schweden sträubten sich lebhaft dagegen, aber da sie von dem mächtigen Genossen im Stich gelassen waren, was blieb ihnen schließlich übrig, als sich zu unterwerfen? So erkannten sie denn einige Zeit später ebenfalls die russisch-englische Übereinkunft an. Damit war der Gedanke der bewaffneten Neutralität abermals begraben.

Er ist auch seitdem nicht mehr zum Leben erweckt worden, ohne daß man behaupten könnte, er wäre in der Zwischenzeit überflüssig geworden. Gewiß sind auf dem Gebiete des Seekriegsrechts im Laufe des 19. Jahrhunderts bemerkenswerte Fortschritte gemacht worden. Der Pariser Kongreß von 1856, der den Krimkrieg beendete, hat mit seiner Seerechtsdeklaration, der so ziemlich alle europäischen Staaten beigetreten sind, die Handelswelt von der Geißel des Kaperwesens befreit und das neutrale Gut unter feindlicher Flagge, wie das feindliche unter neutraler, sichergestellt, soweit es sich nicht in jedem Falle um Konterbande handelt. Aber wie wenig gerade hinsichtlich dieses Begriffes feste Normen geschaffen sind, zeigt der gegenwärtige Krieg mit seiner Unterbindung des neutralen Handels durch Englands rücksichtsloses Aushungerungsverfahren gegen Deutschland, wie ja das Inselreich überhaupt nie zur Anerkennung des Grundsatzes, daß das Privateigentum zur See genau so zu schonen sei, wie im Landkriege, zu bewegen gewesen ist. Nun macht es zum ersten Male seit langer Zeit die Erfahrung, daß seine Machtmittel auf dem Meere ihm nicht mehr dessen unbedingte und unangreifbare Herrschaft gewährleisten, und es muß besorgt mit der Möglichkeit rechnen, daß der Krieg einen Ausgang nimmt, der den stolzen Bau einer auf Unterdrückung und Niederhaltung jeder annähernd ebenbürtigen See- und Handelsmacht gegründeten Gewalt zum Einsturz bringt und der Welt dauernd die Sicherheiten für den friedlichen Schiffahrtsverkehr schafft, die einst durch das Mittel der bewaffneten Neutralität nur sehr vorübergehend erreicht werden konnten.

Dr. N. Hansen:
Die deutschen Fertigfabrikate und der Völkerhaß.

Auf die Frage: Warum hassen uns die Völker, und warum kommen immer noch mehr Feinde hinzu? sind politisch, soziologisch, psychologisch etc. schon viele sehr interessante und richtige Antworten von Autoritäten des In- und Auslandes gegeben worden. Soweit ich die Kriegsliteratur überschaue, ist aber der Rolle, welche die Erfolge der deutschen Fertigfabrikate in der Welt in der Erzeugung des Hasses, des Neides, der Intrigen, der Inszenierung des englischen Handels- und Kaperkrieges gespielt haben, noch kaum genügend gedacht worden. Und doch sehe ich in dieser wirtschaftlichen Problemstellung*) einen der wichtigsten Gründe für die Entstehung des jetzigen Hasses so vieler Völker gegen Deutschlands Kultur- und Wirtschaftsleistungen. Ich glaube daher auch, daß wir einer wirtschaftspsychologischen Betrachtungsweise, wie sie hier angestellt werden soll, sehr viel entnehmen müssen für das Verständnis der Gegenwartsverhältnisse und für die Zukunftsarbeit des Wiederaufbaues der deutschen Industrie und des deutschen Exportes.

Einer der bekanntesten argentinischen Journalisten, Ramos, der sich mit der Frage des Völkerhasses gegen Deutschland in einer stilistisch geradezu glänzenden, in Südamerika viel beachteten, in der „Revista Politica" erschienenen Abhandlung vor einigen Monaten beschäftigt hat, sagte mit Recht:

„Es ist an der Zeit, sich zu sammeln und sich darüber klar zu werden, welche tragische Katastrophe der Zivilisation sich vollziehen mag. Die Erschütterung ist so groß gewesen, daß die Menschheit die Logik, das Leben, die Geschichte vergessen hat. Die nicht am Kampfe beteiligten Völker haben einer der kriegführenden Nationen allein die Verantwortung für den Krieg aufbürden wollen. Eigennutz bei dem einen, Sentimentalität bei dem anderen, bei vielen anderen die Ignoranz, bei dem Reste ein Überschwang der Gefühle erzeugten das Ergebnis, ein einziges Volk zum Urheber des Weltbrandes zu stempeln. Und da sie gerade die größten der Nationen aussuchten, ist es einer Lügenallianz gelungen, eine Argumentation aufzubauen, die einige Wahrheit für sich zu haben schien. Deutschland war für alle der Urheber der Zwietracht, welche die Zivilisation schwer zu gefährden droht, und sich unter Ruinen und Leichenhügeln verschüttet. Man wollte nicht verstehen, was für Deutschland bei dem beginnenden Kampf auf dem Spiele stand. Das Gesamtempfinden der Völker, die nicht am Kampfe teilnahmen, ließ sich leicht von der Leidenschaft des Augenblicks hinreißen; dank der starken Schlag-

*) Siehe hierzu auch Fritz Stahl: Der Warenaustausch als Quelle des Hasses der Völker gegen die Deutschen. Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern.

wörter, dank des Heranziehens trügerischer Vergleiche, dank der aller Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit hohnsprechenden Lüge des Eigennutzes, dank der mehr oder weniger glorreichen Traditionen der Vergangenheit und Zukunft, vor allem dank der bewunderungswürdigen Geschicklichkeit der Nachrichtenämter und des internationalen Kabelnetzes. Die Welt glaubte alles, was man ihr mitteilte, und nahm es hin als unumstößliche und unabänderliche Wahrheit. Jedermann hielt sich für berufen, die Haltung Deutschlands zu verdammen. Es war dabei völlig bedeutungslos, daß die Mehrzahl keinerlei Kenntnis besaß, was dieses geschmähte Land gewesen ist, und was es noch in der Geschichte der menschlichen Kultur bedeuten wird. Jedermann wähnte in seiner Unwissenheit und im Glauben an böswillige Verleumdungen das Recht zu besitzen, Deutschland zu verachten oder zu beschimpfen und lächerlich zu machen. Dieses Land hatte den Kriegsschrecken auf der Welt entfesselt und verdiente die allgemeine Verachtung. Es war die Heimat des Militarismus und des blinden Gehorsams, der Kerker der Freiheit, das Land der Knechtung, das gefügige, leider allzu gefügige Werkzeug eines Kaisers, der wie Attila vom Schicksal zur Geißel der Menschheit und zum Ruin der Zivilisation berufen war. Deutschland durfte nicht siegen, damit nicht mit ihm die Bedrückung, die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit siegte. Um den deutschen Triumph zu verhindern, hatte sich das übrige Europa mit Afrika und Asien verbündet, und die ganze Welt begleitete mit den herzlichsten Zurufen die zukünftigen Bezwinger Wilhelms II. . . . . Niemals hat die Geschichte eine ähnliche Verschwörung gegen ein einziges Volk gekannt. War die durch den Krieg erzeugte Erschütterung so mächtig gewesen, daß es ihr gelungen war, die logischen Axiome der Vernunft ins Wanken zu bringen? Sollte dem aber wirklich so sein? Sollte in Wahrheit die allgemeine Verdammung des Vorgehens Deutschlands berechtigt sein?

Mehr, als man in langatmigen Auseinandersetzungen über die Rolle des Hasses, des Neides und der Lüge im Kampfe gegen Deutschland darlegen könnte, hat der erwähnte Südamerikaner hier in wenig Worten zum Ausdruck gebracht. Der Kerngedanke seiner Ausführungen liegt jedoch da, wo er sagt, daß es in erster Linie die Gefühle sind, die zu Wort kommen, während die Vernunft und der Verstand so gut wie ausgeschaltet zu sein scheinen. Und an diesen Gedanken möchte ich anknüpfen, denn ich glaube, daß diese Gefühle ihren Ausgangspunkt zu einem sehr großen Teil von den Einwirkungen und Erfahrungen nehmen, die sich aus der ganzen erfolgreichen deutschen Welthandelskonkurrenz in Europa und in der Übersee bisher ergeben haben. Wenn diese Gefühle einen so breiten Boden überall finden konnten, so hängt dieses natürlich damit zusammen, daß der von Deutschland revolutionierte Welthandel die weitesten Bevölkerungsschichten mittelbar und unmittelbar berührt, bzw. in ihrer bisherigen Entwicklung störte.

Es wäre nun vollständig falsch, wenn man annehmen wollte, die Größe des deutschen Welthandels, insbesondere die Ausfuhrziffer habe den Neid und den

Haß der feindlichen und neutralen Länder hervorgerufen. Ich gebe zu, daß vielleicht die Habgier englischer oder französischer Kreise durch sie erregt worden ist. Der Ausgangspunkt für den Neid und den Haß als Produkt des Neides scheint mir nicht so sehr in der Größe der Ziffern unseres Gesamtwelthandels, als vielmehr in der Ausfuhrziffer zu liegen, und zwar nicht in seiner Größe, sondern in seiner Art. Wäre die deutsche Ausfuhr bis vor Ausbruch des Krieges lediglich so geartet gewesen, wie diejenige Rußlands, Amerikas, Englands etc., das heißt, hätte Deutschland vorwiegend Rohstoffe exportiert, so glaube ich, wir hätten nicht so viele Feinde in der Welt, wie jetzt, wo wir 15 Prozent Rohstoffe, 10,3 Prozent Nahrungs- und Genußmittel, 11,3 Prozent Halbfertigwaren, dagegen 63,3 Prozent Fertigerzeugnisse (1913) in der Welt absetzten, während wir andererseits nur 13,7 Prozent Fertigerzeugnisse einführten.

Rohstoffe und Nahrungsmittel sind abhängig von der Beschaffenheit, dem Klima etc. der einzelnen Länder. Ihr Verkauf stößt nicht so leicht auf nationale Vorurteile, ein Überholen ist nicht so leicht möglich, die Handelsmethoden sind gleichmäßiger, die Konkurrenzverhältnisse können nicht so sehr überspannt werden, die Gefühle der einzelnen Völker können nicht so leicht gegen sie eingenommen werden, und sie gehen auch nicht so sehr in die breiten Massen, wie die Fertigwaren, deren endgültige Bestimmung ja schließlich der Kauf durch den einzelnen Abnehmer ist. Reklame und persönliche Beurteilung spielen ebenfalls nicht die große Rolle, Produktions- und Absatzverhältnisse richten sich nach Angebot und Nachfrage, die großen Abschlüsse gehen erheblich leichter und weniger juristisch verklausuliert vor sich und für das Abhandeln an den Preisen, Preisschleudereien etc. bieten sich erheblich weniger Angriffsflächen, als bei den Fertigerzeugnissen.

Damit ist schon manches über die Fertigwaren als Erzeuger des Neides und Hasses im Konkurrenzkampf gesagt worden. Gewiß wird man sagen können, daß es französische Mode- und Luxusartikel gibt, deren Absatz spielend vor sich geht, und daß es amerikanische Maschinen gibt, für die große Preise gezahlt werden, und deren Erwerb den Käufern im Auslande als Vorteil erscheint, weil sie mehr oder minder konkurrenzlos sind. Auch gibt es eine kleinere Anzahl deutscher chemischer und pharmazeutischer Waren, die bisher solche Monopolstellungen hatten. Aber ganz überwiegend ist die Produktion an deutschen fertigen Exportwaren doch so zusammengesetzt, daß die gleichen Waren auch überall fast im Auslande hergestellt werden könnten. Allerdings haben die deutschen Waren, wenigstens zum größten Teil, sich infolge der deutschen Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, Pünktlichkeit, Solidität und Dauerhaftigkeit so entwickelt, daß sie sowohl im Preise, wie in der Güte die Konkurrenzwaren Englands, Frankreichs und Amerikas überholt und verdrängt haben. Daß dieser Konkurrenzkampf nicht ohne große Anstrengungen und Anpassungsfähigkeit, Findigkeit und Rührigkeit auf der deutschen Seite, und große Reibungen mit Vertretern anderer Nationali-

täten vor sich gehen konnte, ist ja klar. Und daß in den kleineren Ländern selbst der Haß gegen die deutsche Konkurrenz entstehen konnte, erklärt sich zum Teil wohl aus der Art, wie deutsche Firmen einerseits, und französische Firmen sich andererseits in den kleinen Ländern bisher vertreten ließen. Die deutsche Art ist es, nach Möglichkeit deutsche Vertreter zu haben, während der Engländer und Franzose sich mehr an die einheimischen Vertreter und an die Eingeborenen im Lande anlehnt. Es ist klar, daß der Einheimische in dem Maße, wie er sich von den Deutschen ausgeschaltet sieht, wie er sieht, daß der deutsche Reisende und Vertreter direkt zu seinen Landsleuten in Beziehung tritt, welchen Fleiß, welche Beweglichkeit und Mühe er aufwendet, wie er kulanter in der Rabatt- und Kreditgewährung ist etc., den Deutschen als Eindringling empfindet und sich geneigt zeigt, seinen Landsmann in einer Weise verhetzen zu helfen, wie ich es eingangs mit dem Zitat des Südamerikaners gekennzeichnet habe. Die sicheren und tüchtigen Leistungen der Deutschen treten völlig gegenüber dem Egoismus des Einzelnen zurück. Und wenn diese Hetzereien geschickt an den Nationalstolz solcher Länder appellieren, die den Ehrgeiz haben, eigene Industrien zu schaffen, so hat der von englischer und französischer Seite genährte antideutsche Warenchauvinismus den breitesten Boden gewonnen.

Allerdings ist man so vorsichtig, mehr auf den Gebieten des Gefühls gegen Deutschland zu arbeiten, um auf dieser Grundlage Vorurteile gegen alles Deutsche zu schaffen. Aber man betritt diesen Weg nur, weil er der bequemste ist, weil die Lüge auf ihm noch am meisten ausgebeutet werden kann, und weil er sich an innere Stimmungen anlehnt, die aus der Einsicht herrühren, daß die meisten es durch das Eindringen der Deutschen nicht mehr so bequem haben wie früher, und daß sie mehr arbeiten müssen, um dasselbe zu verdienen, und daß sie aufpassen müssen, wenn sie nicht von den rührigen und tüchtigen Konkurrenten überholt werden wollen. Wir sehen auf der einen Seite gewissermaßen einen bequemen Engländer, Romanen etc., der seine Ruhe haben will, und der sozusagen „nährig" lebt, der das Leben genießen will mit allen Annehmlichkeiten, der mehr Mensch als Arbeitstier sein will, auf der anderen, d. h. der deutschen Seite, ein Emporstreben und rastloses Schaffen und Arbeiten, das mit dem Grundsatz der Länder lateinischer Zunge: „Leben und leben lassen" wenig mehr zu tun hat. Wir können uns die Gefühle, welche die Engländer und Franzosen und die meisten romanischen Länder gegen uns hegen, am besten klar machen, wenn wir uns denken, daß Deutschland sich in der Lage Frankreichs befände, und daß Japan, als rührigstes Land der Welt, Deutschlands Export- und Industrieverfassung in ihren Grundlagen erschütterte. Diese Parallele hat gewiß einige Berechtigung, denn auch auf die Deutschen sieht man in den meisten Teilen der Welt noch immer herab, weil die meisten Ausländer, die mit den Deutschen im

Auslande in Berührung kommen, diese in dienenden Positionen kennen lernen, und weil man bei den Schwierigkeiten der deutschen Sprache von Deutschlands kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung nur wenig erfährt.

Es ist hier leider nicht der Raum, die angedeuteten wirtschafts-psychologischen Momente, die auch von Stahl in seiner eingangs erwähnten Broschüre eingehend gewürdigt sind, eingehend zu prüfen, so dankbar und interessant das vielleicht wäre. Als Resultat des Dargelegten möchte ich zusammenfassen, daß wir Deutsche sicher unseren berechtigten Anteil am Völkerhaß haben, daß die Erfolge der deutschen Fertigwaren hierbei eine sehr gewichtige Rolle, wenn auch keine allein ausschlaggebende Rolle spielen, und daß wir viele Härten und scharfe Kanten bisher gezeigt haben, die verschwinden müssen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß wir uns viel zu einseitig auf die Eroberung des Welthandels gelegt haben, und daß dieser Welthandel jetzt mehr oder minder als Folge des Krieges in der Luft schwebt. Man hat andererseits mit Recht gesagt, England habe zu einseitig Landeroberungen gemacht, und darüber die Sicherstellung seines Exportes außerhalb seiner Kolonien versäumt. An beiden Urteilen ist viel Wahres. Vor allem gilt es für uns, alles Krasse zu vermeiden, was so aussieht, als wollten wir alles für uns haben und den anderen nichts gönnen. Ich glaube ferner, daß wir unsere Politik während der Friedensverhandlungen und nach dem Kriege, gerade weil wir in der Hauptsache ein Fertigerzeugnisse lieferndes Land sind, so einrichten müssen, daß wir in erster Linie auf Landerwerb und auf die Gewinnung von Handelsvorteilen Wert legen. Eine weitere wichtige Zukunftsforderung wird sein, daß wir uns weiter industriell spezialisieren. Wir werden in dem Maße an Achtung und an Ansehen gewinnen, wie wir die besprochenen wirtschafts-psychologischen Momente zu unseren Gunsten auszunutzen verstehen. Daß die Steigerung der Qualität und des Geschmackes dabei außerordentlich wichtige Faktoren sind, ist ja ohne weiteres klar. In dem Widerstreit zwischen Verstand und Gefühl der Völker gegenüber deutschen Verhältnissen und deutschen Wirtschaftsleistungen muß eine grundlegende Änderung getroffen werden. Beide Seiten erfordern die intensivste Beachtung, und auf beiden Seiten haben die deutschen Kaufleute, Industriellen, Ingenieure und Gelehrten große und sehr wichtige Zukunftsarbeiten zu leisten.

Professor W. Prosch:
An die Adresse des britischen Ministers Lloyd George und seiner Kollegen.

Die englischen und französischen Minister, Politiker und Zeitungen hören nicht auf, ihr auf Irreführung der öffentlichen Meinung berechnetes Schlagwort vom „preußischen Militarismus" breitzutreten. So hat der Vielredner Lloyd George u. a. dem Korrespondenten der französischen Zeitung „Humanité" gesagt: „Dem preußischen Militarismus muß ein Ende bereitet und damit auch dem deutschen Volk die Freiheit (!) wiedergegeben werden." Sehen wir uns diese zwei boshaften Heucheleien einmal genau an.

Jedem urteilsfähigen Beobachter des politischen Lebens Europas ist offenbar, daß seit 45 Jahren der alles andere beherrschende Gedanke in der Politik Frankreichs darin besteht, durch einen Rachekrieg die Scharte von 1870/71 auszuwetzen, und daß es ihm gelungen ist, vor etwa 26 Jahren die Helfershelferschaft Rußlands für diesen Zweck zu gewinnen. Sollte den englischen Ministern diese gefahrvolle Bedrohung Deutschlands durch zwei mächtige Feinde und die daraus unvermeidlich entspringende Notwendigkeit eines starken deutschen Heeres unbekannt sein? Undenkbar, unmöglich, sie wissen es ganz genau. Aber da auch ein großer Teil des englischen Volkes aus Gründen, deren Niederträchtigkeit es vor den Augen der Welt verbergen möchte, Deutschlands Geschäftskonkurrenz, Flotte, Macht und Einheit zerstören will, sucht man dort durch die bis zur Betäubung wiederholte Lüge vom „preußischen Militarismus" die Welt über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß Deutschland, weit entfernt in der Heeresvermehrung dem ihm so feindlich gesinnten Frankreich und Rußland vorauszueilen, ihnen notgedrungen und nur schwach nachgehinkt ist, und zwar lediglich zur Abwehr des Angriffs! Aus der Fülle des einschlägigen Beweismaterials nur einiges:

1. Im Jahre 1889 (also 19 Jahre nach dem Kriege von 1870/71 und kurz nach der Boulanger'schen Heeresverstärkung in Frankreich) betrug die Friedensstärke des deutschen Heeres bei der damals noch bestehenden dreijährigen Dienstzeit 468 000 Mann, die des französischen (ebenfalls dreijährige Dienstzeit) 519 000, also 51 000 Mann mehr. Um nicht gar zu weit hinter dieser bedenklichen Zahlenübermacht zurückzubleiben, erhöhte auch Deutschland dann seine Friedensstärke, aber nur auf 487 000 Mann, ließ also Frankreich immer noch den bedeutenden Vorsprung von 32 000 Mann Friedensstärke. — Nicht zufrieden hiermit, brachte das französische Kadregesetz von 1892/93 wieder eine Heeresvermehrung von 17 Bataillonen Fußvolk, 12 Batterien, drei Reiter-

regimentern und, was wichtiger war, für jedes Regiment des stehenden Heeres schon im Frieden die für ein volles Regiment erforderlichen Offiziere, damit im Mobilmachungsfall sämtliche Reserveregimenter von erfahrenen Linienoffizieren geführt werden könnten, ohne daß die Linienregimenter in ihrem Bestand an Offizieren geschwächt zu werden brauchten, wie das im deutschen Heer nötig war und blieb.

In ähnlicher Weise ist das dann jahrelang weitergegangen, immer steigerte Frankreich seine Heeresmacht, und immer hinkte Deutschland, ihm den Vorsprung lassend, nach, bis das erstere endlich für die Rekrutenaushebung an der Grenze seines Menschenmaterials angekommen war und trotz Herabsetzung des für die Aushebung maßgebenden Körpermaßes und Gesundheitszustandes die Rekrutenzahl nicht mehr steigern konnte, während Deutschland bis 1913 alljährlich über 100 000 völlig diensttaugliche Militärpflichtige unausgehoben ließ und auch nach der Heeresvermehrung von 1913 in Friedenszeiten jährlich 38 000 solcher Dienstpflichtigen nicht aushob.

Wo, so fragen wir angesichts dieser ganz Europa bekannten Tatsachen, ist der stärkere „Militarismus", in Deutschland oder in Frankreich? —

2. In neuester Zeit hat sich nun für Frankreich durch die Helfershelferschaft Englands eine neue militärische Kraftquelle eröffnet, deren „Unerschöpflichkeit" Frankreich bejubelt, und von welcher der Exministerpräsident Caillaux in öffentlicher Rede sagte: „Wir haben nun das Land Afrikas (Marokko), welches dem alten Rom seine besten Krieger lieferte," — Worte, welche beweisen, daß sogar bei der Unterjochung dieses unabhängigen afrikanischen Staates (wo bleibt dabei Englands angeblicher Beruf, schwache Staaten zu schirmen?) die daraus zu erzielende Vermehrung des französischen Heeres ins Auge gefaßt war!

3. Die Tatsache, daß Frankreich jahrelang mehr und dann bis zum jetzigen Kriege ebenso viele Rekruten aushob wie Deutschland, drängt die Frage auf: woher nahm und nimmt es diese Massen? Etwa aus einer Einwohnerzahl, die größer war oder ebenso groß ist wie diejenige Deutschlands? Mit nichten, Deutschland hat 66 Millionen Einwohner, Frankreich 39 Millionen, also 27 Millionen weniger, und aus dieser so sehr viel geringeren Einwohnerzahl entnimmt es alljährlich ebenso viele Rekruten wie Deutschland!! Wo ist der drückendere „Militarismus", in Frankreich oder in Deutschland?

4. Deutschland hat 1892, also schon vor 23 Jahren die zweijährige Militärdienstzeit eingeführt und auch beibehalten. Frankreich ist diesem Beispiel erst vor wenigen Jahren gefolgt, hat aber unter lebhaftem Zureden Englands (wo bleibt dabei Englands [vorgeblicher] Haß gegen den Militarismus?!) und Rußlands nach ganz kurzer Unterbrechung die dreijährige wieder eingeführt. Die Wirkung hiervon war, daß sein stehendes Heer in Friedenszeiten bis zum Ausbruch des Krieges weit über 100 000 Mann größer war als das deutsche!

Wo, so fragen wir wieder, steckt der stärkere „Militarismus“, in Frankreich oder in Deutschland?

5. Im Jahre 1911, also in einer Zeit, als die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit dort noch nicht stattgefunden hatte, kamen auf den Kopf der Bevölkerung an Ausgaben für Militärzwecke in Deutschland 19,20, in Frankreich 26,50 (in England 32,00) Mark. Wie hoch diese Sätze nach 1911 geworden sind, ist dem Verfasser dieses Artikels nicht bekannt geworden, aber da infolge der dreijährigen Dienstzeit das Friedensheer Frankreichs seitdem weit über 100 000 Mann stärker ist als das deutsche, ist ganz unvermeidlich, daß jenes Verhältnis von 19,20 zu 26,50 (zu 32,00) Mk. sich um ein Bedeutendes zu Ungunsten des französischen (bzw. englischen) Steuerzahlers verändert hat. — Wo steckt der stärkere „Militarismus“, in Deutschland oder in Frankreich?

6. Die aus Nummer 1, 3, 4, 5 sich ergebende unvermeidliche Folgerung ist: in Frankreich wird ein größerer Teil des Steuerertrags für Militärzwecke verwendet und auch ein sehr viel größerer Teil der Arbeitskraft des Volkes durch persönliche militärische Leistungen absorbiert als in Deutschland, und namentlich dieser letztere ist ein besonders schwer ins Gewicht fallender Punkt, denn er nagt im Verborgenen am Lebensnerv des Volkes. — Nochmalige Frage: wo steckt der stärkere „Militarismus“, in Frankreich oder in Deutschland?

Soviel über den französischen „Militarismus“; — und wie sieht der russische aus? Die Zahlenübermacht des stehenden russischen Heeres über die Zahl des deutschen ist so fabelhaft groß, daß man beide gar nicht miteinander vergleichen kann. Ob die in den Zeitungen angegebene russische Ziffer von 1 800 000 bis 2 000 000 genau richtig ist, haben wir nicht nachprüfen können, aber daß sie ins Ungeheure geht, ist weltbekannt, und daß auch die Entente-Mächte dies wissen, des sind sie selbst Zeugen, denn triumphierend schallt es von Frankreich und England in die Welt: „Rußland allein hat weit mehr Truppen, als die Dreibundmächte Deutschland, Österreich und Italien zusammen, und diese Lawine wird wie eine ungeheure Dampfwalze über Deutschland gehen, die allein schon durch das Schwergewicht ihrer ungeheuren Zahl alles zu Brei drücken wird, was ihr in den Weg kommt.“ — Ist nicht der angebliche deutsche „Militarismus“ im Vergleich mit diesem wirklichen russischen ein Kinderspiel?

Und nun der englische „Militarismus“. — Gewiß, England hat keine große Landmacht und braucht sie nicht wegen seiner insularen Lage. Aber dafür hat es eine Kriegsflotte von überwältigender Übermacht über die aller anderen Staaten. Schon vor Beginn des Krieges war sie mehr als doppelt so stark als die nächststärkste irgendeines anderen Staates, und durch die Beschlagnahme aller Großpanzer, die während des Krieges für andere Staaten in England gebaut wurden, ist seine Kriegsflotte jetzt dreimal so stark als die nächststarke. Im Vollbewußtsein dieser Übermacht zur See pocht es nicht nur darauf, daß es durch Unterbindung der überseeischen Ein- und Ausfuhr das große deutsche Volk

aushungern und unter Englands Willen beugen könne und werde, sondern tyrannisiert und schädigt ganz nach Belieben Schiffahrt und Handel aller Völker des Erdkreises mit unerträglicher Seetyrannei, in einem Grade, wie Deutschland es mit seiner Landmacht gar nicht könnte, selbst wenn es wollte. Wo ist der unerträglichere „Militarismus", in England oder in Deutschland?

Die vorstehende Darstellung hat das Ergebnis, daß der (wirkliche) Militarismus Frankreichs und Rußlands weit größer als der (angebliche) Deutschlands, der englische aber der unerträglichste von allen ist. Warum, so fragen wir auf Grund dieser Sachlage, wendet sich der englische Unwille trotzdem nicht gegen diese drei schlimmsten Militarismen und nur gegen den zahlenmäßig wenigst schlimmen Deutschlands? — Antwort: Das deutsche Volk ist durch saure, ehrliche Arbeit ein erfolgreicher Mitbewerber in Industrie und Handel geworden und beansprucht seinen Platz an der Sonne; aber das würde das englische Volk nötigen, ebenso emsig zu arbeiten wie das deutsche, und es würde auch wohl ein Teil des Reichtums, welcher bisher aus aller Welt nach England floß, den Weg nach Deutschland finden. Das erträgt die grenzenlose Selbstsucht Englands nicht; es kennt nicht den humanen Grundsatz „leben und leben lassen", sondern nur den andern: „erst ich, dann wieder ich, dann ich zum drittenmal, und dann kommt Ihr andern noch lange nicht, denn solange mir's gut geht, mag Euch alle der Teufel holen; darum weg mit dem lästigen deutschen Mitbewerb (Konkurrenz)." Zu dessen Vernichtung kann England den Militarismus Frankreichs und Rußlands in seinem Interesse brauchen, und das genügt nach englischer Auffassung, ihm Berechtigung zuzuerkennen; die Daseinsberechtigung des englischen Militarismus (d. h. Englands erdrückende Übermacht auf See) steht von vornherein außer Frage, denn England hat, nach seiner eigenen Ansicht, eben weil es England ist, das Vorrecht der Weltherrschaft und der Hauptsache nach auch das der alleinigen wirtschaftlichen Ausbeutung dieses ganzen Planeten. Punktum! — So ist England, wie unlängst ein ungarischer Staatsmann treffend bemerkte, the dog in the manger, d. h. der Hund am Futtertrog, der, nicht zufrieden, daß er sich sattfressen kann, in seiner Gier und Mißgunst keinen anderen mitfressen läßt, sondern rechts und links jeden wegbeißt (hands off!) — Das ist, was wir Mr. Lloyd George (und seinen Kollegen, überhaupt den Engländern) auf seine heuchlerischen Worte „dem ‚preußischen Militarismus' muß ein Ende gemacht werden," zu erwidern haben, und nun wollen wir seinen Lügensatz:

„und damit auch dem deutschen Volk seine Freiheit wiederzugeben" —

aus dem Dunkel der Heuchelei ins helle Licht der Wahrheit stellen.

Mr. Lloyd George, was verstehen Sie unter diesem so wohlwollend klingenden Wort Freiheit? Ich will es Ihnen sagen: ihr diametrales Gegenteil, nämlich erniedrigende Knechtschaft und wirtschaftlichen Ruin des deutschen

Volkes! — Sie und Ihre Kollegen sprechen die heuchlerische Phrase von der Wiederherstellung der Freiheit des deutschen Volkes den Franzosen nach, verstehen sie aber ganz ebenso wie diese letzteren, nämlich in dem Sinne der Zertrümmerung der deutschen Einheit durch Rückgängigmachung der Reichsgründung, Wiedereinführung der früheren Kleinstaaterei und damit Verohnmächtigung der deutschen Militärmacht, — außerdem Vernichtung der deutschen Geschäftskonkurrenz und Flotte! Und dieser boshaften Absicht suchen Sie behufs Täuschung Ihrer Zuhörer und der übrigen Welt ein moralisches Mäntelchen umzuhängen, indem Sie ihnen Ihre angebliche Absicht der Wiederherstellung „der Freiheit" des deutschen Volkes vorheucheln.

Jenen unseligen Zustand der Ohnmacht, in welchem das deutsche Volk so namenlos unglücklich, in welchem es ungefähr 400 Jahre lang der Laune Frankreichs preisgegeben war, und von diesem viermal in jedem Jahrhundert angegriffen, mißhandelt, verwüstet und beraubt wurde, weil Frankreich einig und darum stark, Deutschland hingegen uneinig und darum schwach war, — den wollen Sie wiederherstellen, nicht dem deutschen Volk die „Freiheit" wiedergeben.

In der „Histoire de France par Duruy" steht über den Westfälischen Frieden (1648) zu lesen: „Par Vieux-Brisach elle (la France) avait un pied en Allemagne. En faisant reconnaître aux Etats allemands le droit de contracter alliance avec des puissances étrangères elle eut le moyen d'acheter toujours quelques-uns de ces princes indigents; et en garantissant l'exécution du traité elle se donna le droit d'intervenir à toute occasion dans les affaires de l'Allemagne. L'Empire deviendra nécessairement le theâtre de toutes les intrigues et le champ de bataille de l'Europe etc." —

(Übersetzung: „Durch die Erwerbung von Altbreisach gewann Frankreich festen Fuß in Deutschland. Indem es den deutschen [Klein]staaten das Recht verschaffte, mit nichtdeutschen Mächten Bündnisse zu schließen, erhielt Frankreich das Mittel, zu jeder Zeit einige dieser armen (!) Fürsten zu kaufen (!); und als Überwacher der Ausführung des Friedensvertrags verschaffte es sich das Recht, sich bei jeder Gelegenheit in die Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Dies Land wurde dadurch unvermeidlich der Schauplatz aller möglichen Ränke und das Schlachtfeld Europas etc.")

Die Wiederherstellung einer solchen Lage für Deutschland, wie Duruy sie hier mit schadenfrohem Behagen schildert, planen Frankreich, Rußland und auch — England, das ist des Pudels Kern.

Und all dieses dem deutschen Volk zugedachte Böse, haben Sie, Mr. Lloyd George und Kollegen, die Stirn zu nennen: „dem deutschen Volk die Freiheit wiedergeben"!! Sie kennen wahrscheinlich den Ausspruch: „Die Diplomaten mißbrauchen die Sprache, um ihre Gedanken zu verbergen." Bei Ihnen und

Ihren Herrn Kollegen trifft's zu, und der „Vater aller Lüge" könnte bei Ihnen in die Lehre gehen.

Zum Schluß noch dies, Mr. Lloyd (und Kollegen): Sie hören nicht auf, dem englischen Volk und der übrigen Welt Sand in die Augen zu streuen durch Ihr lügenhaftes Gerede, Sie wollten dem deutschen Volk „die Freiheit" zurückgeben, während Sie doch höchste Unfreiheit, ja „Knechtschaft" meinen. Als Minister eines Großstaates wissen Sie natürlich, und Ihre Botschafter in Deutschland müssen, wenn sie nicht dauernd wissentlich Unwahrheiten nach London berichtet haben, Ihnen all die Jahre hindurch schriftlich und mündlich gesagt haben, daß das deutsche Volk segnet den Tag seiner Einigung vom Jahre 1870/71, der es endlich, endlich, nach jahrhundertelanger Abhängigkeit von der Laune und Raubsucht Frankreichs befreit hat, — daß das deutsche Volk als seinen boshaftesten Feind verfluchen würde jeden, der seine Einheit im Kaisertum wieder vernichten wollte, — daß kein deutscher Stamm, kein deutscher Fürst die Wiederherstellung des schrecklichen kaiserlosen Zustandes wünscht (sie vielmehr als ein furchtbares Unglück tief betrauern würde), weil sie alle sich im Schutz des sie einigenden, starken Kaisertums wohlgeborgen wissen vor Vergewaltigung und Beraubung durch das Ausland. — Um Deutschland brauchen Sie sich also in puncto „Freiheitwiedergeben" nicht zu bemühen, es gibt aber andere Länder, in welchen Sie und Ihre Kollegen sich in diesem Sinne nützlich betätigen können, und wo es dringend nötig ist: Indien, Ägypten, Irland, Transvaal, Marokko und viele andere. Die Bevölkerung all dieser Länder ist durch England um ihre „Freiheit" gebracht worden, seufzt unter dem fremden Joch, trägt es mit Abscheu, sehnt sich nach Befreiung. Zwar steht Marokko nicht unter „englischer" Herrschaft, aber um den Widerspruch Frankreichs gegen die englische Herrschaft über Ägypten zum Schweigen zu bringen, haben Sie das unglückliche Land zur Unterjochung durch Frankreich gewissenlos ausgeliefert, also zum Vorteil Englands seine „Freiheit" an Frankreich verraten, Sie vorgeblichen „Freiheitbringer". In all diesen Ländern können Sie Ihren angeblichen Beruf als „Freiheitbringer" betätigen, indem Sie den geknechteten und ausgebeuteten Bewohnern das Evangelium verkünden: „England (Frankreich) gibt Euch frei!" — Werden Sie das tun? —

Plutarch sagt in einem seiner Werke von einem Feldherrn, er hätte stets vermieden, in einen Spiegel zu schauen, weil er darin immer das Gesicht eines Verbrechers erblickt hätte. Sie und Ihre englischen Kollegen hätten durch die bloße Erklärung von Englands Nichtteilnahme am Kriege ihn unfehlbar verhindern können. Sie haben statt dessen Frankreich und Rußland Englands Helfershelferschaft zugesagt und dadurch das furchtbare Verbrechen der Entzündung dieses Krieges begangen. Wagen Sie noch, in einen Spiegel zu schauen? — —

Dr. Richard Baerwald: Wie Deutschland durch Druck gehärtet wurde.

Das Weltkriegsjahr ist eine Zeit der Selbstschau, nicht nur für den Einzelnen, auch für unser ganzes Volk. Wieder und wieder versucht man, die spezifische Wesensart unserer Nation zu analysieren, sich über die charakteristisch deutschen Eigenschaften klar zu werden.

Aber was für Eigenschaften sind das? Man versuche nur, sie festzustellen, und das Material, das wir zu finden hoffen, zerrinnt uns unter den Händen. Schon der Deutsche von 1815 — von weiter zurückliegenden Zeiten ganz zu schweigen — ist ein so völlig entgegengesetzt organisierter Mensch, als derjenige von 1915, daß es schwer fällt, aus beiden noch ein gemeinsames, vom Wandel des Zeitgeistes unabhängiges „Deutschtum" herauszudestillieren.

Als treu und bieder, schwerfällig, mehr zäh im Willen als jäh in seinen Entschließungen, solide bis zur Philiströsität, bedächtig bis zur Pedanterie, frugal und sparsam steht uns der Deutsche noch immer vor Augen. Aber der heutige deutsche Großstädter ist von einem hastigen, aufreibenden Amerikanismus beseelt, ungemein wagemutig, fast eine Abenteurernatur, ein weltgewandter und, wie das Ausland nicht immer mit Unrecht meint, zuweilen sogar zu „gerissener" Geschäftsmann, mehr zur Verschwendung, als zur Pfennigfuchserei geneigt. „And this frugal folk is a happy folk", sang ein englisches Lied noch vor 25 Jahren von uns; heute suchen uns deutsche Volkswirte und Soziologen zu beweisen, daß die französische Sparsamkeit das Kennzeichen eines stagnierenden, unser eigenes spekulatives Riskieren und leichtherziges Verausgaben des Geldes aber das eines rasch voranschreitenden Volkstums sei.

In der Jugendzeit der Älteren unter uns war Deutschland der Hamlet, der Poet, der Träumer unter den Völkern; heute feiern wir uns im Gegensatz zu den träge und genußsüchtig gewordenen Engländern und den wortemachenden Franzosen als das Volk des Willens und der Tatkraft. „Deutschland, das Land des Gemüts," dieses Ideal haftet noch in vielen von uns, und dem minder orientierten Ausland gelten wir noch immer als sentimental. In Wahrheit ist, mindestens in Norddeutschland, der persönliche Verkehr ziemlich förmlich, sachlich und zugeknöpft geworden, Literatur und Kunst sind absichtlich herb und spröde und betrachten jedes offensichtliche Präsentieren von Gefühlen als Kitsch. Bis in die Wissenschaft hinein läßt sich die Wandlung verfolgen: Einst entdeckten deutsche Philosophen, Tetens und Sulzer, das Gefühl als dritte Seelenfunktion neben Intellekt und Willen, heute werden die besten psychologischen Arbeiten über das Gefühlsleben von Dänen und Franzosen, nicht mehr von Deutschen geliefert.

Nichts scheint uns für das heutige Deutschland so charakteristisch zu sein als seine Tendenz zur Disziplin, zur Organisation, zur planmäßigen Konzentration aller Kräfte. Haben wir so ganz vergessen, daß noch in der Bismarck'schen Epoche Deutschland das Land der Nörgler, des steifnackigen Individualismus, der verbissenen Kleinstaaterei und Vereinsmeierei war? Von alledem ist heute nur der rücksichtslose Kampf der Parteien geblieben; wo man sich früher beklagte, daß jeder Deutsche seinen eigenen Kopf habe, bemängelt man heute nivellierende Uniformität.

In unserer hinter der Zeit zurückgebliebenen Selbstbeurteilung figurieren wir noch oft als das Land der hellenisch-goetheschen Allseitigkeitsmenschen; in Wahrheit sind wir, nicht zum Vorteil unserer Persönlichkeitsentwicklung, das Land des differenziertesten Spezialismus geworden. Und wo ist heute das abstrakt gerichtete „Volk der Denker"? Wir sind nicht nur sehr praktisch, sondern auch so vorwiegend konkret und exakt geworden, daß in den letzten Jahrzehnten namentlich französische Gelehrte Deutschland als das Land der wissenschaftlichen Rohstoffanhäufung charakterisierten, das die Herausarbeitung großer, umfassender Gesichtspunkte und Gesetze gewöhnlich dem Auslande überlasse.

Kurzum, in unserem Nationalcharakter ist seit hundert Jahren kaum ein Stein auf dem andern geblieben, und wenn man unter „Substanz" etwas Dauerndes, bei allem Wechsel der Einflüsse und Modifikationen Beharrendes versteht, so kann man zweifeln, ob sich von einer geistigen Substanz des deutschen Volkes ernsthaft reden läßt. Drollig genug, wie naiv sich viele Beurteiler deutschen Wesens zu helfen suchen, wenn sie auf dieses verblüffende Faktum stoßen! „Man hat uns früher ganz einfach verkannt! Wir waren immer praktisch, energisch, planmäßig, nur fehlte es uns an Gelegenheit, diese Eigenschaften zu beweisen." Wirklich? Dann hätte doch die lange deutsche Geschichte irgendwann diese Schätze ans Tageslicht fördern müssen. Wer aber kann in den wirren Strudeln der Völkerwanderung, in den ewigen Kämpfen der Stämme, Städte, Stände und Dynastien des Mittelalters, in dem zerfahrenen Deutschen Reich der beginnenden Neuzeit, in dem Absplittern solcher Volks- und Landesteile, die durch Hochgebirge, Sümpfe oder Anlehnung an auswärtige Mächte einen Halt für ihre Eigenbrödelei fanden, — wer kann in alledem Zielbewußtheit und Disziplin erkennen? Nein, der extreme Individualismus war, Jahrtausende hindurch, wirklich unsere „Substanz"; der organisationsfähige, tüchtige, zielsichere Deutsche ist eine Erfindung von gestern. Wir staunen bei manchen biologischen Versuchen darüber, wie total ein Lebewesen sich verändern kann, wenn wir es in ein abnormes Milieu, etwa in künstliches Meerwasser von ungewöhnlicher Zusammensetzung, bringen; das heutige Deutschland stellt ein analoges Riesenexperiment dar, wie es in gleicher Vollkommenheit und mit gleich extremen Umbildungsresultaten im Laboratorium der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Umschmelzung unseres inneren Wesens vollzog sich zum Teil infolge neuer Chancen und Gewinnmöglichkeiten. Als das ursprünglich geographisch so schwer benachteiligte Deutschland entdeckte, daß in seinen Kohlen-, Eisen- und Kalilagern und vor allem in seiner theoretischen Wissenschaft Milliarden schlummerten, die nur auf die Wünschelrute der neuen Technik warteten, da mußte ganz von selbst aus dem Volke des Gemüts das Volk des Willens, aus dem Volk der Denker das Volk der Chemiker werden. Dieser Zusammenhang liegt offen zutage.

Aber es gab noch ein zweites Moment, das unseren Nationalcharakter von Grund aus umgewandelt hat; das war der militärische, politische und wirtschaftliche Druck, den Deutschland von seiten der mächtigen Nachbarvölker erfuhr, zwischen denen es eingekeilt liegt. Wie weiche organische Substanz unter der Last darüber gelagerter Erdschichten versteinert, so hat auch uns eine gewaltige Pressung von außen her hart und stark gemacht. Dieser Zusammenhang aber ist leider selten in seiner vollen Tragweite eingesehen worden. Hätten unsere Rivalen und Feinde ihn verstanden, so wären sie sicherlich nicht dem für sie bedrohlichen Anwachsen Deutschlands mit dem verkehrtesten Mittel entgegengetreten, das sie überhaupt anwenden konnten: mit einer Verstärkung des Druckes.

Am klarsten liegt der Sachverhalt auf dem militärischen Gebiete vor uns. Deutschland, jahrhundertelang durch die Eroberungszüge der Nachbarn geschädigt, entwickelt sich zur stärksten Militärmacht; die angrenzenden Staaten, ihrerseits sich bedroht fühlend, rüsten um die Wette, greifen, als das nicht zureicht, zu einer übermächtigen Gegenkoalition und eröffnen, als auch das nicht hilft, den Weltkrieg gegen den deutschen Militarismus. Sie verfahren wie ein unkundiger Maschinist, der sich gegen überstarken Dampfdruck, statt durch Öffnen der Ventile, durch Verdoppelung der Kesselwände zu sichern sucht. Die furchtbare Explosion und den Zusammenbruch der ganzen Maschinerie, den man nach dieser Methode erzielt, haben wir vor uns. Sollte nach dem Kriege von unseren Gegnern das Heil immer noch in der Druckverstärkung gesucht werden, so müssen wir uns auf ein Anwachsen der Rüstungen und der militärischen Durchtränkung des europäischen Geistes gefaßt machen, das alles bisher Gewesene in den Schatten stellt; der völlige Umschwung der Volkssympathie gegenüber der Armee in Deutschland, die Agitation für allgemeine Wehrpflicht in England deuten darauf hin. Das wirkliche Heilmittel gegen den Militarismus würde in einem engen und dauernden Bündnis der vier großen Festlandsmächte liegen, das der auf Deutschland lastenden kriegerischen Pression ein Ende machte. Wir Deutschen haben diese Tatsache bereits begriffen; möchten doch unsere Gegner sie in der harten Schule des europäischen Krieges gleichfalls verstehen lernen!

Nicht minder schwer ist die Last, die Deutschland auf wirtschaftlichem Gebiet zu tragen hat. Während alle großen Kulturvölker des Erdballs mehr Siedelungsland zu ihrer Verfügung haben, als sie in absehbarer Zeit verwerten können, fehlt

unserem Volke fast jede Ausbreitungsmöglichkeit. Der Deutsche kann nicht auswandern, es sei denn in Länder fremder Sprache und Kultur, in denen er den Konkurrenzkampf als geduldeter und benachteiligter Fremdling zu bestehen hat. Eine Stauung der Auswanderung war die Folge, weniger für den Bauer, Handwerker und Arbeiter, als für die Vertreter intellektueller Berufe, deren Bildung und Tätigkeit enger mit der spezifisch deutschen Kultur verflochten war. Daher denn in den höheren Berufen seit Jahrzehnten das gewaltige Überwiegen des Angebots über die Nachfrage; kein Studium, keinen Geschäftszweig gibt es mehr, vor dessen Ergreifen der junge, vor die Frage seiner Berufswahl gestellte Mann nicht gewarnt wird. Immer härter wird der Kampf ums Dasein, immer umfassender das Arbeitsquantum, immer wirksamer auch die Züchtung spezifischer Fähigkeiten und Tüchtigkeiten durch rücksichtslose Auslese. Am besten wird diese Tatsache illustriert durch die wachsenden Studienzeiten und die zunehmende Schwierigkeit der Prüfungen; Staat und Gesellschaft haben es, angesichts des Überangebots, leicht, härtere Bedingungen zu stellen und sich so eine immer genauer gesiebte Elite zu sichern. Aus diesen Verhältnissen hat sich in der deutschen Bildung ein hartes Geschlecht voll Energie und Selbstverleugnung herausgebildet, das nur noch für die Arbeit lebt und ihr Muße und Lebensgenuß, ästhetische Interessen und freie, spielende Betätigung zum Opfer bringt, ein Geschlecht, das nun seinerseits unerbittlich auf das bequemere und genußfrohe Ausland zurückdrückt und ihm das Konkurrieren unmöglich macht. Man vergleiche das Schreckbild des Deutschen, wie es jetzt in englischen Zeitschriften geschildert wird, und man erhält die Charakteristik eines trivialen, dressierten Fronarbeiters, der schon seine Knabenzeit, statt auf dem grünen Rasen, über Bücher gebückt verbringt, späterhin eine bedürfnislose Maschine zum Erwerb von Nationalreichtum wird und den andern Völkern, indem er sie in seine Bahn hinüberzwingt, die Möglichkeit zu freier und froher Kulturbetätigung raubt.

Die durch Gewöhnung und Züchtung entstandene wirtschaftliche Überlegenheit des deutschen Kopfarbeiters macht sich namentlich dann geltend, wenn er auswandert; und zur Auswanderung in Länder fremder Kultur ist er durch den Mangel eigener Ausbreitungsgebiete gezwungen. Wohin er kommt, unterbietet er die Einheimischen an Ansprüchen und überbietet sie an Leistungen, nimmt den Handelsangestellten das Brot, errichtet Monopole in der elektrischen und chemischen Industrie, im Bankwesen usw. Dem leidenschaftlichen Haß, den man uns gerade aus diesem Grunde in England und Rußland entgegenbringt, stehen die meisten Deutschen ganz verständnislos gegenüber; wie kann man, meinen sie, jemanden gerade seiner überlegenen Tüchtigkeit wegen hassen? Sie vergessen, daß Sympathie nicht nach Gesichtspunkten der Billigkeit verteilt wird, und daß man jemandem, den man beiseite geschoben hat, nicht darum lieber wird, weil er einsieht, er habe dieses Mißgeschick nur seiner eigenen Untüchtigkeit und Faulheit zuzuschreiben. Der Antisemitismus der achtziger und neunziger Jahre sog

seine Gehässigkeit gleichfalls aus dem Umstande, daß die Juden, dank überlegener Geschäftsfähigkeit, gewisse Gebiete des Handels fast ausschließlich in Händen hatten; dabei wurde in diesem Falle die bekämpfte „Fremdherrschaft“ ausgeübt von Personen deutscher Sprache und Staatsangehörigkeit, die sich nur durch Abkunft und Religion vom Reste des Volkes unterschieden. Können wir da die Gefühle russischer Politiker so unbegreiflich finden, die ihr Vaterland, wie ein russischer Gelehrter mit allerdings starker Übertreibung sagte, zu einer „Kolonie Deutschlands“ werden sehen? Es ist tatsächlich ein überaus empfindlicher Gegendruck, durch den sich Deutschland für seine koloniale Benachteiligung an den Nachbarvölkern rächt.

Noch ein weiteres Ergebnis hat unsere gepreßte geographisch-wirtschaftliche Lage. Sie ist zum mindesten mitbestimmend gewesen für die vielberufene deutsche Organisation, die planmäßige Vereinigung der Arbeit vieler Köpfe und Hände, die sich bis in den Betrieb der Wissenschaft hinein geltend macht und, für den Einzelnen, zugleich die engste Spezialisierung, oft auch eine weitgehende Mechanisierung seiner Tätigkeit zur Folge hat. Sie lag, wie wir sahen, durchaus nicht in der Richtung des deutschen Ingeniums, kollidierte vielmehr aufs härteste mit seinem angeborenen Individualismus und Unabhängigkeitsbedürfnis; nur gewisse Eigenschaften unseres Volkes, wie Geduld und Treue, ebneten ihr einigermaßen den Weg, im übrigen aber ist sie eine antrainierte, durch Anpassung an äußere Notwendigkeiten entstandene Tendenz. Sie erwuchs in erster Linie aus der militärischen Disziplin, in zweiter aus der wachsenden industriellen Betätigung, welche ja im Gegensatz zu der des Landwirts und Handwerkers Zentralisation der Arbeit zur Voraussetzung hat. Vor allem aber müssen wir auch in unserer bereitwilligen Unterwerfung unter einheitliche Organisationen ein Ergebnis des wirtschaftlichen Druckes erkennen. Wir opfern, indem wir uns fremder Leitung anbequemen, einen Teil unserer Freiheit und Arbeitsfreude, weil wir um jeden Preis dem Auslande wirtschaftlich überlegen sein müssen, um die Beschränktheit und geringe Fruchtbarkeit des deutschen Bodens auszugleichen. Wie völlig wir dieses Ziel erreicht, welche unbezwingliche Waffe wir uns in unserer Organisationsfähigkeit geschmiedet haben, das zeigt uns der stürmische Aufstieg der deutschen Volkswirtschaft im letzten Jahrzehnt und mehr noch unsere Leistungsfähigkeit im Weltkrieg. Aber auch durch dieses Machtmittel ernteten wir den Haß unserer Nachbarn. Als uniformierte Disziplinsklaven, ohne eigenen Willen und persönliches Gesicht, als Feinde der freien Selbstbestimmung und fröhlichen selbstgewählten Arbeit stehen wir vor ihrer Phantasie, und nur mit heftigem Widerstreben folgen sie uns auf unserem Wege, weil sie nicht anders können.

Wirkungen gewaltsamer Einengung waren alle jene Umbildungen des deutschen Wesens, die uns dem Auslande überlegen werden ließen. Um sie rückgängig zu machen, gab es nur ein Mittel: Aufhebung des Druckes. Hätte man Deutschland ein Siedelungsgebiet zur Verfügung gestellt, das seinem Bevölkerungsüber-

schuß genügte, — und wie leicht wäre das ohne reales Opfer für England gewesen, das für den Überfluß seiner Ackerbaukolonien auf Generationen hinaus keine ausreichende Verwendung hat — so hätte sich nach kurzer Zeit der Zustrom deutscher Kaufleute und Ingenieure nach angelsächsischen, slawischen und romanischen Ländern vermindert. In Deutschland selbst hätte sich das Überangebot gemildert, das Leben wäre freier, leichter und anmutiger geworden, neben dem Arbeitsergebnis hätte man wieder die Arbeitsfreude als mitbestimmendes Motiv der Tätigkeit schätzen gelernt und Deutschland hätte aufgehört, der unerbittliche Konkurrent und Fronvogt der Kulturwelt zu sein. Uns wäre wohl dabei gewesen, aber noch viel wohler den andern Völkern, deren Humanität sich hundertfach belohnt hätte.

Die englische Habsucht hat es anders gewollt. Sie griff auch in diesem Falle zu dem mechanischen Verfahren, die durch Druck erzeugte gewaltsame Spannung durch Druckverstärkung auszugleichen. Unter allen Sünden gegen den Geist der Kultur, den je verblendete und übermütige Völker unter rücksichtsloser Ausnutzung ihrer überlegenen Machtmittel verübt haben, wird Englands Politik gegenüber der Kolonialnot des deutschen Volkes immer eine der häßlichsten und unsittlichsten, aber auch für den Sünder verhängnisvollsten bleiben. England, das die besten Plantagenkolonien des ganzen Erdballs in seiner Hand vereinigt hatte, scheute unfaire Kniffe und Intrigen nicht, um Deutschland die Besetzung von Togo und Kamerun unmöglich zu machen. Das Land, dem für seine Auswanderung Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland zu Gebote standen, mußte in dem Momente, als Deutschland die letzten Chancen wahrzunehmen trachtete, auch noch fast alles siedlungsfähige Land in Ost- und Zentralafrika an sich reißen. Und als das Unhaltbare in der Lage des eingepferchten, sich gewaltig vermehrenden deutschen Achtzigmillionenvolkes immer greller zutage trat, da erkannte nur ein Teil der englischen Liberalen die Forderung der Billigkeit, Menschlichkeit und des wohlverstandenen Selbstinteresses, auch Deutschland seinen Anteil an den Ländern der Erde zu geben. Im übrigen bekannten sich alle unsere mächtigen Nachbarn zu der Devise: „Deutschland braucht dringend Kolonien; vereinigen wir Besitzenden uns, damit es keine erhält!", und unter diesem Wahlspruch wurde die „Genossenschaft zur Verteilung von Koloniallanb unter Übergehung Deutschlands" geschaffen, als welche man den Dreiverband treffend charakterisiert hat. Der Weltkrieg, der Deutschlands letzte wirtschaftliche Domäne, die Türkei, unter den Ententemächten zur Aufteilung bringen sollte, würde, wenn sie siegten, das Werk krönen. Betrogene Betrüger! Je enger und fester sie den Reif schmieden, der Deutschlands Entfaltung nach außen hin abschließt, desto eherner wird seine aus der Pression erwachsende wirtschaftliche Weltherrschaft, desto mehr machen sie aus Deutschland eine Zuchtrute für sich selber.

Wie ergeht es bei all diesen Wechselwirkungen der Zuchtrute selbst? Ich kann die Ansicht der Optimisten nicht teilen, die einen Segen für Deutschland

darin erblicken, daß ihm der Neid seiner Nachbarn das Ruhen auf seinen Lorbeeren unmöglich macht. Wer im Auslande Gelegenheit zur Vergleichung eigener und fremder Kultur erhält, kann sich doch dem Eindruck kaum entziehen, daß unser Leben durch den Druck, der auf uns lastet, nicht nur härter und mühsamer, sondern auch anmutloser, beengter und ungeistiger wird, als uns lieb sein kann. Aber wir werden für diese Beeinträchtigung wenigstens entschädigt durch den berechtigten Stolz über unsere großartige weltpolitische und wirtschaftliche Entwicklung; welcher Trost aber bleibt unseren Feinden, die mit all ihren Treibereien und Übervorteilungsversuchen andauernd ein spottschlechtes Geschäft machen!

Müssen wir in dem Ergebnis unserer Darlegungen nicht einen sehr deutlichen Beleg für das Wirken einer immanenten Gerechtigkeit im historischen Geschehen erkennen? Nicht allen geschichtsphilosophischen Erörterungen über diesen Punkt, die der Krieg gezeitigt hat, wird man beipflichten können. Die Weltgerechtigkeit zieht nicht offiziell, hoch zu Roß, von Fanfarenstößen angekündigt durch die Geschichte, um jeden Vergewaltiger und Vertragsbrüchigen sofort durch verlorene Schlachten zu bestrafen; die äußere Kriegs- und Staatengeschichte stellt ein Chaos von Unbill und Ungerechtigkeit dar. Aber sehen wir genau zu, ziehen wir die geistige und wirtschaftliche Geschichte zu Rate, und wir gewahren, in welcher erstaunlichen, listen- und mittelreichen Weise die Weltgerechtigkeit nachträglich doch zu ihrem Ziele kommt und dem stärkeren, jugendlicheren, höher kultivierten, moralischeren Volke das reale Übergewicht verschafft, auch wo es äußerlich besiegt, unterjocht, um sein Recht betrogen worden ist. So überwand die griechische Kultur die scheinbar siegreiche römische, der Normanne gallisierte sich im überwundenen Nordfrankreich, die Juden des Altertums und das deutsche Volk des 18. Jahrhunderts wurden für die Einbuße an staatlicher Geltung durch geistige Weltmacht entschädigt, die Buren erlangten durch ihre Unterwerfung die Vorherrschaft in Südafrika. Zu solchen Beispielen gesellt sich als eines der einleuchtendsten das Großwerden Deutschlands gerade durch erlittene Unbill. Irgendeine mystische, transzendente Gewalt brauchen wir in solcher immanenten Gerechtigkeit nicht zu erblicken; sie beruht auf der Wirksamkeit bestimmter Naturgesetze, die schon bei der Konzeption unserer Gerechtigkeitsgrundsätze ausschlaggebend waren, so daß es nicht eben wunderbar ist, wenn Natur und Leben einen sittlichen Kodex respektieren, an dem sie gewissermaßen selber mitgearbeitet haben. Am wichtigsten ist in dieser Beziehung das allgemeine biologische Gesetz der Widerstandsreaktion: Jeder gesunde Organismus antwortet auf Hemmungen mit einer Verstärkung seiner resistierenden Kraft, auf Schädigungen und Verstümmelungen mit ersatzleistender Neubildung. Wo immer dieses Gesetz sich in sozialen und politischen Geschehnissen offenbart, die moralischer Wertung unterliegen, erscheint es uns als immanente Gerechtigkeit.

Fragen wir also auch in der Schicksalswende des Weltkrieges nicht in erster Linie, ob wir siegen, unsere Macht erhalten, vielleicht sogar noch unseren Besitz

vermehren werden! Alle diese äußeren Erfolge hängen von Glück und Zufall ab. Fragen wir vor allem, ob wir innerlich gesünder, kultivierter, tüchtiger, moralischer, freier sind, als unsere Gegner! Und dürfen wir diese Frage bejahen, dann können wir unsere Zukunft getrost der unsichtbaren Gerechtigkeit anvertrauen, die über dem Leben der Völker waltet.

Dr. Paul Feldkeller: Das Problem der „Deutschheit“.

Germania docet. Der Deutsche kann das Schulmeistern nicht lassen. Es genügt ihm nicht, sich die Berechtigung zum Kampfe um die Wahrung seiner Geistesgüter dadurch zu demonstrieren, daß er über „deutsches Wesen“ gründlich nachdenkt und so Gerichtstag mit sich selber hält. Er beantwortet nicht nur die Frage nach dem Wesen der Deutschheit, sondern er denkt auch über das Wesen dieser Frage selbst nach. Was kann es heißen, nach dem Wesen deutschen Geistes zu fragen? So wächst die ursprünglich in den engen Gesichtspunkten des historischen Augenblicks befangene Fragestellung aus den bloß nationalen Schranken heraus und erweitert sich zu philosophischer Universalität. Aus dem bloß historischen Problem wird ein philosophisches. Während wir über das Wesen der Deutschheit reflektieren, erfüllen wir eine geistesgeschichtliche Mission, reichen wir allen anderen Völkern, auch den jetzt uns feindlich gesinnten, über Raum und Zeit hinaus die helfende Hand, sich über sich selbst, über das Wesen ihres Volkstums, alles Volkstums überhaupt, klar zu werden. Noch niemals haben sich so viele Philosophen der Gegenwart über das Eigentümliche des deutschen Geistes ausgesprochen, wie in diesem internationalen Kulturkampf. Die wichtige Frage, wie ihre Ergebnisse zu deuten seien, haben sie freilich nur andeutungsweise oder gar nicht beantwortet.

Denn es besteht kein Zweifel, daß man in der Zuerkennung des Prädikats „deutsch“ weitherziger und exklusiver verfahren kann. Wer das Volkliche in der Ausschließlichkeit sieht, wird mit diesem Prädikat sparsam umgehen, wird auf die nationale Eigen- und Sonderart verschärften Ton legen und das Unterschiedliche allein als Kennzeichen der Zugehörigkeit zum Volke anerkennen. Deutsch heißt hier: spezifisch deutsch. Was unser Volk mit anderen gemeinsam hat: die christliche Religion, die klassische Bildung, wird von diesem Standpunkte nationaler Wertung abgelehnt. Man fordert Rückkehr zur alten germanischen Religion. Andere, die wie H. St. Chamberlain sich zu einer solchen Rückkehr nicht zu entschließen vermögen, suchen wenigstens den Stifter des Christentums als Nicht-

semiten oder gar als Arier dem exklusiven Rassenbewußtsein mundgerecht zu machen. Die Eigenschaften unseres Volkstums werden für so einzigartig, so ganz für uns passend und mit keinen anderen vertauschbar gehalten, daß wir, ohne unwahrhaftig zu werden, uns „wesensfremde" Einrichtungen nicht herübernehmen dürfen. So ist, um ein Beispiel anzuführen, nach des genannten Schriftstellers „Kriegsaufsätzen" die Volksvertretung eine durchaus ungermanische Institution. Die nationalen, die Rassewerte werden zu obersten, alles Denken und Handeln leitenden Gesichtspunkten. Der in seiner spezifischen Abgeschlossenheit unduldsame Deutschgedanke leidet keine Prinzipien des Geisteslebens über oder neben sich, die sich also nicht erst aus ihm selbst ableiten lassen. Nur ein Symptom dieser Denkweise ist es daher, wenn nach dem Siege keine Aufgabe für so wichtig gehalten wird, wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen.

Den Tatsachen gegenüber hält nun freilich diese enge Fassung des Begriffs der Deutschheit nicht stand. Die geistige Verwandtschaft mit Deutschland, die der Engländer Chamberlain in sich zu fühlen glaubt, die treue Pflichterfüllung der deutschen Juden, die er hervorhebt, reden doch einer liberaleren Begriffsbildung das Wort. Das mit Recht am Deutschen gerühmte Naturgefühl ist gerade durch den Franzosen Rousseau in vielen Deutschen erst geweckt worden. Ein „Volk der Religionsphilosophie", wie Rudolf Eucken („Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes") uns nennt, ist das russische Volk auch. Ebensowenig kann die monarchische Staatsform, auf welche nach Adolf Lasson („Deutsche Art und deutsche Bildung") und Ernst Troeltsch („Das Wesen des Deutschen"), oder die friedliche Arbeit, auf welche nach Wilhelm Wundt („Über den wahrhaften Krieg") der deutsche Geist angelegt ist, als spezifisch und ausschließlich deutsch angesprochen werden. Vor allem die klassische Bildungsgrundlage des Hellenentums und die religiöse des Christentums werden von diesen Denkern für unveräußerliche Bestandteile deutscher Geistesart erklärt. Und so sind viele Züge, welchen wir deswegen nicht das Prädikat „deutsch" aberkennen dürfen, weil sie zufällig auch Elemente fremder Volkseigenheiten darstellen. Nicht nur der deutsche, sondern jeder Volksgeist müßte verarmen, wollte man ihn nur auf die wenigen Züge einschränken, die ihn von fremder Eigenart unterscheiden. Dies rechtfertigt unsere Begriffsbildung, die sich vom nationalen Dogmatismus wie Skeptizismus gleich weit entfernt hält.

Um nun diesen schon mehr sachgerechten, aber doch noch dürftigen Begriff mit Inhalt zu erfüllen, haben wir uns klar zu werden, wo denn die Deutschheit gesucht werden darf und wo nicht. Auf welche Gebiete kommt es da an, und welche sind für unser Problem gleichgültig? Für das freischaffende Denken oder das Reich der Erfahrung haben wir uns zu entscheiden. Ist die Deutschheit ein Vernunft- oder ein Erfahrungsbegriff? Zweifellos bekennt, wer sich zum ersten Male vor diese Frage gestellt sieht, sich zu der plausibleren Erfahrung. Das deutsche Volk und seine Eigenart ist eine naturwissenschaftliche oder eine

geschichtliche, also eine Erfahrungstatsache. Nur legt der nationale Naturalismus den Ton auf die physiologischen und klimatischen Bedingungen, auf Abstammung und Territorium, um erst aus ihnen die seelischen und geistigen Eigenheiten, wie Bildung, Religion usw. herzuleiten. Im Mittelpunkt steht da der problematische Begriff der Rasse. „Volk ist Natur“ betont Chamberlain, wie vor ihm Gobineau. Diese Natur, die unsere Eigenart umschließt, haben wir als unser Kostbarstes zu hüten und vor Verunreinigung zu bewahren. Sie wird zerfasert und zerstört, wo Verstand und Vernunft zur Vorherrschaft gelangen und durch die Mannigfaltigkeit der durch sie hervorgerufenen Interessen und geistigen Richtungen die naturhafte Einheit und das Gemeinschaftsgefühl des Volkes vernichten. Und ebenso am Begriff der Rasse orientiert sind „Die Eigenarten des deutschen Geistes“ von Rudolf von Delius. Nur was innerhalb deutschen Lebens als rassig, als urgermanisch sich erweist, findet hier Gnade. Anderen Regungen als den aus der Rassenanlage entspringenden wird jede Existenzberechtigung abgesprochen. Die „klassische“ Luft, in der Schiller und Goethe atmeten, war erborgt, bleich und international. Wir besitzen noch keine großgeistige Dichtung, die „von der Wurzel bis zum Gipfel urdeutscher Art“ ist, und müssen noch des deutschen Rassedichters harren. Der Verfasser ist mit den deutschen Kunstschöpfungen, die ihm deutschgermanische Art zu wenig widerzuspiegeln scheinen, wenig zufrieden und ihm ist nicht leicht etwas recht zu machen. Wo er aber etwas zu loben findet, wie an der deutschen Philosophie und Musik, da tut er es weniger aus wissenschaftlichen, sittlichen oder künstlerischen Gründen, sondern vor allem, weil es der Rassenindividualität zu entsprechen scheint. Dieser unserer Naturanlage gerecht zu werden ist das Höchste, was wir erreichen können. Wenn dieser nationale Subjektivismus so klar wie an einigen Stellen nicht immer auch an anderen hervortritt — der sich nach außen ganz abschließende Nationalismus wird verpönt —, so liegt das an der Unklarheit der philosophischen Voraussetzungen.

Diese Voraussetzung finden wir jedoch klar ausgesprochen bei dem Heidelberger Religionsphilosophen Ernst Troeltsch, und hier tritt uns ihr empirischer Charakter nicht sowohl im Gewande des Naturalismus, als vielmehr des Historizismus entgegen. Troeltsch sagt es klar heraus, daß „jedem Volk durch seine Art und geschichtliche Lage die Sonderart seines Geistes gesetzt ist“. Die irrationalen geschichtlichen Bedingungen haben das deutsche Wesen gestaltet, wie es nun einmal ist. Für Fichte war die Deutschheit mehr ein Vernunftbegriff. Der deutsche Geist war ihm identisch mit der allgemeinen Menschheitsvernunft. So konnte er in ihn ohne weiteres die hehren Ideale der Wissenschaft, der Sittlichkeit hineinlegen, konnten deutsches Nationalgefühl und philosophischer Idealismus dasselbe bedeuten. Von diesem Nationalismus will Troeltsch nichts wissen. „Wir können heute nach den Erfahrungen von hundert Jahren politischer, wirtschaftlicher, technischer und philosophischer Arbeit nicht so einfach vom Geiste

allein ausgehen und seine besonderen historischen Entwicklungsbedingungen in der Lage eines Jahrhunderts der Neugründung des deutschen Staates nicht so völlig außer acht lassen." So wird der Begriff der Deutschheit lediglich an der geschichtlichen Gegebenheit gemessen. Als eine streng gegebene, unverrückbare Tatsache, der er ist, haben wir kein Recht, den deutschen Geist nach Vernunftprinzipien zu konstruieren. Und wie kein Volk, so kann auch das deutsche nicht aus der Individualität seines geschichtlich bedingten Sonderwesens herausgelangen. Von einer alle Kulturnationen umfassenden kosmopolitischen Weltvernunft, einem allgemeinen Europäertum kann nicht gesprochen werden. Kein Volk vermag anders als aus seinen eigenen Grundlagen zu schöpfen. Hier liegt der Grund, warum die Völker einander so schwer, ja gar nicht verstehen. Auch wir können nicht heraus aus unseren Schranken. „Kein Einzelner kann alle Möglichkeiten des Geistes erschöpfen, weil die Entfaltungsbedingungen und die von ihnen ausgehenden Richtlinien jedesmal verschieden sind und insbesondere weil von Hause aus die geheimnisvolle individuelle Sondereigentümlichkeit des Geistes selbst ihm seine eigene Art und sein eigenes Gesetz vorschreibt." Damit wird der Gedanke, der Fichte geleitet hatte: den deutschen Geist als d e n Geist, die Vernunft schlechtweg zu begreifen, seinen Namen hoch über aller erdgeborenen Sonder- und Abart an die Sterne zu heften, in Wahrheit aufgegeben. Darüber kann auch manche Unklarheit des Gedankengangs nicht hinwegtäuschen, vor allem auch nicht die äußerliche Tatsache, daß Troeltsch in Einzelheiten der Bestimmung deutschen Wesens zu einer rein materialen, also für das Grundproblem belanglosen Übereinstimmung mit Fichte kommt. Der Grundgedanke ist eben dahin. Nicht ein absoluter, für alle Völker und Zeiten gültiger Wert, sondern eine Relativität, ein geschichtlich beschränktes Individuum neben vielen anderen: das ist der deutsche Geist. „Er ist unser unabwendbares und unabänderliches Schicksal." Damit wird der nationale Relativismus zum Fatalismus. „Werde, was du bist!" Dies Gebot gilt nicht nur für den Deutschen, sondern ebenso für den Ausländer. Dieser Unglückliche wird damit vom deutschen Geiste, den er niemals von Grund aus erfassen und sich innerlich aneignen kann, ausgeschlossen. Aber wer sagt uns, daß er unglücklich ist? Vielleicht steht sein Geist höher als der unsere, der in seiner historischen Beschränktheit die Herrlichkeiten jenes nur nicht nachempfinden kann. Vielleicht aber ist jede Höherwertung irrig und bedeutet ein Volksgeist nicht mehr als der andere auch.

Diese Konsequenzen des Naturalismus wie des Historizismus münden in eine quietistische Weltanschauung. Wenn der deutsche Geist nur Natur ist, so braucht uns um seine Erhaltung nicht zu bangen. Denn wir können aus unserer Rassenanlage nicht mehr herausholen, als darin liegt; und andererseits muß mit der Notwendigkeit der Naturkausalität alles zum Vorschein kommen, was in ihr keimhaft angelegt ist. Und wenn der deutsche Geist nur Geschichte ist, so ist seine Existenz von unseren Gedanken, die wir uns über ihn machen, ebenso unabhängig.

Denn seine Entwicklung ist ja noch nicht zu Ende; und wer will die Tugenden oder Laster, die sich im deutschen Volke etwa noch zeigen werden, nicht ebenso gut als „deutsch" bezeichnen wie seine bisher sichtbaren Eigenschaften? Wenn das Deutschtum ein naturwissenschaftlicher oder ein geschichtswissenschaftlicher Begriff ist, nicht anders als das Serbentum oder das Kafferntum auch, so ist tatsächlich kein Grund ersichtlich, warum wir uns noch besonders um unser nationales Selbst, um die Wahrung unserer Eigenart zu bemühen, ja warum wir diese überhaupt zu kennen brauchen, da wir ja doch ohnehin, wir mögen uns verhalten, wie wir wollen, mit natürlicher bezw. geschichtlicher Notwendigkeit Deutsche, Serben oder Kaffern bleiben müssen. Und alle unsere Mühe kann uns nicht zu „besseren" oder „schlechteren" Deutschen machen, weil wir unsere subjektiven Wertungen nicht an die wissenschaftlichen Begriffe heranbringen dürfen. Auch sind die geschichtswissenschaftlichen Begriffe keiner Steigerung fähig. Romulus Augustulus ist nicht weniger römisch als Julius Cäsar, Luther in diesem Sinne nicht „deutscher" als Kaiser Karl V. Alle sind nur gleichberechtigte und gleich unerläßliche Faktoren in dem jeweiligen geschichtlichen Gesamtbilde des Römertums bezw. Deutschtums.

Aber in diesem Bilde werden wir unmöglich das wiedererkennen, was wir meinen, wenn wir von „Deutschheit" reden. Da hebt sich die Brust und leuchtet das Auge, wo auf der anderen Seite die korrekte wissenschaftliche Betrachtung jede Teilnahme, jedes parteiische Interesse verbietet. Nicht in geschichtlichem Sinne reden wir von Goethes Deutschtum und meinen ein von Grund aus anderes, als das Nicolais oder Ifflands. Wir meinen auch nicht einen Typus im naturwissenschaftlichen Sinne, keinen arithmetischen Mittel- oder Zentralwert als mathematische Resultante aus den verschieden gerichteten Einzelzügen, sondern eine nach idealen Gesichtspunkten veranstaltete Blütenlese besonders erwählter geistiger Eigenschaften, die sich zu der Einheit eines herrlichen Charakterbildes zusammenschließen. Keine photographisch getreue Nachbildung also, keine Kopie der Wirklichkeit, sondern eine Konstruktion, eine Abstraktion, wenn man will, ist unsere Idee der Deutschheit, ein I d e a l, das nirgends bisher restlos verwirklicht worden ist, sondern erst verkörpert werden soll. Erst dadurch, daß sie kein fertiges Sein, sondern ein Sollen, nicht gegeben, sondern aufgegeben ist, wird sie zum Gegenstand unserer geistigen Aktivität und hilft allen Quietismus und Fatalismus überwinden. Und nicht das natürliche oder geschichtliche Volkstum überhaupt, das jedem Mitglied des Volkes, dem edelsten wie dem erbärmlichsten, in gleicher Güte und Stärke zukommt, sondern nur ganz bestimmte Teilinhalte des Volkscharakters erfüllen das Ideal. Ja auch Eigentümlichkeiten ganz fremder Völker müssen das Idealbild vervollständigen. Das Prinzip aber, nach welchem die bestimmten Einzelzüge ausgewählt oder verworfen werden, kann nun nicht wieder ein nationales, kann nicht das Deutschtum sein. Das wäre ein sträflicher Zirkelschluß. Es kann weder der physiologischen noch der geschichtlichen Er-

fahrung entnommen werden, sondern ist rationaler und zwar ethischer Natur. Das Prinzip ist ein sittliches, und reiner sittlicher Vernunftgehalt erfüllt die Idee der Deutschheit.

Wie wenig diese Idee tatsächlicher Erfahrung entnommen ist, trotzdem die Naturalisten und manche Historiker dies glauben, beweist wohl am besten die Kritik, die sie an der tatsächlichen, roh-natürlichen Eigenart unseres Volkes üben. Unwillkürlich verraten sie damit, wie wenig die bloße Wirklichkeit ihrem Ideal genügt, das sie ganz wo anders her entnehmen. Alle wissen sie von „Schattenseiten“ der deutschen Eigenart zu erzählen. Vor allem wird da des „Erblasters“ der Deutschen, der Fremdländerei, gedacht. Sie ist deutsch, wenn wir geschichtlich, sie ist es nicht, wenn wir sittlich urteilen und das Ewig-Deutsche, das Ideal-Deutsche im Auge haben. Denn wir sollen die natürliche Gegebenheit, obwohl sie rasseecht ist, in uns überwinden, das Nur-Geschichtliche in uns ertöten, um zum Geistigen zu gelangen. Scharfe Geißelung erfahren ebenso der Bureaukratismus, der Kastengeist, die Abschließung der Stände, und Troeltsch besonders weiß zu klagen über das laute Emporkömmlingswesen, das Säbelrasseln und Prahlen, über Mammonsdienst, Zanklust und manches andere. In hunderterlei Art bleibt nach ihm der Deutsche hinter der Idee seines Wesens zurück. Man freut sich, auch diesen Denker mit der naturgegebenen, geschichtlichen Individualität nicht zufrieden zu sehen. Diese Bewertung der bloßen Gegebenheiten schließt ja keineswegs aus, daß auch wir die gesunden schon vorhandenen Grundlagen unseres Volkskörpers anerkennen und bereits in der Vergangenheit Vorbilder und Beispiele antreffen. Aber gerade diese Tatsache, daß wir etwas zum Vorbild nehmen, ist schon keine passive Betrachtung von Natur und Geschichte mehr, sondern hochgradige geistige Aktivität. Auch vom Volksgeist gilt Rückerts schöner Vers:

Ein Säugling ist der Geist,
Natur ist seine Amme.
Sie nährt ihn, bis er fühlt,
Daß er von ihr nicht stamme.

Wir ahnen, wie wenig das Gerede von Individualität und Eigenart haltbar ist. Nicht als ob diese nicht auch einen Wert darstellte, der für die Erfüllung sittlicher Forderungen nutzbar zu machen ist. Aber eben nur diese Rolle eines Mittels darf sie spielen. Niemals ist sie Selbstzweck. Wahrhaftig sein, heißt nicht: seine Individualität anbeten. Als natürliche Gegebenheit steht diese jenseits von Gut und Böse. Was für den Einzelmenschen schon lange als sittliches Gebot erkannt ist: die Überwindung seines natürlichen Ichs, um zur Persönlichkeit zu werden, das „Stirb und werde!“ gilt ebenso auch für die Völkerindividualitäten. Wäre dem nicht so, dann würde die gerade jetzt so geforderte Unterordnung des Einzelnen unter den Gedanken einer idealen Volks-

gemeinschaft vielmehr zu einer knechtischen Unterwerfung einer Individualität unter eine andere werden. Die Persönlichkeit des Deutschtums aber ist der alle selbstgefälligen Schrullen durchbrechende Universalismus des Geistes.

Gewiß sind die prinzipiellen Völkerindividualitäten unauflösliche Gegensätze. Aber ihre Verknotung soll gar nicht, wie mancher Deutsche zu glauben scheint, gelöst, sondern durchhauen werden. Weder der einzel-menschliche, noch der volkliche Partikularismus taugt zur Richtschnur des Handelns. Denn vom Standpunkt der bloßen Erfahrung ist eine Individualität so viel wert wie die andere und wüßten wir keinen Grund, warum wir gerade unsere bisherige festhalten sollten. Es müssen doch universale, allgemeinmenschliche, übernationale Züge in dem Bilde vom unvergleichlichen deutschen Geist der Grund sein für dessen Höchstschätzung. Damit wird dieser Geist nicht in eine „erborgte, bleiche, internationale" Luft versetzt, wie v. Delius fürchtet, womit er übrigens dem von ihm gemeinten klassischen Bildungsideal Unrecht tut. Internationalismus im Sinne der bloßen gegenseitigen Annäherung der Völkerindividualitäten auf einer verwässerten mittleren Linie wäre allerdings charakter- und wertlos. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn das sicher umgrenzte und fest umrissene Idealbild der Deutschheit eine „Internationalität", eine Weltangehörigkeit zwar nicht im Sinne des rohen, gegebenen Seins, sondern der ideellen Gültigkeit beansprucht. Dieser Anspruch auf universale, kosmopolitische Geltung würde die nun einmal bestehenden Schranken der Völkerindividualitäten nicht berühren, wohl aber alles vernichten, was im letzten und tiefstmenschlichen Sinne den Menschen vom Menschen trennt, und so eine Annäherung an den Ausländer, doch nicht als Ausländer, herbeiführen. Ohne diesen Anspruch auf ausnahmslos allgemein-menschliche Geltung für alle Völker und für alle Zeiten können wir unser Ideal von der Deutschheit nicht denken. Der engherzige Nationalismus ist in diesem Sinne so undeutsch wie möglich.

Daß die Betonung der bloßen nationalen Eigenart die hohen Zwecke der Humanität geradezu vereiteln kann, daß der Patriotismus erst von anderen Gebieten her seine Weihe empfängt und andere Völker niemals in ihrem Kulturlauf hemmen darf, prägen uns Adolf Lasson wie Hermann Cohen ein („Über das Eigentümliche des deutschen Geistes"). Der letzte geht sogar so weit, diejenige Eigentümlichkeit eines einzelnen Volksgeistes für eine schlechte zu erklären, die sich nicht auch vor dem Universalgeist der Menschheit legitimiert. Mit scharfen Worten verwirft Lasson den Naturalismus und Materialismus, der das Deutschtum in der physiologischen Konstanz der Rasse sucht. Wir Deutschen sind keine Rasse; „nicht das Natürliche, das Geistige macht den Deutschen". Die Eigenart seines Nationalitätsbegriffes erhellt daraus, wo er sie suchen will: nicht in den kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens, nicht in dem banalen Alltag; sondern auf den Höhepunkten unseres Daseins, „in den großen Äußerungen des Lebens" und bei den großen schöpferischen Geistern, wie wir hinzu-

fügen, ist die Deutschheit zu finden. Damit hat sich auch Lassons Begriff trotz alles historischen Drum und Dran als eine ideale Konstruktion erwiesen. Und Cohen betont, daß unsere Handelsinteressen nicht unser geschichtliches Recht erfüllen. Beide Denker aber weisen auf die geistesgeschichtliche Kontinuität hin, die uns mit dem Hellenentum und der christlichen Ideenwelt, nach Cohen auch mit dem Prophetismus des Alten Bundes verbindet, — eine Kontinuität von einer Geschlossenheit und Vollständigkeit, welche die Totalität philosophischer, überhaupt geistiger, Ideen, ihre Gegensätze und ihre Überwindung lückenlos in sich enthält, so daß die deutsche Philosophie in idealer Reinkultur die Verkörperung der Deutschheit, die Universalität ideal- und allgemein-menschlicher Interessen widerspiegelt und den Ausdruck des Menschengeistes darstellt.

Niemand aber hat so das Ideal der Deutschheit zugleich als das Ideal der Menschheit dargetan wie der Philosoph Hermann Cohen. Und dies besonders in dem Sinne, daß die Idee der Menschheit in der der Deutschheit ihre Heim- und Pflegestätte besitzt. Dieser Universalismus idealer Humanität kommt in der gewaltigen Kapazität für die Stoffaufnahme zum Ausdruck, indem alles menschlich Allgemeine anderer Völker vom deutschen aufgesogen wird. Ganz besonders charakteristisch ist er für die Philosophie, wie sie in Hellas und Deutschland von je verstanden wurde: nicht als eine „aparte Provinz im menschlichen Geiste", sondern als ausnahmslose Durchdringung, Vergeistigung aller Gebiete der Kultur. So kommt es zum Forschen nach den Zusammenhängen der Kultur, so zum Postulat der Einheit der Kultur, wie es bereits Nikolaus von Kues für Erkenntnis, Religion und Kirchenpolitik vertrat und wie Kant es für die ganze theoretische Philosophie erfüllte. Denn die Frage nach der Einheit ist eine Frage der Vernunft als des Organs der idealen Menschheit. Und ganz dem gleichen ideal-deutschen Idealismus begegnen wir auch in der Entwicklung der sittlichen Geistigkeit über Luther zu Kant. Das Recht auf persönliche Gesinnung und eine individuelle Gedankenwelt, die Freiheit des sittlichen Denkens und des Gewissens sind die Kennzeichen dieses deutschen Geistes. Nicht auf den Einzelmenschen, auf die Psychologie der Affekte und der Glückseligkeit hat Kant eine subjektivistische Ethik gegründet; sondern die Idee des Vernunftwesens, d. h. der allgemeinen, ausnahmslosen Menschheit, wird der Inhalt der praktischen Vernunft. Die grundsätzliche, unversöhnliche Scheidung zwischen dem nach Glück gierenden Sinneswesen als dem Menschen der Erfahrungswelt und der Menschheit als der Verkörperung der Vernunft: das ist das Fundament des kategorischen Imperativs. Die Idee der Menschheit ist das moralische Gesetz. Und diese Menschheit ist in jeder Person die Persönlichkeit. So gewinnt der Mensch eine Würde, nicht den bloßen Wert einer Ware, eines Instruments zur Vermehrung des Nationalreichtums; er ist Selbstzweck. Noch vor der französischen Revolution fand Kant diese Bestimmungen, die wir in dem Bilde der Deutschheit nicht mehr missen mögen.

„Die reine Menschenliebe, gegründet auf den reinen Gottesglauben" — unser Denker zeigt sie uns auf den Höhen der deutschen Malerei, Dichtkunst und Musik. Das deutsche Antlitz, das Dürer schaffen will, malt er nach dem Bilde Christi. In der „Marienbader Elegie" verklärt sich die Frommheit der Menschenliebe zur Gottessehnsucht. Und das gleiche erhabene Thema erfüllt Beethovens Neunte Symphonie und Mozarts „Zauberflöte": der Glaube an den ewigen Frieden der Menschheit, die religiöse Menschenliebe, das Bekenntnis der sozialen Ethik.

Ist es somit ein rein geistiges Band, das uns mit den Geistern der Vergangenheit, aber auch mit unseren aus den verschiedensten Rassen stammenden Volks- und Bundesgenossen der Gegenwart zu einem einigen Kulturbewußtsein verbindet, erweist sich dieses als unabhängig von aller zufälligen anthropologischen Grundlage, so braucht uns nicht die Sorge um das Fortleben ideal-deutschen Geistes zu umfangen. Wir wissen, daß die Völker, ebenso wie die Personen, einmal sterben müssen. Auch dem deutschen Volke wird mit Naturnotwendigkeit einst die Todesstunde schlagen, wie sie dem hellenischen und dem israelitischen einst geschlagen hat. Aber das Unsterbliche beider hat ihren leiblichen Tod überdauert. Darum sollen wir mit dem materiellen Volkskörper schlechtweg nicht Götzendienst treiben. Der Neu-Grieche, der moderne Jude besitzen den ewigen Kern des hellenischen, des jüdischen Geistes nicht in einem besonderen Sinne. Diese ewigen Offenbarungen gehören der ganzen Welt, sie sind in jedem wahrhaft Gebildeten lebendig, führen in ihm nicht bloß ein totes Dasein geschichtlichen Wissens. So wird auch einst nach dem unvermeidlichen, hoffentlich noch in weiter Ferne stehenden Ende unseres Volkes und Staates die Deutschheit, die Idee der Menschheit, weiterleben und von einem jüngeren, uns geistesverwandten Geschlecht in gleichem Sinne systematisch weiter- und fortentwickelt werden. Dann wird die mit dem hellenischen Geistesfrühling begonnene Kette geistesgeschichtlicher Kontinuität, welche unsere Denker fortsetzten, als die Summe der heiligsten Güter des Menschengeschlechts bis in fernste Zeiten hinübergrüßen.

O. Sperber: Deutschlands Nachrichtendienst.

Der europäische Krieg hat Deutschland bewiesen, wie unendlich wichtig ein geordneter, zuverlässiger und vor allen Dingen unabhängiger Nachrichtendienst für jedes moderne Staatswesen ist. Materielle und ungeahnte ideelle Verluste hat Deutschland durch das Fehlen eines solchen Nachrichtendienstes während dieser Zeit erlitten. Es war zweifellos eine bedauerliche Kurzsichtigkeit aller daran interessierter Kreise, welche derartige Zustände verschuldet und jahrelang geduldet haben. Die deutschen Handels-, Industrie- und Wirtschaftskreise hätten schon längst dafür sorgen müssen, daß Deutschland über einen zweckmäßigen und unabhängigen Nachrichtendienst verfügen konnte. Gerade diese Kreise haben schon vor dem Kriege oft genug die unangenehmen Erfahrungen sammeln müssen, daß wichtige Nachrichten für sie von Reuter in London oder Havas in Paris absichtlich zurückgehalten wurden und dann zu spät zur Kenntnis der deutschen Interessenten gelangten. Vielfach war es diesen dann auch nicht mehr möglich, mit den englischen und französischen Interessenten konkurrieren zu können. Mit Recht sucht man daher heute schon nach Mitteln und Wegen, um einen, allen modernen Anforderungen entsprechenden Nachrichtendienst für Deutschland zu schaffen.

Was aber über diese Pläne bisher zur weiteren Kenntnis gekommen ist, läßt leider wenig Hoffnung, daß durch diese das erwünschte Ziel erreicht werden kann. Der Kardinalfehler aller dieser Pläne ist der, daß man sich darauf versteift, einen allen umfassenden Nachrichtendienst zu schaffen, welcher Handel, Industrie, Börse, Politik und Neuigkeiten von allgemeinem Interesse für die Presse umfassen soll. Vor allen Dingen müssen daraus zwei voneinander ganz unabhängige Abteilungen geschaffen werden und zwar:

1. eine Abteilung für Politik, Börse und Neuigkeiten von allgemeinem Interesse und
2. eine solche für Handel und Industrie.

Die erste Abteilung muß aus verschiedenen Gründen privater und unabhängiger Natur, die zweite hingegen sollte Sache der Regierung sein. Etwas Ähnliches besteht ja heute bereits in Verbindung mit dem Auswärtigen Amte, welches ja für diese Zwecke die „Nachrichten für Handel und Industrie" herausgibt. Daß diese amtliche Stelle, in ihrer heutigen Aufmachung und Leistungsfähigkeit, den berechtigten Forderungen des Handels und der Industrie schon längst nicht mehr gerecht wird, beweisen die fortlaufenden Klagen aus den daran interessierten Kreisen, wie auch die sich jetzt so deutlich bemerkbar machenden Bestrebungen derselben, sich davon unabhängig zu machen. Immerhin ist aber bereits eine

Grundlage vorhanden, auf welcher der Nachrichtendienst für die zweite Abteilung ausgebaut und vor allen Dingen modernisiert werden kann.

Hierbei können nun zwei Wege eingeschlagen werden, und zwar indem man die heute bestehende Regierungsstelle, vielleicht nach nordamerikanischem Systeme, ausbaut, und so dadurch leistungsfähiger gestaltet. Zum näheren Verständnis sei nachstehend die Organisation der amerikanischen Abteilung für den auswärtigen Handel näher erklärt:

Diese Abteilung gibt täglich die einlaufenden amtlichen Berichte der Konsulate, Handelssachverständigen und Spezialagenten, ganz oder teilweise bekannt. Zumeist lauten diese Bekanntmachungen ungefähr wie folgt:

> Gas- und elektrische Apparate, Ersatzteile etc. Nr. 15 600. Ein amerikanischer Konsulatsbeamter in Südamerika meldet, daß eine zahlungsfähige, solide Firma in seinem Distrikte mit amerikanischen Fabrikanten dieser Branche in Verbindung zu treten wünscht. Kataloge und Korrespondenz können in englisch sein, doch wird spanisch bevorzugt.

Interessenten wenden sich daraufhin unter Angabe der Ordnungsnummer an die amtliche Handelsabteilung und empfangen dann die näheren Einzelheiten, wie Kreditwert der Firma usw. Ausführliche Rapporte mit allen Einzelheiten werden von der amtlichen Stelle nur als sogenannte „vertrauliche Zirkularmitteilungen" an Firmen abgegeben, welche darum ersuchen oder als dafür interessiert bei der Amtsstelle vorgemerkt sind. Die Listen der Fabrikanten und Geschäfte liegen bei der Amtsstelle vor. Jeder Fabrikant, Bankier oder Geschäftsmann hat nur notwendig, anzugeben, für welche Branchen er besonderes Interesse hat. An der Hand dieser Angaben wird eine Karte für jede einzelne ihn interessierende Branche ausgeschrieben und in die betr. Abteilung eingereiht. Läuft nun eine Anfrage, Auftrag oder Nachricht ein, für welche der Angemeldete Interesse hat, so empfängt er aus der betr. Abteilung umgehend ein vertrauliches Zirkularschreiben. Angenommen eine Firma ist als Interessent von Lastwagen, Automobilen, Göpelwerken und Dampfpflügen angemeldet, so empfängt sie, unabhängig voneinander, aus den verschiedenen Abteilungen dann die vertraulichen Zirkularschreiben.

Bei ganz wichtigen Vorgängen haben die Konsulate, Handelssachverständigen und Spezialagenten die Verpflichtung, die amtliche Handelsabteilung in Washington mittelst ausführlichen Kabelberichtes zu verständigen; diese werden dann zumeist umgehend den daran interessierten Firmen per Telegramm mitgeteilt, so daß diese also ohne Zeitverlust in den Besitz der Nachrichten gelangen. Handelt es sich nun um ganz große Objekte, für welche nur verhältnismäßig wenige Firmen in Betracht kommen, so wird ein Beamter zu diesen entsandt, um mündlich darüber zu berichten. Dieser Beamte führt zugleich Pläne, genau detaillierte Beschreibungen, kurz alles Wissenswerte über das Objekt mit sich, um den

Interessenten die genauesten Einzelheiten anzugeben. Dies Verfahren kommt hauptsächlich bei Hafenbauten, Anlagen von Eisenbahnen und sonstigen großen Objekten in Anwendung.

Die amtliche Handelsstelle verfügt über ein Netz von Filialen im Lande, welche nicht nur regelmäßig alle Berichte empfangen, sondern auch die notwendigen statistischen Angaben, sowie zumeist Musterlager zur Verfügung des Publikums besitzen und je nach Bedarf vermehrt werden.

An regelmäßigen Publizierungen werden von der amtlichen Handelsstelle ausgegeben:

1. Die täglich erscheinenden Konsularrapporte.
2. Spezialberichte der Handelssachverständigen.
3. Berichte der Spezialagenten.
4. Die Liste der im Lande auf Urlaub befindlichen Konsuln nebst Adresse, um Interessenten Gelegenheit zu geben, mit diesen in persönliche Verhandlungen zu treten.
5. Berichte über gesuchte Regierungslieferungen.
6. Berichte über Zollabänderungen, Konsulatsvorschriften und Eintragung von Handelsmarken im Auslande.
7. Statistische Berichte über den Außenhandel des Landes.

Aus leicht begreiflichen Gründen sind, besonders die Konsulatsberichte, nicht immer ganz einwandsfrei, was ja auch weiter nicht zu verwundern ist, denn auch die amerikanischen Konsuln sind weder Universalmenschen, noch verfügen sie alle über die, für eine genaue Berichterstattung notwendige wirtschaftliche, technische und kaufmännische Vorbildung. Aus diesem Grunde allein schon ist es zweifellos viel zweckmäßiger für Deutschland, anstatt das vielseitige und ausgedehnte Arbeitsfeld der Nachrichtenerstattung den Konsulaten zu überlassen, Handelskammern an den Hauptplätzen im Auslande zu schaffen, welche außer dieser Berichterstattung auch noch in vielen anderen Hinsichten dem deutschen Handel sehr schätzenswerte Dienste leisten und die Konsulate zugleich bedeutend entlasten würden. Die in Deutschland bestehenden Handelskammern könnten dann zugleich als Weiterverbreiter der gesammelten Berichte dienen. Jedenfalls würde dadurch ein Nachrichtendienst für Handel und Industrie geschaffen werden können, welcher nicht nur den heute bestehenden an Zuverlässigkeit und Schnelligkeit weit überträfe, sondern auch sach- und fachlich bedeutend leistungsfähiger wäre, als der bestehende und der, welcher jetzt durch Privatinitiative ins Leben gerufen werden soll.

Was nun den Nachrichtendienst für Politik, Börse und Neuigkeiten von allgemeinem Interesse für die Presse anbelangt, so erfordert dieser wieder eine ganz andere Organisation und Vorbedingungen. Um einen einflußreichen, modernen Nachrichtendienst aus dem Auslande nach Deutschland und von Deutschland nach

dem Auslande zu errichten, ist es notwendig, erst in Deutschland eine solide Grundlage dafür zu schaffen. Mit anderen Worten, die deutsche Presse selbst muß sich erst reformieren, und zwar in dem Sinne, daß sie sich großzügiger gestaltet, und die bisher an erster Stelle stehende kleinliche Parteipolitik mehr in den Hintergrund rücken. Zweitens muß eine Nachrichtenzentrale geschaffen werden, die Nachrichten in Deutschland sammelt, um sie nach dem Auslande abzugeben, sowie Nachrichten aus dem Auslande empfängt, um diese in Deutschland zu verbreiten. Diese Nachrichtenzentrale darf auch nicht als reines Geschäftsunternehmen betrieben werden, wie dies heute bei dem Wolff-Büro so ausgesprochen der Fall ist. Sie muß auf einer kooperativen Basis beruhen, d. h. die Zeitungsverleger haben dafür zu sorgen, daß die Zentrale in jeder Beziehung unabhängig dasteht. Ihr Hauptzweck muß sein, Nachrichten zu geben und zu sammeln, ohne Rücksicht auf kapitalistische oder politische Sonderinteressen einzelner Parteien oder Personen. Jeder Zeitungsverleger hat es dann ja in der Hand, die ihm durch die Zentrale gelieferten Nachrichten seinem Leserkreise und Zwecken entsprechend zu verwerten. Mit einer solchen Nachrichtenzentrale würden die in- und ausländischen Regierungen, Diplomaten, Finanzkreise usw. nur zu gerne bereit sein, Hand in Hand zu arbeiten, da ihnen dadurch die Sicherheit geboten ist, daß wilde Nachrichten nicht so leicht in die Welt gesetzt werden können, für welche später niemand verantwortlich sein will, wie dies leider heute noch häufig der Fall ist. Durch die verantwortliche Leitung der Nachrichtenzentrale würde sich ebenso leicht erreichen lassen, daß sorgfältig durchgearbeitete Pläne, für nationale Zwecke, von sensationslüsternen Publizisten nicht leicht durchkreuzt und die Fenster eingeworfen werden können, für welche, nach Bismarcks Ausspruche, die Völker dann die Kosten bezahlen müssen.

Unsinnig und geradezu gefährlich ist es, Pläne dabei zu verfolgen, welche darauf hinauslaufen, eine solche Nachrichtenzentrale mit einer Anzeigenvermittlung verquicken zu wollen, wie dies letzthin verschiedentlich geplant worden ist. Die Vorteile, welche sich diese Ideeninhaber von solcher Anzeigenvermittlung versprechen, im Sinne einer Anzeigenpatronage, werden sich nie erfüllen und schließen außerdem eine Riesengefahr für das Unternehmen selbst in sich ein. In erster Linie würden sämtliche Anzeigenagenturen des In- und Auslandes solche Pläne von Anfang an sehr energisch und wahrscheinlich auch recht erfolgreich bekämpfen. In zweiter Linie kann es sich doch dabei auch nur lediglich darum handeln, etwa nicht Order parierenden Zeitungen die Anzeigenpatronage zu entziehen, oder diesen mit solcher Entziehung zu drohen. Ganz abgesehen von der durchaus verwerflichen Moral, die nun einmal eine solche Handlungsweise in sich einschließt, kommt dabei in Betracht, daß praktisch folgendes Endresultat herauskäme: Angenommen, einer bedeutenden Zeitung sollte aus einem oder dem anderen Grunde die Anzeigenpatronage entzogen werden, und erhält eine dementsprechende Mitteilung. In tausend gegen einen Fall würde diese Zeitung sich

schleunigst mit dem stärksten Konkurrenten des betr. Inserateninhabers, der ihm mit der Entziehung der Anzeige droht, in Verbindung treten. In der weitaus größten Mehrzahl ginge der Konkurrent nur zu willig auf die gemachten Vorschläge ein, welche zumeist darin bestehen würden, daß dieser den gleichen Platz übernimmt, und anstatt des Inserates einfach den Sachverhalt genau publizieren ließe. Die Folge davon kann sich wohl jeder leicht selbst ausmalen. Die Nachrichtenzentrale liefe also bei Durchführung dieser Anzeigenpatronage lediglich große Gefahr, sich mit ihren eigenen Plänen vom kaum entstandenen Leben zum schnellsten Tode zu befördern.

Die einzige Möglichkeit eines unabhängigen, zuverlässigen und sachlich einwandsfreien Nachrichtendienstes von Deutschland nach dem Auslande und vom Auslande nach Deutschland ist die, wenn die ersten deutschen Zeitungsverleger sich zu einem Verbande für diesen Zweck zusammenschließen. Zur Errichtung eines solchen Nachrichtendienstes sind nun allerdings nicht geringe Mittel unumgänglich notwendig, welche sich aber trotzdem im Bereiche der Möglichkeit bewegen. Da den Zeitungsverlegern selbst vielleicht die finanziellen Kräfte nicht zur Verfügung stehen, so können zur Aufbringung derselben sowohl die Börsen-, Finanz-, Handels- und Industriekreise mit herangezogen werden, denn im Interesse dieser aller liegt es, einen guten eigenen Nachrichtendienst für Deutschland zu besitzen. Die heute benötigten Mittel dafür sind schon aus dem Grunde relativ hohe, da die neue Nachrichtenzentrale von Beginn an gleich mit den bestehenden alten, wie Reuter, Havas, Wolff usw., konkurrieren muß, und es ihr nicht möglich ist, wie den vorher Erwähnten, sich langsam aus eigener Kraft heraus zu entwickeln. Viel zur Erleichterung, Verbilligung und Vereinfachung des Nachrichtendienstes dürfte die fortschreitende Entwicklung der drahtlosen Telegraphie beitragen. Dadurch fallen die schwierigen und auch ungemein kostspieligen Kabellegungen fort, welche in der Gesamtheit zweifellos ein bedeutend höheres Anlage- und Betriebskapital erfordern, als eine drahtlose Verbindung.

Ob nun Kabel- oder drahtlose Verbindung dazu benutzt wird, ist schließlich gleich und nur eine reine Kostenfrage; sicher ist jedenfalls soviel, daß Deutschland eines neuen leistungsfähigen und unabhängigen Nachrichtendienstes dringend bedarf, der es in wirtschaftlicher, wie auch politischer Hinsicht unabhängig macht, und, was die Hauptsache bleibt, ist, daß die Schaffung eines solchen Nachrichtendienstes in der Möglichkeit des Erreichbaren liegt. Im allgemeinen Interesse des gesamten Deutschlands liegt es, daß dem jetzigen Elende im Nachrichtendienste bald ein Ende bereitet wird, damit in Zukunft Schädigungen des deutschen Ansehens, wie auch der Wirtschaft und Politik, durch gewissenlose Preßreptilien, für immer unmöglich gemacht wird.

Dr. Gustav Motschmann (Brüssel): „Tagesgedanken“

Ein Nachruf für Professor Dr. Johannes Conrad.

Mitten in den großen Ereignissen der Gegenwart, die unsere Sinne jetzt seit Jahresfrist so stark beherrschen und unsere Gedanken in ganz andere Richtung gedrängt haben, ist mit Johannes Conrad wieder einer jener Männer dahingegangen, die, der ältesten Generation entstammend, durch ihre reichen Erfahrungen und die Fülle ihrer Erlebnisse von früheren Epochen her eine lebendige Verbindung knüpfen zu der gegenwärtigen Zeit, die ein so bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte unseres Volkes geworden ist. Nach einer Wirksamkeit von vielen Jahrzehnten, einer erfolgreichen Lehrtätigkeit von 42 Jahren an der Universität Halle-Wittenberg, ist Johannes Conrad am 25. April im Alter von 76 Jahren aus einem arbeitsreichen Leben geschieden.

Wir empfinden in dieser Zeit, da große Veränderungen sich vollzogen haben, neue sich vorbereiten, doppelt den Wechsel alles Zeitlichen und spüren mehr denn je die Wirkungen des Gesetzes der Entwicklung, dem die Menschen wie die Dinge unterworfen sind, die durch sie gestaltet werden. Aber unsere Trauer ist darum nicht minder stark und nicht minder aufrichtig um den Heimgang dieses ausgezeichneten Mannes, der sein Leben mit allen Kräften genutzt hat für das Fortschreiten unseres Landes und unseres Volkes. Der Tod solcher Männer hinterläßt eine Lücke, die erst allmählich durch die Kräfte des Lebens geschlossen wird, jene Kräfte, die unablässig bauen und zerstören, verändern und erneuern. So werden eben solche Lücken schließlich wieder zur Quelle neuer Arbeit, und die großen Persönlichkeiten, die in weite Reihen ihrer Zeitgenossen und die nachfolgende Generation hinein reiche Saat ausstreuen, werden zum Mittelpunkt neuer Bewegung und neuen Strebens. Damit erhält ihre Arbeit etwas Unvergängliches, und gerade aus ihrem Wirken wird offenbar, wie eng die verschiedenen Phasen in der Geschichte eines Volkes miteinander verbunden sind, wie sein Leben und seine Arbeit in organischer Einheit sich aufbauen und durch alle zeitlichen Veränderungen hindurch sich fortziehen.

Solche Gedanken treten uns eben in diesen Tagen stärker als sonst vor das Bewußtsein. Draußen vor allem, wo jetzt Unzählige ihr Leben einsetzen für des Reiches Ehre und Größe, als sei es selbstverständlich, daß der Einzelne dem Ganzen sich zum Opfer bringe, in einer Weise, von der noch jüngst Sven Hedin sagte, daß sie für ihn geradezu etwas Feierliches habe. Solche Gedanken spiegeln sich in den Vorstellungen der Gegenwart überhaupt, die diesen gewaltigen Kampf führt, gestützt auf eine große Vergangenheit und mit dem Willen und

der Zuversicht auf eine größere Zukunft, einen Kampf zur Verteidigung aller von früheren Geschlechtern erworbenen Güter, die mindestens unversehrt den Nachkommen überliefert werden sollen.

An den großen Erfolgen hat, wie alle urteilsfähigen Beobachter bestätigen, die geistige und sittliche Erziehung, die unserem Volke zur Gewohnheit geworden ist, einen großen Anteil, und jeder Einzelne dankt den besten Teil seiner Persönlichkeit den Lehrern und Erziehern, sei es in der Schule, auf der Universität oder im öffentlichen Leben. Es liegt viel Wahrheit darin, wenn jüngst von einem Frankfurter Lehrer, der inzwischen selbst den Heldentod erlitten hat, in seinem Bericht über Erlebnisse in Polen gesagt wurde, daß auch diesmal der Schulmeister den Sieg erringen half, ein Wort, das bei weiterer Fassung noch größere Bedeutung erhält. Die akademische Jugend ist in großen Scharen und mit starker Begeisterung zu den Fahnen geeilt, sie hat in harten Kämpfen ihre Feuerprobe bestanden, und in den denkwürdigen Oktober- und Novembertagen am Yserkanal wie anderwärts das Zeugnis jenes Heldengeistes abgelegt, wie er durch das Studium der Antike in ihr selber geweckt wurde.

So tritt eben in dieser Zeit, da die Dimensionen der Ereignisse so außerordentlich sich gesteigert haben, deutlicher denn in andern Tagen die Verknüpfung der Geschehnisse innerhalb der Entwicklung in Erscheinung, die Eingliederung der Generation und ihrer einzelnen Glieder in den großen Zusammenhang des Lebens einer Nation, das auch zeitlich über längere Perioden sich ausbreitet. Wir erkennen diesen Zusammenhang deutlich greifbar in den Formen staatlichen und wirtschaftlichen Lebens und zusammengefaßt durch das Werk fortlaufender geistiger Arbeit, wie sie uns in den großen Vertretern der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens am lebendigsten sich verkörpert.

Conrads wissenschaftliches und literarisches Wirken hat auch in weiteren Kreisen seine Spuren hinterlassen. Sein Name ist allgemein bekannt, weil er einer der Mitbegründer der neueren deutschen Nationalökonomie, sowie des Vereins für Sozialpolitik geworden ist. Er gehört zu jenem kleinen Kreis der großen Meister, die jetzt fast alle gleichzeitig den Abend ihres Lebens erreicht haben. Mit Adolph Wagner beginnend, der soeben seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, setzt sich diese Reihe fort in seinem Berliner Kollegen Schmoller, der nur wenig älter ist, als der jetzt heimgegangene, ihm seinerzeit in Halle folgende Conrad, dann in Knapp, dem Straßburger Ordinarius, ferner in Lexis, der nach langjähriger Tätigkeit in Göttingen kurz vor Conrad aus diesem Kreise geschieden ist, sowie in dessen dortigen Kollegen Gustav Cohn, bis zu Brentano, der Ende 1914 sein 70. Lebensjahr vollendete. Ihnen schließt sich dann unmittelbar der nur wenig jüngere Bücher an. So stehen sie alle in einem gesegneten Alter dicht nebeneinander. Es ist die große Epoche der nationalökonomischen Wissenschaft, deren Glanz sich in diesen Namen ver-

einigt. Sie verkörpern in ihrer zeitlichen Verbindung einen bedeutenden Abschnitt der politischen und wirtschaftlichen Geschichte unseres Landes und umschließen eine Fülle von Arbeit und Erfolgen, die errungen wurden auf dem Gebiet der Forschung in der erst recht eigentlich von ihnen geförderten Wissenschaft, wie durch eine umfassende Wirksamkeit im öffentlichen und sozialen Leben.

Es ist kein Zufall, daß alle einem Jahrzehnt entstammen, eine knappe Spanne nur gemessen am Leben eines Volkes. Gemeinsam sind sie in das Mannesalter getreten zu einer Zeit, da die Neugestaltung des Reiches die politische Grundlage schuf für die Entwicklung einer einheitlichen deutschen Volkswirtschaft, und da die ihrer selbst bewußt gewordene Nation ihre Kräfte nach allen Seiten zu gebrauchen strebte. Das Wachstum der Bevölkerung und die Ausdehnung des Reiches auch über seine Grenzen hinaus brachten ganz neue Aufgaben auf den weiten Gebieten der Agrar-, Handels-, Gewerbe-, Sozial- und Steuerpolitik. Trotz mancher Gegensätze sind alle diese Männer durch gemeinsame wissenschaftliche Lebensarbeit verbunden, jeder von ihnen eine Persönlichkeit in ihrer Art.

Conrads Bedeutung liegt vor allem auf dem Gebiet des Agrarwesens, dem er, der selbst einer alten Gutsbesitzer-Familie aus Westpreußen entstammte, mit dem Verstand wie dem Herzen immer nahe blieb. Auf diesem Gebiet genoß er ein Ansehen, das nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern immer neue zahlreiche Schüler heranzog. Aber auch andern Problemen, wie der Entwicklung der Preise und dem großen Gebiet der Statistik, der er im Rahmen seines Grundrisses einen besonderen Band einräumte, hat er bis zuletzt die größte Aufmerksamkeit gewidmet in dem Bewußtsein, wie sehr eben diese Erscheinungen dauernde sorgfältige Beobachtung und Bearbeitung erfordern. Denn für die Erkenntnis der oft verwickelten Vorgänge unseres vielgestaltigen Wirtschaftslebens liefern sie eine der wichtigsten Grundlagen.

Neben seiner ausgedehnten Lehrtätigkeit — in der er nach seinem eigenen Wort die Hauptaufgabe seines Lebens erblickte — hat er die Herausgabe wertvoller Jahr- und Handbücher geleitet, die zu den wichtigsten Werken der Spezialliteratur gehören, und in denen die Hauptergebnisse der Forschung niedergelegt sind. Auch die in Form der volkswirtschaftlichen Chronik fortlaufend geführte Aufzeichnung der Ereignisse auf den verschiedenen Gebieten der politischen Ökonomie ist eine wertvolle Quelle für die wissenschaftliche Forschung geworden. Denn dadurch wird es möglich, große Zeiträume mit all ihren wechselnden Vorgängen auch nach längerem Abstand zu überblicken und jederzeit das Bild der Vergangenheit wieder lebendig zu machen, selbst dann, wenn es im raschen Lauf der zeitlichen Entwicklung vor der Erinnerung mehr und mehr versinkt. Von welchem Wert das ist, das tritt gerade angesichts der großen Ereignisse, die wir gegenwärtig durchleben, deutlich in Erscheinung.

Die letzten Monate lehren uns auch eindringlich, wie sehr die wirtschaftliche

und besonders die politische Schulung nottut und wie für die Zukunft, in der die ganze Politik völlig neu zu orientieren sein wird, auch für die politische Ökonomie neue Perspektiven sich eröffnen. Als Wissenschaft umfaßt sie die weiten Gebiete des politischen und wirtschaftlichen Lebens, aber ihr Inhalt beschränkt sich nicht darauf allein. Durch die Geschichte hält sie enge Verbindung mit dem Laufe alles bisherigen Geschehens, auf dem auch sie weiter baut. Auf dem Boden eines Landes, der zum Sitz eines Volkes geworden, hilft sie den Bau des Staates formen und erweitern unter Benutzung jener wichtigen Instrumente, Sitte und Recht, die das Ganze wie seine Teile nach außen abgrenzen und nach innen gliedern — dies alles unter dem Einfluß der beständigen Veränderung, wie sie durch die mannigfachen Fortschritte der Technik bedingt wird. So zeigt sich in wenigen Worten schon, wie weit die Grenzen für die Wirksamkeit der politischen Ökonomie sich ausdehnen. Inmitten von Staat und Wirtschaft aber wirken die Menschen selbst, die beides geschaffen haben, und deren Handlungen nicht nur durch materielle Triebe, sondern auch von ethischen Rücksichten bestimmt werden. So ist das komplizierte Seelen- und Geistesleben durch tausend Fäden hineingewoben in die Institutionen, unter denen ein Volk lebt und ein Land sich entwickelt. Auch in der politischen Ökonomie offenbart sich der Zusammenhang aller Wissenschaften, und auch von ihr gehen die letzten Wurzeln auf den Urgrund aller Erkenntnis zurück.

Ein Mann wie Conrad hat das alles wohl erkannt, und aus guten Gründen hielt er für seine Person an der Verbindung der staatswissenschaftlichen Fächer mit der philosophischen Fakultät fest. Manche seiner Schüler danken ihm diesen Zwang zur systematischen Beschäftigung mit der Philosophie, ein Zwang, der auch hier zum Heil geworden ist. Erst kurz vor seinem Rücktritt, den dieser rastlos tätige Mann nur um wenige Monate überlebt hat, hat auch in Halle darin ein Wandel Platz gegriffen. Dabei ist er selbst von jeder Einseitigkeit immer frei geblieben. Mit einer umfassenden theoretischen Schulung, die er aus den Ereignissen der Vergangenheit durch die Beschäftigung mit den historischen Personen zu vertiefen unablässig bemüht war, verband er ein rechtes Augenmaß für die mannigfachen Aufgaben und Bedürfnisse der Gegenwart und ein vielseitiges Interesse für alle Fragen der modernen Wirtschaft, die nach außen sich beständig erweiterte, nach innen immer mannigfacher wurde. Die Verbindung von Theorie und Praxis, die in der nationalökonomischen Wissenschaft wohl am stärksten offenbar wird — wir haben darüber an anderer Stelle kürzlich einige Worte gesagt —, hat sich gerade in seiner Lebensarbeit besonders bewährt, und eben darin lag unzweifelhaft seine Stärke. Damit hängt auch die Tatsache zusammen, daß die Zahl seiner Schüler eine besonders große war, von denen die meisten im öffentlichen Leben wirken, viele in Stellungen innerhalb der vordersten Linien eingerückt sind. Das spiegelt sich auch in seinem Grundriß, der ein Lehrbuch im besten Sinne des Wortes geworden ist. Ebenso

wußte er es auch zu schätzen, wenn reifere Menschen, schon in praktischen Berufen, nach Vertiefung ihres Wissens und Ergänzung ihrer Persönlichkeit strebten.

Es war charakteristisch für seine Auffassung, und darin lag auch die starke Wirkung seiner Beweisführung, daß er im Vortrag, wie in seinen Forschungen, stets beide Seiten zu Worte kommen ließ, überall das Für und Wider nebeneinander stellte, aus der Fülle der Erscheinungen das herausgreifend, was sich seinem klaren Blick als das Wesentliche darstellte. Durch Reisen in und außerhalb Europas suchte er sein eigenes Urteil über die Länder und ihre Bewohner zu schärfen. Nach den Ergebnissen dieser Beobachtungen und den Erfahrungen seines Lebens bemühte er sich, Hörern und Lesern einen Anhalt zu geben, weiteres Forschen ihrem eigenen Urteil überlassend. Über sein Wirken hinaus, — dessen Erfolge auf all das sich gründeten — gedenken wir auch hier der Persönlichkeit, die in schlichter Einfachheit am liebsten stiller Arbeit sich zuwandte und allen lauten Ehrungen abgeneigt war. Nicht ganz eine so ausgeprägte Kampfnatur, wie sie Adolph Wagner im besten Sinne des Wortes noch heute ist, aber auch kernig und fest in seiner ganzen Person, wie in seiner wissenschaftlichen Arbeit. Nicht ganz wohl mit jener Milde wie Schmoller auf die Ereignisse der Vergangenheit zurückblickend, aber doch gleich ihm tolerant in der Beurteilung von Menschen und Dingen. So stand er mehr zwischen ihnen, mit denen er im Leben lange gemeinsam gewirkt hat, und denen er jetzt im Tode voraufgegangen ist. Auch sein Standpunkt war ein mehr vermittelnder innerhalb der verschiedenen Richtungen und Methoden der nationalökonomischen Forschung, die, wie er treffend hervorgehoben, sich beide vortrefflich ergänzen.

Ein ganzer Mann ist er dahingegangen, im heimischen Boden wurzelnd und mit deutscher Treue ihm zugetan, eine echte Persönlichkeit im Sinne Goethes, mit ganzem Herzen teilnehmend und rastlos mitschaffend an der Größe des Reiches. Gleich seinem Berufs- und Altersgenossen Lexis, gleich dem jüngeren Lamprecht, war es auch ihm nicht bestimmt, die Lösung der großen Bewegungen zu erleben, in deren Entwicklung er noch geschieden ist, die Neugestaltung unseres Landes wie unserer Wirtschaft nach diesem viel größeren Kriege zu schauen, an deren Förderung und Ausbau auch er einen so großen Anteil genommen hat. Seine Arbeit aber wirkt fort und geleitet uns in künftige Tage, da zahlreiche neue Aufgaben auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens sich ankündigen, dessen wissenschaftlicher Erforschung und praktischer Ausgestaltung seine eigene Lebensarbeit gewidmet war.

Wir können schon heute mit Dank und Genugtuung feststellen, wie die geistigen und sittlichen Kräfte unseres Volkes als starkes Rüstzeug in diesem schweren Kampf sich bewähren.

Die gewaltigen Fortschritte der Technik sind an beiden Fronten des Reiches,

auf den Meeren wie in den Lüften, der Schrecken unserer Feinde geworden. Große Erfolge sind errungen durch geistige Arbeit, in ihrer Durchführung gefördert durch andere starke Kräfte: die sittliche Zucht und Ordnung im Heer und Beamtenschaft, sowie in unserm ganzen Volk. Hierauf gründet sich die feste Organisation, die überall jetzt in diesem Riesenkampf an der Front wie im okkupierten Lande und ebenso in der Heimat geschaffen wird, zur Erfüllung der großen Aufgaben, die dem Staat mit einem Male erwachsen sind.

Der Staat selbst, der seit den Lehren Platos als die große, beherrschende Idee in unsere Vorstellung übergegangen ist und durch die verschiedenen Epochen der Geschichte hindurch mit all ihren Veränderungen als feste Einheit sich erhält, wird uns eben jetzt im Sinne Fichtes, dessen wir in dieser Zeit besonders lebhaft gedenken, zu dem alles umfassenden Inhalt nationalen und sittlichen Lebens. So erkennen wir stärker als vor diesem Kriege, aus dem wir so manche große Lehre ziehen, die Bedeutung des Staates nach außen und nach innen und entsprechend deutlicher auch die Ziele für unser politisches und wirtschaftliches Leben, zu denen die wissenschaftliche Forschung nach und nach schon die Wege gewiesen hat. Es bleibt das große Problem zu lösen, das Conrad am Schluß seines Grundrisses also formulierte: „Die Individualiät des Einzelnen zur vollen Entwicklung zu bringen, und unter möglichster Freiheit das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit in jedem Mitglied der Gesellschaft zu pflegen, aber doch die gesamte Kultur in erster Linie zu fördern, die Interessen des Einzelnen stets der Gesamtheit unterzuordnen.“

Wenn wir die feste Zuversicht haben können, daß es gelingen wird, diesem Ziel uns mehr und mehr zu nähern, und auch für alle die großen Aufgaben eine Lösung zu finden, die jetzt durch den Krieg geschaffen wurden, so wissen wir, daß das, was Männer wie Conrad gelehrt und gewirkt haben, eben dabei reiche Frucht tragen wird. Seit den Tagen der griechischen Philosophie und länger noch ist es das stärkste Band, das Lehrer und Schüler miteinander verbindet, weil es durch den Wandel der Zeiten und die Ablösung der Generationen hindurch eine bleibende Einheit schafft.

So münden diese Betrachtungen aus in den großen Zusammenhang, auf den wir schon eingangs hingedeutet haben. Von der Persönlichkeit ausgehend, die den Mittelpunkt bildet, hat uns diese Betrachtung über deren Wirkungskreis hinausgeführt, in das Universale der Wissenschaft hinein, um darin die Verbindung zu finden zu den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart. Es ist der große Zusammenhang, der durch die verschiedenen Zeitperioden auch unsichtbar sich hindurchzieht, und der in solchen Epochen, da die Entwicklung auf Höhepunkte geführt wird, besonders deutlich sich enthüllt. Eine der großartigsten Erscheinungen, die die jüngsten Ereignisse ausgelöst haben, tritt uns darin entgegen, wie zahlreiche Männer der Wissenschaft und des öffentlichen

Lebens in allen Gebieten Deutschlands durch Wort und Tat sich vereinigen, um gemeinsam die großen Kräfte zu wecken und zu stärken und auf neue Ziele unsere Blicke zu lenken. Trotz aller Verschiedenheit und mancher Gegensätze in den einzelnen Anschauungen, alle doch geleitet von ähnlichen Gedanken und einig in den letzten Wünschen, vor allem darin, daß die Zeit des Kampfes, den unser Volk jetzt um seine ganze Existenz zu bestehen hat, zu einer großen inneren Erneuerung führe.

Wir spüren jenen Zusammenhang, wenn Wilamowitz, ausgehend von den großen Zeiten der Antike und von ihrem Geist erfüllt, zuletzt den Gott des Rechtes und der Wahrheit anruft und seine Kriegsbetrachtung ausklingen läßt in die Worte des Vaterunsers, womit wir seit den Tagen des Christentums den Glauben an eine allmächtige ewige Gottheit bekennen. Wir fühlen den Zusammenhang, wenn uns Harnack daran erinnert, wie die grandiosen Monumente der Geschichte und die großen Persönlichkeiten uns beweisen, daß es etwas gibt, was uns über die zeitlichen Grenzen und die Realität alles Geschehens hinausführt. Und das ist es auch, was uns eben jetzt, trotz aller Furchtbarkeit der Ereignisse, trotz aller Schwere der Opfer, aufrichtet und erhebt auch über die Zweifel, die aus den Fragen nach dem Sinn dieses Krieges am letzten Ende entspringen. So halten wir inne an der Schwelle jener Fragen, die dem letzten Inhalt alles Lebens zustreben, Fragen, denen wir hier nicht mehr folgen können, um sie an anderer Stelle wieder einmal aufzunehmen.

Wir wissen, daß der Einzelne nur ein Glied ist in dem großen Ganzen, dem er sich einzuordnen bestimmt ist. Aber wir sind auch gewiß, daß die Arbeit des Einzelnen unentbehrlich ist, umso unentbehrlicher, je mehr ihm, dank der Kräfte der Natur, und durch die Gunst der Umstände, — indem sich nach den Worten Faust's Verdienst und Glück verketten — über den großen Durchschnitt hinaus für das Ganze zu wirken vergönnt ist. Nach alledem wie nach seiner ganzen Persönlichkeit gehört Johannes Conrad in die Reihe solcher Männer. So folgt auch ihm die Dankbarkeit aller, die durch ihn sich gefördert wissen, insonderheit aber seiner zahlreichen Schüler, die im Laufe der Jahrzehnte in seinen Hörsälen gesessen haben, über den Abschluß seiner zeitlichen Laufbahn hinaus.

Memoria in aeternum!

Das gilt heute auch allen denen, die in diesem großen Kriege ihr Leben für des Reiches Ehre dahingaben. Auch sie haben Anspruch auf ein dauerndes Gedenken. Ihre Zahl ist noch im Wachsen, niemand weiß es, wie hoch sie anschwellen wird. Aber dessen sind wir völlig gewiß: diese Opfer sind nicht vergeblich gebracht. Mit gesteigertem Ansehen werden Reich und Nation aus diesem gewaltigen Ringen hervorgehen, in dem uns eine beispiellose Vereinigung von

Haß und Hinterlist gegenüberstand. Selbst dies alles zusammen hat nicht vermocht, uns niederzuringen oder auch nur irgendwie zu schrecken. Und wenn wir eben jetzt die Erinnerung an den Beginn jener großen Zeit von neuem durchleben, gesteigert durch die Fülle der gewaltigen Ereignisse, um die wir seitdem reicher geworden sind, so empfinden wir stärker noch als vor Jahresfrist: in ungeahnter Kraft hat das ganze Volk sich vereinigt und verjüngt, und durch alles Dunkel der letzten Vergangenheit hindurch leuchtet der Ausblick in das Licht einer neuen Zeit. Unbesiegt und unbesiegbar schreitet das deutsche Volk einer größeren Zukunft entgegen.

Marg. Weinberg:
Vererbung und Umwelt.

Von Anfang an war Krieg zwischen Mensch und Umwelt. Er siegte über die Natur durch Anpassung, über die Tiere durch Kraft, wo die versagte, durch Intelligenz. Auch den Kampf mit seinesgleichen entschied Kraft; danach die überlegene Waffe und wirksamere List. Den Weg in die Troerstadt findet nicht Ajax, noch Achill, sondern der vielgewandte Odysseus. In seiner alle Gefahren meisternden, glücklichen Heimkehr verkörpert sich das Überleben des Tüchtigsten in der natürlichen Auslese des Krieges vergangener Zeiten. Der moderne sichtet auf andere Weise. Die Auswahl der körperlich Tauglichsten trifft nicht er, sondern die Rekrutenaushebung, und tausend Zufälligkeiten, die mit Kraft und Intelligenz des Einzelnen nichts zu tun haben, entscheiden darüber, wer von jenen den Gefahren und Strapazen des Krieges entgehen oder erliegen soll. Unvermindert aber bleiben — wenigstens solange der Feind nicht ins Land dringt — nur die zum Kampfe Unfähigen. Erhält sich auch mit ihnen zum Wohle des Vaterlandes eine Fülle von geistigen und wirtschaftlichen Kräften, so bleibt dennoch für die Rassehygieniker das Wort bestehen, daß der Krieg die Besten verschlingt; pessimistisch lautet ihre Prognose für die Nachkommenschaft, welche von einer auf solche Weise dezimierten Bevölkerung zu erwarten ist. Deutsche Art ist es, an die Erkenntnis einer gemeinsamen Gefahr keine wehmütigen Betrachtungen, sondern den einmütigen Willen zur Abwehr zu knüpfen. Auch gegen die Gefahr der Rassenverschlechterung muß das ganze Volk mobilisiert werden und sich an ihrer Bekämpfung im Interesse des Einzelnen, wie in dem seiner Familie, des Vaterlandes und der gesamten Rasse beteiligen.

Als Wegweiser zu diesem Ziele dient die Eugenik, jene noch junge Wissen-

schaft der Menschenzüchtung, welche zu deren Hebung zunächst die Ermittlung ihrer Gesetze anstrebt. Ihre Forschungsergebnisse sollten im Interesse künftiger Generationen im ganzen Volke Verbreitung finden, um das Gewissen der Menschen ihrer Nachkommenschaft gegenüber aufzurütteln. Tatsachen, wie die schädliche Wirkung der Inzucht in erblich belasteten Familien und die der Verbindung zweier gleichartig belasteter Personen, müssen genügend bekannt werden, um von solchen Ehen abzuschrecken, aus welchen mit Sicherheit minderwertige Kinder zu erwarten sind. Neben dem Hinweis auf deren Leiden dürfte auch der auf die harte Probe, welcher die Opferfreudigkeit, wie die Eitelkeit der Eltern bei ihrer Aufzucht unterworfen werden, dazu beitragen, dieser Warnung Nachdruck zu verleihen. Lehren, welche aus dem Vererbungsgedanken abzuleiten sind, werden verhältnismäßig leicht im Volke Wurzel fassen; wenigstens liegt dieser dem Laien näher, als die ihn ergänzende Darwin'sche Lehre: von der Abänderungsfähigkeit der Kreatur. Und doch gebührt auch ihr ein gesicherter Platz im Volksbewußtsein, seitdem die vielumstrittene Frage nach der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften mindestens für Alkoholismus, Syphilis, Bleivergiftung und narkotische Mittel von der Forschung bejaht wird. Mit der Einsicht, daß man nicht nur als selber schuldloses Opfer der Vererbung, sondern auch durch eigene Fehle an seinen Kindern sündigen kann, wird die Verantwortung für entstehendes Unheil wenigstens zum Teil aus dem jeder Rechenschaft enthobenen Bereiche ferner Vorfahren in die Hände der gegenwärtigen Generation verlegt. Noch mehr geschieht dies durch nachdrückliche Betonung des Umwelteinflusses auf die Entwicklung des Nachwuchses. Er entscheidet schon über das Gewicht des Neugeborenen und stattet das von einer schwer arbeitenden Mutter zur Welt gebrachte Kind mit geringeren Kräften aus, als das unter günstigeren Bedingungen gereifte; sein Verhältnis zur anerzeugten Widerstandskraft des Menschen bestimmt auch dessen Lebensdauer. Innerhalb der letzteren hängt von dieser Wechselwirkung die höchste Ausnutzung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten ab. Wo Vererbung und Umwelt — nach Goethes „Urworten" der „Dämon" und „das Zufällige" — im Kampfe liegen, trägt die überlegene Macht, den mehr oder weniger begrenzten Sieg davon; wo beide gemeinsam wirken, erzielen sie im Guten wie im Bösen die äußersten Möglichkeiten der Entfaltung. Ihre Grenzen verwischen sich da, wo als physiologisches Erbteil erscheint, was ebensogut ein geistiges sein könnte: bewußte Anpassung an das elterliche Vorbild, Identifikation aus Zuneigung, wie sie auch zwischen nicht verwandten Personen im günstigen, wie im üblen Sinne stattfinden kann. Die Grenzen von Vererbung und Umwelt entfernen sich am weitesten von einander in der Vorstellung jener extremen Theoretiker, von denen die einen für die menschlichen Eigenschaften ausschließlich die erstere, die anderen nur die letztere verantwortlich machen. In der Wirklichkeit ist statt so schroffer Scheidung vielmehr eine Wechselwirkung erkennbar, deren Aussichten der amerikanische Soziologe Prof.

G. Smith einmal mit dem Bekenntnis umschrieb, er möchte lieber der Sohn eines gesunden Einbrechers, als der eines schwindsüchtigen Bischofs sein, in ersterem Falle aber gern bald nach seiner Geburt von einer ordentlichen Familie adoptiert werden.

Diese große Bedeutung der Umwelt rechtfertigt — wenn man von ihrem Versagen bei den allerunseligsten Opfern der Vererbung absieht — jede auf ihre Hebung und Vervollkommnung verwendete Mühe selbst dann, wenn nachgewiesen würde, daß die physischen Folgen solcher günstigen Umgestaltung sich nicht vererben, sondern für jede Generation von neuem und auf gleiche Weise erkauft werden müssen. Denn der Mensch ist zwar im Leben der Rasse nur ein Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft, im Leben des Volkes und der Familie aber ein Stück Gegenwart, dessen Wert durch seine äußerste Leistungsfähigkeit bestimmt wird. Besonders für das Familienleben dürfte also der Hinweis genügen, daß sorgfältigste Überwachung und Pflege der Umwelt für die Entwicklung des Kindes, gleichviel, ob es mit guten oder üblen Vererbungsgaben ausgestattet ist, unerläßlich erscheint. Wesentlicher ist aber für den Staat, in Anbetracht seiner wachsenden Aufwendungen an Geld und sozialpolitischer Arbeit zur Abwehr von Umweltschäden für die großen Massen, die Frage, ob diese Ausgaben einen stetigen Posten im Verwaltungsetat darstellen, oder sich durch Verbesserung der Rasse allmählich verringern dürften. Gleichwohl hängt an ihrer Beantwortung nicht die bange Wahl, ob der einmal eingeschlagene Weg beizubehalten oder zu verlassen ist. Denn wenn auch die Vererbbarkeit günstiger Umwelteinflüsse angezweifelt wird, so gibt doch die Wissenschaft die der schädlichen unter Umständen zu. Gleichgültigkeit gegen diese umschlösse also die Gefahr einer Rassenverschlechterung und erwiese sich als jene Schuld der Väter, die an einer unabsehbaren Geschlechterreihe geahndet wird.

Zureichende Gründe zur Defensive gegen solche Bedrohung liegen demnach auf alle Fälle vor. Aber den Geist der Offensive entfacht nur die Hoffnung auf eine erzielbare Höherentwicklung der Menschheit, und die hängt von der Erblichkeit einer durch Umwelteinflüsse erzielten Veredelung ab. Wird sie verneint, so können sich auch die Kulturmenschen der Gegenwart vor ihren Urwaldahnen keiner Höherentwicklung, höchstens einer Gleichwertigkeit rühmen, denn Vererbung bewahrt wohl, aber sie bereichert nicht; aus gleichem Grunde dürften sie sich auch nur als Vorfahren einer im allergünstigsten Falle ihnen gleichwertigen Nachkommenschaft betrachten. Zum Glück sind es nicht nur Argumente des Gefühls, welche sich dieser verheißungsarmen Weltanschauung widersetzen. Gegen sie sprechen manche Ergebnisse der neuesten experimentellen Naturforschung, manche von modernen Anthropologen auf klimatische und soziale Einwirkungen zurückgeführten Beobachtungen von aufwärts gerichteter Rassenveränderung. Ihnen zufolge darf, wer das Volk auf die Bedeutung von Vererbung und Umwelt für den Nachwuchs hinweist, wer es ermahnt, durch Achtung vor den Gesetzen der ersteren und durch

Veredlung der letzteren zur Wohlfahrt seiner Rasse beizutragen, ihm auch getrost den Glauben Friedrich Nietzsches an die Höherentwicklung des Menschengeschlechtes übermitteln und sich damit zum Apostel einer im Diesseits wurzelnden Religion machen, deren Altar der Familie, dem Vaterlande und der Rasse geweiht ist.

Ludwig Geiger: Emanuel Geibel.

Für ernste Leser, namentlich für solche, die gerne solche Bücher lesen, die sie sich kaufen können, ist das Aufhören der Schutzfrist ein wahrer Segen. Dieses Ende wird vielleicht auch Emanuel Geibel, bei dem das Freiwerden seiner Werke mit dem 100. Geburtstag fast zusammentrifft, zu neuem Leben erwecken. Denn wenige konnten bisher die teuren Einzelausgaben und die nicht billige Gesamtausgabe seiner Werke (acht Bände 1881/84) sich erwerben.

Nun sind gleich außer den Neudrucken einiger Einzelschriften zwei neue Ausgaben erschienen*), die uns in den Stand setzen, das Wesentliche seines Schaffens zu überschauen.

Emanuel Geibel ist in der alten Handelsstadt Lübeck am 17. Oktober 1815 geboren. Man forscht gern bei einem Dichter nach seiner Beeinflussung durch

*) Emanuel Geibels ausgewählte Werke in zwei Bänden mit einer Einleitung herausgegeben von Dr Max Mendheim. 1. Band: Gedichte. 2. Band: Epische Dichtungen, dramatische Dichtungen, Übersetzungen. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jr. (bildet einen Teil der Sammlung: „Die Helios-Klassiker").

Emanuel Geibels Werke, vier Teile in einem Bande, ausgewählt und herausgegeben von Dr R. Schacht. Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und 4 Handschriften. Hesse & Becker Verlag, Leipzig. (In der „Deutschen Klassiker-Bibliothek", Hesses Klassiker-Ausgaben in neuer Ausstattung).

Die Reclam'sche Ausgabe hat 938, die Hesse'sche 798 Seiten. Da die erstere gedrängter gedruckt ist, so bedeutet das Plus von 140 Seiten außerordentlich viel. Dieses Plus bezieht sich hauptsächlich auf die Gedichte aus dem Nachlaß und auf Übersetzungen. Auch die Epen sind bei Reclam reichlicher vertreten. Sonst decken sich die beiden Ausgaben im Inhalt so ziemlich. Beide lassen sie: Loreley, Julian, Die Jagd von Beziers und den „König Roderich" aus. In der Anordnung herrscht gleichfalls eine große Ähnlichkeit. Beide Ausgaben beginnen mit einer angemessenen Lebensbeschreibung und lassen bei dem Abdruck der Werke die Lyrik vorangehen; beide schließen die Übersetzungen aus den klassischen Sprachen, aus dem Französischen und Spanischen nicht an die Lyrik an, sondern lassen sie den Dramen folgen. Der biographischen Würdigung Mendheims gebe ich den Vorzug. Die Reclam'sche Ausgabe hat ferner ein sehr bemerkenswertes Verzeichnis der Gedichte. Aber auch die Becker'sche Ausgabe hat ihr großen Vorzüge, namentlich die Texte sind sorgfältig redigiert.

Ort und Zeit der Geburt. Von dem ersteren bemerkt man bei Geibel nicht viel, denn das Reichsstädtische und die Nähe der See sind fast wirkungslos auf ihn geblieben, die Zeit seiner Geburt unmittelbar nach den Befreiungskriegen, die Einigung Deutschlands und das in deren Folge erwachende Freiheitsgefühl ist, glücklicherweise fern von ihren Auswüchsen, bei ihm lebendig zu spüren.

Geibel besuchte die Schule seiner Vaterstadt, schloß enge Kameradschaft mit dem fast gleichaltrigen Ernst Curtius, die zu einem Lebensbunde für ihn wurde. Er verliebte sich in Cäcilie Wattenbach, die Schwester des bedeutenden Historikers, von der er sich freilich nach jahrelangem Schwärmen und abwechselnder Anziehung und Abstoßung trennte. Erst im letzten Lebensjahre Geibels kam es wiederum zu einer abgeklärten, friedlichen Annäherung.

Geibel legte 1834 sein Abiturientenexamen ab, studierte in Bonn Theologie und Philosophie, schloß sich an Theodor Gaedertz und Marcus Niebuhr an und setzte seine Studien in Berlin fort, wo er sich in einem großen Kreise von Dichtern und Künstlern sehr behaglich fühlte. Trotzdem hat er ein satirisches Gedicht: „Clotars Fahrten", über Berlin geschrieben, in dem er sich etwas abfällig über Vergnügungen und Wesen der damals noch verhältnismäßig kleinen Residenz folgendermaßen aussprach*): Er bezeichnet Berlin als

Berühmt durch Thee, Paraden, Weißbier, Sand
Und tausend Dichter, welche niemand kennt.

und fährt dann, da er den Weggang seines Helden aus Berlin berichtet, in der Schilderung der Residenz folgendermaßen fort:

Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich schelten,
Daß meinen Helden ich so ungerührt
Von dannen schicke, und ich laß es gelten,
Berlin hat m a n c h e s, dem ein Lob gebührt.
Schön ist's unstreitig abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt,
Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus Dir, und schön ist's auch in Pankow.
Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürtes Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Tor,
Schön des Balletts hochaufgeschürzte Feen,
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor allem die Charlottenburger Pferde.

*) Ich gebe den Text nach Litzmanns Erinnerungen und Tagebüchern 1887, wie ich sie in meinem Buche über Berlin 1895 Bd. 2 S. 461 ff. veröffentlicht habe; der Text in der Ausgabe von Hesse & Becker — die Reclam'sche Edition bringt das Gedicht überhaupt nicht — weicht von diesem Texte einigermaßen ab.

Durch Bettina von Arnim, zu deren jugendlichen Bekannten er gehörte, erhielt er eine Hauslehrerstelle in Griechenland, er fühlte sich jedoch dort unbehaglich, gewann aber einen mächtigen Eindruck durch das Altertum, das befruchtend auf seine Dichtungen wirkte.

Da er mit seiner Stellung immer unzufriedener wurde, kehrte er bald nach seiner Vaterstadt zurück, wo er seine Dichtungen zu veröffentlichen begann. Er lebte nach dem Tode seiner Mutter, unterstützt durch ein Jahresgehalt des Königs von Preußen, bescheiden, aber sorglos teils in seiner Vaterstadt, teils in verschiedenen Teilen Deutschlands bei vornehmen Freunden, bis er 1852 einem Rufe des Königs Maximilian von Bayern als Honorarprofessor für deutsche Literatur und Beredsamkeit nach München Folge leistete. Die zwölf Jahre dieser Münchener Epoche bis zum Tode des dem Dichter wohlgesinnten Königs, oder richtiger bis zum Regierungsantritt des ihm fremden, ja abgeneigten König Ludwig II. bilden seine dichterische Glanzperiode und gestatteten ihm eine herrliche Zeit, verschönt durch einen frohgestimmten gleichgesinnten Freundeskreis, sowie das allerdings nur kurze Zeit währende glückliche Zusammenleben mit einer geliebten Gattin, die ihm eine Tochter schenkte.

Seit 1865 lebte Geibel wieder in seiner Vaterstadt; er hatte nicht eben freiwillig seine Verbindung mit München gelöst, wurde durch eine jährliche Ehrengabe des Königs von Preußen für das ihm von Bayern entzogene Gehalt entschädigt und verweilte nun, von seinen Mitbürgern hochgeehrt, in seiner Vaterstadt, wo ihn ein sanfter Tod am 6. April 1884 von seinen Leiden erlöste.

Geibels Schaffen zerfällt nach dem bekannten Goetheworte in Eigenes und Angeeignetes. Das letztere, den verschiedensten Epochen entstammend, aber im wesentlichen doch der zweiten Hälfte seines Lebens angehörend, nimmt einen breiten Teil in seinen Werken ein. Es zerfällt in Übertragungen aus den antiken Sprachen (griechisch und lateinisch), aus dem Französischen und Spanischen. Bei der französischen Literatur besaß er in Heinrich Leuthold einen begabten Mitarbeiter, dessen Anteil er gewissenhaft bezeichnete. Als die bestgelungenen unter diesen Übertragungen erscheinen mir die französischen. Die spanischen sind und bleiben uns fremd; in dem klassischen Liederbuch stören den humanistisch Gebildeten die Erinnerungen an die bekannten Originale. Die dem Französischen entnommenen sind ungemein kunstvoll und berühren den Weiterblickenden, der sie gerade in Kriegszeiten liest, einigermaßen befremdlich und doch sympathisch, da er darin die Möglichkeit einer Verständigung mit dem Nachbarvolke erblickt, das uns, wenn wir auch augenblicklich im Kriegszustand mit ihm leben, doch eben nicht als ein fremdes und beständig feindliches erscheinen will. Denn diese Dichtungen im verschiedensten Versmaß, die mannigfachsten Gegenstände behandelnd, gehören oft der Liebeslyrik und der Naturbetrachtung an. Zierliche, leidenschaftliche, innig empfundene, zarte Gesänge ertönen hier; besonders merkwürdig ist es, mit wie furchtbarem Hohn z. B. in den Gesängen von Auguste Barbier über Na-

poleon geurteilt wird. Durch diese Verdeutschungen, die gar nicht fremd, sondern echt heimisch klingen, sind zum Teil Dichter, die in Deutschland bisher ganz unbekannt waren, bei uns zu Ehren gekommen.

In diesen Übertragungen finden sich auch einige, allerdings wenige epische Stücke. Auch in dieser Dichtungsart hat sich Geibel selbständig versucht. Sie bedeuten nicht allzu viel. Mir erscheint das eigenartige „König Sigurds Brautfahrt", obgleich es von dem einen der neuen Herausgeber nicht aufgenommen, von dem andern als unbedeutend getadelt wird, höchst wichtig: es ist ein wohlgelungener Versuch, alte Metren zu handhaben und sich in eine fremde Gedanken- und Gefühlswelt einzuleben.

Um den Lorbeer des Dramatikers hat Geibel mühsam und nicht erfolglos gerungen. Seine drei größten Dramen: „König Roderich", „Sophonisbe" und „Brunhild" sind selten auf der Bühne erschienen; nur zwei kleine Lustspiele sind häufiger aufgeführt worden, ohne zum wirklichen Repertoire, zum eisernen Bestand unserer Bühnen sich erheben zu können. Das sind: „Meister Andrea" und „Echtes Gold wird klar im Feuer". Nur ein paar recht schlechte Witze entstellen das Stück. Von der Sängerin, die das hohe G singt, wird gesagt: „Ich fürchte, sie wird mit ‚geh' antworten." Zu dem Baumeister sagt die Liebende: „Du bist mein Herzensbaumeister", und über den dicken Andrea, der hinfällt, heißt es: „Der Anfall hätte durch den Fall leicht ein Unfall werden können." Solche schale Wortwitze müßte freilich die Regie entfernen.

Meister Andrea ist die Bearbeitung der groben Florentiner Novelle vom dicken Bildschnitzer (il grosso legnajuolo). Aber sie ist so anmutig gewandt, mit hübscher Benutzung der Renaissance-Vorlage und vollkommener Wahrung des Milieus, daß sie zu einem feinen Scherze wird. Wie hier der vergeßliche, trunksüchtige Künstler, der eben wirklich im Gegensatz zur florentinischen Posse ein Künstler bleibt, aus seinem Hause ausgeschlossen, in dem Wahne erhalten wird, er sei ein berühmter Musiker — er, zu dessen seltsamen Eigenschaften ein ingrimmiger Haß gegen die Musik gehört —, wie er allmählich sich in diesen neuen Kreis hineingewöhnt, sein bisheriges Leben für einen Traum oder Wahn hält, wie er die Rolle des Musikers und des Vormunds eines hübschen Mädchens so trefflich spielt, daß er dieses Mädchen mit einem tüchtigen Baumeister zusammengibt, während der wirkliche, für einige Tage verreiste Vormund dieser Liebe entgegengetreten war, weil er sein Mündel nur als Interpretin seiner Gesänge und allenfalls noch als seine künftige Frau betrachtet, wie er dann nach dem Wiedererscheinen des wirklichen Musikers gutmütig und verzeihend die Posse aufnimmt, die man mit ihm gespielt hat, und dabei niemals sein wirkliches Künstlertum verleugnet — das ist so fein erdacht und so liebenswürdig durchgeführt, daß man dieser trotz aller Unwahrscheinlichkeiten immerhin möglichen Komödie mit Vergnügen lauscht.

Man sollte meinen, das deutsche Theater, das doch nicht übermäßig reich an hübschen Lustspielen ist, brauchte sich dieser Komödie nicht zu schämen, die mindestens ebenso wertvoll als manche französische Zote ist und annehmbarer als so viele Unflätereien, die uns neuerdings als deutsche Lustspiele beschert worden sind.

„Echtes Gold wird klar im Feuer" ist ein Juwel. Es ist von dem Dichter als Sprichwort (eine zwar wörtliche, aber recht unglückliche Übersetzung von Proverbe) bezeichnet, darf aber wohl als Lustspielchen charakterisiert werden. Vielleicht könnten die Wirklichkeitsfanatiker höhnend sagen, daß es solch edle Aufopferung in der Welt nicht gibt, und die psychologisch Geschulten könnten über die schnelle Umkehr der männlichen Hauptperson die Nase rümpfen. — Der tiefer Empfindende wird an diesem kleinen Spiele seine helle Freude haben. Die Schauspielerin Helene, die, durch ihre Kunstleistungen hohen Stils, der Liebling des Residenzpublikums geworden ist, bezaubert auch einen Prinzen, der, von ihren Reizen, ebenso wie von ihrer Kunst gerührt, seine Braut, eine Gräfin Holmfeld, verlassen will. Aber nachdem er der Künstlerin dies erklärt oder angedeutet hat, weiß sie durch Selbstanklagen des Inhalts, daß sie nur auf der Bühne die Rollen lebe, daß sie zur Ehe nicht geschaffen sei, sondern etwas Zigeunerblut in sich habe, den Prinzen von sich abzuwenden, und versteht es, durch Verherrlichung der Verlassenen, dem Prinzen seine ehemalige Braut so begehrenswert zu machen, daß er reuig zu ihr zurückkehrt. Das ist alles so schlicht, in so wohltönenden Versen so glaubhaft vorgetragen, daß der ungewöhnliche Vorgang nichts Unwahrscheinliches enthält. Auch dieses Stückchen, das allerdings gelegentlich auch heute noch auf unseren Bühnen erscheint, eignet sich zu häufigerer Vorführung, umsomehr, da in der Hauptperson eine wirkliche Paraderolle geschaffen ist, die manchen Primadonnen wohl ansteht.

Seine mühevollsten und am wenigsten anerkannten dramatischen Werke sind die drei großen Trauerspiele. Von „Sophonisbe" und „König Roderich" kann man füglich schweigen; sie bedeuten wenig; in Beziehung auf das letztere muß man es als bedauerlich erklären, daß Geibel sich um einen so furchtbar abgehetzten Stoff bemüht hat.

Aber über „Brunhild" darf und soll man reden. Es ist schwer faßbar, daß gerade über dieses Stück, das dem Dichter außerordentlich am Herzen gelegen hat, der eine der Herausgeber gar nichts sagt und der andere sich den Satz leistet: „Das Stück entbehrt allerdings fast allen dramatischen Lebens und besteht fast nur aus lyrisch verfließenden Zwiegesprächen ohne wirkliche Handlung, namentlich der letzte Akt, der die Klage aller um Siegfrieds Tod enthält und zum Schluß den Selbstmord Brunhilds aus Liebe zu Siegfried, sowie Kriemhilds Rache an allen seinen Mördern bringt." Jedes Wort in diesem Satze ist unrichtig. Der Schluß ist grundfalsch, denn von der Klage aller findet sich im fünften Akt überhaupt nichts, und das Stück endet zwar mit einer Art Prophezeihung der Kriem-

hild, aus der man ihre beabsichtigte Rache entnehmen kann, aber von der Rache selbst wird nichts erzählt. Und wenn dem Ganzen wirkliche Handlung abgesprochen und das Drama als ein in lyrische Zwiegespräche zerfließendes charakterisiert wird, so ist gerade das Gegenteil der Fall. Merkwürdigerweise stimmt auch das einzige Lob, das dem Stücke erteilt wird, „geschickt und anerkennenswert ist die Erlangung von Gunthers Zustimmung zum Morde an Siegfried durch die von Brunhild in ihm erweckte Eifersucht durchgeführt", nicht; Brunhilde äußert überhaupt keine Eifersucht, Gunther erteilt auch gar nicht seine Zustimmung, wenn er auch mit einem freilich vieldeutigen Schweigen die Bühne verläßt. Auch von anderen Literarhistorikern wird dieses Drama völlig verkannt. In dem sonst trefflichen Büchlein von B. Busse „Das Drama von der Romantik zur Gegenwart" wird unser Stück einmal als schwächliches Dutzenddrama bezeichnet und ein andermal von ihm gesagt, daß „ihm nur noch die zornige Kritik Hebbels ein gewisses Interesse verleiht". Solchen schiefen Urteilen gegenüber muß eine richtige Schätzung von Geibels „Brunhild" versucht werden. Ich räume diesem Drama unter den zahlreichen mir bekannt gewordenen Nibelungenstücken eine sehr hohe Stellung ein. Der Dichter weiß die Klippen zu vermeiden, die den meisten anderen Behandlungen desselben Stoffs durch allzu enges Anklammern an die alte Sage bereitet worden sind; er drängt den Stoff in eine verhältnismäßig kurze Zeit zusammen; der Dichter hat den Mut, der seinen Vorgängern und Nachfolgern zumeist fehlt, selbständig Neues zu erfinden.

Das Stück beginnt nach der Hochzeit Gunthers und Brunhilds. Hagens Haß gegen Siegfried als gegen einen, der sich unberechtigterweise zu königlicher Stellung erhebt, bereitet sich vor. Er kennt die geheimen Ereignisse, an denen Siegfried beteiligt war, nicht, aber ist unbewußt Feind des Begünstigten. Siegfried, der mit der Tarnkappe Brunhilde besiegt und dadurch zu Gunthers Weib gemacht hat, wird von Gunther angefleht, ihm nun auch Brunhilds höchste Gunst zu erzwingen, nachdem sie ihm diese in der Brautnacht versagt und ihn schmählich behandelt hatte. Dies geschieht zwischen dem ersten und zweiten Akt. Brunhild hat eine dunkle Ahnung von dem Geschehenen, weil ihr ein altes Orakel zuteil geworden, daß sie nur von Siegfried bezwungen werden könne. Sie verlangt von ihrem Gatten, dem sie kalt entgegentritt, eine Wegsendung Siegfrieds. Gunther verweigert die Bitte. Siegfried hat im Kampfe Hagen besiegt, schickt ihm aber als Zeichen der Anerkennung seines ritterlichen Geistes seinen Speer. In einem langen Liebesgespräch mit Kriemhild verweigert er ihr das Geständnis darüber, wo er die letzte Nacht zugebracht hat. Brunhild, die weinende Kriemhild erblickend, meint in dem Weinen der Nebenbuhlerin deren Unzufriedenheit und Verstimmung zu erkennen und spricht ihren Verdacht höhnend aus, worauf Siegfried nach der Entfernung Brunhilds seiner Gattin ein halbes Geständnis macht. Hagen befestigt sich in seinem Hasse gegen Siegfried, hat ihm die Waffen zurückgeschickt, bestärkt Brunhild in ihrem Wahne über das Zerwürfnis zwischen

Kriemhild und Siegfried. Dadurch wird Brunhild erregt, in einem leidenschaftlichen Gespräch mit Siegfried, diesem ihre Liebe anzudeuten und sprudelt, da Siegfried sie nicht verstehen will, ihren Haß heraus, der eigentlich nur ein Zeugnis ihrer wahnsinnigen Eifersucht ist. Nun kommt es zwischen Brunhild und Kriemhild zu der berühmten Szene, die in wunderbarer Weise der Brunhild das Geheimnis ihrer Besiegung durch Siegfried, das sie zwar ahnt, aber nicht glauben will, enthüllt; das Schweigen Gunthers bereitet Kriemhilde den vollen Triumph. Siegfried gesteht dem König, daß er nur dem Zwange folgend Kriemhilden das Geheimnis verraten, und erbittet die Heimkehr. Gunther verweigert sie ihm, verbündet sich mit ihm aufs neue, vermag nicht in seine Ermordung zu willigen, die Brunhild und Hagen begehren, sondern geht stumm ab, — ein Abgang, den die Verschworenen als Zustimmung deuten. Kriemhild, von dunklen Ahnungen ergriffen, beschwört ihren Gatten, nicht zur Jagd zu ziehen; dieser eilt doch dahin und wird von Hagen ermordet. Kriemhilde bricht in unbändige Klagen aus, aber noch gewaltsamer sind die Wehelaute der Brunhilde, die nun ihre rasende Leidenschaft für Siegfried verrät und sich aus Verzweiflung den Tod gibt. Nur eine ganz kurze Andeutung ihrer künftigen Rache macht Kriemhild in den Versen:

> Ein Opfer sparst du mir, doch mehr sind not.
> Und keins soll fehlen. Das ist meine Treue.

Sigrun, die Priesterin im Gefolge der Brunhilde, deutet in prophetischer Begeisterung der Nibelungen Not und Untergang an.

Was in den meisten Nibelungendramen so widrig erscheint, daß wir Zeugen der peinlichsten Vorgänge werden, wird in unserem Drama künstlerisch vermieden; es wird ferner der Verrat Kriemhilds nicht gezeigt (gleichfalls ein höchst peinlicher Zug), daß sie, Hagen die verwundbare Stelle ihres Gatten offenbarend, eigentlich mitschuldig an seinem Tode ist; auch die Ermordung Siegfrieds wird nicht vorgeführt, sondern nur erzählt. Gerade dieses Moment: die Erzählung, nicht die wirkliche Schilderung bedeutsamer Taten, die man in den französischen Dramen des 17. und 18. Jahrhunderts tadelt, ist hier ein Vorzug; denn nicht die Ermordung Siegfrieds, sondern der Eindruck, den sie auf alle Beteiligten hervorruft, und die Folgen, die sich an sie knüpfen, bilden den Kernpunkt des Stückes. Das Wichtigste aber ist die Persönlichkeit der Brunhild. Gerade in der vollkommen freien Gestaltung ihres Charakters liegt die Bedeutung des Dramas. Sie wird dem Verständnis der Modernen dadurch näher gebracht, daß sie nicht das auf ihr Magdtum stolze Weib ist, die Siegfried haßt, weil er sie besiegt hat, und ihn morden läßt, um sich an ihm und Kriemhild zu rächen, sondern sie ist die leidenschaftlich Liebende, die dem Siegfried deshalb entgegentritt, weil er sie, die ihm zustrebt, verschmäht, sie in dem Auftrag eines anderen bezwungen, aber nicht selbst begehrt hat, und die nun, nachdem ihr rasch aufflackernder Haß,

der nur kurze Zeit die Liebe übertönen konnte, befriedigt ist, nicht weiter zu leben vermag.

Eben durch diese Änderung wird die mittelalterliche Sage, die uns so widrig und befremdlich erscheint, menschlich begreiflich, und man verzeiht dem Dichter nicht nur die Änderung, durch die er Brunhilden in den Vordergrund gerückt und sie zur eigentlichen Heldin gemacht hat, sondern man hat in dieser Umgestaltung die einzig mögliche Art zu sehen, uns die seltsamen Vorgänge glaubhaft zu machen.

Auch die Charaktere der übrigen Personen: Kriemhild in ihrer mädchenhaften Reinheit, in ihrem vollen Aufgehen in dem Manne, in der ganz kurzen Andeutung des furchtbaren Geschicks, das sie den Verwandten bereitet, Gunther in seiner unmännlichen Schwäche, die es mit keinem verderben möchte und ihn unfähig macht zu irgendeinem mannhaften Entschlusse, Giselher in seiner warmherzigen Liebe zu dem heldenhaften Schwager und in seiner knabenhaften Schwärmerei, Hagen in seinem verhärteten Trotz, der keine Größe anerkennen will, der in seiner geschworenen Treue gegen den Lehnsherrn jedes Verbrechens fähig ist, das diesen erhöhen zu können scheint, Siegfried selbst in seiner Lichtgestalt, der Held, dem jede Heimlichkeit ebenso zuwider ist wie Prahlerei, der Liebe und Treue mit heiliger Standhaftigkeit wahrt, — die Schilderung aller dieser Personen ist so vortrefflich, daß es schwer zu begreifen ist, wie dieses Werk durch Hebbels in den Niederungen der alten Sage hinkriechende Trilogie verdrängt werden und in Vergessenheit geraten konnte.

So bedeutsam Geibel als Dichter und Dramatiker ist, seine eigentliche Größe liegt doch in seiner Lyrik. Wohl ist gegen diese in den letzten Jahrzehnten vielfache Polemik getrieben worden. Sie wurde ebenso wie manche andere gleichzeitige als Goldschnitts- und Butzenscheibenlyrik gehöhnt, ja geradezu in den Staub gezogen. Solche Anwürfe, von den Modernen ausgehend, sind von uns Älteren gleichmütig angehört und ertragen worden. Sagten wir uns doch: für uns hat Geibel gesungen. Nun wissen wir wohl, die Lyrik soll allen, nicht bloß den unmittelbaren Zeitgenossen etwas geben. Goethes Lyrik ist unsterblich, obgleich sie viel älter ist, als die Geibels. Aber seien wir offen: sind die Modernen wirklich in ihrem Innersten von der Unsterblichkeit Goethes überzeugt? Lassen sie sich nicht vielmehr durch die Allgewalt seines Namens von Hohn und Spott abschrecken, und würden sie nicht, wenn sie es nur wagten, auch an seiner Größe mäkeln? Wir möchten gern glauben, daß die Umwertung aller Werte, die sich in der gegenwärtigen Epoche vollzieht, daß die Abwendung von dem Auslande, die hoffentlich nicht mit dem Kriege vergeht, uns auch die Loslösung brächte von der Herrschaft der ungesetzmäßigen phrasenreichen Lyrik, die eine Zeitlang Mode war, und uns auch Befreiung verschaffte von dem Empfindungsrausch und dem Schwelgen in Tönen und Farben, die uns Älteren die modernste Lyrik so wenig genießbar macht.

Geibel besitzt als Lyriker Freude am Reim, am Wohlklang, an der schönen, wohlgeglätteten gesetzmäßigen Form.

Man täuscht sich, wenn man meint, der Widerspruch der Modernen habe die Verbreitung der Geibel'schen Lieder aufgehalten oder ihre Popularität gemindert. Noch heute werden zahlreiche Lieder von ihm immer wieder deklamiert und gesungen. Um nur einzelnes hervorzuheben: „Im Schank zur goldenen Traube"; „Kein Tröpflein mehr im Becher"; „Wenn sich zwei Herzen scheiden"; „Wer recht in Freuden wandern will"; „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus"; „Fern im Süd' das schöne Spanien"; „Der Mond kommt still gegangen"; „Wo still ein Herz voll Liebe glüht, o rühret, rühret nicht daran".

In dieser ganz zufälligen Auswahl, die stark vermehrt werden könnte, treten die drei Gebiete hervor, auf denen der Dichter sich mit besonderer Vorliebe bewegte: Preis des Weines, der Liebe, der Natur. Er ist fromm. Wenn er auch nicht eben geistliche Lieder angestimmt hat, so ist er unermüdlich, sein Gottvertrauen zu bekunden. Der Dichter schwelgt im Frühling und haßt den Winter, er besingt sein deutsches Heimatland, vornehmlich den Rhein, und in dem deutschen Lande mehr die Berge, Täler und Städte, als das Meer, obgleich er der Ostsee manch schönen Vers gewidmet hat, er weiht seine Liebe viel mehr der Heimat als dem Auslande, soviel er auch gereist ist; und von fremden Städten und Ländern wird nur gelegentlich Venedig, häufiger Griechenland gefeiert. Bei allem Weh, das er erfahren, und dem er auch poetisch Ausdruck zu geben wußte, ist er meist frohgemut und mehr ein Lobredner des Vergnügens als des Schmerzes.

Solche Töne hört man zu allen Zeiten gern, hauptsächlich aber in den Tagen der allgemeinen Verwirrung und des furchtbaren Grausens. Und wie oft sieht man sich veranlaßt, den tapferen und zukunftsfrohen Spruch Geibels gerade in diesen Tagen anzuwenden:

„Es muß doch Frühling werden."

Gerade diese auf die Zukunft vertrauende Stimmung erfüllte und belebte unseren Dichter in ernsten und schweren Zeiten. Er kam zur Welt unmittelbar nach der Niederwerfung der Franzosen. Er wuchs auf in den Zeiten der Reaktion. Es soll ihm zum Ruhm angerechnet bleiben, daß er sich in seiner Jugend nicht beugen ließ durch die schier allgewaltige Verstimmung, die sich der meisten deutschen Jünglinge und Männer bemächtigte. Daß er nicht die gewaltigen Siege benötigte, die Deutschland über seine Feinde davontrug, sondern auch in der Epoche, da das Ausland über Deutschland spottete, auf eine große Zukunft seines Vaterlandes vertraute. Und er hatte ein größeres Recht als viele andere, in den Tagen, die uns als längst entschwunden erscheinen, über die Erfüllung seiner Jugendträume zu jubeln; er, der von einem einigen Deutschland in der schlimmsten Zeit der Zerklüftung gesprochen hatte, war der berufene Reichsherold, und die vielen

herrlichen Lieder vor und nach 1870, in denen er nicht Haß gegen andere Nationen predigte, in denen er nicht zur Überhebung aufrief, sondern an der Größe der Zeit sich erlabte und eine glänzende Zukunft voraussah, in denen er, zwar einzelne Männer und Waffentaten preisend, den großen nationalen Sinn verteidigte, zum Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege aufrief, zum unermüdeten Weiterschreiten mahnend aufforderte, sollen ihm unvergessen bleiben.

Robert Misch:
Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Wie sie dich auch bedräuen,
mein Deutschland, hochgemut:
Du brauchst den Kampf nicht scheuen.
Gleich dem gereizten Leuen
schlag zu — und schlage gut!
Im Kampfe gegen Neid und List,
Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Schon flattern unsre Fahnen
im Osten und im West.
Laßt euch die Väter mahnen —
seid würdig eurer Ahnen,
gewaltig schlagt und fest!
Seid, Brüder, gegen Tück und Neid
Voll Stolz jetzt, daß ihr Deutsche seid!

Sie wollen uns vernichten;
wir wurden euch zu groß.
Das Weltgericht wird richten;
zeigt eure Kraft den Wichten —
jetzt fällt der Deutschen Los.
Der Herrgott selber wägt und mißt:
Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Margarete Sobotta:
Die Ukraine in ihrer Bedeutung für den Weltkrieg.

Der Weltkrieg lenkt unsere Gedanken nicht nur auf die Kriegsschauplätze, sondern auch auf die Gebiete, denen die Erschütterungen des Völkerringens neuen Lebensmut und Hoffnung auf Befreiung vom moskowitischen Joche bringen.

Starken Widerhall finden alle Versuche gegen diese Bedrückung bei den Ukrainern, im Lande der schwarzen Erde, zwischen dem Dnjestr, Dnjepr, Don.

Um die Bedeutung der ukrainischen Frage zu ermessen, muß man in die Geschichte früherer Jahrhunderte zurückblicken und die Tragweite einer Befreiung der Ukraine für Europa und den europäischen Frieden bedenken.

Seit langer Zeit hat Rußland das unaufhaltsame Vordringen an die Küsten der eisfreien Häfen geübt, dabei Völker, Nationalitäten unterdrückt, um zur Großmacht anzuwachsen. Mit großer Geschicklichkeit hat das Zarentum nationale Regungen in den unterdrückten Ländern zu ersticken versucht, bis der Weltkrieg mit den verschärften russischen Gewaltmaßregeln gegen die Ukrainer deren Bedeutung und Widerstand stärker betonte.

Die russische Ukraine ist fast so groß wie Deutschland und wird von dreißig Millionen Menschen bewohnt, deren Vorfahren schon im 5. Jahrhundert hier ansässig waren. Sie gründeten später einen mächtigen Staat, der sich bis zum 14. Jahrhundert seine Selbständigkeit bewahrte. Kiew war lange der Mittelpunkt für den osteuropäischen Handel, der sich bis nach Konstantinopel, Ägypten, besonders über das Schwarze Meer ausdehnte. Wilde Horden der Kumanen und Petschenegen fielen verheerend in das weite Land ein, nahmen ihm soviel von seiner Kraft, daß es später, stark erschüttert, den von Westen gegen das Schwarze Meer andringenden Polen zufiel. In dieser Zeit, da von Osten und Westen Anstürme auf die Ukraine versucht wurden, bildete sich bei den Ukrainern ein Heer zur Verteidigung, die Kosaken. Diesen aus dem Ukrainer Volk hervorgegangenen, gut organisierten Kriegerstand darf man nicht mit der Ausartung der jetzigen Kosakenscharen des Zaren verwechseln. Ein Kosaken-Hetmann (Führer), Iwan Mazeppa, schloß 1707 ein Bündnis mit dem jungen Schwedenkönig Karl XII., um sein Vaterland gegen die aufsteigende Macht Rußlands zu schützen. Nach zwei Jahrhunderten blicken wir auf dieses Völkerringen zurück, das jetzt in seiner Gewalt und in seinen Zielen eine Auferstehung erlebt. Mit Todesverachtung kämpften die Ukrainer gegen russische Barbarei. Mazeppa wollte nicht

länger sein Land der Willkür Rußlands opfern, in die es seit dem Perejaslaner Vertrag 1654 geraten war. Zwar hatte Rußland dem ihm eingefügten Land der Ukrainer völlige staatliche Unabhängigkeit zugesichert, doch bald wurden alle diese „verbürgten Rechte" niedergetreten, aus dem Protektoratrecht Rußlands dagegen wurde das Recht des Tyrannen, der die Ukraine in russische Gouvernements einteilte, russische Beamte über das bisher freie Volk setzte, der die ukrainische Sprache verbot, die russische anordnete. Nach der unglücklichen Schlacht bei Poltawa starb Mazeppa im August 1709, aber sein Plan starb nicht mit ihm. Sein Name lebte weiter als Symbol der ukrainischen Freiheitsbestrebungen. Wie die Worte eines Propheten klingen die Verse, die Chamisso den sterbenden Mazeppa verkünden läßt:

„Was mir geträumt, noch ward es nicht beschlossen.
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — — Geduld!

Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern!"

Zwei Jahrhunderte kämpfte das Kosakentum in der Ukraine tapfer gegen seine Bedrücker, dann geriet das Land in polnische, später in russische Herrschaft, in ein Märtyrertum, in dem es endlich die Vergeltung durch unsere Siege erwartet. Die ukrainischen Kosakenführer, die Versuche zu einer nationalen ukrainischen Unabhängigkeit machten, wurden in die sibirische Gefangenschaft geschickt. Katharina II. ließ die letzte Burg der ukrainischen Macht, die Saporoger-Sitsch vernichten. Zugleich verbot sie die ukrainische Landessprache im amtlichen Verkehr.

Die Ukraine, im Mittelalter der mächtigste Staat im Osten Europas, unterlag in dem heißen Ringen von vier Völkern, die die Herrschaft auf den Gewässern der Ostsee und des Schwarzen Meeres führen wollten — an dem Kampf nahmen im 16.—18. Jahrhundert Polen, Schweden, Russen, Türken teil. In ihrer Mitte lag die Ukraine, die der Übermacht Rußlands trotz hartnäckiger Kämpfe weichen mußte.

Schon Peter dem Großen schien es äußerst wichtig, dem russischen Reiche Zugang zu den Meeren zu eröffnen, Katharina II. hatte sich in der zweiten Teilung Polens 1793 eine gewaltige Gebietserweiterung durch Aneignung der fruchtbaren und küstenreichen Ukraine verschafft. Nach der Vereinigung mit Rußland verlor die Ukraine immer mehr an „verbürgten Rechten". Das Streben Peters des Großen, wie das Katharinas II., ging dahin, das Nationalitätbewußtsein der Ukrainer mit Zwang zu unterdrücken. Diesem Zweck

diente als Gewaltmaßregel das Gesetz Peters 1720, worin schon der Gebrauch der ukrainischen Sprache in der Literatur verboten ward. Das war die Erfüllung der zarischen Versprechungen und Verbürgungen, die Ukraine vor Feinden zu verteidigen und all' ihre Freiheiten anzuerkennen! Die verheißene Befreiung bestand in der nationalen Unterjochung der Ukraine und der Leibeigenschaft ihres bisher freien Bauernstandes.

Trotz aller Russifizierungsversuche hat sich das Volk der Ukrainer noch in den jahrhundertelangen Kämpfen gegen russische Gewalt eine starke Selbständigkeit und ein bewundernswertes Nationalgefühl bewahrt. Noch ist die Kraft des nationalen Bewußtseins nicht gebrochen, sie harrt im Weltkriege ihrer Betätigung.

Denn mit der Befreiung der Ukraine büßt Rußland seine Machtstellung am Schwarzen Meere ein, verliert zugleich ein einst unrechtmäßig angeeignetes Gebiet, das reich an Weizen und Roggen ist. Keine andere Gegend im russischen Reiche ist so fruchtbar wie die Ukraine, die Kornkammer des Landes, denn sie liefert Rußland an Getreide und Zucker ein Drittel der russischen Ernte. Außerdem bilden Steinkohlenlager, Eisengruben, Kupfergruben den Reichtum des Landes.

Die hohe politische Bedeutung der Ukraine erkannten und benutzten nicht nur Peter der Große und Katharina II., sondern auch Napoleon bedachte den Wert dieses Landes für Rußlands Bestehen, seinen Abfall als starkes Gegengewicht gegen europäische Übermacht des Zarenreiches.

Die in sich geschlossene Lage des ukrainischen Landes, seine Reichtümer an Nahrungsmitteln, Erzen und Steinkohle, und sein kräftiger Bauernstamm mit starkem Nationalgefühl erheben es zu einem gewaltigen Machtmittel gegen seinen Unterdrücker, Rußland; daher hoffen die Ukrainer von dem siegreichen Vordringen der Deutschen und Österreicher im Osten auf ihre Befreiung und nationale Selbständigkeit. Für letztere sind die Vorbedingungen durchaus günstig: das geschlossene Wohngebiet, in sich gefestetes Volkstum und wirtschaftlich gesichertes Bestehen. Die Befreiung der Ukraine würde zu einem unabhängigen ukrainischen Staate führen, zu dem das so lange unterdrückte, freiheitliebende Volk erhoben würde. Die unabhängige Ukraine soll eine konstitutionelle, demokratische Monarchie mit allen bürgerlichen und nationalen Rechten und mit eigener nationaler Kirche sein.

Außer diesem Befreiungswerk, auf das man vom Weltkriege hofft, ist aber die Wiederherstellung des ukrainischen Staates von großer Bedeutung für Deutschland-Österreich, für Mitteleuropa und für Erhaltung des europäischen Friedens.

Denn die Verdrängung Rußlands vom Schwarzen Meere und die Verhinderung seiner Ausbreitungsgelüste liegt auch im Interesse von Deutschland-

Österreich, das sein Zurückdrängen im Osten, die ungehinderten Handelsbeziehungen mit dem Orient nicht zulassen darf. Natürlich sind an der Hinderung der nach Westen und Süden greifenden russischen Ausdehnungsversuche auch andere Staaten — Türkei, Griechenland, Rumänien — interessiert.

Das Gleichgewicht unter den europäischen Staaten, ein dauernder Friede in Europa hängt so eng mit der Schaffung der selbständigen Ukraine zusammen, die wie ein Wall zwischen Mitteleuropa und Rußland zu betrachten ist. Rußlands wirtschaftliche und politische Macht beruht stark auf dem Besitz der Ukraine.

Über das große Land geht die Kunde von den Niederlagen ihrer Unterdrücker, die wunderbaren Siege der Deutschen und Österreicher wecken aufs neue bei den Ukrainern die Hoffnung auf Erlösung. Kräftigen Widerhall findet der Siegesjubel der Verbündeten im ganzen ukrainischen Volke.

Gegen die ihm angetane russische Willkür erhebt sich der „Verein zum Bund der Befreiung der Ukraine", bestehend aus Österreichern und ausgewanderten Ukrainern, der vor Europa Protest gegen die Unterjochung des Landes erhebt und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die Ukrainer bald an den Gütern der Menschheit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit teilhaben werden.

Auch ukrainische Legionen, die „Ukrainischen Ssitschower-Schützen", sind ins Leben gerufen, die auf unserer Seite kämpfen, die für ihren Heldenmut im Kampf gegen den russischen Erbfeind vom österreichischen Thronfolger besonders gelobt wurden. In den Karpathen haben die ukrainischen Ssitsch-Schützen im Mai durch ihre heldenhafte Tapferkeit mehrmals die Kämpfe zu unsern Gunsten entschieden. Sogar Ukrainerinnen sind diesem Freiwilligen-Korps beigetreten und haben dem Heere durch Klugheit, Kenntnis der russischen Sprache und Kühnheit großen Nutzen gebracht.

Die ukrainische Bewegung, der starke Freiheitdrang wurzelt tief im Volke, daher ist die nationale Bewegung nicht zu unterdrücken, sie keimt und wächst in einer Volksmasse von 30 Millionen, in deren Herzen der Heldengeist Mazeppas, die Freiheitlieder ihres größten Dichters Taras Schewtschenkos lebendig sind. Von diesem edlen Geist spürte man einen Hauch in der flammenden Schewtschenkofeier am Vorabend des Weltkrieges.

Wie stark das Nationalgefühl der Ukrainer ist, beweisen ihre Dichter, die im 19. Jahrhundert endlich wieder in ihrer Muttersprache zu ihrem Volke reden durften.

Es sei hiermit auch der Irrtum zurückgewiesen, daß die Ukrainer einen Teil des russischen Volksstammes, ihre Sprache etwa eine russische Mundart bilde. Ukrainer sind ein anderer Volksstamm mit eigener ukrainischer Sprache. Sogar die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg hat im Jahre 1905 die Selbständigkeit der ukrainischen Sprache anerkannt (vor dem 11. Jahr-

hundert schon bestehend), zugleich festgestellt, daß die Ukrainer (Ruthenen) und Moskowiter (Großrussen) seit dieser Zeit als zwei besondere und sehr verschiedene Nationalitäten während der ganzen Geschichte beider Volksstämme bestanden haben.

Wie sich der Ukrainer in Sprache, Abstammung, Sitten und Gebräuchen vom Russen unterscheidet, so ist auch seine Weltanschauung, seine Kultur, seine Freiheitliebe eine andere. Vor allem ist der Ukrainer mehr poetisch veranlagt, wie er in den Volksliedern beweist, die die schönsten in der slawischen Volkspoesie sein sollen.

Iwan Kotljarewskiy (1769—1838) erhob die schöne, volltönende Volkssprache zur Schriftsprache. Seine Äneide ist ganz Welt und Wirklichkeit, an der Hand der gegebenen Handlung faßt er in das Leben der Ukraine ein mit ernsten, großen und mit humorvollen Worten, so daß man von ihm sagt, er habe ein lachendes Lied über trojanisch-kosakische Freivögel angestimmt.

Der große, vielgeliebte Dichter der Ukrainer ist Taras Schewtschenko, der Feind der Tyrannei, der seinem armen Volke Lieder der Freiheit und Vaterlandsliebe in glühenden Worten weihte. Ein wahrer Prophet seines Volkes, der den ukrainischen Befreiungskampf in der Vergangenheit schildert, der aufflammt zu einem Protest gegen das Zarenjoch, der sein Volk anfeuert zum Kampf für Freiheit und Ehre. Sein „Vermächtnis" lebt im Herzen der Ukrainer ewig:

Sterb' ich, so begrabt auf einem
Kurhan mein' Gebeine,
Mitten in der weiten Steppe
Meines Lands Ukraine,
Daß ich Felder schau, des Dnjepr
Steile Uferrande,
Daß ich höre, wie der wilde
Braust durch Steppenlande!

Wie er stolz aus der Ukraine
Fern ins Meer, ins blaue,
Wälzen wird das Blut der Feinde, —
Felder, Berg und Aue,
Alles will ich froh dann lassen,
Nur zu Gott, dem einen,
Betend fliegen. Doch bis dahin, —
Freunde, kenn' ich keinen.

Senkt mich ein; — doch dann erhebt euch,
Ketten sprenget, harte,
Feindesblut, es röte eurer
Freiheit Siegesstandarte!

Und im neuen, freien Bunde,
In der Brüder Kreise,
Denkt auch meiner dann mit einem
Wörtchen lieb und leise*)!

Diesem Volke, diesem Dichter wagte der russische Minister Walujew 1863 drohend zuzurufen: Es gibt kein ukrainisches Volk, keine ukrainische Sprache mehr! Brutal sollte die Literatur und das nationale Empfinden eines Volkes aus der Welt geschafft werden. Doch die Kraft des freiheitliebenden Volkes ließ sich nicht brechen, ihre schöne Sprache nicht unterbinden. Die Revolution 1905 hat diese barbarische russische Verfügung gestürzt, seither hat die nationale Bewegung der Ukraine sogar die Eigenart einer Massenbewegung gewonnen, die überall kräftig eindringt. Die Nation in ihrer steten Entwicklung ist ewig, während die Staatsformen wechseln. Die Ukrainer hoffen, daß das gewaltige Völkerringen ihnen den Weg weisen wird, um eine für ihr Gedeihen geeignete Staatsform, eine Betätigung für sie in der Weltgeschichte zu finden, die ihre Vorfahren kannten und die ihre großen Dichter ihnen, vorwärtsschauend, verkünden. Die Bestrebungen des ukrainischen Volkes einen sich mit denen, die die Heere der verbündeten Deutschen und Österreicher begeistern.

Paul Günther:

An den Tod.

Ich sammle mich von allen Wegen
Zu dir wie in ein dunkles Haus.
Du trittst aus allem mir entgegen,
Und alles tritt aus dir heraus.

Wenn alle Engen rings zergleiten,
Dann hör' ich dich mit leisem Tritt
Vor meinen schmalen Wänden schreiten,
Und alle lieben Dunkelheiten
Und alle groß ersehnten Weiten
Und alle Träume folgen mit.

Du bist des Abends goldne Fülle,
Die alle Fernen rot umschränkt,
Du bist die schwarze Sternenstille,
Die nächtens mir zu Häupten hängt,
Du bist ein Weg und bist ein Wille,
Der immer, immer weiter drängt.

Zu deiner großen, weißen Stadt,
In deren langen Häuserreihen
Zu traumlos schlafendem Gedeihen
Noch alles eine Stätte hat.

Alle münden in dich —
Irgend einmal.
Aber niemals ergründen sie dich:
Deine Tiefe ist ohne Zahl.
Alle irren auf andern Wegen,
Alle kommen nur dir entgegen,
Alle finden dich —

Und dann fühlen sie deinen Segen
Groß über sich.

---

*) Taras Schewtschenko. Aus dem Ukrainischen übersetzt von Julia Virginia.

Hochsommer.

Heb' du das volle Jahr aus seinem Kreise,
Preß' seine ganze schwere Süße ein
In einen Kelch wie einen heißen Wein,
Und trink' ihn aus nach alter Zecher Weise
Bei Liederklängen und im Abendschein.

Jetzt ist die Zeit gekommen, ganz zu sein.

Es ist, als blieben alle Pendel steh'n,
Als würden alle Uhren trüb' und klein,
Als bangten selbst die flüchtigen Sekunden,
Die nie und nirgends Ruhe noch gefunden,
Erst eine Weile vor dem Weitergeh'n
Und lauschten leise in sich selbst hinein.
Und langsam türmen sie empor und runden
Die glühenden, die gnadenvollen Stunden
Der späten Zeit zum reifsten, letzten Sein.

Was nachher wird, ist leer und ist nicht mehr.

Du wirst noch viele Tage wachsen sehen,
Die spät aus grauem Nebelbett erstehen,
Und, wie sie kommen, alsobald vergehen,
Und leer an Leben sind und an Geschehen.
Jetzt dieser Augenblick schließt alles ein,
Und wie er Wende ist, so ist er Ende.

Heb' deinen schwanken Kelch empor und spende
Dem Abend, dessen düster-roter Schein
So ohne Maßen prunken ist und weit,
Die hellsten Tropfen deines Trankes. Lerne
Am Blühn begreifen die Vergänglichkeit,
Zum trunk'nen Gruß der rotentflammten Ferne
Verschäume keck den letzten Übermut,
Im Aug' das Lachen aller Blumensterne!

Und den Tod im Blut. —

Robert Misch:
I bin der Eppenhofer.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Stundenlang haben wir gesucht. Wir leuchteten uns mit einer Acethylenlaterne eines Fahrrades und sanken bis über die Knie in den sumpfigen Boden des waldigen Buschmoores ein. Gegen Abend entdeckten wir ihn endlich. Der wackere „Trimm" kam bellend von einer Suche zurück und führte uns an eine weit entlegene Stelle, wo ein toter Franzose und der Sepp (auch tot) lagen — dicht dabei unter einem Baum zwei schwerverwundete Franzosen, der Anton Hinterhuber aus Rosenheim (unser bester Kompagnieschütze), ebenfalls schwer verwundet, und Dein Bruder. Auf zwei improvisierten Bahren trugen wir erst unsere ohnmächtigen Kameraden fort. Die Franzosen ließen wir dann auch gleich holen. Unser Stabsarzt hat den Marel ausgezeichnet verbunden und gelabt. Noch in der Nacht kam er zu sich. Sei unbesorgt — seine kräftige Natur wird ihm durchhelfen!

Ich fühle mich stärker und gesünder als vor dem Kriege — ja — ich glaube, ich bin sogar dicker geworden. Der Krieg ist besser als eine Badekur. Entbehrungen durch schlechtes Wetter beim Biwak haben wir bisher freilich noch nicht viel gehabt.

Unser Bataillonskommandeur hat mir die Hand gedrückt nach der Eroberung von M. und mir mitgeteilt, er hätte mich auf Vorschlag des Kompagnieführers zum Eisernen Kreuz eingegeben und meine Beförderung zum Offizier beantragt: „wegen der Herbeischaffung der Reservekompagnie unter größter Lebensgefahr und erfolgreicher Umsicht, sowie wegen der beim Sturme bewiesenen Bravour."

Es freut mich natürlich unsäglich, wenn es Wirklichkeit werden sollte. Aber man schämt sich doch ein bißchen, weil man weiß, die anderen haben dasselbe oder noch mehr getan. Der Auftrag, die Kompagnie zu holen, das war ein Glücksfall — und als Zugführer fällt man eben auf und wird vor den anderen bevorzugt. Die Vernunft sagt einem aber schließlich: alle Soldaten können nicht belohnt oder befördert werden; sonst verlöre die Auszeichnung Wert und Bedeutung. Verdient haben sie sie alle — und der Marel auch.

Ich habe den freien Nachmittag zu dieser langen Epistel benutzt. Leb wohl, mein teures Mädchen. Der liebe Gott wird mir und uns allen weiterhelfen. Ich küsse Dich in Liebe.

Dein Johannes Moser.

Noch schnell ein Wort über unsere, anfangs wohl unterschätzten Gegner. Man muß vor den Franzosen Achtung haben. Mut und Schneid haben sie gewiß. Freilich — unseren Draufgängern können sie auf die Dauer nicht widerstehen. Auch schießen sie nicht so gut. Unsere großartige Führung, unsere prachtvolle Artillerie müssen das übrige tun.

D. D.

Der Eppenhofer und seine Tochter saßen eben beim Morgenkaffee, als der Postbote seinen Kopf zur Tür hereinsteckte.

„An dick's Briefl hätt' i fürs Fräul'n Vroni von der Feldpost. Is vom Lehrer. I kenn' sei Schrift."

Er lachte behaglich und etwas schadenfroh. Wußte doch jetzt das ganze Dorf, daß der Moser und des Eppenhofer einzige Tochter ein „G'spusi" und sich einander versprochen hatten; daß aber der Alte es nicht dulden und den Lehrer aus dem Dorfe beißen wollte.

Der Eppenhofer brockte sein Weißbrot in seine Tasse, ohne mit der Wimper zu zucken, bot aber dem Manne kein Glasl Korn an, wie sonst seine Gewohnheit war. Die Vroni nahm ihn mit, drückte dem Boten ein „Zehnerl" in die Hand und verschwand mit dem Schreiben in ihrer Stube.

Als sie nach einer geraumen Weile wiederkam, da saß der Bauer noch immer bei seiner Zeitung. War sonst um diese Zeit immer beim Drusch oder bei der Herbstbestellung draußen auf den Feldern. Jetzt saß er stundenlang über der Zeitung. Wortlos legte sie das Schreiben vor ihn hin. Wortlos nahm er's auf, durchlas es langsam Zeile für Zeile und ging schweigend zur Tür. Das war jetzt so ihre Art, miteinander zu verkehren. An der Schwelle blieb er stehen:

„Muaß ma halt ans Regiment telegrafir'n, wo der Bub jetzt lieg'n tut, und wie's ihm geht!"

Die Vroni telegraphierte und schrieb. Der Bauer legte einen Zettel bei, auf dem stand:

„Tu di nur recht pfleg'n, mei Bua — und wann du was brauchst, schreib dei'm Vatter! Und wann d' kommen kannst, komm heim!"

Und noch ernsthafter und schweigsamer gingen Vater und Tochter im Hause umher, und die Knechte und Mägde trauten sich kaum aufzutreten.

Etwa eine Woche später traf eine Mitteilung der amtlichen Kriegs-Auskunftsstelle in München ein: das Dorf M. sei noch einmal gestürmt worden von den bedeutend verstärkten Franzosen. Die Brigade hätte sich weiter rückwärts versammelt. Der „Gefreite" Max Eppenhofer sei mit den anderen Verwundeten daher jedenfalls in französische Kriegsgefangenschaft geraten.

Schwer wuchtete des Alten geballte Faust auf den Tisch. Die tröstenden Worte der Tochter wies er schroff ab; die Falten um den Mund furchten sich noch tiefer.

Einige Tage danach, als sie des Abends stumm beieinandersaßen, die Vroni mit einer Näherei, er mit der Münchener Zeitung, die er eifrig durchforschte, rief der Bauer plötzlich:

„I fahr morg'n nach Münka."

„Ich werd' Euch begleit'n, Vater."

Wie in einem Fiebertraum hatte die Vroni diese letzten Tage verlebt, von Stunde zu Stunde auf die versprochenen weiteren Nachrichten harrend. Und als diese ausblieben, erfaßte sie eine bange, dumpfe Angst. Sie wußte, daß er jede freie Minute wenigstens zu einer kurzen Karten-Nachricht benutzen würde. Und als die amtliche Meldung aus München kam, da fühlte, da wußte sie: etwas Schreckliches sei geschehen.

In dem großen Amtshaus in München gingen viele Menschen aus und ein. Manche kamen fröhlich, manche verweint heraus — sorgenvoll gingen alle heim. In einem Zimmer mußten sie lange warten, nachdem sie die Namen, das Regiment usw. angegeben hatten. Dann führte man sie in einen anderen Raum, wo sie ein freundlicher Herr mit einem Aktenbündel in der Hand allein empfing.

„Also, das Dorf M., das, wie mitgeteilt, von den Unseren schnell geräumt werden mußte, noch ehe man das dort etablierte Kriegslazarett verlegen konnte, ist nachher durch eine Umgehung und den Rückzug der Franzosen zum zweiten Male wieder in unsere Hände geraten. Die Verwundeten haben sie aber als Kriegsgefangene mitgeschleppt. Darunter auch den Gefreiten Max Anton Eppenhofer und den Offiziersstellvertreter Martin Johannes Moser, beide nach Wasinghofen zuständig. Moser blieb nach Aussage des Unteroffiziers Bardt schwer verwundet mit Brustschuß liegen, als die Unseren das Dorf räumten. Der Gefreite Eppenhofer hatte einen Bein- und einen Armschuß, die schon in der Heilung begriffen waren. Die Nachrichten der Brigade sind gestern eingegangen, sonst hätten Sie schon eine Mitteilung erhalten."

Und tröstend fügte er hinzu:

„Die Franzosen behandeln ja im großen und ganzen unsere Verwundeten menschlich, wenn auch freilich ihre Sanitätsverhältnisse mit den unseren nicht verglichen werden können. Es ist anzunehmen, daß beide in guter Pflege sind. In einigen Wochen hoffen wir, Ihnen durch diplomatische Vermittlung der neutralen Schweiz Näheres mitteilen zu können."

Damit waren sie entlassen. Ganz langsam schritten sie die Stiege hinunter; aber sie gingen Hand in Hand. Und auch auf der Straße ließ des Bauers große die kleinere weiche nicht mehr los. Mancher sah sich nach dem seltsamen, hochgewachsenen Paar um.

Es war ein schöner, weicher Herbsttag; nach trüben, winddurchwehten Tagen leuchtete die Sonne wieder so milde herab, als wolle sie all die bangen und traurigen Menschen trösten.

Im Hofgarten setzten sie sich auf eine Bank. Von den Bäumen rieselten die letzten gelben Blätter mit leisem Knistern zu Boden. Der Bauer malte mit den Fußspitzen Striche und Ringe in den weichen Sandboden.

„Der Marl kommt nimmer wieder!"

Als er aufblickte, rannen leise und langsam schwere Tropfen die bleichen Wangen der Vroni herab; und sie gab sich nicht einmal die Mühe, sie zu trocknen, schaute nur mit starr zusammengebissenen Lippen vor sich hin.

Der Bauer streichelte sanft ihre Hand: „Net traurig sein! — Vielleicht lebt der Marl doch!"

„Der schon — aber der andere kommt nimmer! Den haben sie für tot liegen lassen."

„Wann's wiederkomm'n, alle zwoa," — er rang sich die Worte fast gewaltsam von der Seele — „woaß Gott, i geb' ihn dir, den Lehrer — i geb'n ihn dir."

Über der Vroni Wangen huschte ein flüchtiges Rot bis zu den Haarwurzeln; dann nickte sie wehmütig:

„Zu spät, Vater! Das is aus!"

* * *

Langsam schob sich die französische Transport- und Krankenkolonne vorwärts. Auf abgelegenen Wegen strebte sie ihren rückwärtigen Verbindungen zu; denn überall hatten diese „maudits prussiens" bereits ihre Fühlhörner in Gestalt von Kavallerie und schnell marschierenden Fußsoldaten vorgestreckt.

In einem erbeuteten deutschen Auto saßen neben dem französischen Krankenwärter, Monsieur Philippe, zwei deutsche Verwundete, der Vizefeldwebel Moser und der Marl. In Plachenwagen, auf Stroh gebettet, folgten andere Schwerverwundete, Deutsche und Franzosen durcheinander.

Der Marl fluchte vor sich hin und pfiff vor Wut, um sich die lange Weile zu vertreiben. Waren schon so schön im Heilen gewesen, seine Wunden! Einen Tag später hätten sie ihn rückwärts ins deutsche Feldlazarett transportieren wollen und dann über die Grenze, um dort seine völlige Heilung abzuwarten.

Der Fuß würde wahrscheinlich ein bissel steif bleiben, hatte der Stabsarzt gesagt — und ob er dann noch einmal wieder in die Front rücken könne, das sei zweifelhaft.

Aber die Pflasterstreicher wußten auch nicht alles vorher. Jedenfalls hatten ihm die Franzosen mit ihrem plötzlichen und gelungenen Überfall einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht.

„Sei nicht undankbar, Marl!“ gab ihm sein Freund, Lebensretter und Vizefeldwebel zur Antwort. „Wir leben! Alles andere wird sich schon finden.“

„Freili, hätt's nimmer glaubt, daß i Enk no amal so gegenübersitz'n würd', Lehrer,“ lachte der Bursch, „als Enk die Franzos'n für tot zu uns 'neinschleppten. A bissel blaß schaugt's freili' no aus. Aba a Sauglück dös!“

„Unkraut vergeht nicht. Nur schade, daß mir irgend so ein französischer Halunke meine Lebensretterin, die goldene Uhr vom Vater und Großvater, gestohlen hat, die ganz kaput geschossen war. Aber die Kugel, die sich an der Rippe plattgedrückt, und die dann unser braver Doktor Pascal wieder rausgeholt hat, die hoffe ich noch einmal meinen Kindern zu zeigen. — Zufall, du regierst die Welt — wenigstens die kleine Welt!“

Aus der Hosentasche klaubte er das winzige, breite Stückchen Blei hervor, und betrachtete es eingehend und liebevoll. Langsam rollten die Wagen weiter: französische und einige deutsche Automobile, Last- und Planwagen der französischen Armee und gewöhnliche Bauernfuhrwerke. Alle Fahrer waren mit Karabinern bewaffnet; die Wärter hatten Pistolen. Auf einem Militärauto war ein Maschinengewehr aufmontiert. Ein Zug französischer Dragoner und Radfahrer eskortierten die Kolonne, die außer ihren eigenen und den fremden Verwundeten auch noch eine große Bagage, für irgendein französisches Korps bestimmt, mit sich schleppte. Das ganze schien ziemlich schnell improvisiert zu sein.

Von Zeit zu Zeit gab es einen kleinen Halt in einem halb zerschossenen Dorf, in dem sich meist nur wenige Einwohner befanden. Im ganzen wurden die deutschen Verwundeten nicht unfreundlich behandelt. Der alte Oberarzt Pascal kam von Zeit zu Zeit auch an die Wagen seiner deutschen Pflegebefohlenen heran, sich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen oder ihnen einen Schluck Wein, eine Zigarette, einen Apfel zu verabfolgen. Zu essen hatten die Franzosen selbst nicht viel.

Hie und da wurden die Deutschen von Bauern oder vorüberziehenden französischen Soldaten beschimpft, sogar angespien. Mit einem Säbel hatte ein besonders bösartiger Reiter nach dem Marl gestochen; aber Monsieur Philippe hatte ihn abgewehrt. War ganz gutartig der Mann — ein Landwirt aus der Auvergne, gefiel sich nur darin, dem deutschen Volk und der deutschen Armee, die so schändlich ins schöne Frankreich eingefallen sei, die Rache des Himmels und sicherste Vernichtung zu prophezeien. Köln und Berlin würde man zerstören, Straßburg und Metz wiedererobern. Andere Städte Deutschlands schien er nicht zu kennen.

Einigemale wurden sie von Offizieren ausgefragt, zu welcher Armee und

welchem Regiment sie gehörten. Moser konnte in gutem Französisch antworten, verschanzte sich aber, wenn sie Genaueres wissen wollten, hinter seiner Unkenntnis: „Je ne sais pas.“ . . . . .

Die erste Nacht verbrachten sie in ihrem Wagen. Der mitleidige Arzt gab ihnen einige Decken, doch froren sie trotz des guten Wetters. Auf Waldhöhen, meist auf Schleichwegen, rückte die Kolonne langsam vorwärts. Einigemale kehrte sie sogar um. Im ganzen kam sie nur langsam vorwärts.

Am zweiten Morgen hörten sie wilde Drohrufe und Verwünschungen ausstoßen. Vorne gab es eine Schießerei, und einige deutsche Gefangene, darunter ein Offizier, wurden angeschleppt. Der Wärter erzählte ihnen, sie hätten einen ganzen „Convoi“ abgefangen. Aber es waren nur zwei deutsche Automobile, samt ihrer Bedeckung. Doch immer unsicherer und langsamer schlichen die Wagen weiter; immer finsterer und bedrohlicher wurden die Mienen der Franzosen.

„Marl,“ flüsterte Moser seinem Leidensgefährten zu — „Unkraut vergeht am Ende doch! Wenn uns die Unseren überfallen, machen uns entweder die deutschen Kugeln kaput, oder die rachsüchtigen Franzosen schießen uns nieder. In der Schlacht zu fallen, ist Soldatenlos — aber s o ist's bitter.“

„Heut nacht rück' i aus. Wollt Ihr mit, Lehrer?“

„Ich bin dabei. Aber dein Fuß?“

„Wird schon geh'n! Auftret'n kann i schon mit die Harln. Müss'n uns halt verberg'n, bis alle fort sind. I laß mi net länger mitschlepp'n nach'm Frankreich 'nein. Lieber ein schnelles End!“

„Gut — aber wir müssen die Gelegenheit abpassen. Daß wir in der Nähe unserer Truppen sind, is ja nach dem Benehmen der Franzosen ganz klar.“

Gegen Abend des zweiten Tages hielt der Zug, der wieder einigemale umgekehrt und nach der Rekognoszierung seiner Radfahrer und Patrouillen schmale Seitenpfade durch einen hügeligen Wald eingeschlagen hatte, vor einem Dorf, scheinbar noch ganz unberührt von der Kriegsfurie.

Emsiges Kommandieren und Durcheinanderlaufen verrieten aufs neue die große Unruhe und Besorgnis vor einem Überfall. Die Dunkelheit brach schnell herein, nur von wenigen Lichtern der Wagen durchleuchtet. Die Radfahrer wurden vorsichtig vorgeschickt. Die Wärter und Chauffeure stiegen ab und gingen spähend nach vorn. Der brave Philippe war schon früher ausgestiegen, um „da vorn“ für sich und seine Kranken etwas zum Beißen zu besorgen. Dann blieb er meistens lange beim Vorratswagen, der freilich nicht sehr viel Vorräte enthielt. Seine Pistole hatte er auf dem Sitz liegen lassen. Moser steckte sie schnell ein.

„Jetzt los!“ rief er leis; und beide kletterten, still wie die Katzen, heraus. Marl biß die Zähne zusammen. Es schmerzte; aber er konnte doch hinkend auf-

treten. Rechts hinter ihnen stand, wie ein Vorposten des Dorfes, ein unbewohntes Gehöft. Wenigstens zeigten sich weder Licht noch Bewohner. Dahinter faßten sie Posto.

Nach einem Weilchen kletterten die Fahrer fluchend wieder auf ihre Sitze. Das Innere des geschlossenen Autos würdigten sie keines Blickes. Die Wagen zogen an. Die Kolonne schien es plötzlich sehr eilig zu haben; die letzten Lichter entschwanden bald den nachspähenden Blicken der Flüchtlinge.

Ohne ein lautes Wort zu wechseln, blieben sie fast noch eine Viertelstunde lauschend stehen. Stockdunkle Nacht ringsum, aus der plötzlich Laternchen aufglimmten — französische Radfahrer, offenbar eine Nachhut!

Als sie vorüber waren, flüsterte der Lehrer:

„Gehen wir dort in die kleine Laube! Da sucht uns gewiß kein Mensch!"

In der rohgezimmerten Bude fanden sie eine hölzerne Bank und einen Tisch. Der Lehrer bettete den Marl dort nieder.

„Kruzitürk'n," fluchte der Bursche leise — „an Hunger hab i . . ."

„Einen Apfel und ein Stück hartes Brot besitze ich noch. Da — nimm's!"

Aber der Marl bestand darauf, daß sie redlich teilten. Allmählich kroch sie die Kälte der Nacht an; sie fühlten ihre Wunden und tiefe Erschöpfung. Schlafen — nur Schlafen. Der Marl machte den Vorschlag, in das unbewachte Haus zu gehen, wo man wenigstens ein Dach über sich hatte.

„Wenn's unbewohnt ist!" erwiderte vorsichtig der ältere.

„Na — Licht is koans zu seh'n; und red'n hört man aa nix. Wann die Tür versperrt is, klettern wir durch's Fenster eini. A Pistol' haben m'r ja."

Der Lehrer untersuchte sie.

„Leider nicht geladen!"

„Kruzitürk'n — i glaub', der Philipp hat Angst vor seiner eigenen Waff' gehabt."

Als sich nach einer Weile noch immer nichts regte, die Kälte sich ihnen immer fühlbarer machte, schlichen sie vorsichtig an die hintere Pforte. Sie war verschlossen und widerstand ihrem Rütteln.

(Schluß folgt.)

Friedrich W. Wagner:

Morgens.

Morgens hängt an den Bäumen im Parke
Glanz wie von silbernen schweren Geweben,
So daß die Bäume nimmer die starke,
Breite Krone können heben.

Blieben doch am Abend die vielen
Seufzer, die in den dunklen Gängen
Von den Lippen der Liebenden fielen,
In dem dichten Laube hängen!

Vorfrühling.

Die Sonne scheint noch leis.
Doch blinkt ein zages Weiß
Schon an den kahlen Bäumen.

Schon manches Herz brennt heiß,
Erwacht aus schweren Träumen.

Sommer.

Geöffnet ist die Schau.
Das sehnende Gemüt
Stillt Sonne, Himmelblau
Und duftendes Geblüt.

Der Tag ist hoch und hehr
Und feierlich sein Gang.
Es rauscht, es rauscht das Meer
Urheiligen Gesang.

Herbst.

Erloschen deine Tänze?
Blüht nicht mehr der süße Ton?
Sieh alle, alle Kränze
Verdorrten, es herbstet schon.

In den verlass'nen Alleen
Schleicht müder Greise Schar.
Die Wolkenfahnen wehen
Um den zerstörten Altar.

Winter.

Wolken drücken
Schwer auf die Stadt,
Die ihr Lächeln
Verloren hat —

Wo die Möven
Ruhlos kreisen
Über Wassern,
Die vereisen —

Über der Stadt
Dunkel droht
Eine schwere
Not und der Tod.

Catharina von Pommer-Esche: Almendro.

Roman-Novelle.

(Schluß.)

Am Abend erschien wieder Esteban mit dem Essen. Während Don Adriano aß, mit dem guten Appetit einer frohen Stimmung, blickte Esteban um sich, ob er etwa jenen Brief erblicken könne. Er war zu neugierig. Aber nein, den ließ der Herr nicht herum liegen! Die frohe Laune steckte Esteban an, er fing an, zu lachen, ohne eigentlich zu wissen, warum. Don Adriano scherzte über seine Übersiedelung ins Seminar. Er beabsichtigte ihm ein Geschenk zu machen, etwas Außergewöhnliches, wie er sich's nicht denken könne, neben dem das Messer ganz verblassen würde. Dabei richtete er den Blick auf das Gewehr an der Wand. Als Esteban draußen war, schloß er die Tür und prüfte beim Schein des Lichtes sein Inventar. In einer alten geschnitzten Holztruhe lag, sorgfältig von Almendro eingepackt, seine Wäsche zwischen duftenden Kräutern. Morgen würde er sich damit kleiden. Mit gewissem Schrecken dachte er an die Qual der Stiefel, deren er sich hier im ländlichen Leben so ganz entwöhnt hatte, aber er wollte die Insel so verlassen, wie er gekommen war. Was er sonst da hatte, schenkte er an Juan Máto, das Gewehr dem Esteban. Was der wohl für Augen machen würde! Wieder holte er den Brief hervor und las seine Lieblingsstellen. Der gute Kapitän! Und wie kam das zur rechten Zeit! Der Kapitän, praktisch wie stets, befreite ihn mit einemmal aus einer Gefahr.

Jetzt fühlte er sich frei. Wie töricht hatte er gehandelt, als ob er an dieses Eiland mit den vorsündflutlichen Sitten gebannt wäre. Die letzte Nacht hier, aber doch immerhin noch einige Stunden in diesem steinernen Zylinder, der Jahrhunderte zählte. Da gab es plötzlich einen Laut, wie in der vorigen Nacht, aber gedämpfter. Don Adriano hatte das Gefühl, daß es diesmal in der Nähe wäre. Er verschärfte seine Aufmerksamkeit, und bald ertönte auch wieder der Ruf. Es klang so, als ob durch Vorhalten der Hand vor den Mund der Schall konzentriert nach dem Turm gelenkt würde. Aber Don Adriano dachte nicht daran, sich zu rühren. Schrei nur, bis du müde bist, ich bin taub. Aber immer wiederholten sich jene Uhurufe. Don Adriano begann es ungeduldig zu machen. Caramba, wird denn diese Drohungsserenade die ganze Nacht fortdauern? Er dachte, daß der Feind vielleicht den Lichtschimmer sah, verlöschte das Licht und legte sich ins Bett, eine angenehme Müdigkeit empfindend. Mochte der da draußen sich die Lungen ausblasen! Don Adriano schlief fast ein bei diesen Rufen, denn er fühlte sich völlig sicher vor Gefahr. Es waren auch lange keine Laute mehr zu hören. Das Geheimnisvolle des Schweigens waltete, gefährlicher

als die offnen Feindseligkeiten. Er hob den Kopf in die Höhe und glaubte, ein leises Knacken von Holz zu hören, als ob jemand katzenartig von Stufe zu Stufe die Treppe erstiege. Don Adriano ergriff den Revolver, aber die Waffe schien in seinen Fingern zu zittern. Da hörte er eine Stimme, die ihn einlud, hinabzusteigen, die ihn feige nannte. Don Adriano sprang auf. Da stand er nun im Dunkel. Mit Geräusch hatte er die Betten hingeworfen, wollte sich aber wieder hinlegen. Denn hier war er sicher. Eine Pause folgte, als ob der Feind dächte, er würde nun hinunter kommen. Da kamen weitere Schimpfworte, und das wurde ihm zu viel. Das Bild seiner Mutter, die immer von aristokratischem Stolz beseelt war, stieg vor ihm auf, nein, der letzte Mosca durfte sich nicht so beleidigen lassen! Instinktiv ging er zur Tür. Nein, doch nicht! Hin zum Fenster, das er öffnete. Ein bleicher Schein drang herein und spiegelte sich an der kahlen Wand. Der Gesichtsausdruck Don Adrianos war eisig, entschlossen, hart, wie die Typen aus der Ahnengalerie des Palastes seiner Väter. Er begann langsam vom Fenster aus hinabzusteigen, vorsichtig bedacht, keine Steine aufzulockern, um jegliches Geräusch zu vermeiden. Als er den Fuß auf der Erde hatte, immer den Revolver in der Hand, begann er um den Turm herum zu kriechen. Seine Füße verwickelten sich zuweilen in die Wurzeln der Tamarisken, die wie schwarze Schlangen den Boden bedeckten. Sowie ein Geräusch, durch Geröll oder Knistern der Zweige entstand, hielt er den Atem an, wie der Jäger auf der Spur, der fürchtet, den richtigen Augenblick zu versäumen. Wie ein Tier kroch er auf dem Boden, gelangte bis zur Holztreppe, und bei der Sternenklarheit war deutlich zu sehn, daß niemand auf der Treppe stand. Der Feind mußte entflohn sein. Das überraschte ihn, aber sicher war er seiner Sache doch nicht. Jetzt sah er auf das dichte Gestrüpp der Tamarisken, die wie eine schwarze Masse dalagen. Nur einen Augenblick, dann leuchtete es wie eine rote Schlange aus dem Gesträuch auf, in eine kleine Wolke gehüllt, dann Knall. Don Adriano glaubte, einen Steinwurf an der Brust zu fühlen, einen glühenden Kiesel, der vielleicht durch die Erschütterung vom Fels losgesprungen war. Es ist nichts, dachte er. Aber zugleich fand er sich auf dem Boden liegend, ohne zu wissen, warum; instinktiv drehte er sich um, auf eine Hand gestützt, während die andere den Revolver faßte. Er fühlte sich stark, wiederholte sich im Innern, daß es nichts sei, aber der Körper widersetzte sich mit plötzlicher Schwere seinem Willen. Er war an die Erde gebannt. Er sah die Tamarisken sich bewegen und ein dunkles Wesen auf der Lauer. Da war der Feind, erst kam der Kopf zum Vorschein, dann der Oberkörper, zuletzt die Füße. Don Adriano gedachte seiner Jugend, als er im Garten des Palastes seiner Väter im Liegen seine Pistole abfeuerte und Apfelsinen von den Bäumen schoß. Nun sollte ihm zum ersten Male diese kindliche Übung dienen. Er sah deutlich die schwarze Gestalt des Feindes, unbeweglich, vor sich. Aber bald sah er ihn verschwommen, als ob die Nacht sich verdüstere. Er kam langsam näher, eine Waffe in der Hand, gewiß, um ihn zu töten. Inzwischen schoß

Don Adriano piff — paff — immer wieder, wobei er dachte, daß die Waffe nicht funktioniere, da er keine Geräusche hörte. Er sah den Feind nicht, ein weißer Nebel benahm ihm die Sinne, es summte ihm vor den Ohren. Als er aber meinte, den Feind dicht neben sich zu erblicken, sah er im blauen Lichte der sternenklaren Nacht, wenige Schritte entfernt, einen Körper auf dem Boden liegen, der sich hin und her wälzte. Ein Stöhnen, ein Todesröcheln. Der Hammer des Hierro war auf ewig verstummt.

Don Adriano konnte es nicht fassen. Wirklich war er es gewesen, der da geschossen hatte? Er wollte aufstehn, und seine Hände griffen beim Tasten auf der Erde in eine feuchte warme Masse. Er befühlte sich die Brust, und auch dort rieselte es unaufhaltsam. Er versuchte zu knieen, aber die Füße versagten. Da erst merkte er, daß er verwundet war. Seine Augen umflorten sich. Er sah den Turm doppelt, dreifach, dann schien ihm, als trinke er etwas Bitteres. Der Körper in seiner Nähe schien sich zu vergrößern, wie ein Reptil, ein Ungeheuer. Das Gebell eines Hundes und menschliche Stimmen kamen näher. Lichter tauchten auf. „Don Adriano, Don Adriano!" hörte er. Was war das für eine weibliche Stimme? Wo hatte er sie schon gehört? Er sah Gestalten, die sich bückten, in den Händen rote Sterne. Er sah einen Mann und daneben einen kleineren, aus dessen Gürtel etwas Blankes leuchtete. Er sah nicht mehr. Er fühlte aber weiche Arme, die ihm den Kopf hielten. Eine Stimme, dieselbe wie vorhin, zitternd und sanft: „Don Adriano, Don Adriano!" Auf den Lippen fühlte er etwas Seidenweiches, das sich allmählich in einen Kuß voll verzweifelter Zärtlichkeit wandelte. Der Verwundete lächelte selig, als er tränenerfüllte Augen, Augen voll Schmerz sah. Dann verlor er das Bewußtsein.

IV.

Wo war er denn? Das war nicht mehr sein Turm. Er lag in einem Bett mit schneeweißen Bezügen, vielleicht Almendros Bett. — Er entsann sich, wie er sich, gestützt auf Juan Máto und Esteban, fortgeschleppt hatte, mehr getragen, als selbst gehend. Sein Ideenkreis war so undeutlich, wie etwa nach einem Rausch, alles in Nebel gehüllt. Sein Kopf hatte schwer auf Juans Schulter geruht, die Kräfte schwanden, als ob das Leben mit dem aus Brust und Schulter rieselnden Blut entwiche. Er hörte leise Seufzer und Gebete, die Hilfe von oben erflehten. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen vor Angst, hier ewig liegen zu müssen. Dieser Weg schien ihm so lang, wie sein ganzes vorheriges Leben. „Tropft uns das Schicksal Wermut in den Lebenstrank, so stärkt es uns für einen schweren Gang." Sonderbar, wie einst gelesene Sinnsprüche dann auftauchen, wenn man das selbst durchmacht, was man vorher wie tote Buchstaben ansah. Als Freundesarme ihm ins Bett halfen und ihn von der blutgetränkten Wäsche befreiten, wurde ihm sogar behaglich, und er gab sich ganz der Wollust des Ausruhens hin. Nicht mehr aufstehen! Hier lag es sich so gut. Juan Máto begann mit seinen

Bauernhänden, die aber eine wundersame Zartheit im Hantieren bekundeten, die Wunde Don Adrianos zu waschen. Den Frauen war der Anblick von so viel Blut etwas Schreckenerregendes — doch zeigte Almendro dabei mehr Selbstüberwindung, als ihre Mutter, die beständig flehte: O Mutter Gottes! Hilf, hilf — während Almendro still, mit angsterfüllten Augen hin und her ging, Wäsche herbeiholend, Schränke und Truhen öffnend, um dem Vater zur Hand zu gehen. Juan Máto, dessen ganze Liebe zu Don Adriano durch dies Unglück erwachte, verlangte Leinen, viel weiches Leinen: „Keine Klagen, denn hier gilt es helfen!"

Seine Frau sollte eine wundersame Salbe aus dem Schrank des Großvaters holen, der sich trefflich auf Wunden und ihre Behandlung verstanden hatte. Diese Salbe war aus Heilkräutern, die auf der Insel wuchsen, bereitet. Als Juan mit einem weichen feuchten Leinenbündel das Blut abtupfte, sah er in der Brust die eine Stelle, wo die Kugel eingedrungen war, und in der Schulter eine zweite: „Die Kugeln müssen heraus, und dafür soll bald gesorgt werden!" Er legte Leinen zusammen, um damit das Blut zu stillen, das noch immer floß. Da bat Almendro, ob der Vater ihr das nicht überlassen wolle. Don Adriano glaubte, Linderung zu fühlen. Die traurig ernsten Gesichter störten ihn, und er lächelte, um sie zu trösten. Er wollte sogar versuchen, zu sprechen, aber Juan machte ihm Zeichen: „Nein, nein, Don Adriano! Still bleiben!" Der Arzt würde kommen. Esteban war nach Sankt Joseph geritten. Und so fuhr Juan Máto im Reden fort, um den Verwundeten zu unterhalten: „Ja, so ist es gewesen. Ich hatte wieder meinen festen Schlaf, als mich die Meinen weckten. Schüsse waren in der Richtung des Turms zu hören. — Ein neuer Angriff auf den Herrn, wie zwei Nächte vorher. Esteban schien sich bei den letzten Schüssen zu freuen, denn die kämen von Don Adriano. Er kannte den Ton. Ich hatte eine Laterne angezündet. Meine Frau nahm ein Licht, und wir alle liefen zum Turm. Zuerst sahen wir den Hierro, der sterbend auf dem Boden lag, sich windend wie ein Wurm. Schon hatte er ausgelebt. Dann haben wir den Herrn entdeckt — mit dem Gesicht auf der Erde liegend neben der Treppe. Welcher Schrecken! für tot gehalten!"

Darauf verfiel Don Adriano in einen tiefen Schlaf. Als er die Augen aufschlug, brannte das Licht nicht mehr. Ein Schein des erwachenden Morgens drang durch das Fenster des Schlafzimmers. Don Adriano fror. Man entfernte die Decken, und geschickte Hände befühlten die Stellen um die Wunden. Während vorher eine gewisse Unempfindlichkeit vorhanden war, verursachte diese Untersuchung heftige Schmerzen. Der Verwundete sah mit umschleiertem Blick schwarze Ärmel, ein Wams, ein Hemd, anders aber, als die Bauern es trugen, ein Gesicht mit Schnurrbart, das er auf seinen Wanderungen bemerkt. Allmählich fand er sich zurecht. Das mußte der Arzt sein, den er oft zu Pferde gesehen, von einem Ort zum andern ziehend. Wie er gequält wurde durch das Herumfühlen, aber endlich hatte die Hand des Arztes die Kugel gefunden und auch entfernt; sie hatte

die eine Lunge durchflogen und war im Rücken stecken geblieben. Als die Operation beendet war, nahm Esteban die Kugel, er wollte sie aufbewahren:

„Gottlob, daß mein geliebter Herr sie los ist!"

Der Arzt meinte, die Lunge vernarbe leicht, aber eine Lungenentzündung wäre zu fürchten. Der Verwundete, der das hörte, blieb dabei, es wäre nichts, nein, nicht der Rede wert. Darauf schlief er wieder ein. Von da ab verlor Don Adriano das Zeitgefühl und die Begriffe der Wirklichkeit. Er lebte noch, aber sein Leben war nicht normal. Er öffnete die Augen, Sonnenlichter tanzten hin und her, Tag und Nacht wechselten ab auf wunderliche Weise. Es lag eine Bleischwere auf allem. Eines Morgens stand Esteban da, der glaubte, es ginge besser, und begann leise zu erzählen:

„Der Hierro ist schon begraben. Wie großartig hat Don Adriano geschossen! Welche Hand! Es ist ein Ereignis, von dem die ganze Insel rühmend reden wird. Es war die Guardia civil gekommen und noch einige Gerichtspersonen mit Tinte und Papier. Sie waren erst hier eingekehrt, dann zum Turm gegangen, sie wollten auch mit dem Herrn sprechen, aber das hat der Arzt streng verboten. Der Herr schlief, und wenn er die Augen öffnete, da schaute er alle müde an und schloß sie gleich wieder. Sie werden ein andermal wiederkommen und fragen. Da ist nichts zu fürchten. Der Herr habe sich nur verteidigt, und zwei Nächte hat der Hierro dem Herrn aufgelauert an seinem Turm, also: Selbstverteidigung. Man gibt dem Herrn überall recht. In den Cafés der Stadt spricht man von nichts anderm. Man hat sogar nach der Nachbarinsel geschrieben, damit der Vorfall in Zeitungen bekannt gemacht wird. Übrigens hat man den Voz wegen seiner Drohungen ins Gefängnis gesperrt. Er hatte die Leute glauben lassen, er sei es gewesen, der sich nachts zum Turm gewagt hat, und bezeichnete den Hierro als ein unschuldiges Opfer."

Frau Máto lief um die Arzneien, die der Arzt verordnet hatte, und reichte sie Don Adriano, sowie er seine umflorten Augen öffnete. Wenn der Verwundete den Augen Almendros begegnete, fühlte er einen erfrischenden Einfluß, der es ihm ermöglichte, die Augen länger zu öffnen. Wehmütig schaute sie drein: „Alles für mich!" sprach sie still vor sich hin. Sie ordnete das Bett, gab dem Kranken zu trinken, hob mit sanften Händen das Haupt, um das Kissen zu glätten. Sie legte den Finger vor den Mund als Zeichen, daß der Herr nicht sprechen solle. Einmal griff der Verwundete eine ihrer Hände und führte sie an die Lippen. Almendro wagte nicht, sie zurückzuziehen. Sanft tropften einige Tränen herunter: „Ach, du liebliche Blume!" Schon sah er nichts mehr als den Glanz ihrer Augen, so wie man das Sonnenlicht sieht, vor Beginn eines Sturmes. Dem Schlaf von vordem folgte ein Traumzustand mit unheimlichen Bildern. Er war unruhig. Wenn er für Sekunden die Augen öffnete, sah er Arme, die bemüht waren, ihn ruhig zu halten. Ihm war wie in einem schwarzen Tunnel. Dann sah er die traurigen Gesichter der Familie

Máto, glaubte auch den Arzt zu sehen und den Kapitän mit den bernsteinschimmernden Augen. Er meinte zu hören, wie aus weiter Ferne: Lungenentzündung, hohes Fieber! Verschiedene Stimmen hatten es gesagt. Er sah ein riesiges Rad, das hoch in die Wolken ragte. Es bewegte sich fortwährend, und allerlei Gestalten, Menschen und Geister wirbelten daran herum. Die Speichen des Rades waren alle verschieden. Da waren Säbel mit Blutflecken, Symbole der Tapferkeit, zerbrochene Königskronen, zusammengehalten durch goldene Münzen, Krummstäbe, mit prachtvollen Edelsteinen geziert, die leuchteten, funkelten, und alles drehte sich immer schneller, immer schneller. Aber in der Achse des Rades saß ein Riesenschädel, der grinste, mit Hohn auf das Getreibe blickend. Er blieb unbeweglich. Die vielen tausend Gestalten, die da an den Speichen hingen, schrien und hantierten, sie fielen nicht um, denn die Bewegung war so geschwind. Bald sah Don Adriano die Gestalten hoch oben in den Lüften, dann wieder unten. Plötzlich fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Gewalt gepackt. Der große Schädel in der Mitte blickte ihn an: „Warum weigerst du dich! Es ist auch dein Geschick! Komm nur mit.“ So — ging es immer weiter, ein Wirrsal, ein Chaos, er, der arme Don Adriano, mußte sich mit drehen, fiel aber fortwährend, er konnte nicht am Rade haften.

Er erwachte mit einem furchtbaren Schrei, neigte sich aus dem Bett, als ob er herausfallen müsse, und sprach abgerissene Worte.

„Was war das, Don Adriano?“ fragte eine weiche Stimme. Almendro ordnete mit mütterlicher Sorgfalt die Bettücher, und Don Adriano konnte, bevor er wieder die Pforten zum Fieber durchschritt, in zwei feuchte Augen sehen. Das Fieber führte den Kranken in wunderbare Welten, wo es nichts von Wirklichkeit gab. Er sah sich im einsamen Turm. Der runde Bau war nicht aus Stein, sondern aus lauter Schädeln zusammengefügt. Alles ringsumher, die ganze Landschaft war wie versteinert. Darin flatterten Cherubim umher; er vernahm eine Stimme, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo er aufhöre, Mensch zu sein; er wäre auch ein Knochenmann. Überall nur Gerippe, aber sie stehen nicht still, sie gehen und fangen einen Tanz an mit Musik. Wer hat nur den Totentanz komponiert? Ach ja, ein Franzose, alles klappert im Rhythmus, es ist eiseskalt; denn da fehlt ja das Fleisch — der Herzensschlag, aber Saint Saëns hat es verstanden. — Wir sehen die Knochenbeine tanzen und springen. Die Toten sind eine Macht — ach, aber so garstig, wenn diese tanzenden Gerippe reden könnten! Was für Dinge würde man erfahren! Klapp, klapp, immer die schreckliche Eintönigkeit. Und die Gerippe fielen über ihn her, drückten ihn nieder, um ihn zu sich zu ziehen. Ja, er mußte sein fleischernes Gewand wohl hergeben. Da griff er im Traume nach einer anderen Hand, und durch viele Schleier sah er ein Gesicht, das lebte. Jemand war über ihn gebeugt, brennender Durst stellte sich ein. Plötzlich sah er klare Quellen mit sprudelndem Wasser, aber er war festgebannt, seine Füße trugen ihn nicht dorthin. Er stand an einem Wasserfall.

Endlich konnte er dorthin gelangen und im Gesicht die Frische fühlen. Jemand sprach von der Lungenentzündung. Die höchste Gefahr war vorüber. Nun kam wieder der Kapitän und andere Gestalten. Er sah den Wasserfall mit tausend Tropfen, wie glitzernde Diamanten. Ferne Musik tönte, aber sanft, melodisch.

Ein junger Baum erstand: der Lebensbaum der wiederkehrenden Gesundheit! Er sah nicht mehr das quälende Rad, sondern einen großen Globus in Blau, wie er als Kind für seine geographischen Studien einen solchen besessen. Das war die Erde, sie drehte sich ja freilich auch, aber doch ganz verschieden. Das Bild des Lebens ist wie das der Erde. Es dreht sich um sich selbst, Tage, Monate, Jahre — wie in der Geschichte der Menschen.

Er hörte auf zu träumen. Als sich nach langer Zeit seine Augen fieberfrei auftaten, sah er leibhaftig vor sich, was ihm erst wie eine Vision gewesen: den treuen Kapitän. Seine Stimme war es:

„Ja, lieber Adriano," rief er, „seit vierzehn Tagen bin ich hier. Dem Freunde ist eine Meile kein Umweg, denn Freunde und Anker kennt man, wenn sie Hilfe in Not getan. Gleich kam ich her, als ich von dem Vorfall mit dir gelesen. Eine der schwersten Lungenentzündungen hast du durchgemacht, lange Zeit erkanntest du mich nicht. Aber wir haben dich sehr gepflegt. Sieh, wer hier steht."

Almendro war da, verschämt jetzt, wo der Herr sie mit klaren Augen ansehen konnte. Da legte der Kapitän der lieblichen Jungfrau und Don Adrianos Hände ineinander, kein Wort wurde geredet, der Bund wurde geschlossen zu aller Glück. In einigen Tagen war Don Adriano so weit, das Fest aller Feste zu begehen, Almendro in den Garten seines Lebens zu pflanzen.

Zu Esteban sagte er scherzend — wenn er nun Priester wäre, so könne er die Trauung vollziehen, jetzt müsse er aber hierbleiben bei den Eltern, denn Almendro zöge ja mit dem Gatten nach Mallorca.

Durch die lachende Flur schritt der letzte de Mosca mit Almendro zur heiligen Jungfrau del Pino, um dort den Segen zu empfangen. Zum frohen Hochzeitsmahl hatte Calamaro köstliche Langusten gefangen. In seinen Augen wollte es feucht werden. Zwei so liebe Menschen zögen nun fort. Da tröstete Don Adriano — nein, wir kommen wieder auf Besuch, und dann wohnen wir nicht mehr allein im Turm, sondern sein Lebensglück blühe neben ihm! — Frühlingswonne! Draußen sang die Nachtigall, der spanische königliche Sänger: el ruy Señor, und im Innern zweier glücklicher Menschen jubelte es mit. Ein Schiff trug das junge Paar und den treuen Kapitän in die Heimat der de Moscas. Wie hochbeglückt fühlte sich die alte Emilia, so waren ihre heißen Gebete erhört! Wie schön wird es sein, wenn erst im Garten solch reiner Liebe Mandelbäume blühen, o wie wollte Emilia die edlen Pflänzlein hegen und pflegen!

Melodisch rauschte das blaue Meer dazu seine ewigen Melodien!

Rundschau

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Ernst Müller.

Eine zeitgemäße Gesellschaftslehre.

Für keine von den noch immer um ihre Daseinsberechtigung kämpfenden jungen Wissenschaften bedeutet dieser Krieg wohl soviel Aussicht auf bessere Zeiten, als speziell für die Soziologie oder Gesellschaftslehre. Wie könnte es aber schließlich auch anders sein? Befaßt sich doch diese Wissenschaft nicht zuletzt, ja gerade mit Problemen und Fragen, welche augenblicklich ganz besonders „aktuell" sind. Zum Beweise dessen braucht man ja z. B. nur erinnern an die geradezu enthusiastische Aufnahme der Schriften des bedeutenden schwedischen Soziologen Gustav F. Steffen über Krieg und Kultur und Weltkrieg und Imperialismus oder an Oskar A. H. Schmitzens vielgelesenes Buch: Das wirkliche Deutschland. Daß solche Schriften jetzt so große Erfolge aufweisen, scheint aber doch weniger in einem bloßen Interesse für soziologische Probleme zu liegen, als vielmehr aus innerem Drange zu resultieren. Sich mit Soziologie zu befassen, ist gar vielen jetzt sozusagen ein förmliches Bedürfnis. Sie begehren hier Aufschlüsse und neue Anregungen. Dazu liegt nun eine außerordentlich gute Quelle vor, die enthält, was jene suchen. Namentlich die national Denkenden unter ihnen werden sie willkommen heißen. Und der Soziologe, der diese reiche Quelle uns geschenkt, ist dazu auch kein „Unbekannter" mehr. Hat Professor Othmar Spann in Brünn, ein Schüler des Herausgebers von „Nord u. Süd", doch vor 2 Jahren schon eine überaus wertvolle Schrift zur Soziologie und Philosophie des Krieges verfaßt und sich hierbei als tüchtiger Soziologe gezeigt. Ein Jahr später, kurz vor Kriegsausbruch ist dann sein „Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre" erschienen (bei J. Guttentag in Berlin, XVI und 384 Seiten). Eine Gesellschaftslehre, wie sie für die Bedürfnisse der Gegenwart nicht besser gewünscht werden könnte.

Kam es Spann doch in erster Linie darauf an, eine national gerichtete Gesellschaftslehre aufzubauen und den Zusammenhang der Gemeinschaft auf den idealen Kulturzusammenhang der Glieder der Nation zu gründen. Der Brünner Gelehrte hat hier eine nationale Gesellschaftslehre geschaffen. Eine Lehre, welche das Wesen der Gesellschaft im geistig-sittlichen Verhältnis der Menschen zueinander erkennt, und wo das wirklich Wesenhafte des Gesellschaftslebens in der nationalen Gesamtüberzeugung und den daraus sich ergebenden Grundsätzen für das politische und persönliche Handeln liegt. Und was dieses Buch schließlich noch so lesenswert und so gehaltvoll macht, ist die systematische Anknüpfung Spanns an die Philosophie. Es hat sich ja schon längst mehr und mehr gezeigt, daß auch philosophische Spekulation zu einer wirklichen Erweiterung unserer soziologischen Erkenntnisse führt und nicht mehr das müßige, wertlose Spiel ist, wie vorwiegend völkerkundlich und naturwissenschaftlich orientierte Soziologen meinten und zum Teil noch immer meinen.

Kriegs-Rundschau.

Von Eduard Senator.

Frankreichs Raubbau an Volkskräften.

Frankreich hat seine letzten Reserven aufgeboten: der Jahrgang 1897 steht, wie wir gehört haben, vor der Einberufung! Man wäre versucht, zu glauben, daß diese äußerste Anstrengung aller Kräfte nur ausnahmsweise jetzt eintrete, um die so günstige Gelegenheit zur „revanche“ voll auszunutzen und zu einem Erfolge zu führen. Aber weit gefehlt! Blättert man in der Geschichte, so wird man finden, daß unser westlicher Nachbar von jeher Raubbau an seinen jugendlichen und jüngsten Militärfähigen getrieben hat.

Schon vor rund hundert Jahren, in den Kämpfen Napoleons, als Frankreich seine Grenzen gewaltig nach Westen, Süden und Osten erweitert hatte, rief man die 19-, 18- und 17-jährigen zu den Waffen, denn „la patrie était en danger“; der Kaiser brauchte Soldaten, um seine Eroberungen durchzuführen. Mit grausamer Strenge wurden die Einstellungen selbst schwächlicher Leute durchgeführt, und wenn wir den Schilderungen eines damaligen neutralen Zeitgenossen, eines Amerikaners, Glauben schenken können, bot sich für einen Fremden nichts Seltsameres, als die jungen Ausgehobenen bei ihren Übungen zu beobachten. Knaben, dem Äußern nach kaum imstande, die militärische Ausrüstung zu tragen, wurden eingestellt, und sie waren, wie der Zeitgenosse weiter erzählt, ausnahmslos allen, die ihrer Ausbildung zusahen, ein Bild des Mitleides und des Erstaunens. Die damaligen „Bezwinger der Welt waren noch Kinder"! Um das Publikum zu beruhigen, gab man vor, die jüngsten 80 000 Knaben, die man in den Waffenrock gesteckt hatte, nur auszubilden, um sie im Innern als Nationalgarde zu verwenden. Eine allerdings vergebliche Vorspiegelung, denn die meisten wußten, wie wenig Rücksicht die leitenden Kreise auf das Soldatenmaterial nahmen.

Interessant erscheint uns auch heute die Methode, wie man im damaligen Frankreich Kriegsfreiwillige zu werben suchte. Im Winter 1807, so erzählt ein Chronist, predigte jeden Sonntag in der Kirche St. Sulpice ein Pfarrer über die christliche Moral. Seine Zuhörerschaft bestand zum großen Teil

aus ganz jungen, noch nicht ausgehobenen Leuten, die von der glühenden Beredsamkeit ihres Predigers angezogen wurden. Es dauerte nicht lange, da wurde der Seelenhirt zur Polizei befohlen und ihm eröffnet, daß man ihm nur dann erlauben würde, seine Predigten fortzusetzen, wenn er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinen Zuhörern einschärfen würde, sich sofort der heiligen Pflicht der Aushebung zu unterwerfen! Zu solchen verächtlichen Mitteln war man schließlich in Frankreich zu greifen genötigt, da jeder, dem das Gesetz nur irgend eine Lücke oder einen Vorwand ließ, sich der Militärpflicht zu entziehen suchte.

Im Jahre 1798 mußte man das Gesetz für nichtig erklären, das verheiratete Männer von der Aushebung befreite. Es hatte zur Folge gehabt, daß eine ungeheure Zahl von vorzeitigen Ehen aus Furcht vor dem Dienste geschlossen wurden. Bereits in ganz jugendlichem Alter waren viele dieser französischen „Weltbesieger" von damals eine Ehe eingegangen. Daß darunter natürlich die Nachkommenschaft leiden mußte, ist leicht erklärlich, und man weiß, daß Malthus diese Tatsache vor Augen hatte, als er seine Bevölkerungslehre schrieb.

Alle die angeführten Punkte beweisen den Raubbau, den Frankreich bereits vor hundert Jahren mit seinen produktivsten Volkskräften getrieben hat, aber sie kennzeichnen auch zur Genüge die Mittel, bei deren Wahl die damalige Regierung wahrlich skrupellos gewesen ist. Und heute? Wieder geht man daran, die 17jährigen einzustellen, und nur eine sauber zensurierte Presse hindert uns, klar zu sehen, wie es im Innern bei unseren westlichen Feinden aussehen mag. Seit jenen Kriegen hat sich Frankreichs Bevölkerung nur unmerklich vermehrt. Preußen ernährt heute allein fünfmal soviel Bewohner als damals. Wieder schickt man die jüngste Jugend, die Hoffnung und die Zukunft Frankreichs, auf die Schlachtfelder; wenn wir nicht Feinde wären, würden wir nicht, wie jener neutrale Amerikaner vor hundert Jahren — Mitleid haben?

Literarische Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Kriegsliteratur.

Als vor einem Jahre der Krieg ausbrach, setzte gleichzeitig fast mit der Inmarschsetzung unserer gesamten Wehrmacht auch die Mobilmachung der geistigen Kräfte unseres Volkes ein. In Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen, in Heften und Büchern arbeiteten die geistigen Führer daran, dem deutschen Volke die großen politischen und geistigen Ziele des furchtbaren Krieges zu weisen, das ungeheure Kriegserlebnis, das die deutsche Seele bis in die tiefsten Tiefen hinein erschütterte, fruchtbar zu machen für unser geistiges Wachstum. So dürfen wir hoffen, daß es uns gelingen werde, aus der heiligen Not, die uns der Krieg gebracht hat, neue Kräfte zu gewinnen, die wir in der glücklichen Friedenszeit nicht zu gewinnen vermochten.

Einer der eifrigsten und beredtesten Rufer und Weiser in die Zukunft ist Dr. Diedrich Bischoff, einer der geistig bedeutendsten Führer der deutschen Freimaurerei. Wie kann und muß die heutige deutsche Sinnesart, wie das Kriegserlebnis sie geweckt und großgezogen hat, gehütet und gepflegt werden? Das ist die Frage, die ihm vor allem auf der Seele brennt und die er zu beantworten sucht in einer Reihe lesenswerter, tief durchdachter Schriften. Drei dieser Hefte bilden innerlich

ein Ganzes; sie bringen ein Programm, das unser Volk befähigen soll, die große Kultursendung zu erfüllen, die ihm in der Welt bestimmt ist. Es sind dies: „Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers", „Neuidealismus und Freimaurerei" und „Deutsche Gesinnung, eine Gabe und ein Gebot der Zeit". (Alle drei erschienen bei Eugen Diederichs, Jena.) Ergänzend treten hinzu: „Freimaurers Kriegsgedanken" (Bruno Zechel, Leipzig) und „Die Macht des Wahns, eine freimaurerische Kriegsbetrachtung" (ebenda). In den ersten beiden Schriften, die bereits vor Kriegsausbruch geschrieben und erschienen sind, untersucht Bischoff das Wesen des Neuidealismus, jener besonders von Rudolf Eucken gepflegten geistigen Richtung, die alle schweren Unstimmigkeiten und Gegensätze unseres vaterländischen Lebens überwinden und „mehr lebenschaffende Einigkeit in unserem Volke zur Entwicklung" bringen will durch eine „anders zu pflegende und zu gestaltende Innenkultur". Beide Bücher wenden sich zwar in erster Linie an die deutschen Freimaurer und suchen die wegweisenden hohen Gedanken des Eucken'schen Neuidealismus für die Freimaurerei fruchtbar zu machen; was in ihnen aber gesagt wird, geht jeden an, dem die Zukunft unseres deutschen Volkstums am Herzen liegt, und der mitbauen will an dem großen Menschheitsdom. An die Allgemeinheit des Volkes wenden dagegen sich die andern drei Schriften; besonders das zu den Tat-Flugschriften des Diederichs'schen Verlages gehörende Heft: „Deutsche Gesinnung" will jeden Deutschen zum Nachdenken anregen „über das, was in Gegenwart und Zukunft zur Erhaltung und Fortpflanzung unserer in dieser großen Zeit geborenen deutschen Innenkultur notwendig ist". Und da ein Urteil über diese Notwendigkeiten sich nur gewinnen läßt, wenn man Wesen und Werden des Geistes von 1914 klar erkennt, so zeigt er ihre charakteristischen Merkmale und untersucht sodann die verschiedenen Quellen dieser neuen deutschen Gesinnung, und warum es notwendig sei, diese große Gabe einer großen Zeit zu erhalten, zu pflegen und weiter zu entwickeln. Um diese große Aufgabe zu lösen, ruft er alle, die an ihr mitarbeiten wollen, zu einem über ganz Deutschland sich erstreckenden „Bunde von 1914" auf, der eine Gabe werden soll der Daheimgebliebenen an die Kämpfer, die für die deutsche Kultur bluteten und starben. Es weht ein großer, freier, freudig das Leben bejahender Geist durch diese Bücher Diedrich Bischoffs, die, so hoffen wir, mit dazu helfen werden, den geistigen Gewinn dieser Tage heiliger Not hinüber zu retten in die Jahre des Friedens und der Weiterentwicklung des deutschen Geistes.

Auch Ernst Horneffer, dem bekannten Religionsphilosophen und Volkslehrer in München, ist der Krieg eine Zeitwende, wie die Menschheit noch nie sie erfahren hat. In seiner Schrift: „Der Krieg und die deutsche Seele" (Verlag Ernst Reinhardt, München), untersucht er die Frage: Was ist der Deutsche wert? Verdient er es, in diesem gewaltigen Kriege zu siegen? Er weiß: „Die volle Überzeugung des Rechts werden wir nur gewinnen, wenn wir über die zeitlichen Ereignisse hinweg das Wesen des Gegensatzes ins Auge fassen, der in diesem Völkerringen zum Austrag kommt." Aus der politischen Geschichte des deutschen Volkes und seinem geistigen Ringen, wie es sich in seinen Dichtern und Denkern abgespielt hat, sucht er das Wesen des deutschen Volkes zu begreifen, und er findet es in einem doppelten Zuge, dem Streben nach Macht und Seele, nach äußerer Ausbreitung und innerlicher Vertiefung. Nun erst

soll, so meint er, die deutsche Geschichte beginnen, da das deutsche Volk seinen Weg gefunden hat, der auch der Weg seines Goethe, seines Schiller und Kant war: Durch Sturm und Drang zum Gesetz! Der deutsche Geist wird neu die Welt formen, und dieser Geist ist die Freiheit im Gesetz, die gebändigte Kraft. Die innere Selbstüberwindung, die in dieser Entwicklung liegt, macht das deutsche Volk reif und zum Weltvolke.

Vor den Toren der Welt sieht auch Friedrich Stieve das deutsche Volk in seiner kernigen, von flammender Vaterlandsliebe erfüllten Schrift: „Deutschland vor den Toren der Welt" stehen (München, Delphin-Verlag). Nach einem Vergleich des Geistes von 1813 mit dem von 1914 weist er nach, daß die ganze Entwicklung Deutschlands bei unserm Kampfe am Werke ist, daß sie uns hinausdrängt in die Welt. Dieser Wille zur Welt, der uns beseelt, ist die uralte deutsche Sehnsucht ins Grenzenlose, er ist das innerste Geheimnis des germanischen Blutes. Jetzt aber, nachdem Tausende ihr Blut hingegeben haben für deutsches Wesen und deutsche Größe, muß dieser Wille zur Welt sich wandeln in die Pflicht zur Welt, der wir nun nicht mehr entrinnen können.

Unter dem Titel: „Kriegssegen" (Delphin-Verlag, München) hat Hermann Bahr eine Reihe von Kriegsaufsätzen zusammengefaßt, in denen er mit beredten Worten zeigt, worin für uns Reichsdeutsche wie Österreicher die Größe und der Segen des gegenwärtigen Krieges begründet liegt. Neben den Volkslehrer und den Hochschullehrer tritt mit diesem Büchlein der Dichter, zieht die geistige Bilanz der großen Zeit und bucht den ethischen und ideellen Gewinn, der aus der heiligen Not unserer Völker erwächst.

Zu gleichem Ergebnis: Deutschland vor den Toren der Welt! wie die eben angezeigten Schriften aus gefühlsmäßigen, von nationaler Begeisterung geleiteten Erwägungen kommt ein Ausländer, ein Schwede, auf rein wissenschaftlichem Wege. In seinem Buche: „Die Großmächte der Gegenwart" (B. G. Teubner, Leipzig) untersucht der Professor an der Hochschule zu Gothenburg, Dr. Rudolf Kjelén, nicht nur die Bedingungen, unter denen Großmächte sich zu bilden vermögen, er läßt auch die acht Großmächte der Erde an uns vorüberziehen mit ihren geographischen, nationalen, kulturellen und historischen Bedingtheiten, Tendenzen und Zukunftsaussichten. Den Schluß des Buches bildet eine geistvolle und tiefgrabende, zusammenfassende Betrachtung über das Wesen der Großmacht und die Zukunftskonstellationen auf unserm Planeten. Er meint, daß nur im Zusammenschluß die heutigen europäischen Staaten ihre Widerstandskraft gegenüber der amerikanischen, der russischen und der gelben Gefahr zu bewahren vermögen. In einem solchen Zusammenschluß aber erscheine Deutschland als der geographisch wie kulturell natürlichste Führer. „Für Deutschland selbst würde das bedeuten, daß es als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas den Weltherrscherberuf anträte, und als unermeßliche Kraftquelle dafür ausnützte den Glauben an eine solche Mission." Jedem, der mit Verständnis und nicht nur mit dem Gefühl, Ursache und Folgen, die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges übersehen lernen will, dem sei dieses objektive, gründliche und tief durchdachte Buch des schwedischen Gelehrten empfohlen.

Kjelén schließt seine Untersuchungen über die Großmachtstellung unseres Vaterlandes mit den Worten: „Großdeutschland scheint bereit zu sein, vor der Geschichte dasselbe Zeugnis abzulegen, wie Deutschland zu Bismarcks

Zeiten — daß es reiten kann, wenn man es nur in den Sattel hebt!" Der Eiserne Kanzler, der dieses Wort prägte, auf das der schwedische Gelehrte hier Bezug nimmt, gehört zu den Männern unseres Volkes, die niemals müde geworden sind, dem deutschen Gedanken und dem deutschen Vaterlande zu dienen. Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages fiel in das Jahr des furchtbarsten aller Weltkriege, in dem das deutsche Volk seine physische wie sittliche und politische Kraft zu bewähren hat. Wie noch nie seit dem Jahre, da er von uns gegangen, sind sein Geist und sein eiserner Wille uns not. Ihn zu feiern und diesen Geist und Willen in uns zu wecken und zu stählen ist die Aufgabe, die sich alle zu dem großen Gedenktage erschienenen Schriften über Bismarck und sein Leben gestellt haben. Aus ihrer Fülle seien heute noch um ihrer Volkstümlichkeit und ihres billigen Preises willen zwei Bücher hervorgehoben. Das eine ist der erste Band einer Sammlung, den der Verlag Hesse und Becker unter dem Titel: „Bannerträger für Deutschtum und Vaterland" herausgibt und heißt: „Der Eiserne Kanzler." Ein Lebensbild für das deutsche Volk von Arnold Stiebritz. In schlichter, volkstümlicher Sprache schildert der Verfasser mit warmer Liebe das reich bewegte Leben und Wirken des ersten deutschen Kanzlers. Das andere Büchlein: „Bismarck und seine Zeit" von Privatdozent Dr. V. Valentin ist das 500. Bändchen der gediegenen Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt" des B. G. Teubner'schen Verlages in Leipzig. Wie der Titel schon andeutet, hat der Verfasser versucht, das Entstehen einer Bismarckischen Epoche in knappster Darstellung zum Verständnis zu bringen, und es ist ihm gelungen, ohne Verweilen bei wissenschaftlichen Einzelfragen das Lebendige und Bleibende, das Allgemeine und Menschliche dieser Persönlichkeit und ihrer Zeit zu gestalten.

Als eigenartige, psychologisch wertvolle Zeitdokumente seien zum Schluß noch zwei Bücher erwähnt, die bei aller Unterhaltsamkeit, bei aller Lustigkeit, die sie vermitteln, uns tiefe Blicke tun lassen in das Seelenleben der uns feindlichen Völker: „Unsere Feinde — wie sie einander lieben", herausgegeben von Dr. Werner Klette, und „Unsere Feinde — wie sie die Deutschen hassen", herausgegeben von Dr. Fr. Stieve. (Beide erschienen im Delphin-Verlag, München.) Aus Büchern und Witzblättern, Zeitungen und Broschüren der letzten Jahrzehnte bis in die jüngste Vergangenheit kurz vor Ausbruch des Krieges haben die Verfasser wörtliche und bildliche Äußerungen zusammengetragen, die uns besser als langatmige Abhandlungen über die Gesinnungen belehren, die unsere Feinde gegeneinander und gegen uns hegen. Haß und Liebe, von denen die Titel sprechen, sind ironisch gemeint. Das erste Buch stellt eine große Zahl teils ernster, teils witziger Anmerkungen zusammen, die berühmte Franzosen, Engländer, Russen, Belgier und Japaner über ihre Verbündeten getan haben. Ein Blick auf die beigegebenen Karikaturen zeigt uns, daß sie nicht immer von der Liebe oder einem gutmütigen Spott eingegeben sind. Als Gegenstück bringt das zweite Buch Aussprüche unserer Feinde, die ein vielstimmiges Lob, einen wahren Hymnus auf die trefflichen Eigenschaften und Verdienste unseres Volkes darstellen. Allerdings stammen sie alle aus der Zeit vor dem Kriege — bis in den Juli 1914 hinein. Stieve sagt darum mit Recht in seiner Einleitung: „Das Lob, das uns die jüngste Vergangenheit von englischer und auch französischer Seite her eingetragen hat, ist heute doppelt beredt. Denn es erzählt nicht nur von uns, son-

dern mehr noch von den andern. Es zeigt nicht nur im Spiegel fremder, feindlicher Augen den Widerschein unseres Lichtes, sondern es beweist zugleich, was die fremden Augen an diesem Lichte besonders blendete. Gerade unsere Lobpreiser von ehedem verraten am meisten für die Hasser von heute: Wir waren zu stark, wir wagten, zu glücklich zu werden — das durfte nicht sein." Wem in dieser schweren Zeit daran gelegen ist, ein herzliches, echtes, befreiendes Lachen zu lernen, das ebensoweit von Zynismus, wie von Leichtfertigkeit entfernt ist, der greife zu diesen Büchern.

Kriegslyrik.

Die gewaltige Welle der Hochgefühle, die in den ersten Monaten nach Ausbruch des Krieges über Deutschland dahinbrauste, ist allmählich verebbt. Dem Alltagsmenschen ist auch der Krieg zum Alltag geworden. Noch lassen alle stark empfindenden Geister sich erschüttern und erheben von dem großen Kriegserlebnis unseres Volkes; die Stimmungen und Gedanken aber, die ihnen daraus quellen, haben sich verinnerlicht und vertieft, sind stiller geworden. Diese Entwicklung der Gefühle wird am deutlichsten in dem Abflauen der dilettantischen Kriegslyrik, wie sie in erschreckender Weise in unseren Zeitungen sich breit machte. Dafür schwillt die Flut der Buchveröffentlichungen an. Hier ist es dem Dichter aber doch leichter, sich gegen den Ansturm des Dilettantismus zu behaupten und, sich Gehör verschaffend, seinen Wert zu erweisen. Aus der Fülle der Neuerscheinungen seien heute nur drei Bücher herausgehoben, deren Dichter schon für ihre Güte Bürgschaft leisten.

Ein Recht, als Erster genannt zu werden, hat Rudolf Herzog sich erworben, der nicht nur mit seinem Herzen, wie wir Daheimgebliebenen, der auch mit dem Schwerte in der Faust Anteil nimmt an dem gewaltigen Kampf um unseres Vaterlandes Bestand und Größe. Um so mehr macht es erstaunen, wie gering der Einfluß des unmittelbaren Kriegserlebnisses auf Inhalt und Form seiner Dichtungen ist, die er unter dem Titel: „Ritter, Tod und Teufel" im Verlage von Quelle und Meyer in Leipzig veröffentlicht hat. Rudolf Herzogs Kunst — auch seine Erzählkunst — ist niemals eine Frucht des unmittelbaren Erlebens gewesen. Darum wirkt sie stärker durch das Pathos des Wortes, als durch das Pathos des Gefühls, das nur aus dem unmittelbaren Erlebnis quillt. Damit steht in Zusammenhang auch das Virtuosenhafte seiner Kunst, das ihr größere Wirkungen in die Breite als in die Tiefe sichert. Dieses Wesentliche der Dichterpersönlichkeit Rudolf Herzogs prägt naturgemäß sich in seiner Lyrik am stärksten aus. Sie ist mehr eine Lyrik des schönen und wirksamen Wortes, als eine Lyrik des inneren Erlebnisses; darum mag und kann sie den Reim nicht missen, und ihr Rhythmus ist nicht der von innen heraus quellende des Empfindens, sondern der musikalische, für das Ohr berechnete der Silbe, des Wortes. So kommt sie allerdings dem Verständnis der breiten Masse mehr entgegen, als die um Bewältigung seelischen Erlebnisses ringende, nicht den musikalischen Wert der Worte, sondern die Tiefe des Begriffes ausschöpfende Kunst unmittelbarer Lyriker. Auch durch ihren Inhalt sichert die Herzog'sche Lyrik sich ihre breiten Wirkungen. Sie ist keine Künderin neuer, nie geahnter Erlebnisse, keine Deuterin dessen, was ungeahnt und ungewußt in den Tiefen unserer Brust ruht, bis des Dichters Wort es zu blühendem Leben weckt. Sie macht sich zur Verdeutlicherin und Gestalterin der Massengefühle, die aller Herzen durchbrausten, als das große Kriegs-

erlebnis unser Volk aus Alltagsarbeit und Alltagsempfinden riß. Es ist nur die Stärke der Empfindung, die den Dichter aus der Masse hebt und ihn befähigt, künstlerisch zu gestalten, was alle wissen, meinen und empfinden.

Auf den Seelen der Dichter von der Wesensart Herzogs harft das Leben die einfachen Tonfolgen seiner Melodie, die jedem in das Ohr fallen und alle mitsummen. Farbigkeit und Tiefe, Fülle des Klanges und Eigentümlichkeit des Tones gibt der Lebensmelodie erst das Widerklingen aus den Seelen der Dichter, denen das Leben zum persönlichen Erlebnis wird, in welcher Art es auch an sie herantreten mag. Zu ihnen gehört Hans Benzmann, der seine Kriegsgedichte unter dem Titel: „Für Kaiser und Reich" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1915), veröffentlicht hat. Sind die Titel der Bücher von Herzog und Benzmann schon Gegensätze: pathetisch, volltönend und anspruchsvoll der eine, mit Absicht schlicht, fast banal dagegen der andere, und doch auch wieder gefühlsbeseelt und stolz, — so sind es die Dichtungen, die sie bringen, noch viel mehr. Benzmann ist keiner von denen, die in Schützengraben und Unterstand mit einer Hand das Schwert führen und mit der anderen die Leier schlagen; er gehört auch zu den Daheimgebliebenen, deren Gedichte man hart und verständnislos Ofenlyrik gescholten hat. Wie kein zweiter beweist Benzmann, daß der Krieg hinter dem Schreibtisch stärker zum Erlebnis werden kann, als im Schützengraben; denn nicht die unmittelbare Berührung mit dem Leben macht den Dichter, sondern die Art, es zu erfassen, zu erleben. Benzmanns Gedichten, die Begebenheiten behandeln, liegen keine persönlichen Erlebnisse, sondern nur schriftliche oder mündliche Berichte zugrunde. Und doch zittert und glüht tief innerlich jede Zeile von echtem, unmittelbarem Erleben. Wir sehen den Krieg, wir fühlen ihn mit . . . er wird durch diese Dichtungen auch uns zum Erlebnis. Herzog gibt schöne Worte, Benzmann Bilder voll Wahrheit und Kraft, wie unmittelbares Leben muten schon die Überschriften der Dichtungen an: „Zerstörtes Dorf bei Tapiau", „Sabbathfeier in einer zerstörten ostpreußischen Kirche", „Heldentod des kriegsfreiwilligen Jägers Walter Courtois", „Hauptmann Seyfried". Wie unser Erleben nie große Ereigniskomplexe als Ganzes zu erfassen vermag, sondern nur in Einzelzügen, so gibt Benzmann uns das gewaltige Gemälde des Krieges in schlichten Episoden. Sie sind aber voll solcher Eindringlichkeit und glühender Lebendigkeit, daß in jeder einzelnen fast das Totalbild enthalten zu sein scheint. Diese Kunst hat sich ihre eigene Form geschaffen. Benzmann ist das Wort nicht Selbstzweck, nur Mittel; nicht die prunkvollsten und tönendsten wählt er, die charakteristischsten erscheinen ihm einzig wert, als Mittel zur Gestaltung, und er weiß den Gehalt ihres Begriffes voll auszuschöpfen. So muß er nicht viel Worte machen, um ein Bild zu gestalten. Mit wenigen scharfen Strichen stellt er es vor uns hin. Knappheit und Kargheit, äußerste Schlichtheit, die mitunter bereits Absicht wird, sind Wesenszüge seiner Lyrik. Manchem Ohr wird das Musikalische in seinen Versen, vieler Augen die Farbe in seinen Bildern fehlen. Wer aber ihrer Innerlichkeit sich ergibt, dem werden sie zum Erlebnis werden.

Will Vesper, den wir am Schluß der Rundschau noch als feinsinnigen Sammler alter und neuer Lyrik kennen lernen werden, hat seine Kriegsgedichte unter dem Titel: „Vom großen Krieg 1914" erscheinen lassen (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München). Nicht das Bildhafte, das Musikalische macht

das Wesen der Vesper'schen Lyrik aus; aber es ist weniger die Musik des Wortes, die er sucht, wie Herzog, sondern die des innersten aus dem Wesen geborenen Rhythmus. Auch er liebt nicht das prunkvolle Wort, das mit Trompetengeschmetter ins Ohr fällt. Er geht den feinen, stillen Klängen nach und fügt sie zu zarten Weisen, die in ihrer Schlichtheit etwas Volkstümliches haben. Ihm wird nicht das äußere Geschehen, sondern das persönliche Mitempfinden der Ereignisse zum Gedicht; darum finden wir in seiner Sammlung keine bildhaften Darstellungen episodischer Begebenheiten. Statt der Schlacht selbst malt er eine „Vision vor der Schlacht"; ihm gestaltet sich nicht das dumpfe Rollen der Soldatenzüge durch die Nacht zum Bilde, er sieht die Heere der deutschen Geister mit und für Deutschland in die Schlacht ziehen. Es ist reinste Empfindungslyrik, die Vesper uns bietet; sie wird manches stille Herz zum Mitschwingen und Mitklingen bringen.

Noch immer ist die künstlerisch beste, sorgfältigst gewählte, feinstens erwogene Sammlung von Kriegsgedichten die von Julius Bab im Verlage von Morawe & Scheffelt, Berlin, herausgegebene, die den Titel trägt: „1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht." Es war ein glücklicher Gedanke, für die Sammlung die Heftform zu wählen. Dadurch war der Herausgeber in der Lage, aus der ungeheuren Fülle der Kriegslyrik nur das Wertvollste, das Bleibende auszuwählen und auf alles Füllsel zu verzichten. Bisher sind sechs Hefte erschienen, von denen die ersten beiden schon früher von mir an dieser Stelle angezeigt worden sind. Die andern Hefte tragen den Titel: „Der harte Herbst", „Krieg auf Erden", „Die lange Schlacht", und „Neue Jugend". Mit dem innersten Wesen der Lyrik vertraut, mit feinstem Spürsinn und dem sichern Gefühl für das Echte begabt, weiß Bab aus dem rasch dahinbrausenden Strom der Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur das Beste zu retten und für die Dauer zu bergen. Wenn es ihm gelingt, die Sammlung auch fernerhin auf der gleichen Höhe zu halten — woran nicht zu zweifeln ist —, werden wir nach der Beendigung des Krieges in ihr ein Spiegelbild deutschen Gefühlslebens aus der Zeit dieses gewaltigen Völkerringens besitzen, wie wir es uns feiner, tiefer, farbiger und vollständiger nicht wünschen können.

Auch Gustav Falke hat für seine Sammlung, die keinen Haupttitel trägt, die Heftform gewählt und ordnet die Dichtungen nach Stimmung und Inhalt. Mir liegen das zweite und dritte Heft vor: „Unsere Helden" und „Wir und Österreich". (Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt, Hamburg.) Er hat nicht durchweg die glückliche Hand, wie Bab, manches ist ihm an Wertvollstem entgangen, hier und da läuft ihm auch einmal ein schwächliches Gedicht mit unter; doch hält auch seine Sammlung eine bedeutende künstlerische Höhe inne, für die der Name des Herausgebers allein schon eine gute Gewähr ist.

Zum Schlusse sei auf eine Gedichtsammlung von Will Vesper hingewiesen, die zwar keine Kriegsdichtungen bringt, die aber ihrer ganzen Art und ihrem Stimmungsgehalt nach in die gegenwärtige Zeit paßt, wie kaum eine zweite. „Der deutschen Seele Trost" (C. H. Beck, München) bringt weltliche und geistliche Gedichte und will, wie es im Vorwort heißt, „bei aller Mannigfaltigkeit der Gedanken über die höchsten Güter und Fragen des Lebens doch wie ein einziger gewaltiger Trostgesang wirken, den die deutsche Seele sich selber gesungen hat". Mit feinem Verständnis und glücklicher Hand hat der Lyriker Vesper aus dem reichen Schatz der deut-

schen geistlichen und weltlichen Lyrik, von Luther, der mit seinem gewaltigen „Ein' feste Burg ist unser Gott" diesen Trostgesang anhebt, bis in die neueste Zeit hinein, das Beste ausgewählt. Und wenn er dabei sich selbst mit einem Gedicht bescheiden an den Schluß stellte, so erweist er in dieser Probe seines Könnens nicht nur sein Recht hierzu, sondern läßt damit auch in wundervoller Weise den Trostgesang ausklingen. Dies Büchlein kann zu einem wirklichen Trost und Andachtsbuche vieler Herzen in dieser schwersten und schicksalbangsten Zeit unseres Volkes werden.

Lyrische Rundschau.

Von Emil Ferdinand Malkowsky.

Echo meiner Tage. Gedichte von Carl Ludwig Schleich. Hyperionverlag, Berlin.

Der bekannte Berliner Chirurg Professor Dr. Carl Ludwig Schleich, dessen dichterisch feinsinnige und psychologisch wertvolle Schrift „Die Seele" und dessen naturphilosophisches Märchenbuch „Es läuten die Glocken" in literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften hohe Anerkennung gefunden haben, hat uns in seinem Gedichtband „Echo meiner Tage" ein Werk beschert, das gerade jetzt, da wir alle an dem blutigen Völkerringen Europas schwer zu tragen haben, Stunden hoch kultivierter geistiger Erquickung spendet.

Die sieben Abschnitte des thematisch übersichtlich organisierten Buches, die „Balladen und Legenden", „Nachdenkliches und Beschauliches", „Natur", „Übermut", „Liebe", „Von Müttern und Kindern", „Spruchartiges und Unartiges" betitelt sind, deuten schon darauf hin, daß das Feld, das dem eigenartigen Denker, gefühlsstarken Naturphilosophen und liebenswürdigen Spötter Schleich den dichterischen Stoff hergibt, ein fast universelles ist. Der Zyklus „Natur", der in den urdeutschen, zart empfundenen „Birkenliedern" seinen schönsten und klarsten Ausdruck findet, ist ganz besonders dazu angetan, in Stunden der Einkehr, da wir in einem wertvollen Buch den besten Freund begrüßen, über die schmerzlichen Fährnisse des gegenwärtigen grausamen Lebens hinwegzuhelfen. In der oft märchenhaft glitzernden Malerei dieser glückatmenden Stimmungslyrik wird Schleich nicht müde, das Meer, die Wiesen, Wälder und Gebirge mit jenen seltsamen Fabelwesen zu beleben, die uns seit den phantastischen Meisterwerken des unvergänglichen Böcklin so ganz besonders liebe, nahe Traumgefährten geworden sind. In selig pulsendem Allgefühl schweift unser Dichter auf abendlicher Heide an jungen, maisaftigen Birken vorüber und singt:

Tönt des Knaben Wunderhorn
Durch die Frühlingshallen?
Hörst du nicht vom Zauberborn
Silbertropfen fallen?

Wallt um junge Birken nicht
Elfenschattenreigen?
Siehst du nicht? Es spinnt und flicht
Mondgeist in den Zweigen.

Laß mich durch die Frühlingshallen
Birke, Elfe, Nöck' und Fei
In dem stillen Traume wallen,
Daß ich euresgleichen sei!

In seinen Balladen und Legenden zeigt Schleich, was die Beherrschung der Form betrifft, hohe Gewandtheit und stofflich eine starke Freude, oft faustisch angelegte Zweiflergestalten als Träger philosophischer Ideen darzu-

stellen. Durch Dichtungen wie „Altindische Legende“ und „Vater Geist“ streift ganz geheimnisvoll ein Hauch von Goethe'scher Gedankentiefe und seiner abgeklärten Höhenluft. Doch auch von Uhland hab' ich einen Hauch verspürt; der webt und lebt in Schleichs Balladen; in der dramatisch stark bewegten Dichtung „Hann Kleemann“ aber ganz besonders. Wie hier der balladeske, graudunkle Schicksalston mit musikalisch stark pathetischem Gefühl zum Ausdruck kommt, das weist auf einen Schacht, aus dem der Dichter noch recht häufig fördern sollte. — Einen weiteren wertvollen Teil des Buches bilden die scharf geschliffenen Epigramme am Schluß des Bandes und die oft geharnischten, stark satirischen Verse in dem an eigenartigen Gedanken besonders reichen Abschnitt „Übermut“, die allen, die sich die merkwürdigen Dinge des Lebens gern durch die Brille kritischer Vernunft betrachten, eine Stunde köstlicher Erbauung schaffen.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Während der langen, gesegneten Friedensjahre, deren wir uns erfreuten, als etwas Selbstverständlichen, in seinen Einzelheiten uns gar nicht in seiner vollen Bedeutung zum Bewußtsein gelangenden, ging man an manchen Erscheinungen der Wohlfahrt, wie sie in des Reiches Hauptstadt immer in großem Stile betrieben wurde, achtlos vorüber, die jetzt in der Zeit der Not erst die wohlverdiente Aufmerksamkeit auf sich lenken und die Anteilnahme weiter Kreise herausfordern und — gewinnen. Dazu gehört in erster Reihe die Wohnungspflegerin. Die Idee war neu, als sie vor einigen Jahren auftauchte. Neu, befremdlich und, wie es schien, kaum durchführbar. So lebhaft Mitleid und soziales Pflichtgefühl gegen das unsagbar traurige und demoralisierende Wohnungselend der Großstadt anzukämpfen als notwendig erkannten, so unmöglich erschien es, Wandel zu schaffen und eingreifende Veränderungen herbeizuführen. Trotzdem unternahm es die Charlottenburger Stadtverwaltung, der Sache näherzutreten, und errichtete vor einigen Jahren ein Wohnungsamt, das sich mit den dringlichsten Schäden der Armeleute-Wohnungsfrage befassen und Abstellung der Mängel, soweit als irgend tunlich, herbeiführen sollte. Es ward zunächst drei männlichen Beamten diese Aufgabe zuerteilt, denen schon zwei Jahre später eine Wohnungspflegerin angegliedert wurde. Ihre Tätigkeit erscheint ebenso umfassend als segensreich, denn in dem Verwaltungsbericht, den die Stadt Charlottenburg über die Resultate des Wohnungsamtes im Geschäftsjahr 1913/14 herausgab, sind die Mitteilungen von der Wohnungspflegerin über ihre in sieben Monaten gemachten Erfahrungen in diesem Hilfswerk äußerst bemerkenswert:

„Von 1998 festgestellten Mängeln wurden 1777, das sind 88,93 Prozent, durch gütliche Einwirkung, 131 gleich 6,55 Prozent auf andere Weise (das heißt durch Ausnahmebedingungen, Wegzug, Tod), 7 = 0,35 Prozent durch polizeiliches Einschreiten beseitigt. Die Mängel, um die es sich bei den Beanstandungen handelte, waren: mangelhafte oder zu wenige Abortanlagen, Feuchtigkeit der Räume, ausgetretene Treppen und unzulängliches Geländer, ungeeignete Kellerräume, ein verschmutzter Hof, mangelhafte Instandhaltung der Hausfassaden, der Flure und der Wohnungen.

Viel schlimmer noch waren die Schäden, die sich im Innern der Woh-

nungen fanden: Überfüllung, mangelnde Geschlechtertrennung, fehlende Betten, unzweckmäßige Benutzung, Feuchtigkeit, Unsauberkeit, ungenügende Lüftung und Bewohnen von zum dauernden Aufenthalt nicht geeigneten Räumen."

Man wollte, wie die obigen Feststellungen dartun, womöglich in Güte Abhilfe schaffen. Aber das ist eine mühselige und zeitraubende Arbeit, wie die 259 noch im dritten Jahre unbehobenen Mängel zeigen. Bei allem Pflichteifer der männlichen Beamten erkannte man, daß ihre pflegerische Einwirkung an vielen Stellen nicht zum Ziele führen würde. Besonders war dies der Fall bei solchen Familien, die wirtschaftlich in zu bedrängter Lage waren, um den Anforderungen des Wohnungsamtes nachkommen zu können, oder die ihm passiven Widerstand entgegensetzten. Deshalb stellte man eine Wohnungspflegerin an, die mit weiblicher Geduld und dem scharfen Blick für das Kleine dem Elend nachgehen sollte.

Sie hatte sich zunächst mit fünfzig Pflegefällen zu befassen, von denen die meisten schon länger als ein Jahr von den bereits vorhandenen beiden Inspektionen durchgeführt wurden. Sie mußte in erster Reihe als Helferin den betroffenen Familien menschlich nähertreten, um die Ursachen der Notlage festzustellen, die im Wesentlichen aus Krankheit, Unwirtschaftlichkeit, Unordnung, Stumpfsinn, Torheit, Kummer der Frau über Trunksucht des Mannes und moralische Verwahrlosung von Mann und Kindern waren. In seltenen Fällen nur beruhte der Widerstand gegen die hygienischen Forderungen des Wohnungsamtes auf bösem Willen, öfter auf mangelnder Einsicht und am häufigsten auf einer allgemeinen psychischen Verfassung der Frauen. Denn wirtschaftliche Notlage und seelische Depression, oft bis zu völliger Gleichgültigkeit gesteigert, gehen fast immer Hand in Hand. In einzelnen Fällen traf die Wohnungspflegerin auf einen fast pathologischen Stumpfsinn; hier fehlten den betreffenden Personen die einfachsten Begriffe von Sauberkeit, Hygiene und Ordnung, und weder freundliche Ratschläge noch ernste Ermahnungen übten eine Wirkung aus.

Auch gegen das selbstverschuldete Elend, das aus der Trunksucht des Mannes erwuchs, oder in dem die Familie unrettbar versank, weil die Frau so unwirtschaftlich und unordentlich war, daß Menschen und Haushalt verkamen, war es fast unmöglich anzukämpfen. Die Wohnungspflegerin gelangte zu der Ansicht, daß sehr viele Familien ihre Wohngelegenheit und ihre Wohnsitten aus eigener Kraft bedeutend verbessern könnten, wenn nicht so viel Geld für Getränke fortgeworfen würde. Die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs kann deshalb nicht ernstlich genug betrieben werden. Bei der Beseitigung der Wohnungsmängel suchte und fand die Wohnungspflegerin Unterstützung durch die Zusammenarbeit mit anderen Wohlfahrtsinstitutionen. So wurden fehlende Betten von der Armendirektion, aber auch, wo Familien nicht Armenunterstützung erhalten sollten, leihweise vom Wohnungsamt oder durch Vereinshilfe beschafft. Einmal gelang es, aus Stiftsmitteln einen Mietszuschuß zu bewilligen, so daß die kinderreiche Familie eine größere Wohnung beziehen, die nötige Zahl Betten aufstellen und die Geschlechtertrennung durchführen konnte. Ferner wurden zur Unterstützung der Arbeit von der Wohnungspflegerin das städtische Fürsorgeamt für Lungenkranke mit der Lungenkrankenfürsorge vom Roten Kreuz, die städtische Fürsorgestelle für Alkoholkranke, die Vereinigung der Wohltätigkeitsbestrebungen, die Jugendfürsorge, die Jugendgerichtshilfe, die Schulhelferinnen, die Säuglingsfürsorge und die Generalvormundschaft in

Anspruch genommen. Durch diese Zusammenarbeit erhielt die Wohnungspflegerin wertvolle Hilfe und vermied die Gefahr, sozialpflegerische Kurpfuscherei zu treiben, heute Krankenpflegerin, morgen Rechtsberaterin zu spielen. Ihre Aufgabe ist es, zu sehen, wo Hilfe nottut, und die Hilfsbedürftigen an die Spezialstellen zu weisen, wo ihnen allein gründlich geholfen werden kann.

Als ein besonderes Hindernis für den Erfolg in der Bekämpfung dieses Wohnungselends hebt die Berichterstatterin die unpraktische Bauweise der Kleinwohnungen hervor, denen es an allen praktischen Handhabungen zu hygienischen Maßregeln fehlt. Es ist hier nicht der Platz, eingehend sich damit zu beschäftigen, da es hauptsächlich darauf ankommt, zu erweisen, wie umsichtig, einsichtig und human sich Frauen in solchen Berufen betätigen, wie sehr sie gerade für solche Stellungen geeignet sind, und die sichersten Richtlinien für den Ausbau sozialer Hilfsarbeit auf diesen Gebieten geben können.

Es ist von Interesse, daß fast gleichzeitig, wo man für diese Frauenberufsarbeit für bezahlte — nicht ehrenamtliche — Leistungen auch eine entsprechende Ausbildung für nötig hält, jetzt allgemein dieser Ausbildung das Wort geredet wird. Das Kriegsjahr hat die Bezeichnung: „Das Dienstjahr der Frau", oder präziser noch: „Die Dienstpflicht der Frau" in Schwang gebracht. Das hängt damit zusammen, daß die gewaltige, überschwängliche Hilfsarbeit der Frauen, dieser wundervolle, nicht genug zu rühmende Wille zur Fürsorge und Liebesbetätigung, doch nur dann zu höchster Ausgestaltung und Wirksamkeit gelangte, wenn sie geschulten, geübten und disziplinierten Kräften unterstellt wurde. Die so gutgemeinten freiwilligen Unternehmungen gewannen erst nachhaltige Bedeutung, wenn sie dem sprießenden Boden gut organisierter, planvoller Durchführung anvertraut wurden. Nur wo die kleinen Einzelheiten zu einer großen Einheit zusammengeschlossen wurden, konnte so Übergroßes geschaffen werden, wie die Hilfsbereitschaft und Hilfeleistung der weiblichen Heimarmee des Deutschen Reiches. Und da dies nur durch die Ausbildung und Vorbereitung, durch die Einstellung und Unterordnung, die stramme Zucht einer starken, zielbewußten Gemeinsamkeit ermöglicht wurde, entstand der Gedanke an die Notwendigkeit der Dienstpflicht der Frau.

Man hatte schon früher mit diesen Ideen sich befaßt. Mehr spielerisch; jetzt soll es ernst werden, und „das weibliche Jahr" wird nach allen Richtungen hin diskutiert. In Wort und Schrift haben die Führerinnen und Heerscharen der Frauenbewegung sich damit beschäftigt. Allen voran Helene Lange, die auf der Kriegstagung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins schon über „die Dienstpflicht der Frau" sprach. Klug, wie immer, wollte sie diese aber ganz verschieden von der männlichen wissen, die ihre Bestimmung im Kriege sähe, während die weibliche sie in Friedensaufgaben fände. Für diese wäre allerdings sachliche, fachgemäße Vorbildung während eines zwangsweisen Dienstjahres äußerst wünschenswert.

Auch der Berliner Lyzeumsklub nahm zu der Frage Stellung. Und unter Leitung von Frl. Dr. Gertrud Bäumer hatte eine überaus zahlreiche Versammlung einen Diskussionsabend der Frage gewidmet. Diese faßte in regem und erregtem Für und Wider den Entschluß, für das weibliche Dienstjahr einzutreten, allerdings mit der Einschränkung, daß die Leistung der Frau in erster Reihe der Sicherung der Familie gelte. Nun, dann ist's ja gut! Und daran werden auch die Broschüren von Frau Metzdorf-Jeschner aus München „Die allgemeine Wehrpflicht der

Frauen während des Krieges", und von Frl. Dr. Agnes Harnack aus Berlin „Der Krieg und die Frauen" nichts ändern. Aber der vom Feldmarschall von der Goltz angeregte Gedanke, den Helferwillen der Frauen an ungenügender Ausbildung nicht scheitern zu lassen, wird sicherlich fruchtbringend sich entwickeln, und eines Tages wird, trotz der noch immer nicht auf sicheren Füßen stehenden, klar bewußten Einheitlichkeit der Frauenfrage, „das weibliche Jahr" seine Ansprüche erheben. Hoffentlich in einer friedensgesegneten, reichen Zukunft des deutschen Vaterlandes.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Die Zukunft der deutschen Seeschiffahrt.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser. Die volle Bedeutung und die Wahrheit dieses Satzes wird erst klar, wenn man die Leistungen der deutschen Schiffahrt und des deutschen Schiffsbaues zahlenmäßig bewußt bewertet. Die deutsche Seeschiffahrt dient heute vorzugsweise unserem riesigen Ausfuhrhandel. Vor dem Kriege war dieser mit 22 Milliarden im Jahre dem englischen, der nur noch fünf Milliarden Vorsprung hatte, dicht auf die Fersen gerückt. Indessen bildete nicht diese Tatsache allein die Quelle des Neides Englands gegen uns. Der deutsche Schiffsbau machte sich mehr und mehr von Großbritannien frei. Früher lag die Vermittlung zwischen Kauf und Verkauf zum größten Teil in englischen Händen, und als wir anfingen, auf eigenen Schiffen zu verfrachten, wurden diese zumeist in England gebaut. Das natürliche, mit dem Außenhandel wachsende Bestreben, selbst Herr unserer Handelsflotte zu sein, führte zu einem gewaltigen Aufschwung unserer Schiffsbauindustrie, und die deutschen Reedereien hielten damit gleichen Schritt. Die Entwicklung des Schiffsbaues zeigt denn auch eine fortgesetzt steigende Tendenz. Im Jahre 1907 wurden auf deutschen Werften Kauffahrteischiffe mit einem Gesamtraumgehalt von 215 000 Registertonnen fertiggestellt, 1913 aber war diese Zahl auf 465 000 Tonnen angeschwollen, während die noch immer wesentlich stärker entwickelte englische Schiffsbauindustrie längst nicht in gleichem Verhältnis fortschreitet.

Anfang 1913 umfaßte die deutsche Handelsflotte 4850 Schiffe, Dampfer und Segler mit 4,94 Millionen Brutto-Registertonnen, wobei nur diejenigen Schiffe gerechnet sind, deren Brutto-Raumgehalt 50 cbm = 17,65 Registertonnen übersteigt. Soweit die Zahlen bekannt geworden sind, haben die deutschen Seeschiffe im Jahre 1911 106000 Fahrten gemacht mit 53 Millionen Registertonnen Netto-Raumgehalt. Im gleichen Jahre sind in deutschen Häfen 112 690 Schiffe mit 31,5 Mill. Registertonnen angekommen und 113 579 Schiffe mit 31,7 Mill. Registertonnen abgegangen. Rund 78 000 Mann bilden die Besatzung der deutschen Seeschiffe, und etwa 70 000 Beamte und Arbeiter konstruieren und bauen auf unseren Werften alljährlich Schiffe mit einem Gesamtraumgehalt von 700 000 Tonnen brutto.

Diesen imposanten Zahlen entsprechen die Kapitalwerte, die in den deutschen Reedereien und den Schiffsbauunternehmungen angelegt sind. Sie dürften mit einer Milliarde Mark sicherlich nicht zu hoch veranschlagt sein, arbeiten doch allein die beiden größten deutschen Reedereien, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie,

zusammen mit reichlich 400 Millionen Mark Betriebskapital. Dazu kommen die Levante-Linie, die Deutsch-Ostafrika-Linie, die Woermann-Linie und zahlreiche mittlere und kleinere Reedereien und Gesellschaften. Die Rheinflotte allein stellt einen Wert von über 100 Millionen Mark dar.

Seit Beginn des Krieges liegt das alles wie tot. Der Weltkrieg hat die deutsche Seeschiffahrt völlig lahmgelegt. Die stolzen Schiffe, die die deutsche Flagge in alle Weltteile trugen, sind entweder in neutralen oder in deutschen Häfen zur Untätigkeit verdammt, eine Anzahl ist auch verloren gegangen, ist von den Engländern und vor wenigen Tagen auch von den Italienern weggenommen worden. Der Verkehr durch den Kaiser Wilhelm-Kanal nach der Ostsee wird noch aufrecht erhalten. Er hatte sich glänzend entwickelt und war von 1,75 Mill. Registertonnen im Jahre 1896 auf 9,5 Millionen im Jahre 1912 gestiegen. In welchem Rahmen er sich jetzt bewegt, ist nicht bekannt. Obwohl aber heute das Leben in den deutschen Seehäfen erloschen scheint, sind dennoch die Aussichten der deutschen Schiffahrt nach dem Kriege durchaus günstig zu beurteilen. Auch in den Kreisen der Reeder schaut man guten Mutes in die Zukunft, gab doch soeben erst eine der größten deutschen Reedereien die Erklärung ab, sie werde unmittelbar nach dem Kriege ihren Betrieb im alten Umfange wieder aufnehmen. Daß dies wirklich geschehen wird, ist mehr als wahrscheinlich. Zunächst ist durch den Krieg der Schiffsraum knapp geworden, und zwar trägt die englische Handelsflotte den Hauptverlustanteil. Unsere Unterseeboote haben nach der soeben veröffentlichten amtlichen Zusammenstellung allein an der englischen Küste in der Zeit vom 18. Februar bis 18. Mai 1915 nicht weniger als 111 Handelsdampfer mit einer Gesamttonnage von 234 329 Tons vernichtet. Darunter sind nur 7 Franzosen und 2 Russen mit zusammen etwa 18 000 Tonnen Raumgehalt. Nicht gerechnet sind die empfindlichen Verluste der Engländer durch unsere Auslandskreuzer, die mindestens ebenso hoch zu veranschlagen sind. Das will zwar im Vergleich mit der englischen Gesamttonnage, die nach Lloyds Register im Jahre 1913 aus 18 696 217 Brutto-Registertonnen bestand, nicht viel besagen, immerhin aber bedeutet es einen vielversprechenden Anfang. Sind es doch fast fünf Prozent der englischen Handelsschiffe!

Dem knappen Schiffsraum wird auf der anderen Seite ein großes Güterangebot gegenüberstehen. Einmal sind die Läger in den überseeischen Ländern entleert. Die zurückgehaltenen Mengen europäischer Erzeugnisse müssen zur Beförderung gelangen und werden jeden verfügbaren Schiffsraum in Anspruch nehmen. Europa dagegen muß alle aufgezehrten Rohprodukte schleunigst und in großen Massen ersetzen und alles, was ihm fehlt, hereinholen. Für ein- und auslaufende Schiffe wird überreiche Ladung vorhanden sein, mehr, als die Reedereien bewältigen können. Überdies erschöpft sich die Wirkung des Unterseebootskrieges keineswegs in der Vernichtung von Handelsschiffen; die Gefährdung auch nur vereinzelter Transporte hat auf die Gestaltung des ganzen Warenverkehrs zur See tief und einschneidend eingewirkt. Alle Schiffseigner, alle Warenbesitzer fühlen sich der Gefährdung ausgesetzt. Noch kürzlich berichtete das „Berliner Tagebl.“, daß sich die gesamte Mannschaft des englischen Dampfers „Italia“ (Anchor-Line) nur bei einer Lohnerhöhung von zehn Prozent und Gewährung einer Lebensversicherung von 250 000 Lire für den einzelnen Matrosen zur Abfahrt bereit fand. Überaus charakteristisch ist es auch, wenn eine bekannte englische Schiffahrtslinie in der „Shipping and

Mercantile-Gazette" v. 11. März 1915 folgende Konossements-Klausel bekannt gibt: „Im Falle eines Streiks, einer Aussperrung, einer Revolte oder einer Unterbrechung der Arbeit, gleichviel aus welchem Grunde, sind die Schiffseigentümer nicht verantwortlich für Schaden oder Beschädigung durch Verzögerung im Laden, der Abfahrt, dem Ausladen oder der Ablieferung, noch dafür, daß ein Schiff nicht zu dem festgesetzten oder irgendeinem anderen Datum abfährt." Davon also, daß die englische Handelsflotte jetzt den Verkehr ungestört aufrecht erhält und von der Unterbrechung der deutschen Seeschiffahrt wirklich Nutzen zieht, kann keine Rede sein. Somit sind die Aussichten für die deutschen Reeder günstig. Allerdings haben sie gegenwärtig beträchtlichen Schaden. Die Kosten der Unterhaltung der in deutschen und fremden Häfen aufliegenden Schiffe sind bedeutend, doch werden die Reeder sie erschwingen können. Sie waren sogar dank vorsichtiger Wirtschaft und günstigen Betriebsergebnissen in den früheren Jahren noch in der Lage, für 1914 eine mäßige Dividende zu verteilen. Außerdem aber ist ihnen eine angemessene Entschädigung nach Friedensschluß sicher. Sie wird bestimmt in den Friedensbedingungen festgesetzt werden.

Die verlorenen und vernichteten Schiffe müssen schleunigst ersetzt werden. Unsere Schiffsbauindustrie wird alle Hände voll zu tun bekommen, denn wir werden künftig schwerlich unsere Schiffe auf englischen Werften bauen lassen. Der Bau eines jeden Schiffes und seiner Ausrüstung setzt aber ganze Industrien in Nahrung; für diese, insbesondere für unsere Maschinen- und elektrische Industrie eröffnen sich ungeahnte Aussichten. Das wirkt natürlich wieder auf den gesamten Außenhandel, auf den Seeverkehr, weiterhin auf den Ausbau unserer Häfen, auf die Schaffung neuer Hafenanlagen und -Einrichtungen, auf das Kranbauwesen usw. Aller Voraussicht nach werden also nach dem Kriege mehr Schiffe unter deutscher Flagge fahren als vorher. Mit Sicherheit ist auch zu erwarten, daß die im Februar 1914 zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie auf fünf Jahre erneuerte Interessengemeinschaft, der nordatlantische Dampferlinien-Verband, nach dem Kriege noch inniger und damit die Leistungsfähigkeit dieser beiden größten Gesellschaften erheblich gesteigert wird. Man sprach sogar davon, daß zwischen beiden angeblich auf 75 Jahre paktiert worden sei, daß beide Linien sich in das nordamerikanische Personen- und Frachtengeschäft zu gleichen Teilen teilen. Daß der Pool, dem bekanntlich noch die Holland-Amerika-Linie, die Red-Star-Linie, die Compagnie Generale Transatlantique, die Russische Amerika-Linie und die Austro-Amerikana angehörten, wieder aufleben wird, ist dagegen nicht wahrscheinlich. Engere Formen wird dagegen vielleicht auch der im April 1914 auf fünfzehn Jahre geschlossene Vertrag der deutschen und österreichischen Regierung annehmen, der eine Kapitalserhöhung der Austro-Amerikana von 24 auf 40 Millionen vorsah und den Auswandererverkehr regelte. Der Anteil daran, den man dem Hafen Triest, das Hauptobjekt der Erpresserpolitik Italiens, einräumte, sollte von vier auf sieben Prozent, und nach fünf Jahren auf zehn Prozent erhöht werden. Natürlich machen England und Frankreich die größten Anstrengungen, Deutschland aus dem Verkehr und aus dem Markte zu verdrängen. So rüsteten im März des Jahres 150 französische und englische Firmen gemeinsam das Schiff „Der Argonaut" aus, um mit einer schwimmenden Ausstellung an Bord in den Häfen des Atlantischen und Stillen Ozeans, von Süd- und Mittelamerika, englische und französische Waren zu verhökern.

Churchill-Jason, der jetzt kaltgestellte große Sohn Britanniens, zog zur modernen Argonautenfahrt aus, um das goldene Vließ des deutschen Fleißes zu suchen. Ein Heldenepos in Cityprosa.

Deutschland braucht solche Konkurrenz nicht zu fürchten. Es wird sich nach dem Kriege nur eigener Schiffe und eigener Linien bedienen. Der Beginn dazu war ja bereits mit der am 1. Juni 1914 ins Leben getretenen direkten Neuseeland-Linie ab Bremen durch den Norddeutschen Lloyd gemacht, was die „Times" damals als den Beginn des Weltschiffahrtskampfes bezeichnete. Auch der vielfach überschätzte Wettbewerb der Vereinigten Staaten von Amerika wird zu ertragen sein. Es wird den Yankees kaum gelingen, den Schiffsverkehr mit Südamerika an sich zu reißen, obwohl sie sich darum sowohl, als um die Eroberung dieser Märkte durch ihr panamerikanisches Büro in Washington redliche, aber vergebliche Mühe geben. Ihre Handelsflotte ist viel zu schwach, um den großen Vorsprung der deutschen Schiffahrtsgesellschaften einholen zu können, ihr Schiffsbau geht ständig zurück; in den Jahren von 1907 bis 1913 sank er von 474 000 auf 226 000 Brutto-Registertonnen im Jahre. Die Überlegenheit der deutschen Großschiffahrt ist unbestreitbar und wird, wie die Dinge heute liegen, nur wachsen. Denn die deutschen Exporteure werden das Verhalten des „neutralen" Amerikas im jetzigen Kriege gewiß nicht vergessen.

In diesem Ringen geht es letzten Endes um die Freiheit der Meere. Sie kann nur dann als ganz gesichert gelten, wenn wir selbst wenigstens an einer Stelle am freien Meere sitzen und nicht mehr von unseren außerdeutschen befestigten Stützpunkten abgeschnitten, wenn wir nicht mehr ausgehungert werden können. Erst wenn die freie Bewegung auf dem Meere, der Hauptverkehrsstraße der Welt, nicht allein den großmäuligen Briten offen steht, wenn an Stelle der englischen Übermacht zur See der Areopog aller Seemächte getreten ist, hat die deutsche Handelsflotte freie Bahn zur Entfaltung. Dann werden in höherem Maße als bisher deutsche Schiffe die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes in alle Welt tragen, um mit fremden Schätzen reich beladen heimzukehren. Für ein 70 Millionen-Volk, wie das unsrige, mit einer Weltindustrie und einem die Erde umspannenden Handel ist die Zukunft der deutschen Seeschiffahrt die Lebensfrage: Navigare necesse est.

Soziale Rundschau.

Von Paul Sorgenfrei.

Die deutschen Heimarbeiterinnen.

Wie andere Berufsstände, so haben sich auch die Heimarbeiterinnen zur Wahrung ihrer Interessen organisiert, und zwar besteht nun der „Gewerkverein christlicher Heimarbeiterinnen" am 2. Oktober dieses Jahres anderthalb Jahrzehnte.

Die Heimarbeiterinnenfrage war schon lange zu einer brennenden Frage geworden. Noch vor zehn Jahren gab es arge Mißstände auf diesem früher so unbeachteten Erwerbsgebiete, und wenn dieselben heutzutage auch noch nicht alle beseitigt sind, so zeigt doch die Entwicklung des deutschen Heimarbeiterinnenwesens in den letzten Jahren eine wesentliche Besserung, die nicht zum wenigsten jener Organisation zu verdanken ist, die jetzt 10 159 Mitglieder umfaßt. Diese Anzahl verteilt sich über das Deutsche Reich folgendermaßen: Preußen 7026, Hamburg 930, Sachsen 711, Bayern 689, Württemberg 547,

Hessen 256. Der Gewerkverein gewährt seinen Mitgliedern Kranken-, Sterbe- und auch Reisegeld, und verfügt heute über eine besondere Summe von rund 35 820 Mark für den Bau eines Altersheims für Heimarbeiterinnen.

Wenn demnach das Interesse der Heimarbeiterinnen selbst durch die Gründung ihres Gewerkvereins an ihrem Berufe erweckt worden war, so blieben doch noch andere Kreise interesselos abseits stehen und überließen die Heimarbeiterinnen ihrem eigenen Schicksal. Da kam der Krieg, und wie derselbe auf manchen anderen Gebieten gewissermaßen fördernd gewirkt hat, indem er schlummernde Kräfte wachrief und Teilnahmslosigkeiten in ihr Gegenteil verwandelte, so auch in der Heimarbeiterinnenfrage, die auf einmal „aktuell" wurde.

Viele der Heimarbeiterinnen waren durch den Krieg brotlos geworden. Damen aus den höheren Gesellschaftskreisen wandten sich an die großen Warenhäuser um Nähaufträge für die arbeitslosen Heimarbeiterinnen, der Bedarf an von letzteren hergestellten Waren mehrte sich, infolge der mannigfachen „Kriegsarbeiten" erhielten die Heimarbeiterinnen lohnende Beschäftigung. Um nur einige Beispiele anzuführen, so sei erwähnt, daß die Ortsgruppe Leipzig des Gewerkvereins christlicher Heimarbeiterinnen bisher 12 000 Paar Strümpfe strickte und mehr als 100 000 Zwiebackbeutel herstellte, daß die kleine Ortsgruppe Neuß bisher 12 000 Patriotenschleifchen, 6850 Hemden, 4500 Unterhosen, 1620 Leibbinden usw. geliefert hat, und für alle diese Arbeiten bisher Arbeitslöhne in Höhe von mehr als 12 000 Mark zahlen konnte.

Auch diese Art „Kriegsfürsorge" ist außerordentlich bemerkenswert. Sie hat aber eine noch weiter tragende Bedeutung. Es wurden nicht bloß die arbeitslosen Heimarbeiterinnen jetzt beschäftigt, sondern die Kriegsverhältnisse haben es mit sich gebracht, daß man sich mit der Heimarbeiterinnenfrage eingehender befaßte als früher. Was die erwähnte Organisation schon geleistet hat, erfährt neuerdings eine wesentliche Förderung durch das allgemeine Interesse, das den Heimarbeiterinnen entgegengebracht wird. Die Fürsorge für die deutschen Heimarbeiterinnen ist in Bahnen gelenkt worden, die eine Hebung der Lage vieler Frauen und Mädchen erhoffen lassen, die keinen anderen Beruf ergreifen können, und deren gibt es sehr viele. Daher ist die Lösung der Heimarbeiterinnenfrage zugleich eine wichtige sozialwirtschaftliche Aufgabe.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

^ulinsft 1915.
39.

I-blL
2 ö/lk.
^I^lII

Hins 6sut3c^6 ü/!on2tfi3c:liM, liSk'2U3,86ßeb«n von
l.uclw>3 stein
/^u» «lem lnl»lt 6ie»e« NeNe«:
Nilänl« nnä eisenllünHizo IIntersobritt
von 6en. ltpßierunMrnt ?rot. l)r.
.Inliu» Wall, Nerlin.
l?r. ^ Uei^^ner: D>,. i's>>!, >.,,,!>>« c!>e?«5
l)situ 8eli«»oun: n,, ,^i^ — .»e. >u
^t»b«»!^t I)r. «L. lir»8eu: X^IidonKüeb«!
?. 1^ <3r»k von Vnlwlini: ^>ni<i».^ u»6
Nr. ?»nl 0«tw2lll: i>i5>,.n<^ i'nütiK im
8pio^o! ctor (!«3<.!ue!»l«
X»ollUM NoI«lmHNN: v«!8 I^>>.!!? »I<!8 s!«n»^
Dr. ^nrelia Horo^itx: v>l!^5<immunss —
Volll«3tiinmon in Itumgnie»
Dr. Wildelm 8troit: ü,,t«r!«icw un6 Nun'
l»nci« Lolienunßbll in 6«s Vü!^»i!8»llNl!it
preis
V«sl2
l)r. ^IlreH I'rnämnnn: rr»n»o»i«<!»!« V«
I^uenlunK
l)r. k!. NaenseKe: xl«x»n^«! l. von ltu«l«w«l
Prof, vr. Karl I^ollg «lluiellen: vi«
sirUnäunif 6«, Oeut«cn«!N Lurzen«nlcnaN in
l)r. X. Hangen lierlin: vi« ^»d«»llo»t«n
<t«« ^V«ltKnoz«g I914/I'>
?'<Iunr«i ^leti«: I^icl> lez,.Oe!;cn!of!««n«s N»nH«l».
Dr. N. W. llolmnnn: Klln5tl«n5on« >u«bliellv
f'rleüried W. VVn^ner: U«öicnl«
liooert Ul8«l»: i din 6«? ^ppenliot«?. Nn«
vorl- unä llriyssssse5<:nlolit«. fl^ort»«tlunz)
s!ntb»rlnll von?ommer Nscbe: ^»wenäro.
Ünn68en»nen
preis pro Nett 2 lVIK.. pro Quartal (3 Nette) 6 IVIK.. pro ^anrgane (12 Nette) 24 IV»»«.
V«sl23 6«s ZcnlsLizcnen NucncisuoKsrsi V. 3. 2cnc>ttl2Snclss^..<3.. lZwslau lll
iz«ratsnannÄNm» clurcn unsere QeL«:nztt82t«»s. Berlin W. 10. 6urcn unzern Verlag Nre«!«u ll».
sowie 6urcn k?u6o!f lVlosse, Nerlin un6 clie bekannten Annoncenexpeditionen.

V
I -W
Inhalt.

Inhalt des 154. Bandes:

Juli / August / September 1915

Schlesische Buchdruckern 0. I. Schottlanider, Nrcslau.

Fr. A. Meissner:

Die Philosophie dieses Krieges.

Mitten in dem gewaltigen Ringen um unsere Eristenz, mitten im Kampf um unser deutsches Dasein quillt aus dem tiefsten Herzen des Volkes der Wunsch nach sittlicher Befreiung. Nicht umsonst soll das deutsche Blut fließen, sondern durch seine Läuterung soll es emporsteigen zu einem gewaltigen Höhenbau, zu einer Hochburg des Sittlichen. Uns liegt es ob, der Welt voranzuschreiten im Kampf um die sittliche Freiheit. Uns ist die große Aufgabe zugewiesen, das Sittliche den Fesseln enger Habsucht, niederen Krämergeistes, nichtswürdiger Selbstsucht zu entreißen. An uns liegt es, mit starker Hand den Bann zu brechen, der Hoheit des Sittlichen freie Bahn zu schaffen und unser aller letzter Instanz mit dem Schwerte die rechte Geltung zu erringen. So sind wir die Vorkämpfer des Höchsten, die Träger des Reinsten, an dem die ganze Welt dereinst genesen soll. So gilt es, das Sittliche an uns zu reißen, um als erste Nation die sittliche Welt zu beherrschen, ein Quellpunkt zur letzten Orientierung, ein Kraftpunkt zur Neugestaltung aller Zukunft. Darum darf denn auch das deutsche Volk seine Anlagen nicht verkümmern lassen; erst wenn es sich wirklich zum Träger des Reinsten emporgeschwungen hat, erst dann wird es vor aller Welt der Siegfried sein, der endgültig den Kampf mit dem Drachen bestanden hat. So aber werden wir zu Bahnbrechern einer neuen Epoche unseres Planeten. Nicht mehr ein Massenmorden und Vernichten wird es sein, sondern ein steter Kampf zur Höhe, um das Höchste. Ein Zug aufwärts zum echten Menschentum. Das ist die Aufgabe, die das Weltgeschick dem deutschen Wesen zugeteilt hat. Unsere innere Reife wird entscheiden, wieweit wir sie erfüllen können. Die künftige Geschichte wird es lehren, welches Volk der unreinen Mittel nicht bedurfte.

Aber der Sinn des Krieges unter dem höheren Gesichtspunkt hat einen noch größeren unendlichen Wert für uns selber. Alles Blut unserer Brüder stießt umsonst, wenn nicht aus ihren Opfern ein neues Morgenrot einer neuen Zukunft uns entgegenleuchtet. Wenn alles Heldentum, aller erlebte Idealismus ungenützt versandet und die Habgier des Besitzen«, des rücksichtslosen Zerfleischens

wieder allmählich ihr Haupt erhebt, gleich den Hyänen des Goldes, die sich am Menschenblut satt trinken. Nicht, daß sie ihr eigenes Volk verwüsten, sie verwüsten und zertreten die Welt. Auch wir waren auf dem Wege, an dieser Gier zu entarten und somit zugrunde zu gehen, gleich all denen, denen die Völle des Magens höher stand, als die des Geistes und Herzens. Da kam der Krieg, durch ihn aber noch im rechten Augenblick die Erlösung. Aber wehe uns, wenn wir es nicht verstehen, des Volkes Sinnen in die rechte Bahn zu lenken, wehe uns, wenn wir jene Werte des wahrhaftigen Aufstieges verstümpern und verkümmern lassen. Wehe uns, wenn das Blut unserer Brüder nutzlos zum Himmel raucht. Wenn es nur vergossen ward, jene alte Gier neuer und nur noch stärker wirken zu lassen, dann haben wir das beste Mittel sittlichen Sinkens uns auserkoren. Denn wo blieb der Reichtum der großen, längst verschollenen Völker, lebt er etwa noch in dem Blut seiner letzten entarteten Individuen? Also gilt es, jenen Gefahren entarteten Strebens, die soviel Zerstörungskraft in sich bergen, Schranken zu ziehen. Das Leben, das der Feind diesem Moloch opfert, seien uns Warnungszeichen. Wir bringen unsere Opfer der Ehre und Treue, der Ehre, die höher steht als unser persönliches Ich, und der Treue, dem Höchsten. Unseren Feinden aber ist die Ehre ein Idol materiellen Besitzes! Hier klafft ein Unterschied von gewaltiger Tragweite. Sind unsere Opfer dem Höchsten und Reinsten gebracht, so sind die des Feindes von der Hobsucht, dem Neid und der Niedrigkeit diktiert. Das ist der fundamentale Gegensatz. Auch der Halunke kann Tapferkeit zeigen, sie steht aber ungleich niedriger als die, welche aus einem reinen Born fließt. Sie ist nur ein Surrogat der echten Tapferkeit.
So zeigen wir denn der Welt ein wahrhaftes Vorleben des Höchsten, und darum sind wir auch berufen, mit unserem Blut der Erde Segen zu erkämpfen.
Es gilt aber, unserem Volk all jene sittlichen Momente wieder und immer wieder vor Augen zu führen. Es gilt, aus diesem Männermorden das Edelste herauszusaugen, um hier den Grundstein zu einer leuchtenden Neugeburt des Deutschtums erstehen zu lassen. Das Ziel und der Hochpunkt aller Kultur war uns verloren gegangen, so, war sie hohles Blendwerk, ein äußerliches Hochblühen und ein inneres Faulen, ein innerer Verfall. Ihr fehlte ihres Wesens Kern, das Herz des Aufstieges — der sittliche Geist. Der Erfolg war äußerlich, denn die Gesetze, die ihn erstrebten, waren halbe, eben weil sie den letzten Triebpunkt vernachlässigt hatten. Nunmehr ist es an uns, diesen Grundstock wahrer Kultur in erster Linie im Auge zu behalten. Soll dieses blutige Ringen von ErfZlg gekrönt werden, so müssen wir es auch verstehen, das gesunde, sittliche Leben, welches der Krieg zur Notwendigkeit machte, in das Bett des völkischen Lebens zu lenken. Nicht umsonst sei dieser Kampf, er führe uns auch zu einer inneren Erneuerung, zn einer innerlichen Aufartung nnserer Rasse; er mache uns zu dem, was man ein edles Volk nennt, und gebe uns jene echten Gesetze, die allein den wahren Aufstieg ermöglichen. Die Zukunft des Staates fnßt auf den

sittlichen Wert des Einzelnen. Das ist der Leitsatz aller künftigen Politik! Es gibt nur eine letzte und somit höchste Orientierung für all unser Tun, das ist die sittliche. In dem Maße, wie wir von ihr abirren, setzen wir das Geschick unseres Volkes auf die schiefe Ebene, denn nicht immer erwachsen uns die rechten Männer zur rechten Stunde. Darum gilt es jetzt, daß die Berufenen den Weg vorbereiten, um all dies gewaltige Ringen zu einem Ausgangspunkt unserer künftigen wahrhaftigen Höherentwicklung werden zu lassen. All diese Opfer für das Höchste nach außen, sollen zugleich auch die Opfer für das Höchste nach innen werden. Mögen sie die Grundlage zu einer aufsteigenden Neugestaltung unseres Staatslebens und seiner Gesetze werden.

Wenn schon nun der Keim zu dieser Neuordnung und Befruchtung unserer künftigen innerlichen Gestaltung gegeben ist, so fragt sich doch, inwiefern nun gerade dieser Kernpunkt der notwendige ist, von dem jene Reformierung seinen Ausgang zu nehmen hat. Man spricht da von einer sittlichen Weltordnung, aber immerhin ist dies ein ziemlich vager, dehnbarer Begriff. Unsere sittlichen Einsichten sind so allgemeiner, unbestimmter Natur, unser sittliches Wissen ist so dunkler, unsicherer Art, daß wir aus ihm nur äußerst schwer einen greifbaren, festen Punkt zu fassen vermögen. Dazu ist die Philosophie zur Begründung dieses Sittlichen so vielseitig, daß schließlich aus dem Chaos dieses Grübelns eine Verwirrung eintreten müßte, falls man sich nicht auf sich selbst als auf das Menschliche an sich und somit auf die ureigenste Natur besinnt. Was uns fehlt, ist eben die tiefere, sittliche Einsicht, vor allem aber der Einblick in die Gesetzmäßigkeit der sittlichen Welt. Sind wir erst tiefer in die Gesetze des sittlichen Lebens eingedrungen, so werden wir auch von hier aus unser künftiges Handeln besser orientieren können. Aber die Grundlagen sind bis jetzt sehr mangelhafte, erst wenn ein Fundament, ein fester Boden, ein Ausgangspunkt für diese Welt der sittlichen Erscheinungen geschaffen ist, erst dann können wir es so einrichten, den geradesten Weg zu dieser Richtung einzuschlagen. Erst dann können wir einen klaren Blick in die Formen und Bedingungen unseres künftigen Lebens tun. Auch von hier aus gewinnen wir erst das Verständnis von dem inneren Getriebe alles Gemeinschaftslebens als des Staatslebens überhaupt. Plato sagt: Ohne Gemeinschaft keine wahre Sittlichkeit. Hier aber kommt es auf den gesetzmäßigen Inhalt des Sittlichen an. Ethische Systeme, die sich auf einzelne Worte und Begriffe aufbauen, ja die irgendwelche Tugenden, etwa die Liebe zu ihrem Zentrum machen, sind an sicn haltlos. Wir müssen tiefer wurzeln, wir müssen das All zu verstehen suchen und den allgewaltigen Zusammenhang seines Ganzen. Erst wenn wir den großen Zug des Ganzen zu fassen wissen, erst wenn wir diesen Zug in einem reichen Innenleben sich widerspiegeln sehen, erst wenn wir das Weltstreben in uns selber fühlen, erst dann kommen wir dem erhabenen Ziele näher. Nur von hier aus kann alle höhere, mithin sittliche Einsicht befruchtet werden. Nur so

lernen wir den Sinn der Welt verstehen und überschauen den großen, gewaltigen Bau, den die Natur zusammenfügte.

Um nun aber diesen Ausgangspunkt zu finden, müssen wir die sittliche Einsicht an der wissenschaftlichen vertiefen und erweitern. So muß sich also die sittliche Erkenntnis auf die wissenschaftliche stützen können; ist dies aber der Fall, so haben wir hier das Fundament zu einer zielbewußten weiteren Höher-entwicklung des Menschengeschlechtes gefunden. Dann aber nähern wir uns dem letzten und höchsten System der Ethik, nämlich jenem, welches die Natur sich selbst geschaffen hat.

In welchem Maße wir dies getroffen haben, und welche Einsichten sich hieraus für unser Staatsleben und seine Gesetze ergeben, das sollen folgende Zeilen erkennen lassen.

Grundriß der Ethik.

Es gilt, in die Gesetzmäßigkeit des sittlichen Lebens einzudringen. Demzufolge mußte dieses Teilgeschehen des Weltganzen als ein, diesem unbedingt zugehörigen aufgefaßt werden. Es galt also zunächst, die Urgründe des Weltgeschehens ausfindig zu machen. Diese Grundursachen oder Wesenheiten erkennen wir in dem ewigen Fluß aller Dinge, in der ständigen Bewegung der Materie oder der Urstoffe. Diese Vorgänge ewiger Veränderungen sind bedingt in der Vielheit der Urstoffe oder Atome, die sich nach natürlichen Gesetzen ordnen und gruppieren, und nunmehr in ihren Verschiedenheiten unseren Sinnen in die Erscheinung treten. Also wo zwei Einzelne, da schon ein Vieles. Die unendliche Menge dieser Atome bedingt aber auch die unendliche Vielheit und Wirkung ihrer jeweiligen Erscheinungen und Kräfte. Und so mußten denn in dem Chaos mit gesetzmäßiger Notwendigkeit Formen mannigfachster Gestaltung erstehen. Bewegung ist Leben, dieses Leben aber wird in dem Entwicklungsgesetz als einem solchen Urgrund zusammengefaßt. Ein zweiter Urgrund aber, eine wunderbare Eigentümlichkeit ist die unzerstörbare Ewigkeit jener Urstoffe und ihrer Kräfte, die sich stets gleich bleibt, nur in der Form und Erscheinung wechselt. Die Tätigkeit und Eigenschaft dieser Urstoffe sind die Kräfte, deren Spiel wir selbst sind. Die uns umgeben, durchdringen, in uns leben, ja, deren Leben das Leben in uns ist. Ein Spiel von Kräften, deren Ursachen stets andere sind, die immer wechselnd ewig leben, ein unvernichtbarer Urgrnnd. Diese Einsicht ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Der naturnotwendige Trieb alles Geschehens ist also die Krafterhaltung, die in der schaumgeborenen organischen Welt am deutlichsten in die Erscheinung tritt. Die organische Kraftform stirbt und wird ewig neu geboren. Ihr Keim wächst somit vorwärts durch die Iahrtausende, in immer zweckmäßigerer Bildung begriffen, in immer zweckmäßigster Form die Kraft erhaltend. Bis die höchste Form, der Mensch, erreicht ist. So ist denn in dem Gesetz der Krafterhaltung

das Entwicklungsgesetz mit inbegriffen. Aber der Naturtrieb gestaltet weiter. Von dem Individuum nimmt der Aufstieg der Gattung seinen Ausgang. Nicht die Gattung als Ganzes steigt höher, sondern zunächst einzelne Individuen in ihr. So hat sie Gipfelpunkte, die ihren Aufstieg oder Abstieg bedingen.

Die Bildung dieser Zweckmäßigkeiten mit dem Ziel der Krafterhaltung ist also ein Urtrieb, der in dem Wesen der Natur bedingt ist. In der Höher-gestaltung der Organismen findet dieser Urtrieb, dieses Naturnotweudige seinen klarsten Ausdruck. Anlagen bilden sich aus, die die Kraft in der zweckmäßigsten Weise zu verwenden suchen. Der Reiz, der noch im Protaplasma eine jedes-malige Bewegung auslöst, stellt eine ungeheure, unzweckmäßige Kraftvcr-schwendung dar; deshalb besitzen die nächsthöheren Gebilde schon Sinneswerk-zeuge. Wieder höhere eine Sammelstelle der Kraft, eine Art Zentralgehirn, und so fort. So überliefern die jeweilig am höchsten entwickelten ihre Erfahrung zweckmäßigster Erhaltung, durch Vererbung, auf die nächstfolgende Generation. Die Sinne erhalten eine erstaunliche Vervollkommnung, die Erhaltung zu sichern, aber schließlich haben sie im Menschen ihren Höhepunkt erreicht. Die Sinnes-entwicklung schließt ab mit der Herausarbeitung unserer geistigen Fähigkeiten, mit der Erweiterung unserer Gehirntätigkeit.

Durch die gesamte organische Entwicklung schreitet das Prinzip der zweck-mäßigsten Krafterhaltung, so auch durch die geistige Tätigkeit des Menschen. Ia bis in die höchste Krone menschlichen Tuns, bis in die Welt des Sittliche», können wir dieses Prinzip in seinem Schaffen verfolgen. Wie alle geistige Arbeit ein Streben nach Krafterhaltung erkennen läßt und in sich begreift, so mündet hier dieser Urtrieb schließlich in jener Welt der Wertung, nämlich in der sittlichen. Dieses Ziel alles Strebens taucht am reinsten, am ursprünglichsten in jener vergeistigten Form, in dem Heiligsten aller Philosophie, in der eigent-lichen Ethik auf.

Wie schon erwähnt, vererben sich die zweckmäßigsten Anlagen in der orga-nischen Welt, also auch im Menschen. Welche Anlage wäre nun aber wohl wichtiger als die, welche unser Tun und Lassen bestimmt, also unser Handeln, und zwar unser zweckmäßigstes Handeln! Das heißt das, welches unsere Kraft, als die Kraft des Universums überhaupt, am zweckmäßigsten zu erhalten vermag. Ia, diese wichtigste aller unserer Anlagen ist es, welche die Entwicklungsgeschichte der Natur sich selbst für diesen Zweck geschaffen hat. Hier ist der Keim des höchsten menschlichen Vermögens gegeben, nämlich des sittlichen, als das den einzelnen Menschen bestimmende, wie auch das des großen Ganzen erstrebende zweckmäßigste Handeln. So haben wir hier die höchste Blüte menschlichen Könnens als wertvollste Fähigkeit, als Gipfelpunkt des höheren Seelenlebens überhaupt. Hier ist jener für die sittliche Erscheinungswelt besonders hohe Grad von Empfindlichkeit ausgebildet, wie er in den großen Ethikern zum Aus-

druck kommt. Aber nicht allein die Empfindlichkeit kennzeichnet diese Anlage, sondern im besonderen die Lust, die hier von der Natur am reinsten ihrem Zweck angepaßt ist. Hier hängt die Lust an der Zweckmäßigkeit, mithin am Erhaltenden, alles Gegensätzliche ist Unlust und wirkt abstoßend. Also die Strebungen dieses Vermögens haben ihr Ziel in der Erhaltung, ihre treibende Tendenz ist somit ein Aufbauen, mit dem Sinn: Nicht ein auch noch so kleines, zur Höhe strebendes Teilchen des Weltganzen, zu stören und zu vernichten. In der Reinheit dieses sittlichen Empfindens aber ruht das Moment der höchsten Zweckmäßigkeit. Ie reiner das Sittliche aus sich selbst heraus, ohne alles subjektive Beiwerk zu sprechen vermag, um so näher kommt es dem Boden des Objektiven, mithin aber dem Ziel höchster Zweckmäßigkeit. Uns aber dem objektiv Sittlichen zu nähern, ist der schließliche Höhepunkt aller menschlichen Entwicklung. So spricht denn also der Sinn der Natur am klarsten aus unseren höchsten sittlichen Handlungen. Ei» grandioses Bild, allen menschlichen Eitelkeiten Hohn sprechend. Es gibt nur eins: den Weg nach oben oder unten. Dieses letzte und höchste Seelen-Vermögen ist die Krönung aller organisch«n Entwicklung, die letzte Möglichkeit aller unserer menschlichen Höherentwicklung.

Also die Vererbung der zweckmäßigsten Anlagen ist es, in welchem aller Aufstieg der Natur zum Ausdruck kommt. Hier repräsentiert das Sittliche gleichsam die Ökonomie des höheren Seelenlebens, das Vermögen dieser Tätigkeit aber die höchste Form organischer Zweckmäßigkeit. Wie schon erwähnt, kann nun der Aufstieg der Gattung naturgemäß nur von den bevorzugten Individuen seinen Ausgang nehmen, d. h. von solchen, in denen die zweckmäßigsten Anlagen, die eine Erhaltuug des Ganzen bedingen, am deutlichsten ausgeprägt sind. In der zweckmäßigsten Fortbildung des Menschengeschlechtes sind es denn auch jene Höhepunkte, von welchen allein der sittliche Aufbau, als der letzte und höchste, ausgehen kann. Da nun die sittliche Einsicht der Ausfluß dieses Vermögens ist, welche allein die sittliche Ordnung zu erfassen vermag, da diese Auskristallisation zweckmäßigster Verfassung allein imstande ist, dem sittlichen Leben am nächsten zu kommen, so muß notwendigerweise von hier aus alle Vorwärtsentwicklung einsetzen. Der geistigen, sittlichen Ordnung nähert man sich hier am meisten. Schaffen wir nun Möglichkeiten, das Minderwertige herabzusetzen in dem Maße, wie wir das Edlere erheben, so wird auch der Aufstieg der Gattung hierdurch bedingt sein. Also fördern wir den Weg einer geraden Entwicklung, lassen wir den sittlichen Geist als den höchsten herrschen, so wird auch von hier aus die eigentliche Höherentwicklung des Menschen seinen Ausgang nehmen. Wir müssen Bedingungen schaffen (lautere Gesetze), daß sich nur die zweckmäßigsten Strebungen weiter vererben, also im höchsten Maße eben diese reine Anlage, dann allein wird auch mit ihr ein edleres Geschlecht und somit eine wirklich höhere Gattung hervorgehen. Versäumen wir dies, so werden die minderwertigen Neigungen und Wlllensri'chtungen der Völker üppig weiter wuchern, und somit den Hemm-

schuh aller wirklichen Höherentwicklung abgeben. Ia, durch Vernachlässigung dieser Dinge wird ein Verfall, ein sittlicher Atavismus entstehen, der schließlich die gänzliche Auflösung seiner Individuen zur Folge hat. Wie schon gesagt ist, ruht das Vermögen dieser Anlage in der Reinheit des sittlichen Gefühles, je lauterer diese Reinheit nun ist, um so klarer wird sie jene Strebungen der Erhaltung erkennen. Nicht ein auch noch so kleines, zur Höhe stiebendes Teilchen des Weltganzen darf verloren gehen, denn es betätigt sich an dem Sinn des Ganzen, an dem Ziel der Höherentwicklung.

Die Sprache ist es nun, durch deren Gebrauch all jene dunklen Strebungen des Gefühls einen Ausdruck gefunden haben. Durch die Sprache sind denn auch seit langem jene Erscheinungen des sittlichen Auf und Nieder festgelegt worden. Die Handlungen, welche diese sittliche Welt des Höheren oder Tieferen bezeichnen, hat der Sprachgebrauch sogar bis zu sittlichen Normen verdichtet. Man unterscheidet sie als die Tugenden und Untugenden. Hier redet der Sinn der Natur eine gar deutliche Sprache, denn was nicht der Verstand erdacht, war vorher längst in der Gefühle Nacht. So sind denn die Tugenden die eigentlichen Normen jenes Erhaltenden und Aufbauenden, und in ihnen spiegelt sich die Welt am deutlichsten, die Welt nach oben oder unten. Frage den sittlichen Genius, die Strategen der sittlichen Ordnung, läutere dein Sinnen au der Reinheit ihres sittlichen Fühlens, und reine und echte Freuden werden der Lohn sein. So wie die Tugenden die reinen Mittel, die den von der Natnr gewollten Zweck am besten erreichen lassen, so sind die Untugenden die unreinen; und wie das Wissen die Tugend vertieft und erweitert, so erweitert es hiermit zugleich auch unser allerhöchstes Wissen. Das Wissen vom Guten und Bösen. Denn das ist es, von dem wir niemals genug wissen können.

Diese Gedanken nun zeigen den Ausgangspunkt, an welchem die Hebel alles nationalen Aufstieges anzusetzen haben. Also gilt es, solche Grundlagen zu schaffen, welche die Vererbung der zweckmäßigsten und höchsten Anlage des Menschen in bestem Maße begünstigen und fördern, denn nur von hier aus nimmt die höhere Gattung seinen Aufstieg. Darum sei denn dieses blutige Ringen nicht umsonst, mögen wir es krönen mit deutschen Hochgedanken, die aus des Volkes Seele steigen, mögen wir es besiegeln mit jenem Besten unseres deutschen Wesens, mit jener besonderen Anlage zum Höheren. Diesen noch gesunden Keim wollen wir höher züchten und an den gewonnenen sittlichen Einsichten orientieren. Mögen sie unser Kulturni'veau auf eine sittliche Basis stellen, und somit den Anstoß zu einer grundlegenden Reformation unserer deutschen Sitten geben.

Dieser Krieg der sittlichen Befreiung sei darum die Brandfackel zu einer neuen Auferstehung der Menschheit, somit aber zu einem Markstein unserer höchsten nationalen Ehre, zu einem Ruhmesblatt der künftigen Weltgeschichte.

Edith Seligsohn:

Der Sieg — eine Ausgabe des deutschen Volkes.

o mein Vlltelland, heilige» tzelmoUllnd,
Nie eil>l«ich«It D» mit «ii<em Mol?
Vllngei Atem ging durch Feld und lol,
Niel«n much» ring»um d«l W»lK«n wand,

M'e ein plötzlicher Gewittersturm war in dem stillen Frieden des Hoch-
sommers der Krieg über uns hereingebrochen. Wir hatten das Zusammen-
ziehen der Wolken noch kaum gesehen, wir hatten das erste, ferne Grollen des
Donners fast überhört — da war er plötzlich da. Und ehe wir es fassen konnten,
hatte er unsere Brüder und Freunde, unsere Männer und Söhne ergriffen und
mit sich weggeführt, hatte er uns selbst aus unserer friedlichen Beschäftigung
herausgerissen und seinem Willen dienstbar gemacht. Erst allmählich kamen wir
zur Besinnung und unser Verstand fragte: Warum? Warum dieses gräßliche
Morden? Warum all die Not, das Herzeleid? Wir hatten den Krieg nicht
gewollt. Auch das revanchelustige Frankreich und das balkanlüsterne Rußland
hätten ihn ohne Englands Hilfe wohl kaum begonnen. England wurde die Schuld
zuerkannt, England, das in langen Friedensiahren eine planmäßige Ein-
kreisungspolitik gegen uns getrieben hatte. Und die ganze Erbitterung des
Volkes richtete sich gegen den überseeischen Vetter, eine Erbitterung, die sich in
vielen zum Haß steigerte und in niedrige Verkleinerungssucht ausartete.

Ist der Haß der Ausdruck einer großen Seele? Ist er fruchtbar? Werden
wir wirklich größer, wenn wir den Gegner verkleinern? Sollten wir uns nicht
lieber das Schicksal des Krieges zum Weckruf werden lassen zum eigenen Selbst,
zu deutschem Wesen, zu deutscher Kultur, und in uns gehen und uns fragen:
Worin sehen wir das Wesen der deutschen Kultur? Und weiter: Sind wir
lebenden, kämpfenden und harrenden Menschen echte Vertreter und würdige Ver-
fechter dieser Kultur?

Die Wurzeln unserer deutschen Kultur müssen wir im Mittelalter suchen,
wo sie aber noch eng verzweigt sind mit denen der romanischen Nachbarländer.
Nur wem'ge Sprößlinge sind als so rein deutsche zu erkennen, wie Walter von
der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Erst in der Reformarionszeit
entwickelt sich der bewußte Gegensatz zu den anderen Völkern, und nachdem der
verheerende Sturm des Dreißigjährigen Krieges überstanden war, konnte die
deutsche Kultur im deutschen Idealismus die erste reine Blüte ihres Wesens
treiben. Ein wunderbares Blühen, das alle Zweige menschlichen Wissens und
Webens, Denkens und Dichtens, Handelns und Hoffens ergriff und aus jeder
Knospe eine Blume trieb, jede einzig in der ihr eigenen Farbe und Schönheit,
und doch unverkennbar demselben Stamm entsprossen. Kant, Fichte und Hegel,

Schiller und Goethe, um nur die schönsten Blüten an diesem Stamme zu nennen, jeder von ihnen bringt den deutschen Idealismus in der ihm eigentümlichen Weise zum Ausdruck, aber zum Ausdruck bringen sie ihn alle, ob erkenntnis-theoretisch, ethisch, ästhetisch oder religiös gefaßt, immer ist es derselbe Idealismus, der fordert, daß sich der Einzelmensch überpersönlichen Werten unterordnet, die ihm als Ideen voranleuchten, und die er als Sinn seines Lebens erstrebt. Von der Kantischen Philosophie seinen Ausgang nehmend, hat der Idealismus nicht nur die Welt des reinen Gedankens erobert, er hat, vor allem durch Schillers Vermittelung, unsere Kunst durchdrungen und die neue Volkserziehung begründet, die die Volkserhebung von 1843 vorbereitete und ermöglichte. Die Erziehung des preußischen Volkes beruht auf der Volksschule und der allgemeinen Dienst-Pflicht. Die preußische Volksschule wurde damals, wie Fichte es in seinen Reden an die deutsche Nation gefordert, nach den Ideen Pestalozzis umgestaltet, den wir, obgleich er Schweizer war, unbedingt für uns in Anspruch nehmen müssen, nicht nur, weil er der deutschen Schweiz entstammte, sondern weil wir ihn un.s erworben haben, indem wir seine Gedanken aufnahmen und unsere Volkserziehung nach seinen Plänen durchführten. Und wie die deutsche Heeresverfassung Kantischem Geiste entsproß, hat Hermann Cohen gezeigt, indem er nachweist, daß v. Clausewitz und Boyen direkte Schüler Kants waren. Und den Kantischen Geist, diesen deutsch-idealistischen Geist, haben sie in ihrem Werk in die Wirklichkeit umgesetzt. Ich möchte sagen, er tritt nie handgreiflicher in die Erscheinung, als in unserem Heer, dessen Wesen auf der Einordnung des Einzelnen in die Gesamtorganisation zum Zwecke der Erreichung überpersönlicher Werte beruht. Nicht tote Massen, die durch das Kommando einer Maschine gleich in Bewegung gesetzt werden, sondern eine Organisation lebendiger Menschen, die man in der Schule zu selbständigen Persönlichkeiten herangebildet hat.

Ist nun dieser deutsche Idealismus, in dem wir die Blüte deutschen Geistes und deutscher Kultur erkennen, Gemeingut des deutschen Volkes geworden? Haben wir das Erbe erworben, um es zu besitzen? Die letzten hundert Iahre haben unser Volk vor große neue Aufgaben gestellt. Nachdem das Napoleonische Ioch abgeschüttelt war, ergab sich als erstes das politische Ziel der Reichseinheit, und die Erreichung dieses Zieles brachte sofort neue wirtschaftliche Aufgaben mit sich. Das neue Reich mußte in den Weltwirtschaftsverband eintreten, es mußte neue Absatzgebiete über See suchen, „um statt Menschen seine neu fabrizierten Waren ausführen zu können" (v. Schulze-Gaevernitz). Wie die Iahre politischen Kämpfens und Ringens unsere Geschichtswissenschaft befruchtet und gefördert hatten, so entstand unter dem Zeichen der sich riesenhaft entwickelnden deutschen Volkswirtschaft eine Technik, die den Chemikern und Physikern, ja der gesamten Naturwissenschaft immer neue Aufgaben stellte. Was die Natur unseres Landes uns nicht gab, das mußte der Chemiker erschaffen, Physiker und Ingenieur verarbeiten. Unsere künstlichen Teerfarben haben wir in die Länder des natür-

lichen Indigo, unseren Rübenzucker in die Rohrzuckerländer ausgeführt. So wurden die letzten hundert Iahre eine Zeit der Realpolitik und der Naturwissenschaft, und in der ersten großen Freude über diese Erfolge fing das Volk der Dichter und Denker an, Ideologien zu verachten und seiner großen philosophischen Vergangenheit untreu zu werden. Solange das deutsche Volk streben, schaffen und raffen mußte, um sich einen Platz in der Welt zu erobern, erwuchsen ihm aus dem Ernst seiner Arbeit, der Hingabe an seine Aufgabe Werte, die es nicht Schaden nehmen ließen an seiner Seele. Dann aber kam die Freude über das Errungene, wachsender Reichtum brachte Lurus und Wohlleben mit sich, nach der straffen Tagesarbeit verlangte man nach intensiver Entspannung. Die leiäste Operette, der banale Schlager, der Tango, das dirnenhaft geschlitzte Ballkleid waren charakteristisch für das Großstadtleben der letzten Iahre, Auswüchse, die zeigen, wie nötig ein gewaltsames Aufrütteln, eine innere Reinigung und Läuterung waren.

Aber wie, um mit Hegel zu reden, jedes Sein bereits die Keime seines Gegenteils, in das es einst umschlagen wird, in sich tragt, so konnte der aufmerksame Beobachter bereits in den allerletzten Iahren die ersten Anzeichen einer neuen kommenden Zeit entdecken: als Rückschlag gegen Überkultur, Wohlleben und Lurus die Wandervogel-Bewegung, die zunächst der bestehenden Kultur rein negativ gegenüberstand und im Natürlichen und Volkstümlichen neue Kräfte suchte, dann aber in ihrem Zusammenschluß mit ähnlichen Gruppen zur freideutschen Iugendbewegung bereits, wenn auch nur tastend, neue Kulturziele suchte, sodann als Rückschlag gegen die immer mehr zur Technik werdende Naturwissenschaft das Wiederaufleben des philosophischen Interesses in unserer jüngsten Generation. Aber klein und unscheinbar waren diese Keime, und die an betäubenden Großstadtlärm gewohnten Ohren waren nicht fein genng, um die leise und feine Zukunftsmusik zu hören.

Da kam der Krieg als Erwecker und Erlöser, als Erzieher zum eigenen Selbst, zum deutschen Idealismus. Unsere Soldaten erkannten plötzlich, mit wie wenig der Mensch auskommen kanu; losgelöst von aller äußeren Kultur standen sie ganz auf sich selbst, sie lernten Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertragen, und indem sie in jedem Augenblick ihr Leben aufs Spiel sehten, lernten sie den Sinn des Lebens außerhalb der eigenen Person in überpersönlichen Idealen suchen und finden. Das konnte sich nicht von heute auf morgen vollziehen. Was in der flammenden Begeisterung der ersten Augusttage selbstverständlich und leicht erschien, wurde auf den Schlachtfeldern Flanderns, in dem trostlos verödeten Polen als bitter schwer empfunden: monatelanges Kämpfen nicht nur mit dem Feind draußen, sondern schweres Ringen mit dem eigenen physischen Ich! Nun aber können sie von sich sagen, wie es neulich in einem Feldpostbrief hieß: „Ieder von uns hat beim Gedanken „Krieg" im Frieden leise gebebt, wie vor einer ungeheuerlichen Prüfung, der Individuum und Ganzes

> , ^
vielleicht unvorbereitet entgegengehen könnten. Noch hat unser Volk die Prüfung nicht bis zu Ende bestanden; aber jeder einzelne von uns Feldgranen ist nicht durchgefallen."

Und wir daheim! Können wir dasselbe auch von uns sagen? Haben auch wir die Probe bestanden? Haben wir mitgekämpft für den deutschen Sieg? Ist er unser Verdienst, wenn er kommt? Ich fürchte, wir müsse» beschämt das Gegenteil feststellen. Mit Hurrarufen und Haßgesängen gewinnt man keinen Sieg, es genügt auch nicht, wenn wir Hindenburg und „unseren braven Feld-grauen" vertrauen. Nicht sorgloses Vertrauen und nicht kleinmütiger Zweifel, sondern tatkräftige Mitarbeit zum Wohle des ganzen! Nur wenn nnser Volk als ganzes in diesem Kampfe sich als das wertvollere erweist, werden wir siegen, darum müssen auch wir daheim uns den Krieg zum Erzieher zur Deutsch-heit, zu deutscher Kultur, zu deutschem Idealismus werden lassen. Wenn wir ihn recht miterleben in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit, dann wird sich auch unser das Gefühl von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Irdischen bemächtigen, wir werden aber andererseits in unserer Trauer um all' die blühen-den Menschenleben, die vergehen müssen, getröstet werden, wenn wir den Sinn des Opfers begreifen, wenn wir die Idee, für die die Opfer gebracht werden, über alles achten und lieben lernen; die sittliche Idee, wie sie sich im Staat verkörpert.

Im Staat hat der Mensch etwas geschaffen, was größer und dauern-der ist als er selbst, von dem er seine Berechtigung erst wieder ableiten muß. Niemals hat die Staatsidee größere Triumphe gefeiert, als in diesem Krieg, der all« Rassetheorien, alle Theorien einer Roten Internationale vernichtet hat; nicht die natürlichen Bande des Blutes, nicht die gesellschaftlichen Bande des Standes, selbst nicht die übernationalen Bande der Religion haben sich als die stärksten erwiese» — die sittliche Gewalt der Staatsidee hat sie alle zerrissen! Ist sie nun die allein herrschende? Müssen wir die Besonderheit der eigenen Persön-lichkeit, die Zugehörigkeit zu Berufs-, Standes- und Religionsgemeinschaften um ihretwillen aufgeben? Nicht so! Das wäre undeutsch. Wenn der griechische Philosoph absolutes Aufgehen der Einzelpersönlichkeit im Staat fordert, so lehrt uns der deutsche Philosoph, daß „die Vernünftigkeit in der sich durchdringenden Einheit der Allgemeinheit und der Einzelheit" besteht. Es besteht kein wirklicher Gegensatz zwischen Staat und Individuum, wie wir oft in Friedenszeiten ge-glaubt. Was uns die deutsche Philosophie lehrt, das erleben wir jetzt mit über-zeugender Kraft, mit einer alles überwindenden Gewalt. Unser persönliches Schicksal ist mit dem des Staates so innig verwebt und verknüpft, daß es keinen Gegensatz, keine Trennung mehr gibt. Wir verzichten nicht auf eigenes Erleben und persönliches Schicksal, wir gehen nicht im Staate unter, sondern das persönliche ist allgemeines, das allgemeine persönlichstes Schicksal. Das Gefühl dieser Einheit darf uns nie wieder verloren gehen. Ist sie uns einmal klar

zum Bewußtsein gekommen, dann wissen wir auch, daß die Macht und Größe des Staates auf der Tüchtigkeit seiner Glieder beruht. Der Staat braucht starke Einzelpersönlichkeiten, und die Einzelpersönlichkeit kann sich nie besser entwickeln und entfalten als in der Gemeinschaft. Ie kleiner die Gemeinschaft, desto stärker das Zusammengehörigkeitsgefühl, desto größer die Entwicklungsmöglichkeit für jede einzelne Persönlichkeit.

So treten zwischen Staat nnd Individuum die beruflichen, gesellschaftlichen und lokalen Verbände. Auch sie dürfen nicht vernichtet werden durch den Staat, sie sollen in ihm „aufgehoben" werden in der dreifachen Hegelschen Bedeutung des Aufhebens der Gegensätze, des Aufbewahrens und Erhöhens. Eine Zentralisation, die nur Staat und Individuum kennt, mechanisiert und tötet, Gruppenbildungen bringen Kampf und Leben und Fortschritt. Und das ist deutsch! Von der altgermanischen Gefolgschaft zur deutschen Kleinstaaterei, von den mittelalterlichen Zünften zu modernen Gewerkschaften und Kartellen, von der Burschenschaft zur Freischar, immer der Zusammenschluß zu lokalen und wirtschaftlichen Verbänden, zu Erziehungsgemeinschaften, der für Wohl und Entwicklung des Individuums förderlicher ist als ein Iai»s«2 tn,ire. Liberalismus im Sinne des Iai»»e2 t»ire ist westeuropäischer Herkunft und undeutsch; Liberalismus im Sinne des Fortschreitens, der Entwicklung, der immer neuen Zielsetzung ist deutscher Liberalismus.

Welche Mannigfaltigkeit, welcher Reichtum, welche Entwicklungsmöglichkeiten breiten sich vor uns aus, aber auch wie viele Reibungsflächen nnd Kampfesmöglichkeiten! Das darf uns nicht entmutigen, Kampf ist Leben. Nur nicht im Dunkel dürfen wir uns verlieren, immer muß uns die voranlenchtende Idee des Staates Ziel und, Richtung geben. Ihr jetziges Aufleuchten hat uns die Augen geöffnet für unsere Volksgenossen, ganz gleich, welcher Partei, Religion oder Richtung sie angehören. Wir haben z. B. erkannt, wieviel urdeutsche Eigenschaften der sogenannten internationalen Partei der Sozialdemokraten eigen sind. Hell und strahlend muß sie auch ferner jedem Einzelnen von uns leuchten, damit wir über die Zeit des Burgfriedens hinaus im zufälligen politischen Gegner den Volksgenossen erkennen.

So soll auch uns daheim der Krieg ein Erzieher werden, ein Erzieher zu deutschem Wesen, zum deutschen Idealismus. Kein Zurück zu Kant, Fichte oder Hegel in dem Sinne, als müßten wir heute nach hundert Iahren unbedingt auf den einen oder den anderen schwören, sondern in dem Sinn, daß wir uns unter ihrer Leitung auf das Beste des eigenen Wesens besinnen, daß wir wieder deutsche Idealisten werden, die den Sinn des Lebens in überpersönlichen Zielen suchen und erstreben.

Der Krieg wird das Weltenschicksal entscheiden; sein Ausgang wird lehren, ob das heutige England ein berechtigter Erbe der Politik der Cäsar und Alerander ist, die die Welt erobern durften, weil sie den Völkern die überlegene

und wertvollere Kultur des eigenen Volkes brachten, oder ob die deutsche Kultur Werte in sich birgt, die ihr die Kraft verleihen, der englischen imperialistischen Politik Einhalt zu gebieten. Noch ist die Entscheidung nicht gefallen. Der deutsche Sieg ist uns nicht gegeben, sondern „aufgegeben". Darum müssen wir alle Kräfte aufbieten, um die Aufgabe des Sieges zu erfüllen. Nicht allein unsere Brüder draußen, sondern jeder einzelne von uns Daheimgebliebenen muß mit sich und damit für die deutsche Sache kämpfen. Nur unter diesem Zeichen werden wir siegen.

Stabsarzt Dr. G. Brasch:

Nachdenkliches zum Kriege.

Vor hundert Iahren schrieb der deutsche Philosoph Fichte sein Buch vom rechten Begriff des Krieges. Unsere Philosophen, zünftige und wilde, werden sich unter dem Eindruck des jetzigen Krieges der Aufgabe nicht entziehen, Kriegs-philosophie zu betreiben. Es besteht das Bedürfnis, die gewaltigen Erlebnisse un-serer Zeit denkend einzuordnen in unsere Auffassung von den tieferen Zusammen-hängen des Weltgeschehens. Die verstandesmäßige Erforschung des Phänomens Krieg wird, denke ich, zunächst genötigt sein festzustellen, daß wir in ihm ein Urphänomen, einen elementaren Vorgang vor uns haben. Die Polarität von Frieden und Krieg ist ebenso ewig und unabänderlich, wie Ebbe und Flut, Tag und Nacht, Leben und Sterben. Vor allem ist es ein Naturvorgang und nichts Krankheitsähnliches oder Widernatürliches, wie die Friedensapostel uns glauben machen wollten. Wäre dem so, so müßten ihn doch zweifellos die jetzt im Kriege Stehenden als wider die Natur gehend empfinden. Das Gegenteil ist der Fall. Fast muß man sich wundern, mit welcher Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit jetzt Menschen der verschiedensten Berufs- und Anschauungskreise das Kriegshandwerk betreiben. Das wäre nicht möglich, wenn nicht Anlage und Fähigkeit dazu als etwas von Natur Vorhandenes in jedem gesunden Menschen schlummerten. Und es wäre auch nicht möglich, wenn das gesunde Empfinden der Mehrzahl im Volke sich dagegen sträubte. Denn dann würde all das Entsetzliche an Erlebnissen, das mit dem Kriege verbunden ist, in hohem Maße lähmend und hemmend wirken, während es in der Tat von den meisten als etwas von Natur zur Sache Gehörendes hingenommen, vielleicht gar bewußt oder unbewußt als etwas der Erreichung des Zieles, d. h. des Sieges Abträgliches abgeschüttelt wird.

Ist aber der Krieg ein natürlicher Vorgang, so muß er sich auch in den Rahmen der uns geläufigen naturwissenschaftlichen Vorstellungen einfügen lassen. Fort-setzung der äußeren Politik mit veränderten Mitteln ist Clausewitz' Definition.

Nehmen wir Politik als äußeren Ausdruck der Kräftesumme eines Volkes, so wäre der Krieg eine veränderte Form seiner vitalen Energie. Man kann sich bewußt bleiben, daß erkenntnistheoretisch das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht mehr als ein Gleichnis ist, und doch wird unser Denken, dem das ungeheure Problem Krieg mit einem Male so drangvoll nahe gerückt ist, zunächst vielleicht am meisten befriedigt, wenn es gelingt, das scheinbar Unerklärliche und Unfaßbare unter diese Vorstellungsform zu bringen. Überdenken wir die Zeit vor und nach dem Ausbruch unseres Krieges unter diesem Gesichtspunkt, so drängt sich ohne weiteres die Vorstellung auf, daß hier ungeheure Mengen physischer und geistiger Energie, wie sie das wirtsä>aftliche, soziale, nationale Leben eines Volkes darstellt, plötzlich in eine andere Energieform, den Krieg, übergeführt werden. Starke Bevölkerungszunahme, Überschuß an Arbeitskraft auf allen Gebieten, intensive Zunahme von Industrie und Handel bei gegebenen räumlichen Grenzen und Abflußmöglichkeiten, das sind die Faktoren, die das Gesamtdasein eines Volkes von innen her unter starken Druck setzen. Sind nun noch gewaltsame Hemmungen von außen gegeben, die nicht geneigt sind, den erpansiven Kräften Raum zu geben, so bedarf es nur noch eines mehr zufälligen Anstoßes, um die friedliche Energie in die kriegerische umzusetzen.

Entsprechend der Verfeinerung unseres gesamten Seelenlebens sind die inneren Vorgänge, welche sich hierbei in der Gesamtheit des Volkes abspielen, auch dem Einzelnen mehr bewußt und trotz der starken Gefühlsbetonung der Überlegung stärker unterworfen, als das in früheren Zeiten der Fall war. Das kommt vor allem wohl darin zum Ausdruck, daß noch mehr, als es schon im 70er Kriege der Fall war, die Idee, vielleicht kann man auch gleich sagen das Ideal, um das gekämpft werden muß, dem ganzen Volke von der höchsten Intelligenz bis zur einfachsten Anschauungsweise gegenwärtig ist. Wir erleben, daß ein Vorgang, der sich bei den Völkern in der Iugendzeit der Menschheit instinktartig, triebmäßig abspielte, heute bei einem Volke auf höchster geistiger Entwicklungsstufe als bewußter Ausdruck des Gesamtwillens in die Erscheinung tritt. Die vorgeschichtliche Zeit und später noch beispielsweise die der Völkerwanderung kannte nicht den schloffen Gegensatz von Frieden und Krieg. Wurde dem sich mehrenden Volke der Raum zu eng, war die Überlegenheit der Masse, vielleicht gleichzeitig auch noch die der kriegerischen Technik und Bewaffnung gegeben, so wurden die Grenzen überflutet, und der kriegerische Zustand dauerte an, bis in neuen oder erweiterten Sitzen die Unterwerfung der dort angesessenen Bewohner beendet war, was meist solange dauerte, bis auch eine kulturelle Verschmelzung eingetreten war. In den für die Geschichte der Menschheit entscheidenden Kriegen historischer Zeit konzentrierte sich meist Kraft und Kultur eines Volkes in führenden Persönlichkeiten gewaltigen Ausmaßes. Es sind die, welchen Volksempfinden und Ge« schichtsschreibung widerspruchslos den Namen des Großen zuerkennt. Sie verkörpern in sich die Summe der Entwicklungsmöglichkeiten ihres Volkes und sind die

Träger eines Ideals, das sie verwirklichen, ohne daß der Masse des Volkes klar
wird, um was es sich handelt, ja, oft sogar gegen den Widerstand dieser stumpfen
Masse. Volkskriege in dem Sinne, daß die Beweggründe, die treibenden Kräfte
zum Übergang aus dem friedlichen in den kriegerischen Zustand wirklich dem
ganzen Volke in allen seinen Schichten gegeben sind, kennt erst die moderne Welt
seit den Freiheitskriegen.
Das Neuartige also ist das bewußte Zutagetreten eines Gesamtwillens, der
den Krieg will, weil die Logik seiner Gedankenketten ihn dazu treibt, ihn als
notwendige Folgerung und Abschluß einer geschlossenen Reihe von Denkerlebnissen
fordert. An das Gesetz von der ewigen Wiederkehr des Gleichen auf höherer
Stufe aber muß man denken, wenn man die mitschwingenden Gefühle in Betracht
zieht. Lamprecht sagt vom Tiroler Freiheitskampf: „Gefühle der Urzeit gleich-
sam, da der Mensch hinaufgreift zu den uranfänglichen Rechten jeder Menschlich-
keit, waren es, die sie bewegten." In der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges war
das gesamte Seelenleben unseres Volkes in eine Richtung gedrängt, auf einen
Punkt eingestellt durch die sich aufdrängende Notwendigkeit der kriegerischen Ent-
scheidung. Zwischenhinein wob sich eine solche Fülle der Gefühle, daß es zunächst
schwer ist, sich von ihrer Art Rechenschaft zu geben. Empfunden wurden wesent-
lich einheitliche und gemeinsame, die ganze Volksmasse durchflutende Gefühle der
Spannung, sich regender Kräfte, zwingender innerlicher Strebungen. Man könnte
es vergleichen mit dem, was eine empfängliche Menge beim ersten Satz der
„Eroica" bewegt. Ein straffer, bedeutender, vorwärtstreibender Rhythmus wird
nicht nur ästhetisch empfunden, sondern körperlich erlebt. Er entwickelt sich,
steigert sich, ergreift unser Inneres immer tiefer und mehr und reißt uns weiter
und weiter in dionysischer Bewegung. Das Untertauchen des Einzelnen in der
allgemeinen vorwärtsflutenden Welle wirkt als Wohltat, wirkt befreiend. Wir
fühlen uns eingeschaltet, eingespannt in den lebendigen Rhythmus eines ge-
waltigen, großen Geistes und erlöst von der Kleinlichkeit eigenen Ichs durch d.is
Aufgehen im Größeren, Bedeutenderen. War nicht Ähnliches in dem, was wir
empfanden, als der Krieg begann? Nur daß ein noch viel größerer Geist uns in
seinen Rhythmus zwang. Der Geist der Geschichte, des Weltgeschehens. Wie
wenig greift im Getriebe des Alltags das innerliche Leben des Einzelnen über den
nächsten und persönlichsten Wirkungskreis hinaus. Bewußt vorhanden ist das
Gefühl des Zusammenhanges mit dem Ganzen meist nur in Stunden künstlerischer
oder religiöser Andacht. Ietzt aber war es mit einem Schlage zum Grund-
und Urgefühl geworden. Ein lebender Organismus fühlt den Zustand der Gefahr,
die sein Dasein bedroht, bis in seine kleinsten Teile, denn er rührt an einen der
beiden Urtriebe, die am Anfang aller Entwicklung stehen, an den Selbsterhaltungs-
trieb. Auch der Volkskörper als höchstentwickelter Organismus erzittert in seinen
Elementen, wenn seine Entwicklung eine gefährliche Hemmung erleidet, und
reagiert um so stärker und kraftvoller, je gesunder er ist. Die Strömungen seiner

Kräfte stellen sich in eine Richtung ein; Anhäufung, Verdichtung, Spannung der in ihm enthaltenen Energiemengen findet statt. Und da die Elemente dieses großen Organismus denkende und fühlende Wesen sind, ist der Sinn und das Gefühl dieser Vorgänge in ihnen allen lebendig. Die Zusammenfassung aber dieser tiefinnerlichen Strebungen läuft aus in den gewaltigen Ausdruck eines Gesamtwillens. Dabei tritt ein Wandel der Wertsetzungen ein, eine neue Ethik steigt auf.

Wenn wir Philosophie einmal volkstümlich auffassen dürfen als den Vorgang des Nachdenkens über die tieferen Znsammenhänge alles Geschehens, um vorzudringen bis zu den letzten ursächlichen Verknüpfungen des Weltgeschehens und aus ihrer Erkenntnis die Richtlinien für unsere Willenshandlungen abzuleiten, so ist die Ethik angewandte Philosophie, der Schlußstein des ganzen, die Probe aufs Erempel. Ruhmlos hatte der Materialismus abgewirtschaftet, die erverimentelle Psychologie hatte wertvollste Vorarbeiten geliefert, die aber für die Grundlegung einer umfassenden Philosophie nicht ausreichten. An Nietzsche hatte sich das intellektuelle Gewissen geschärft. Kommen mußte jetzt und war in den führenden Geistern der Gegenwart bereits da: die deutsche idealistische Philosophie. Auf der Erforschung der Wirklichkeit fußend, dringt ihr Denken stufenweise vor in der Erkenntnis alles dessen, was dem menschlichen Geiste zu begreifen gegeben ist, läßt sich aber nicht genügen an dem, was mathematisch-physikalisch errechnet und erschlossen werden kann, sondern gibt auch der Intuition ihr Recht, der Kraft des Genius, Zusammenhänge zu schauen, die der folgende Verstand allein nicht überblickt. Persönlichkeit, Familie, Volk, Vaterland, Rasse, Menschheit, Leben, Weltall, Ewigkeit, Gottheit: soviel Begriffe, soviel Stufen der Erkenntnis, soviel Kreise, die einander ergänzen, schneiden, umschließen. Ieder einzelne von diesen Gedanken, scharf herausgearbeitet, wirkt klärend und fordernd auf die Erfassung der anderen, wirkt wie ein Kristall, ein geschliffener Edelstein, der unerwartete Helligkeit und Licht nach allen Seiten wirft. Im Sinne einer idealistischen Weltauffassung hat nun, meine ich, unser Volk einen gewaltigen Schritt aufwärts getan — einen faustischen Schritt zu den „Müttern" — mit der Läuterung und Erweiterung des geistigen Inhalts, den das Wort Vaterland umschließt. Noch vor einigen Iahren schien es, als müßte man mit Recht beklagen, daß in unserem Volke das Verständnis für den „Deutschen Gedanken in der Welt" der Breite und Tiefe ermangelte. Und wie klar, wie selbstverständlich steht jetzt, wo wir ein« Welt in Waffen gegen uns und unsere Zukunft haben, die Idee des erweiterten Deutschtums vor aller Augen. Ganz anders als in dei sonst so verwandten Zeit der Freiheitskriege, wo es hieß, ein niedergeworfenes und geknebeltes Vaterland vom Unterdrücker zu befreien. Ist es vielleicht die Macht des Entwicklungsgedankens, der inzwischen die Herrschaft über unsere ganze Wissenschaft von Welt und Leben angetreten hat, die uns fähig macht, mit mindestens derselben Kraft innerer llberzeugtheit, wie unsere Vorfahren um ihre

Freiheit, heute den Kampf zu führen für die Bewegungsfreiheit unserer Enkel und Urenkel in der Welt? Tatsache ist, daß wir heute im Felde stehen mit dem vollen, das ganze Volk durchdringenden Bewußtsein, daß es sich nicht sowohl um die Abwehr eines verbrecherischen Überfalls als darum handelt, unserem Deutschtum und seiner Kultur ein für allemal in der Welt die Geltung zu verschaffen, die ihm seinen Entwicklungsmöglichkeiten entsprechend gebührt.

Welche Macht der Idee, die es vermag, die Lebensenergie von Millionen in eine Richtung zu leiten und die gesamte geistige Haltung der Massen wie des Einzelnen bestimmend zu verändern. Ideale, die großen Bruchteilen des Volkes, Parteien, Klassen, Konfessionen, als Ziel und Leitmotiv gedient haben, verlieren ihre Bedeutung vor dem einen Gedanken, der als Stern höherer Ordnung die kleinen Gestirne verblassen macht. Der Sozialdemokrat liegt neben dem Konservativen im Schützengraben, Regierungsreferendare teilen Kommißbrot und Speck mit einfachen Rechtsanwälten, Agrarier und Industriearbeiter, ältester Uradel und ungeborenster Proletariersohn kämpfen und fallen nebeneinander für ihn. Und was den Gegensatz der Konfessionen betrifft, so braucht man nur an die deutsche Allerseelenfeier für Soldaten aller Bekenntnisse in der Kirche von Bapaume zu denken, die auch Sven Hedin in seinem Buche schildert.

Wir werden eines Tages in der glücklichen Lage sein, das Seelenleben unseres Volkes in dieser großen Zeit, wie es in Schriften, Dichtung, Presse, Kundgebungen der Straße, Reden, Briefen zum Ausdruck kommt, aus dem Abstand zu betrachten, den der Versuch einer objektiven volkspsychologischen Analyse erfordert. Das Ergebnis wird für die deutsche, d. h. idealistische Weltauffassung die wesentliche wissenschaftliche Grundlage abgeben: Aus der Herrschaft der Idee wächst machtvoll der Volkswille. Der stärkste und beste Teil des Volkes, Heer und Flotte, ist sein Organ. Die Masse der Daheimgebliebenen wirkt als Kraftquelle und treibendes Moment, als Wertidee für die Kämpfenden, und aus dem Andauern der seelischen Gesamtlage, was festen Willen, Zuversicht, Opferwilligkeit betrifft, ist der Rückschluß berechtigt auf die innere Notwendigkeit des Krieges.

Aber auch der Psychologie des Krieges wird eine künftige Kriegsphilosophie nicht entraten können: an Material wird es ihr nicht fehlen. In gewisser Beziehung könnte man von einem psychologischen Erperiment allergrößten Stiles sprechen, insofern als plötzlich das Nervensystem von Millionen Menschen einer starken Belastungsprobe ausgesetzt wird durch Aufregungen, Anspannungen, Gemütserschütterungen allerschwerster Art, verbunden mit ungeheuren Strapazen und Entbehrungen. Vom ärztlichen Standpunkt kann zum Glück gesagt werden, daß unser Volk diese Probe, die ja allerdings vorwiegend an seinem nervengesunden Teil angestellt wurde, glänzend bestanden hat. Die Zahl der Psychosen, die unmittelbar auf den Krieg und alles, was er mit sich bringt, zurückgeführt werden können (Kriegspsychosen), ist gering. Psychisch erkrankt sind im Kriege vorwiegend solche Individuen, bei denen die Grundlage der Krankheit (Erblichkeit, Syphilis,

Alkohol) schon vorher gegeben war. Nervöse Störungen, auf Erschöpfung zurückzuführen, kommen vor, heilen aber meist schon nach kurzer Ausspannung. Oft genug aber hören wir, daß neurasthenische Beschwerden unter dem Einfluß des Lebens im Kriege, wo das Ich nichts gilt und überwundene Anstrengungen die Nerven und das Kraftbewußtsein stählen, verschwunden sind. Dennoch sind die Veränderungen, die das Seelenleben der ins Feld Ziehenden erfährt, tief und einschneidend. Das seelische Niveau w>ird verschoben, und zwar einmal gewissermaßen nach der Seite durch die plötzliche Ausschaltung aller Beziehungen zum bürgerlichen Leben, Familie, Beruf, beim aktiven Soldaten zu allem, was Garnison heißt. Dieses Abschneiden aller Leitungsfäden, die Loslösung von der bisherigen geistigen Umgebung, den gewohnten Menschen und Büchern, Kunst und Wissenschaft, das alles bewirkt einen ganz eigenartigen Seelenzustand, der nach anfänglicher Unruhe dann doch in gewissem Sinne als Befreiung empfunden wird. Denn es entfallen mit ihm auch eine Unzahl von Hemmungen und lastenden Verantwortungen. Welchem Wirkenden geht das Leben so lieblich ein, daß keine Vergangenheit ihn drückt und keine Gegenwart beschwert?! Das alles ist mit einem Schlage wesenlos, denn es gibt jetzt nur eine Aufgabe, der der ganze Mensch gehört: kämpfen und siegen. Auch die geistigen Verknüpfungen fallen fort. Bücher, Zeitungen, Briefe fehlen, wenigstens in den ersten, inhaltsvollen Wochen. Hat einer Gedanken und kann ihnen nachgehen, so ist er gezwungen, sie ohne literarische Hilfe zu Ende zu denken. Auch das wirkt als Wohltat und hat vielleicht manchem Büchermenschen wieder zur geistigen Unabhängigkeit verholfen.

Die zweite Verschiebung ist ein Ruck nach oben, ist wie der Eintritt in eine höhere geistige Gemeinschaft. Es herrscht einzig und allein die eine große Idee, deren Iünger wir uns bekennen. All das sonst so gern vorwiegende Persönliche tritt zurück, Selbstzucht und Beherrschung des Trieblebens stellen sich als selbstverständlich ein. Wir fühlen eine x»9npn5 iwv 7i«9r^'r«üv und ersehnen uns das Goethe'sche „große Gedanken und ein reines Herz". Auch dem kältesten Realistiker und Wirklichkeitsfanatiker kann das gewisse Mystische nicht entgehen, das über einem ausziehenden Volksheere schwebt, und dumpfer oder deutlicher hat wohl jeder Soldat das Gefühl, ein wirkender Teil zu sein eines gewaltigen, geheimnisvollen, weltgestaltenden Vorgangs, ein Glied in der Kette „der tiefsten Wirkung ringsumher". Dazu kommt als besonders bedeutungsvoll für die Einzelseele im Kriege das Verhältnis zum Tode. Ganz allgemein gesprochen liegt ja gerade für uns Deutsche eine gewisse schmerzliche Tragik im folgenden: Seit Iahrzehnten verwenden wir unendliche Arbeitskraft und Kapitalien darauf, dem Tode abzuringen, was nur irgend mit Menschenkraft sich ihm entwinden läßt. Säuglingsfürsorge, Kinderhorte, Krankenversicherung, Unfallverhütung, Bekämpfung der Volkskrankheiten, Hygiene im weitesten Sinne, das sind alles Werke deutscher Art und Hauptbestandteile deutscher Kultur. Und für diese Kultur, die

Leben und Gesundheit jedes einzelnen Volksgenossen so hoch einschätzt, und deren Erfolg, die Herabsetzung der Sterblichkeitsziffer, klar zutage liegt, müssen wir jetzt töten und Hekatomben unserer besten Iugend töten lassen, ein Blutsopfer schwerster Art auf dem Altar der Menschlichkeit! Andererseits liegt aber gerade darin die tragische Läuterung des Begriffes vom Tode, daß wir ihn als sittliche Notwendigkeit erfassen lernen und den tiefsten Sinn von jenem „Stirb und werde" uns zu eigen machen, gleichzeitig mit dem biblischen „Der Tod ist verschlungen in den Sieg". — Dem Einzelnen wird der Tod vertraut im Kriege. Trotzdem er in den entsetzlichsten Formen auftritt, hat er viel von der dumpfen Angst und dem lähmenden Schrecken verloren, die dem Sterbezimmer des Friedens eignen. Verklärung, fast Heiterkeit umgibt ihn. Mit begeistertem Gesange zog die akademische Iugend in den Tod von Ipern. Selbst das Scherzen mit dem Tode verliert seine Frivolität: „Ich würde mich doch halb tot ärgern," sagte ein Offizier, „wenn ich im Kriege am Typhus sterben müßte." Es ist aber kein Stumpf- oder Gleichgültigwerden dabei, sondern im Gegenteil, durch das Gemeinsame des Sterbens und die Einheit der Idee, für die er stirbt, wird dem Einzelnen der Sinn des Todes erschlossen: Der Tod des Individuums ist Bedingung für die Fortdauer des größeren Organismus, dessen Teil er ist. Leben im höheren kosmischen Sinne schließt der Tod in sich. Seele ist beseeltes Leben, nicht Substanz und nicht Zustand, sondern Vorgang, unendliches Geschehen. Und ob sie auch nicht darüber nachdenken, sie fühlen es, wenn sie für das Vaterland in den Tod gehen: In uns lebt mehr als unsere Elnzelseele, lebt außer ihr eine höhere Individualität, die Gemeinschaftsseele, die Seele unseres Volkes ewig und unsterblich.

F, L. Graf von Voltolini:

Weltkrieg und Nationalismus.

Es war just in dem Augenblick, da das Ungewitter des Weltkriegs losbrach, als ich in den Spalten dieser Zeitschrift den Einfluß des Nationalismus auf das politische Leben der Gegenwart im Allgemeinen behandelte. Seitdem sind zehn Monate vergangen, und heute stellt sich als neues interessantes Problem die Form dar, wie der Weltkrieg sich zu dem Prinzip des Nationalismus verhält. In Deutschland hat man angesichts des Riesenkampfes um die Hegemonie in Europa, um Sein oder Nichtsein der Zentralmächte, dieser Frage, die mehr in das akademische politische Gebiet gehört, bisher wenig Beachtung geschenkt. Um so mehr beschäftigt sich dagegen das Ausland mit derselben. Man sucht

dort dem Weltkrieg eine nationalistisch« Tendenz zu geben, trotzdem der objektive Beobachter hierdurch in nicht geringes Erstaunen versetzt wird. Man wird in Wort und Schrift bei unseren Gegnern der Anschauung begegnen, daß der Krieg des Dreiverbands ein Kampf des Nationalismus gegen die „Unterdrücker des nationalen Gedankens" sei! Noch überraschter wird man aber, wenn man die Argumente liest, nach welchen neben dem Nationalstaat Frankreich auch das vielvölkische Rußland und der typische Völkerbedrücker Albion als Verteidiger des nationalen Prinzips nicht etwa nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch gegen Deutschland aufgeführt werden. Das Deutsche Reich wird als antinational bezeichnet, weil es — man höre und staune — die urdeutschen Reichslande Elsaß und Lothringen Frankreich, die nicht minder urdeutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein Dänemark abgenommen und weiterhin sich nationale „Sünden" gegen die Slawen habe zu schulden kommen lassen! Aus dieser Anklage wissen wir nun allerdings a priori, wie es mit ethnographischen Kenntnissen im Lager unserer Gegner aussieht, und das verzeiht manches!

„Nationalstaat!" Ein schönes Wort, ebenso wie „nationale Aspirationen" und ähnliche Ausdrücke, die nicht leicht ihre Wirkung auf die Menge verfehlen! Und doch ist dieses so nationale Prinzip eine Schöpfung durchaus modernen Gepräges. Weder das Altertum, noch das Mittelalter nnhm Rücksicht bei seinen Staatenschöpfungen auf nationale Verhältnisse. Das Römerreich, dann das alte deutsche Reich der Karolinger, der Sachsenkaiser, der Hohenstaufen waren der völlige Gegensatz jedes Nationalstaates. Erst das Frankreich der neueren Zeit wies bis zu den Tagen Ludwigs XIV. einen damals unbeabsichtigten rein-nationalen Charakter auf, der aber durch die Erwerbung des Elsaß, sowie des französischen Flanderns wieder germanische Elemente aufnahm, die allerdings rasch, wenigstens oberflächlich französisiert wurden. Auf Grund dieser Französisierung der bis dahin nichtfranzösischen Landesteile konnte das Prinzip des Nationalstaates seine Sanktion in der Revolution von 1789 erhalten, obgleich noch nicht im Sinne moderner hypernationaler Schwärmer. Die napoleonische Epoche ließ sogar den Begriff der „Nation" als unteilbares Ganzes wieder völlig zurücktreten: weder die Staatenschöpfungen des großen Korsen, noch die Neuschaffung der Karte Europas durch den Wiener Kongreß zeigen irgendwelche Rücksichtnahme auf das Natisnalitätenprinzip.

Fast überraschend wirkte es daher, daß die Freiheitsbewegung des Iahres 1848 das letztere Prinzip wenigstens in manchen Staaten als Devise auf ihr Panier schrieb, gewissermaßen als Korrelat des Verfassungsstaates. Und doch setzte sich die nationale Idee durchaus nicht überall durch. Nur ganz wenige Staaten des heutigen Europas zeigen ein rein-nationales Gepräge. Weitaus die meisten Staatengebilde weisen gemischte Nationalitäten in ihren Grenzen auf. Man kann die Staaten Europas nach dieser Richtung in drei Gruppen klassifizieren: in solche rein nationalen Charakters, in solche mit nationalem Charakter, aber

doch mit Bevölkenmgsminoritä'ten anderer Rasse, und endlich solche mit völlig gemischten Nationalitäten.

Beide Staatengruppen, die sich heute auf den Schlachtfeldern Europas feindlich gegenüberstehen, weisen Staaten mit nationaler Basis und solche mit gemischter Bevölkerung auf. Schon aus diesem allgemeinen Grunde kann von einer Bedrohung des nationalen Prinzips durch die Zentralmächte keine Rede sein. Das Deutsche Reich und Ungarn sind reine Nationalstaaten, Österreich und die Türkei Staaten mit national gemischter Bevölkerung, basierend auf einem nationalen Ausgleich. Drüben aber liegen die Verhältnisse nicht anders. Den Nationalstaaten Frankreich, Italien und Serbien steht das Völkergemisch des Zarenreichs gegenüber, und in England kann man so lange nicht von einer nationalen Einheit sprechen, als Irlands nationale Forderungen keine Lösung gefunden haben. Außerhalb seiner Inseln aber ist England ein zwar raffinierter, sonst aber völlig gewissenloser Bedrücker aller von ihm unterjochten Nationen. Endlich steht auf jener Seite, wenigstens noch formell, das ehemalige Königreich Belgien, das durch die Trennung seiner Bevölkerung in französische Wallonen und niederdeutsche Flämen jeder nationalen Basis entbehrte. Schon aus diesen allgemeinen Feststellungen geht hervor, daß der Dreiverband nicht die geringste Berechtigung hat, sich als den Schützer des Nationalprinzips aufzuspielen. Überhaupt hatten bis zum Beginn des Weltkrieges die zurzeit kriegführenden Staaten keine nationalen Wünsche und Hoffnungen mit einziger Ausnahme Serbiens, dessen nationale Aspirationen jedoch so unklar sind, daß seine Gelüste sich nicht auf Landesteile reinserbischen Stammes beschränken, sondern völlig ins Ungemessene gehen. Hat man doch allen Ernstes in Nisch den Oberlauf der Drau als die Nordgrenze der territorialen großserbischen Wünsche erklärt! Dagegen verfolgt Frankreich einen Wunsch, der sogar eine Antithese des Nationalismus genannt werden kann: die Wiedererwerbung der ihm 187(1 entrissenen, nunmehr des französischen Firnisses entkleideten und ihrer deutschen Nationalität wieder bewußt gewordenen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen. Wenn man aber einerseits derartig dem nationalen Prinzip widersprechende Wünsche als Leitmotiv seines kriegerischen Handelns proklamiert, so ist es zum mindesten unlogisch, sich andererseits nach Art der französischen und italienischen gebildeten Kreise als Retter der nationalistischen Grundsätze aufzuspielen.

Noch weit widersprechender ist die Haltung des Russenreiches. Die nationalen Diskussionen über die ethnische Zugehörigkeit gewisser Distrikte am adriatischen Meer, die in Petersburg und Moskau in diesen Tagen mit einem glühenden Eifer geführt werden, nehmen sich im Munde von Leuten, die Polen, Finnen. Balten, Ukrainer, Türken, Tscherkessen und wie die Völker alle heißen, die des weißen Zaren Ioch zu tragen haben, mit kaltem Blut jeder nationalen Freiheit beraubt haben, mindestens sonderbar aus. Deutschland hat als rein-nationaler Staat alles Recht, diesen Völkern gegenüber sich als deren Befreier vom Russen-

joch aufzustellen, während umgekehrt Rußland als Apostel des Nationalismus sich wie ein Wolf im Schafspelz ausnimmt. Wie Rußland das nationalistische Prinzip und nationale Rechte achtet, darüber belehren uns die Deutschen in den baltischen Provinzen oder noch mehr die Iuden Rußlands, die in dem halb-asiatischen moskowitischen Barbarenstaat auch heute noch nicht nur als Konfession, sondern auch als Angehörige einer „fremden Nation" den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren müssen.

Nicht viel verschieden ist Englands Stellung als Protektor der nationalen Prinzipien. Wie ein Land sich als solcher aufspielen kann, das Irland seit langen Iahrhunderten in sklavischer Abhängigkeit hält, das ein Volk nach dem andern, gestern die Vuren, heute die Ägypter, um ihre nationale Freiheit und Selbständigkeit gebracht hat, erinnert an die Fabel vom Bock als Gärtner.

Angesichts dieser Tatsachen ist es nicht genug verwunderlich, daß die italienischen Nationalisten im Dreiverband den Schutzherrn des nationalen Prinzips, in den verbündeten Zentralmächten aber den Gegner desselben und sogar den Unterdrücker jeder nationalen Regung erblicken und als Beweis für ihre Behauptung die angebliche Versündigung Deutschlands gegen die „belgische Nation" aufstellen. Daß Belgien keine Nation und noch weniger ein Nationalstaat ist, davon wissen die Autoren dieses Gedankens freilich nichts. Wie es überhaupt mit den ethnischen Kenntnissen jener bestellt ist, die sich in Italien als die Vorkämpfer der nationalen Aspirationen aufspielen, zeigt der Umstand, daß sie heute bereits auch deutsche Teile Südtirols, die slowenische Karstgegend, das vorwiegend von Kroaten bewohnte dalmatinische Küstenland fordern und für diese ihre Wünsche sich unter die Protektion des Dreiverbands gestellt haben.

Eine nüchterne, auf ethnographischer Basis beruhende Einbeziehung des nationalen Faktors in die Geschicke des Weltkrieges zeigt demnach das genaue Gegenteil des phantastischen Bildes, das in den Ententeländern von den nationalen Tendenzen des Weltkrieges entworfen wird. Trotzdem die Zeit nicht gekommen ist, das nationale Prinzip als Grundlage der Landesgrenzen zu machen, so ergibt sich andererseits doch, daß, wenn überhaupt in diesem Kriege unterschieden werden soll zwischen Mächten, die nationale Interessen zu verfolgen berechtigt sind, und solchen, deren Kriegszwecke von keinerlei nationalen Idealen geleitet sein können, die Zentralmächte die erstere Gruppe bilden, während die der Entente, trotz ihres Pochens auf ihre nationalen Tendenzen, nur die Unterdrücker derselben sind.

Dr. Paul Ostwald:
Englands Politik im Spiegel der Geschichte.
Wohl keinen seiner Feinde hat unser deutsches Volk so hassen gelernt in
diesem Weltkriege, wie die Engländer, und zwar mit vollem Recht. Ist es doch
im Grunde ihre jahrelang betriebene ränkevolle und hinterlistige Politik gewesen,
die durch Verleumdung und Betrug einen Staat nach dem andern auf die Seite
der Gegner Deutschlands gebracht hat. Ist es doch England, das jetzt während
des Krieges am meisten Verträge und Völkerrecht bricht, die frechsten Lügen
ersinnt und in schamlosester Weise uns überall bloßzustellen versucht. Wohl
mancher von uns mag sich da schon oft gefragt haben, wie ist es nur möglich,
daß eine Nation, die da Anspruch macht auf Kultur und Gesittung, einen solchen
moralischen Tiefstand zeigen kann! Wie kann ein Volk, das sich die erste Kolonial-
und Seemacht der Erde nennt, sich solcher niedrigen, um nicht zu sagen gemeinen,
Kampfmittel bedienen! Die Antwort gibt die Geschichte! Sie zeigt uns, daß
England heute im Kampfe gegen uns sich nicht anders benimmt, als wie es
sonst seine Gewohnheit gewesen ist.
Seitdem England im 16. Iahrhundert aus seiner insularen Zurückgezogen-
heit herausgetreten war, um bei der zunehmenden Bedeutung der Ozeane seine
vortreffliche Lage auszunutzen und sich Geltung auf der See zu verschaffen, hat
es bis auf den heutigen Tag immer danach gestrebt, eine unumschränkte und von
jeder bedeutenden Konkurrenz freie Seeherrschaft auszuüben. Die englische Politik
hat sich nie damit begnügt, nur die englischen Interessen zur See zu wahren
oder zu verteidigen, sondern erst nach einer völligen Niederwerfung des Gegners,
nach einer völligen Lahmlegung des Konkurrenten hat sie die Feindseligkeiten
und kriegerischen Unternehmungen eingestellt. Die englische Geschichte von der
Mitte des 16. Iahrhunderts bis auf unsere Zeit und bis auf diesen Weltkrieg
ist ein zusammenhängender Beweis für den obersten Grundsatz der englischen
Politik, daß England allein die Seeherrschaft gebührt.
Es ist eigentümlich, wie dieses Inselvolk, das während des ganzen Mittel-
alters sich um die See nicht gekümmert und den Handel den deutschen Hanse-
laufleuten ruhig überlassen hatte, nun unter seiner Königin Elisabeth so völlig
und beinahe plötzlich umlernte, zugleich auch derartige Forderungen stellte.
Spanien und Holland waren die ersten Mächte, die fühlen sollten, was Eng-
land erstrebte. England unterstützte gegen Spanien den Aufstand der Nieder-
lande, seine Seehelden Drake und Raleigh unternahmen kühne Piratenfehden
gegen die spanische Flotte. Die „unüberwindliche Armada", diese gewaltige
Kriegsflotte von 160 Schiffen Philipps II., erlag auf der Höhe von Dün-

kirchen der kleineren und weniger gut ausgerüsteten englischen Flotte unter der Führung Drakes im Iahre 1588. Spanien war schwer dadurch getroffen, aber nicht vernichtet. Das Schicksal Spaniens vollendete dann Cromwell ein halbes Iahrhundert später im Bunde mit Frankreich, das ja schon über zwei Iahrzehnte im Krieg mit dieser Macht lag. Spanien wurde 1659 zu dem demütigenden Pyrenäenfrieden gezwungen, durch den es auf seine Großmachtstellung in Europa verzichtete. Den Engländern hatte dieser Streich Cromwells noch Iamaika eingebracht, das sie 1655 besetzten und Spanien fortnahmen.

Cromwell war es auch, der gegen den zur Blüte gelangten Handel der Holländer vorging, um diese unbequeme Konkurrenz zu beseitigen. Am 9. Oktober 1651 wurde die Navigationsakte erlassen, die festsetzte, daß europäische Waren nur auf Schiffen Englands oder des Heimatlandes, außereuropäische überhaupt nur auf englischen Schiffen in England eingeführt werden durften. Damit wurde in erster Linie der Zwischenhandel, der in den Händen der Holländer lag, getroffen. Die Handelsbeziehungen Englands zu den Ostseeländern, zu Indien, Amerika wurden gerade durch die Holländer vermittelt. Holland setzte sich gegen diese Vergewaltigung zur Wehr, aber es kämpfte unglücklich gegen England und mußte schließlich 1654 die Navigationsakte anerkennen. In den Iahren 1664—1674 nahm England dann die für die Niederlande durch die gleichzeitigen Angriffe Ludwigs XIV. geschaffene ungünstige Lage wahr, zu weiteren Ver-Tn'chtungsschlägen des Rivalen. Zwar kämpften die Niederländer diesmal zur See glücklicher unter Tromp und de Runter, aber das Endergebnis blieb doch, daß die Kraft der Niederlande in diesem Doppelkampf gegen Frankreich und England aufgerieben wurde. Die Rivalität der Niederländer zur See brauchte England von nun ab nicht mehr zu fürchten. Seine nordamerikanischen Kolonien konnte es auch noch vermehren durch das von den Holländern abgetretene Neu-Amsterdam, das jetzt New-Iork genannt wurde.

Den Vernichtungskampf gegen die spanische wie holländisch« Seeherrschaft hatte England aber nur dadurch schneller durchführen können, daß es sich vor allem Frankreichs mit bediente. Dadurch war es zwar jetzt tatsächlich zur ersten Seemacht geworden, doch wurde ihm diese kaum errungene Stellung gerade durch Frankreich gefährdet. Für die englische Politik war somit für die Zukunft der Weg gewiesen. Die Stellung als erste und vornehmlichste Seemacht mußte gegen Frankreich behauptet und verteidigt werden, Frankreich durfte auf der See nicht zur Geltung kommen. Seine immer mehr wachsende Flotte mußte vernichtet, seine in Amerika und in Indien sich vergrößernden Kolonien mußten ihm genommen werden. Dieser von England geführte Vernichtungskampf gegen Frankreich umfaßt die Iahre 1689—1814, und er endete so, wie es für die englische Politik wünschenswert war. In dem Koalitionskriege von.1689—1697, den England im Bunde mit Holland, Österreich und Spanien führte, wurde durch den englischen Seesieg bei La Hogue die französische Flotte arg mitgenommen. Der

spanisch-österreichische Erbfolgekrieg, in dem England auch zunächst auf den Seiten der Gegner Frankreichs kämpfte, brachte ihm Gibraltar und Menorka, von Frankreich außerdem Neufundland, Neuschottland und die Hudsonsbai. Portugal war durch einen besonderen Vertrag 1703 ganz und gar in die Abhängigkeit von England geraten; es hatte sich verpflichtet, nur England die Wolleinfuhr zu gestatten. Während Frankreich dann durch den Siebenjährigen Krieg in Europa beschäftigt war, nahm ihm England in Amerika Kanada. Da es auch Louisiana an Spanien abtreten mußte, so war Frankreich jetzt in Amerika völlig beseitigt. Verlor England nun auch in dem von Frankreich unterstützten Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner einen großen Teil seiner Kolonien, so hat es doch gegen Frankreich zur selben Zeit in Vorderindien seine Herrschaft sicherstellen können, und hat durch rücksichtslose Kaperei in diesem Kriege der neutralen Schiffahrt ungeheuer zu seinem eigenen Vorteil geschadet. Napoleon ist es ja dann bekanntlich gewesen, der noch einmal es mit aller Energie versuchte, England zu vernichten und Frankreich an seine Stelle zu setzen. Es ist ihm nicht gelungen; er ist vielmehr an diesem Plane gescheitert. Ihm fehlte die Flotte, um England auf seiner Insel angreifen zu können. Die Kriege aber, die England im Bunde mit den anderen europäischen Staaten gegen Napoleon führte, brachten ihm die völlige Sicherstellung seiner Weltmachtstellung und seiner unbestrittenen Seeherrschaft. Es konnte Holland, das unter Napoleon ein französischer Vasallenstaat geworden war, das Kapland, Ceylon, die hinterindischen Besitzungen fortnehmen, es konnte den französischen Träumen von einer Herrschaft in Indien für immer ein Ende machen. Die Kontinentalsperre, durch die Napoleon gerade England schwer treffen wollte in seinem Seehandel, hat England erst recht zum Herrn aller Meere gemacht.

Diese unbeschränkte Seeherrschaft hat England nun ein halbes Iahrhundert (1814—1864) ausüben können. Es hat während dieser Zeit keinen Rivalen zu fürchten brauchen. Dann aber trat ein Gegner für England auf den Plan, mit dem es bisher nicht gerechnet hatte, und das war Deutschland unter Bismarcks Führung. Schon der Krieg von 1864, den das werdende Deutschland gegen Dänemark führte, war ein Streich Bismarcks gegen Englands Weltherrschaft. Bismarck verstand es, mit seiner genialen Politik England so zu fesseln, daß es zornbebend mit ansehen mußte, wie Schleswig-Holstein von Dänemark losgelöst wurde und an Deutschland fiel. Der glänzende politische wie wirtschaftliche Aufstieg unseres Vaterlandes seit den Einheitskriegen ist ja nun bekannt genug. Selbstverständlich mußten aber der Neid Englands und seine Furcht vor diesem neuen Rivalen in gleichem Maße wachsen. Gern hätte es schon recht früh in diese deutsche Entwicklung hemmend eingegriffen, aber seiner kolonialen Erwerbungen wegen war es gegen Frankreich wie gegen Rußland auf eine freundschaftliche Gesinnung Deutschlands angewiesen. Diese Notlage des Inselreiches Ägyptens und Indiens wegen wußte ja Bismarck sogar so trefflich auszunutzen,

daß England dem neuen Rivalen Kolonialerwerbungen in Afrika und in der Südsee gestatten mußte, und Deutschland hatte noch nicht einmal eine Flotte, die diese überseeischen Stützpunkte gegen das „seebeherrschende" Albion hätte verteidigen können. So wuchs Deutschland immer mehr in die Weltwirtschaft hinein, und doch gab die politische Lage England keine Möglichkeit, dagegen vorzugehen. Als nun aber Deutschland daran ging, sich auch eine starke Flotte zu bauen, und so bekundete, daß es seinen Welthandel selbst schützen werde, da fand diese ohnmächtige Wut der Engländer keine Grenzen mehr. Hätte Deutschland vielleicht auf den Bau einer eigenen Flotte verzichtet und sich mit seinen Kolonien, seinem Handel unter den gnädigen Schutz der englischen Seeherrschaft gestellt, so wäre vielleicht das äußerste vermieden worden. Wenn wir uns dann sogar noch gegen Rußland hätten gebrauchen lassen, so hätte England sich vielleicht auch mit uns ausgesöhnt. Diese ausdrücklich aber durch den Flottenbau betonte Selbständigkeit Deutschlands, seine klare Absicht, sich „sein Recht an der Sonne" nicht nehmen zu lassen, das war ein völlig unhaltbarer Zustand für England und seine unbestrittene Seeherrschaft. So hat sich denn Eduard VII. alle Mühe gegeben und mit Erfolg, Deutschland einzukreisen. Deutschland, der gefährliche Rivale Englands zur See, muß fallen und vernichtet werden, wie es Spanien, Holland und Frankreich ergangen ist. Das „Vritaunia, rul« tll« wav6s" der englischen Nationalhymne muß auch weiterhin Wahrheit im vollen Sinne der Worte bleiben! Eine Welt von Waffen hat England darum gegen uns zusammengebracht; doch uns zu vernichten, ist ihm nicht gelungen und wird ihm nicht gelingen. England muß vielmehr sorgen, daß der Bau seines Weltreiches nicht völlig zusammenbricht; es wird sich damit abfinden müssen, daß die Zeiten seiner unbestrittenen Seeherrschaft vorüber sind für immer. Diesen Grundsatz seiner Politik wird es nicht mehr aufrecht erhalten können.

Die Geschichte belehrt uns aber noch über einen zweiten Grundsatz der englischen Politik, und dieser heißt: rücksichtslose Durchsetzung der englischen Interessen. Es gibt keinen Vertrag, es gibt kein Bündnis, es gibt kein Völkerrecht, das nicht gebrochen werden darf, wenn die englischen Interessen es erfordern. Diese Politik der Untreue und Unwahrhaftigkeit ist England durch einen Wechsel im Ministerium äußerst bequem gemacht, und die englischen Politiker haben sich denn auch diese Bequemlichkeit sehr zu nutze gemacht. Die Bezeichnung des „perfiden Albions" ist ja auch sprichwörtlich geworden.

Wie England Bündnisse hält, das zeigen uns u. a. der spanisch-österreichische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg und das englisch-japanische Bündnis.

Als England im Kampfe gegen Frankreich vorläufig seine Ziele erreicht hatte in der Besetzung Gibraltars und Menorkas, in dem Abschluß des Vertrages mit Portugal, da verließ es den deutschen Kaiser, um mit Frankreich im geheimen weiter zu verhandeln und sich dadurch französische Besitzungen in Amerika zu erwerben. Friedrich dem Großen schickte es keine Trnppen und keine Gelder mehr,

sobald es merkte, daß er allein imstande war, die Franzosen genügend zu beschäftigen und zurückzuhalten. War Friedrich doch schon seiner zwischen Rhein und Weser gelegenen Lande wegen gezwungen, auch Hannover mit zu verteidigen. Den Bundesgenossen Iapan aber hetzte England in den Krieg mit Rußland, in der vollen Absicht, daß Rußland wie Iapan gleich geschwächt daraus hervorgehen würden. Diesem Bundesgenossen Iapan gegenüber hat England auch nie Verpflichtungen gespürt. Es hat alle Anträge Iapans auf Einwanderung in die englischen Besitzungen in der Südsee abgelehnt, es hat nichts wissen wollen von einem gemeinsamen wirtschaftlichen Vorgehen in China*). England hat das Bündnis mit Iapan nur geschlossen, um daraus allein Vorteile zu ziehen. Die neueste Entwicklung der Dinge zeigt allerdings, daß Iapan von seinem Bundesgenossen gelernt hat.

Völkerrechtliche Bestimmungen haben auch für England nie einen Wert besessen. Um Dänemark zu zwingen, aus seiner Neutralität Napoleon gegenüber herauszutreten, hat England zweimal, am 2. April 1801 und am 2.—5. September 1807, Kopenhagen im Frieden überfallen und bombardiert. Die neutrale Schiffahrt hat immer und zu allen Zeiten durch die rücksichtslose Kaperei von seiten Englands leiden müssen, so z. B. während des Unabhängigkeitskrieges der Vereinigten Staaten, während der Kriege gegen Napoleon. Um auf die Männer im Burenkriege einzuwirken, haben die Engländer alle menschliche Behandlung der gefangenen Frauen und Kinder außer acht gelassen. Das beste Beispiel aber, wie England um seiner eigenen Interessen willen alle menschlichen und göttlichen Rechte mit Füßen tritt, das ist und bleibt die politische wie wirtschaftliche Knechtung Irlands bis auf den heutigen Tag. Das an sich von der Natur reiche und mit günstigen Häfen ausgestattete Land ist heute verödet und abgeschnitten vom Verkehr. Die Bevölkerung ist jahrhundertelang so brutal behandelt worden, daß ein großer Teil ausgewandert ist und in der Fremde lebt. Wie man die Versprechungen, die man den Iren in der Not des Krieges gemacht hat, englischerseits zu halten gewillt ist, das zeigt der feige und verbrecherische Mordversuch der englischen Regierung auf den irischen Patrioten Sir Roger Casement, das zeigen die strenge Bewachung der Häfen, die ebenso strenge Zensur u. a.

Unumschränkte Seeherrschaft und die Durchsetzung dieser Absicht auf jede Art und Weise, das ist also das Urteil, das die Geschichte über Englands Politik fällen muß. Wie für alles, so haben die Engländer für ihren Egoismus und für ihre Skrupellosigkeit auch eine harmlose Bezeichnung gefunden, sie nennen es „die Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts". Hoffen wir, daß diesmal England zum letzten Mal versucht hat, das europäische Gleichgewicht

') Vergl. meine Arbeit in „Nord und Süd", Novemberheft 1914.

wieder in die lichtige Lage zu bringen. Wie urteilte doch der irische Nationalist Iohn Milroy in seiner öffentlichen Rede am 15. November 1914 in Dublin über diesen Krieg, den England gegen uns entfacht hat? „Ich sage euch wohlüberlegt, daß dieses Reich endlich einen Gegner gefunden hat, der Hieb mit Hieb heimzahlen kann."

Nachum Goldmann:

Das Ende des Gentleman.

Unter den vielen geistigen Werten, die der Krieg mit erbarmungsloser Grausamkeit jäh vernichtet hat, steht wohl in vorderster Reihe der Kompler jener Werte und Ideale, die der Name England bislang bedeutet hat. Die Haltung Englands vor und in diesem Kriege, die Intriguen seiner Politik, die krämerhafte Niedrigkeit und Brutalität, mit der es diesen Völkerkrieg entfesselt hat, die Gefühllosigkeit und rechnerische Kühle, mit der es ihn führt, all dies bildet gewiß für viele der Besten Deutschlands eine der traurigsten und schmerzvollsten Erscheinungen dieses Krieges. Daher auch jene tiefe innere Entrüstung und Erbitterung, die die Haltung Englands in allen Kreisen des deutschen Volkes ausgelöst hat, und die gewiß nicht aus den Motiven der Furcht oder des Hasses gegen den Feind zu erklären ist, sondern gerade aus der überaus hohen Wertschätzung, in der bislang England und seine Kultur standen, aus dem tiefen Schmerze über die grausame Enttäuschung, die es all seinen Bewunderern bereitet hat. Man kann nicht Rußland zürnen, denn man weiß, daß man diesen Staat nicht nach den Normen westeuropäischer Moral und Gesittung beurteilen darf; nirgends wird man in Deutschland Äußerungen des Hasses gegen Frankreich begegnen, weil man seine Revanchegelüste verstehen kann und als den letzten kleinlichen Ausdruck einstiger Größe bemitleiden muß; aber England — dieser große Vetter jenseits des Kanals, dieses Land Shakespeares und Byrons, Newtons und Darwins, das Land des Individualismus und des Liberalismus, was hat dieses England zum Kriege getrieben, was anderes — muß man sich sagen — denn brutaler Egoismus und krämerhafte Niedrigkeit? Es hat bitter enttäuscht, dieses England, und wer vermag nicht aus den vielfachen Bekundungen der Entrüstung die tiefere Ursache des inneren Schmerzes herauszuhören?

Allein, sich über eine Tatsache empören, heißt noch nicht, sie verstehen; und doch soll man gerade die Erscheinungen objektiv sich zu erklären bemühen, an denen man innerlich leidet; denn ein Problem begreifen, heißt schon seiner Herr werden, und die Ursache unserer Leiden zu erfassen, bedeutet den ersten Schritt

zu ihrer Überwindung. Nun sind ja in diesem Falle gar viele vorschnelle Weisen rasch bei der Hand: englische Heuchelei, englische Krämerpolitik, englische Unkultur, wer kennt nicht die mannigfachen Schlagworte, mit denen man uns das Verhalten Englands zu erklären sucht, die vielen Schlagworte, die nur ebensoviele Schimpfworte sind. Mit Geschimpfe aber hat man noch niemals ein Phänomen erfaßt, und so schwer es auch hier gerade fallen mag, das sins ira «t stuäiu bleibt auch diesmal die erste Voraussetzung für ein Verständnis der Erscheinung.

Den Anhaltspunkt zu ihrer Erklärung bietet uns das Verhalten der öffentlichen Meinung Englands unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges. Wir wissen, daß Lord Morley, daß Iohn Burns vor allem, sofort nach der Kriegserklärung aus dem englischen Kabinette ausgetreten sind, daß Macdonald, der Führer der Arbeiterpartei, in heftigster Weise gegen die Politik Greys protestiert, daß ein großer Teil — und gerade der demokratische — der öffentlichen Meinung unverhohlen gegen das Kabinett Stellung genommen hat. Kein Land ging innerlich so uneinig in den Krieg wie England; und wenn auch gegenwärtig das englische Volk naturgemäß das Bild innerer Geschlossenheit bietet, so dürfen wir doch mit Bestimmtheit behaupten, daß die Haltung Englands in diesem Kriege nicht vom Volke bestimmt worden ist, ja nicht einmal vom Parlamente, das von Grey nicht weniger betrogen wurde wie die deutsche Diplomatie, sondern allein durch die Grey, Asquith und Churchill. Der Gegensatz Grey-Iohn Burns aber bezeichnet den Gegensatz von der kleinen Schicht der mächtigen Aristokratie und der Majorität der Arbeitermassen und kleinen Bourgeoisie; wer England kennt, wird ohne weiteres präziser sagen: es ist der Gegensatz von der Masse des Volkes und der Klasse der Gentlemen.

Die Klasse der Gentlemen! Hier, wenn irgendwo, ist der Punkt, an dem jeder Versuch, die Haltung Englands in diesem Kriege zu erklären, ansetzen muß. Der Gentleman ist ohnedies schon die charakteristischste Erscheinung des modernen England. In diesem Typus hat das englische Wesen in seinen entscheidenden Zügen seinen spezifischsten Ausdruck gefunden; für weite Kreise des englischen Volkes ist der Gentleman das konkrete Ideal, das all ihr Tun und Lassen bestimmt; 86ut!emauIiKs oder uot ßputleuianlilis ist die höchste Norm für den Briten der oberen Klassen, wie wir ihn gewöhnlich kennen. Will man die Rolle Englands in diesem Kriege begreifen, so muß man den Typus des Gentleman verstehen; die Analyse seiner Entwicklungsgeschichte und seines Wesens wird ihn als den Faktor erweisen, der England in diesen Krieg getrieben hat; sie wird die inneren Gründe klarlegen, die ihn zu diesem Verbrechen an der europäischen Kultur geführt haben, indem sie den Krieg als den letzten katastrophalen Akt des tragischen Entwicklungsprozesses aufzeigen wird, in dem sich die Klasse der Gentlemen seit einem Iahrhundert bereits befindet.

Nachum Goldmann Das Ende des Gentleman

Der Typus des Gentleman ist relativ jungen Datums. Das 16. Iahr-
hundert, auch die erste Hälfte des 17. kennt ihn noch nicht. Dieser größten und
erhabensten Epoche der englischen Geschichte, deren Literatur beherrscht wird von
Sturm- und Drangnaturen wie Marlowe, von Energie und Leidenschaft über-
quellenden Kraftmenschen wie Ben-Ionson und Shakespeare, deren religiöse
Entwicklung bestimmt ist durch die glaubensstarken, heldenhaften Puritaner, deren
politisches Leben eine so leidenschaftliche, tiefernste Gestalt aufweist wie
Cromwell, dieser großen Epoche ist der Typus des Gentleman völlig wesensfremd.
Allein sie enthält bereits die Keime seiner Entstehung. Es tritt da ein großes
geschichtliches Gesetz in Erscheinung, dasselbe, das in diesem Kriege Deutschlands
Rolle bestimmt hat: die aufgespeicherte innere sittliche Energie bedingt not-
wendigerweise den Beginn der machwollen äußeren Erpansion. Cromwell, der
Höhepunkt der sittlich-religiösen Entwicklung Englands, bezeichnet auch die Ein-
leitung jener großzügigen Machtpolitik, die England zum Herrscher der Meere
machte; Cromwell ist der Schöpfer der Navigationsakte, durch die England den
holländischen Handel vernichtete und den ersten Schritt tat zur Eroberung der
Welt. Und damit beginnt der Typus des Gentleman zu entstehen. Seine Ent-
stehung war eine Notwendigkeit. Iedes Volk, das daran ging, die Welt zu er-
obern, schuf sich eine aristokratische Klasse, von der es dabei geleitet wurde.
Ieder Krieg erfordert eben die Diktatur; jede Herrschaft die Zentralisation; alle
weltbeherrschenden Völker waren zur Zeit ihrer Machtstellung aristokratisch
regiert: Rom hatte seine Patrizier, das Spanien Philipps II. seine Granden,
das Frankreich des Ludwig XIV. seine Salonaristokratie; England schuf sich
seinen Gentleman. Wie die politische Geschichte Englands seit dem 17. Iahr-
hundert durch seine Eroberungspolitik und seine Herrscherstellung charakterisiert
wird, so seine kulturelle Entwicklung durch den Typus des Gentleman. Er ist der
eigentliche Repräsentant des England der letzten drei Iahrhunderte.

Daraus ergibt sich seine Wesensart. Sie wird durch zwei Faktoren be-
stimmt: Rasse und Milieu, in diesem Falle: Volkscharakttr und historischer
Beruf. Der Gentleman ist Engländer und er ist Vertreter einer Herrscherklasse:
in diesen zwei Eigenschaften resumieren sich seine entscheidenden Charakterzüge.

II.

Zunächst ergibt sich daraus jene eigentümliche Wesensart des Gentleman,
die sein Denken und Urteilen bestimmt: die enge Verschmelzung von
Egoismus undMoralität. Es bildet dies einen der spezifischsten Züge
des englischen Volkscharakters überhaupt, der sich darin als Äußerung allgemein
germanischen Wesens offenbart. Gesunder, praktischer Menschenverstand auf
der einen, ein tiefer Sinn für alles Moralische auf der anderen Seite sind Ur-

eigenschaften aller germanischen Völker. Es war das unglückselige Schicksal des deutschen Volkes gewesen, daß seine Entwicklung in der modernen Zeit zu einer Scheidung dieser zwei Anlagen geführt hat und so während des 17., 18. und der ersten Hälfte des 19. Iahrhunderts der eine Teil des Volkes vorwiegend die praktische Seite, der andere die moralische verkörpert — daher das widerspruchsvolle Bild der idealistischen Philosophie neben der egoistischen Politik der Duodezfürsten, der romantisch-schwärmerischen Literatur neben dem kleinlich selbstsüchtigen Philister; und erst in unserer Zeit schickt sich das deutsche Volk an, die große Synthese dieser zwei Charakterzüge zu vollziehen. Es war demgegenüber eine der vornehmsten Ursachen der Harmonie und Größe der englischen Geschichte, daß der Charakter des englischen Volkes schon seit Iahrhunderten von der Verbindung des Praktischen mit dem Moralischen bestimmt wird. Alle großen Erscheinungen der englischen Geschichte stehen unter dem Zeichen dieser Synthese. Die gesamte englische Philosophie dreht sich um diese zwei Begriffe; Empirismus und Moralphilosophie sind ihre eigentlichen Domänen, von Bacon bis Stuart Mill und Carlyle. Alle spezifisch englische Ethik besteht in einem moralischen Militarismus. Und dies geht so weit, daß selbst die höchste Erscheinung der religiösen Entwicklung Englands, der Puritanismus, diese Verknüpfung des Praktischen mit dem Moralischen in der ertremsten Form zeigt; nie war ein Staatsmann sittenstrenger als Cromwell, selten aber auch einer praktischer und berechnender als er. „Sich selbst zu zügeln und zu versorgen, das Leben als Moralist und Nationalökonom zu betrachten" — sagt Hippolyte Taine, der in seiner „Geschichte der englischen Literatur" den englischen Volkscharakter mit genialem Tiefblick erfaßt hat — „zugleich respektable und comfortable zu sein, diese beiden Worte schließen alle Triebfedern der englischen Handlungsweise ein."

Dieser allgemein englische Charakterzug wird nun beim Gentleman durch seinen B eru f als Vertreter einer Herrscheraristokratie in hohem Maße gesteigert. Als Herrscher muß er Egoist sein. Wer stets darauf trachtet, andere Länder und Völker zu unterwerfen und zu beherrschen, kann wahrlich nicht auf altruistischen Grundsätzen sein Leben aufbauen. Ein einzelner Herrscher mag wohl seinen Herrscherberuf ideal auffassen, als Amt im Dienste der Allgemeinheit. Eine Herrscherklasse kann nicht anders, als den Egoismus zu ihrem obersten Lebensprinzip zu erheben. Als kommerzieller Herrscher jedoch, der nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Kontobuch die Welt regiert, muß der Gentleman moralisch sein. Der kriegerische Herrscher vermag sich über Moral und Anstand hinwegzusetzen; der Herrscher, der Händler ist, muß auf Moral unbedingt halten. Allen Händlerklassen der Welt gilt die Wohlanständigkeit, die Honettität, als unerläßliche Tugend, der Klasse der Gentlemen mehr als jeder anderen.

So vereinigten sich Volksveranlagung und allmähliche Erziehung in der Ausübung seines historischen Berufes, um die enge Verschmelzung von Egoismus und Moralität zu einem der fundamentalsten Charakterzüge des Gentleman zu

machen. Aus ihm erklären sich so manche seiner augenfälligsten Eigenarten. Vor allem jene viel gescholtene, in unseren Tagen bis zum Überdruß verketzerte englische Heuchelei. Es ist viel Unfug mit dem Schlagwort bereits getrieben worden. Weil uns die innerliche Verbindung von Moral und Egoismus oft fremd ist, sind wir geneigt, jede ihrer Äußerungen beim Engländer für Heuchelei zu erklären. In Wahrheit ist dieser Zug oft davon entfernt, Heuchelei zu sein, worunter wir ja stets eine Art bewußter Unwahrhaftigkeit verstehen. Dem Engländer, vor allem jedoch dem Gentleman, ist es eben wesensartig, für jede seiner vom Egoismus diktierten Handlungen einen moralischen Zweck zu suchen und demgemäß auch zu finden. Der naiv-arrogante Glaube vieler der bedeutendsten Staatsmänner Englands, daß die Unterwerfung eines Volkes unter englische Herrschaft eine moralisch wertvolle Tat sei, war ihnen durchaus ernst. Daher die schier bei jedem Gentleman anzutreffende Überzeugung von einer Mission Englands in der Welt; daher ihre Neigung, sich als ein auserwähltes Volk zu betrachten, ihre Gewohnheit, im persönlichen Erfolg eine Gnade Gottes, also einen Lohn ihrer moralischen Verdienste zu erblicken, und hundert ähnliche Züge.

Es ist jedoch nur naturgemäß, daß dieser Charakterzug in seiner Übertreibung zur wirklichen Heuchelei führen muß, wie ja jede ursprünglich wertvolle Eigenart, übertrieben und ins Ertreme gesteigert, zum Laster wird. So ist denn das englische Leben, in erster Reihe dasjenige der Gentlemen, in der Tat reich an Äußerungen innerer Unwahrhaftigkeit und vollendeter Heuchelei. Man denke an das Verhältnis des Gentleman zur Religio»: er ist religiös indifferent, geht aber regelmäßig in die Kirche; man denke an die Prüderie der englischen Literatur: ein naturalistisches Drama kann heute noch kaum auf einer englischen Bühne aufgeführt werden; ein englischer Roman muß stets für Backfische lesbar sein; man denke an das starke Maß von Korruption, das selbst das innerpolitische Leben Englands aufweist: ich erinnere hier nur an Walpole, der, nachdem er zwanzig Iahre Ministerpräsident gewesen, wegen Unterschlagungen zurücktreten mußte; an For, der den Stimmenkauf der Parlamentsmitglieder nahezu öffentlich betrieb und an einem Tage 25 000 Pfund Sterling auszahlte; und selbst Pitt, der große William Pitt, wie oft bricht er — nach dem Zeugnis H. Taines — sein Wort, wechselt er seinen Standpunkt, um Minister zu sein oder zu bleiben; von der äußeren Politik des „perfiden Albion" ganz zu schweigen. Allein stets, wenn wir Äußerungen von UnWahrhaftigkeit und Heuchelei im englischen Leben begegnen, ist es nur ein Gebot der Gerechtigkeit, zu bedenken, daß der Grad der Unwahrhaftigkeit weitaus geringer ist, als es uns erscheinen mag, weil die Wesensart des Engländers, alles Egoistische moralisch zu umkleide'n, ihn befähigt, selbst da noch in gutem Glauben moralische Ausreden und Scheingründe zu finden, wo wir, die Schüler Kants und Fichtes, nur pure Heuchelei darin erblicken.

in.
Aus der zweifachen Bestimmtheit des Gentleman als spezifischsten Ausdruck englischen Wesens und als Repräsentant einer Herrscheraristokratie erklärt sich auch der zweite große Grundzug seines Wesens, jener, der sein Willensleben vor allem bestimmt: die ungemein starke Beherrschung seines Innenlebens durch äußere Formen. Auch dieser Zug hat seinen tiefsten Quell im englischen Volkscharakter, der sich seinerseits auch hier wiederum als Ausdruck germanischen Wesens offenbart. Die germanische Rasse besitzt von Natur aus tiefe Leidenschaftlichkeit, daneben aber auch das Mittel und die Anlage, sie zu zähmen: starke Willenskraft. Es ist dies daher eine der höchsten immanenten Aufgaben aller germanischen Kulturen, diese ursprüngliche Leidenschaftlichkeit, die nur allzu leicht in Wildheit und Roheit ausartet, mit Hilfe der inneren Willensstärke zu zähmen. Daher denn das Postulat der Selbstbeherrschung, der Zügelung seines Willens durch die Normen der Vernunft und der Sittlichkeit, von jeher eine Hauptforderung germanischer Moral war, im Gegensatz zu den Romanen, die ein Sichgehenlassen des Gefühlslebens, ein Sichanvertrauen ihren Enpfindungen stets als ästhetisch-künstlerisches Ideal gepriesen haben, weil sie dies auf Grund ihrer innerlich harmonischeren, wenn auch oberflächlicheren Wesensveranlagung sehr wohl tun durften. Der Pedant ist ebensosehr ein spezifisch germanischer Typus, wie der Boh^mien ein durchaus romanischer. Die Engländer, Abkömmlinge der nordischen, leidenschaftlicheren und willensstärkeren Germanen, haben das Postulat der Selbstbeherrschung in sehr hohem Grade entwickelt. Seine Triebe und Sinne zu zügeln, sein Leben nach selbstgesetzten, rationalistischen Normen peinlich zu regulieren, ist eine der höchsten Forderungen des Puritanismus, des spezifisch englischen Religionssystems; und in welch hohem Grade der Puritanismus den englischen Volkscharakter bestimmt und geformt hat, ist bekannt.
Diese tief englische Wesensart wird nun beim Gentleman wiederum durch seine Eigenschaft als Vertreter einer Herrscherklasse in starkem Maße gesteigert. Alle Herrscheraristokratien legen den größten Wert auf Formenkultur — man denke an die spanischen Granden, an die Salonaristokraten Frankreichs; aus dem einfachen Grunde, weil jeder Herrscher repräsentieren muß, und nichts zum Repräsentieren mehr not tut als die äußere Haltung. Beim Gentleman haben diese beiden Faktoren der Volksveranlagung einerseits, der Erziehung in seinem Herrscherberufe andererseits, diese Kunst der äußeren Haltung bis zu einem Grade entwickelt, der ihn in dieser Hinsicht über alle anderen Völker und Klassen Europas erhebt. Die äußere Haltung ist ja das, was viele mehr als alles andere am Gentleman geschätzt haben, und es ist keine Frage, daß sich in dieser Fähigkeit strengster Selbstbeherrschung ein hoher Grad von Willenskraft, ein starkes Maß ethischer Kultur offenbart. Allein, auch hier zeigt sich dasselbe wie

bei dem vorhin geschilderten Grundzug des Gentleman: der Verbindung von Egoismus und Moral. Wie diese in ihrer Übersteigerung zur Heuchelei führte, so ist das Resultat der übertriebenen Formenkultur, der ertremen Überschätzung der äußeren Haltung die allmähliche Unterdrückung des elementaren Gefühlslebens und damit eine innere Gefühlsleere und Empfindungskälte. Es ist ja dies das ewig gefahrvolle, in gewissem Sinne tief tragische Geschick aller Herrschenden, daß ihr Leben mehr auf Schein gegründet ist als auf innere Wahrheit; nicht was sie sind, macht den Inhalt ihres Lebens aus, sondern das, als was sie erscheinen. Dieser Gefahr, nicht durch ihre Persönlichkeit zu wirken, sondern durch ihre Stellung, ihr Innenleben unterdrücken zu müssen zu Gunsten ihrer Aufgabe des Repräsentieren^ sind nur gezählte große Herrschergestalten entronnen. Herrscherklassen pflegen ihr stets zu erliegen — man denke an die französische Salonaristokratie des 18. Iahrhunderts —, niemand ist ihr in stärkerem Maße erlegen als der Gentleman. Stets korrekt zu sein, vermag eben nur derjenige, der innerlich stets kühl bleibt, der allen Lagen des Lebens, auch den persönlichsten und intimsten, berechnend, bis zu einem gewissen Grade indifferent gegenübersteht.

Diese ewige Kühle des Gentlemans zeigt sich auf allen Gebieten seines Lebens. Niemand betrachtet religiöse Probleme nüchterner als er; niemand ist so unfähig, sich durch die Kunst zur Erstase hinreißen zu lassen wie er. Alles, was an Mystik rührt, ist ihm nonsense; für Metaphysik besitzt er keinerlei Verständnis. Es ist kein Zufall, sondern tiefste Wesensart, daß England das, einzige Land Europas ist, das keinen einzigen großen Komponisten hervorgebracht hat, daß kein Publikum der Musik so verständnislos gegenübersteht wie das englische. Weil Musik die innerlichste, unmittelbarste aller Künste ist, ist England das „Land ohne Musik", wie es Oscar A. H. Schmitz treffend genannt hat. Man nehme die englische Literatur des 18. Iahrhunderts, der klassischen Epoche des Gentleman; wo findet man wieder solche Schulmeister der Verskunst wie Pope, solche abgezirkelten Prediger banalster Moralität wie Addison, oder solch unerträgliche Pedanten der Anständigkeit und Wohlerzogenheit wie Richardson? Oder man werfe einen Blick in das gesellschaftliche Leben: Wo wimmelt es so von Snobs wie in England? Vergessen wir nicht, daß „Snob" ein englisches, unübersetzbares Wort ist, daß einer der bedeutendsten englischen Schriftsteller, der große Thackeray, der Verfasser des wundervollen Snobsbuches ist. Einen Typus erkennt man oft am besten in seiner Karikatur. Wer den Franzosen erkennen will, lese Tartarin de Tarascon; wer den russischen Beamten zu verstehen sucht, studiere Gogols „Revisor"; wer den deutschen Bürger erfassen will, beobachte den deutschen Philister; will man den Gentleman ganz begreifen, so vertiefe man sich in Thackerays „Snobsbuch".

Diese innere Kühle des Gentleman ist auch derjenige seiner Charakterzüge, der ihn mehr als jeder andere von allen übrigen Völkern Europas trennt. Diese

Eigenschaft macht — zusammen mit seinem moralischen Militarismus — den Typus des Gentleman allen leidenschaftlichen Künstlernaturen so unsympathisch: man denke an Byron, in unserer Zeit vor allem an Nietzsche. Allein auch dem durchschnittlichen Kontinentalen erscheint diese Kühle oft unbegreiflich. Der temperamentvolle Franzose, der gemütstiefe, allen Dingen des Lebens ernst gegenübertretende Deutsche, der zügellose, in seinem Gefühlsleben von einem Ertrem ins andere pendelnde Russe, der übersprudelnde, elementar empfindende Italiener — sie alle stehen der Gefühlskälte des Gentleman oft kopfschüttelnd gegenüber. Ia, es gibt Fälle, wo sie Formen annimmt, die uns geradezu unmoralisch erscheinen müssen; von dieser Seite her hat sich die englische Korrektheit und Gefühlskälte wohl niemals nackter und abstoßender enthüllt als in diesem Kriege. Wen von uns erfaßt nicht täglich von neuem ein Gefühl der Empörung über die geschäftsmäßige Art der englischen Kriegsführung; wem von uns erscheint es nicht unfaßbar, wenn wir lesen, daß englische Soldaten nach ihrer Gefangennahme den deutschen Siegern die Hand reichten, als ob es sich um ein verlorenes Fußballspiel handelte? Hier eben, angesichts der gewaltigen Ereignisse, die sich jetzt vor uns abspielen, erkannten wir den Gentleman in seiner tiefsten Wesensart. Wo jeder Europäer durch die Gewalt der Schicksale, die wir täglich erleben, in seinem tiefsten Innern aufgewühlt, wo ein jeder nur von den elementaren Gefühlen des Hasses und der Liebe, der Empörung und Begeisterung beherrscht wird, selbst da bleibt der Gentleman kühl bis ans Herz hinan. Fürwahr: es gibt wenig derart frappante Beispiele für die Regel, daß jede Tugend, ins Ertrem gesteigert, zum Laster wird, wie diese Gefühlskälte des Gentleman. Hervorgegangen aus der ethisch wertvollsten aller Tugenden, der Kraft der Selbstbeherrschung und Willenszügelung, hat das Prinzip der Korrektheit, der Wertschätzung der äußeren Haltung, hier zum stärksten aller Schäden, der Ertötung allen elementaren Gefühlslebens, geführt.

IV.

Dieselbe Erscheinung offenbart sich beim dritten fundamentalen Wesenszug des Gentleman, der mit den beiden anderen die Grundlage seines Charakters bildet: seinem Individualismus. Auch hier wieder ist die Quelle dieser Wesensart der englische Volkscharakter, der wiederum seinerseits sich als Äußerung germanischen Wesens kundgibt. Daß der Individualismus ein tiefer Charakterzug der Germanen sei, ist eine Wahrheit, die schon beinahe zum Gemeinplatze geworden ist und sicherlich keines Beweises mehr bedarf. Während nun in Deutschland der Individualismus lange Iahrhunderte hindurch im politischen Leben unterdrückt wurde, um sich umso ungehinderter im geistigen Leben zu offenbaren, ist er in England dank einer glücklichen politischen Entwicklung zum beherrschenden Faktor auch in der inneren Politik geworden. Die Freiheit des

Individuums ist seit Iahrhunderten bereits eines der unantastbaren Dogmen des innerpolitischen Lebens Englands; und von allen vorbildlichen Werten der englischen Kultur war der Individualismus gewiß derjenige gewesen, der am stärksten die westeuropäischen Kulturen beeinflußt hat. Dieser Individualismus wird nun — analog den beiden anderen Grundzügen — beim Gentleman durch seinen Charakter als Mitglied einer Herrscherklasse noch sehr gesteigert. Der Gentleman fühlt sich nicht nur als freies Individuum, sondern als Herrscher, nicht nur als Engländer, sondern als Mitglied der Klasse, die die Welt beherrscht. Daher denn sein ungemein stark entwickeltes Würdebewußtsein, für viele von uns vielleicht der imponierendste all seiner Charakterzüge. Daher auch seine Wahrheitsliebe, jene besonders von Pädagogen vielgerühmte Eigenschaft des Gentleman, die aber im Unterschied von dem Postulate der Wahrheitsliebe in der Ethik eines Kant oder Fichte nicht etwa aus der Hochschätzuug der Wahrheit als eines absoluten Ideals quillt, vielmehr sich als das Produkt seines Würdebewußtseins darstellt. Nicht lügen — denn in dieser negativen Fassung formuliert sich eigentlich seine Wahrheitsliebe — ist dem Gentleman eben ein Gebot seiner Würde. Lügen heißt sich vor der Wahrheit fürchten; nichts aber ist eines Herrschers unwürdiger, nichts muß ihm fremder sein als die Furcht. Lügen hieße daher für den Gentleman seinen Charakter als Herrscher negieren.

Allein auch hier wieder dasselbe Bild: die individualistische Wesensveranlagnng, die an sich so wertvoll ist und so manche der besten Tugenden des Gentlemans entwickelt, wird durch jahrhundertelange einseitige Fortentwicklung übertrieben und ungesund. Das Würdebewußtsein wird allmählich zum hochmütigen Chauvinismus, zur brutalen Verachtung alles Fremden, die sich überall offenbart. Die Idee der prinzipiellen Menschengleichheit wird abgelehnt; angesichts der Proklamierung der Menschenrechte durch die französische Revolution erklärt Burke, einer der ausgeprägtesten Vertreter des Typus Gentleman: „Wir fordern unsere Freiheiten nicht als Rechte der Menschen, sondern als Rechte der Engländer." Ein Gentleman hält es noch heute oft für unter seiner Würde, eine fremde europäische Sprache zu erlernen; in keinem Lande der Welt ist dem Fremden der Zutritt zu den einheimischen Kreisen so sehr erschwert wie in England; und jeder, der einmal die Darstellung fremder Völker in englischen Romanen kennen gelernt hat, weiß, wie unfähig der Gentleman ist, einen fremden Volkscharakter zu verstehen. „In den Augen des Engländers" — sagt H. Taine — „gibt es nur eine vernünftige Kulturstufe; und dies ist die ihrige; jede andere Moral ist niedriger, jede andere Religion ertravagant."

Iedoch nicht nur nach außen hin, auch innerhalb seines eigenen Volkes führt der Stolz und der Individualismus des Gentleman allmählich zu traurigen Resultaten. Sein Stolz läßt ihn sich von den niedrigeren Klassen des Volkes abschließen; sein Individualismus aber alle sozialen Gedanken negieren. Der

Gentleman wird so zum absoluten Beherrscher der Politik, zum alleinigen Machthaber im wirtschaftlichen Leben; die große Masse des Volkes aber wird aller politischen Rechte beraubt und wirtschaftlich vergewaltigt. „Die hundert- oder hundertzwanzigtausend Familien" — sagt Taine —, „die jährlich tausend Pfund Sterling und darüber verbrauchen, regieren in der Tat das Land." Im Oberhaus regieren die Lords, die durch ein eigentümliches Erbrecht gegen den Verlust ihrer Macht und ihres Besitzes garantiert sind; im Unterhause sitzen die jüngeren Söhne der Grundaristokratie, die vier Fünftel des englischen Bodens in ihrem Besitz hat; und wahlberechtigt sind um den Beginn des 19. Iahrhunderts in ganz England etwa 200 000 Personen. Von der Demokratie Altenglands ist keine Spur mehr vorhanden.

Aber nicht nur ist von der politischen Gleichberechtigung der Massen keine Rede mehr, auch wirtschaftlich werden sie in der brutalsten Weise vergewaltigt und ausgesaugt. Der ins Ertreme übersteigerte Individualismus des Gentleman macht ihn zum prinzipiellen Gegner jeder sozialen Fürsorgearbeit. Die philosophischen und wissenschaftlichen Blüten dieses Individualismus, die rationalistische Philosophie und die klassische Nationalökonomie bieten für den sozialen Gedanken keinerlei Raum; die Arbeit — lehrt Ricardo — ist eine Ware, deren Preis auf das möglichste Minimum herabzudrücken der Arbeitgeber ebenso berechtigt und verpflichtet ist wie der Käufer jeder anderen Ware; und ein staatlicher Eingriff in das wirtschaftliche Leben erschien den Vertretern der Manchesterschule geradezu als Verbrechen. So bildete sich um den Anfang des 19. Iahrhunderts jene soziale Lage in England heraus, die uns aus Engels: „Lage der arbeitenden Klassen in England" und anderen Werken genügend bekannt ist, und von der ein so objektiver Forscher wie Schulze-Gävernitz sagen durfte: „Ein solcher Druck, wie er in der ersten Hälfte des 19. Iahrhunderts auf dem englischen Arbeiterstande lastete, ist zu keiner Zeit von den unteren Klassen eines Volkes, selbst nicht von einer Sklavenbevölkerung erduldet worden." Auf der einen Seite die kleine allbeherrschende Klasse der Gentlemen, auf der anderen die ungeheure, politisch und wirtschaftlich vergewaltigte Mehrheit des Volkes, dies war das Bild Englands am Beginn des 19. Iahrhunderts.

Die Entwicklung, die zur Entstehung und Ausbildung des Typus Gentleman geführt hatte, war in Entartung übergegangen. Durch eine maßlose Übersteigerung seiner Eigenarten hatte sie seine Tugenden in Laster verwandelt. Die Verbindung des Praktischen mit dem Moralischen hatte vielfach zur Heuchelei geführt; die Selbstbeherrschung und Pflege der äußeren Haltung bewirkte die Ertötung des elementaren Gefühlslebens; sein Selbstbewußtsein hatte zur Kehrseite die ebenso brutale wie beschränkte Verachtung alles Fremden; sein Individualismus hatte ihn allen sozialen Ideen entfremdet und zum rücksichtslosen Despoten werden lassen. Er war allen inneren Gefahren seines Herrscherberufes erlegen. Die inneren Ursachen seiner Größe waren ihm zum Verderben ge-

worden; jener tragische Entartungsprozeß, dem bislang alle großen Aristo-
kratien der Geschichte erlegen sind, — man denke immer wieder zum Vergleich an
Roms Patrizier, an Spaniens Granden, an Frankreichs Salonaristokraten —
hatte eingesetzt: das Ende des Gentlemans hatte begonnen.
Der Beginn des 19. Iahrhunderts bedeutet auch den Beginn dieser
Degenerationsentwicklung. „Das englische Volk zerfiel" — nach Disraelis
Worten — „in zwei Nationen, die sich so fremd gegenüberstanden, als wären
sie in verschiedenen Zonen geboren." Was eintreten mußte, war klar: die Aristo-
kratie mußte gestürzt, der Gentleman überwunden werden. Es fragte sich nur,
ob sein Ende gewaltsam eintreten würde — wie etwa in Frankreich —, oder ob
es gelingen würde, in friedlicher Weise die Demokratisierung durchzuführen. Wir
wissen, daß England stark und gesund genug war, den letzteren Weg zu beschreiten.
So begann jene radikale Wandlung des innerenglischen Lebens, die die
englische Geschichte des 19. Iahrhunderts beherrscht. Carlyle ist der gewaltige
Wortführer: in erbarmungsloser Weise schleudert er seine Pfeile gegen den
Gentleman, schonungslos enthüllt er seine Laster und Übel; es entsteht die
christlich-soziale Strömung, literarisch vertreten durch den edlen Kingsley.
Gleichzeitig zeichnet die realistische Literatur den Gentleman in all seiner Ent-
artung; Dickens schafft den unvergänglichen Typus des heuchlerischen, brutalen
Pecksniff (in Martin Chuzzlewit), Thackeray zeigt den Gentleman in seinem
Snobsbuch in seiner hohlen Lächerlichkeit. Es setzt jene großartige sozialpolitische
Bewegung ein, mit deren Ideen und Erfolgen uns bekannt gemacht zu haben,
das große Verdienst Brentanos ist; wer ihren Umfang erkennen will, lese Schulze-
Gävernitz: „Zum sozialen Frieden." Welches das Resultat war, wissen wir:
Organisierung der Arbeitermassen, Sozialisierung des Denkens, Demokratisierung
des öffentlichen Lebens; alles in einem: der Beginn der Überwindung des
Gentleman.
Diese Entwicklung, die das innere Leben Englands in den letzten 80 Iahren
beherrscht, ist noch nicht abgeschlossen; die Kämpfe um das Veto der Lords vor
einigen Iahren zeugten von den großen Schwierigkeiten, die sie noch zu über-
winden hat. Nur Schritt für Schritt konnte dem Gentleman ein Gebiet seiner
Herrscherstellung entrissen werden nach dem anderen; eines vor allem war ihm
noch verblieben: die äußere Politik. Hier klammerte er sich fest; das
innere Wesen aller äußeren Politik, das ihre Demokratisierung zu einem so
schwierigen Problem macht, kam ihm dabei entgegen. Und er wußte sehr wohl,
warum er seine absolute Herrscherstellung in der äußeren Politik so verzweifelt
verteidigte; er empfand es mit instinktiver Gewißheit, daß es sich hier um den
letzten Grundstein seiner Eristenz handelte. Nur durch seine brutale Eroberungs-

Politik, nur auf Grund der seebeherrschenden Stellung Englands hat sich der
Typus des Gentlemans entwickeln können. Verliert England diese erzeptionelle
Stellung, so verliert der Gentleman die letzte innere Berechtigung seines Daseins;
dann muß er seine Verachtung alles Fremden aufgeben, dann muß er auf seinen
Anspruch, mehr als alle anderen Nationen zu sein, verzichten, dann muß er
gleichberechtigtes Mitglied der europäischen Gesellschaft werden mit allen anderen.
Diesem innerlich notwendigen Gang der europäischen Geschichte stemmte er
sich entgegen. Die Demokratisierung des innerpolitischen Lebens, die ihn bereits
eines großen Teiles seiner Herrscherstellung beraubt hatte, hatte er nicht zu ver-
hindern vermocht. Die Demokratisierung Europas, die nun folgen sollte —
denn was anderes als die Demokratisierung Europas ist es, was das Ziel dieses
Krieges ausmacht, nämlich die gleichberechtigte Stellung Deutschlands auf dem
Meere neben England? — suchte er mit allen Machtmitteln, die ihm noch ver-
blieben waren, zu verhindern. Als er sie nicht mehr friedlich aufhalten konnte,
ward er — wie alle Herrscher vor ihrem Sturze — zum Desperadopolitiker: er
setzte die gesamte Eristenz Englands auf das Spiel und entfachte den Völker-
krieg. So gesehen, gewinnt dieser Krieg seinen großen, tragischen Aspekt: er
ist das letzte, verbrecherisch wahnsinnige Mittel, dessen sich die Herrscheraristokratie
der Gentlemen bedient, um die letzten Reste ihrer Eristenz zu retten.
Allein, wer will daran zweifeln, daß der Gentleman dieses sein letztes
furchtbares v«, bauyus-Spiel verlieren wird? Ich spreche nicht von allen
anderen Anzeichen, die darauf hindeuten: der Sinn der europäischen Geschichte
des letzten Iahrhunderts ist Prophet genug, um uns davon zu überzeugen. Seit
einem Iahrhundert bildet der Gentleman eine Dissonanz in unserer Kultur, ein
disharmonisches Element sowohl in der Gesellschaft Englands wie in derjenigen
Europas. Zwei große Ziele — die in Wahrheit nur eins sind — bestimmen
den Sinn unseres Iahrhunderts: innerpolitisch: die Demokratisierung des politisch-
gesellschaftlichen Lebens, außerpolitisch: die Einigung und Verständigung
der Kulturmenschheit. Neiden Tendenzen steht die Klasse der Gentlemen hemmend
im Wege. Als Herrscheraristokratie fordert sie eben für sich eine Sonderstellung:
innerhalb Englands will sie mehr sein als alle anderen Schichten des Volkes,
innerhalb Europas mehr als alle anderen Nationen. So sträubt sie sich bis zum
heutigen Tage gegen die Demokratisierung Englands; so bekämpft sie bis heute
das Werk der Verständigung und Annäherung der Kulturvölker. Die innere
Entwicklung Englands im 19. Iahrhundert hat bereits die Niederlage des
Gentleman in seinem Kampfe gegen die eine Tendenz, die demokratische, besiegelt;
trotz seines Widerstandes hat sich England demokratisiert. Wer will die große
Lehre, die uns die Geschichte damit gibt, bezweifeln, daß nämlich der Gentleman
auch in seinem Kampfe gegen die zweite Tendenz, jene, die die Einigung der
Kulturmenschheit herbeiführen will, unterliegen wird?
Und noch ein anderes lehrt uns der Sinn der Geschichte: daß nämlich der

Besieger des Gentleman Deutschland war und sein wird. Der-
jenige, der den Gentleman innerhalb der englischen Kultur überwunden hat,
ist Carlyle; woher aber schöpfte der große Schotte jene Gedanken, die ihn zur
innerlichen Überwindung der individualistischen Philosophie und der klassischen
Nationalökonomie befähigten, wenn nicht aus der idealistischen Philosophie
Deutschlands? wenn nicht — wie es Schulze-Gävernitz formuliert hat — aus
der — nach Taine — beherrschenden Idee der neudeutschen Kultur, der Idee des
Organismus? Carlyle war es gewesen, der England mit der deutschen Kultur
bekannt gemacht hat; das Vorbild Deutschlands hatte die englische Sozialpolitik
entscheidend beeinflußt; und bis zum heutigen Tage sind es vorwiegend die sozia-
len Denker und Politiker Englands, die seine Verbindung mit Deutschland her-
stellten. Es war durchaus konsequent und notwendig im Sinne der Entwick-
lungsgeschichte Englands im 19. Iahrhundert, daß Iohn Burns aus dem eng-
lischen Kabinette ausschied, als dieses Deutschland den Krieg erklärte; mit ihm,
dem machtvollen Organisator und Führer der englischen Arbeitermassen, kehrte
das gesamte wahrhaft demokratische England, kehrte das England Carlyles,
Kingsleys und Ruskins der Klasse der Gentlemen den Rücken.

So stellt sich dieser Krieg Englands gegen Deutschland als das Werk des
Gentleman dar. In dem Gedanken, daß es sein letztes Werk ist, mag man den
Trost suchen für all den Schmerz und die Enttäuschung, die gerade die Haltung
Englands bereitet hat. Denn wenn erst einmal der Gentleman endgültig auch
im Machtkampfe überwunden sein wird, ist die Bahn frei für die Verständigung
Europas, ist die Bahn frei vor allem für die Wiederannäherung und Aussöhnung
der zwei großen germanischen Völker, deren Wesensverwandtschaft doch weitaus
tiefer und stärker ist als ihre Wesensverschiedenheit. Ungeheure Werte vernichtet
dieser Krieg. Vielleicht aber wird man sich trotz allem einigermaaßen mit ihm
aussöhnen können, wenn man weiß, daß er — neben allem anderen — in erster
Reihe auch das Ende des Gentleman bedeutet.

I>. Aurelia Horowih:
Volksstimmung — Volksstimmen in Rumänien.
Wer die Wandelbarkeit der Volksstimmung kennen lernt, wie sie uns etwa
im „Iulius Cäsar" und dem „Götz von Berlichingen" dargestellt erscheint, kennt
nur eine Seite dieser Stimmung; ich mochte sagen, die eroterische. Sie wird durch
äußere Anlässe erzeugt und gleicht dem Echo in einem Tale, das von Felsen und
Wäldern umgeben ist. Ein lauter Ruf, ein heller Schall klingt von den Fels-
wänden und aus den Gebüschen vervielfacht wieder. Doch die tiefen Stimmen
der Natur sind leise. Vereinzelt dringen sie aus der ursprünglichen Empfindung,
und ihnen gleicht die eroterische Volksstimmung. Wenn man von der rumänischen
Volksstimmung redet, denkt man an die paar Lauten, die sich einander im Schreien
überbieten, und gleichviel, ob ihre Stimmen Klang haben oder nicht, rufen, um
ein Echo zu wecken. Von dem einen, der einen lauten, vernehmlichen Ruf mit
mächtigem Widerhall erschallen läßt, bis zu denjenigen, die dastehen und kreischen
wie hungrige Raben — usw. Andere Rufer und Wecker stehen zu hoch, als daß
Ruf und Widerhall ins Tal gelangte.
Ich möchte von der Volksstimmung sprechen, wie sie aus den Schwingungen
der Seele uns als einzelne Stimmen ertönt.
In einem Eisenbahnwagen II. Klasse. Ein Herr spricht mit einer Dame
über die Greuel der Russen in der Bukowina. „Deswegen," sagt er, „meine
ich, ist es besser, daß wir mit den Russen gehen. Die Österreicher sind lange nicht
so grausam." „Wenn wir mit den Russen gehen, kommen sie zu uns ins Land,"
mischt sich ein Dritter ins Gespräch, „und dann können wir uns lebendig begraben.
Wenn sie einmal ein Land durchschreiten, als Freund oder als Feind, so wächst
hinter ihnen kein Gras."
„Mir haben Russen selbst erzählt," sagt die Dame, „daß sie, wenn ihre
eigenen Regimenter passieren oder ein Trupp Kosaken in einer Ortschaft Quartier
nehmen, aus dieser Ortschaft Frauen und Töchter wegschicken, die Geschäfte von
allem Verlockenden leeren." „Aber warum sollen wir sie überhaupt ins Land
lassen? Wir können ja hübsch ruhig bleiben."
In einem andern Winkel des Wagens: „Die ganze Macht der Deutschen
sind ihre Waffen. Während hier sieben Waffen auf jeden Soldaten kommen,
besitzt Rußland je vier Waffen für einen Soldaten; wir dagegen —"
„Haben zwei Soldaten auf eine Waffe," murrt der andere, und die Er-
örterung endigt in einem Gelächter. —
Ein alter Herr tritt in den Gang ans Fenster, an dem ein junger Mann
steht. „Da seh' ich sie wieder, die weißgetünchten Häuschen mit den faustgroßen

Fenstern, den Stroh- und Schilfdächern," sagt der alte Herr, wie zu sich selber. „Lange habe ich keine so armseligen Wohnstätten gesehen, wie die Behausungen unserer Bauern." „Bei uns treffen Sie so etwas nicht," entgegnet langsam der junge Mann. Der Alte sieht ihn erstaunt an.

„Aus welcher Gegend sind Sie denn?" — „Aus Siebenbürgen."

„Ich habe gehört, daß die ökonomische Lage bei Ihnen eine bessere ist als bei uns. — Ich kann es mir aber nicht erklären. Bei der Fruchtbarkeit unseres Landes, beim Mangel an Rechten und Freiheiten drüben bei Ihnen —"

„Rechte? — Wir besitzen alle, die wir brauchen, und — von den Freiheiten keine, die wir mißbrauchen können. Und was die Fruchtbarkeit betrifft, sichern soziale Einrichtungen und ein höherer Kulturgrad einem Volke mehr Wohlstand zu, als der Boden, der ihm — nicht gehört."

„Sie reden sehr merkwürdig, junger Mann! Ich — wir werden doch einem Goya und Lucaci mehr glauben —"

„So —? Der eine ist ein Dichter, der das, was er in seiner Phantasie für wahr hält, wirklich glaubt; der andere ist einer von den Hetzern, die Ihnen keinen Nutzen und uns Schaden bringen." —

Als die Kontrolle der Fremden stattfand, wurden die Rumänen aus der Bukowina auf der Polizei aufgefordert, zu erklären, ob sie rumänische oder österreichische Untertanen bleiben wollten. Als die Frage an eine alte Bäuerin gestellt wurde, erklärte sie feierlich: „Nicht um zehn Rumänen gäbe ich meinen Kaiser auf." — Eine Magd erwiderte schluchzend: „Ich sollte Kaiser und Vaterland verlassen?! Niemals! solange sie die Meinigen mit Gut und Blut verteidigen."

Eine Herrschaft redete einem Dienstboten zu, rumänischer Staatsangehöriger zu werden, da er hier im Lande seit Iahren lebe, Rumäne sei etc. — „Ia, aber wenn ihr gegen unsern Kaiser zieht? Ich werde doch nicht mit unseren Feinden befreundet bleiben."

Ein Soldat erhält seine Ausrüstung. Der Unteroffizier auf das Bajonett des Soldaten zeigend: „Damit werden Sie einige Deutsche erstechen." Der Soldat naiv zurück: „Oder Russen." —

Ein Holzfuhrmann zu einem Kaufmann, dem er Holz geführt hat: „Bitte um das Geld, damit ich meiner Familie wenigstens für die ersten paar Tage etwas zurücklasse. Die Zeitungen sagen, die Mobilisierung steht vor der Tür. — Nun werden mir wieder die Felder unbestellt bleiben, Frau und Kinder hungern können, wie vor zwei Iahren, als ich nach Bulgarien zog."

Kaufmann: „Dafür aber wird dein Land wieder um so und so viel größer sein."

Holzfuhrmann: „Und was werde ich — ich und meinesgleichen davon haben? Ich meine, wir alle, die die Familien hungernd zuücklassen, und die wir

gar nicht oder als Krüppel zurückkommen. Wir dachten damals, wenn wir ein Stück Boden erobern, werde man es unter die Bedürftigen von uns verteilen. Nun haben wir ein Stück Land gekriegt; aber kann man die Einwohner von dort niedermachen? Also bleiben wir doch nur mit dem bißchen, das wir haben, oder arm wie vorher. Warum sollen wir dann eigentlich unser Blut vergießen? Wenn der König und die Großen den Krieg wollen, damit sie über ein größeres Gebiet herrschen oder mehr Steuern einnehmen, so sollen sie mit den andern Königen und Großen fechten oder boren, bis es sich entscheidet, welcher der Stärkere und Geschicktere ist und von den andern ein Stück Land zu bekommen hat." —

In dem Gartenhof (— Empfangszimmer) bei einem Kleinstadtarzt sitzt auf einer Bank die Frau eines Synagogendieners neben andern Leidensgenossen. Man macht Politik. Die Synagogendienerfrau: „Neben der Synagoge wohnt der Amtsschreiber mit seinem Sohn, dem Herrn Leutnant. Bei schlechtem Wetter gehen sie durch den Synagogenhof, denn da haben sie den halben Weg. Sie sagen auch immer: guten Morgen! guten Abend! Vorgestern faßte ich mir Mut und fragte den Herrn Leutnant, wann der Krieg sein wird und mit wem. — Denn seitdem man meinen Mann zu den Übungen einberufen hat, lebe ich nicht vor Angst. So faßte ich mir Mut. — Er antwortete mir sofort: ‚Wann der Krieg sein wird, wissen wir noch nicht genau. Aber mit wem wir gehen, kann ich Ihnen sagen: Mit uns!'"

„Mit uns, d. h. vielleicht mit Österreich; denn dort sind sehr viele Rumänen," meinte eine Banknachbarin.

„Ich glaube, die Russen sind auch Rumänen," behauptet eine Patientin mit verbundenem Kopf.

„Eines weiß ich noch von meinem seligen Vater, daß der Kaiser Franz Ioseph aus dem Hause David stammt," flüstert einer. —

In einem Hause hat Karl, der Techniker der Stadt, die elektrische Klingel wieder hergestellt. „Ietzt wird sie tadellos funktionieren," sagt er dem Hausherrn, „denn ein Deutscher hat an ihr gearbeitet." Der Hauspatron runzelt die Stirn.

„Ihre vielgepriesene deutsche Arbeit — alles Schein, Mache — "

„Ihr Land und mein Namensvetter sind die besten Beweise, ob es Schein ist oder — echt. Wenn ich zurückdenke — ich bin seit fünfuuddreißig Iahren im Lande. Was ist aus Rumänien inzwischen geworden! Und stets deutsche Unternehmungen, deutsche Arbeit, deutsches Geld und deutsche Herrschaft. Meinen Sie nicht auch, es wäre undankbar —"

„Was wäre undankbar?! Wenn wir nach Siebenbürgen gehen, so ist es nur, um uns mit den Österreichern zu verbinden."

Karl sieht ihn betroffen, dann unruhig an: „Es fragt sich nur, wie weit

Sie kommen. ‚Nach Siebenbürgen führen manche Wege; aus Siebenbürgen wenige zurück, singen wir."
Der Hausherr ernst: „Ich habe einen Sohn, ich habe Brüder — glauben Sie mir, Karl, mein Morgengebet und Abendgebet lautet: Gott, erhalte uns den Frieden! Und laß keine der Mächte so sehr siegen, daß wir mit ihr oder gegen sie gehen müßten!"
Am heiligen Georg (23. April) wird bei einem wohlschmeckenden Mahl, guten Weinen, lebhaften politischen Diskussionen der Patrontag des Subpräfekten*) gefeiert. Der Sohn des Hauses wiederholt in einer Festrede alle Beweisgründe seiner Universitätslehrer**), daß Rußland seine Niederlagen nur dem Umstande zu verdanken habe, weil die Iuden im Lande so viel Rechte genießen. Wären in Rußland Patrioten, wie Herr Iorga und Herr Cuza, um das Reich vor der Gefahr zu warnen und das Volk aufzuklären, wer und was die Iuden seien, so hätte man lange vor dem Kriege statt der ausgeübten Milde und Duldsamkeit etwas mehr Strenge und Härte walten lassen, und die Iuden wären nicht zu der Höhe und Macht gelangt, auf der sie sich zum Unglück des Landes befinden. „Uns aber diene dies Beispiel der Unvorsichtigkeit zur Lehre! Ehe wir daran gehen, unsere äußeren Feinde zu bekriegen, müssen wir trachten, ihre Bundes- und Stammesgenossen bei uns im Lande auszurotten. Die Romanen und die Slawen sind nicht nur durch Blut, Sprache und Religion unsere Brüder, sie sind auch die alleinigen Europäer. Die Ungarn, Germanen, Türken und Iuden hingegen sind uns feindlich durch Abstammung, Sprache, Religion — und sind alle vier Asiaten. Darum hinaus mit ihnen nach Asien!" — Nachdem man die Rede mit Wein vertrunken, ergreift ein Gast das Wort: „Zur Rede unseres jungen Cicero möchte ich eins hinzufügen: Unserer Nation kommt es vor allem auf die Kultur an. — Und darum ist es uns lieber, mit den Kulturstaaten unterzugehen, als mit den Barbaren zu siegen. Belgien ist uns ein leuchtendes Vorbild! Wir sind das Belgien des Orients!"
Ein alter Herr steht auf: „Meine Herren, zwischen den Belgiern und uns besteht ein himmelweiter Unterschied. Die neun Kriegsmonate mit ihren Erfahrungen liegen dazwischen. Die Belgier wußten nicht, was wir wissen "
„Und dann ist Bessarabien größer und fruchtbarer," unterbricht ein Bojar, sich den Schnurrbart durch die Finger drehend.
„Wir lassen aber Transsnlvanien nicht," klopft der Student auf den Tisch.
„Ich mag die transsylvanischen Rumänen nicht; sie dünken sich so erhaben." —

") Der Herren N. Ioiga und A. Cuza.

Wilhelm Streit
vr. Wilhelm Streit:
Österreichs und Rußlands Beziehungen in der
Vergangenheit.
Der gegenwärtige Weltkrieg mit seinen lodernden Flammen sieht nicht nur
Deutschland und England zum ersten Male im ganzen Verlaufe ihrer Geschichte
im Kampfe widereinander, auch das Zarenreich und die habsburgische Monarchie
haben noch nie zuvor in wirklich ernstgemeinter Gegnerschaft ihre Kräfte gemessen.
Denn in den zweihundert Iahren, seitdem Rußland zur europäischen Großmacht
aufgestiegen ist, hat es mit Osterreich weit öfter und länger in friedlichen und
freundschaftlichen Beziehungen gestanden als in gespannten und feindseligen,
und ihre Heere haben wohl auf zahlreichen Schlachtfeldern in Sieg oder Miß-
geschick Seite an Seite gefochten, aber nur im Feldzuge von 1812 unter dem
Zwange besonderer Umstände die Waffen gekreuzt. So unvermeidlich die heute
im gange befindliche furchtbare Auseinandersetzung auf die Dauer auch gewesen
sein mag, die tatsächliche innerliche Gegnerschaft der beiden Mächte ist verhält-
nismäßig jungen Ursprungs und hat ihre verhängnisvolle Gestalt und Bedeutung
erst im letzten Menschenalter gewonnen.
Es verdient erwähnt zu werden, daß der erste Westeuropäer, der mit dem
Moskowitertum näher bekannt wurde und uns seine Eindrücke und Erfahrungen
überliefert hat, ein österreichischer Edelmann gewesen ist, Siegmund von Herber-
stein. Er besuchte in den Iahren 1516—1518 als Gesandter Kaiser Mari-
milians I. Polen und Rußland und weilte fast ein Iahrzehnt später noch ein
zweitesmal am Hofe zu Moskau. Seine 1549 veröffentlichten Iteruin Uoscu
v!t»ruiu eommvutarii, die 1557 auch deutsch herausgegeben wurden, sind
noch heute von hohem kulturgeschichtlichem Wert und Reiz. Als er den russischen
Staat kennen lernte, war dieser vor noch nicht langer Zeit erst durch Angliederung
der verschiedenen Teilfürstentümer an das Großfürstentum Moskau zu einer Ein-
heit erwachsen, und der kraftvolle Herrscher, dem dies gelang, Iwan I. Wasil-
jewitsch (14S2—1505), hatte auch das über zweihundert Iahre von den Russen
erduldete Ioch der Mongolen zu zerbrechen vermocht. Er und sein Sohn Wasili
waren die ersten, die den Titel Zar führten.
Das aufstrebende Reich geriet alsbald in langwierige Streitigkeiten mit
den Nachbarstaaten Polen und Schweden, da schon Iwan II. (1533—1584)
die nämlichen Ziele verfolgte, wie späterhin Peter der Große, die Festsetzung an
den Küsten der Ostsee. Ein Eingreifen der russischen Politik in die Verhältnisse
der weft- und mitteleuropäischen Länder, somit auch in die Geschicke der habs-
burgischen Besitzungen, war aber zu jener Zeit noch so gut wie ausgeschlossen,
da das polnische Reich machtvoll und in gewaltiger Ausdehnung Rußland im

Westen vorgelagert war und es von dem übrigen Europa völlig abtrennte.
Polens Übergewicht wuchs weiterhin noch mehr infolge der Wirren, die das Zarenreich nach dem Aussterben des Hauses Rurik heimsuchten, und erst in der zweiten Hälfte des 17. Iahrhunderts begann das Aufsteigen Rußlands, wo 1613 das Haus Romanow zur Herrschaft erhoben worden war, und das Herabsinken Polens von seiner Höhe, so daß schon Zar Alerei (1645—1676) alle früher an dieses verloren gegangenen Gebiete, u. a. Smolensk und Kiew, zurückerobern konnte.
Mit Peter d. Gr. (1682—1725) trat sodann die völlige Umwälzung in den Machtverhältnissen Nord- und Osteuropas, die Einfügung Rußlands in den Kreis der maßgebenden großen Staaten des Erdteils ein. Galten auch des ersten „Kaisers" von Rußland erfolgreiche Eroberungsbestrebungen in erster Linie der Gewinnung des Zugangs zur Ostsee, so hatte doch auch er schon seine Blicke ebenso nach Süden gerichtet und, freilich nur vorübergehend, im Kampfe gegen die Türken, die damals noch den gesamten Umkreis des Schwarzen Meeres beherrschten, die Hafenstadt Asow, an der Mündung des Dons, gewonnen. Unter seinen Nachfolgern aber wurde das Vordringen nach dieser Richtung der eigentliche Angelpunkt der russischen Politik, und damit trat diese in Wettbewerb mit Österreich hinsichtlich des Kampfes gegen den Halbmond und seiner immer weiteren Zurückdrängung.
Daß Rußland sich hierbei mit der Zeit zum letzten Ziele die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen setzte, war kaum verwunderlich, wenn auch das angebliche Testament Peters d. Gr., worin dies ausgesprochen wird, vermutlich erst zur Zeit Napoleons I. in Paris verfertigt worden ist. Indes bis zur Verwirklichung jener Absichten war zunächst noch ein weiter Weg, und erst der jetzige Weltkrieg würde, wie nicht mehr zweifelhaft ist, dem Zarenreiche den heißersehnten Preis einbringen, wenn er zu seinen und seiner Verbündeten Gunsten entschieden werden sollte, wofür ja die Aussichten glücklicherweise nicht allzu groß sind. Er würde in diesem Falle zugleich die Zertrümmeruug der habsburgischen Monarchie zur Folge haben, vor allem ihre völlige Verdrängung vom Boden der Balkanhalbinsel, womit dann Rußland allein die letzten Früchte einer weltgeschichtlichen Entwicklung ernten würde, in deren Verlaufe es doch lange genug mit Österreich Hand in Hand gegangen ist und gemeinsame Arbeit verrichtet hat.
Schon unter Peters d. Gr. Nachfolgerin Katharina I. (1725—1727) knüpften sich engere Beziehungen zwischen beiden Staaten. Ein 1726 abgeschlossenes Bündnis blieb längere Iahre in Kraft. Unter Anna I. (1730—1740) setzten die Höfe von Petersburg und Wien 1733 gemeinsam gegen Frankreich die Wahl des Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen zum Könige von Polen durch, und in dem daraus entspringenden sogenannten polnischen Erbfolgekriege sandte die Zarin 1735 dem Kaiser Karl VI. ein Hilfsheer gegen die

Franzosen zu, dem freilich Bayern den Durchzug verweigerte, und das infolge-
dessen, und weil bald darauf Friede geschlossen wurde, nicht mehr zur Mit-
wirkung gelangte. Ein Iahr später geriet Rußland mit der Pforte in Krieg.
Dem noch bestehenden Bündnis mit Rußland getreu beteiligte sich 1737 auch
Österreich daran, freilich mit sehr üblem Erfolge. Denn während die Russen
unter der Führung des kühnen und rücksichtslosen Feldmarschalls Münnich, eines
der vielen Deutschen, die an Rußlands Größe und Waffenruhm mitgearbeitet
haben, siegreich in Bessarabien und der Moldau vordrangen, erlitten die schlecht
geleiteten und ungenügend ausgerüsteten österreichischen Truppen in Bosnien
und Serbien wiederholte Niederlagen, und ein von den Grafen Wallis und Neip-
perg 1739 übereilt und ohne tatsächliche Vollmacht abgeschlossener Friede kostete
Österreich alle südlich der Save gelegenen Gebiete, einschließlich Belgrads, die
kostbaren Errungenschaften der glänzenden Taten Prinz Eugens. So allein ge-
lassen, bequemte sich auch Rußland zum Frieden ohne großen Gewinn.
Dieser nicht sehr rühmliche Ausgang des ersten Krieges, den die beiden
Reiche gemeinsam unternommen, blieb indes ohne schädigenden Einfluß auf ihre
Beziehungen zueinander. Vielmehr hielt auch unter der Kaiserin Elisabeth, der
1741 durch eine Palastrevolution zum Thron gelangten Tochter Peters d. Gr.,
die russische Politik an der Verbindung mit der habsburgischen Monarchie fest,
nachdem sich die Kämpfe, die Karls V7. Tochter Maria Theresia um den Besitz
ihrer Erbländer zu führen hatte, abgesehen von dem Verluste Schlesiens an
Friedrich d. Gr., mehr und mehr für sie günstig zu gestalten begonnen hatten.
So kam schon 1746 zwischen den beiden Herrscherinnen ein Schutzbündnis zu-
stande, das auch einen gegen das so plötzlich emporgestiegene Preußen gerichteten
geheimen Artikel enthielt. Als dann Rußland englische Hilfsgelder zugesichert
wurden, sandte es 1748 ein Heer von 37000 Mann ab, das sich mit den in
den Niederlanden gegen die Franzosen kämpfenden österreichischen und englischen
Truppen vereinigen sollte. Doch, wie dreizehn Iahre vorher, kamen die Russen
auch diesmal nicht mehr zu tätigem Eingreifen, da noch vor ihrem Eintreffen
der Friede zu Aachen den österreichischen Erbfolgekrieg beendete.
Desto stärker machte sich ein Iahrzehnt später Rußlands Mitwirkung an dem
Kriege fühlbar, in dem Preußens großer König seine Erwerbungen gegen halb
Europa zu verteidigen hatte. Der persönliche Groll der Kaiserin Elisabeth gegen
den spottlustigen Philosophen von Sanssouci und die Feindseligkeit ihres Kanzlers
Bestuschew gegen Preußen waren die Triebfedern für Rußlands Stellungnahme
auf seiten Österreichs. Dem engen politischen Aneinanderschlusse entsprach frei-
lich das militärische Zusammenwirken nur höchst mangelhaft. Der durch Laudons
Vereinigung mit Soltykow über Friedrich d. Gr. 1759 errungene Sieg bei
Kunersdorf blieb schließlich wegen der geringen Eintracht unter den Bundes-
genossen ergebnislos, und auch 1760 und 1761 gelangten Russen und Oster-
reicher — sie besetzten in jenem Iahre für kurze Zeit auch Berlin — in

Schlesien nicht zu übereinstimmendem Handeln und aufrichtiger gegen-
seitiger Unterstützung. Anfangs 1762 befreite dann der Tod der Kaiserin Elisa-
beth Friedrich d. Gr. von seiner gefährlichsten Gegnerin, und dies Ereignis
führte einen plötzlichen völligen Umschwung in der russischen Politik herbei. Der
neue Zar Peter III., Friedrichs feuriger Bewunderer, schloß alsbald Frieden und
weiterhin ein Bündnis mit Preußen, mit dessen Heer sich nun ein russisches
Hilfskorps vereinigte. Diesem blieb es indes erspart, auch tatsächliche Waffen»
hilfe gegen die bisherigen Verbündeten zu leisten, da nach dem baldigen Unter-
gange Peters seine auf den Thron erhobene Gemahlin Katharina, die deutsche
Fürstentochter aus dem Hause Anhalt-Zerbst, nur den Frieden mit Preußen be-
stätigte, im übrigen aber jeder weiteren Teilnahme am Kriege entsagte, der ja
denn auch in kurzem überhaupt zu Ende ging.

Während der langen Regierung Katharinas II. (1762—1796) ist das Ver-
hältnis Rußlands zu Österreich stärkerem Wechsel unterworfen gewesen. Der
Krieg, den das Zarenreich 1768 gegen die Türkei begann, rückte in seinem Ver-
laufe angesichts der außerordentlichen Erfolge der russischen Waffen einen Zu-
sammenstoß auch mit der habsburgischen Monarchie in Sicht, da diese eine zu
weitgehende Schwächung der Pforte nicht zugeben mochte, und sich im besonderen
dem Übergange der Moldau und Walachei — des heutigen Rumäniens — in
russische Hände mit begreiflicher Besorgnis widersetzte. Da Friedrich d. Gr.,
der seit 1764 im Schutzbündnis mit Rußland stand, zu erkennen gab, daß er
bei einer etwaigen Verwicklung auf dessen Seite treten würde, spitzte sich die
Lage außerordentlich zu, und es wäre wohl ein neuer europäischer Krieg aus-
gebrochen, wenn man nicht auf andere Weise einen Ausgleich der widerstreiten-
den Interessen gefunden hätte. Die seit einem Menschenalter und länger durch
ihre fortschreitende innere Zerrüttung zur völligen Ohnmacht verurteilte „Re-
publik" Polen wurde zum Opferlamm ausersehen, das der Erhaltung des euro-
päischen Friedens dargebracht ward, und mußte 1772 die verhängnisvolle erste
Teilung durch Osterreich, Rußland und Preußen über sich ergehen lassen, worauf
die Zarin 1774 der Pforte zu Kutschuk Kainardsche einen Frieden bewilligte, der
Rußland immer noch bedeutende Vorteile sicherte.

Das Auftreten Österreichs bei diesen Vorgängen hatte seine Wurzeln in dem
Einfluß, den Ioseph II., seit dem Tode seines Vaters Franz I. 1765 deutscher
Kaiser, auf die auswärtige Politik der Monarchie auszuüben begannn. Sein
unruhiger Ehrgeiz arbeitete jetzt auf eine größere Annäherung an Rußland hin,
doch fand er zunächst bei Katharina II. geringes Entgegenkommen. Noch an-
läßlich des bayrischen Erbfolgekrieges, des letzten, freilich wenig tatenreichen
Waffenganges Friedrichs d. Gr., zu dem er 1778 durch die auf Bayern gerichteten
Vergrößerungspläne Iosephs veranlaßt wurde, sah sich dieser einer feindseligen
Haltung Rußlands gegenüber, die ihn zur Nachgiebigkeit im Frieden zu Teschen
bewog. Bald danach aber trat eine Wendung ein. Eine 1780 erfolgte Zu-

sammenkunft der Zarin mit dem Kaiser in Mohilew und dessen sich daran-
schließender Besuch in Moskau und Petersburg führte zu einem Gedanken-
austausch, der Ioseph völlig in das Fahrwasser der gegen die Türkei gerichteten
Eroberungsabsichten Katharinas brachte. Ein im nächsten Iahre nach dem Tode
Maria Theresias abgeschlossenes Bündnis zwischen Osterreich und Rußland, dem
1785 ein Handelsvertrag folgte, die Unterstützung, die Katharina zur gleichen
Zeit dem auf Eintauschung Bayerns gegen die Niederlande abzielenden, durch
Friedrich d. Gr. wiederum vereitelten Plane Iosephs angedeihen ließ, eine aber-
malige Begegnung, die dieser mit der Zarin 1787 — damals spielten die berüch-
tigten Potemkin'schen Dörfer ihre Rolle — in dem neugegründeten Cherson hatte,
wo am Tore zu lesen stand: „Hier ist der Weg nach Konstantinopel" — das alles
waren fortlaufende Bekundungen gegenseitigen Einvernehmens.
So war es denn nicht überraschend, daß Osterreich, als noch im gleichen
Iahre die Pforte, an der Erhaltung des Friedens verzweifelnd, Rußland den
Krieg erklärte, auch seinerseits den Kanrpf gegen die Türkei begann. Er brachte
ihm anfänglich erhebliche Mißerfolge, doch wurden diese im Laufe des Iahres
1789 durch ruhmvolle Waffentaten Laudons in Serbien und des Prinzen von
Koburg — des letzten „Reichsfeldmarschalls" — in den Donaufürstentümern
wettgemacht. Auf diesem östlichen Kriegsschauplatze wirkten die russischen
Truppen unter dem genialen Suwarow mehrfach mit den Österreichern zusammen
und eroberten andererseits allein eine Anzahl befestigter Plätze in Bessarabien und
an der unteren Donau. Die Anfang 1790 eintretende Einmischung Preußens
und die durch Iosephs II. überstürzte Reformen in Osterreich hervorgerufenen
inneren Schwierigkeiten bewogen nach dessen Tode seinen Nachfolger Leopold II.,
obwohl er es verstand, der unsicheren und schwächlichen Politik Preußens unter
Friedrich Wilhelm II. mit Erfolg zu begegnen, 1791 mit der Pforte einen wenig-
stens nicht ganz gewlnnlosen Frieden abzuschließen. Die Zarin dagegen setzte
unbekümmert um alle Vermittlungsversuch« anderer Mächte den Krieg fort und
beendete ihn erst einige Zeit später unter erheblicheren Vorteilen.
Die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland verschaffte
Osterreich, wo seit 1792 Franz II. regierte, 1795 bei der dritten und letzten Teilung
Polens — an der zweiten 1793 waren nur Rußland und Preußen beteiligt ge-
wesen — noch einen beträchtlichen Gebietszuwachs. Das Wiener Kabinett be-
mühte sich seinerseits, das Zarenreich in den seit 1792 wogenden Kampf gegen
die französische Revolution hineinzuziehen. Katharina II. war auch nach längerem
Zögern willens geworden, Osterreich Hilfe zu leisten, indes ihr Tod (Nov. 179tt)
vereitelte fürs erste ein Eingreifen Rußlands, da ihr Sohn Paul I. anfangs
Österreich wenig günstig gesinnt war, so sehr er andererseits die Revolution ver-
abscheute. Als sich aber 1798 Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten an dem
Orden der Malteserritter, für den der mit romantischen Ideen behaftete Zar
eine besondere Vorliebe hegte, durch Wegnahme und Besetzung Maltas vergriff,

wurde Paul ein eifriger Teilnehmer an einem neuen Bunde gegen Frankreich. Dieser sogenannten zweiten Koalition gehörte in wunderlichem Verein neben England, Österreich und Rußland auch die Türkei an, die durch den französischen Angriff auf Ägypten an die Seite ihrer bisherigen bittersten Feinde getrieben worden war, und unter den Zielen, die sich die Verbündeten gesteckt hatten, befand sich auch die Wiedereinsetzung des — Papstes in seine ihm von den Franzosen geraubte weltliche Herrschaft.
Der im Frühjahr 1799 entbrannte Krieg sah also Russen und Österreicher — jene wieder geführt von dem greisen Suwarow — von neuem als Waffen-gefährten, diesmal in Italien, dessen Voden sie im Laufe des Iahres fast voll-ständig von den Franzosen säuberten. Doch erhoben sich bald unter den Ver-bündeten mancherlei Mißhelligkeiten, die zum Teil aus dem herrischen, schul-meisterlichen Verhalten Suwarows den österreichischen Generalen gegenüber, noch mehr freilich aus der engherzigen und selbstsüchtigen Handlungsweise des Wiener Kabinetts entsprangen. Da dieses in Italien allein zu schalten wünschte, wurde weiterhin den russischen Truppen die Eroberung der Schweiz als Aufgabe zu-gewiesen, und Suwarow vollführte im September seinen berühmten Alpenüber-gang dorthin über den St. Gotthard. Da aber das bei Zürich stehende zweite russische Heer, mit dem er sich vereinigen sollte, inzwischen eine völlige Nieder-lage durch die Franzosen erlitten hatte, mußte er sich mit seinen unzureichenden Streitkräften eines weiteren Vordringens begeben und zog sich, unter Ilber-windung unsäglicher Schwierigkeiten und ruhmvoller Abwehr feindlicher An-griffe, durch Graubünden und Vorarlberg auf deutschen Boden zurück. Diese Mißerfolge, sowie das gleichzeitige Fehlschlagen einer in Holland von einer eng-lisch-russischen Truppenmacht unternommenen Landung erbitterten den Zaren nicht minder, als die Haltung der österreichischen Regierung, die bei dem Kriege keineswegs, wie er, in erster Linie die Zurückführung der Bourbonen nach Frank-reich im Auge hatte, sondern durchaus eigensüchtige Ziele verfolgte. So trennte sich Kaiser Paul Ende 1799 von der Koalition, rief seine Truppen zurück und geriet weiterhin, wenn auch nicht zu Österreich, so doch zu England in völlige Feindschaft, indem er gegen dessen rücksichtslose Gewaltherrschaft zur See, die den neutralen Staaten genau wie heute die unerträglichsten Belästigungen be-reitete, eine bewaffnete Neutralität der nordischen Mächte ins Leben rief. Aber seine Ermordung im März 1801 wandelte die Verhältnisse wieder um. Sein Sohn Alerander I. gab den englischen Ansprüchen nach, und die Friedensschlüsse zu Luneville zwischen Frankreich und Österreich und zu Amiens zwischen Frank-reich und England brachten vom Frühjahr 1802 ab der Welt eine kurze Spanne Ruhe.
Aber dann kam das Iahrzehnt des napoleonischen Kaisertums mit seinem fast unablässigen Kriegsbrande. In diesem Zeitabschnitte schlossen sich schon 1805 Rußland und Österreich, von England wieder für den gemeinsamen Kampf gegen

seinen bedrohlichen Feind gewonnen, von neuem aneinander, freilich nur, um in
der Dreikaiserschlacht von Austerlit z so völlig zu unterliegen, daß Österreich sich
unmittelbar danach zu dem ebenso übereilten, wie harten Frieden zu Preßburg
verstand. Rußland dagegen blieb im Kriegszustande mit Napoleon und betätigte
dies Ende 1806 durch seine Unterstützung Preußens, konnte allerdings dessen
Niederlage bei Iena und Auerstädt und ihre Folgen nicht mehr gutmachen. Nach
dem Unglückstage von Friedland aber zog es Alerander I. 1807 vor, sich mit dem
korsischen Imperator auf guten Fuß zu stellen, während Preußen zu Tilsit die
schwersten Friedensbedingungen auf sich nehmen mußte. So in den Bann der
Gemeinschaft mit dem Weltbeherrscher geraten, die Rußland gestattete, 1808
Schweden Finnland zu entreißen, ließ sich der Zar im folgenden Iahre dazu
herbei, Napoleon bei dessen abermaligem Kampfe gegen Österreich durch ein
Hilfsheer zu unterstützen, das in Galizien einrückte, ohne freilich mit den früheren
Waffenbrüdern mehr als ein paar Schüsse zu wechseln. Umgekehrt sahen dann
die Russen nach dem Bruche mit Napoleon 1812 in der europäischen Völkerflut,
die dessen Fahnen folgte, auch 30000 Mann österreichischer Truppen unter
Schwarzenberg gegen sich, die in mehreren Kämpfen tapfer ihre Soldatenpflicht
erfüllten, im übrigen infolge ihrer Stellung auf dem äußersten rechten Flügel
der Katastrophe der „Großen Armee" ebenso entgingen, wie die Preußen unter
?)orck auf dem linken. Österreich, unter Metternichs Leitung die gewaltige Wen-
dung der Dinge geschickt benutzend, trat, nach Abweisung seiner Vermittlungs-
vorschläge durch Napoleon, dem Bunde gegen diesen bei, und auf einer Reihe
von Schlachtfeldern der Iahre 1813 und 1814 — Dresden, Kulm, Leipzig, Arcis
n. a. — erneuerte sich die Kampfgemeinschaft der Russen und Österreicher, diesmal
zugleich im Verein mit den Preußen.

Der Wiener Kongreß, auf dem nach Napoleons Sturz die Verhältnisse Euro-
pas neugeordnet wurden, drohte einen Augenblick wegen der polnischen und
sächsischen Frage Österreich an der Seite Englands und Frankreichs gegen Ruß-
land und Preußen in Waffen zu rufen. Aber dies Gewitter zog vorüber, und
an die nochmalige Niederwerfung des korsischen Imperators schlossen sich die
Zeiten der heiligen Allianz, in denen Österreich, mit Metternich an der Spitze,
und Rußland, wo bis 1825 Alerander I., dann Nikolaus I. regierte, gemeinsam
der Hort und die Stütze des reaktionären Systems waren, das nach Möglichkeit
alle freiheitlichen und selbständigen Volksregungen in Europa niederhielt, und
das erst in den Frühlingstagen von 1848 zusammenbrach, auch da noch nicht end-
gültig, indem in Deutschland, Österreich und Italien das alte Gefüge noch ein-
mal vorübergehend aufgerichtet wurde. Die herrschenden Kreise in Wien aber
erfreuten sich hierbei in besonderem Maße der Beihilfe Rußlands, denn Zar
Nikolaus lieh im Sommer 1849 dem jungen Kaiser Franz Ioseph, der die
ungarische Revolution nicht mehr bezwingen konnte, seine mächtige Unterstützung
zu ihrer Niederwerfung, und bei Vllagos streckte Görgey die Waffen vor den

russischen Truppen. Ungarn aber weiß wohl, warum es heut, nach 65 Iahren, bereit ist, für seinen greisen Herrscher gegen den Urenkel des Schildträgers der Reaktion bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen.
Politischen Dank hat freilich Rußland damals von Österreich nicht geerntet, das vielmehr wenige Iahre später, anläßlich des Krimkrieges, eine den West-mächten günstige Haltung einnahm und so mit dazu beitrug, daß nach dem Tode von Nikolaus I. sein Sohn Alerander II. 1856 in den Pariser Frieden willigte, der Rußland das schmerzlich empfundene Opfer auferlegte, auf Seegewalt im Schwarzen Meere zu verzichten. Dieser Beschränkung hat es sich erst entzogen, als 1870 die deutschen Siege gegen Frankreich die Weltlage völlig umgestaltet hatten, wobei ja die Rückendeckung durch Rußland, die Bismarck damals, wie schon 1866, Preußen zu sichern gewußt hatte, für die ungestörte Abwicklung der deutsch-französischen Auseinandersetzung von wesentlicher Bedeutung gewesen war. Indes, wenn nicht dem Kaiser Alerander II. selbst, so war doch weiten und einflußreichen Kreisen in seinem Lande die Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches im Herzen Europas und seine gewaltige Machtstellung alsbald ein Dorn im Auge. Der Panslawismus erhob in Rußland immer stärker sein Haupt und trieb den Zaren wenige Iahre nach der Dreikaiserbegegnung in Berlin, die ein länger dauerndes Einvernehmen zwischen Deutschland, Rußland und Öster-reich herbeigeführt zu haben schien, zunächst dazu, den Kampf gegen die Türkei aufs neue aufzunehmen unter der alten Fahne des Schutzes der christlichen Balkan-völker. In der Begegnung zu Reichstadt 1876 mit Kaiser Franz Ioseph wußte sich der Zar der Neutralität Österreich-Ungarns zu versichern gegen den Preis der künftigen Erwerbung Bosniens und der Herzegowina. Nach dem schwer errungenen, aber schließlich vollständigen Siege Rußlands über die Pforte, ordnete dann der Berliner Kongreß 1878 unter Bismarcks „ehrlicher Maklerschaft" die Verhältnisse des europäischen Südostens — wie bekannt, zur tiefgehenden Unzu-friedenheit und Verstimmung Rußlands, das nicht soviel erreichte, wie es bean-spruchen zu können glaubte. Sehr bald ward die Lage so, daß Deutschland schon 1879 zu der folgenreichsten Wendung seiner auswärtigen Politik schritt, zu dem Bündnis mit Österreich-Ungarn. Für dieses Reich aber wurde die kurz vorher vollzogene Besitznahme von Bosnien und der Herzegowina zum Ausgangs-punkt steigender Schwierigkeiten mit dem benachbarten Serbien. Vorübergehende Neigungen zur Verständigung mit der habsburgischen Monarchie, wie sie nament-lich unter König Milan längere Zeit vorhanden waren, änderten wenig an der Fortdauer einer mit allen Mitteln arbeitenden, im russischen Fahrwasser segelnden großserbischen Agitation, die dann in den letzten Iahren liebevoll von amtlichen Stellen unterstützt wurde, und die schließlich ihren schauerlichen Gipfel in der Mordtat von Serajewo am 28. Iuni v. I. erreichte. Indem aber Rußland, das eine Reihe von Iahren hindurch den Schwerpunkt seiner Ausdehnungsbestrebungen nach dem fernen Osten verlegt und erst nach dem Mißerfolg gegen Iapan und nach

der Revolution sich wieder entschiedener den Fragen des europäischen Südostens zugewandt hatte, in dem Konflikt des vorigen Sommers auf Serbiens Seite trat, hat es den Kampf entfesselt, auf den der Panslawismus von je hingesteuert hat, den Kampf um den ungeschmälerten Fortbestand der habsburgischen Monarchie. Gewagt hätte ihn freilich das Zarenreich wohl auch diesmal so wenig, wie in der 1909 an die Einverleibung Bosniens durch Österreich-Ungarn sich anschließenden Krise, wenn es nicht jetzt auf seiner Bahn zusammengetroffen wäre mit dem entschlossenen Willen Englands zu endlicher Abrechnung mit der ihm nicht mehr erträglich erscheinenden Machtentwicklung des deutschen Volkes.

Dr. Alfred Friedmann:

Franzosische Beleuchtung.

Kurz nach 1870 tauchten hüben und drüben kurze, bittere, aber auch heitere Geschichtchen vom bösen Kriege auf. Es gab scharfe Streiflichter auf Geschehnisse, die nicht zu verteidigen, nicht zu entschuldigen sind. Aber vieles schürte den Haß. Und das Feuerchen, das die Franzosen von 1871 bis 1913 schürten, ward 1914 zur verheerenden Flamme.

Ich kann mich nicht entsinnen, in der Literatur und Tagespresse Deutschlands auf Erzählungen gestoßen zu sein, in denen sich Deutsche ihrer Missetaten innerhalb Frankreichs Gefilden brüsteten. Vereinzelt tauchte im Anfang ein harmloses Geschichtchen auf, etwa wie Iäger sich eines ganz besonders merkwürdigen Abenteuers berichtend erlustigen.

Es verging dagegen kein Tag in Frankreich, ohne daß das „Petit Iournil" seinen Lesern eine ganz außergewöhnliche Roheit, gewöhnlich einer alten Frau oder eines brüchigen Mannes, auftischte und hinterlistige Mordtaten zu Akten des hohen Patriotismus stempelte.

In einem Buche Albert Verlys: „I^s Voucdsr" (Der Scheiterhaufen), Verlag von Paul Ollendorf, das von Ausfällen auf die Deutschen strotzt und unter anderem erzählt, ein preußischer Hauptmann habe Mutter und Schwester eines Franzosen erschießen lassen und sei dann zum Fenster (vor Angst) hinausgesprungen, als ein Franzose in Zivil mit einem Revolver vor ihm erschien, las ich folgendes artige Geschichtchen:

„Eine Patriotin. Besiegt; wir waren immer besiegt. Alles, außer der Ehre, war verloren. Ganz Frankreich stand schäumend vor Wut auf, stürzte sich auf den Eindringling, und doch fielen wir immer wieder, verfolgt von einem unerbittlichen Schicksal, Opfer von Fehlern und Unzulänglichkeiten, deren Urheber zu suchen hier nicht unsere Aufgabe ist.

Alfred Friedmann Französische Beleuchtung
Wieviel ungekannte Heldentaten in diesem schrecklichen Kriege. Wieviel
verborgene Aufopferung in einem Volke, welches sein Recht und seine Freiheit
bewahren will.
Wir alle haben geschaudert, wir alle sind ins Feld gezogen, die Frauen
selbst gaben große Beispiele von Mut und Hochherzigkeit.
Ich habe eine dieser Frauen gekannt, welche ihre Vaterlandsliebe sehr
teuer bezahlte. Sie verdient ihren Platz neben den Helden von gestern, die
gerächt werden sollen von de» Helden von morgen! (1915?)
Sie bewohnte allein einen Holzverschlag am Ende des Dorfes. Sie war
längst sechzig Iahre alt; sie lebte einfach und einsam; Mann und Kinder hatte
sie schon geraume Zeit durch eine Typhus-Epidemie verloren. — Eines Tages
kamen die Preußen. Die alte Frau hatte den größten Teil ihrer bescheidenen
Ersparnisse aus Patriotismus für unsere unglücklichen Soldaten aufgewendet. —
Man mußte nur sehen, mit welcher Sorgfalt sie diese beim Durchmarsch bediente,
wie sie es ihnen an nichts fehlen ließ, sie an ihren Tisch, an ihren Feuerherd
lud, ihnen alles gab, was ihnen das schwere Leben erleichtern konnte.
Aber bei der Ankunft der Deutschen kannte ihr Haß gegen den Feind keine
Grenzen. Sie lief unstet hin und her und sagte jedem, der es wissen wollte, sie
würde ihren Preußen töten. „Wären alle Frauen wie ich, so bliebe bald kein
Einziger dieser Verfluchten am Leben! Sie werden sehen, die alte Katharina
wird wie eine gute Französin zu handeln wissen!" —
Um acht Uhr abends war alles stille im Dorfe. Das Schweigen der
Landschaft wurde nur durch das eintönige „Ver äa?" unterbrochen. (Wendet
ein Franzose ein Fremdwort an, so schreibt er es falsch!) Es galt einer Pa-
trouille oder einem Offizier auf dem Rundgang. In dem Holzverschlage flammte
das Feuer, und die alte Katharine fachte es unter dem Kupferkessel an, der an
einem Haken hing. Ein preußischer Soldat, rittlings auf einem Stuhle sitzend,
wärmte sich den Rücken, während er eine leichte Tonpfeife rauchte. Er harrte
der Suppe.
Er kannte nicht ein französisches Wort, dieser Sohn Deutschlands; es war
ein Vieh (!), das nur an sein augenblickliches Wohlergehen dachte; er wärmte
sich, rauchte, würde essen.
Das Wasser sang seinen Sang im Kessel und die Alte schürte immerfort
das Feuer, dessen Flammen um das Gerät herumzüngelten; die Alte blinzelte
manchmal mit ihren grauen Augen, und ein geheimes Funkeln darin mischte sich
mit jenem des Herdfeuers. Sie sah nach dem Soldaten, der ihr stille rauchend
den Rücken drehte.
Plötzlich, nachdem sie sich die Hände mit Leinwandlappen umwickelt, faßte
sie den Fleischtopf bei den Henkeln und stülpte den — Hut von rückwärts
mit nervöser Gewalt auf den bloßen Kopf des Preußen. Der hatte gar keine

Zeit, einen Schmerzensschrei auszustoßen, er fiel wie eine tote Masse, getötet
von dieser furchtbaren, kochenden Wasserdouche auf das Gehirn.
Die Alte lachte teuflisch. Sie war glücklich über diesen Mord und ver-
brachte die Nacht bei ihrem Deutschen, sie suchte nicht einmal, ihn zu ver-
bergen. — Tags darauf fehlte der Soldat beim Appell und der Unteroffizier
kam an den Holzverschlag, ihn zu erfragen.
Er fand den Mann tot und die Alte ihre Suppe an der Seite des Leich-
nams verzehren. Sie wollte gar keine Auskunft geben, sich nicht verteidigen;
sie ließ sich ohne Protest auf den Dorfplatz führen und rief von den preußischen
Kugeln durchbohrt: „Vive In. Kranes!" — — —"
Wie viele Heldentaten, die unbekannt geblieben, müssen unsere Soldaten
vollbracht haben, um diese Franzosen zu besiegen. In solch kleinen Erzählungen
verrohter Empfindung, vertierter Anschauung aber bleiben die „ritterlichen
Gallier" immer Sieger. Es ist, als ob sie sich für die logische Niederlage
damit trösten wollten, vier bis sechs Feinde aus dem Hinterhalte erlegt zu
baben. Daß dieses „rauchende, hungrige Vieh" vielleicht an Vater und Mntter,
Heimat und Braut dachte, fiel Herrn Verl» und Herrn Ollendorf nicht ein, ob-
wohl die Franzosen mit dem Ausrufe: „Od ms, m^re!" noch heute Steine,
französische Steine, erweichen können.

Franktireur.

Im Iahre 1903 reklamierte der Franzose AlbertdeBlois — in seinem
Buche (und dessen Vorrede) „N«lßss au I'rau^ni»", (bei dem berühmten Ver-
leger so vieler gallischer Dichter, A. Lemerre, Passage Choiseul, Paris), das
Vorrecht der französischen Wallonen vor den Lothringern, zum Vater-
lande von 1792 zurückzukehren. Die drei Millionen Wallonen seien keine „Belgier",
so wenig, wie die „Flamen".
Er beschreibt den „Haß der Wallonen gegen die Unduldsamkeit und Dumm-
heit der Flämen"!
Und aus unzähligen Beispielen heraus, erzählt er nur einen Fall aus
dem napoleonischen Kriegsjahre 1814, vor Waterloo.
„Ich kenne einen Greis, wie diesen, der fast hundert Jahre später seine
Pflicht als belgischer Grenzwächter in der Nähe von Sedan erfüllte. Ieden
Abend, seine Flinte im Arm, schlich er sich an die Vorposten der Preußen heran,
und mehr als einmal gelang es ihm, die deutschen Schildwachen zu verwunden
oder zu töten!"
Dieser Franktireur aus den siebziger Iahren hatte Schule für 1914 gemacht.
Aber Herr Albert de Blois fährt fort:
„Ich empfinde für diesen Meuchelmörder eine Zuneigung und eine Sym-
pathie ohne gleichen. Wenn dieser Mann diese Zeilen liest, sage er sich wohl,
daß ich nie an ihn denke, ohne «ine zitternde Freudenempfindung! . . . Gewiß,

er hatte nichts Ritterliches, Episches, Theatralisches, als er sich, bleich, mit ge-
schlossenen Zähnen, klopfenden Herzens im Mondlicht an einen unglücklichen
Teutonen heranschlich, den er feig aus dem Hinterhalte zu morden suchte, jeden
Augenblick der Gefahr der sicheren Grenze zustrebend. Aber ... ich ehre und
achte diesen Mörder, er hat die Stimme der Natur gehört, und er folgte ihren
Befehlen! Ich danke ihm im Namen des wallonischen Volkes."

Diesen Wallonen wirft Herr Albert de Blois 1903 vor, sich nicht 1870 mit
drei Millionen Brüdern zu Frankreich, dem wahren Vaterlande, geflüchtet zu
haben.

Mit solchen Bildern und geschichtlichen Vorreden folgenden, aufreizenden
Romanen wurde die französische Volksseele 1903 genährt! Aber in dem ganzen
Werk Blois' zeigt sich der eingeborene Haß der Wallonen, Belgier und Franzosen
gegen die Engländer. Die wurden 1903 genau so geschildert, wie sie —
heute sind. Die Belgier von 1814 gaben ihnen den Spottnamen: Vmeerlab.

Es lohnt sich übrigens, den jetzt wohl nicht mehr beschaffbaren Roman zu
lesen, in dem noch einige Schurkereien und eine prachtvolle Schilderung der
Landschaft und Schlacht von Waterloo, Heldentod und traurige Liebe vorkommen.

Dr. E. Haendcke:

Alexander I. von Rußland.

(Schluß.)

Die Epoche, die sich von Tilsit bis zur Gründung der Heiligen Allianz
erstreckt, bedeutet den Höhepunkt in Aleranders Laufbahn. Sie entwickelte alle
in ihm schlummernden Fähigkelten, zehrte sie aber auch vollkommen auf. Zunächst
galt es die Wunden, die der Krieg Rußland geschlagen hatte, zu heilen und es,
wenn möglich, der Blüte entgegenzuführen. Wie zu Beginn seiner Regierung
nahm Alerander den Anlauf zur Ausführung großer Pläne. In Speranski, der
Novolssitzow ersetzte, hatte er den richtigen Mann zu deren Durchführung auch
gefunden. Das Reich sollte in Gouvernements, Arrondissements, Kantone ein-
geteilt und einer dem Geiste der Zeit entsprechenden Iustizgesetzgebung, sowie
einer Verfassung teilhaftig werden. Alle diese Projekte, teilweise mustergültig
von Speranski ausgearbeitet, blieben auf dem Papier. Dem Militärwesen
wandte Alerander größte Aufmerksamkeit zu. Der Friede von Tilsit bedeutete
nicht nur einen völligen Systemwechsel in der äußeren Politik, sondern auch
handelspolitisch. Der ökonomische Kampf gegen England war seine vornehmste

Bedingung. Dieser übte auf Rußlands innere Verhältnisse die übelsten und
in allen Schichten der Bevölkerung stark empfundenen Wirkungen aus: mit seiner
Getreideausfuhr auf England angewiesen, da damals alle umliegenden Nachbar-
staaten noch reine Agrarländer waren, mußten schwere Krisen bei plötzlicher
Unterbindung jeden Handels mit diesem Staat die notwendige Folge sein. Durch
das mit Napoleon geschlossene Bündnis wurde Alerander veranlaßt, sich tiefer
als je in die westeuropäische Politik einzulassen und sich einzumischen. Es war
demnach selbstverständlich, daß diese Verbindung mit Frankreich in ganz Ruß-
land ungern gesehen, ja verhaßt war. Die französischen Gesandten, Savary wie
Caulaincourt, betonen immer wieder, daß der Kaiser der einzige Träger dieser
neuen Politik sei. Letzterer schreibt an Napoleon*): „Sire, die Allianz Ruß-
lands mit Eurer Majestät und vor allem der Krieg gegen England haben alle
Vorstellungen dieses Landes umgestürzt, ja man kann fast von einer Änderung
des Glaubensbekenntnisses sprechen." (31. 12. 1807.) Wie ungünstig die
Stimmung dem Bündnis gegenüber war, hatte Caulaincourt so gut wie Savary
persönlich zu spüren gehabt: erst ein Befehl des Zaren öffnete der französischen
Botschaft einige Häuser der Aristokratie zum Verkehr. Aber nicht weniger feind-
selig war der Kaufmann, der Gewerbetreibende. Alerander verfehlte nicht des-
halb Caulaincourt den Rat zu geben, dafür zu sorgen, daß Rußland von seiner
Schwenkung einen greifbaren Vorteil habe. In einem anderen Berichte spricht
sich der Gesandte ganz unumwunden über die herrschende antifranzösische Richtung
aus: „Die öffentliche Meinung ist noch immer gegen das gegenwärtige System
des Herrschers und da diese, dem Namen nach despotische Regierung
sehr beeinflußt wird durch die öffentliche Meinung, die sie nicht leitet, so folgt
daraus, daß Eure Majestät, um das System zu stützen, den Souverain und das
Ministerium unterstützen müssen, die in Ihrem Sinn marschieren." Wie eine
Warnung an Napoleon liest sich eine Charakterschilderung Aleranders: „Der
Kaiser hält seine Hartnäckigkeit für einen Beweis von Stärke", und später „der
Kaiser ist mißtrauisch und seine Offenheit nur Schein, wie bei allen Leuten,
deren Charakterstärke nur gering ist, ist es sehr schwer in seinen Gedankengang
einzudringen, ist einmal sein Argwohn rege geworden." Und dieser Fall trat
viel früher ein, als Caulaincourt oder Napoleon ahnten. In Tilsit hatte Napo-
leon dem neuen Freund die Fata Morgan» der Aufteilung der Türkei und einer
Art gemeinsamer Weltbeherrschung vor die leicht entzündliche Phantasie gezaubert.
Mit Feuereifer ergriff Alerander diese glänzenden und weitausreichenden Pläne,
die Napoleon indessen einer ferneren Zukunft überlassen wissen wollte. Ihm
schien es schon zuviel, wenn Rußland sich außer Finnland, das es sich erst erobern

*j <3r»ncl äue Nicol»s UiKu»i!tnviton: Iß» rewtwn« äiplomntiqu«s cl« I» Nus»i«
«t 6« l» Krane« cl'sprs» I«s rappoN« 6«« »mbäL»aäeurs ä'^I«x»när« «t 6o 5?»po!6on
1808—1812. 8t. p«t«r«baure 1905.

mußte, Moldau und Walachei angliederte, ohne daß Frankreich ein Aequivalent
in Schlesien erhielt. Diese Forderung Schlesiens und das Stehenlassen fran-
zösischer Armeen in Preußen und Polen mögen die ersten Regungen des Miß-
trauens in Alerander wach gerufen haben. Dieser bestritt Caulaincourt gegen-
über, daß jemals von einer solchen Kompensation die Rede gewesen sei in Tilsit,
und zeigte sich sehr unangenehm berührt von der veratorischen Art der Aus-
legung des Tilsiter Friedens Preußen gegenüber. Schlesien im Besitze Frank-
reichs erschien ihm eine Bedrohung Rußlands: „Ihre Position, ich sage es Ihnen
grade heraus, wäre eine für mein Land bedrohliche. Soviele starke Plätze, die
Nachbarschaft des Herzogtums Warschau, wo immer noch der Marschall Davout
ist, alles dies würde Ihnen eine Stellung gewähren, die jedermann hier beunruhigen
würde", sagte er schon am 9. Ianuar 1808 dem französischen Botschafter. Machte
er so aus seiner Mißstimmung und seinen Ansichten keinen Hehl, seine eigentliche
Meinung wußte er vollständig zu verbergen. Während er Sauary, Caulaincourt
und Napoleon mit Liebenswürdigkeiten überhäufte und von seiner unentwegten
Gefolgschaft zu überzeugen wußte, stand sein Sinn nach Vergeltung schon in den
ersten Stadien dieser neuen Freundschaft, dieses „Vertrauens ohne Grenzen in
Kaiser Napoleon." Aus Erfurt brachte er die Überzeugung mit, daß Napoleon
nicht den Krieg in Spanien und zugleich einen Feldzug gegen Rußland*) führen
könne, zugleich wohl auch die Ansicht, daß auch die schönen türkischen Pläne der
Vergangenheit angehörten. Er fühlte sich sicher und ernüchtert. Indessen war
seine Furcht noch so groß vor dem militärischen Genie Napoleons, daß er ihm
seine Schwester Katharina zur Gemahlin gegeben hätte, auch gegen den Willen
seiner Mutter, wenn dieser in Erfurt um sie angehalten hätte. Denn Gründe zur
Verschleppung, wie für die viel jüngere Schwester Anna, um die Napoleon dann
wirklich sich bewarb, gab es für sie nicht. Der Briefwechsel der Kaiserin-Mutter
Marie mit ihrer in Twer residierenden, an den Herzog Georg von Oldenburg ver-
heirateten Tochter Katharina, die über ihre Gespräche mit dem Kaiser berichten,
enthüllen deutlich Aleranders Ansichten und Absichten. Sie berichtet in dem Brief
datiert 24. Dezember 1809, daß der Kaiser auf ihre Frage, ob Rußland einen
Krieg finanziell aushalten könne, geantwortet habe: „Nein, es bedürfte außer-
gewöhnlicher Anstrengungen. Unsere Linie ist ohne Verteidigung, wir haben nicht
eine Festung auf dieser Seite, was die Streitkräfte anlangt, so habe ich 200 000
Mann auf dieser Linie. Ich gestehe Dir, daß ich nicht an einen sofortigen Krieg
mit diesem Mann glaube im Falle der Weigerung, aber er wird nur aufgeschoben
sein bis nach Beendigung der spanischen Dinge. Ich bin der Meinung, ob
diese Heirat stattfindet oder nicht, daß der Krieg doch folgen wird, gegen ihn oder
für ihn, denn er wird uns hineinziehen in seine Absichten gegen die Pforte, und
wir werden sozusagen helfen müssen, Mächte emporzuheben, deren Nachbarschaft

') Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807—181b. V». I. Leipzig, S. Hirzel.

für Rußland gefährlich sein wird; und kämpfen wir gegen ihn, so heißt das uns
dem Unglück aussehen, wie wir es schon zweimal zu fühlen hatten. Die voll-
kommene Unterbrechung des Handels ist ein solches Übel für den Staat, daß seine
Fortdauer uns zwingen könnte, diese Fessel abzuwerfen, denn der Staat kann sie
nicht länger tragen. Dieser Moment wäre gleicherweise kritisch und könnte uns
zu einem Krieg gegen ihn nötigen, wenn er sich dem widersetzt.
Der Kaiser hat mir gesagt, daß, wenn Gott ihm noch 5 Friedensjahre ge-
währte, er im Besitze von 10 Festungen wäre und seine Finanzen instand gesetzt
hätte."
Diese Ausführungen der Kaiserin-Mutter zwingen zu dem Schluß, daß
Alerander viel früher, als man bisher annahm, auf einen Krieg mit Napoleon
rechnete und sich für diesen rüstete. Begreiflich genug, daß ihm noch unwill-
kommener vielleicht als Napoleon selbst der Krieg 1809 war und daß er alle seine
Mittel dafür einsetzte, um Friedrich Wilhelm III. von der Teilnahme abzuhalten.
Denn in Österreich wie in Preußen sah er seine Bundesgenossen, deren Schwächung
oder gar endgültiges Verschwinden aus der Reihe der Mächte er als eine durch
nichts gutzumachende Stärkung der Position Napoleons ansah. Sein Wort an
Schwarzenberg, daß er nur einen Scheinkrieg führen werde, hat er ehrlich gehalten.
Um so volltönender waren die Betonungen der Bundesgenossenschaft Caulaincourt
gegenüber. Etwa: „06usr»I, on pent eompter »ur moi; I» mauitzre
llout, j« ul'expliljue eu ?»t I«, preuve." Napoleon war mit Recht tief ver-
stimmt über die Haltung Rußlands und schloß den Frieden von Schönbrunn,
ohne irgendwelche Rücksicht auf dieses. Alerander vermerkte wiederum diese
völlige Beiseiteschiebung und nicht weniger die Überlassung Galiziens an das
Großherzogtum Warschau schwer. Weder er, noch sein Kanzler Rumantzoff
machten aus ihren Befürchtungen ein Geheimnis. Der letztere sagte zu Caulain-
court: „Um eine Restitution Polens zu verhindern, sage und wiederhole ich,
Herr Botschafter, werden wir unseren letzten Mann opfern, ja nnser Hemd ver-
kaufen." Und als Antwort gewissermaßen auf eine Äußerung Napoleons sprach
Alerander seine Ansicht mit starker Betonung aus: „Kaiser Napoleon täuscht
sich darüber, die Welt ist nicht groß genug, um uns zu verständigen, wenn von
einer Wiederherstellung Polens die Rede ist." Die Ereignisse gingen ihren Gang
der Katastrophe entgegen. Napoleon heiratete die österreichische Kaiserstochter,
was allgemein als eine Niederlage Rußlands aufgefaßt wurde, verweigerte die
Ratifikation eines Polen betreffenden, von Caulaincourt abgeschlossenen Ver-
trages, annektierte die Hansastädte und das Herzogtum Oldenburg, dessen Regent
doppelt verwandt war mit dem russischen Kaiser, verschärfte die Kontinental-
sperre und forderte Rußland zu gleichem Vorgehen in dieser Richtung auf.
Alerander erließ einen Ukas, der die französischen Waren traf und zugleich die
Kontinentalsperre nahezu illusorisch machte, und verstärkte seine Machtmittel.
Außerdem warb er um Bundesgenossen, indem er meisterhaft intriguierte und

Napoleon überall zu diskretieren suchte.*) Vor allem sucht« er mit allen Mitteln Österreich zu gewinnen. Durch den in Petersburg beglaubigten Grafen St. Iulien läßt er als Preis für die Bundesgenossenschaft bieten „Walachei, Moldau bis zum Sereth und außerdem die Zustimmung zur Besetzung Serbiens." Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, wurde mit Erfolg umworben, in Wien, in Konstantinopel, in den böhmischen Bädern waren die Agenten Rußlands tätig. Der äußere Schein wurde strenge beobachtet, deshalb auch keine offizielle Annäherung an England gesucht. Aber immer und immer sprach Alerander es aus, er fürchte, daß Napoleon, sobald es ihm gut dünke, ihn angreifen werde, daß er selbst unter keinen Umständen sich zu einem solchen Schritte verstehen werde. Auf die Frage St. Iuliens, wohin ein solcher Zustand führen solle, antwortet er nur: „Wer kann das wissen, es wird so gehen, wie die Vorsehung es will."

Zu den vielumstrittenen Fragen des napoleonischen Zeitalters gehört auch diese, wen die Schuld an dem Ausbruch des Krieges von 1812 treffe. Sie trifft nicht den Kern des Problems, da ihre Beantwortung nur klarlegt, wer faktisch den Krieg eröffnet hat. Es handelt sich aber um die Feststellung, wer die Verantwortung für den Krieg in seiner Entstehung auf sich zu nehmen hat. Es wird nur wenig Kriege, auch unter den sogenannten Kabinettskriegen, geben, die lediglich dem Willen eines Einzelnen, einer Partei und nicht großen, ja Lebensinteressen, die zum mindesten den Zeitgenossen als solche erschienen, ihren Ursprung verdanken. Das gilt auch von 1812 Welche Interessen waren es nun, die den Krieg unabwendbar machten? Kurz gesagt: Rußland fühlte sich in seiner handelspolitischen und politischen Eristenz durch Frankreich bedroht. Es ist schon erwähnt, daß die Kontinentalsperre der russischen Volkswirtschaft schwere Wunden schlug, sowie daß die polnisch« Frage große Beunruhigung bei Kaiser Alerander und seinen Staatsmännern hervorbrachte. Der russisch« Kaiser hatte, wie bereits ausgeführt, aus seiner Mißstimmung, ja seiner ernsten Sorge kein Hehl gemacht: immer wieder hatte Caulaincourt zu hören bekommen, daß nur eine Ordnung der polnischen Angelegenheiten der Allianz Dauer verleihen könne, und sogleich hatte er diese Aussprüche des Kaisers und des Kanzlers mit Berichten über die Stimmung Rußlands in diesem Punkte Napoleon mitgeteilt. Was hatte nun dieser getan, um diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen? Alles, was irgend in seinen Kräften stand. Wie er selbst in seiner klaren Art Verhältnisse und Menschen zu durchschauen über die polnische Frage dachte, zeigt seine Anrede**) an die Deputation der galizischen Polen am 3. August 1809, im Schlosse Schönbrunn, auf die vom Grafen Potocki vorgetragene Bitte um seine Protektion auch für das

*> ^. Vanöal, Kapolson «t ^I«xlmär« I. ^'»lüance rus»e »ous l« pr«mier «mpir«,

"j 8upp!sment i> !» eorr«Lpon<j»uc:« 6« K»poleon I. I/smp«r«ul «t l» kolossn«. ?ari» 1908.

alte Galizien. Er sagte u. a.: „Rußland weiß genau, daß es nur durch Polen
angreifbar ist." „Denn wenn ich Kaiser von Rußland wäre, ich würde niemals
auch nur der geringsten Vergrößerung des Herzogtums Warschau zustimmen,
im Gegenteil, ich würde 10 Iahre kämpfen, bis es zerstört wäre, wie ich mich
mitsamt meinen zehn Armeen töten ließe, um Belgien zu verteidigen. .... Von
diesem Standpunkt aus kann ich es Rußland nicht verargen, daß es mich in diesem
Feldzug nicht besser unterstützt hat .... es liegt auch nicht im Interesse Ruß-
lands, Ihre Vergrößerung günstigen Auges zu betrachten. Frankreich kann sich
auch nicht verbindlich machen, für Sie einen Krieg zu führen, man müßte 100 000,
ja 150 000 Mann schicken." „Ich weiß wohl, daß eine Wiederherstellung Polens
Europa das Gleichgewicht geben heißt, aber ohne einen Krieg mit Rußland läßt
sich dieses Gleichgewicht nicht wiederherstellen, und Sie wissen ganz genau, daß
Rußland nur dann beistimmen wird, wenn es durch völlige Zerschmetterung seiner
Armeen dazu gezwungen ist." „Ich will keinen Krieg mit Rußland, solange es
sich nicht in meine Angelegenheiten in Spanien, Portugal, dem Kirchenstaat
einmischt." „Ihnen einen französischen Prinzen geben? Das bedeutete einen
nordischen Krieg, das wäre eine Unklugheit für Frankreich nur daran zu denken.
.... kurz meine Herren, ich will mir nicht einen ewigen Krieg mit Ruß-
land auf den Hals ziehen." Unumwundener kann man sich nicht aussprechen,
klarer die Gründe eines Gegners nicht erkennen und würdigen. Dieser Einsicht
trug Napoleon Rechnung, als er sich 1810 bereit erklärte, eine Konvention mit
Rußland abzuschließen, deren wichtigste Punkte bestimmten, daß Napoleon in
keiner Weise weder direkt noch indirekt Bestrebungen zur Herstellung Polens
unterstütze, daß von den Vertragschließenden, auch vom König von Sachsen,
das Wort Polen und polnisch in öffentlichen Urkunden und Akten künftig nicht
mehr gebraucht werden dürfe, daß die Vertragschließenden, auch der König von
Sachsen nicht, keine polnischen Orden mehr verteilen und daß nach dem Tode der
jetzigen Inhaber die Orden als aufgehoben gelten sollten. Alerander taten diese
Versprechungen aber noch nicht genug: er verlangte eine glatte Verpflichtung,
daß Polen nie wiederhergestellt würde (5 ee «zue le ro^anme cke ?«Io3n«
Q« »er» jaiuili» r6tabli), daß das Wort Pole und Polin in keiner öffent-
lichen Urkunde mehr gebraucht werden dürfe, daß die polnischen Orden als abge-
schafft gelten sollten. Napoleon wies diese Zumutungen mit Recht als eine
Beleidigung zurück. Zu dem Fürsten Aleris Kurakin, dem Spezialgesandten des
Zaren zur Hochzeitsfeier mit Marie Luise von Österreich, sagte er: „Französisches
Blut wird nicht für Polen fließen, ihre Sache ist nicht die Frankreichs, aber es
soll auch nicht gegen dieses unglückliche Volk vergossen werden: es hieße mich
doch zu tief erniedrigen, diese oder eine ihm ähnliche Verpflichtung einzugehen."
Die persönliche Note in dem Gegensatz zwischen den beiden Herrschern
brachte die Besetzung des Herzogtums Oldenburg durch Napoleon. Alerander
entstammte demselben holsteinischen Hause, zudem war der Sohn des Regenten

Herzogs Peter, Georg, sein Schwager als Gatte seiner Schwester Katharina und residierte hochgeschätzt von ihm in Twer. Napoleon behauptete den Rechtsgrund für sein Vorgehen in der Nichterfüllung seiner Pflichten als Rheinbundsfürst seitens des Oldenburgischen Herzogs zu haben. Alerander, der sich doch schon 1804 in der Instruktion des als Gesandten für London bestimmten Novolssitzow für Schiedsgerichte begeistert hatte, erklärte die Besetzung Oldenburgs für eine persönliche Beleidigung und Napoleons Behauptungen für Ausflüchte. Vergeblich bot dieser Entschädigungen an, er erhielt darauf so wenig eine Antwort, wie in der polnischen Frage, nachdem der Abschluß des angeführten Vertrages gescheitert war. Napoleon machte aus seiner Empörung darüber dem Kurier des Zaren, dem Oberst Tschernitscheff, der unter dieser Maske die Geschäfte eines Spions besorgte, kein Hehl und sagte ihm noch am 20. Februar 1812: „Sind wir denn in seinen (Kaiser Aleranders) Augen so verächtlich, daß er uns weder einer Antwort, noch einer Aussprache für würdig hält? Seit fast 15 Monaten bemühe ich mich darum, daß man dem Fürsten Kurakin (dem russischen Botschafter in Paris) Instruktionen schickt. Man hat jedoch nichts getan." In Wilna traf Napoleon noch einmal ein Abgesandter Aleranders, General Balaschoff, der ihm mitteilen sollte, daß Kurakin ohne sein Vorwissen seine Pässe verlangt habe, daß eine Verständigung noch möglich sei, wenn er das besetzte Gebiet räume. Napoleon antwortete diesem auf die unwahrscheinlichen Ausreden: „Wie kann Kaiser Alerander behaupten, daß er den Krieg nicht begonnen hat? Habe ich ihn nicht seit 18 Monaten um eine Aussprache gebeten? Ich habe weder eine Aussprache, noch eine Antwort erlangen können! War es nicht Ihr Gesandter, der mir ein Schreiben des Ministeriums überreichte, in dem stand, wenn ich eine Erklärung wünschte, müßte ich zuerst alle meine Truppen aus Preußen zurückziehen. Schreibt man so an Herrscher, die man achtet, mit denen man keinen Krieg haben will? Ich glaube, so etwas haben Sie nicht einmal an den kleinsten Hof von Europa geschrieben. Auch nicht an Schweden. Und der Hof von Frankreich hat noch nie ein solches Schreiben erhalten. Habe ich dem Fürsten Kurakin nicht gesagt, er solle diese Bedingung ändern, denn sie sei unannehmbar. Trotz alledem, mein Herr, legt er mir ihn 2 Tage später mit noch anderen vor, und diesmal steht der Artikel an der Spitze von allen. Sind Sie es nicht, die als erste begonnen haben zu rüsten? Und ist Ihr Kaiser nicht der erste gewesen, der bei der Armee eingetroffen ist? Ich habe schon einmal meine Truppen aus Preußen zurückgezogen, aber dies von mir durch eine Note zu fordern, ist beispiellos . . . .*)" Mit dieser Art Friedensliebe glaubte Alerander ungestraft einem Mann begegnen zu dürfen, von dessen bumeur trtz» iraseidle er oft genug sparch, einem Feldherrn, dessen oberster Grundsatz, wie er wußte, die Offen-

*> ^. Vknä»I, Kapolson «t ^lexansr« I^r. 1^'aIÜHno« ru»5« «ous le promier «moir«.

sive war. Nein, so naiv war Alerander nicht, aber er wollte seinem Gegner das Odium des Friedensbruches zuschieben. Und das ist ihm über Erwarten geglückt. Schon im November 1809 konnte St. Iulien nach Wien berichten*), daß Alerander über England, das Österreich in den Krieg getrieben habe, sehr aufgebracht sei, daß es viel besser gewesen wäre, wenn man Napoleon sich in dem verderblichen spanischen Krieg hätte schwächen lassen. Schon zu Anfang des Iahres 1811 kann der Gesandte berichten, daß Alerander bestimmt glaube, von Napoleon angegriffen zu werden, daß er unter keinen Umständen abrüsten und daß er keine Entschädigung für Oldenburg haben wolle. Er werde aber seinerseits nicht angreifen. Er hoffte auf die Spanier, auf die Unzufriedenheit der französischen Armee und auf „irgend ein chimärisches Ereignis, das ihn von seinem furchtbaren Gegner befreit." Er mißtraut der angebotenen österreichischen Vermittlung, die alle die geheimen Regungen eines schwachen Charakters aufdecken könnte, der in einem seltsamen Widerspiel mit einer außergewöhnlichen Hartnäckigkeit verbunden ist. Um dieselbe Zeit schreibt er seiner Schwester Katharina: „Es erscheint mir vernünftiger, die Heilung zu erwarten von dem Unglück dieser Zeit und seiner Größe selbst, denn ich kann mich nicht losmachen von der Überzeugung, daß dieser Zustand der Dinge nicht andauern kann, daß die Leiden in allen Klassen in Deutschland wie in Frankreich so große sind, daß sie der Geduld ein Ende machen müssen Ein Sterblicher soll sich nicht vermessen zu prophezeien, doch habe ich die Überzeugung, daß dieser Zustand der Dinge auf die eine oder die andere Weise sich ändern muß**)." Erinnert man sich der Antwort auf die Frage St. Iuliens, wohin der Zustand, der die Dinge an sich herankommen läßt, führen solle, so wird man das erste Aufleuchten des Mystizismus wahrnehmen, der später den Kaiser ganz gefangen nehmen sollte. Nach den vorstehenden Ausführungen wird man Napoleon nicht mehr als eigentlichen Urheber des Krieges 1812 bezeichnen dürfen, sondern Alerander. Zum mindesten wird man sagen können, daß er nicht einmal die Versuche seines Gegners, die einer friedlichen Verständigung entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, der geringsten Unterstützung würdigte. Es ist sehr charakteristisch, daß St. Iulien in einem Bericht geradezu sagt: „was der Kaiser tun wird, wenn Napoleon nicht auf seinem Willen beharrt, ist unklar." Ob der Krieg sich überhaupt hätte vermeiden lassen, diese Frage zu untersuchen, ist nicht mehr Sache der Geschichts-

*> Nranä äuo Nicol»« UlKuailowiton: I^'«mp«l«ur ^l«xanär« I«l. l!s5ai 6'6tu6« nistoriczu«. 8t. k«t«r^dour^' ülanukactur« ä«» p»pi«r» 6« I'Ntat 1912.

**> <3r«m6-cluo NioolilZ HliKKallomtoK: dorr«sponäane« cl« I'«mp«r«ur ^I«xancir« I" ^v«o »a so«ur I» ssrauä« äuok««»« datnsnn«, prine«s»« 6'OIä«nbour^, pui» r«in« Ä« ^Vurtt«mb«rz 1805—1818. Orns 6« uuit plauen«» «t ä« 2 kao»imil«» Ä'autozrapK«». l!n 6sp5t a pari» od«l Klauli, ^o?ant «t lli«. p«t«rsdoulA ^lanu» laotur« 6«3 paoi«r« H« l'Ltat. 1910.

schreibung. Zweifellos trugen zu der Haltung Aleranders, die zum Ausbruch führen mußte, noch die Imponderabilien bei, wie die Begeisterung des Volkes für den Krieg, der Einfluß Englands, nicht zuletzt die persönliche Stimmung des Zaren Napoleon gegenüber. Bezeichnend ist sein Wort nach der Einnahme Moskaus durch jenen: „Napoleon oder ich! Ich oder er! Wir können nicht zusammen herrschen. Ich habe ihn durchschauen gelernt, er wird mich nicht mehr täuschen." So spricht verletzte Eigenliebe. Er hat seine Abneigung, ja Haß gegen Napoleon nie verloren, sondern nur abgedämpft, solange er glaubte, mit und durch diesen eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Als er merkte, daß dieser nicht im Ernst daran dachte, die Welt mit ihm zu teilen, in keiner Weise, flammte der alte Haß mächtig empor und tat das Seine zum Ausbruch dieses furchtbaren Krieges. Und eben dieses Moment brachte ihn'dazu, den Krieg über die Grenzen zu tragen, entgegen den Interessen Rußlands, wie seine Historiker noch heute, seine Zeitgenossen schon damals behaupteten, lediglich zum Vorteil Westeuropas. Welche Stimmung noch heute in diesem Punkte Alerander gegenüber herrscht, zeigt deutlich die Bemerkung seines Biographen, des Großfürsten Nicolaus Mikhailowitch: dieser Krieg habe jeden Patriotismus in dem Kaiser erstickt. Daß damals das Urteil kein anderes war, ist bekannt. Die Ursachen mögen freilich sich gewandelt haben. Die führenden russischen Schichten wollten sich mit Rußland begnügen, dieses wollten sie heben und ihm eine bodenständige Kultur verschaffen. Schrieb doch des Kaisers Freund und glühender Verehrer Professor Parrot in Dorpat an diesen: Peter der Große sei das größte Unglück für Rußland gewesen, denn er habe es aus den Bahnen seiner natürlichen Entwicklung gerissen und ihm völlig unvorbereitet eine wesensfremde Kultur aufgepfropft. Er möge nicht in dessen Bahnen wandeln. Diesen Kreisen war auch Aleranders Verhalten gegen die Polen, die sie haßten und fürchteten, ein Dorn im Auge. Bei den heutigen Beurteileru des Verhaltens Aleranders im Iahre 1813 scheint der Haß gegen die Deutschen das Hauptmotiv für ihre Verurteilung zu sein. Gerade in der mehrfach angezogenen Biographie des Großfürsten kommt dieser ganz unverhüllt zu Worte, auch gegen die baltischen Deutschen. Seltsam sticht davon ab eine ebenso offene wie große Bewunderung Bismarcks. Tatsächlich läßt sich nicht leugnen, daß ohne das persönliche Eingreifen Aleranders an ein Gelingen der Erhebung, an einen Anschluß Preußens und später Österreichs nicht zu denken gewesen wäre. Dauerte es doch ohnehin fast 2 Monate, ehe Friedrich Wilhelm III. zu einem festen Entschluß sich aufraffen konnte, und mehr als 7 Monate, ehe Österreich gewonnen war. Während des Feldzuges und besonders beim Friedensschluß kam die überragende Macht des russischen Kaisers voll zur Geltung: er war es, der Frankreich die günstigen Bedingungen und Napoleon Elba verschaffte. Die Kongreßzeit, die zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden lag, hatte England und Österreich Gelegenheit gegeben, sich eine höhere Geltung zu ver-

schaffen und den Einfluß Aleranders zu vermindern, zumal russische Truppen
weder bei Ligny noch bei Waterloo mitgefochten hatten. Er hatte nur das eine
Ziel ganz erreicht: seines großen Gegners Macht war vollständig zertrümmert
und dieser selbst wie ein Prometheus auf die ferne Insel St. Helena im Ozean
verbannt. Seinen anderen Plan, ganz Polen in seine Hand zu bringen, konnte
er nicht durchsetzen: gleichwohl erhielt Rußland den weitaus größten Teil.
Der Zar krönte sein Werk mit der Heiligen Allianz. Man hat über die Ent-
stehung dieses Gedankens bei Alerander die verschiedensten Hypothesen aufgestellt.
Großfürst Nicolaus Mikhailowitch wird zweifellos recht haben mit seiner Be-
hauptung, daß Alerander ihr alleiniger Urheber ist und der vielberufenen Frau
von Krüdener kein irgendwie in Bettacht kommender Anteil zuzuschreiben ist.
Denn schon lange, ehe diese ihm begegnete, hatte sein Geist und Gemüt sich einer
Frömmigkeit zugewandt, die in der Entwicklung zur Mystik führen mußte.
Während der Vorbereitungen zum Kriege gegen Napoleon hatte ihm sein Iugend-
freund, Fürst Golitzin, Generalprokurator des heiligen Synods, die Bibel in die
Hand gegeben. Auf einer Fahrt zu einer Zusammenkunft mit dem Kronprinzen
von Schweden las er das Neue Testament, später das Alte Testament auf einer
seiner Fahrten nach Wilna. Er gewöhnte sich, täglich ein Kapitel der Bibel zu
lesen, bedankte sich bei Golitzin für den gegebenen Hinweis und trat mit diesem
in regen Briefwechsel über religiöse Fragen. Der Verkehr mit einem anderen
Vertrauten, mit Koscheleff, nahm ebenfalls diese Richtung. Auf der Reise in
England lernte er einige Quäker kennen, nachdem er vorher schon, zu Heilbronn
mit Frau von Krüdener in Verbindung getreten war. Diese hatte er sogar ver-
anlaßt, nach Paris zu kommen und in seiner nächsten Nähe Wohnung zu nehmen.
Allabendlich besuchte Alerander diese Erweckte und las ihr die Entwürfe vor.
Trotzdem konnte sie ihm schwerlich etwas anderes bieten, als eine Stärkung schon
bestehender Ansichten, besser gesagt schon vorhandener und empfundener Gefühle.
Vielleicht darf man deren erstes Lautwerden in dem Briefe sehen, den der Kaiser
der Großfürstin Katharina aus Weimar schrieb: „Bonaparte (!) hält mich für
einen dummen Kerl. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich habe meine ganze
Hoffnung auf Gott gesetzt." Und weiter erinnere man sich der schon angeführten,
dem österreichischen Gesandten Grafen St. Iulien, auf die 1811 auf-
geworfene Frage, wohin die Sachlage führen solle, zuteil gewordenen Antwort.
Auch darf der lange Brief vom 18. September 1812 an Katharina nicht über-
gangen werden. In diesem heißt es u. a.: „Schlecht sekundiert, wie ich bin,
fehlt es mir überall an Helfern und muß ich eine so gewaltige Maschinerie diri-
gieren in einer furchtbaren Krisis, gegen einen geradezu infernalischen Gegner,
der mit seiner schrecklichen Verbrecheruatur das größte Talent verbindet und
unterstützt wird durch die gesamten Hilfsmittel ganz Europas und durch eine
Masse talentvoller Menschen, die ein zwanzigjähriger Krieg und die Revolution
erzogen haben. Demgegenüber darf man sich, will man gerecht sein, nicht

wundern, daß ich Niederlagen erleide. Du wirst dich erinnern, daß wir dies
alles vorausgesehen haben, wenn wir beide davon sprachen. Den Verlust der
beiden Hauptstädte hielten wir für möglich, und nur im Ausharren sahen wir das
Heilmittel gegen diese schreckliche Zeit. Weit entfernt, entmutigt zu sein von den
Schlägen, mit denen ich überhäuft bin, bin ich mehr als je entschlossen
auszuharren in diesem Streite, und alle meine Sorgen gelten diesem
Ziel."*) Wie klein war der Schritt für Alerander, um sich als
unter dem besonderen Schutze Gottes stehend zu halten. Ie größer
seine Furcht vor Napoleon, „c« t!6au öe I» teire", „1e monstre", wie
er ihn nennt, um so stärker das Gefühl, der größten Gefahr seines Lebens ent-
ronnen zu sein, und zwar in wunderbarer Weise für immer. Schon im November
1812 drückt er sich dahin aus, daß an einem endgültigen Siege die Menschen
wenig Verdienst hätten. Und seine aus Dresden im Anfang 1813 an Koscheleff
geschriebenen Briefe sind auf einen stark religiösen Ton gestimmt. Mochte der
Einfluß von Koscheleff, Golitzin und der Krüdener noch so groß sein, um wirk-
lich zu Geltung kommen zu können, mußte er doch eine verwandte Saite bei
Alerander anschlagen, wenn sie ihm selbst auch bis dahin noch nicht geklungen
hatte. Naturanlage und Erziehung mögen zusammengewirkt haben: die letztere
hatte ihn für die Ideen der Aufklärung begeistert. Sein Charakter wird über-
einstimmend als schwach geschildert, der naturgemäß in solchen Ereignissen, wie
sie sich ungefähr von 1807—1812 abgespielt haben, einen Halt suchen und finden
mußte. Aufklärung und Pietismus gehören aber eng zusammen. Daher ist es
keineswegs zu verwundern, daß der Gedanke, der der heiligen Allianz zu Grunde
liegt, schon in Aleranders jungen Iahren, in den ersten Zeiten seiner Regierung,
da er noch voll war von Weltbeglückungsideen, allerdings in ganz anderer Weise
zutage tritt. Der zweite Teil der Instruktion für Novolssitzow, die ihm als
Richtschnur für seine Londoner Mission 1804 dienen sollte, legt genugsam Zeug-
nis davon ab. Es heißt da, es sollen nach Herbeiführung des allgemeinen Friedens
sich die hervorragendsten Staaten zu einer Liga zusammentun, die gewissermaßen
ein neues Völkerrecht zur festen Basis aller Kabinette machen und diesem
nötigenfalls mit Gewalt die Anerkennung der Widerstrebenden erzwingen sollte;
vor allem solle dieses darin seine Wirksamkeit zeigen, daß den Staaten die Ver-
pflichtung auferlegt würde, keinen Krieg zu beginnen, ehe nicht durch Vermittlung
anderer alle Mittel zur Begleichung der Streitpunkte aufgeboten seien. Durch
ein solches Verfahren werde die Ruhe und Sicherheit im höchsten Grade verbürgt,
wenn diesem zur Seite ginge die Begründung der inneren sozialen Ordnung auf

*> <3l»ns äuo ^iool»s ^liKKaNoviteK: (!orlospons»llc« 6« I'emp«loui' ^l«xlmdre I" »v«c s» so«ur I» ^ranci« äuobe,s3« (üatbenn«, prino«ss« ä'NIli«uboui'F, pui3 rvin« so ^Vulttemb«rF 18N5—1808. Orns ci« Kuit pwneb«s «t 6« 2 l»osimi!«3 ci'»uto8r»pbes. Nn «lspüt K P«lli3 ob«« !t»i>2i, ^o?»nt «t Q«. pet«iAdourß, l1»nu-l»etui'« 6«s p»oiers 6« I'Ntnt. 19Il).

einer weise geordneten Freiheit, die die Staaten umgibt mit einer Art Schlag-
baum gegen die Leidenschaften, den zügellosen Ehrgeiz oder die Torheit, die
zu oft die an der Spitze befindlichen Männer befällt." Da Rußland und Eng-
land Gegensätze nirgends in der Welt trennen, so sind sie geeignet, diese Ideen
anzuregen und durchzuführen, indem sie die Staaten zweiten Ranges stärken und
Österreich und Preußen auf anderen Wegen gefügig machen. Der leitende Ge-
danke ist also der, daß England und Rußland ein enges Bündnis miteinander
eingehen sollen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die von ihnen für die innere
und äußere Politik der anderen Staaten Europas als heilsam und richtig aner-
kannten Ideen diesen aufzuzwingen. Das war der klar ausgesprochene Wunsch
nach der Vorherrschaft in Europa, schlecht genug verdeckt durch liberale Phrasen.
Die Welt war 1815 ebenso eine andere als 1804, wie Alerander selbst. An die
Stelle der „Iibsra!it6 sa^e" war die Religion getreten. Auch galt es keine
widerstrebenden Elemente unter die Vormundschaft des neuen Bundes zu zwingen,
ebensowenig mehr die Völker gegen die Fürsten zu schützen. So gilt es kein neues
Völkerrecht zu begründen, denn die Fürsten betrachten sich als Brüder, als Väter
gegenüber ihren Völkern, und in diesem Sinne tun sie sich zusammen, um die Re-
ligion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen. Die beiden Mächte, die
man 1804 hatte eventuell zwingen wollen zum Beitritt zur neuen Liga, Preußen
und Österreich, waren diesmal Mitkontrahenten. Aber Alerander war der Ur-
heber dieser neuen Allianz und konnte mit dem Gewicht, das er als „der Befreier
der Welt" in die Wagschale legen durfte, sich wohl als den Protektor dieses neuen
Bundes und damit Europas ansehen. Es tat auch dessen Einfluß und Wirksamkeit
keinen Abbruch, wie dann die Welt nur zu bald und zu hart empfinden sollte,
daß der Vertrag nur ganz allgemeine Richtlinien enthält und somit in diesem
Punkte ganz von dem 1804 erträumten abwich. Um so freier war man für
später. Weder Liberalismus noch Mystizismus waren Alerander ein Hindernis,
in zäher Energie sein Ziel zu erreichen, die erste Rolle in der Welt zu spielen!
Aleranders liberale Ideen, die ihn so vorteilhaft von den übrigen Fürsten
seiner Zeit unterschieden und nicht wenig zu seiner allgemeinen Beliebtheit bei-
trugen, entstammten auch der Erziehung Laharpes. Man hat ihn gerade in diesem
Punkte bis heutigentages für einen Heuchler gehalten. Schon der Fürst Czarto-
ryski sagte: „Der Kaiser liebte die Formen der Freiheitlichkeit, wie man ein
Schauspiel gern hat, aber er wollte nur die Formen und Äußerlichkeiten, und hätte
nie zugestimmt, daß diese Realität würden; mit einem Wort, er hätte gerne seine
Zustimmung gegeben, daß alle Welt frei wäre, aber unter der Bedingung, daß
alle Welt seinem Willen allein freiwillig nachlebte." Das Bild, das Ezartoryski
von Alerander entwirft, wird man für richtig anerkennen: es ist dasjenige eines
Herrschers, der noch vollständig mit seiner Geistesrichtung dem aufgeklärten Des-
potismus angehörte. Sein fein ausgeprägter Sinn für die Realitäten des Lebens
hat ihn doch auch in dieser heiklen Frage ziemlich richtig geführt. Während von

einer Verfassung für Rußland nach dem Ablauf der ersten Regierungsjahre nicht
mehr die Rede war, hat er den Franzosen eine Verfassung von ihrem König
Ludwig XVIII. verschafft und noch 1818 den Polen im Landtage ein Schrift-
stück vorgelesen, in dem die konstitutionellen Prinzipien als Grundlage der Re-
gierung des Königreichs Polen anerkannt wurden. Ob er eine Verfassung wirklich
ins Leben treten lassen wollte, wird meist bezweifelt und ist auch kaum mehr fest-
zustellen. Bemerkenswert ist, daß er den Bauern der Ostseeprovinzen scharf unter-
schied von dem russischen: den ersteren erklärte er 1816 für frei, beziehentlich
des letzteren begnügte er sich mit einigen Verbesserungen, rüttelte aber nicht an der
Leibeigenschaft selbst.

Die Kongresse in Aachen, Troppau und Verona sahen den Kaiser immer
mehr ins Schlepptau der Politik Metternichs geraten. In Verona gab er aus
Furcht vor der Revolution Griechenland preis, zum größten Schaden Rußlande.
Metternich konnte an Kaiser Franz schreiben: „Das russische Kabinett hat mit
einem Schlage das große Werk Peters des Großen und seiner sämtlichen Nach-
folger vernichtet." Schon vom Troppauer Kongreß (1820) aus hatte er, beein-
flußt durch die Meuterei des Semenowsky-Regimentes, die er viel zu schwer auf-
faßte, einen vom Großfürsten Nicolaus Mikhailowitsch abgedruckten Brief an
Golitzin gerichtet, den man wohl als pathologisch bezeichnen darf. Der Kampf
gegen Napoleon mit der jahrelangen Spannung scheint seine Kräfte geschwächt
zu haben: ihm fehlte jetzt das große Ziel, das seinem ganzen Wesen Schwung
gegeben hatte. Immer mehr gewann der Mystizismus in ihm das Übergewicht.
Er wurde frömmer, betete immer mehr und ließ sich ganz von der Orthodorie
gefangen nehmen, alle geheimen Gesellschaften und Logen wurden verboten. Ia
er opferte ihr schließlich auch seinen Freund Golitzin, ohne ihm freilich seine per-
sönliche Huld zu entziehen und den Verkehr mit ihm einzuschränken. Man kann
sich aus dem einen von dem Großfürsten Nicolaus Mikhailowitsch abgedruckten
Gebete doch keine ganz deutliche Vorstellung von des Kaisers religiösen Gedanken
und Gefühlswelt machen. Iedenfalls gab ihm die Religion keinen Frieden und
er fand unähnlich Iung-Stilling, der Krüdener oder dem Fürsten Golitzin dauernd
weder Trost noch Erholung in ihr. Seine Abspannung ging so weit, daß er sich
geradezu von Araktscheyeff vertreten und diesen machen ließ, was er wollte, sogar
wenn es gegen seinen Willen war. Selbst den Militärkolonien brachte er kaum
noch Interesse entgegen, so sehr er sich anfangs für sie eingesetzt hatte. Im Sep-
tember 1825 machte er mit der Kaiserin Elisabeth zu deren Erholung eine Reise
nach Taganrog, von der er nicht wieder lebend zu den Seinen zurückkehren sollte.
Ein typhöses Fieber, das er sich zuzog, machte unerwartet schnell am 11. November
1825 seinem Leben ein Ende im Alter von 47 Iahren 11 Monaten und 7 Tagen
nach einer Regierung von 24 Iahren 8 Monaten 7 Tagen. Auf die Seinen hatte
er bis zuletzt den größten Zauber ausgeübt: in einem vom tiefsten Schmerze ein-
gegebenen Brief teilte die Kaiserin Elisabeth der Kaiserin Marie, ihrer Schwieger-

mutter, sein Ableben mit, dem Wunsch Ausdruck gebend, ihm folgen zu dürfen. Ihrer Bitte ward Gewährung: wenige Monate später beschloß auch sie ihr Leben. Alerander folgte nicht sein im Alter zunächst stehender Bruder Konstantin, der einer morganatischen Ehe wegen verzichtet hatte, sondern der jüngere Nikolaus, nicht ohne daß verhängnisvolle Unruhen entstanden, da der verstorbene Kaiser den Verzicht geheim gehalten hatte.

Metternich sagt in seiner biographischen Skizze Aleranders, er sei an Lebensüberdruß gestorben. In gewissem Sinne muß man diesem Ausspruch beipflichten. Der das Leben des Kaisers bestimmende Charakterzug war eine melancholische Skepsis. In ihr ruhten seine Güte, wie seine hochfliegenden Pläne, Stolz, Härte und Frömmigkeit, nicht weniger sein niemanden schonendes Mißtrauen, seine Verschlagenheit, die von allen Beobachtern vermerkte Unsicherheit und der Wankelmut in Entschlüssen. Erst in dem Kampfe gegen Napoleon fand er eine Aufgabe, die seinem Leben die reale Notwendigkeit aufzwang, deren Bemeisterung seinen ganzen inneren Menschen zur vollen Entfaltung seiner reichen natürlichen Gaben kommen ließ. Aber dieser Kampf zehrte sie auch auf. Nicht mehr gezwungen, einem bestimmten realen Ziele nachzustreben, mußte er wieder der alten Skepsis zum Opfer fallen. Unter dem Drucke der Ereignisse von Tilsit bis Waterloo mußte die vergeblich gesuchte Antwort nach dem Sinn des Daseins ihn folgerichtig zum Mystizismus führen. Nicht zu eigentlicher Frömmigkeit, denn dazu besaß er zu wenig wirkliches Gottvertrauen. Es ist doch auch in den religiösen Fragen ein stetes Tasten und Suchen. Man sucht die Ursache immer in der Ermordung Pauls I., die zum mindesten nicht gehindert zu haben, Alerander sich sein ganzes Leben zum Vorwurf gemacht habe. Sie wird höchstens Wirkung gewesen sein. Denn ein in seinem Wesen tief verankertes Gottvertrauen hätte ihn auch dieser Bürde enthoben. Der Mystizismus am Ende seines Lebens ist ein ebenso getreuer Abdruck seiner Skepsis zum Leben, wie zu Beginn seiner Regierung die Weltbeglückungspläne, die der Menschheit aufzuzwingen er ebenso bereit war, wie später die Grundsätze der heiligen Allianz. Und doch hat dieser Herrscher, der auch den meisten seiner Zeitgenossen zu einer weltgeschichtlichen Rolle nicht berufen schien, tiefe Spuren im Leben der Völker Europas hinterlassen.

Pros. Dr. Karl Fuchs- München:
Die Gründung der Deutschen Burschenschaft
in Jena (12. Juni 1915).
Nach den großen Tagen des gewaltigen Freiheitskampfes in den Iahren
1814 und 1815 war das deutsche Volk durch die Ergebnisse des Wiener Kon-
gresses arg enttäuscht worden. Der flammenden Begeisterung, mit der jung und
alt, hoch und nieder unter die Fahnen für die heilige Sache des Vaterlandes ein-
mütig geeilt war, folgte freudlose Ernüchterung, als durch die Wiener Kongreß-
akte vom 8. Iuni 1815 statt eines einheitlichen Deutschen Reiches ein loser Vund
von 39 Staaten geschaffen ward, den der Turnvater Iahn so trefflich als
„Deutsches Bunt" bezeichnete, und nur die Rechte der Fürsten, nicht aber die
des Volkes befestigt worden waren; des Volkes, das mit stolzem Selbstbewußtsein
auf den sieghaften Kampf zurückblickte, in dem es mit vereinter Kraft das Ioch
der fremden Zwingherrschaft zerbrochen hatte. Heinrich von Treitschke kenn-
zeichnet die damals herrschenden Stimmungen folgendermaßen: „Die Nation
nahm das traurige Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon
redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volks-
rechte, an denen der öffentlichen Meinung am meisten gelegen war, enthielten so
leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen
mußte, an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben." Am herbsten wurde
die Enttäuschung von der Iugend der deutschen Hochschulen empfunden, sowie
sie es seit der Erniedrigung des Vaterlandes durch Napoleon gewesen war,
welche sich am schnellsten am Feuer patriotischer Hingabe entzündet hatte. Mit
richtigem Gefühle haßte der Korse nichts so sehr, als den freien Geist der
deutschen Universitäten, obenan den der Ienaer, von dem seit den Unglückstagen
von Iena und Auerstädt im Iahre 1806 eine offenkundige Wiedergeburt deutscher
Gesinnung und Widerstandskraft ausging.
Gerade im Herzen Deutschlands, im Thüringerländchen, war an der Wende
vom 18. zum 19. Iahrhundert der deutsche Geist nach langem Schlafe während
des landesväterlichen Waltens Karl Augusts zur höchsten Betätigung erwacht;
am Musenhofe zu Weimar war mit Goethe und Schiller das Doppelgestirn des
deutschen Klassizismus aufgezogen. Und an der Universität in Iena war der
Boden für eine reiche Saat gelockert. Äußerlich war auch hier, als Schiller seine
Vorlesungen hielt, das Studentenleben auf demselben sittlichen Tiefpunkt wie
anderwärts. Die Zerrissenheit des deutschen Staatsgebildes spiegelte sich in den
Landsmannschaften wieder, welche, untereinander feindselig, geschlossen gegen-
über den nichtfarbentragenden Studenten, den „Finken", auf das Recht des
Stärkeren, das Faustrecht pochten und sich in wüsten Schlägereien und Gelagen

erschöpften. Immermann tadelt als Augenzeuge das übliche Treiben an den Universitäten als „eine deutsche Komödie, einen nationalen Schwank, ein aus-gebildetes Nichtstun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze, von Müßiggängern für Müßiggänger gegeben, einen problematischen Staat, in welchem kindische Tätigkeit, kindische Ehre regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit". Da wurde in Iena die Luft 178? durch die Berufung des Professors Karl Leonh. Reinhold geläutert, mit dem die kritische Philosophie Kants ihren Einzug hielt; von ihrer überwältigenden Kraft wurde die ganze religiöse, sittliche und ästhetisch« Lebensauffassung der Ienaer Hochschule, der Lehrer und Studenten, ergriffen, auf deren geistige Erhebung der gefeierte Lehrer entscheidenden und segensreichen Einfluß ausübte. Hier wirkte dann von 1789 an Ioh. Gottl. Fichte, dessen frischer und überzeugungstreuer Vortrag ein Übermaß der Zuhörerschaft, sogar von außen auf Leitern an die Fenster, anlockte. Wie Iahn, so war auch er überzeugt davon, daß das Heil des Volkes vorzugsweise von der jungen Generation zu erwarten sei. Insofern er auf sitt-liche Erhebung und Einigung der Studentenschaft im Gegensatz zu der klein-staatsüchtigen Art der Landsmannschaften hinarbeitete, wird er mit Recht als der „geistige Vater der Burschenschaft" bezeichnet. In Iena und nachher als Lehrer an der Universität Berlin galt er als eine „tapfere" Persönlichkeit; unter drohenden französischen Bajonetten hat er daselbst seine „Reden an die deutsche Nation" gehalten. Schon in Iena drang er unausgesetzt auf eine vernünftige Reform des studentischen Lebens, wenngleich er für das Praktische der Durch-führung einer solchen gar kein Verständnis hatte. Als Iahn und Friesen ihm 1812 den von ihnen gemeinsam verfaßten Entwurf einer „Ordnung und Einrichtung der Deutschen Burschenschaft" zur Begutachtung vorlegten, worin nebst dem Einigungsgedanken auch Begriffe von Burschenrecht, Burschenfreiheit und Burschenehre nach Art einzelner Satzungen der späteren Burschenschaft er-örtert waren, bezeichnete er solches als „wahre Unteutschheit und Ausländerei". Der philosophierende Theoretiker übersah, daß man auch mit hergebrachten Formen rechnen mußte, und daß das Alte dem Zeitgeist gemäß zu verbessern und keines-wegs zu beseitigen war. Zweifellos war aber die ideelle Einwirkung Fichtes auf die Anhänger der studentischen Reform ein maßgebender. Es ist ein denk-würdiger Zufall, daß an demselben Tage, an dem Fichte seine erste Vorlesung in Iena hielt (26. Mai 1789), auch noch ein anderer führender Geist des deutschen Volkes, Schiller, seine Tätigkeit als akademischer Lehrer begann, der Dichterfürst, der im „Tell" das Hohelied der Freiheit sang und als oberste Pflicht der Nation betonte, daß sie alles freudig an ihre Ehre setze. So waren Weimar und Iena in innige Fühlung getreten, und das kleine Ländchen am Thüringerwalde wurde der Brennpunkt, nach welchem das ganze geistige Deutschland seine Blicke richtete. Es versammelte sich hier eine Auslese des geistigen Adels der deutschen Hochschullehrer; fast gleichzeitig wirkten daselbst Döderlein, Griesbach, Hufeland,

Schiller, Fichte, Schilling, Hegel, August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel, Feuerbach, Fries, Luden und Oken. Und die wissenschaftliche Arbeit und die Veredelung des studentischen Lebens hatten ihren eifrigsten Förderer in dem Landesherrn selbst, der, der ersten einer unter den deutschen Fürsten, mit dem Sinne hierfür noch die Begeisterung für die Ausgestaltung volkstümlichen Bewußtseins und der Macht eines geeinten und starken Vaterlandes verband.

Unmittelbar wurde die Vaterlandsliebe der Iugend zur Tat durch dir Heldenkämpfe Andreas Hofers, Schills, Dörnbergs, des Herzogs von Braunschweig-Dls, des Erzherzogs Karl und die Niederlage des für unüberwindlich Gehaltenen in Rußland zur Tat entflammt. Auf die Ienaer Studenten hatte der Historiker Luden unstreitig den machtvollsten persönlichen Einfluß. Er kannte die Herzen der Iugend und urteilte: „Die Iugend muß brausen wie der junge Wein — dann wird sie, wie er, milde und stark zugleich sein." Ohne äußerlich durchgeführte Vereinigung der Patrioten fühlten diese ihre innere Zusammengehörigkeit gerade in der Zeit des größten Drucks. Luden kennzeichnet dies treffend in seinen „Rückblicken" mit den Worten: „Patriotische Leidenschaften entstanden durch den Fall Preußens; aus ihnen ging eine schöne Reinigung der Sitten hervor; große Entschlüsse wurden gefaßt; jegliche Entbehrung wurde leicht erträglich; keine Entsagung wurde schwer, keine Aufopferung wurde gescheut; es begann sicb eine Gemeinde edler Menschen zu bilden, die ohne Bund eng miteinander verbunden und, ohne voneinander zu wissen, von einem Gefühle ergriffen, von einem Grundsatz geleitet, von einem Entschlusse durchdrungen waren. Wenn einer aus dieser Gemeinde auf einen anderen stieß, so erkannten sie sich sogleich und verstanden sich ohne Erplikationen. Die Feigen und Schlechten traten be^ treten vor ihnen zurück, ohne die verräterische Freude zu haben, schaden zu können." Er stand besonders mit der 1810 gegründeten Landsmannschaft „Vandalia" in näherer Beziehung, die, meist aus Mecklenburgern bestehend, Napoleon wegen der Vertreibung des Herzogs von Strelitz und der der preußischen Königin Luise angetanen Unbilden haßte. Nächst Luden war es Oken, der Professor der Naturwissenschaften, welcher persönlich für die Reform des Studentenlebens eintrat. Eine solche war schon 1808 durch den in Königsberg gegründeten „Tugendbund" nachdrücklich eingeleitet worden, der sogenannte „freie Vereine", im Gegensatz zu den Orden und Landsmannschaften, ins Leben zu rufen bezweckte. Es sollte der Zwiespalt unten den Studenten aufhören, deren roher Duellwut und Unsittlichkeit entgegengearbeitet und „Aufrechterhaltung der Sitte, kräftige Natur, vernünftige Freiheit, Übung der Tugend und Wissenschaft und Ausbildung physischer und geistiger Schönheit" erzielt werden. Wie man sieht, gab es in diesem Programm so manchen stimmenden Akkord zu den Satzungen der späteren Burschenschaft. Der Tugendbund wurde schon 1809 vom preußischen König aus Besorgnis vor den Franzosen aufgelöst. In Iena schlossen sich die Duellgegner unter den Studierenden zu einem Vereine zusammen, der bald den Spottnamen

„Sulphurea" erhielt und in die Brüche ging. Diese Versuche bewiesen nur,
daß romantische und rein ethische Grundsätze allein dem eiserneu Geiste der Zeit
für die Reform des Universitätslebens nicht genügten. Es konnte dies nur" im
Anschlusse an die bestehenden Überlieferungen, nicht im Gegensatze zu ihnen ge-
schehen!
Im Sinne des Iahn-Friesen'schen Entwurfes hatte sich nur in Halle am
1. November 1814 die Burschenschaft „Teutonia" gebildet. In Iena dauerte der
Gärungsprozeß länger, führte jedoch zum entscheidenden Erfolge. Nirgends hatte
sich die Iugend in dem Maße, wie hier, in die poetischen Träume der Romantik
versenkt, nirgends mit größerer Hingabe in das Ideal eines einheitlichen deutschen
Vaterlandes, welches vom Ioche der Franzosenherrschaft befreit werden mußte;
nirgends wurde Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland? . . ." mit
größerer Begeisterung gesungen als hier. Vor dem Freiheitskriege bestanden
an der Ienaer Universität sieben Landsmannschaften: Sachsen, Franken, Thürin-
ger, Westfalen, Vandalen, Curonen (Kurläuder) und Altenburger, alle mit je
einem vertragsmäßig festen Werbebezirk in Deutschland. Als Major von Lützow
in Iena warb, drängte sich der größte Teil der Studentenschaft, obenan die
Landsmannschaften, unter seine Fahnen; fast die ganze „Vandalia" ging zu
den Lützowern. Nachdem die Freiheitskämpfer, diese „eiserne Iugend", wie sie
Gervinus nennt, heimgekehrt waren, fühlten sie sich den engherzigen Sonderinter-
essen der Landsmannschaften entfremdet und wendeten sich von der inneren Leere
der bisherigen Gepflogenheiten ab. Der große Gedanke der Einheit des deutschen
Vaterlandes und Volkes, der auf blutigen Schlachtfeldern zur Reife gelangt war,
mußte auch im Studententum seine Verkörperung finden, sollte derselbe nicht in
weltabgekehrter Stumpfheit verkümmern. Es waren gerade Lützower, so der
Vandale Kaffenberger aus Frankfurt am Main, welche im Anschluß an den Iahn-
Friesen'schen Entwurf 1814 eine „Wehrschaft" gründeten, die bereits in Hinsicht
des Strebens nach nützlicher Pflege der Leibesübungen den Keim zur Burschen-
schaft barg. Man betrieb militärische Übungen aller Art; und, als am 19. Oktober
das Gedenkfest der Leipziger Schlacht gefeiert ward, nahm die „Wehrschaft" mit
jugendfrischer Begeisterung daran teil.
Schon im Winter von 1814 auf 1815 leitete die von der neuen Strömung
ergriffene „Vandalia" Unterhandlungen mit den übrigen Landsmannschaften für
die Einigung zur Gründung der Deutschen Burschenschaft ein, wobei der Name
an „bursa", die Konvikthäuser der Universitäten des Mittelalters anknüpfte.
Bald war ein Teil der Frankonia und Thuringia gewonnen; am längsten leisteten
die Sachsen Widerstand; ein Mitglied derselben, der Sohn Schillers, Ernst,
wurde sogar wegen seines Eintretens für die neue Sache ausgeschlossen. Der
Umstand, daß die Neuerer gute Klingen bei den nun folgenden Zweikämpfen
führten und als Lützower in hohem Ansehen standen, führte zunächst den Anschluß
einer großen Anzahl von „Finken" herbei, die längst dem tyrannischen Faustrecht

der Landsmannschafter abhold waren. Eifrigst wurde nunmehr im Frühjahr 1815 auf dem Burgkeller in Iena über die Satzungen der Burschenschaft beraten, deren Ausgestaltung auch der hochsinnige Großherzog Karl August huldvoll begünstigte. Die vorläufige Leitung der zu bildenden Gemeinschaft wurde den Senioren der Vandalia, Frankonia und Thuringia übertragen, die, beraten von Iahn und den Professoren Luden, Oken und Kieser, allgemach die Statuten („Konstitution") der Burschenschaft unter Benutzung des Iahn-Friesen'schen Entwurfs und anderer Vorlagen abfaßten. Es ist ein Verdienst Hermann Haupts, in den „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Deutschen Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung" (Heidelberg, Winter, 1912 u. 1913), den Nachweis erbracht zu haben, daß die burschenschaftlichen Satzungen in geschickter Weise aus dem vorhandenen Besitze studentischer Überlieferungen, soweit solche mit dem veränderten Zeitgeiste und dem Einheitsgedanken in Einklang gesetzt werden konnten, abgezogen wurden. Nur so konnte der landsmannschaftliche Partikularismus überwunden und in den Dienst der neuen Richtung gestellt werden. Eine ganze Reihe von Bestimmungen der burschenschaftlichen Konstitution über Uniformierung, kommentmäßige Forderung, Duelle, Verruf und Beziehungen der Mitglieder der Burschenschaft zu Nichtstudenten ist fast wörtlich der „Konstitution" der Landsmannschaften, obenan der Vandalia, entnommen. Die Farben „schwarz-rot-gold" stellten sich als Kombination der Farben der Ienaer (rot^gold) und der Berliner (schwarz-rot) Vandalia dar, und das satzungsgemäß bestimmte Festkleid (scharlachroter Rock, mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der Kragen mit einem aus Gold gestickten Eichenkranz) ist das alte der Vandalen. Auch von völliger Gleichheit der Studenten und der damit zusammenhängenden Beseitigung des überkommenen Pennalismus, der Herrschaft älterer Semester über jüngere, ist in der neuen Konstitution nur wenig die Rede. Die Einheit im vaterländischen Geiste, in Wahrung der Sitte und in zielbewußtem, wissenschaftlichen Streben sind die Angelpunkte der Reform, welcher großen Idee alle anderen Erscheinungen des Studentenlebens untergeordnet erscheinen.

Die Verfassungsurkunde der Deutschen Burschenschaft wird durch Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland?" stimmungsvoll eröffnet, worauf die Grundidee der Vereinigung in folgenden klaren Worten festgestellt erscheint: „Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens. Die erste ist notwendig gegeben durch die Bestimmung des Burschen, nämlich Ausbildung und Ausübung der gesamten Persönlichkeit, und zwar im Gebiet der Universität und ihrer besonderen Verhältnisse; die zweite ist notwendig im Gefolge der ersteren; denn das Selbstgefühl ist die Wurzel der Ehre; sein Selbst aber begreift nur rein und klar der Freie. Das Bewußtsein aber, das Edelste und Höchste zu erstreben, das Gefühl der Kraft, sich selbst geltend machen zu können und seinen Wert selbst darzutun, gibt dem Burschen die Ehre. Das Gefühl der Notwendigkeit, daß die Freiheit, durch welche nur der Universitätszweck erreichbar ist, erhalten und

unverletzt beschirmt werden müsse, der Gedanke, daß dies nur möglich sei durch gemeinsame Kraft, der brüderliche Sinn und das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören, sie fordern wohl alle gleich lebhaft auf zu Verein und Verbindung; und in der Tat sind aus solchen Bedürfnissen und solchen Beweggründen schon von frühester Zeit der Hochschulen an die mannigfaltigsten akademischen Verbindungen, als: Brüderschaften, Kränzchen, Orden, Landsmannschaften und dergleichen mehr hervorgegangen. Aber der Zweck aller dieser Verbindungen war kleinlich und sündhaft, und darum haben sie ihren Untergang gefunden oder werden und müssen ihn noch finden. — Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchen überhaupt nur Verbindungen gegründet werden sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaters landes, nur solche Verbindungen sind dem Zweck und Wesen der Hochschulen angemessen, weil nur in ihnen die allseitige Ausbildung der Iugendkraft zum Heil unseres Volkes befördert und erhalten werden kann. Eine solche Verbindung von Burschen nennen wir mit dem Namen einer Burschenschaft!" Weiter ist betont, daß, entsprechend dem neuerwachten Bewußtsein der Volkseinheit, nur eine Verbindung auf den Hochschulen sein solle, der jeder ehrenhafte Bursch, welchen deutschen Stammes er auch immer sei, beitreten könne. Ein Vorsteher-' Kollegium von neun Mann und drei Kandidaten und ein Ausschuß von 21 Mann und sieben Kandidaten, beide freigewählt, stehen an der Spitze. Ienes bildet das Ehrengericht bei mutwilligen Beleidigungen und Ausschreitungen. Es wäre jedoch Täuschung, wenn man deshalb meinen würde, daß die Burschenschaft den Zweikampf abgelehnt hätte. Das Gegenteil geht schon aus Entscheidungen des Vorstandes in der Folge hervor, wonach öffentliche Ausschreitungen damit bestraft wurden, daß die Schuldigen mit den besten Fechtern der Burschenschaft zur Strafe „losgehen" mußten. Auch ist es ein Irrtum anzunehmen, daß ursprünglich der Grundsatz unbedingter Keuschheit einen Bestandteil der Pflichten des Burschenschafters gebildet habe. Daß dies nicht der Fall war, erhellt aus der Bestimmung, daß der in den „widerruflichen Verschiß" getan wurde, der trotz venerischer Krankheit den Beischlaf vollzog, oder sich in diesem Zustande schlug. Der Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern galt allerdings als verboten. Als Wahlspruch wurde „Ehre, Freiheit, Vaterland!" gewählt, wie die Burschenschafts-Konstitution erläuternd bemerkt, zu dem Zwecke, „daß die Mitglieder der Burschenschaft, wie ihnen die innere Ehre ihr heiligstes Gut sei, so auch die äußere Ehre, die Anerkennung ihres Wertes mit Gut und Blut verteidigen wollten, — daß sie, wie sie stets nach innerer Freiheit streben wollten, so das Urrecht jedes Menschen, die Freiheit, mit Schutz und Trutz gegen jeden Angriff zu verteidigen entschlossen seien, — daß all ihr Streben aber stets das Heil des Vaterlandes vor Augen haben müsse, für das sie leben und sterben wollen". Der stramme deutschnationale Zug der Urburschenschaft zeigt sich auch

in der strengen Begrenzung der Aufnahmefähigen auf Studenten deutscher Abstammung. Die Erbfeinde der Deutschen, „Welsche (Italiener) und Franzosen", waren grundsätzlich ausgeschlossen. Die Aufnahme-Liturgie erhielt in der Folge die bezeichnende Stelle: „Bekennt ihr euch zum Volk der Deutschen und erkennt ihr, daß ohne deutsches Leben, ohne innige Teilnahme an dem allgemeinen Wohl und Wehe unseres Vaterlandes auch unsere Burschenschaft ihrem Zwecke nach nicht bestehen könne?" Dem mächtigen religiös-romantischen Empfinden der Zeit entspricht die Bestimmung: „Um Mitglied der Burschenschaft sein zu können, ist erforderlich, daß man ein ehrenwerter deutscher Bursch und christlich ist"; sie erhielt 1818 bei Erörterung des Zwecks der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft den Wortlaut: „Christliche deutsche Ausbildung einer jeden leiblichen und geistigen Kraft zum Dienste des Vaterlandes." Erst nach dem Eindringen liberal-französischer und zum Teil revolutionärer Ideen in den Bereich deutscher Hochschulen wurde die konfessionelle Schranke mehrfach durchbrochen.
Auf einen öffentlichen Aufruf der vom Vandalen Horn geleiteten Studenten hin versammelte sich am 12. Iuni 1815 vormittags der größte Teil der Universitätsjugend Ienas auf dem Marktplatze, darunter zum letztenmal die alten Landsmannschaften mit ihren Fahnen. Unten den Klängen der Sladtmusik zogen die Scharen durch das Saaltor über die Brücke zum Kommershause „Zur Tanne", vor dem der von der Burschenschaft als Bundeslied gewählte Sang angestimmt wurde: „Sind wir vereint zur guten Stunde . . ." Es folgte nun eine feurige Ansprache Horns, worin die Burschenschaft als gegründet erklärt und deren Zwecke erörtert wurden. 113 Studierende traten dem Bunde bei und wählten die Vorsteher und die Ausschußmitglieder. Es war ein erhebender Augenblick, als die Landsmannschaften ihre Fahnen senkten und damit ihren Beitritt zur Burschenschaft bekundeten. Unter brüderlichen Umarmungen wurde sodann begeistert das Lied der deutschen Einheit: „Was ist des Deutschen Vaterland?" abgesungen, worauf ein Festkommers den Tag der Gründung der Deutschen Burschenschaft beschloß. Ein guter Geist griff fortan in der Studentenschaft Platz. Professor Kieser rühmt das burschenschaftliche Leben, das nun die Universität Iena beherrschte, als „die Idee des Lebens und jeder menschlichen Tugend, die Idee der Freiheit des Geistes und jeglicher geistiger Kraft". Im Vergleich zu den Ausartungen früherer Zeit bürgerte sich eine durchgreifende Verfeinerung der Sitten ein, die sowohl im Verhältnisse der Studenten zu den Hochschulbehörden als auch zur Bürgerschaft ihren erfreulichen Ausdruck fand. 1816 wurde ein Gesangverein, der erste akademische in Deutschland, gegründet, und im gleichen Iahre wurde durch die Anregungen der von Iahn aus Berlin gesendeten Turner Maßmann und Durre der Turnbetrieb allgemein in der Burschenschaft aufgenommen. Eine große Anzahl munterer Turnerlieder, u. a.: „Schalle, du Freiheitssang", „Turner ziehen froh dahin", „Fröhlich und Frei" entstanden in dem tatkräftigen Kreise. Die überlieferten Stammbucheinzeichnungen aus den ersten

Iahren des Bestehens der Burschenschaft geben ein anziehendes Bild von dem
bald lustigen, bald ernsten Treiben der ältesten Burschenschafter. Es wurde schon
damals der Bierstaat Lichtenhain begründet, wohin man in hellen Scharen zog,
um harmlosen Mummenschanz beim Bierkrug zu treiben, übrigens wurde der
Trinkkomment auf bescheidenes Maß gebracht und der Liederschatz von Un-
sauberkeiten früherer Zeit gereinigt. Das Kommersbuch sollte fürderhin seiner
Hauptsache nach ernste, vaterländische Gesänge enthalten. Die Erinnerungsfeste
an die Schlachten von Leipzig (18. Oktober 1815) und von Waterloo (18. Iuni
1816), sowie an den Abschluß des zweiten Pariser Friedens (18. Ianuar 1816)
gaben der Burschenschaft erwünschte Gelegenheit zu öffentlicher Teilnahme. Bei
letzterer Gelegenheit wurde der Brandplatz, wo 1806 eine Häusergruppe zerstört
worden war, unter Festgepränge mit einer Eiche »als dem Sinnbilde deutscher
Männlichkeit und Freiheit" geziert. Auf dem Platze, der fortab Eichplatz hieß, wid-
meten bei dem Feste aus Anlaß der Erinnerung an die Einnahme von Paris am
31. März 1816 die Frauen und Iungfrauen Ienas der Burschenschaft eine pracht-
volle Fahne mit den burschenschaftlichen Farben. Der gute Großherzog Karl August
freute sich baß ob des frischen Lebens, das in die Hochschule seines Landes eingezogen
war. Am 7. März 1818 brachte ihm die Burschenschaft bei seiner Anwesenheit in
Iena einen Fackelzug. Nach der Geburt seines Enkels Karl Alerander lud er sie
zur Teilnahme an der Vertretung der Patenstelle ein, und v. Binzer, Sieverssen
und Graf Keller wohnten denn auch dem feierlichen Akte am 5. Iuli 1818 bei,
worauf die ganze Burschenschaft am Abend desselben Tages unter Führung
Heinrichs von Gagern nach Weimar marschierte, um „dem verehrten Erhalter der
Iena'schen Hochschule, dem geliebten Beschützer deutschen Rechts und deutscher
Freiheit" ihre Huldigung darzubringen. Solcher Art hatte sich ein patriarcha-
lisches Verhältnis zwischen dem Landesfürsten und der Burschenschaft heraus-
gebildet.

Die Grundsätze der Deutschen Burschenschaft in Iena brachen sich auch bald
an anderen Universitäten Bahn. Die „Teutonia" in Halle schloß mit ihr schon
am 13. März 1816 ein Kartell, wobei auch der Abschluß eines Bundes mit den
bereits an anderen Hochschulen bestehenden oder sich bildenden Burschenschaften in
Aussicht genommen wurde. Ein gesinnungsverwandter Verein bestand auch seit
1814 in Gießen als „Teutsche Lesegesellschaft zur Erreichung vaterländisch^wissen-
schaftlicher Zwecke," gegründet durch den später berühmten Altphilologen Welcker
und den Lützower Follen. Sie hieß in der Folge kurzweg die „Gießener
Schwarzen"; bei ihnen zeigen sich nachmals am frühesten revolutionäre Ideen.
Nach dem Muster der Ienaer Burschenschaft bildeten sich dann Burschenschaften
in den Iahren 1816 bis 1818 in Erlangen („Germania" 17. Oktober 1816 und
„Bubenruthia" 1. Dezember 1817), in Breslau („Teutonia" 20. Mai 1816; nach
der Auflösung 1834 nannte sie sich nach ihrem Kneipwirte „Raczeks"), in Kiel
(„Albertina"), in Tübingen („Germania", 12. Dezember 1816), in Leipzig

(„Germania" 1818), in Königsberg („Germania" 1818), in Freiburg („Ten-
tonia"), in Greifswald („Pomerania", Ianuar 1818), in Heidelberg, Marburg,
Rostock und Würzburg. Befeuernd für die Verbreitung der burschenschaftlichen
Ideen wirkte vor allem das Wartburgfest der Ienaer Burschenschaft am 18. und
19. Oktober 1817; die Verbrennung verhaßter Bücher bei diesem Anlaß entfesselte
freilich die Anzeigewut aller Widersacher, deren Verdächtigungen bei den Re-
gierungen zur Quelle der bald einsetzenden Verfolgungen der Burschenschaft
werden sollten. Eine Erstarkung des burschenschaftlichen Ideals aber bedeutete
trotz aller dieser Hindernisse die Einigung der Burschenschaften von den 14 Hoch-
schulen Deutschlands (Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Halle, Heidelberg,
Iena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg)
zurAllgemeinenDeutschenBurschenschaft am 18. Oktober 1819
im Anschluß an die Gedenkfeier der Völkerschlacht von Leipzig. Sie bekannte sich
als Gesellschaft, in welcher sich die Einheitsbestrebungen des ganzen deutschen
Volkes verkörpern sollten, „als freie Vereinigung der gesamten wissenschaftlich
auf der Hochschule sich bildenden deutschen Iugend zu einem Ganzen, gegründet
auf das Verhältnis der deutschen Iugend zur werdenden
Einheit des deutschen Volkes".

Die Ermordung Kotzebues durch den der Burschenschaft Angehörigen Studen-
ten Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 gab den Feinden deutscher Einheit
und deutschen Volkstums die Waffen in die Hand. Metternich, Österreichs
Staatskanzler und bis zu seinem Sturze im Iahre 1848 der rücksichtsloseste Ver^
fechter des Absolutismus, setzte auf dem Karlsbader Kongreß im August 1819
seine der Presse und den Universitäten feindseligen Anträge durch, die durch die
September-Beschlüsse des Frankfurter Bundestags zum Bundesgesetz erhoben
wurden. Es sollten besonders „die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen
geheime und nicht autorisierte Verbindungen auf Universitäten in ihrer ganzen
Kraft und Strenge aufrechterhalten und insbesondere auf den seit einigen Iahren
gestifteten, unter dem Namen Allgemeine Burschenschaft bekannten Verein um
so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Vereine die schlechterdings unzu-
lässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Korrespondenz
zwischen den verschiedenen Universitäten zugrunde liege". So wurde denn am
26. November 1819 die Burschenschaft aufgelöst. Mit tiefster Empfindung
sangen die Mitglieder zum Abschiede voneinander bei der letzten Versammlung
am Abende desselben Tages das ergreifende Binzer'sche Lied: „Wir hatten
gebauet ein stattliches Haus . . .", das mit den hoffnungsreichen Worten schließt:
„Das Haus mag zerfallen was hat's dann für Not? Der Geist lebt in
uns allen, und unsere Burg ist Gott!" Die „Arminia auf dem Burgkeller" und
die „Germania" in Iena bilden trotz aller Verbote von einst die Fortsetzung
der alten Ienaer Burschenschaft bis zum heutigen Tage.

Die Auflösung der Burschenschaft hinderte ebensowenig damals, wie später

in den Gärungsepochen nach der Iulirevolution von 1830 und im Iahre 1848,
daß immer wieder von den gesinnungsstarken Mitgliedern der Burschenschaften,
die im Geheimen trotz aller Demagogenverfolgungen fortdauerten, das schwarz-
rot-goldene Banner entrollt wurde. Gerade im Revolutionsjahre 1848 wurden
in München die Burschenschaften Algovia-Arminia und Danubia gegründet. Und
bald nach 1848 faßte der burschenschaftliche Gedanke auch in der Ostmark deutscher
Zunge, in Wien, wo die „Olympia" 1859 als älteste Burschenschaft entstand, in
Prag, Graz, Innsbruck, und in jüngster Zeit selbst im fernen Czernowitz, festen
Boden. Bei aller äußerlichen Zersplitterung in eine Menge burschenschaftlicher
Einzelkorporationen im Gegensatz zum ursprünglichen Einheitsgedanken und bei
manchem Zwiespalt der Meinungen in verschiedenen Zeitläuften, sind die Grund-
gedanken der Burschenschaft die gleichen geblieben, daher auch die Versuche, ein
«inigendes Band um selbe zu schließen, nie erlahmten und wiederholt den Ab-
schluß von Delegierten-Konventen, zuletzt des A. D. C. (Mg. Deleg.-Konv.) am
3. Iuni 1882 zu Eisenach zur Folge hatten. Stolz ragt auf der Göpelskuppe
bei Eisenach das vom Architekten Professor Kreis-Düsseldorf geschaffene Burschen-
schafter-Denkmal empor. Als Zeichen der inneren Zusammengehörigkeit auch der
heutigen deutschen Burschenschafter wurde es am 21. Mai 1902 eingeweiht,
über dem Eingang des Denkmals prangt die für die geschichtliche Vergangenheit
der Burschenschaft bezeichnende Inschrift: „Den deutschen Iünglingen und
Männern, die nach den glorreichen Befreiungskriegen den Gedanken der natio-
nalen Einigung faßten und ins Volk trugen, die in trüben Zeiten der Verdächti-
gung und der Verfolgung an ihm festhielten, ihn hegten und für ihn stritten, die
in heißen Völkerkämpfen ihr teures Blut für seine Verwirklichung vergossen und
die ihn in großer Zeit durch Willenskraft, Feldherrnkunst und Staatsweisheit zu
schöner Tat werden ließen, weiht dieses Denkmal in unauslöschlicher Dankbarkeit
die Deutsche Burschenschaft."

Dr. N. Hansen- Verlin:

Die Iahreskosten des Weltkrieges 1914/15.

Nor kurzem hat Mr. Edgar Grammond in der Royal Statistical Society in
London einen Vortrag über das Thema: „Die Iahreskosten des Weltkrieges
1914/15" gehalten, der wegen seines Inhaltes auch für weite deutsche Wirt-
schaftskreise von Interesse sein dürfte. Nach den Berechnungen und Schätzungen,
welche diese englische Wirtschaftsautorität über die Kriegskosten und Verluste
zum Vortrag brachte, werden die sämtlichen am Kriege direkt beteiligte«
Staaten bis Ende Iuli 1915, unter der Voraussetzung, daß der Krieg dann noch

andauert, mit insgesamt 9 147 900 000 Lstrl., d. h. 188 Milliarden Mark Kosten
und Verluste zu rechnen haben. Davon entfallen auf die Dreiverbandsmächte
4 870 900 000 Lstrl. — 100 Milliarden Mark. Der Anteil der beiden Zentral-
mächte wird auf insgesamt 83 Milliarden Mark geschätzt. Im einzelnen glaubte
Grammond annehmen zu können, daß die Kostenlasten der einzelnen Mächte sich
ungefähr wie folgt verteilen werden:

Dreiverbandsmächte.	Zentralmächte.
Belgien 11 Milliarden Mark	Deutschland 57 Milliarden Mark
Rußland 29 Milliarden Mark	Österreich 31 Milliarden Mark
Frankreich 34 Milliarden Mark	
England 26 Milliarden Mark	

In welcher Weise sich diese Gesamtkriegskosten und Verluste im einzelnen
nach den Schätzungen des englischen Gewährsmannes zusammensetzen sollen, das
möge folgende Übersicht illustrieren, die einem ausführlichen Bericht über den
eingangs erwähnten Vortrag entnommen ist. Der Referent hat in der
Übersicht eine Gruppierung nach vier Gesichtspunkten vorgenommen, und zwar
trennt er 1. direkte Regierungsaufwendungen, 2. Eigentumsverluste, 3. kapitali-
sierte Werte von Menschenverlusten, 4. Produktions- und sonstige Verluste.

Verteilung der Weltkriegskosten 1914/15 im einzelnen in Milliarden Mark.

M«ch.«	^D«e.te^ ^ Wendungen	K^.is««.e	^ion^nnd Menschenveilusten	'""'«^ "«riu,«
Belgien	0,8	5,1	0,8	4,1
Britisches Weltreich	14,4	—	6,1	5,1
Frankreich	11,3	3F	7,1	12,8
Rußland	12,2	2,0	6,1	8,2
Gesamt 100 Milliard.	38,7	10,3	20,1	30,2
Osterreich	11^	2,0	4,9	12,2
Deutschland	19,1	—	17,9	19,6
Gesamt 88Milliarden	30,6	2,0	22,8	31,8

Ein Blick auf die hier gebotenen Ziffern lehrt, daß der englische Statistiker
izuverlässiges Ziffernmaterial über die Kosten und Verluste von Iapan, Serbien,
Montenegro einerseits, und der Türkei andererseits, ebenso wie die außer-
ordentlichen Regierungsaufwendungen und Einkommensverluste der neutralen
Länder nicht mit in seine Berechnung einbezogen hat. Er hat auf diesen Um-
stand zwar in seinem Vortrage besonders hingewiesen, jedoch erklärte er, daß
er genaueres Ziffernmaterial hierzu nicht liefern könne. „In erster Linie," so
führte er mit Recht aus, „werden die beiden kriegführenden Mächtegruppen sich

in die Kosten des Weltkrieges zu teilen haben. Aber sie haben auch den größten
Teil der sonstigen Kriegskosten in irgendeiner Form auf sich zu nehmen. Hier-
bei ist sicher, daß die Dreiverbandsmächte bei weitem größere Lasten zu tragen
haben, als die beiden Zentralmächte."
Sieht man sich nun die obigen Ziffern etwas näher an, so ist natürlich
schwer zu sagen, wie der englische Statistiker sie im einzelnen aufgebaut hat,
so interessant und wichtig das wäre für eine gute Beurteilung und Berechnung
der jährlichen Weltkriegskosten. So bedauerlich dieser Mangel auch sein mag,
so bleibt das von dem Engländer in der obigen Gruppierung zur Anschauung
gebrachte Ziffernmaterial dennoch für uns Deutsche sehr interessant; denn es
zeigt ganz allgemein und mit großer Deutlichkeit, daß England immer noch hofft,
sich die deutsche Welthandelskonkurrenz sehr billig und zwar mit ca. 26 Milliar-
den Mark eigenen Unkosten vom Halse zu schaffen. Von den gesamten 100 Mil-
liarden jährlicher Kriegskosten der Dreiverbandsmächte ist England nur mit
einem Viertel beteiligt, Frankreich mit 34 Milliarden und Rußland mit
29 Milliarden Mark. Die hohen Kosten von 57 Milliarden Mark, die der
englische Gewährsmann für Deutschland einsetzt, scheinen doch im Hinblick auf
die französischen und russischen Zahlen etwas reichlich hoch bemessen zu sein.
Diese Schätzung muß man immerhin dem Statistiker aus dem uns feindlichen
England bei seiner Berechnung etwas verübeln; denn er begeht damit den bei
unseren Feinden so oft begangenen Fehler, daß er den Gegner unterschätzt und
dem Feinde das allerschlechteste, in diesem Fall die größten Kriegskosten und
Kriegsverluste, wünscht.
Interessant ist vor allem, wie Englands Kriegskosten sich im einzelnen ver-
teilen. Man sieht aus der Statistik, daß fast die Hälfte auf Regierungs-
aufwendungen (14,4 Milliarden Mark) entfallen sollen. In Deutschland sollen
die Regierungsaufwendungen demgegenüber die Höhe von 19,1 Milliarden Mark
erreichen. Mit Eigentumsverlusten braucht England im Lande selbst nur in verhält-
nismäßig geringem Umfange zu rechnen. Wenn der englische Gewährsmann in
seiner Statistik auch die deutschen Eigentumsverluste so niedrig einschätzt, so ist das
im Hinblick auf die umfangreichen Schäden und Verwüstungen, welche die russi-
schen Horden in Ostpreußen angerichtet haben, entschieden unrichtig und an-
fechtbar. Es ist gewiß erfreulich, daß Deutschland bisher in der Lage war, das
Kampfgebiet in Feindesland zu verlegen, und daß es daher von den vielen und
umfangreichen Schäden, wie sie der Krieg nun einmal mit sich bringt, und wie
sie für Frankreich und Belgien in Anrechnung zu bringen sind, wenigstens zum
Teil verschont geblieben. Sehr zweifelhaft ist es jedoch, ob auf dem gesamten
russischen Kampfgebiet bisher soviel Schäden und Eigentumsverluste vorgekom-
men sind, als sie in Ostpreußen infolge des mutwilligen und barbarischen Ver-
haltens der russischen Horden in Ostpreußen leider konstatiert werden müssen.
Auch in bezug auf die kapitalisierten Werte von Menschenverlusten schneidet

nach den obigen Ziffern England im Vergleich zu den Verbündeten verhältnismäßig günstig ab. Die Kosten, die hierfür die Dreiverbandsmächte insgesamt rechnen, betragen 20,1 Milliarden, gegenüber 22,8 Milliarden Mark der Zentralmächte, obgleich feststeht, daß die Dreiverbandsmächte erheblich mehr Truppen ins Feld stellen und auch weit größere Verluste bisher gehabt haben. Der Verlust Englands wird nur auf 6,1 Milliarden Mark geschätzt, was natürlich auf die verhältnismäßig kleine Truppenmenge, die England bisher gestellt hat, und auf die mangelnde Hinterbliebenen-Fürsorge und Sozialpolitik in England zurückzuführen ist. Wenn der englische Statistiker die deutschen Menschenverluste demgegenüber mit 17,9 Milliarden Mark in Anrechnung bringt, so verfällt er nicht nur in seinen alten Fehler, daß er dem Feinde die größten Kosten anrechnet, sondern es scheint, daß er die weitgehende deutsche Hinterbliebenen-Fürsorge und die Wirkungen der deutschen Sozialpolitik in krassen Gegensatz zur englischen Fürsorge auf staatlicher Grundlage stellen wollte.

Was schließlich die Produktions- und sonstigen Verluste anlangt, so hat der englische Statistiker ebenfalls für England eine viel zu kleine Zahl (5,1 Milliarden) eingesetzt, wenn er die deutschen Verluste auf 19,6, und die österreichischen auf 12,2 Milliarden Mark bewertet. Gewiß hat es England verstanden, in weitem Maße bisher für seine Verbündeten als Kriegslieferant zu arbeiten, und es konnte auch durch die vermehrten Kriegsaufträge viele Ausfälle auf dem europäischen Markt wieder ausgleichen. Aber auch die deutsche Industrie hat Ausfälle, wie sie der Engländer ihr gerne anrechnen möchte, Gott sei Dank, nicht verspürt. Ihre Anpassungsfähigkeit und ein wunderbarer Umorganisierungsprozeß, der dem deutschen Organisationstalent dem Auslande gegenüber ein geradezu glänzendes Zeugnis ausgestellt hat, haben dafür gesorgt, daß die englische Schadenfreude über die Verluste des deutschen Wirtschaftslebens in dem soeben gekennzeichneten Umfange keinen Raum finden kann.

Man sieht schon aus diesen wenigen Einwendungen gegen die Ziffern des englischen Gewährsmannes (die natürlich hier noch viel zahlreicher erhoben werden könnten, wenn dafür Platz vorhanden wäre), daß der englische Statistiker die Kostenfrage des einjährigen Krieges 1914/15 recht einseitig und parteiisch behandelt hat. Zwar gibt er zu, daß die Dreiverbandsmächte und ihre Verbündeten erheblich mehr Lasten zu tragen haben werden; aber er hebt gleichzeitig hervor, und da muß ihm von deutscher Seite auch beigepflichtet werden, daß der Wohlstand und die Hilfsquellen der Dreiverbandsmächte insgesamt gerechnet doch erheblich größer sind, als bei den Zentralmächten. Iedoch darf man nicht übersehen, daß Rußland die 20 Milliarden, die es im Laufe der letzten Iahre von Frankreich bekommen hat, und die 29 Milliarden, die es während des Krieges von England und Frankreich nach englischer Schätzung vorgeschossen bekommt, wohl mehr oder minder auf Nimmerwiedersehen erhalten hat, was Frankreichs Volksvermögen in allererster

Linie aufs härteste trifft. Selbst für den Fall, daß die eine oder andere Mächte-
gruppe entscheidend geschlagen wird, wird man im Hinblick auf die weiter oben
behandelten Kriegskosten- und Kriegsverlusteziffern sich zu der Ansicht bekehren
müssen, daß die Kompensationen nur zu einem kleinen Teil in baren Entschädigun-
gen ausgekehrt werden können. Das Schwergewicht für die Kriegskosten-
entschädigung wird auf die territorialen Abtretungen gelegt werden müssen.
Die scharfe Trennung, die der englische Statistiker bei der Behandlung der
Iahreskosten des Weltkrieges vorgenommen hat, zwischen dauernden Kapitalver-
lusten (Regierungsaufwendungen und Eigentumsverlusten) und den indirekten
Verlusten (Einkommensausfälle, kapitalisierte Werte von Menschenleben), scheint
mir ganz zweckmäßig zu sein. Ob die dauernden Kapitalverluste für sämtliche
kriegführenden Staaten die Höhe von 82 Milliarden Mark erreichen werden, und
ob der Verlust an Einkommen aller kriegführenden Staaten mit 104 Milliarden
Mark richtig bewertet ist, ist natürlich eine Frage, über die man sehr wohl
streiten kann. Zur Kritik dieser Ziffern möge hier hervorgehoben werden, daß
zurzeit von der auf ca. 1620 Millionen Menschen geschätzten Erdenbevölkerung
mehr als die Hälfte direkt in den Krieg verwickelt ist. Der Handel sämtlicher
kriegführender Länder macht 62 Prozent des gesamten Welthandels aus. Von der
gesamten Weltschiffahrt kommen allein 70,8 Prozent auf die kriegführenden
Staaten. Was die Gesamtschäden anbetrifft, die England direkt oder indirekt
infolge des Krieges verspüren wird, so wurden diese von Crammond auf
1 258 000 000 Lstrl., d. h. ein Vierzehntel des nationalen Reichtums von Groß-
britannien, und ein Zwanzigstel des nationalen Reichtums des britischen Reiches
geschätzt. Das bedeutete, wenn die Ziffern richtig sind, den Verlust von sieben
Monaten Einkommen des britischen Weltreiches. Die deutschen Verluste schätzt
der englische Statistiker natürlich erheblich größer ein. Die Ausfälle in der
landwirtschaftlichen Produktion bemißt er allein auf 4,2 Milliarden Mark. Die
Verluste, welche die deutsche Industrie, der deutsche Welthandel, der deutsche
Schiffsverkehr, das deutsche Transportwesen und die deutschen Auslandsanlagen
in einem Iahre infolge des Krieges erleiden werden, werden von dem Engländer
berechnet auf 50 Prozent des Kapitals geschätzt, das in diesen Zweigen arbeitet.
Auch hier hat es keinen Zweck, zu diesen Ziffern einen anderen als einen ledig-
lich referierenden Standpunkt einzunehmen. Nur soviel steht fest, daß der Aus-
gang des Krieges die Entscheidung darüber bringen kann, ob und in welchem
Maße der deutsche Welthandel und das deutsche Wirtschaftsleben durch England
lahmgelegt, bzw. vernichtet wird, und wie weit uns die Märkte und Bezugs-
quellen der feindlichen Länder und des zurzeit neutralen Auslandes entzogen
werden können.

Eduard Metis:
Achtes „Geschlossener Handelsstaat".
„Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so
viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich." Dieses
stolze Wort der Verheißung liest man auf dem Grabstein Iohann Gottlieb
Fichtes, des Mannes, der durch die Macht seiner Gedanken bewirkt hat, daß
die deutsche Iugend von 1813 durch ethische Kraft, durch sittlichen Willen er-
setzen und neu schaffen konnte, was an materieller Stärke verloren war. Er
war ein Lehrer, dem Wirken beschieden war weit über seine Gegenwart hinaus.
Das muß ja auch jeder fühlen, der Fichte liest: diese Worte gehören allen nach-
folgenden Geschlechtern, solange unser Begriff von Menschheit gültig sein wird.
Das Gefühl, das man von der Erhabenheit der Fichteschen Lehren im Innern hat,
pflegt sich zwar oft genug in das verhängnisvolle Wort „klassisch" umzusetzen;
und damit gehört Fichte zu jenen, vor welchen man alle schuldige Ehrfurcht hegt,
für die man aber nicht immer Zeit übrig hat. Freilich ist gerade für Fichte
hier vieles besser geworden; und wenigstens die „Bestimmung des Menschen"
und die „Reden an die deutsche Nation" sind endlich volkstümlich geworden.
Wenig Interesse hat man aber noch immer für die staatswissenschaftlichen
Schriften Fichtes. Vielleicht ändert sich auch das, wie überhaupt in letzter Zeit
auch das große Publikum staatswissenschaftlichen und handelspolitischen Er-
örterungen mehr Aufmerksamkeit zugewandt hat als früher. Beschäftigt man sich
mit Fichtes Theorien über diese Dinge, dann wird man auch auf diesem Gebiete
in Fichte den großen Lehrer, den verehrungswürdigen Erzieher erkennen.
Das Werk, in dem Fichtes Gedanken über Staatswissenschaft systematisch
niedergelegt sind, ist „Der geschlossene Handelsstaat. Ein philo-
sophischer Entwurf als Anhang zur Rechtslehre und Probe einer künftig zu liefern-
den Politik*)." „Im Spät-Iahre 1800" ist es erschienen. Folgendes ist sein
Gedankengang: Die ungleiche Verteilung der Güter unter die Menschen ist ein
Unrecht, zugleich aber auch eine Quelle des Unheils für den Staat. Denn wenn
der Staat für einen Bürger nicht sorgt, also seine Pflicht gegen ihn nicht erfüllt,
kann er nicht verlangen, daß der Bürger ihm gegenüber Pflichttreue beweise;
das Verhältnis von Staat und Bürger beruht eben auf vertragsmäßiger Gegen-
seitigkeit. Der Staat kann aber bei der bestehenden Ordnung seine Aufgabe allen
Bürgern gegenüber nicht erfüllen. Er muß also umgestaltet werden. Solange
in ihm jeder treiben kann, was er will, sofern es nicht gesetzwidrig ist, kann der

') Band III, S. 38« ff. der I, H. Fichte'schen Gelamlausgabe; III, 417 ff. der
Auswahl von F. Medieus.

Staat es nicht verhindern, daß einzelne im allgemeinen wirtschaftlichen Wett-
streit benachteiligt werden. Er muß also die Verteilung der Arbeit selbst in die
Hand nehmen; nur so viele dürfen als „Produzenten", „Künstler" und „Kauf-
leute" tätig sein, wie er zuläßt. Die Warenpreise muß ebenfalls der Staat
festsetzen. Und damit nun das Ausland keine Gelegenheit habe, dies« Festsetzungen
zu stören, muß sich der Staat gegen das Ausland abschließen, soweit das möglich
ist. Iedenfalls darf kein Privatmann mit dem Ausland in Verbindung kommen;
er darf es nicht einmal bereisen, wenn er es nicht zu wissenschaftlichen oder
künstlerischen Zwecken tut. Ist in einem Falle Handelsverkehr mit dem Auslande
nicht zu umgehen, so ist der Staat allein befugt, ihn zu betreiben.
Der Fichtesche Handelsstaat stellt sich also dar als ein sozialistisches Ge-
bilde; und ganz zweifellos ist Fichtes Lehre nicht ohne Einfluß auf spätere Sozia-
listen geblieben. Die Vorschläge, die Fichte zur Verwirklichung seines Ideals
macht, sind oft genug als unerfüllbar gekennzeichnet worden. Im vierten Bande
von Sybels Historischer Zeitschrift (1860) steht eine Abhandlung vonE. Zeller:
„Iohann Gottlieb Fichte als Politiker"; auch Zeller weist auf das „Auffallende
und Unausführbare" der im „Geschlossenen Handelsstaat" niedergelegten An-
sichten hin. Nun, noch vor einigen Monaten hätte schon der Grundgedanke, die
„Schließung" des Handelsstaates, gelindes Entsetzen erregt, wenn jemand an
seine Verwirklichung gedacht hätte; nicht einmal die Vertreter des „lückenlosen
Schutzzolls" wären mit diesem Gebilde einverstanden gewesen. Der Krieg hätte
sehr leicht bewirken können, daß ein Staat notgedrungen „geschlossen" wurde;
für Rußland ist die Absperrung in den Wintermonaten ja fast gänzlich eingetreten.
Und wenn Fichte eine solche Entwicklung erlebt hätte, dann hätte er einem
solchen, durch äußeren Zwang geschlossenen Staatswesen den Vorwurf gemacht,
daß es sich nicht im Frieden schon durch freiwillige Schließung auf dieses Er-
eignis gerüstet habe. Daß es nicht unmöglich ist, auf das Ausland zu ver-
zichten, erleben wir ja an uns selbst. Grundsätzlich freilich werden wir uns
gegen Einfuhr nicht abschließen, solange wir sie erhalten können; aber wenn es
sein muß, dann wird es eben auch gehen. Für die Ausfuhr haben wir ja unsern
Staat in hohem Grade „geschlossen".
Zeller erwähnt selbst einen Vorschlag Fichtes, der Verwirklichung gefunden
habe: „damit auch die Summe der umlaufenden Wertzeichen sich gleich bleibe,
will Fichte, nach dem Vorbild Lykurgs und Platos, ein eigenes Landesgeld ein-
führen, das im Ausland nicht angenommen wird — eine Aufgabe, die einzelne
neuere Staaten bekanntlich mit ihrem Papiergeld aufs glücklichste gelöst haben".
Fichte verwahrt sich zwar ausdrücklich dagegen, daß sein „Landesgeld" aus
Papier verfertigt werde; da dieses Geld aber nach seiner Absicht nur der Re-
präsentant eines bestimmten Wertes sein soll, kann man wohl den Vergleich
mit unserem Papiergeld ziehen. Man kann überhaupt noch manche Einzelheit
aus Fichtes Schrift herausgreifen, die, so unausführbar sie früher schien, doch

mit der Zeit verwirklicht worden ist. Und vieles von dem, was er sagt, muß wie eine an die Gegenwart gerichtete Mahnung erscheinen. So, wenn er von den Mitteln spricht, durch die ein verarmender Staat sich zu retten sucht, indem er an das Ausland alle möglichen Waren veräußert: „Noch eine Ware, auf die man kaum hätte fallen sollen: Der Staat verkauft sich selbst, seine Selbständigkeit, er zieht fortwährend Subsidien, und macht sich dadurch zur Provinz eines anderen Staates, und zum Mittel für jeden beliebigen Zweck desselben." Rußland, Frankreich und Italien — als „Provinzen" Englands! Oder Fichte malt aus, wie durch Handelsinteressen Kriege entstehen nnd „politische Begriffe, die nicht abenteuerlicher sein könnten .... Da entsteht eine Herrschaft der Meere, welche letzteren doch außer der Schußweite vom Ufer der bewohnten Länder ohne Zweifel frei sein sollten, wie Luft und Licht." Und wie sehr beginnt das Gegenwart zu werden, was Fichte von der Fürsorge des Staates für alle seine Bürger fordert! Damit keiner übervorteilt werde, hat der Staat eben jetzt die Versorgung des Landes mit Brot in seine starke Hand genommen; er bestimmt die Preise, er bestimmt den Anteil, den jeder an dem zu erhalten hat, was nunmehr allgemeines Gut geworden ist.

Aber nicht in solchen „aktuellen" Vorschlägen und Mahnungen liegt der Wert, den Fichtes „Geschlossener Handelsstaat" für die Gegenwart besitzt. Als Gustav Schmoller 1865 im Iahrbuch für Nationalökonomie und Statistik seinen Aufsatz „Iohann Gottlieb Fichte" erscheinen ließ*), da nannte er ihn „eine Studie aus dem Gebiete der Ethik und der Nationalökonomie". Ethik und Nationalökonomie — die Verbindung dieser beiden Elemente gibt dem „Handelsstaat" Fichtes seine Bedeutung. Aus ethischen Motiven baut sich Fichtes Lehre von den Pflichten des Staates auf: „Es ist eben unrecht", sagt er, „daß einer das Entbehrliche bezahlen könne, indem einer seiner Mitbürger das Notwendige nicht vorhanden findet, oder nicht bezahlen kann." Diese ethischen Motive führen zur Festsetzung dessen, was der Staat zu leisten hat, um solcher Ungerechtigkeit vorzubeugen. So wird der Staat selbst ein ethisches Wesen. Darin liegt die Größe des Fichteschen Entwurfs, nicht in den mehr oder minder zufälligen Mitteln, die er zur Erreichung des Zieles vorzuschlagen weiß. Wie es für den einzelnen Menschen „einzige Bestimmung" und „ganzer Zweck seines Daseins" ist, auf die Stimme des Gewissens „zu hören, ihr redlich und unbefangen ohne Furcht und Klügelei zu gehorchen"*'), so wird auch für den Staat ethisches Handeln die eigentliche Aufgabe. Dadurch, daß der Staat das ethische Prinzip verkörpert, erhält er seine alles beherrschende Stellung. Fichte hat von jeher die Notwendigkeit eines starken Staatswesens erkannt; seine Einwände richten

*) Auch in Schmolle«s Vuch „Zu, Literaturgeschichte der Staat«-und Vozialwissenschaften" (Leipzig 1888) S. 28 ff. abgedruckt.

") Di« Bestimmung de« Menschen. Band II, S. 258 der I. H. Fichte'schen Gesamtaulgabe; III, 354 der Autwahl von Fnh Medieus.

sich gegen die Form, nicht gegen den Gedanken; wenn der Staat nicht ethisch ist, dann eben ist er zu bekämpfen. Betrachtet man Fichtes politische Schriften so, dann wird man Iodl nicht beistimmen können, der zwischen dem auf „Freiheit" gerichteten Streben früherer Werke und der Gebundenheit des „Handelsstaates" einen Gegensatz annimmt und findet: „Der Hymnus auf die Freiheit hat in eine gewisse Angst vor der Freiheit umgeschlagen*)." Der Staat kommt bei Fichte zu einer überragenden Stellung, weil er die sittliche Organisation des Volkes darstellt — die Linie, die hier von Fichte zu Hegel führt, wird ganz deutlich.

Im letzten Kapitel seines „Geschlossenen Handelsstaates" spricht Fichte über den „Eigentlichen Grund des Anstoßes, den man an der vorgetragenen Theorie nehmen wird". Er tadelt hier die Neigung, „das Leben in ein Spiel zu verwandeln .... zufolge dieses Hanges will man nichts nach einer Regel, sondern alles durch List und Glück erreichen. Der Erwerb, und aller menschliche Verkehr, soll einem Hazardspiele ähnlich sein. Man könnte diesen Menschen dasselbe, was sie durch Ränke, Bevorteilung anderer, und vom Zufalle erwarten, auf dem geraden Wege anbieten, mit der Bedingung, daß sie sich nun damit für ihr ganzes Leben begnügten, und sie würden es nicht wollen. Sie erfreut mehr die List des Erstrebens, als die Sicherheit des Besitzes." Diese Schilderung darf aber nicht zu der Annahme verleiten, daß Fichte den Wettstreit der Kräfte in seinem Idealstaate unterbinden will. Nur eben soll dieses Streben ethisch gerichtet sein, soll sich nicht gegen den Mitbürger wenden, soll „Gemeindrang" im faustischen Sinne sein. Fichtes Sehnsucht, sein Vermächtnis an uns wie an alle Geschlechter ist die Verkörperung und Zusammenfassung der sittlichen Kräfte aller einzelnen Bürger im Staate. Den Weg, der ihm zu diesem Ideal zu führen schien, hat er im „Geschlossenen Handelsstaat" gezeigt. Vielleicht ist es nicht der richtige, vielleicht nicht der einzige Weg; aber das Ziel bleibt, und wohl uns, wenn wir hoffen dürfen, daß dieser Krieg uns ihm näher gebracht bat.

Friedrich W. Wagner:

Du.

Du bist die, die ich meine.
In einer schlimmen Nacht
Erstand das uns Gemeine,
Erscholl der Ruf zur Schlacht.
Umgittre mich, umkette
Mich! sieh, mein Blut zerrinnt.
Mein Traum umkreist die Stätte,
Wo dein Glück beginnt.

*) I. G. Ficht« als Sozialpolinker. Zeitschrift für Philosophie und philosophisch« Kritik cXIII. (1899). S. 203 f.

F. W. Wagner

Verlassenheit.

Ich bin so einsam, wie ein weißes Haus
Im Wald am Weg, der in das Dickicht führt.
Wo ist die Fürstin, die mich Armen kürt?
Es bleicht mein Blick ins dürre Land hinaus.
Ich krieche frierend unter dünne Decken.
Es heulen Wind und Hunger hündisch bang.
Wenn Wanderwolken Mond und Stern verstecken,
Schweif ich an Mauern wie ein Dieb entlang.

Nachts.

Ich lasse mich ins Dunkel rinnen, Stieß der Tag mit spitzen Lanzen
Denn das Dunkel ist warm und weich. Und zerfetzte mein Herz —
Wenn dieTräume undWunder beginnen, Nun: meine seligen Glieder tanzen
Blüht das Himmelreich. Um den heiligen Schmerz.

Ergebung.

Ich trage dich süß auf Händen Ich hege dein heiliges Leben.
Durch eine notvolle Nacht. Ich bin nur ein Ding in der Zeit.
Wenn wir die Fahrt beenden, Aus meinem Blute weben
Wird dir die Krone gebracht. Die Engel dein fürstliches Kleid.

Anruf.

Blonde Frau in stiller Ferne, Deines Blutes sanfte Wellen
Ist dein leises Lächeln tot? Singen noch in meinem Ohr,
Über meinem Haupt die Sterne Seit ich mich von ihren Quellen
Blühen immer fackelrot. In das wilde Land verlor.

Erkenntnis.

In die Wirbel, ins Getöse
Stieß mich laut ein Tag.
Kletternd an der eignen Größe
Und gepeitscht vom eignen Schlag
Meine Wünsche wurden böse,
Meine Taten zag.

Liebe.

Ich bin jeden Tag bereit, Schauest müden Blickes du
Ganz hinabzugehn Stumm von deiner Tür,
In die Tale und im Streit Deckst du alle Lichter zu,
Sterbender zu stehn. Weinst du für und für.

c>

Dr. E. W. Hosmann:
Künstlerische Ausblicke.
Es rauscht im Blätterwald. Stimmen werden laut, die sonst vorsichtig geschwiegen, greifen an, wenn's auch manchmal ausfällt, wie krassen Füchsleins Lufthiebe. Fragen schwirren: „Was wird der Krieg für die Kunst bringen? Wie beeinflußt die große Zeit die bildenden Künste?" und schließlich der Schlachtruf: „Hie deutsche Kunst!"

Dann folgen die Vorschläge, wie dieses Programm zu erreichen wäre, Bekanntgabe des einzig seligmachenden Weges, und so ganz nebenbei tötet der eine alle Richtungen, die auf „ismus" endigen, stürzt der andere fast klassisch gewordene Meister vom Throne. Die Sache ist indes zu ernst, um als leichte Unterhaltung genommen zu werden; so sehr viele Angriffe Hand und Fuß haben, ist's doch ein Kampf wie mit Windmühlen. Anderswo liegt der Schaden, in anderem Grunde wurzeln die Schwächen unserer Kunst. Der Gegner, gegen den zu Feld gezogen werden muß, gilt den meisten als unantastbar, weil seine Macht schwer zu brechen.

Zweifellos ist, daß zuviel gemalt, zuviel über Kunst geschrieben wird. Daß die Kunst zum Geschäft wurde, ist die Hauptsünde. Dem Geschäft ein heiliges Mäntelchen anzuhängen, mag ja von nicht zu unterschätzendem Vorteil sein, und die Menge liebt immer die Täuschung. Aber nicht sie soll dem Künstler vorschreiben, nicht ihren Wunsch hat er zu erfüllen, den umgekehrten Weg hat die künstlerische Erziehung zu nehmen. Wenn wir uns was zugute tun, in dieser Beziehung vorwärts gekommen zu sein — ohne jede weitere Erörterung des Schlagwortes „Volkskunst" — so kann uns die „große" Zeit belehren, daß ihr künstlerischer Ausdruck mehr wie das gerade Gegenteil ist. Schokoladene Hindenburgbüsten, das Eiserne Kreuz aus Marzipan, die Mengen der kitschigsten Postkarten, trostlose Films, das sind die Gaben, die, Gott sei's geklagt, Beifall und Anklang finden, weil sie „zeitgemäß" sind. Und im selben Geiste geboren, entstehen Flugblätter, die zahmsten Graphiker entdecken in ihren Adern kriegerisches Blut, und der Griffel gebärdet sich von nun ab ungestüm und wild, die tobende Begeisterung feiert die wüstesten Orgien, während der Urheber gemütlich und ungefährdet im wohltemperierten Atelier des Geldbriefes seines Verlegers harrt.

Denn sich die Muße zu nehmen für den Abstand von dem Großen, Erhebenden, Gewaltigen, duldet der Zeitgeist nicht. Denn der ist industrialisiert, braucht Zeitgemäßes, das sofort auf den Markt gewvrfen werden kann: „Attrak-

tionen", spekuliert mit dem immer rascher wechselnden Interesse. Bei diesem Tempo kann die Kunst nicht werden.

Und die wohlmeinenden Herren, die vernichten wollen, was manche, wenn sie auch vom feindlichen Ausland stammen, nicht zum Bluff, sondern in ehrlicher Arbeit aufgebaut, täten besser daran, den Fehler dort zu suchen, wo er in Wahrheit liegt. Und die kleinen Geister, die vor dem „Fall Hodler" geschwiegen, dann aber glaubten — unfähig, die Person von der Sache zu trennen — ihre Zeit wäre gekommen, um einen gefallenen Götzen mit Füßen treten zu können, und den mißlungenen Beweis versuchten, daß dieser nicht nur menschlich minderwertig, sondern auch seine ganze Kunst, die einer Zeit den Stempel aufgeprägt, durchaus verwerflich, leere Manier, undeutsch wäre, hätten besser weiter stillgehalten.

Nicht unseren Gegnern soll die Stange gehalten werden, im Gegenteil: „In den Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Aber wir Barbaren sind eben doch die besseren Menschen. Uns darf die klare Überlegung nicht verloren gehen, haben's auch nicht nötig, gleich unseren Feinden auch das Gute des Gegners schlechtzumachen. Umwertungen in dieser Hinsicht haben in der Kunst keine Berechtigung. Was einmal gut war, wird durch die Gegnerschaft nicht zum Gegenteil. Und der Vorwurf, das Fremde zuviel gepflegt zu haben, gereicht uns in mancher Beziehung nur zur Ehre. Chauvinismus liegt uns fremd. Unsere nationale Eigenschaft, das Fremde allzu gern aufnehmen zu wollen, es für besser zu halten, eine Eigentümlichkeit, die leider wohl nie gänzlich ausrottbar ist, hat in der bildenden Kunst reiche Flüchte getragen.

Denn wie wir das Iahrhundert der Musik hatten, so müssen wir den Franzosen ihre führende Zeit in der Malerei zugestehen. Wohl uns, daß wir Galeriedirektoren hatten, die weise und vorausblickend, trotz aller Anfeindungen und Anpöbelungen unbeirrbar das taten, was ihnen ihr Instinkt und Verstand vorschrieb, und unseren Museen Schätze erwarben, um die uns die Feinde beneiden werden, die ihnen schon aus rein kunsthistorischen Gründen fehlen dürften. So wie Shakespeare der unsere ward, er unser und nicht der Briten Eigentum geworden, so werden und sind schon zum großen Teil die bedeutendsten Impressionisten deutsches Gemeingut geworden. Mehr wie das. Will man modern französische Richtungen sehen, so wird man sie in Frankreich vergebens suchen, in deutschen Städten dagegen Gelegenheit dazu finden. Hier liegt naturgemäß auch die Achillesferse der Sache. Man brachte uns vom Auslande nicht nur das Gute, das Wertvolle, der Handel mit seiner feinen Witterung für den Markt hatte vorgearbeitet und manche Größen gemacht, die es bloß von manches Skribenten Gnade wurden. Aber das Gedruckte glaubt man gern, der Snobismus feierte seine Orgien, und die Händler konnten sich ins Fäustchen lachen. Wenn also jetzt die hereingebrochene Empörung, die das Kind mit dem Bade ausschüttet und allem Fremden Fehde ansagt, folgerichtig vorginge, so müßte sie auch ihre

Beschwerden an die richtige Anschrift anbringen; über Fehler, die noch dazu größer gemacht werden, als sie sind, Zeter und Mordio schreien, ist freilich erheblich einfacher, als die Ursache selber aufzuspüren und den Mut haben, das Kind beim Namen zu nennen.

Zugestanden, daß die neuen Richtungen zu uns kamen, nicht bei uns ursprünglich waren. Unmöglich für jeden Ernsthaften, über sie zur Tagesordnung zu gehen, oder sie mit unzulänglichen Gründen anzugreifen. Der Impressionismus, der von Frankreich kam, ist so unser geworden, daß wir schon klassische Meister dieser Richtung bei den Unseren zählen. Und so notwendig dieser war, so logisch, daß er kommen mußte, so selbstverständlich ist das Erscheinen des Ausdrucks unserer Zeit, des Erpressionismus. Man mag im Futurist mus vielleicht mit Recht Bluff wittern, man kann den zu sehr im rein Geistigen wurzelnden Kubismus als einen Auswuchs ansehen, der Erpressionismus verlangt durchaus ernst genommen zu werden.

Iede Bewegung, die in bewußter Gegnerschaft einer Richtung entsteht, haut über die Schnur, weil sie übertreibt, das Gegensätzliche unterstreicht. Trotz aller Auswüchse muß man aber auf den Kern der Sache sehen können, der wertvoll ist, eigentlich sogar der Grundsatz aller Kunst, die Tiefe des Gefühls, Notwendigkeit des Ausdrucks. Die guten Leute, die jetzt laut nach echter Gesichtskunst schreien, mit dem heimlichen, glücklicherweise langst verstaubten Ideal sentimentaler Anekdotenmalerei in der Brust, vergessen ganz, wie sich in der Hauptsache die Masse unserer Kunstproduktion darstellt. Auf der einen Seite die lieblichen Kunstvereinsausstellungen, Durchschnittssachen, Marktwaren, manchmal tüchtige Technik, geschickte Mache, Bildchen für die gute Stube. Auf der andern Seite das Hanptübel unserer Zeit, die großen Ausstellungen, in jeder bedeutenden Stadt, zu jeder Iahreszeit, wofür — als alleiniger Zweck oft — in den Ateliers krampfhaft gearbeitet wird, den Nachbar totzuschlagen, niederzuschreien, um jeden Preis hervorzustechen, aufzufallen, was Neues zu bringen, Unerhörtes, noch nie Dagewesenes. Weder von rechts noch von links kann das Heil kommen. Denn das Geschaffene müßte nicht entstehen, brauchte nicht unter Schmerzen geboren werden, hier wie dort Marktware, sei es für den Snob, sei es für den Spießer.

Daß die Mitläufer des Erpressionismus — die vielzuvielen, die es auf jedem Gebiete gibt — ein unglücklicher Name übrigens, denn die gute Kunst aller Zeiten war erpressionistisch — zu der zweitgenannten Sorte ein stattliches Kontingent stellen, daß diejenigen, welche den einseitigen Standpunkt vertreten, Kunst komme vom Können, in dieser Bewegung deswegen nichts Wertvolles finden können, weil sie stümperhafter Naivität Tür und Haus öffnet, kann an dem Kernpunkte der Sache nichts ändern, daß diese Richtung, oder besser: Ausdruck einer Zeit, logischerweise kommen mußte, daß sie keine Verflachung, sondern eine Vertiefung darstellt, daß sie uns bereichert, um uns nach einer Zeit rein optischen

Malens, einer Epoche der Licht- und Farbenprobleme, also Merkmale einer äußer-
lichen, sinnlichen Periode, wieder zurückführt zur großen Empfindung, zur persöna
lichen Weltanschauung, zur Abkehr von der Natur und zum Suchen nach Aus-
druck und Stil.

Und wenn wir alle diese Momente betrachten, werden wir zur Einsicht
kommen, daß mehr Deutsches darin enthalten ist, als die Äußerungen dieser Kunst
im ersten Augenblick vermuten lassen. Die Bewegung ist zudem viel zu ernst,
daß sie eine reine Modeerscheinung wäre. Es gibt keine Moden in der bildenden
Kunst, sollte wenigstens keine geben; und wenn es dann im Kunstjargon heißt,
diese oder jene Richtung wäre überwunden, ist's bloß cum ^rauo »Ms zu
nehmen. Das Gute jeder Zeit wird ewig bleiben; alles fließt, auch in der
Kunst, Strömung und Gegenströmung, Wiederkehr schon früheren Geschehens.
Standen einer anderen Zeit die Griechen und die Maler der Hochrenaissance
am nächsten, als Vorbild und Ideal, so schwebt uns heute mehr die Plastik der
Ägypter und Assnrer vor, schätzen wir mehr die Primitiven des Trecento, besonders
unsere gotischen Meister. Beunruhigung wäre zudem nur das Tempo, das
unsere Kunstentwicklung angenommen, und dieses in ruhigere Bahnen zu lenken,
wäre eine Hauptaufgabe der kommenden Zeit und zugleich die Hoffnung nach der
Entwicklung der intensiven Seite zu, der ertensiven Richtung nach ist genug
geschehen.

Das der Erpressionismus seine Pflicht in der erfteren findet, hat man Ge-
legenheit zu sehen gehabt, und ich denke vorzüglich an jene gemäßigteren Elemente,
wie sie mehr im südlichen Deutschland leben, wie sie etwa in der Sommer-
ausstellung der Neuen Münchener Sezession 1914 zu sehen waren, aber nicht
das genügende Verständnis fanden.

Daß der Weltkrieg und die große Zeit unseres Volkes eine Umwälzung
unserer Kunst hervorbringen wird, kann wohl jetzt schon verneint werden. Und
uns darüber zu kränken, haben wir keinen Grund, denn der Weg, auf dem wir
uns bewegen, birgt Hoffnungen in sich. Und die Zeiten, die im Kommen sind,
werden auch sonst in der Lebensführung wieder dem Ziele der Vertiefung, der
Verinnerlichung unserer Lebensanschauung, der Abkehr vom Materialismus und
Rationalismus zustreben, und dann wird auch das Verständnis für unser Kunst-
wollen größeren Umfang annehmen.

Wir haben in der bildenden Kunst vom Auslande viel gelernt, brauchen uns
dessen nicht zu schämen; es zeugt im Gegenteil von bewunderungswürdiger Vor-
urteilslosigkeit, sich weder durch Rassenfrage noch Grenzpfähle davon abhalten zu
lassen, aufzunehmen, was man als besser erkennt. Es ist jedoch deutsche Stärke,
auf Vorhandenem aufzubauen, zu erweitern und zu vertiefen. In dieser Eigen-
schaft werden wir siegen, und auch in der bildenden Kunst wird die Zeit kommen,
wo andere bei uns in die Schule gehen, wir führend an der Spitze stehen, und

ich glaube sogar, so fern sind diese Tage nicht mehr. Wir haben jetzt genug von außen und wollen uns auf uns selbst besinnen.
Wichtiger als das Ringen nach einem Stil, der von selbst kommen muß, den die Zeit gebiert, der auf Traditionen fußt und einer folgerichtigen Entwicklung bedarf, ist die Mahnung, ehrlich und streng gegen sich zu schaffen, auS tief-innerem Drang, aus Naturnotwendigkeit, unbeeinflußt von den Dingen der Außenwelt, die in keinem Bezuge stehen, der Wille zur Gestaltung und Vergeisti-gung des Lebens. In unserem Volke sind alle diese Eigenschaften, und die schweren Zeiten werden sie noch steigern zum Segen der Kunst. Diejenigen aber, die den Ruf nach deutscher Kunst erheben und sich vergebens nach ihr umsehen, mögen ihre Blicke nach Süden lenken, wo in der Eidgenossenschaft ein Maler-geschlecht lebt, hell und klar, gesund bis ins Mark, das nicht von ungefähr seine Kunst „vaterländisch" nennt, und sich die Überlieferung alter deutscher Malerei verständlicher darstellt, als sonst. Wenn der künstlerische Führer dieses deutschen Stammes in politischer Verblendung für unser erhebendes Ringen nichts übrig hat, leichtgläubig wie ein Franzose jede Tartarennachricht für wahr hält, und in krasser Undankbarkeit vergißt, was er Deutschland verdankt, so werden wir wohl die Lehre daraus ziehen, daß es nicht am Platze wäre, in Zukunft einen Feind unseres Volkes zu unterstützen, was ihn als guten Geschäftsmann wohl am meisten schmerzen dürfte, aber das Werturteil seiner Kunst wird durch seine persönliche Minderwertigkeit in keiner Weise geschmälert, nur die Schamröte könnte ins Gesicht steigen, daß einer, der so Deutsches gemalt, wie den Auszug der Ienenser, nicht so deutsch zu fühlen vermag, und von all den Anfeindungen feindlicher oder neutraler Künstler mußte uns diese am überraschendsten kommen. Freuen wir uns trotzdem, daß wir schon deutsch« Kunst haben, kommt sie auch über die Grenze. Hoffnungsfroh schauen wir in die Zukunft. Das ChaoS, das in der Kunst scheinbar besteht, ist nicht so groß, wie es im ersten Augenblick den Anschein hat, wir können die Entwicklungsrichtung schon in ihren Grund-zügen erkennen.
Der Impressionismus hat unsere Palette bereichert, das Freilicht gebracht, Licht und Luft, der Neoimpressionismus gab uns neue, optische Werte, neue Aus-drucksmöglichkeit. Als Richtung selbst kann man beide wohl als überwunden bezeichnen, freilich nicht in dem Sinne, wie manche Maler es meinen, die guten Glaubens als stark ausgeprägte Persönlichkeiten nichts anderes außer sich gelten lassen können, subjektiv sehr verständlich, aber darum noch lange nicht apodiktische Wahrheit. Was wir geschätzt haben, brauchen wir nicht mit Füßen zu treten, das Gute davon bleibt uns; trotzdem können wir uns der Einsicht nicht ver-schließen, daß in den genannten weitere Entwicklungsmöglichkeit nicht vorhanden. Mag es auch nur eine Frage zw«iten Ranges sein, ob wir einen Stil brauchen, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß wir nach einer Periode des Naturalismus,

die uns loslöste, von all den Überlieferungen, uns gleichsam entwurzelte, doch wieder das Bestreben nach einem solchen haben, die individualistische Periode einem größeren Zeitwillen weicht. Krampfhaft kann Stil nicht geboren werden. Er braucht Zeit und Muße zum Ausreifen, und es sind zwei Dinge, die in unserem Leben recht rar geworden sind. Und die krankhafte Meinung, Zusammenhänge künstlich zu finden, Abhängigkeiten zu konstruieren, gleichsam als ob beides einen Makel darstellte, verhindert gerade die jungen, die noch nach rechts und links blicken, sich ein festes Ziel zu nehmen, und verführt zu ewigem Problematis, mus. Ein Suchender ist jeder ernste Künstler, eine Anlehnung hat aber früher nicht als Vorwurf gegolten. Nur den ganz Großen ist es gegönnt, eigene Wege straflos zu gehen, und jede Zeit hat ihrer nur wenige. Nicht denen, die der Forderung des Tages genügen, gehört die Zukunft. Es wird aber ernst geschafft in Deutschlands Meisterwerkstätten, und der Aufschwung der angewandten Künste wird den Aufstieg der freien mit sich führen. Der erste ist eine zeitlich frühere Notwendigkeit. In der Architektur, der Mutter der Künste, sind wir an der Spitze, im Kunstgewerbe muß uns sogar das Ausland anerkennen. Der Durchschnitt der Plastik ist mehr wie gutes Mittelmaß. In der Malerei wird unsere Zeit auch noch kommen. Wir haben es nicht mehr nötig, hinüber zu schauen, haben genug gelernt, um auf uns selbst zu vertrauen. Neben den wunderbaren Ausstellungen französischer Kunst, die so ausgewählte Stücke bergen, daß sich sogar Franzosen bemüßigt fühlten, die Reise nach Deutschland anzutreten, könnten wir deutsche Meister hervorgraben, um, vielleicht nicht so umfangreich, aber in ihrer Art gleich wertvoll, zu zeigen, daß bei uns mehr Schätze sind, als mancher eingefleischte Französling glauben möchte. Die Zeit wäre jetzt da. Aber töricht wäre es, den jungen vorschreiben zu wollen, wo sie anzuschließen hätten und welchen Weg sie gehen müßten. Und bricht sich das Neue nur schwer Vahn, muß man sich damit trösten, daß es beim Guten immer so gewesen; nur Operettenmelodien werden schnell volkstümlich. Der Erpressionismus sitzt mit Recht zu tief, als daß er auf einmal durch ein unkünstlerisches Ereignis könnte aus dem Sattel gehoben werden. So manche, die dies jetzt bedauern, werden später anderer Meinung sein.

Robert Misch:

I bin der Eppenhoftr.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Forlsetzung.)

Der Eppenhofer ging mit verdrossener Miene seinem Tagewerk nach. So unwirsch hatten den sonst so ruhigen und selbstsicheren Mann seine Leute noch niemals gesehen — wetterte und fluchte im Hause umher. Und die klugen Mägde hatten mit weiblichem Scharfsinn bald entdeckt, daß Vater und Tochter nur noch die nötigsten Worte wechselten, sich aber sonst aus dem Wege gingen.

Gleich am anderen Morgen hatte der Eppenhofer einen langen Brief fort> geschickt. Zwei Tage später war schon die Antwort da: die Schwester seiner Seligen, die Kuchelbergerin, und ihr Mann in Pfaffheim würden die Nichte sehr gern für einige Zeit aufnehmen. Die Vroni könnte sich in der Wirtschaft nützlich machen. Bezahlung lehnten sie entschieden ab. „Eine kleine Hypothek, wenn der Schwager ablösen wollt', die grad' fällig sei, wär's ihnen schon recht."

Postwendend sagte er das zu und kündigte seine baldige Ankunft mit der Vroni an.

Die war eben in der Milchkammer. Er ging ihr nach — den Brief der Tante in der Hand. Die Magd schickte er hinaus; den Brief las er vor.

„Kannst deine Sach' glei richt'n — morgen früh fahr'n wir fort."

Mit steinernem Gesicht hatte die Vroni zugehört, legte das Blechgefäß, mit dem sie eben hantierte, beiseite, sann einen Augenblick still vor sich hin, wie auf eine innere Stimme lauschend, und sagte dann ruhig:

„Ich geh' net fort!"

„So — du gehst net fort?! Mach mi net fuchtig, Dirn — noch bin i hier der Herr und dei Vatter. Und daß du's nur wissen tust — kannst's auch dei'm Schulmeister vermelden: der wird aa net lang mehr bleib'n in Wasinghofen, so wahr i der Eppenhofer bin, auf dessen Rat d' Gamoan noch a wengerl was geben tuat."

„Vater, wenn Ihr mich auch wegtut — es nützt Euch nichts. Ich hab' Euren festen Sinn und auch einen harten Schädel. Was auch g'schieht, ich bleib' ihm treu. Wenn's sein muß, wir können warten."

„Bis i g'storb'n bin — net?"

„Den Lehrer könnt Ihr net so einfach fortbringen, weil er Euch im Wege is — dafür is die Regierung da. Die hat ihn angestellt, net Eure Gevattern im Dorf."

„Dös laß mei' Sorg' sein!" gab er höhnisch zur Antwort. — „So weit reicht des Eppenhofers Arm noch lang. Die Herren in Münka wiss'n, wer hier

die Wahlen macht, und der Herr Pfarrer aa. — Is dös die neuche Mod', die du aus deinen Bücheln g'lernt hast, daß's Ei klüger is als die Henn"?! Bei uns hier sucht der Vatta sich den Schwieger aus, net so a jungs Dirndl, wo noch net wissen tut, was ihm gut is."

„Möglich — wenn ich im Dorf geblieben wär', daß ich dann anders schalten ließe mit mir. Nicht Ihr sollt heiraten — ich soll es und Tag und Nacht beisammen sein mit meinem Mann. Wenn ich den net gern hab', so recht von Herzen —"

„Hab' i dir einen aufzwing'n woll'n?" unterbrach sie der Bauer jäh.

„Heh?? — Dem Walchingertoni — fei gern hätt i ihm mei einzig Tochter 'geb'n! Du hast net woll'n — guat is! Magst vielleicht net mehr pass'n für aa rechten Bauern — guat isl Aba i laß mir aa koan' net aufzwing'n, den i net mag — verstehst mi! A Schulmeister, dös is ja gar koan richtig's Mannsbild net."

„Weshalb?"

„No — weil — weil er halt a Schulmeister is, a Bubenklopfer. Sind mei Lebtag arme Teifi g'wes'n. Und i bin der Eppenhofer — i hab's Eiserne Kreuz — i könnt mi jeden Tag in den Landtag wählen lass'n. Und i leg glei hunderttausend Markl auf'n Tisch, wann's den Rechten nimmst."

„Vater, ich glaube, wir verstehen uns net mehr so recht."

„I versteh' di ganz guat. A verliebte Gredl bist — solchen« hat's früher aa schon geb'n. Is guat auf'm Thiater und in dö Bücheln — paßt aber net hierher nach Wasinghofen. — Schau, Vroni — schlag ihn dir aus'm Sinn — bleib bei dei'm alten Vatta!"

„Wenn das die Bedingung ist — lieber nein!"

„Mach mi net wild, Vroni!"

Mit einem Ruck schleuderte der zornige Mann einen irdenen Topf zur Erde, daß er in tausend Scherben zerschellte. Zwei stählerne Blicke maßen sich; und dann hastete der Alte mit einem wilden Fluch« aus der Milchkammer.

Gleich nach Feierabend ging der Eppenhofer zum Gemeindevorsteher. Der war sein alter Freund und Spezi, mit dem er manchen Handel zusammen gemacht. Statt seiner hatte ihn der kluge Bauer zum Vorsteher wählen lassen. War eigentlich nur sein Stellvertreter.

Den Pfarrer mußte man auch dafür gewinnen, daß der Lehrer fortkam aus Wasinghofen. Das war gar nicht so schwer. Der Hochwürdigste war dem Lehrer nicht sehr hold gesinnt; zu frei im Denken und zu selbstbewußt war der ihm. „Richtig ein Herr, der neue Lehrer!" sagte der Pfarrer immer. Und wenn man dem die Renovierung und gar die neue Glocke für die Kirche versprach, so würde er's bei der Regierung schon unterstützen. Die Regierung, das würde der Eppenhofer schon selbst in München machen. Als Wahlmacher und Vertrauensmann der Partei hatte er Fäden in der Hand, die hoch hinauf führten.

Während sie so spannen und brauten, wandelten zwei schlanke, aufrechte Menschen Hand in Hand im Dämmerlicht des Abends durch die Wiesen. Erlen und Weiden längs des Waidlingbaches, der sich in weitem Bogen ums Dorf schlängelte, verbargen sie vor spähenden Augen.
„Wenn's so ist, geh' ich auch fort, meine Vroni," sagte der Lehrer ruhig. „Ich hätte dann doch hier keine ruhige Stunde mehr. Willst du warten auf mich, bis ich dich holen kann?"
„Mein ganzes Leben lang!" erwiderte sie einfach.
„Wäre schad' um mein und dein Leben, wenn's so lange dauerte!" — ein wehmütiges Lächeln schwebte um seine Lippen. — „übrigens mischen sich vielleicht bald gewaltigere Herren drein, als dein Herr Vater einer ist. Es schaut bös aus in der Welt."
„Hannes!" — Zitternd krampfte sich ihre Hand um die seine. — „Wer weiß, ob wir uns dann wiedersehen!"
„Noch ist's nicht so weit. Wenn Deutschland in Bedrängnis ist, unser schönes, altes, geliebtes, großes Vaterland — wenn sie es anfallen von allen Seiten: was gilt da unser kleines Schicksal gegen das von Millionen! Was dem Einzelnen zugewogen wird, er muß es tragen, wie alle."
Am andern Tage staunten des Eppenhofers Leute, als sie sich mittags um den großen, eichenen Tisch versammelten. Der Bauer war fort mit der Vroni, ganz plötzlich im Kutschwägelchen nach der Bahn gefahren.
„Den großen Korb hat sie mitgenomm'n — und i hab' ihr 'holfen beim Einipacken," erzählte 's Lisei den Staunenden. — „Und g'redt haben's koan Wörtel mitanand. Und der Bauer bleibt aa über d' Nacht weg."
Am anderen Tag kam der Eppenhofer wieder. Aber es war geraten, ihm aus dem Wege zu gehen. Bei Tisch herrschte jetzt stets ein feierliches Schweigen. Der Bauer stierte mit seiner Brille in die Zeitung; und die Mägde flüsterten nur ganz leis und heimlich miteinander. Und wenn irgendwer etwas versehen hatte, dann donnerte der Bauer ihn an, daß alle den sonst so ruhigen, selbstsicheren Mann nicht wiedererkannten.
Am Tage drauf, mitten in der Woche, kam der Marl plötzlich von der Alm herunter, ganz wild und aufgeregt. Der Iäger, der Prankl, hatte ihm gesagt, nun würde es sicher Krieg mit Franzosen und Russen geben. Sein Graf ließe sich schon die feldgraue Uniform machen. Und der mußte es doch wissen!
„Net wahr is, Bua!" meinte der Bauer trocken. „Dö werd'n sich dös no im letzten Moment überleg'n. Hab'n Siebenzig ihre Dresch' kriegt, fang'n net noch amal an."
Freilich die Zeitungen brachten ja mancherlei — aber so hatte es schon ein paarmal ausgeschaut und war doch nichts geworden.

„In die G'schicht mit Österreich werd'n wir uns doch net einmisch'n, Kruzitürken! Und vor uns da haben's alle a Mordsrespekt, mei lieber Bua."
So klug er sonst war, dem Eppenhofer wollte es nicht in den Kopf hinein, daß die Söhne noch einmal sicherstellen und verteidigen mußten, was sie, die Väter, so schwer errungen hatten. Die ganze Arbeit sollte nun ein zweitesmal getan werden — und der Russ' sollte gar auch dabei sein?!
Und als der Marl immer wieder auf den Grafen hinwies, der einen Bruder im Generalstab hätte, da rief der Bauer zornig:
„Die Herren wissen es nir! Dös wär' freili a G'spaß für solchen Herrn. Aba för uns Bauern . . . Die Ernt' is so noch net eini."
„Na — die Loder, die Franzosen werd'n danach net frag'n," gab der Marl, der sonst dem Vater nur selten widersprach, ziemlich unehrerbietig zur Antwort, und stürmte ins Wirtshaus, von dem er erst sehr spät wieder heimkehrte. —
Der Marl wollte durchaus nicht mehr in die Berge zurück. Wenn der Kuhbub und die Sennerin nicht allein mit dem Vieh fertig würden, dann sollte man den Franzl 'naufschicken.
„I bleib — i bleib hier, bis all's seine Richtigkeit hat — halt Krieg oder halt Frieden!"
Noch nie hatte der Eppenhofer seinen Buben so trotzig und entschieden gesehen. Und das freute ihn, wenn er sich auch nichts merken ließ. War sonst so zag und schwachmütig, der Bursch! Aber eine andere Sorge stieg in ihm auf. Der Marel war kaum achtzehn, hatte auch nicht gedient. Aber der ließ sicb gewiß nicht halten, wie er sich selbst nicht hatte halten lassen Anno Siebzig, als er grad' so alt war.
Und der Gedanke, daß sein Einziger, wenn's etwa doch dazu käme, mitgehen würde, erfüllte ihn mit Stolz, aber auch mit einer stillen, heimlichen Angst, die er sich nicht einmal selber eingestand.
Der Marl fragte auch in diesen Tagen nicht viel nach dem Vater, kümmerte sich wenig um Feld und Wirtschaft, war viel im Wirtshaus und — beim Lehrer. Nach der Vroni hatte der Marl gleich gefragt, hatte sich auch zuerst mit der Antwort abspeisen lassen, daß sie ein paar Wochen bei der Tante in Pfaffe heim bleiben würde. Nur seltsam angeblickt hatte ihn der Bursch und verwundert gefragt:
„Ietzt — vor der Ernt?! —"
Und immer mehr sprachen die Leute vom Krieg — und der Deutsche Kaiser hätte seine Reise in den nordischen Bergen unterbrochen und sei schleunigst heimgekehrt. . . . Und das Ultimatum — und die Russen und Franzosen . . . und den Engländern könne man auch nicht trauen. Im Wirtshaus hockten sie über den Zeitungen, schrien und diskutierten und vertilgten dabei eine Maß nach der

andern. Der Kugelwirt rieb sich die Hände — seinetwegen könnte es Krieg geben, wenn das Geschäft so gut dabei ginge.
„Gibt doch kan' Krieg net!" trumpfte der Eppenhofer hartnäckig auf, als hätte er allein darüber zu entscheiden.
„Was hast denn heut mit dem lappeten Lehrer wieder zu dischkurier'n gehabt?!" fragte der Alte ärgerlich seinen Buben. „I mag ihn net leid'n, den Loda, den lappeten. Und i werd' schon sorg'n, daß er net lang mehr im Dorf bleibt!"
Pfeifend und hemdärmelig stand der Marl am Schuppen und schmierte eine Wagenachse. Gleichmütig sah er zum Vater auf:
„Dös glaub i seil! Muaß ja mitgeh'n, der — is ja Unteroffizier."
„Unteroffizier — der?!"
„Freili — hat ja nur a Iahrl dienen brauch'n. Und die Tress'n hat er alleweil."
„Na — wenn's koane andere net hab'n, als so an lappeten Bub'nklopfer!" meinte der Bauer verächtlich.
„Is schon recht, der Moser — und i woaß aa, was Ihr gegen ihn habt, Vatta," erwiderte der Marl gleichmütig.
Der Eppenhofer biß sich auf die Lippen und ging wortlos davon. Aber er haßte den Lehrer nur um so grimmiger, der ihm das Herz seiner beiden Kinder gestohlen hatte.
Fort sollte der, und zwar bald! Wie Gift und Galle war es dem Eppenhofer, daß er die gleiche Luft mit dem Verhaßten atmen mußte. Eine Eingabe des Gemeinderates, auch vom Pfarrer unterschrieben, hatte er in einer geheimen Sitzung zustand« gebracht, in der zahlreiche Beschwerden und die Bitte um schleunige Versetzung des Lehrers ausgesprochen waren.
Damit fuhr der Bauer nach München. Da erfuhr er dann auch gleich an der richtigen Mühle, was sie für Mehl mahlten im Staat, und ob bald Kriegsbrot gebacken würde, oder ob's wieder nur leeres Zeitungsgewäsch sei.
Derweil flogen schon die Depeschen zwischen Berlin und Petersburg hin und her, und die Feinde Deutschlands setzten alle Schwungräder der großen Verschwörung in Gang. — — —
Mobilmachung! Deutschlands Söhne, die Einberufenen und die Freiwilligen strömten zu den Fahnen. Ein Sturm rotglühenden Zornes, einmütiger, heller Begeisterung brauste durch die Lande, von Ostpreußen bis zu den Alpen, vom Bodensee und vom Elsaß bis nach Schlesiens Grenzmarken.
Das alles erlebte der Eppenhofer teilnehmend, immer mehr fortgerissen von der großen Zeit in München. Er blieb länger da, als er beabsichtigt hatte. Vom Schulmeister konnte freilich in diesen Tagen keine Rede sein. Und als er, ganz unangemeldet — wie er es immer liebte, um seine Leute zu überraschen — endlich heimkehrte, da war der Schulmeister schon fort aus dem Dorf. Aber

der Marl war mit ihm gegangen, um sich in das gleiche Regiment als Kriegs-
freiwilliger einreihen zu lassen.
Nur einige kurze Abschiedszeilen an den Alten hatte er zurückgelassen. Er
wolle sich auch das „Eiserne" holen, wie einst der Vater — und höhnen würden
ihn die anderen Burschen, wenn er jetzt Kühe hütete und das Korn schnitte. —
„Denn das liebe Vaterland braucht jetzt uns alle Bub'n, wo es so in Not tut sein
gegen Franzossen, Rusen und nun auch die verflirten Engelländer."
Der Eppenhofer saß lange und schweigend, in tiefes Brüten versunken, vor
dem Zettel. Sprach kein Wort mehr, packte nur drei Hunderter ein und schickte
sie dem Buben „zur Ausrüstung".
Noch nie hatte sich der Bauer so einsam gefühlt. Sein Weib war gestorben;
aber stets hatte er eines der Kinder um sich gehabt. Viel Zärtlichkeiten gab er
ihnen nicht zu kosten. Und so recht klar, was sie ihm bedeuteten, war sich der
Eppenhofer auch nie gewesen. Das fühlte er erst jetzt, da sie ihm fehlten.
Die Vroni vor allem. Wenn sie sonst bei ihm saß mit ihrer Näherei oder ihm
aus einer Zeitung vorlas, oder er hörte sie oben Klavier spielen oder sonst im
Hause walten: so recht froh und zufrieden hatte er sich da immer gefühlt und
so stolz auf „das Prachtmadl". Und darum haßte er den jungen Lehrer nur
um so glühender, der ihm das alles geraubt hatte. Gar nicht zum begreifen
war es, was sie an dem für einen Narren gefressen.
Natürlich schrieb ihm die Vroni auch nicht; sie trotzte mit ihm, hatte
ihm sogar beim Abschied nicht einmal die Hand gereicht. Gut — sie hatten
beide einen harten Schädel. Sollte auch von ihm keine Zeile zu sehen kriegen!
Der Marl hatte auch nur ein paar kurze Dankesworte aus I. gesendet:
von morgens bis abends ererzierten und marschierten sie. Todmüde sei er des
Abends, aber doch sehr vergnügt. Der Moser sei noch nicht ins Feld gerückt, sei
bei seinem Zug geblieben, ererzierte ihn mit ein.
Den schwachen, „mageren Lapp", der nicht recht stark auf der Brust war,
den konnten sie im Felde freilich nicht gebrauchen, höhnte der Bauer. Zum Ein-
üben der Neuen hatten sie ja wohl solche Kerle nötig.
Und so oft er ihn auch abwehrte, immer wieder stieg der Gedanke in ihm auf:
„Wär' net schad um den, wenn ihn eine Kugel wegputzen tät! Dann hätt'
die ganze Sach' ein End'. Und die Vroni — wie die jungen Dirndl schon sind —
würd' sich bald drein geb'n."
Aber er bekreuzigte sich jedesmal fromm, wenn ihn solch sündige Gedanken
heimsuchten, und bemühte sich, sie aus seiner Seele zu verbannen. Man soll
keinem Menschen den Tod wünschen — noch dazu lebte er dann erst recht lange!
Und sein Marl ging ja nun auch mit. Wenn der Herrgott diese erflehte Kugel
nun auf den lenkte! Heiß und kalt überlief's ihn dabei.

Ja, er war schon stolz auf den Buben — wenn er nur nicht gerad' mit dem
„verflirten Bubenklopfer" mitgegangen wär'. Härt' auch wohl den Vater erst
vorher um Rat und Erlaubnis fragen können; hätte sie ihm gewiß nicht geweigert.
Und wenn nicht gerad' jetzt die ersten Siegesnachrichten gekommen wären —
noch dazu hatten die Bayern unter'm Rupprecht dreingehauen, wie ibre Väter,
„die blauen Teufel von Siebenzig" — ja, dann wäre ihm das Leben ganz
fad erschienen.
Er betäubte sich durch die Arbeit. Die Ernte fiel glänzend aus. Tüchtig
griff er selbst mit an; noch dazu sie ihm zwei Knechte weggeholt hatten, und ein
tauglicher Ersatz jetzt kaum zu haben war. Was feste Arme hatte, holten sie fort.
Was war das früher für ein Lachen und Schäkern gewesen beim Korn- und
Heuschnitt! Der Bauer, sonst stets ernst und gemessen, hatte sie selbst ermnntert.
Beim Frühbrot und des Mittags erzählte er ihnen allerlei Späße und Schwanke
— oft vom Krieg. Man mußte die Leute doch „aufmisch'n" — dann schafften
sie noch einmal so gut.
Ietzt machte er, trotz des prachtvollen Wetters, ein Gesicht wie sieben Tage
Regenwetter. Da verging auch den Leuten der Spaß, zumal die eine ihren Vater
oder Schatz, jener seinen Bruder oder Sohn mit „im Felde" hatte. Da wurde
auch gemäht; aber die Garben fielen blutrot zu Boden.
Und eine innere Unruhe packte den Eppenhofer, mit jedem Tage mehr. Am
liebsten wäre er trotz seiner Zweiundsechzig, die ihn noch nicht niederbeugten, selbst
mit hinausgezogen. Das alte, wilde Blut regte sich in ihm: schießen, raufen,
den inneren Ingrimm gegen einen äußeren Feind austoben können!
Das ging nun freilich nicht. Aber er fing zum erstenmal Streit mit seines-
gleichen an. Wo er sonst, im Gemeinderat oder im Wirtshaus, durch wohl-
bedachte, kluge Rede, die jedem Rechnung trug, die Gemüter gelenkt hatte: jetzt
widersprach er jedem, selbst wenn man ihm recht gab, mit bissigen, unfreund-
lichen Worten. — „Was is denn jetzt in den Eppenhofer gefahren!" raunten sich
die Gemeinderäte zu.
Die Ernte war längst in den Scheuern und Stadeln — der Oktober war
ins Land gezogen, prangend und früchtereich, als der Eppenhofer sich entschloß,
nach I. zu fahren, wo das Ersatzregiment des Marl ausgebildet wurde.
Kein Mensch erfuhr, wohin er ging. Die alte Wallner-Crescenz, die jetzt dem
Hauswesen vorstand, mußte ihm das Köfferchen packen. Am anderen Morgen
fuhr er zur Station und schickte den Knecht heim, ehe der Zug eindampfte.
„Was braucht der Bimpf zu wiss'n, wo i hinfahr'!"
Ziemlich spät kam er in I. an. In einem kleinen Gasthaus, das man ihm
unterwegs empfohlen, stieg er ab. Ein nettes, freundliches Zimmer wurde ihm
eingeräumt; dann ging er hinunter in die Gaststube, die ganz voll mit Menschen
war. „Bessere Leut'" speisten hier an kleinen, weißgedeckten Tischen. Der Eppen-

hofer ging eben in keine Winkelgasthäuser; der Eppenhofer wußte, wer er war,
und was sich schickte. Er hatte es auch dazu.
Der Wirt selbst legte dem stattlichen Mann in dunkler, städtischer Kleidung
das Fremdenbuch und die Speisekarte vor. Der Eppenhofer wählte erst bedächtig
sein Essen und das Getränk nnd griff dann zum Buch, um seinen Namen mit
großer, fester, eckig-altmodischer Schrift einzutragen:
Ioseph Eppenhofer, Ökonom aus Wasinghofen (Oberbayern).
Der rundlich-freundliche Wirt verneigte sich höflich, warf einen Blick auf
den Namen und rief dann erstaunt:
„Ein Fräulein Eppenhofer wohnt auch hier — seit gestern."
Und er wies mit dem Finger auf die vorhergehende Seite.
Da stand in der zierlichen, römischen Rundschrift seiner Tochter:
„Veronika Eppenhofer aus Wasinghofen."
„Fräulein Tochter wohl?"
„Woll, woll — meine Tochter!"
Das Teufelsmädel war einfach hierhergefahren, um ihren Bruder noch ein-
mal zu sehen. Bloß den Bruder?! — Unwillkürlich ballte er die Hand zur Faust.
Auch gut — dann konnte er sie gleich wieder mit nach Haus nehmen I Nun
war's ja doch gleich. Es überlief ihn plötzlich so eigentümlich, so warm, als blickten
die Leute fröhlicher, als sei die ganze Welt plötzlich schöner geworden. Ein Weilchen
sann er vor sich hin. Dann trug er dem Wirt auf, man sollte der Tochter mitteilen,
der Vater sei angekommen. Ob sie nicht herunter zum Speisen kommen wolle?
Nach einem Weilchen kehrte der freundliche Wirt mit der bestellten Speise
und der Antwort zurück: „Ein Gruß vom Fräulein Tochter, sie sei sehr müde,
hätte schon gespeist und legte sich eben zur Ruhe."
„Trotzkopfeter Dickschäd'l!" dachte der Alte.
Der Wirt stellte die Speisen und den Viertel Roten vor ihm hin.
„Der Herr Ökonom kommen gewiß auch, um den Herrn Sohn noch einmal
zu sehen?"
Woher er das wüßte? Nun — das dachte sich der Wirt. Es seien doch
noch mehr Eltern und Schwestern deshalb hergekommen.
„Der Herr Eppenhofer wissen doch, daß morgen vor zwölf Uhr das Regiment
einwaggoniert wird, und daß um zehn Uhr die große Feldmesse für die Abrücken-
den stattfindet. Marschieren gleich nach dem Bahnhof von da."
„Woll — woll!" meinte der Eppenhofer kanend und spülte den Bissen mit
dem Roten hinunter.
Da hatte er ja Glück gehabt, daß er den Buben noch erwischen konnte.
(Fortsetzung folgt.)

Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.
OipzmzKt 1914 b? LollleLl»oll« LuoKäruolcelbi, XullLt- Ulla V«r!»8s-^ust»!t
v. L. 3cdotUa«llä«l, 4.» 0.. Lruslnu.
(Fortsetzung.)
Als Don Adriano allein war, nahm er das Gewehr von der Wand. Seine Ge-
danken richteten sich auf Hierro. Er hatte ihm von Anfang an einen großen
Widerwillen eingeflößt. So geht's im Menschenleben, immer die Bewegung der
zwei Pole — das Abstoßen oder das Anziehen. Das Gefühl, die Waffe in der
Hand zu halten, brachte ihn zur Gegenwart und zu Iagdgelüsten. Er nahm
das Gewehr und lud für große, schwere Jagd mit Kugeln. Na, das Wild, das
er traf, das war geliefert!
So hing er die Flinte um die Schulter und stieg pfeifend hinab, als ob
eine Idee seine Schritte beflügelte. Als er beim Hause Almendros vorbeikam,
kam ihm der treue Hund freundlich entgegen mit freudigem Bellen, sonst aber
nichts, niemand, wie einst. Don Adriano stieg schnell bergauf, und bald erreichte
er die wilde Waldregion. Den hohen Mandelbäumen, Feigen, Oliven folgten,
e höher es wurde, die Pinien, edle Tarusarten, ein köstliches Gebiet für den
Botaniker. Don Adriano hatte rasch eine bedeutende Höhe erklommen und sah
zu seinen Füßen seinen Turm vom Meere bespült. Zwei wilde Tauben flogen
vor ihm auf, leicht zu schießen, doch sie lockten nicht des Jägers weidmännische
Lust. Da entdeckte Don Adriano einige schwarz gefärbte Männer, schwarz von
Kohlenstaub, die ihn erstaunt ansahen.
Ah ha, hier in der Nähe mußte die Schmiede sein, wo der Hierro
arbeitete. Noch einige Schritte weiter, und es tönten ihm Hammerschläge ent-
gegen. Ein leichtes Rauchwölkchen stieg empor. Die Schmiede des Hierro! Don
Adriano, das Gewehr halb von der Schulter lösend, begab sich auf eine Lichtung
des Waldes vor der Schmiede. Diese war ein einstöckiges Häuschen aus Ziegeln,
schwarz vom Rauch und mit einem dürftigen Dach bedeckt, das aussah, als ob
ein Windstoß es umblasen könne. Unter einem überhängenden Giebel schien das
glühende Auge eines Feuers, und daneben stand Hierro und hämmerte eine Eisen-
stange, wohl die Röhre zu einer Schießwaffe. Hierre' erhob den Blick, als er Schritte
hörte in den Pausen zwischen den Hammerschlägen, und blieb still, den Hammer
in der Luft, als er den Herrn des Turms erkannte. Aber aus seinen kalten Augen
war nichts von dem zu lesen, was in seinem Jnnern vorging. Don Adriano trat
noch etwas näher und musterte den Kunstschmied von oben bis unten. Jener ließ
diese Blicke an sich abgleiten. Absolutes Stillschweigen. Don Adriano ging fort,

aber beim Waldesrand setzte er sich auf einen Baumstumpf und nahm das Gewehr zwischen die Knie. Seine Seele war mit männlichem Stolz erfüllt. Jener da konnte sehen, daß er ihn in seinem eigenen Haus aufgesucht, in der Einöde des Gebirges, daß er keine Angst vor ihm hatte. Er steckte sich eine Zigarre an.
Die Hammerschläge ertönten wieder auf dem Eisen: Tintineo, tintin. Don Adriano sah den Hierro in größter Ruhe und nur mit seiner Arbeit beschäftigt. Bei Gott! Hatte er denn nicht seine Absichten erraten? Die Gelassenheit des Hierro setzte ihn in Staunen, aber zu gleicher Zeit empfand er eine Art Dankbarkeit für das Vertrauen, daß jener so ruhig blieb, den Rücken ihm zuwandte in dem Bewußtsein, daß ein so vornehmer Herr doch außerstande sei, einen Meuchelmord zu begehen. Da hörte der Hammerschlag auf. Als Don Adriano wieder hinsah, war der Schmied verschwunden. Unwillkürlich griff er wieder nach dem Gewehr und spielte liebkosend mit dem Hahn. Gewiß ging Hierro nun auch eine Waffe holen, ermüdet durch diese stumme Herausforderung in seinem eigenen Hause. Möglicherweise würde er aus einem der Fenster schießen, und so stellte sich Adriano hinter einen Baumstamm. Jemand bewegte sich im Jnnern des Haus» flurs, etwas Schwarzes — halt — der Feind in Sicht! Er legte an und paßte auf. Doch welche Enttäuschung! Ein Weiberrock war es, aus dem Sandalenschuhe hervorlugten, und eine hagere Gestalt erschien. Ach ja, das war die Alte, von der Esteban erzählt hatte, das alte Weib, die einzige Genossin Hierros in seiner einsamen Schmiede. Sie wäre ein gutes Modell einer Here von Endor, aus dem zitronengelben Gesicht voll unzähliger Runzeln sprühten unheimliche schwarze Augen, die sich in Wut auf Don Adriano richteten. Es war eine Tante des Hierro. Der Schonung, die ihr Geschlecht einflößen mußte, sicher, pflanzte sie sich in die geöffnete Tür und ließ verächtliche Blicke über den Seäor de Mosca hingleiten. Sie murmelte auch einige Verwünschungen, recht nach Herenart. Sie hatte nie die Seligkeit, das Glück der Mutterschaft gekannt, und so hatte sich ihre ganze Liebe auf den Hierro konzentriert, dem sie das Essen bereitete und den sie wie einen Halbgott verehrte.
Don Adriano sagte sich, es wäre nicht aristokratisch gehandelt, den Feind im eignen Haus zu überfallen. So stand er schnell auf, blickte um sich und in die Höhe, ob ihm nun nicht irgend etwas dahergeflogen käme. Wozu, so sagte er sich, hat denn meine Mutter mir so manche gute Lehre gegeben! Die Weisheit muß doch ins Leben überführt werden und nicht wie etwas nur auswendig Gelerntes in eineni Winkel des Hirns liegen bleiben:
Im Leben geht's nicht ohne Kampf,
Denk' nicht, ihn zu vermeiden,
Ring' mit der Welt um deinen Platz,
Doch lerne dich bescheiden.
Und wenn im Kampf der Leidenschaft

Das Herz dir droht zu springen,
Dann laß nicht ab, bis dir's gelingt,
Dich selber zu bezwingen.
Ja, er hatte sich nun auch selbst überwunden. Die Gelegenheit würde sich schon bieten. Er schlug eine andere Richtung ein. Die herrlichen Pinien breiteten wie Riesenschirme ihr Geäst aus, und unter ihnen zog der letzte de Mosca hin. Er sah dann und wann in den Lichtungen des Waldes Bäuerinnen, die Kartoffel» felder bebauten. Jn diesem gesegneten Klima eintet man mindestens zweimal im Jahr. Dann begegneten ihm einige Männer, mit Eseln, die Tiere trugen schwere Ladungen auf den Rücken.
„Salud!"
„Grüß Gott!"
Don Adriano grüßte jeden, der ihm begegnete.
Unter einem großen Feigenbaum war ein Kreis von Bauern, die einem zu-hörten, der in ihrer Mitte stand. Als Don Adriano vorbeikam, ging es wie ein Ruck durch diese kleine Versammlung. Ein Mann trat hervor, aber schnell packten ihn mehrere kräftige Arme. Es war der Sänger Voz, der auf Don Adriano losstürzen wollte, nun aber, festgehalten, unfähig, etwas zu tun, schimpfte, er würde nachts den Friedensstörer umbringen, den Turm in Brand stecken. Don Adriano ging weiter, aber doch betrübt, wegen der allgemein bösen Stimmung gegen ihn, da das Volk sonst brav und gut war. Er hatte sich da eine schlimme Suppe eingebrockt. Wie gut waren die Leute anfangs zu ihm gewesen! — Jn seiner Betrübnis glaubte er, die ganze Jnsel sei gegen ihn, die Leute grüßten entweder gar nicht oder mürrisch. Die Berge erschienen wilder noch als sonst, die Wälder ernster. Don Adriano fühlte sich vereinsamt. Alle gegen ihn, nur Juan Mäto mit den Seinen blieb ihm, aber auch diese würden sich mit der Zeit von ihm wenden — wegen der Notwendigkeit, mit den Nachbarn gut Freund zu bleiben. Nein, es spitzte sich so zu für ihn, daß er nicht mehr auf der Jnsel bleiben tonnte. Er, der Fremde, hatte den Frieden dieser Leute gestört. Juan Mäto hatte ihn mit der Ehrfurcht eines alten Bediensteten empfangen, und er belohnte die Gastfreundschaft, indem er den Frieden der Familie störte. Die übrigen Insulaner hatten ihn etwas kühl empfangen, aber ruhig, ihn als den großen vor-nehmen Herrn ehrend — und er erwiderte diese Höflichkeit, indem er auf einen unglücklichen Schwächling losschlug. Freilich, er war beleidigt worden — aber „ein Fehltritt kann Vater vieler Verirrungen sein". Und warum das alles?
Wegen einer Liebe zu einem Mädchen, das seine Tochter sein könnte. Er kam sich alt vor, Almendro gegenüber. In Zeiten des Wohlstandes im Palaste seiner Ahnen wäre Almendro etwa eine Dienerin seiner Mutter gewesen. Damals hätte er nur für sie den Appetit empfunden, den die frische, schöne Jugend eingibt — nichts aber, was einer Liebe gleich käme. Andere Frauen hätten mit ihren Künsten

über ihn geherrscht. Aber hier in der Einsamkeit sah er Almendro wie eine zarte, weiße Göttin, die fromme Achtung einflößt und eine gewaltige Macht ausübt. Er kam sich vor, als habe er den Verstand verloren. Er müßte entfliehen. Vielleicht täuschte er sich auch, indem er seinen Gefühlen für Almendro zu große Wichtigkeit beimaß. Vielleicht aber war es doch nicht die Leidenschaft, der wilde Trieb, sondern Liebe, die erste wahre Liebe in seinem Leben! Aber selbst dann mußte er vergessen und fort, so bald wie möglich. Was hielt ihn hier? Welche Hoffnung? Almendro floh ihn, als ob die Entdeckung jener Liebe über ihre Kräfte ginge, war schweigsam, wußte nur zu weinen, und die Tränen waren keine Antwort. Jhr Vater, noch mit dem Rest der Hochachtung, duldete schweigend diese „Laune des Verliebten", aber im Jnnern hatte er nicht mehr das Vertrauen von einst. Die Jnsulaner zeigten ihm nun den Widerwillen, den sie in alten Zeiten gegen die Araber, Normannen und andere Eindringlinge gehabt. Seine Augen liebkosten die große Fläche des Meeres, das war der Weg, den er zu nehmen hatte. Vielleicht kehrte er zurück nach seiner Heimatinsel, um das Leben eines achtbaren Bettlers zu führen, vielleicht auch ginge er aufs Festland Spanien, sich um eine Stelle zu beweiben, oder er schiffte sich ein nach Amerika. Das Meer war wieder seine Hoffnung, und das Plätschern der Wellen wie eine nervenstillende Unterhaltung.

Er setzte sich auf jenen Felsen, wo er gern träumte. Wenn es in seinen» Jnnern stürmte, dann wurde das Meer seine Geliebte, seine Vertraute. Der Abend war heiter, die Farbe klar, von tiefem Blau. Nichts erinnerte an die Sturmesnacht mit dem Wetterleuchten. Don Adriano blickte heute nicht vorwärts, sondern nur zurück. Wie hatte er aber doch alles über den Haufen werfen, jene festgewurzelten Ansichten ableugnen wollen! Freilich: Der Liebe Opfer zwingt dem Heizen Großmut ab. Und Liebe ist doch das größte aller edlen Gefühle! Nur durch sie hatte es geschehen können, daß er sich hier in seiner letzten Zuflucht«» statte so benehmen konnte. Als er nun, indem er brechen wollte mit dem alten Jdeenkreise, sich einer Frau näherte, da zog diese sich zurück wie eine Sinnpflanze und der Vater setzte sich der Heirat entgegen. Ja, also seine Handlungsweise war verfehlt — die Menschen hatten nicht umsonst die Einteilung in verschiedene Kasten gemacht. Die Ketten lösen wollen, die Jahrhunderte geschmiedet haben ist doch nicht so leicht. Don Adriano gedachte des heiligen Rades der Inder, ein buddhistisches Symbol! So ist auch unser Leben. Wir glauben vorwärts zu kommen, wenn wir uns bewegen, glauben Fortschritte zu machen, und wenn das Rad sich ganz gedreht hat, treffen wir uns am gleichen Punkte. Das Leben der Menschheit, die Geschichte, alles ist immer wieder dasselbe. Völker werden geboren, wachsen, schreiten fort, die Hütte wird zum Palast und später zur Fabrik; die großen Städte entstehen — mit Millionen von Einwohnern, es kommen die Katastrophen, die Kriege um Brot, Revolutionen der Unbemittelten, große Massenmorde und dann die Entvölkerung. Kraut überwuchert die stolzen Denkmäler,

allmählich versinken die Stätten einstiger Größe in die Tiefen und schlafen Jahr-
hunderte. Dann kommt der Spaten der späteren Generationen und gräbt —
zur Bereicherung von Museen. Schafherden mit ihren Hirten grasen dort, wo
einst Schlösser standen. Es gibt nichts Neues auf der Erde. Ewig dasselbe
Thema mit Variationen. Die Menschheit, stolz auf ihre Erfindungen, hält sich
für frei der Vergangenheit gegenüber — ihre Einfälle, die sie für eigenartig hält,
sind aber nur Wiederholung! Don Adriano blieb lange Zeit wie gebannt sitzen.
Nun, sein Geschick mußte sich, würde sich erfüllen! Leb' wohl, o Glück, das ich
in der Natur und in dem urwüchsigen Leben erhoffte!
Seine Augen suchten das Weite. Als er ein kleines Kind war und die alte
Emilia ihn spazieren führte in Solera, da hatte die Gute oft die Gebilde der
Wolken gedeutet, sogar mit Namen benannt. Da war ein Lindwurm, den der
Ritter Georg bändigte, dann erschien eine edle Jungfrau in langen wallenden Ge-
wändern und schritt über Schlangen und anderes Gewürm ruhig hinweg. Solches
deutete Emilia als den Sieg des Guten über böse Leidenschaften und wußte das
recht anschaulich und hübsch dem kleinen Adriano zu deuten.
Der Abend kam, und in seinem Licht nahm alles eine andere Gestalt an.
Eine Felsenhalbinsel erschien wie ein ruhender Löwe und sah zum letzten de Mosca
herüber! Die kleinen verstreuten Felsstücke schauten aus dem Rasen, wie schwarze
Köpfe versteinerter Riesen. Als dann der aschgraue Abend alles einhüllte, erwachte
Don Adriano aus seinem Brüten und ging schnell zum Turm. Er wollte niemand
etwas sagen, nur im letzten Moment sollte Juan Mäto es erfahren. Den nächsten
Postdampfer würde er benutzen. Die Gewißheit seines baldigen Aufbruchs ver-
anlaßte ihn, sich sein Turmzimmer genau beim flackernden Schein des Talglichtes
anzusehen. Sein Schatten, riesig vergrößert, hin und herschwankend durch das
Licht, bewegte sich von einer Seite zur anderen auf der weiß getünchten Wand.
Der Perlmutterglanz der Muscheln leuchtete neben dem Stahlflimmer des blank
geputzten Gewehrs an der Wand. Ein leichtes Geräusch schreckte ihn auf. Jemand
kam die Stufen der Holztreppe herauf.
Es war Juan Mäto, in seinen Mantel gehüllt, mit dem Korb Essen in
der Hand: „Das Abendbrot," sagte er lakonisch. Don Adriano nahm es ihm ab.
Er bemerkte deutlich bei Juan Mäto den Wunsch, nicht zu sprechen, und er sagte
daher auch nur kurz: „Gute Nacht!"
Juan Mäto ging dann heim. Don Adriano schloß die Tür und ließ das Essen
unberührt auf dem Tisch. Er verspürte keinen Hunger. Er nahm eine kurze
Pfeife, füllte sie mit Tabak und rauchte. Dann ergriff er ein Buch, wollte lesen,
aber alle Versuche, seine Gedanken zu sammeln, waren vergeblich. Außerhalb des
steinernen Turms herrschte eine dunkle geheimnisvolle Nacht mit feierlicher
Stille, bei der die allerkleinsten Geräusche erschrecken. Don Adriano glaubte, seine
Pulsschläge in dieser Stille zu hören. Von Zeit zu Zeit ließ eine Möwe ihr
Geschrei ertönen, oder auch ein leichtes Zittern war in den Tamarisken, wenn

ein Windstoß darüber zog. Die Brandung des Meeres rauschte in Zwischen-
räumen. Es wurde Don Adriano klar, wie einsam er hier war. Konnte er hier
so weiter als Einsiedler leben? Und wenn ihn einmal eine Krankheit befiele!
Und wenn das unerbittliche Alter käme! Zu dieser Stunde begann in den großen
Städten das Leben — das elektrische Licht blitzte auf, die Theater begannen — die
Zivilisation, während er hier in einem unwirtlichen Turm saß — ein freiwilliger
Gefangener.

Draußen mochte wohl Gefahr lauern — Don Adriano saß so still da, wie
die Kinder, die im Bett liegen und nicht wagen, sich zu rühren, um ein an<
genehmes Gefühl des Gruselns nicht zu stören. Zwar war er ein Ritter ohne
Furcht — aber er empfand heute etwas Sonderbares, Unerklärliches.

Ein Laut tönte durch die Luft, ein Uhuruf, wie er Sitte auf der Jnsel,
ein Lockruf. Don Adriano wollte zur Tür gehen, aber dann blieb er unbeweglich
stehen. Das traditionelle Uhu hu tönte ganz nahe. Es würden wohl junge Leute
aus der Umgegend sein, die die Nähe des Turmes auserkoren hatten, um sich
bewaffnet hier zu treffen. Das ging ihn nichts an, am andern Morgen würde
er sich erkundigen nach dem Vorkommnis. Er öffnete wieder das Buch, um sich
durch Lesen zu zerstreuen, aber nach wenigen Zeilen schon sprang er auf und
warf Buch samt Pfeife auf den Tisch. Uhu hu hu, herausfordernd klang es fast
am Fuß der Treppe, sich in die Länge ziehend. Es erhob sich ein Gekreische der
wilden Seevögel, die, aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt, von Fels zu Fels zogen,
sich andere Stätten zu suchen. Das galt doch ihm. Sie kamen ihn aufsuchen
an der Tür seiner Wohnung. Er betrachtete sein Gewehr, griff mit der Rechten
in den Gürtel nach dem Revolver. Er war ja kein Jnsulaner, verstand diese
Sprache der Uhurufe nicht. Er nahm wieder das Buch zur Hand. Aber immer
wieder ertönte das Uhu, jetzt nicht mehr am Fuß der Treppe, sondern etwas
weiter entfernt, einer schien Posten genommen zu haben, vielleicht im Dickicht
der Tamarisken. Wer mochte es sein? Vielleicht der Hierro, den er in seiner
Schmiede besucht hatte; vielleicht Voz, der öffentlich geschworen hatte, ihn zu töten.
Jmmer mächtiger wurden die Uhurufe. Es tönte allerlei daraus hervor: Jronie,
Spott, Beleidigung. Vergebens bemühte sich Don Adriano, taub zu sein. Er
wurde aufgeregt. Vielleicht stünde Almendro an einem Fenster, hörte die Uhu-
rufe im Umkreis des Turms, wo ein furchtsamer Mann stand, der auch hörte,
aber eingeschlossen blieb, als ob er taub wäre.

Ohne genau zu wissen, was er tat, blies er das Licht aus, und im Dunkel
tastete er herum, der Zorn verwirrte seine Gedanken. Jn dieser Blindheit des
Geistes blieb ihm nur eine Jdee — als letzter Rest der Vernunft. Er hatte schon
das Gewehr berührt, doch ließ er wieder ab davon, er brauchte eine leichte Waffe,
er hätte vielleicht auch durch dichtes Gesträuch zu wandern. So nahm er nur
den Revolver. Er ging zur Tür, öffnete sie langsam, nur einen kleinen Spalt,
trat ins Freie aus der Dunkelheit des Turms. Ein schöner Sternenhimmel, aber

kein Mondschein. Gespenstisch stiegen die Berge in den Himmel. Aber nur einen Moment sah er das, dann flogen zwei kleine Blitze aus dem Gestrüpp, gefolgt von zweimaligem Knallen. Don Adriano glaubte, Pulvergeruch zu spüren, vielleicht war's aber auch nur Einbildung. Zugleich fühlte er auf seinem Kopf eine Erschütterung, etwas Sonderbares, was ihn berührte, ohne ihn zu treffen, die Empfindung eines Steinwurfs. Etwas fiel über sein Gesicht, wie ein feiner Regen. Blut? Erde?

Die Überraschung dauerte nur einen Augenblick. Man hatte aus dem Gesträuch auf ihn geschossen — dort war der Feind. Er sah in der Dunkelheit den Punkt, woher die Schüsse gekommen waren, und nach seinem Revolver greifend — eins, zwei — fünfmal alle Kugeln, die der Lauf enthielt. Er schoß blindlings drauf los, nur aufs Ungefähre. Ein Knistern und Knicken von Geäst im Dickicht überzeugte ihn, daß er wenigstens den Feind zum Rückzug gezwungen hatte. Dann befühlte er seinen Kopf, um sich zu überzeugen, daß er nicht verwundet wäre. Jndem er dann seine Finger über das Gesicht gleiten ließ, fiel etwas Körniges herunter — weder Blut, noch Erde, sondern Staub von Mauerkalk. In die Mauer, ganz nahe von ihm, waren zwei Kugeln tief eingedrungen, sie hatten seinen Kopf geschrammt, waren vorbei geflogen und steckten in der Mauer. Don Adriano war froh über sein Glück. Er, gesund, unberührt!

Und sein Feind? Wo der wohl jetzt sein würde? — Sollte er suchen, ob er irgendwo in den letzten Zügen lag? — Da ertönte ein wilder Uhuruf aus der Ferne mit einem triumphierenden Ausdruck, den Don Adriano wie eine Ankündigung baldiger Wiederkehr deutete. Der treue Hund aus Juan Mätos Haus bellte auch in die Nacht hinein, während der Uhuruf immer mehr verhallte.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Wirtschaftsparlament oder wirtschaftlicher Generalstab.

Die freie Entfaltung der einzelnen Kräfte ist nicht mehr das wirtschaftliche Ideal unserer Zeit. Nicht nur hat der Staat lange vor Beginn des Krieges durch zahlreiche Gesetze, z. B. durch die umfangreiche Gewerbeordnung, in das freie Wirtschaftsleben eingegriffen, dieses selbst zeigt in dem wachsenden Organisationsbedürfnis das Verlangen nach einer gewissen Gebundenheit; in dem Bewußtsein, daß die ganze Erwerbsgruppe stärker ist als er, sucht der Einzelne nach einem Halt. Naturgemäß will jede de? zahlreichen „Interessenvertretungen" sich zur Geltung bringen, will ihre Hand an die Klinke der Gesetzgebung legen, will in den Volksvertretungen mit raten und mit taten. Iede erstrebt, daß Männer ihres Zeichens in den Parlamenten sitzen und zu Wort kommen. So berechtigt und verständlich diese Forderung an sich ist, so sehr widerstrebt sie der heutigen Zusammensetzung unserer parlamentarischen Körperschaften, deren Grundlage die parteipolitische Organisation ist. Aus diesem Grunde wollten vor dem Kriege die Klagen vieler Erwerbsstände, die bei den Abgeordneten das erforderliche Verständnis für ihre Bedürfnisse vermißten und bei Beratung der Gesetzentwürfe ihre Interessen nicht genügend gewürdigt glaubten, nicht verstummen. So wurde denn schon vor dem Kriege die Schaffung eines Wirtschaftsparlaments gefordert, nicht an Stelle des jetzigen Reichstages, sondern neben ihm. In einer solchen „Organisation der Organisationen" sollten alle Gruppen zu Wort kommen, in ihr, die man als eine Art erster Kammer dachte, sollten alle Wünsche, die heute in einem Wust von Drucksachen, Denkschriften und Eingaben an den Reichstag gelangen, durchgearbeitet und gesichtet und alle widerstrebenden Forderungen ausgeglichen werden. Nur das Erreichbare, das die Interessen anderer nicht verletzt, sollte von dem Wirtschaftspar-

lament befürwortet und dadurch zugleich auch eine erhebliche Entlastung des Reichstages erzielt werden. Im ganzen also handelt es sich um eine Art eines ins Große übersetzten wirtschaftlichen Ausschusses, wie solcher ja bereits besteht, und dessen Daseinsberechtigung die Regierung durch seine Angliederung an das Reichsamt des Inneren anerkannt hat. Natürlich war dies Wirtschaftsparlament nur für friedliche Arbeit bestimmt. Wer dachte damals an einen Weltkrieg, gab es doch Leute, die einen solchen in Ansehung des engen Netzes, das Handel und Verkehr über die Erde gespannt, überhaupt nicht für möglich hielten. Nachdem jetzt das riesige Völkerringen der Überzeugung Bahn gebrochen hat, daß es bitter nötig ist, wie auf militärischem, so auf wirtschaftlichem Gebiet schon während des Friedens den Krieg zu rüsten, taucht der Gedanke des Wirtschaftsparlaments in der veränderten Form eines wirtschaftlichen Generalstabes von neuem auf. Ihm soll in der Hauptsache die

pflegliche und ausgleichende Behandlung und Förderung der Beziehungen zwischen den Hauptgruppen unseres Wirtschaftslebens obliegen.

Eine solche neue Organisation, ob wirtschaftliche Körperschaft, ob parlamentarischen Charakters oder Behörde, würde allerdings hohe Aufgaben zu erfüllen haben. Die hoffentlich nicht mehr allzu ferne künftige Friedenszeit stellt an uns sowohl auf militärischem, als auf wirtschaftlichem Gebiet bes"ndere Anforderungen. Militärisch müssen wir weiter rüsten. Wirtschaftlich heißt es zunächst, die alte Stellung auf dem Weltmarkte wieder zu erringen und die uns durch den Krieg aufgezwungene Abgeschlossenheit wieder aufzuheben. Das ist ebenso schwierig wie nötig. Wer dem „geschlossenen Wirtschaftsstaat", der isolierten Volkswirtschaft, die der Krieg geschaffen, das Wort redet, wer uns die Rolle des genügsamen Robinson unter den Völkern zumutet, mag bedenken, daß Deutschland mit seinen 70 Millionen Menschen des Außenhandels, der Weltwirtschaft nicht entraten kann. Ietzt sind Tausende von Groß- und Kleinbetrieben mit Kriegslieferungen beschäftigt, sie arbeiten für den Staat. Mit dem Ende des Krieges werden diese, wenn nicht plötzlich, so doch sicher allmählich aufhören. Ein millionenköpfiges Arbeiterheer wird aus dem Felde zurückströmen und Arbeit heischen. Dazu reicht der innere Markt bei weitem nicht aus, und deshalb müssen wir uns die Welt aufs neue erschließen. Da nun der Krieg die staatliche Gemeinwirtschaft in nie geahntem Umfange gezeitigt hat, die, wie man zugeben muß, sich bewährt hat, so lag der Gedanke der Schaffung eines wirtschaftlichen Generalstabes, d. h. die Übernahme der obersten Leitung unseres gesamten Wirtschaftslebens auch im Frieden durch den Staat nicht allzu fern.

Indessen wäre ein solcher Schritt nicht ungefährlich; er würde ohne Not zum direkten Staatssozialismus führen und müßte die freie Tätigkeit des Volkes erheblich beeinträchtigen. In hohem Maße bedenklich erscheint es auch, die Erhöhung der Wehrfähigkeit und die Forderung der Kriegsbereitschaft der Nation zur einzigen Richtlinie unseres gesamten Wirtschaftslebens zu erklären und damit einen völlig neuen Grundzug in dasselbe hineinzutragen. Denn der

Krieg ist ein Ausnahmezustand, die
durch ihn geschaffenen Verhältnisse sind
ein Notgebilde, eine Notorganisation,
die nicht organisch gewachsen ist. Und
wenngleich es im Dichterwort heißt,
baß die Not „mit ihrem heiligen Wetter-
schlage" in einem Tage vollbringt, „was
kaum Iahrhunderten gelingt", so sind
doch im Leben der Staaten sprunghaft
vollzogene Umbildungen selten von Be-
stand gewesen.
Allerdings sind der Aufgaben gar
viele, die unser harren, die unbedingt
erfüllt werden müssen, und die diejenigen
im Auge haben, die für ihre Bearbei-
tung von Staatswegen eine besondere
Stelle, mag man sie wirtschaftlicher Ge-
neralstab oder sonst wie nennen, for-
dern. Zunächst ist es die Frage der
Sicherstellung der Volksernährung durch
Aufspeicherung großer Getreidevorräte,
die schwierige Verwaltung derselben in-
folge fortwährenden Verbrauchs und
neuer Auffüllung, die Versorgung un-
serer Industrie mit Rohstoffen, mit
Baumwolle, Kautschuk, Kupfer, Zinn,
unserer Landwirtschaft mit Düngemit-
teln, kurz, großzügige wirtschaftliche
Maßnahmen, die ergriffen werden
müssen, um uns vom Auslande unab-
hängig zu machen. Das bedingt die
Schaffung von Einrichtungen, die im
Kriege die Weiterführung des Wirt-
schaftslebens ohne Störung gewähr-
leisten. Erinnert sei an die aus Anlaß
des Krieges gebildeten Gesellschaften,
die Getreide-, Futtermittel- und Roh-
stoffgesellschaften. Eine Stelle ins
Leben zu rufen, die vorsorglich schon im

Frieden wacht, ist eine anerkannte Notwendigkeit, denn daß ein Mangel an Einheitlichkeit und Schnelligkeit in unserer wirtschaftlichen Rüstung zu Kriegsbeginn bemerkbar wurde, ist eine Tatsache, die übrigens durchaus nicht verwunderlich ist. Trotzdem ist es erstaunlich, wie vorzüglich alles beim Mangel jeder Vorbereitung geklappt hat. Daß wir aller Schwierigkeiten im großen ganzen Herr geworden sind, verdanken wir einerseits dem Erfolge unserer Waffen, die den Krieg in Feindesland getragen, sodann aber auch der Tüchtigkeit und Umsicht unserer Staats- und Stadtverwaltungen, und nicht zuletzt der Opferwilligkeit des Volkes. Es hätte aber noch besser sein können, und manche messen die Schuld der notorischen Abneigung der Beamtenkreise gegenüber fachkundiger Beratung durch Sachverständige bei, deren Mitwirkung z. B. bei der Festlegung unserer handelspolitischen Beziehungen zum Auslande eine seit langem erhobene berechtigte Forderung von Handel und Industrie ist. Die Vorbereitung von Handelsverträgen und ihr Abschluß wäre natürlich auch ein Tätigkeitsfeld, das dem wirtschaftlichen Generalstab zufallen müßte, und wahrlich nicht das unwichtigste.

Will man sich nicht direkt zum Staatssozialismus bekehren, so liegt die Frage nahe, welcher Art denn nun die Organisation sein soll, der solche weite und wichtige Aufgaben anvertraut sind. Einheitlich, unter Anhörung weitester Kreise des Volkes, muß ohne jeden Zweifel gearbeitet werden. Der wirtschaftliche Generalstab ist kein greifbarer Gedanke. Der Name läßt auf eine Art Behörde schließen, er schmeckt nach den reglementierenden Beamten. Die vorgeschlagene Zweiteilung in einen volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Reichstag ist wohl kaum durchführbar, weil nämlich Volkswirtschaft und Weltwirtschaft im Zeitalter des Verkehrs kaum zu trennen, unmöglich aber von zwei verschiedenen Körperschaften getrennt zu behandeln sind. Der militärische Generalstab erläßt Anordnungen, er organisiert und befiehlt. Ein wirtschaftlicher Generalstab ähnlicher Struktur und ähnlicher Machtbefugnisse ist aber schlechterdings ohne schwerste Eingriffe in die wirtschaftliche Entwicklung des Staatslebens, in die Privat-

wirtschaft des einzelnen Staatsbürgers, ja des Haushalts, nicht denkbar. Aus Männern der Praris und Sachverständigen der freien Berufe aller Erwerbsstände soll er sich zusammensetzen. Diese aber kann man nicht zu verantwortlichen Beamten ernennen, ganz abgesehen davon, daß sie dann dem praktisch tätigen Leben entzogen würden. Auch würden sie selten brauchbare Beamte abgeben. Überdies, je größer ein Apparat, je vielköpfiger ein Beamtenkörper, desto schwerfälliger arbeitet er. Bleibt also beratende und bestenfalls beschließende Befugnis und Ausführung der Beschlüsse durch die vorhandenen Behörden, die Staatsorgane. Wollte man aber der Organisation eine beschließende Befugnis einräumen, so würde dies einen schweren Eingriff in die Rechte des Reichstags bedeuten, dem es allein zusteht, Gelder aus Reichsmitteln zu bewilligen, Handelsverträge zu genehmigen und vieles andere mehr.

Von welcher Seite man den vorgeschlagenen wirtschaftlichen Generalstab auch betrachtet, immer ergibt sich beinahe die Unmöglichkeit seiner Konstituierung. Hingegen ist eine Vertretung der erwerbstätigen Stände, die nicht nach parteipolitischen Interessen arbeitet, sondern der zur ständigen Beobachtung und Beratung alle dem wirtschaftlichen Generalstab zugedachten Aufgaben anvertraut würden, kurz, ein Wirtschaftsparlament, vor dem sich auch die ausführenden Regierungsorgane und Verwaltungsbehörden zu verantworten hätten, nicht nur wünschenswert, son-

dein durchaus notwendig und im Bereich der Möglichkeit liegend. Der Reichstag bliebe dabei seinem hohen politischen Zweck durchaus erhalten. Eine solche neue parlamentarische Bildung wirtschaftlicher Art bewegt sich auch durchaus in der durch die rastlose Qrganisationsarbeit der Berufsstände gekennzeichneten Richtung. Das Wirtschaftsparlament wird schaffen, was wir brauchen, und dazu besonders befähigt sein, denn es wäre eine natürliche Folge unserer wirtschaftlichen Entwicklung und könnte sich alle Erfahrungen aus dem Weltkriege nutzbar machen. Die Entfaltungsmöglichkeit unserer erzengenden Kräfte, unserer Weltindustrie und unseres Welthandels, deren Schutz doch unsere gesamte militärische Rüstung dient, und um deren Erhaltung wir gegenwärtig ringen, würde durch eine solche Körperschaft in ungeahnter Weise wachsen.

Literarische Rundschau.

Von Geh. Regierungsrat Professor Di. Ludwig Geiger.

Gerhard Ouckama Knoop:
Das^.unddas0. Roman. 1915.
Delphin-Verlag, München.

Ein gedankenreiches, schweres Buch, bei dessen Lektüre man den größten Respekt empfindet vor dem Wollen des Verfassers mehr als vor seinem Können, und bei dem man die Empfindung nicht unterdrücken kann, daß der Verfasser, der vortreffliche Werke geschrieben hat, bei diesem seinem Schwanengesang wohl sein Höchstes geben wollte, aber dies nicht vollständig vermochte. Ich würde mich nicht wundern, wenn manche Leser das Buch mitten in der Lektüre fortwerfen und andere ausdauerndere, nach beendeter Durchnahme, schnell und verächtlich über das Werk hinweggehen.

Der Inhalt des merkwürdigen Buches ist nicht leicht zu erzählen: Emmerich von Buttenhausen, ein reicher, junger Mann, reicher geworden durch den frühen Tod seines Vaters, verarmt durch Spekulationen und durch den Brand seines Hauses, bei dem ihm Fahrlässigkeit Schuld gegeben wird, infolgedessen ihm die Entschädigung vorenthalten wird, endet nach langen Irrfahrten bei einer werktätigen Freundin, fern von seiner Heimat. Diese lebt auf einem kleinen ländlichen Besitztum von ihrer Hände Arbeit, und so möchte

man fast an den Voltaire'schen „Can-
dide" denken, dessen durch das Leben
geprüfter, in Widerwärtigkeiten herum-
geworfener Held als der Weisheit
Schluß erkennt: „U taut cultiver
uotr« jaräin". Freilich soll hier keine
Parallele der beiden Werke gezeichnet
werden, obgleich gar manche Ähnlich-
keiten aufgezeigt werden könnten. Denn
was das Eigentümliche des Voltaire-
schen Werkes ausmacht: der souveräne
Spott über gewisse Lebensanschauun-
gen, die bittere Satire gegen die Welt-
zustände und die literarischen Vorgänge
des Tages, fehlt dem deutschen Werke
durchaus.
Und das Wesentliche: Die Haupt-
person des französischen Werkes geht
durch das Leben mit seiner von dem
Meister gewonnenen Überzeugung, ohne
sonderliche Skrupel zu empfinden, ob-
gleich die Ereignisse seinen angelernten
Optimismus beständig Lügen strafen;
der Held unseres Buches dagegen ist
ein denkender Mensch, der seinen Gott
verloren hat und ihn zu suchen geht.
Dieses Gottsuchen führt freilich zu
den seltsamsten Erperimenten. Sym-
bolismus und Mystizismus spielen in
das Werk hinein. Eine Szene, die ohne
rechten Zusammenhang mit dem ganzen
steht, mehr angedeutet, als ausgeführt
wird, lockt in das mystische Leben: ein

graues Männchen, das die Schicksale des Helden prophezeit, erscheint und verschwindet, eine geheimnisvolle Louison, von der wir einmal und nicht wieder hören, verkündet dem Emmerich und zwar durch das, was er unbewußt niederzuschreiben gezwungen wird, merkwürdige Dinge. Er bringt eine Nacht auf dem Schlosse eines Grafen, den er zufällig kennen gelernt hat, zu, hört dabei geheimnisvolle Musik und sieht unerklärte Schatten und Erscheinungen. Das sind alles Abenteuer, die so lose mit der Haupthandlung verknüpft sind, daß sie fehlen könnten; Episoden, die dem nüchternen Leser unnatürlich und abstoßend erscheinen. Und auch das Gottsuchen ist kein systematisches. Zwar wendet sich unser Held zu der protestantischen und katholischen Kirche und sucht auch ins Iudentum vorzudringen, aber keine der Religionen bietet ihm das, wonach er sich sehnt. Er versucht es mit Sozialismus, Vegetarianismus und der Enthaltsamkeitstheorie — Enthaltsamkeit von Liebe und Alkohol —, aber bei diesen Bemühungen verpulvert er nur Geld und Laune. Schließlich kommt er, nachdem er fast sein ganzes Vermögen aufgezehrt und nahe daran war, Selbstmord zu begehen, zu einer Freundin, die gelegentlich schon früher seinen Weg gekreuzt hat, und findet, indem er bei ihrem tätigen, durch Arbeit und Wohltun geweihten Leben hilft, innere Befreiung, solange sie lebt, und nach ihrem Tode, dem der seinige bald folgt, die wirkliche Erlösung.

Das sind ernste Gedanken, weihevolle Stimmungen, aber sie sind nicht zu einem Ganzen verarbeitet und zu sehr mit Sonderlichkeiten vermischt. Diese Absonderlichkeiten, denen der Verfasser auch in seinen früheren Werken nicht ganz abhold war, zeigen sich auch in dem Wesen und im Geschick der Menschen, die auf den Helden Einfluß haben. Da ist zunächst ein Baumeister, der sich für einen Idealisten ausgibt und sich schließlich als gewöhnlicher Schwindler entpuppt. Er will einen Tempel für die Menschheit erbauen, findet auch Tölpel, Narren oder Ehrgeizige, die Aktien zeichnen, und bringt Emmerich, der begeistert auf den Wahn hineinfällt, um einen großen Teil seines Vermögens. Da ist ein Dichter, Emanuel Gaierd, der durch seine Dich-

tungen unserem Helden als ein Erlöser, ein Gottkenner und Menschenbefreier erscheint und der ihm schließlich erbittert die Tür weist. Da ist ein Advokat Gerstlich, sein Vermögensverwalter, ein sonst ganz vernünftiger und scheinbar gesunder Mensch, der aber an eigenartigen Krankheiten leidet und buchstäblich an einem Lachanfall stirbt. Da ist ein junger Jude, Iakob Schaubeitag, ein Alleswisser, der trotz seiner Iugend das Gesamtgebiet der Wissenschaft ergründet hat, der von Liebe nichts weiß, sich plötzlich in Zwillinge, zwei schöne, durchaus nicht zu unterscheidende Mädchen, verliebt und sich ums Leben bringt, weil er durch diese Liebe zu zwei untrennbaren Wesen in Verzweiflung gerät.

Die Absonderlichkeiten beginnen schon im Anfang damit, daß Emmerich und sein Vater (der letztere in zweiter Ehe) sich in England verheiraten, und daß der Beamte im Attest die Namen der Frauen verwechselt, so daß Emmerich eigentlich mit seiner Stiefmutter, der Vater mit seiner Schwiegertochter vermählt ist. Glücklicherweise sterben Emmerichs Frau, die ihn übrigens vorber verlassen hatte, und seine Eltern ziemlich plötzlich und romantisch, so daß diese lächerliche Episode das Leben unseres Helden nicht zu stören braucht. Solche Dinge würden in einem humoristischen oder satirischen Romane wohl passend sein; in einem grundernsten, ehrlichen Werke befremden sie. Und so muß ich, so sehr ich die früheren Werke des Herrn Ouckama Knoop ge.

schätzt und gewürdigt habe, doch dieses Werk ablehnen, trotz aller Anerkennung seines tiefen Strebens und seines kräftigen Verlangens, einen Menschen in seinem Ringen nach innerer Befreiung darzustellen.

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Ernst Müller.

Neues über Indien.

Im Februarheft dieser Monatsschrift haben wir auf Seite 177 ff. das gegenwärtige Orientierungsbedürfnis der Leser über Iudien zu befriedigen versucht. Es konnte da auf engem Raume natürlich nur einiges Wesentliche berührt werden. Der Appetit kommt nun aber oft beim Essen und ist dann bei Spezialitäten besonders groß. Und das alte „Wunderland" Indien ist eine solche, gegenwärtig mehr denn je. So daß Sten Konows Buch „Indien unter englischer Herrschaft" (Tübingen 1915, I. C. B. Mohr, 142 S, 2,70 Mk.) vielen höchst willkommen sein dürfte. Es ist eine Schrift, für die unmittelbare Gegenwart bewußt in erster Linie verfaßt, ohne darum aber in der Zukunft in Vergessenheit zu geraten. Denn der Hamburger Professor für Kultur und Geschichte Indiens hat hier echte Wissenschaft veröffentlicht. Nichts Oberflächliches und überwiegend Subjektives, das ja nicht immer auch das Richtige ist — mancher Druckbogen der Kriegsliteratur beweist es leider —, sondern Tatsachen, die gerade über ein so heikles Problem wie das indische in Deutschland unbedingt Verbreitung finden müssen. Hört man doch bei uns oft die Ansicht aussprechen, die englische Herrschaft stehe in Indien auf schwachen Füßen, eine Ansicht, die ebenso falsch wie bedenklich ist. Wer Konows treffliches Buch zur Hand nimmt, der sollte der Vollständigkeit halber aber auch an Heft 8 des 22. Bandes der leider noch viel zu wenig gewürdigten, wertvollen amtlichen Berichte über Handel und Industrie wirklich nicht achtlos vorübergehen. Hat doch in diesem Hefte (in Berlin 1915 erschienen) der Handelssachverständige bei dem K. Generalkonsulat in Kalkutta einen lesenswerten instruktiven Bericht über „Das indische Reich" erstattet, der in mancher Hinsicht sogar eine gewiß nicht unerwünschte Wissenserweiterung der

Konow'schen Schrift bedeutet. Findet der Leser hier doch die neuesten Zahlen. Und „Zahlen" sind ja schließlich immer noch das beste Mittel, klare Vorstellungen zu erwecken. Oder hätten sonst wohl die so kühl berechnenden Engländer jene gewaltige statistische Tätigkeit in Indien entfaltet, welcher übrigens uoleus voleiis auch unsere „erakte Gesellschaftskunde" manch wertvollen Baustein verdankt?

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Kommerzienrat Friedr. Soennecken, Vorsitzender der Handelskammer Bonn,

Vorschläge zur Hebung des deutschen Ansehens im Auslande.

Wir führen gegenwärtig einen Doppelkrieg: einmal gegen die Feinde unseres blühenden Welthandels, zum andern gegen die Verleumder unserer Kultur. Unseren Welthandel lahmzulegen, war die ausschlaggebende Ursache, welche die Engländer zum Kampfe gegen Deutschland bestimmte. Die Schädigung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen mit dem Aus-

lande wird unseren Gegnern dadurch besonders erleichtert, daß sie unsere Handels- und Nachrichtenwege fast völlig gesperrt haben. Die Presse der ganzen Welt wird von unseren Feinden dazu mißbraucht, in der breiten Masse des Volkes die Meinung zu befestigen, daß die Schuld an dem Weltkriege allein auf Deutschland falle. Nebenher wird als Schreckgespenst Deutschland als das Land des „Militarismus" bezeichnet, endlich — und das ist es, was gegenwärtig die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt — wird Deutschland als ein Land mit „barbarischen" Sitten und ebensolcher Kultur bezeichnet. Die Folgen zeigen sich überall. Durch die Beherrschung der Nachrichtenwege werde» selbst die glänzendsten Erfolge auf den Schlachtfeldern und hinter der Front in unserm wirtschaftlichen Kampfe dem Auslande nicht nur verschwiegen, sondern statt dessen Niederlagen verkündet. So kann sich die Wahrheit über die wirkliche Lage unserer militärischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse im neutralen Auslande nur allmählich Bahn brechen, während dies in den feindlichen Ländern mit allen Gewaltmitteln verhindert wird. Daraus ergibt sich, daß Deutschland nicht nur um die Grenzen seines Reiches zu kämpfen hat, sondern auch um sein Ansehen in der Welt. Es muß gleichzeitig seine Erfolge im wirtschaftlichen Verkehr mit der Welt zu behaupten suchen und — das ist eigentlich der höchste und schwerste Kampf — es muß kämpfen um die Anerkennung seiner Kultur, d. h. um die unumwundene Anerkennung seiner technischen, indnftriellen und wissenschaftlichen Leistungen. Für die unbedachte bereitwillige Aufnahme Studierender aus dem Auslande auf unseren Hochschulen, mit der wir Anerkennung zu erhalten hofften, haben wir seit Ausbruch des Krieges bei Feinden und Neutralen nur zynischen Hohn und giftige Verspottung geerntet. Um den Ausgang des politischen Kampfes sind wir unbesorgt. Der gegenwärtige Stand unserer kriegerischen Erfolge läßt uns das Beste hoffen. Ebenso kann es sich hinsichtlich der gegenwärtigen Unterbindung des deutschen Welthandels nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln. Nach allen, auch durch die Statistiken bewiesenen Erfahrungen hat sich das deutsche

Wirtschaftsleben in der ganzen Welt dadurch zu höchster Blüte entwickeln können, daß bei uns, aus der allgemeinen Kultur der Deutschen entspringend, die Einsicht besteht, daß ein dauernder Erfolg im wirtschaftlichen Verkehr mit dem Auslande nur durch die Anpassung an die Wünsche der Besteller, die Güte der Leistungen und der ihnen zugrunde liegenden ingeniösen Erfindung und Bearbeitung, wie nicht minder durch eine angemessene, nicht übervorteilende Preisstellung zu erzielen ist. Auch im Lande selbst haben seit Ausbruch des Krieges deutsche Finanzwirtschaft, Industrie und Landwirtschaft in gegenseitigem Zusammenwirken eine Tätigkeit entwickelt, die Volkswirtschaftlich den besten strategischen Leistungen auf dem Schlachtfelde an die Seite gestellt weiden kann. Es ist unmöglich, ein Land von solcher wirtschaftlicher Kraft vom Weltmarkte auszuschließen, wie England und seine Sippschaft es wollen. Das erkennen nicht nur die Engländer selbst, sondern auch Deutschenhetzer von der Art des Westschweizers Georges Verdtzne, der als Uberfranzose erst vor kurzem noch in einem Mailänder Briefe beklagte, daß seit Ausbruch des Krieges der Deutsche dem Franzosen die besten Märkte fortnehme, wie er z. B. gegenwärtig den italienischen Markt allein behaupte. Industrie und Handel werden gewiß auch diese Krise mit der ihnen innewohnenden zähen Lebenskraft überstehen und im Konkurrenzkampf mit ausländischen Erzeugnissen auch für die Zukunft

Sieger bleiben. Wie Handel und Industrie ihre Organisationen für den Weltverkehr einrichten, wird beiden selbst überlassen bleiben müssen. Einrichtungen privater, auf Selbsthilfe gestellter Art, die in allen Fällen beiden gleichmäßig dienen sollen, werden sich nach ihrem Wesen und nach ihrer Entwicklung in dem letzten Halbjahrhundert unvermeidliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Seit ungefähr 50 Iahren haben sich bekanntlich die Handelsverhältnisse dadurch wesentlich geändert, daß sich die Fabrikanten direkt um den Absatz ihrer Erzeugnisse im Lande bemühten, daß sie selbst reisten oder reisen ließen, um auch sicher zu sein, daß ihre Erzeugnisse dem Zwischenhandel an allen Orten bekannt wurden. Dadurch wurde die Tätigkeit der sogenannten Kommissionsgeschäfte ausgeschaltet, deren Vertreter mit großen Musterkoffern die Händler besuchten, um die von ihnen geführten zahlreichen Artikel anzubieten. Seitdem aber haben sich auch diese Verhältnisse teilweise grundsätzlich verschoben, da sich die Industrie oft über den Zwischenhandel hinweg leider zum großen Nachteil dieses im Handelsverkehr unentbehrlichen Standes mit dem Verbraucher direkt in Verbindung setzt. Im Erporthandel ist man zu diesem Brauche nur bei der Großindustrie übergegangen, obwohl auch diese der vermittelnden Persönlichkeiten, also gewissermaßen des Zwischenhandels bedarf. Der Handel mit allen übrigen gewerblichen Erzeugnissen muß sich in der Ausfuhr immer noch des Zwischenhandels, und zwar meistens des Zwischengroßhandels bedienen. So stehen sich auf diesem Gebiete im Welthandel Fabrikanten und Händler als Konkurrenten in ähnlicher Weise gegenüber, wie es auf dem Kontinent der Fall ist. Aus diesem Grunde paßt für die Vertretung beider Interessenkreise keine unverantwortliche private Vereinigung, well die Wahrung unbedingter Unparteilichkeit zu schwierig ist, ganz abgesehen davon, daß schon die erforderliche Organisation des Ganzen unüberwindliche Schwierigkeiten persönlicher und finanzieller Art in den Weg legt, während diese Organisation zur Vertretung der Handelsinteressen des Reiches schon in unsern Konsulaten besteht und vom Reiche unterhalten wird.

Eine Werbearbeit für die deutschen

Gesamtinteressen, nicht nur für die Interessen von Industrie und Handel, sondern für die allgemeinen Kulturinteressen kann nur allein Sache des Reiches sein, weil es sich hierbei um Aufwendungen von solcher Höhe handdelt, die nicht anders als von der Allgemeinheit eines Landes geleistet werden können. Diese Werbearbeit soll also nicht materiellen Interessen der Nation oder eines einzelnen Erwerbsstandes dienen, sondern in erster Linie der Anerkennung unserer Gesamtkultur. Es gilt nicht bloß, die bisher bestandenen Verhältnisse gegenüber den Bemühungen des feindlichen Auslandes für die Zukunft zu sichern, sondern in der Hauptsache bei den Völkern des Erdballes die Anerkennung des hohen Standes unserer Kultur zu erreichen.

Um die gebildeten Stände des Auslandes über die deutsche Kultur sachgemäß aufzuklären, was ja nur indirekt die Interessen der Weltwirtschaft, von Handel und Industrie, berührt, müssen neue einschneidende, auf rein politischer Grundlage ruhende Mittel angewandt werden. Wie notwendig diese staatliche Aufklärung sowohl künftig in Feindesland, als jetzt schon in neutralen Ländern ist, zeigen die unflätigen Verunglimpfungen deutschen Wesens und deutscher Art in fast allen Ländern. Es ist bedauerlich, daß es uns trotz unserer hohen Kultur nicht gelungen ist, ein diesem Zustande entsprechendes, die leidenschaftlichen Stürme eines Krieges überdauerndes Ansehen im Auslande zu behaupten. Auf die tieferen Gründe

dafür will ich hier nicht weiter eingehen. Nur das steht fest, daß hier ein großer Fehler gemacht wurde, dessen schwere Folgeerscheinungen uns erst seit Ausbruch des Krieges voll zum Bewußtsein gekommen sind. Wir haben uns in allzu großer Bescheidenheit mit unserer Leistungsfähigkeit und unseren Erfolgen im Welthandel genügen lassen und nicht bedacht, daß zur Erhaltung dieser wirtschaftlichen Errungenschaften auch das Ansehen und die Achtung des Auslandes vor den kulturellen Qualitäten des Volkes gehört. Hier muß für die Zukunft gründlich Wandel geschaffen werden.

Wodurch ist dies zu erreichen? Wie man in allen Dingen von andern lernen kann, selbst von unsern Feinden, und wie wir auch bereits von unsern feindlichen Nachbarn auf manchem Gebiete gelernt haben, so gibt es auch für uns Deutsche bezüglich des neu einzuschlagenden Weges bereits vorbildliche Muster, und wir brauchen nur die Bahn des feindlichen Auslandes zu gehen, die uns allen, ohne die Mittel im einzelnen aufzuzählen, bekannt ist. Wir wissen, wie unseren Feinden keine Mittel zu groß, keine Wege zu schwierig waren, für ihr Ansehen, für ihre Kultur zu werben.

Die Abwege unserer Feinde allerdings wollen wir nicht gehen. Es ist eine Schande, daß es den Feinden möglich war, selbst bei den Gebildeten ihres Volkes so völlig falsche Vorstellungen über die deutsche Nation zu erwecken. Diese Art Werbetätigkeit bleibt selbstverständlich bei uns ausgeschlossen. Unsere Aufgabe muß lediglich sein, jedes erforderliche moralische Mittel anzuwenden, um die Höhe unserer Kultur für die ganze Welt ins rechte Licht zu stellen. Wie der Kaufmann für die Sicherung und Hebung seines Geschäfts beständig bemüht bleiben muß, die Vorzüge seiner Leistungen seinem Kundenkreis bekanntzugeben, so auch der Staat. Deutschland darf nicht darauf verzichten, der Welt mitzuteilen, wieviel Gutes in seinem Volke vorherrschend ist und welche Kraft für die Schaffung praktischer und ideeller Werte für das vielgestaltige Leben der Kulturwelt in ihm tätig ist. Wer wollte leugnen, daß die Kultur eines Landes an sich schon der größte Werbefaktor ist, nur muß sie nachdrücklich und augenfällig genug in die Erscheinung treten. Zu diesem Zwecke

muß von seiten des Reiches viel mehr
als bisher geleistet und im Auslande die
Macht der Presse so viel als möglich in
seine Dienste gezogen werden.
Über das geistige Leben eines Volkes
unterrichten an erster Stelle seine Druck-
werke auf dem Gebiete von Literatur,
Wissenschaft und Kunst. Warum soll-
ten nicht diese Kulturzeugnisse, die
Tageszeitungen nicht ausgeschlossen, in
den Hotels, besseren Kaffeehäusern,
Gesellschaftsräumen usw. des gesamten
Auslandes aufliegen? Außer in der
betreffenden Landessprache müssen un-
sere hervorragendsten illustrierten und
anderen Zeitungen und Zeitschriften
auch in deutscher Ausgabe vertreten
sein. Da die Verleger diese Opfer
nicht bringen können, so muß der Staat
sie übernehmen, damit die Repräsen-
tanten deutscher Kultur an keiner
Stelle, wo Gebildete der Welt ver-
kehren, fehlen. Als selbstverständlich
muß es bezeichnet werden, daß alle diese
Repräsentanten in einer würdigen
Form erscheinen, d. h. in einem Ge-
wande, das gegen die besten Leistungen
der andern Länder nicht zurücksteht.
Deshalb müssen alle für diese Zwecke
verbreiteten Zeitschriften in derjenigen
Schrift gedruckt werden, die den frem-
den Völkern geläufig und vertraut ist,
damit sie allen unsern Veröffentlichun-
gen nicht wie einer fremden, unver-
standenen Sache gegenüberstehen. So
unwichtig diese winzig kleinen Buch-
staben als Formalsache manchem auch
erscheinen mögen, sind sie doch von
allergrößter Wichtigkeit, und nur Laien

und diejenigen, die grundsätzlich am alten kleben, können noch an dieser Tatsache zweifeln. Wie man im einzelnen schon den inneren Wert einer Sache daran erkennt, wie sie äußerlich erscheint, so muß auch das, was völkisch kulturell in die Erscheinung treten soll, den Eindruck eben dieser hervorragenden Kultur machen. Das trifft bezüglich der Schrift bei der Benutzung derjenigen Schriftart zu, die in der ganzen gebildeten Welt als die zweckmäßigste und deutlichste gilt: bei der einfachen klassischen Antiquaschrift. Wir dürfen keine Schrift verwenden^ die dem reinen künstlerischen Blick als Rückstand erscheint, also nicht die Frakturschrift mit ihrem durch nichts als durch Gewohnheit und das ewige Gleichmaß überlieferter behördlicher Vorschriften gestützten wirren Formen. Die Schrift darf dem Auslande nicht ein fremdes, ihm ungewohntes und abstoßendes Gebilde sein, wenn wir von ihr Anspruch auf Beachtung erwarten wollen.

Diese unbedingt notwendige Forderung an die äußere Gestaltung aller Veröffentlichungen hat man bei den bis jetzt vorliegenden Drucksachen und Zeitschriften, die schon ähnliche Ziele verfolgen, entweder aus Unwissenheit, Voreingenommenheit oder Gleichgültigkeit gänzlich unbeachtet gelassen. So liegt mir eine Zeitschrift in einem derartig minderwertigen typographischen Gewande vor, in dem sie, die fürs Ausland bestimmt sein soll, von einem gebildeten Ausländer nie und nimmer gelesen werden wird. Wieder eine andere Zeitschrift hat einen Titel gewählt, dessen verworrene, bäurisch grobe Schrift bei den Ausländern mit Recht das Gefühl für barbarisches Empfinden des Volkes, das solche Schriftleistungen duldet, aufkommen läßt. Ein solcher Mißgriff ist umsomehr zu bedauern, als diese Zeitschrift inhaltlich und nach dem hohen Ziel, das sie sich gesetzt hat, einer besseren Titelschrift würdig wäre, da sie sich zur Aufgabe stellt, „Deutschlands moralische, wissenschaftliche, gewerbliche und technische Kultur in der Welt zu demjenigen Ansehen und Einfluß zu bringen, die unserm Volke gebührt".

„Das kann ich ja nicht lesen," sagte ein gebildeter Ausländer zu einem Kaufmanne, der ihm einen deutschen Kriegsbericht in einer unserer bedeutendsten Zeitungen zum Lesen reichte.

Konnte dieser Kriegsbericht mit seinem
wichtigen Inhalte allein wegen seines
typographischen Gewandes den Aus-
länder nicht fesseln, wo doch die Auf-
merksamkeit aller damals lediglich nur
auf die kriegerischen Ereignisse gerichtet
war, so kann man ein ungefähres Bild
davon gewinnen, wie unsere Veröffent-
lichungen im Auslande wirken, wenn
nicht auf ihre äußere Ausstattung aus
praktischen Gründen die größte Auf-
merksamkeit verwandt wird. Darum
sollte in Zukunft bei allen dem Reichs-
interesse dienenden Veröffentlichungen
mit peinlichster Sorgfalt auf die An-
wendung der Weltschrift wie auf die
allerbeste Ausführung geachtet werden,
sowohl was das Papier, als auch den
Druck und die sonstige äußere Ausstattung
betrifft, von der die vielgenannte neu-
zeitliche kubistische Kunstpflege selbst-
verständlich ausgeschlossen sein müßte.
Wer unsere deutschen Schrift-
verhältnisse genau kennt, und wer
die Bedeutung einer Weltschrift
für ein Weltpolitik treibendes Staats-
wesen richtig einschätzt, dem leuchtet
ohne weiteres ein, daß unsere soge-
nannte deutsche Schrift mit dem
Deutschtum, auf das wir stolz
sind, nichts zu tun hat, und für diese
Zwecke nicht verwandt werden darf.
Rühmen wollen wir uns nur solcher
Eigenheiten, die einen Vorzug gegen-
über dem Auslande aufweisen, oder die
in sich selbst die Klarheit und Wahrheit
tragen, welche die Deutschen sonst in
allem verehren. Hätte Deutschland
schon vor Iahren die in vorstehendem

beschriebene Werbetätigkeit nach Inhalt und Form aufgenommen, so hätten die Waffen der Lüge und Verleumdung, deren sich unsere Feinde in diesem Kriege in ohnmächtiger Wut über die Mißerfolge ihrer strategischen Leistungen bedienen, im Auslande wahrscheinlich nicht den für uns bedauernswerten Erfolg gezeitigt. Es erscheint darum geboten, daß das Reich durch eine ausgedehnte systematische und dauernde Bekanntgabe seiner vorzüglichen Verhältnisse auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Lebens die nötigen Kosten aufwenden muß, wie hoch sie auch sein mögen.

Verwaltungstechnisch müßte das Reich für die Bearbeitung dieser wichtigen Staatsaufgabe ein besonderes Werbeamt einrichten, wie es in großen kaufmännischen und gewerblichen Unternehmungen überall als ein unentbehrlicher Teil der Verwaltung besteht, und, wenn nicht alles täuscht, wie rs auch bei den Regierungen unserer Feinde längst vorhanden sein dürfte.

Dieses Werbeamt könnte sich schon nutzbringend betätigen noch vor Beendigung des gegenwärtigen Krieges, sobald die kämpfenden Völker in Friedensverhandlungen eintreten, in deren Verlauf und nach deren Schluß sich das Deutsche Reich auf einen Lügenfeldzug gefaßt machen muß, der dem bisherigen nicht nachstehen wird. Dann eben müssen wir im Auslande Organe haben, welche die deutschen Forderungen begründen und ein Gegengewicht bilden für die Beeinflussung der neutralen Völker durch die feindliche Presse.

Wenn zu diesen Maßnahmen ferner noch eine entsprechende Tätigkeit unserer Konsulate tritt, deren Wirken für die Zukunft vollständig reformiert werden sollte, dann ist ein Erfolg sicher.

Vor allen Dingen müßte den Konsulaten eine in kaufmännischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten erfahrene Kraft zugesellt werden. Dann sind diese im Auslande möglichst noch zu vermehrenden und mit guten Gehältern für tüchtige Beamte auszustattenden Ämter in Wirklichkeit die gegebenen Vermittler der staatlichen Werbearbeit.

Doch nicht nur eine Vermittlerarbeit oder nur die Erledigung sich täglich von selbst ergebender Angelegenheiten darf die Tätigkeit der Konsulate erschöpfen.

Die erschreckenden Erfahrungen, die wir während des Krieges in bezug auf die Unwissenheit selbst des gebildeten Auslandes über unsere Kulturverhältnisse machen, legen es uns als dringende Pflicht auf, daß die Konsulate als die beruflichen Stellen für die Wahrung der Reichsinteressen die Werbetätigkeit für den Staat mit allen Kräften nachhaltig und dauernd betreiben. Wenn die hier vorgeschlagenen Mittel in dieser Weise angewendet werden, dann kann es nicht ausbleiben, daß die deutsche Kultur im Auslande künftig die ihr gebührende Würdigung findet.

Kriegswirtschaftliche Rundschau.

Von Geh. Iustizrat Prof. Dr. Riesser.

Der finanzielle und wirtschaftliche Generalstab.

Von verschiedenen Seiten ist angeregt worden, die wenige Wochen vor dem Krieg im „Tag" vom 21. und 23. Iuni 1914 von mir veröffentlichten Artikel über den finanziellen und wirtschaftlichen Generalstab mindestens in einem den wesentlichsten Kern dieser Artikel wiedergebenden Auszug nochmals abdrucken zu lassen, zumal dieselben in der Erpedition des „Tag" nicht mehr vorrätig sind.

Indem ich dieser Anregung zur möglichsten Förderung der Sache gern

nachkomme, bemerke ich, daß bei dem Abdruck sowohl die rein finanziellen Fragen wie alle polemischen Erörterungen, soweit sie nicht unbedingt zum Verständnis des Ganzen notwendig sind, weggelassen sind.

Gleichzeitig möchte ich aber betonen, daß, was in verschiedenen dem gleichen Gegenstand gewidmeten Veröffentlichungen der letzten Zeit nicht oder nicht mit der notwendigen Entschiedenheit zum Ausdruck gekommen ist, der Schwerpunkt der ganzen Frage für mich in der Erfüllung zweier grundlegenden Forderungen liegt:

Einmal müssen, und zwar nicht bloß beratende, sondern als mitentscheidende Mitglieder, Praktiker aus dem Gebiete der Landwirtschaft, des Gewerbes, des Handels, der Industrie und der Konsumentenkreise dem wirtschaftlichen Generalstab angehören, dessen Zusammensetzung im übrigen sich von selbst ergibt (Kommissare des Generalstabs, der zuständigen Reichsämter, des Kriegs- und Eisenbahnministeriums sowie der bundesstaatlichen Ministerien usw., welche die Mehrheit der Kommission zu bilden haben).

Zweitens ist es wesentlich, daß durch eine solche ständige Kommission schon im Frieden ein ausführliches Programm der wirtschaftlichen Kriegsorganisation vorbereitet und, soweit erforderlich, schon im Frieden ausgeführt wird (Getreide-Iuliustürme; Vorräte von industriellen Rohstoffen; Feststellung der an die Landwirte, Industriellen, Arbeiter- und Angestellten-Organisationen usw. auszusendenden Formulare und sonstiger Vorbereitungen der Organisation des Arbeitsmarktes u. a. m.).

Werden diese beiden Forderungen erfüllt, dann ist die Frage, ob dieser wirtschaftliche Generalstab, oder wie man sonst die Kommission nennen möge (sie könnte auch „Kommission für wirtschaftliche Kriegsbereitschaft" oder sonstwie heißen), an das Reichsamt des Innern oder den Generalstab angegliedert wird, nach meinem Dafürhalten eine untergeordnete. Ich möchte allerdings glauben, daß die Angliederung an den Generalstab, der sehr wohl auch eine Abteilung für die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft haben könnte, an sich die naturgemäßere ist und daß sie den von manchen Seiten befürchteten

Friktionen, die gelegentlich der Arbeit der Kommission entstehen könnten, am leichtesten vorbeugen kann. Wird der Kommission das Recht gegeben, Sachverständige aus dem ganzen Reiche über Einzelfragen zu vernehmen, in denen sie selbst nicht ausreichend zuständig ist^ so wird sie zweifellos segensreich wirken können, zumal sie künftighin an Hand der in diesem Kriege gesammelten Erfahrungen noch weit besser, als dies vorher möglich gewesen wäre, wissen wird, nach welchen Richtungen die Aufstellung des Programms und die ganze Vorbereitungsarbeit sich zu bewegen hat.

Dies vorausgeschickt, mag nunmehr der Abdruck des in der vorbezeichneten Weise umgrenzten Auszuges aus den beiden Artikeln folgen:

„Am 2«. Mai 1914 ist im Reichsamt des Innern der .Wirtschaftliche Ausschuß^, unter Zuziehung einer Anzahl von Sachverständigen aus Industrie, Handel und Landwirtschaft, zusammengetreten. Zweck der Tagung war, eine Aussprache über gewisse wichtige Fragen der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung herbeizuführen. Gelegentlich dieser Sitzung wurden die anwesenden Mitglieder des Wirtschaftlichen Ausschusses damit bekannt gemacht, daß es nicht die Absicht des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern sei, einen besonderen wirtschaftlichen Generalstab einzurichten, daß vielmehr die Absicht bestehe, die Fragen der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung dem Wirtschaftlichen Ausschuß selbst

oder einem Unterausschuß desselben anzuvertrauen, der ,fiir den Bedürfnisfall' hierüber vertrauliche Erörterungen pflegen soll.

Was zunächst den in der Literatur und in der Presse wiederholt geforderten finanziellen Generalstab betrifft, so wurde dieser — soweit wir wissen — in jener Verhandlung überhaupt nicht erwähnt. Es scheint jedoch, daß die Bildung eines solchen finanziellen Generalstabes, für den allerdings Sachverständige gerade in dem zum Ressort des Reichsamts des Innern gehörigen .Wirtschaftlichen Ausschuß' nicht oder nicht in zureichendem Umfange vorhanden sind, überhaupt nicht in Aussicht genommen ist. Die vom Reichsamt des Innern den Blättern zugesandte Notiz erwähnt denn auch den finanziellen Generalstab gar nicht, sondern teilt lediglich mit, daß man von der Bildung eines besonderen Ausschusses für die Fragen der wirtschaftlichen Mobilmachung Abstand genommen und beschlossen habe, die einschlägigen Fragen lediglich ,für den Bedürfnisfall' in dem bestehenden .Wirtschaftlichen Ausschuß' zu erörtern.

Bei nochmaliger Erwägung der ganzen Frage wird von jedem Unbefangenen anerkannt werden müssen, daß so wichtige und weittragende nationale Fragen, wie die der wirtschaftlichen und finanziellen Kriegsvorbereitung, nicht nebenher und nur .für den Bedürfnisfall' und auch nicht von einer Kommission entschieden werden dürfen, deren zweifellos sachverständige Mitglieder für ganz andere Fragen ausgesucht wurden als für diejenigen, die hier maßgebend sind, endlich auch nicht von einer Kommission, die mit der Vorbereitung der ihre Kraft mehr als ausreichend in Anspruch nehmenden Handelsvertrags- und Zolltarifsfragen über und über beschäftigt ist und vorläufig auch beschäftigt bleiben wird.

Wer einmal über die Fülle der Fragen nachgedacht hat, die hier zu prüfen sind, wird es kaum begreiflich finden, einmal, daß man so lange gewartet hat, bis man ein Gesetz erließ, welches uns überhaupt erst Klarheit über die vorhandenen Getreidevorräte und Mühlenfabrikate verschaffen soll, und daß man ferner so lange gewartet hat, bis man sich entschloß, überhaupt

einmal, wenn auch in ungenügender Weise, private Sachverständige zur Erörterung dieser Verhältnisse zuzuziehen, deren Lage vielfach jedem Patrioten, der sie näher studiert, zu ernsten Bedenken Anlaß geben muß. Es werden sich wenige finden, die angesichts der Fülle wichtiger Fragen, die unbedingt schon im Frieden und von langer Hand erwogen werden und dann vielfach zu sofortigen Maßnahmen Anlaß geben müssen, nicht mit uns der Ansicht sind, daß hier nicht ein konkreter .Bedürfnisfall' abgewartet werden darf, sondern daß ein sofortiges und unaufschiebbares Bedürfnis für eine schon im Frieden zu bestellende und in kurzen Zwischenräumen einzuberufende besondere Kommission vorliegt. Zur Zuständigkeit dieser Kommission würden, neben den Fragen des Transportwesens und des Arbeitsmarktes, vor allem die außerordentlich ernsten Fragen der Sicherstellung der Ernährung unseres Heeres und unserer Gesamtbevölkerung im Kriegsfall gehören, also Fragen, die ich leider nach inzwischen erfolgter näherer Prüfung nicht mehr so optimistisch beurteilen kann, wie dies unter andern Heinrich Dietzel, Lujo Brentano und I. Conrad, früher wenigstens, getan haben. Zur Beurteilung dieser und anderer Fragen sind solche Vertreter des praktischen Wirtschaftslebens in einer Kommission smit den Kommissaren der beteiligten Reichsämter und bundesstaatlichen Ministerien) zu vereinigen, welche in den Materien, nm die es sich hier han-

delt, besonders sachverständig sind, die also mit Rücksicht gerade auf diese Fragen besonders und in sorgfältigster Weise auszuwählen sind. Ich meine dabei natürlich Sachverständige aus landwirtschaftlichen, industriellen, gewerblichen und kaufmännischen, insbesondere auch aus Schiffahrtskreisen, wobei zu den Kreisen der Landwirtschaft auch Händler in landwirtschaftlichen Produkten zuzuziehen sind. Die letzteren sind, soweit ich sehen kann, in dem wirtschaftlichen Ausschuß überhaupt nicht oder doch nicht in der hier notwendigen sorgfältigen Auswahl vertreten. In diesem Wirtschaftlichen Generalstab wird zunächst die Streitfrage zu klären sein, ob wir, wie Voelcker meint, nur für den zwölften Monat des Wirtschaftsjahres auf fremde Getreideeinfuhr angewiesen sind oder, wie Georg Fröhlich glaubt, für den zweiten und dritten Monat, und wie wir am raschesten und ökonomischsten für die Beschaffung von ausreichenden Vorräten an Getreide, Fleisch und Futtermitteln, sowie an denjenigen industriellen Rohstoffen, wie Kupfer, Baumwolle, Leder, Schafwolle usw., schon im Frieden Vorsorge treffen können. Es werden die uns im Kriegsfall verbleibenden Einfuhrwege, zugleich mit Rücksicht auf eventuelle Blockaden, insbesondere für Getreide und für lebendes und geschlachtetes Vieh, zu erörtern sein, und ferner die Möglichkeiten, durch gestrig e r t e P r o d u k t io n im Inland« di.e im Kriege fortfallende Einfuhr von Tieren und tierischen Produkten (Eier, Milch, Butter usw.) zu ersetzen. Es wird zu erwägen sein, ob und eventuell wie und in welchem Umfange unsere Handelsschiffahrt und unser Erport im Kriegsfalle aufrechterhalten werden kann, mit welchen Mitteln einem etwaigen Boykott deutscher Waren im Auslande entgegengetreten werden kann, sowie in welcher Weise die im Kriege eintretenden Störungen des Arbeitsmarktes und des Grundstücksmarktes vermieden oder vermindert werden können, und ob und wie durch Schaffung von Arbeitsgelegenheiten im Staat und in den Kommunen der eventuellen Arbeitslosigkeit am besten zu steuern sein wird. Es werden durch rechtzeitige Belehrung eventuell unter Übersendung geeigneter (im

Kriegsfall sofort einer Zentralstelle einzusendender) Formulare die Industriellen, Kaufleute und Landwirte anzuhalten sein, schon im Frieden genaue Dispositionen für die Verwendung derjenigen Arbeitskräfte zu treffen, welche ihnen nach den alsbald zu entwerfenden und auf dem Laufenden zu haltenden Listen im Kriegsfalle zur Verfügung bleiben werden. Es müssen die praktisch ausführbaren Wege erörtert und tunlichst schon in Friedenszeiten verwirklicht werden, um der Landwirtschaft in der notwendigen Steigerung
ihrer Produktion von Lebensmitteln und Futtermitteln zur Seite zu stehen, insbesondere auch in bezug auf die dringend erforderliche, in landwirtschaftlichen Kreisen längst erwogene weitere Heranziehung von Öd-
und Moorländereien zum landwirtschaftlichen Ausbau. Es werden ferner die Mittel und Wege zu prüfen sein, um im Kriegsfalle die zu den Fahnen einberufenen heimischen Arbeiter und zugleich die alsdann wegziehenden oder ausbleibenden ausländischen Arbeiter zu ersetzen. Es wird Möglichkeit und Rätlichkeit sowie der Umfang der etwaigen im Reiche zu erlassenden Ausfuhrverbote für Roheisen
und Kohlen mit Rücksicht auch auf die notwendige Eisen- und Kohlenversorgung der Industrie sowie anderer etwa erforderlicher Ausfuhrverbote nachzuprüfen und ferner zu erörtern sein, ob und inwieweit die Transportmittel (Pferde, Motore und Eisenbahnwagen, Kanäle, Schiffe usw.), die im Kriegs-

falle naturgemäß zunächst dem Heere zur Verfügung stehen müssen, sowie die sonstigen Hilfsmittel des Verkehrs (Telephon, Telegraphie usw.) auch industriellen und kommerziellen Zwecken dienstbar gemacht weiden konnten, und zwar, wenn möglich, unter Aufstellung eines Mobilmachungsplanes für den Güterverkehr und für den sonstigen Verkehrsapparat im Kriegsfalle. Endlich werden die privaten Sachverständigen aus den Kreisen der Landwirtschaft und des Handels ihre Ansichten darüber austauschen müssen, ob etwa und in welchem Umfange im Kriegsfalle die Einfuhr von Gefrierfleisch notwendig und praktisch durchführbar ist; welche Kühlanlagen etwa vom Staate und von den Kommunen schon im Frieden vorbereitet werden müssen und welche geeigneten Lagerräume zur Aufbewahrung von Getreide, speziell Weizen, vorhanden sind oder schon jetzt für den Kriegsfall seitens des Staats und der Kommunen errichtet werden müssen. Alle vorstehenden Fragen komplizieren sich natürlich für den Fall, daß es uns nicht gelingen sollte, den Kriegsschauplatz wieder auf feindliches Gebiet zu verlegen, müssen aber auch für diesen Fall erwogen werden. Endlich wird die Frage des etwa gerade für den Kriegsfall ans den vorerörterten Gesichtspunkten notwendigen organischen Ausbaues unseres Kanalsystems und seiner baldigen Durchführung sowie des etwa erforderlichen Umbaues der noch eingleisigen Vahnen in zwei- und mehrgleisige im einzelnen eingehend zu erwägen sein u. a. m.

Es wäre nun durchaus möglich, daß man auch diesen besonderen und ständigen wirtschaftlich«n Generalstab, dessen privaten Mitgliedern nicht lediglich eine bloß beratende Stimme zustehen darf, dem Reichsamt des Innern unterstellt; die Frage, ob er an dieses Amt oder an eine andere Behörde anzugliedern sei, ist ja überhaupt für die Öffentlichkeit nur eine sekundäre, das wesentlichste ist, daß er überhaupt geschaffen wird. Ich glaube allerdings, daß es wegen der Überlastung des Reichsamts des Innern, aber auch aus andern Gründen richtiger wäre, die Kommission mit ihren beiden Abteilungen, deren Eristenz zugleich den Behörden einen Teil ihrer schweren Verant-

wortung abnehmen würde, dem (Kriegs-
ministerium oder dem) Generalstab an-
zugliedern. Eine Maßregel aber, wie
sie, sogar unter völliger Ausscheidung
der finanziellen Fragen, derzeit von der
Leitung des Reichsamts des Innern in
Aussicht genommen ist, die Überweisung
der wirtschaftlichen Kriegsvorberei-
tungsfragen an einen schon bestehenden,
vollauf mit andern Dingen beschäftig-
ten Ausschuß zur gelegentlichen Erör-
terung >im Bedürfnisfall', kann nach
meiner festen Überzeugung unter keinen
Umständen die Billigung aller für diese
nationale Lebensfrage mit verantwort-
lichen Stellen finden. Ich brauche im
übrigen wohl kaum darauf hinzuweisen,
daß hier wahrlich nicht eine Frage der
Parteipolitik vorliegen darf, sondern
eine nationale Frage ersten
Ranges, über die sich leicht eine
Übereinstimmung aller Kreise und
Parteien erzielen lassen sollte."

Unverlangte Manusknpte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Mückpoito beiliegt.
y«au«yel>«l und Ch«f«d»lt»ul: Prof. lll. Ludwig Ltel» !» V«Nn V? lll, Lutzmoufel 5». 2Ä«f«m «»!
«urflllltütl,8208) — V«»nt»oiU!ch«lN«d»»!«ui: vi.. L y l»! u » V l u ck InVl»l»!i,—
Nll«!n.V«NiewnzfllUngoln:
«lllllch« K. K. tzofduchhondlung <I. V«n»3>. Vudcnxlt V, D»io!tya>Mcza 2. — Fül den Inl«nU«nt«il
«lllnüooiMch: H«IniichMi!tm»nn in V«»I»» III. — Veiwg und Druck! der EchI«!!Ich«n «üchdiuckei«i
o. 2. Kch«ttI»«,l>«l, »^«., «l»l»n III.

Inseraten »^nnanme
VerlnF Lr»I«m III; l«rnm surok Äi« ?irm«: NuÄolk zlo»»« uncl Hi«
ln»estlol>»pr«l», pro 4S mn» bi>«it« 2«il« <NuäoIk Ilo»«'» Norm»!-

Bildnis und eigenhÃ¤ndigÂ« Unterschrift Sr. Durchlaucht FÃ¼rst von Hohfeld

Herzog zu Trachenberg.

Eine ömOeM>naWH
Btgründet von Paul Lindau
Zeraosgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

^ <eHuchdruckerei,«^»^Kunst- und Verlagsansialt
v. S. Schottland er, A..G., Breslau.
München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
öi'.'cki^oun Cbrisiiania Konstannnopel
,:, ' , >, b,»lil« ll»7»>«. ?«»t Dyb»»dVuchhdl^ ^»»ini«, V>,chK»nol, O»» Neil.
-» >^.cl.^n«» !« Lchoxd«« und w VH«m»r>>: »»»»« <l!>r Urfin« Kech!»!««, <k»»<nl»»geii.
^^ !«« Lchlrn,' <ll«»nn. «»«>,«. ». Vuchh««»!»«« H/»«. <<>». itn»<ck l.
^9. ^ayrgang. Band 154. Htfc^i. ^«^>. .915

?,.!^nie und eigl>nl'Â«Â»d'gs Uittersch'.'lst Tr, Dur<i'!^l.,^i ', >' '! '

HÂ«zog zu Â»l.ralyenoeig.

EmeöwOeMmntWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst« und Verlagsanstalt
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«' 7. «tewllck«. ««ltholl> Luttel. «lU'lch«!^».tz°stuchh»ndl, «i»I«»» L»N«lb»Ich.
Stockholm Christicmia Konstantinopel
I.«. zflitz«, Ubr»IiI« lt»7»I«. 2»cob vybinod Vuchhdlz, Int«lnat, «uchhandl. on» ««II.
fill dl« Pim»!nzen In Lchnxdn, unl> in DlnemaiK: »««»« «l!>». U«<In» »ach»,!««, <k«p«n»>«««n,
füi l>!e Schi«!,, Ntadem. «ntt<« ». Vuchl>««»l«n« Henn. V«»«> ilürich I.
<z«n«l<!I»ert«Mnl> wr Holland 1 W.V. »»»««<«« «n> «»!«. «5««», Vult«n!>of »6.
?9. Jahrgang. Band 154. Heft 491. August 1915

Professor Or. Ludwig Stein:

Die kritische Stunde Schwedens.

Die neutralen Länder sind, je länger der Krieg andauert, in umso weniger beneidenswerter Lage. Griechenland sieht seine Handelsschiffahrt ebenso von England bedroht, wie Dänemark sich in einer Zwangslage befindet, weil England die Ausfuhr von Baumwolle nach Dänemark unterbunden hat, wodurch einer seiner wichtigsten Industriezweige lahmgelegt ist. Bulgarien wird mit Liebeswerbungen bestürmt, Holland und die Schweiz werden von englischer Seite durch Lebensmitteltrusts derartig gewürgt, daß sich aus dieser wirtschaftlichen Umklammerung große Gefahren, auch politischer Natur, für die Unabhängigkeit der betreffenden neutralen Länder ergeben. Am schlimmsten ist heute Schweden daran, da es zwischen zwei Feuern sich befindet. Auf der einen Seite soll es von England aus genau so wirtschaftlich durch die Maske der Vertrustung eingeschnürt werden, wie Dänemark, die Schweiz und die Niederlande, auf der anderen Seite droht ihm durch die Verletzung seiner Wassergrenzen von der russischen Seite ständige Gefahr.

In Stockholm ist der alte Wikingertrotz erwacht. Man mochte nicht als politisches Mauerblümchen an den Wämden herumstehen, wenn auf dem Weltkriegsschauplatz zum Totentanz aufgespielt wird. Die gleichzeitigen Bedrohungen von westlicher und östlicher Seite machten es gar manchem stolzen Schweden zur peinlichen Schicksalsfrage, ob er noch weiter als zuschauender Statist neben den Ereignissen einhergehen soll. Man muß sich gegenwärtig halten, daß Schweden nicht bloß ein Land von höchster Kultur und großer geschichtlicher Vergangenheit ist, sondern daß in den Adern manches Schweden noch der kriegerische Geist der großen Schwedenzeit wach und lebendig ist. Seit Gustav Vasa, und der Regierungsreform Arel Orenstiernas im Iahre 1634 nimmt Schweden eine schnurgerade Entwicklung in der Richtung der westlichen Kultur. Der schwedischen Staatsverwaltung ist eigentümlich, daß gegen jede Maßnahm« einer untergeordneten Behörde bei der Oberbehörde, nach fester Instanzenordnung, Beschwerde geführt werden kann. Alle amtlichen Aktenstücke in Schweden sind öffentlich. Die Abschriften sind jedermann zugänglich, nur Protokolle des Staatsrats, diplomatische Akten, die erst nach 50 Iahren freigegeben werden, ferner Mobilisierungsplän« und militärische Urkunden sind von dieser Öffent-

lichkeit ausgeschlossen. Selbstverständlich unterliegen auch alle Regierungshandlungen der weitestgehenden öffentlichen Kritik. Die drei Parteien, Konservative, Liberale und Sozialisten, halten einander dergestalt die Wage, daß im Iahre 1912 rund 912 000 Stimmen für die Konservativen, 480 000 für die Liberalen, 300 000 für die Sozialisten in den Landdingswahlen abgegeben worden sind. Für die zweite Kammer ergaben die Wahlen von 1911 folgendes Stimmverhältnis: Die Liberalen erhielten rund 242 000 Stimmen, die Konservativen 188 000, die Sozialdemokraten 172 000. Wenn auch die Liberalen augenblicklich am Ruder sind, so müssen sie mit den Konservativen oder Sozialisten paktieren, um sich an der Regierung zu erhalten.

Die liberale Regierung verfolgte bisher die Politik jener strengen Neutralität, die sie mit unanfechtbarer Redlichkeit eingehalten hat. Seitdem aber England in Norwegen das Briefgeheimnis verletzt, in Dänemark durch das Ausfuhrverbot von Baumwolle verschnupft und in Schweden durch die Aufdrängung des Lebensmitteltrusts Verstimmung erzeugt hat, regt sich in ganz Skandinavien ein tiefer Groll gegen diese englische Bevormundung. Wenn auch die Friedensbewegung schon vor der Stiftung des Schweden Alfred Nobel in Stockholm durch die Tätigkeit des Pacifisten Bonde tiefe Wurzeln geschlagen hat, so wallt doch das Blut des stolzen Schweden auf, wenn man an sein Heiligstes rührt, und zwar an seine wirtschaftliche oder politische Unabhängigkeit. Mag auch das Losungswort der Regierung nach wie vor lauten: „Erhaltung der Neutralität und siegreiche Wahrung der Freiheit und Selbständigkeit des schwedischen Volkes", so haben sich doch infolge der jüngsten Ereignisse bedeutende Schweden daran erinnert, daß sie einen Gustav Adolf hatten, und daß ihre berühmten drei Karle, besonders Karl XII., den alten Wikingerruf des kriegerischen Schwedenvolkes in alle Lande hinausgetragen haben. Seit den Angriffen Englands auf die wirtschaftliche Selbständigkeit Schwedens, und seit der Verletzung der schwedischen Seehoheitsrechte seitens der Russen, gibt es in Schweden eine ausgesprochene Kriegspartei, die einem Zusammengehen mit Deutschland rückhaltslos das Wort redet. Was zunächst den wirtschaftlichen Erdrosselungsversuch Englands durch die Aufzwingung eines Lebensmitteltrusts betrifft, so wehrt sich die gesamte schwedische Presse gegen dieses Niederzwingen mit aller Entschiedenheit. „Nya Dagligt Allehanda" schreibt: „Schweden kann nur Zugestcindnisse bringen, die mit den bisher geltenden internationalen Regeln übereinstimmen, aber Konzessionen, die eine Verminderung der Wesentlichkeiten unserer jetzigen Neutralität und unserer Rechte als neutraler Staat bedeuten, können wir nicht machen." „Dagens Nyheter" läßt sich über einen transozeanischen Trust folgendermaßen aus: „Man fürchtet, daß ein solcher Trust unter englischer Kontrolle von der englischen Delegation vorgeschlagen werden wird. Dieser Gedanke sagt dem schwedischen Selbstgefühl nicht zu. Innerhalb der kaufmännischen Welt herrscht die Ansicht

vor, daß man dieser Möglichkeit entrinnen sollte.. Vorerst ist freilich noch nicht bekannt, was die englische Delegation vorschlagen wird. Die Verhandlungen haben am 2. Iuli begonnen und werden mindestens zwei Wochen, vielleicht noch längere Zeit, in Anspruch nehmen. Aber die schwedische Nation sieht diesen Verhandlungen mit voller Zuversicht entgegen, da an der Spitze der schwedischen Delegation Admiral Lindmann steht, der Führer der Konservativen und frühere Ministerpräsident im konservativen Kabinett. In den Händen Lindmanns weiß man die Verhandlungen mit England am besten geborgen, weil sein unbeugsamer Schwedenstolz keine Demütigung seines Vaterlandes dulden wird, und komme sie von welcher Seite immer. Admiral Lindmann hat vor zwei Iahren mit Sven Hedin die große Bewegung für die Verstärkung der schwedischen Flotte eingeleitet und mit glänzender Bravour durchgeführt. Von Admiral Lindmann erwartet man im ganzen Lande, daß er das eine Auge auf England, das andere auf Rußland gerichtet hält, wenn es gilt, die vitalen Interessen Schwedens gegen Bevormundungen oder Vergewaltigungen zu schützen.

Die Erregung wegen der russischen Verletzung der schwedischen Neutralität scheint noch in den Gemütern nachzuzittern, wenn sie auch nicht in ihrer politischen Tragweite überschätzt werden darf. Immerhin mögen auch hierüber Stimmen maßgeblicher schwedischer Kreise zu Worte kommen. „Nya Dagligt Allehanda" schreibt: „Die Neutralitätsverletzung bei Gotland scheint von viel ernsterer Art zu sein, als wir im Anfang vermuteten, und kann nicht damit entschuldigt werden, daß die Verfolger in der Hitze des Kampfes nicht die Entfernung bis zum Lande berechnen konnten. Die russischen Seeoffiziere wußten, wie aus dem offiziellen Rapport hervorgeht, sehr gut, wo sie sich aufhalten, und erkannten den Leuchtturm Östergarns; dies hinderte sie aber nicht, über Östergarns Insel zu schießen. Nach allen Versicherungen, die wir von dem warmen Wunsche der Russen, unsere Neutralität zu respektieren, erhalten haben, ist dies unerwartet. Die Satisfaktion, die wir das Recht zu verlangen haben, muß eine derartige sein, daß sie nicht die Gefahr für eine Wiederholung ähnlicher und noch bedauerlicher Geschehnisse bringt."

„Stockholms Dagblad" führt aus: „Ganz abgesehen davon, wie groß oder klein die russische Verletzung der Neutralität Schwedens ist, ist es offenbar, daß die Angelegenheit völlige Genugtuung von seiten der russischen Regierung erfordert, wenn sie auf die Fortsetzung des guten Verhältnisses zu Schweden rechnen will. Die von russischer Seite gemachten Versuche, die ganze Angelegenheit zu bagatellisieren und die Schwierigkeiten hervorzuheben, mit Bestimmtheit zu entscheiden, wo die Seegrenze liegt, könne den Grund nicht schwächen, auf welchem die Vorstellungen der schwedischen Regierung in Petersburg beruhen. Wir haben keine Ursache, nachsichtig zu übersehen, was geschehen ist, und wir erwarten, daß die russische Regierung baldigst uns die Satisfaktion bietet, die unser unbestreitbares Recht ist."

Man wird gut tun, die Entrüstung in Schweden über die Vorgänge am „Albatroß" auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Die Schweden sind ein gastfreies, vornehm denkendes Volk, das sich mit ungekünstelter Selbstverständlichkeit der Geretteten angenommen hat. Wäre der umgekehrte Fall geschehen und ein russisches Schiff am schwedischen Ufer unter ähnlichen Verhältnissen gestrandet, so würden die Schweden vielleicht mit weniger Herzlichkeit, aber sicherlich mit der ihnen angeborenen Ritterlichkeit auch den Russen gegenüber Gastfreundsä)aft erwiesen haben. Immerhin werden wir die liebevolle, warmherzige Art, wie sie unsere Toten geehrt und unsere Lebendigen gefeiert haben, den Schweden nie vergessen.

Es mehren sich indes die Anzeichen, daß Schweden auch schon vor diesem Zwischenfall die Wehen einer Schicksalsstunde in sich verspürt hat. Aus einer neuen Veröffentlichung zittert die Bangigkeit hervor, daß von England her die wirtschaftliche, von Rußland her die politische Souveränität Schwedens ernstlich bedroht ist.

Durch die Strömungen der inneren Politik hindurch, ebenso wie zwischen dem Druck, der von der einen, und den Sympathien, die von der anderen Seite von außen her auf Schweden einwirken, hat die liberale Regierung, die das Land während des Weltkriegs führte, den geraden Kurs der Neutralität mit peinlichster Genauigkeit eingehalten, wie ich in der „Vossischen Zeitung" vom 7. Iuli auseinandergesetzt habe. Strenge Neutralität ist der Grundsatz, von dem sich die schwedische Regierung weder bei politischen, noch bei jenen wirtschaftlichen Fragen abdrängen lassen will, durch deren Regelung England die Neutralen zu Werkzeugen seiner Politik zu machen versucht. Eine englische Abordnung ist jetzt mit einer schwedischen Kommission zu Beratungen zusammengetreten, um ein englisch-schwedisches Übereinkommen über Einfuhr und Ausfuhr zu erzielen. Eine Milderung d«r Rußland treffenden Gegenmaßregeln, die Schweden angesichts der englischen Übergriffe gegen seinen Außenhandel getroffen hatte, läßt erkennen, daß jene englisch-schwedischen Verhandlungen in freundschaftlichem Geist geführt werden sollen. Aber keine Sorge, daß es den Engländern gelingen könnte, diesen Geist zu verfälschen und Schweden ihren Zwecken dienstbar zu machen.

Indem die liberale schwedischeRegierung denFührer derKonservativen, Admiral Lindmann, zur Leitung der verantwortungsvollsten Verhandlungen berief, hat sie deutlich genug bekundet, daß sich Schweden von der Neutralität ab keinesfalls in eine Richtung drängen lassen will, die den Sympathien der großen Mehrheit des Volkes entgegenliefe. Bei korrekter Neutralität hat Schweden es nicht nötig, seine Sympathien zu verleugnen, die Deutschland gelten; Sympathien, die sich eben erst wieder bei der herzlichen Aufnahme der Geretteten des „Albatros" so schön gezeigt haben. Wenn man diese schwedische Gesinnung in Deutschland schätzt, so ist man hier zugleich weit entfernt davon, sie anders auslegen zu wollen,

als sie gemeint ist. Wir wissen recht wohl, daß sich schwedische Vornehmheit und Menschlichkeit auch gegenüber anderen Geretteten hilfreich betätigt hätten. Die Entrüstung, mit der Schweden die Verletzung der Neutralität seiner Gewässer durch die russische Flotte zurückweist, suchen wir nicht für uns auszunützen. Aber Rußlands englischen Freunden sollte diese Entrüstung zur Warnung dienen. Sie mögen daraus ersehen, daß Schweden, wenn man es zwingen wollte, die Neutralität aufzugeben, gewiß nicht zu ihren Gunsten davon würde abweichen wollen. Denn neben den Anhängern der Neutralität, auf die sich die schwedische Regierung stützt, gibt es unter allen schwedischen Parteien Männer, die, je länger der Krieg dauert, und je stärker seine Wirkungen in Schweden fühlbar werden, desto ernstlicher und dringender die Frage aufwerfen, ob das Land seine bisherige Haltung unbedingt und bis zum Schluß wird bewahren können.
Ein Buch, das vom angesehenen Verlag der Nordischen Buchhandlung jüngst in Stockholm ausgegeben worden ist, macht viel Aufsehen im Lande. Sein Titel lautet: „Schwedens auswärtige Politik im Licht des Weltkriegs." Das kurze Vorwort, das hier in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben wird, sagt:
„Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, unsere auswärtige Lage, besonders unsere Stellung zur Weltkrise, zu deuten — unsere Gefahren und unsere Aussichten, jetzt die zukünftige Unabhängigkeit und Freiheit zu sichern. Das Werk ist eine Frucht gemeinsamer Arbeit einer Mehrzahl von politisch Interessierten und Fachleuten auf verschiedenen Gebieten: Geschichtsforschern, Nationalökonomen, Offizieren usw., die sowohl die Links-, wie die Rechtsparteien vertreten, die aber alle in der Anschauung von der Gefahr einig sind, welche die gegenwärtige Lage für die Zukunft Schwedens bedeutet; die sämtlich davon überzeugt sind, daß diese Gefahr nur in einer Weise abzuwenden ist: durch mutiges Hintreten an dieSeiteDeutschlands. Für jeden, der sich an der Arbeit beteiligt hat, ist es eine Sache des Gewissens gewesen, in dieser schicksalsschweren Zeit öffentlich seinen Standpunkt klarzulegen. Die Anonymität der Verfasser ist schließlich von dem Wunsche diktiert, daß die hier angeführten Ansichten für sich selbst sprechen mögen, ohne die persönliche Wertung, die in unserem parteizersplitterten Lande jedes unbefangene Urteil erschwert."
Es ist kein Geheimnis, daß die Verfasser der einzelnen Kapitel des Werks Männer sind, die führende politische Rollen spielen. Alle diese Männer teilen die Anschauungen, die im letzten Kapitel, „Schweden vor der Wahl", auseinandergesetzt werden. Da wendet sich der Verfasser gegen eine kritiklose Neutralität und verlangt eine Politik, die von der Frage ausgeht: Was fordert die Sorge für des Reiches Zukunft? Die Meinungen der Parteien, sagt er, gehen weit auseinander, und die Regierung scheint durch die Zersplitterung der Parteien paralysiert zu sein. Die allgemeine Auffassung hat in der Neutralität das Ziel der schwedischen Politik gesehen; während die Neutralität doch nie etwas

anderes als ein Mittel sein kann, um die Lebensinteressen der Nation zu wahren. Schwach und gefährlich ist eine Neutralität, die im Grunde nichts anderes wollen würde, als den Krieg vermeiden, möge es dabei mit dem Reich gehen, wie es will. Schweden müsse in einer Interessengemeinschaft mit Deutschland den festen Ausgangspunkt für seine auswärtige Politik suchen. Trotz der relativ starken Stellung, die unsere Lage uns sichert, sagt der Verfasser, hat die bisherige Neutralität unsere wirtschaftlichen Interessen nicht zu schützen vermocht und ist um so weniger imstande gewesen, eine Sicherung unserer zukünftigen politischen Stellung nach Osten zu gewinnen. Die Erhaltung eines starken Deutschen Reichs, ohne dessen Willen eine Veränderung der Karte Europas nicht geschehen kann, ist deshalb ein schwedisches Lebensinteresse; das Ziel der schwedischen auswärtigen Politik ist eine Erleichterung des Drucks von Osten, der sich dicht an unseren Grenzen fühlbar macht. Die am nächsten liegende Bedrohung unserer Sicherheit ist die Befestigung der Aalands-Inseln. Diese Bedrohung kann zur Wirkung kommen, sobald Rußland den Augenblick für günstig hält. Daraus ergibt sich eine Aufgabe unserer Politik. Es gilt zuletzt nicht dem politischen materiellen Gewinn, es gilt eine Wicht zu tun. Unsere Passivität ruft der Welt zu: „Hier ist ein Volk, das nichts will und sein Schicksal aus den Händen anderer nimmt!" Aber Schwedens Sache ist es, das germanische Mitteleuropa gegen das Moskowitertum mit zu verteidigen.

Das ist die Meinung ernster, denkender schwedischer Patrioten. Nicht das deutsche Interesse fordert Schweden auf, aus seiner Neutralität herauszutreten. Ob sein eigenes höheres Interesse ihm diesen Entschluß vorschreibt, das haben die Männer, die für seine Zukunft die Verantwortung tragen, miteinander auszumachen. Aber keinen dieser Männer wird englisch-russischer Druck dazu erniedrigen, sein Land gegen Deutschland ausnützen zu lassen.

Schweden steht auf dem Scheidewege zwischen Stillehalten und Zupacken, solange es gilt, mit einem ernsten Gegner zu ringen. Die schwedische Ritterlichkeit wird es nicht zugeben, daß man erst die Agonie des Löwen abwartet, um ihm den Gnadenstoß zu geben. Für die neutralen Balkanstaaten gilt es, den psychologischen Moment nicht zu verpassen, um erst dann Mut zu entfalten, wenn es keine Möglichkeit mehr gibt, ihn zu offenbaren. Anders liegen die Dinge für Schweden. Dort widerstrebt es dem nationalen Ethos, den von den Italienern „geheiligten" Egoismus so weit zu treiben, daß man erst abwartet, auf welcher Seite der Sieg ein endgültiger sein wird, um hinterher dem Sieger die Schleppe nachzutragen. Die hohe Kultur Schwedens verbietet ein politisches Leichenfleddertum. Wenn Schweden seine Schicksalsstunde läuten hört, dann wird es den Kampf gegen einen noch niederzuringenden, nicht aber gegen einen schon niedergebrochenen Gegner aufnehmen.

Geh. Iustizmt Prof. Dr. Rießer:
Vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen*).
I. Der im Iahre 1882, also vor mehr als 30 Iahren, abgeschlossene Dreibundvertrag, der noch heute Deutschland gegenüber nicht gekündigt ist, wurde, nach verschiedenen Erneuerungen, zuletzt am 5. Dezember 1912 bis Ende 1920 verlängert. Italien hatte die Aufnahme in diesen Bund, nachdem sich bei den Konferenzen in Berlin und Konstantinopel von 1880/81 seine völlige Isolierung deutlich gezeigt hatte, nach Crispis Ausspruch lediglich „durch Bitten und Beschwörungen" erlangt. Italien hat dem Vertrage ohne jeden Zweifel die Überwindung schwerer finanzieller und wirtschaftlicher Schwierigkeiten und Krisen, die teilweise glänzende Entwicklung seiner Industrie, seines Handels und seines Bankwesens, sowie seinen Aufstieg zur Großmacht zu danken. Dagegen ist Österreich-Ungarn und Deutschland durch den Bündnisvertrag gegenüber Italien, welches das Bündnis stets nur als eine Verstandsehe, aber nicht als eine Neigungsehe betrachtete, nie völlig gesichert worden; er sollte und konnte besten Falles nach Bismarcks Ausspruch Italien nur verhindern, im Falle eines Krieges mit Rußland „Österreich-Ungarn in die Beine zu beißen." Wie wenig sich aber Italien durch dieses Bündnis in seiner „Bewegungsfreiheit" hindern ließ, zeigen die Tatsachen. Es sei nur, ohne irgend Abschließendes bieten zu wollen, verwiesen auf das italienisch-französische Mittelmeer-Abkommen über die gegenseitige Politik in Tripolis und Marokko von 1901, das dann zu der direkt gegen die Bündnispflichten verstoßenden feindlichen Haltung Italiens gegen seine Bundesgenossen auf der Algeciras-Konferenz von 1906 führte; an die gelegentlich der Racconigi-Begegnung von 1908 mit Rußland getroffenen, mit dem Sinn und Geist des Dreibundvertrages gleichfalls nicht verträglichen Abmachungen, die nach der „Nordd. Allg. Zeitung" vom 29. Mai 1915 auch zu manchen Indiskretionen Italiens gegenüber Rußland zum Nachteil seiner Bundesgenossen Anlaß gaben. Auch bei der bosnischen Krise im Iahre 1908 befand sich Italien in den Reihen unserer heutigen Feinde.

Es folgten dann im Iahre 1912 der bekannte Zug Italiens nach Tripolis und dessen Operationen gegen die Küsten der europäischen Türkei und die Inseln des Hgäischen Meres, die Österreich-Ungarns Interessen vielfach schädigten und den anderen Bundesgenossen, Deutschland, in eine ganz schiefe Lage zu der mit ihm befreundeten Türkei brachten.

') In der Deutschen Juristen-Zeitung vom 1. Juli 1915 veröffentlicht Geheimrat Nießer tiefen bedeutsamen Aufsatz, den wir mit Genehmigung des Verfassers und des Verlegers Otto Liebmann wiedergeben. Die Redaktion.

^

Alle diese Vorgänge, die man nur bei politisch gebotener Höflichkeit ledig-
lich als „Ertratouren" bezeichnen konnte, stellten in Wahrheit beständig wieder-
holte Versuche dar, die Vorteile des Dreibundvertrages zu genießen, sich aber den
daraus hervorgehenden Verpflichtungen zu entziehen.
Alles dies wurde aber dadurch überboten, daß Italien gleich zu Beginn des
Weltkrieges, bereits am 1. August 1914, obwohl eine ganze Welt von Feinden
die Eristenz und Sicherheit seiner Bundesgenossen bedrohte, seine Neutralität
erklärte, während hier gerade ein dringender Anlaß für Italien gegeben war,
endlich einmal vor aller Welt klipp und klar seine Bündnistreue zu erweisen.
Neben einem schüchternen Hinweis aufdie erponierte geographische Lage Italiens,
die es aber nur vom Abschluß des Vertrages hätte fernhalten können, aber nicht
von der Erfüllung der Verpflichtungen aus dem einmal abgeschlossenen Vertrage
befreien konnte, hielt es die italienische Regierung für richtig, sich zur Recht-
fertigung der Neutralitätserklärung auf den Artikel III des Bündnisvertrages
zu berufen, welcher lautet:
„Falls einer oder zwei der hohen Vertragschließenden ohne direkte Heraue-
forderung von ihrer Seite von zwei oder mehreren Großmächten, die den gegen-
wartigen Vertrag nicht unterzeichnet haben, angegriffen und in einen Krieg mit
ihnen verwickelt würden, würde sich der casus toeasris für alle hohen Vertrag-
schließenden gleichzeitig ergeben."
Wie ein flüchtiger Blick auf den Inhalt des Artikels III ergibt, bezieht
sich dieser überhaupt nicht auf die Neutralität, sondern auf die Kriegserklärung
an der Seite der Verbündeten, wenn der „eu,sus toeäeri»" gegeben ist. In
der Zitierung des Artikels III lag also, wie die österreich-ungarische Denkschrift
mit Recht hervorhebt, eine besondere Unfreundlichkeit, während die Begründung
des Zitats, daß das Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien einen aggres-
siven Akt gegen — Rußland darstellte, eine bewußte Entstellung der Tatsachen
enthielt. Denn Italien, welches sich, wie wir sahen, auch Rußland seit längerer
Zeit genähert hatte, wußte besser als seine Bundesgenossen von den seit Früh-
jahr 1914 durchgeführten militärisch«n Vorbereitungen Rußlands zu einem An-
griffskrieg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland; es wußte, daß, während
noch die deutsche Regierung und, auf Anrufen des Zaren, auch der Deutsche Kaiser
selbst bemüht waren, den zwischen Wien und Petersburg drohenden Konflikt fried-
lich zu schlichten, Rußland seine gesamte Armee mobil gemacht und dadurch,
nachdem es Englands Hilfe sicher geworden*), den Weltkrieg entfacht hatte
s„Nordd. Allg. Zeitung" vom 21. Mai 1915). Italien wußte ferner, daß Serbien,
ungeachtet des ihm von den Großmächten aufgezwungenen Friedensversprechens

*) Vgl. hier,« Rießer, England und wir, fin an zielle und wir t-
schaftllche Kriegs«, irkung «n in England und Deutschland. 2. Aufl.
(S. Hirzel, Leipzig, INb'», S. 27 ff., insbes. S. 32—39.

vom 31. März 1909, und trotz der erheblichen territorialen Vergrößerungen gelegentlich des Balkankrieges, die es wesentlich Österreich-Ungarns wohlwollender Haltung verdankte, seine alten Wühlereien gegen Österreich-Ungarn in größtem Umfange fortgesetzt hatte. Italien war weiter auch darüber unterrichtet, daß, unter Teilnahme offizieller serbischer Kreise und unter Förderung, durch die serbische Regierung, von Serbien aus durch Agenten und besondere Gesellschaften von neuem versucht worden war, Unruhen auf österreich-ungarischen Gebieten anzustiften, sie von Österreich-Ungarn abzutrennen und so die Ruhe, Sicherheit und Integrität Österreich-Ungarns durch eine revolutionäre Agitation zu gefährden, die ihren Höhepunkt in der feigen Ermordung des österreich-uugarischen Thronfolgers und seiner Gattin am 28. Iuni 1914 erreichte.

Noch mehr: Bei Abgabe ihrer Neutralitätserklärung vom 1. August 1914 war der italienischen Regierung bereits die mit allen Beweisstücken versehene Denkschrift der österreich-ungarischen Regierung vom 24. Iuli 1914 bekannt, in der jede Phase der österreich-ungarischen Geduld und der serbischen Propaganda und gleichzeitig aufgedeckt war, daß die zur Mordtat benutzten Bomben einem kgl. serbischen Armeewaffendepot entstammten, und daß die Mörder samt den Bomben von serbischen Grenzhauptleuten und Zollorganen über die Grenze geschafft waren.

Die italienische Regierung war also unter diesen Umständen, selbst wenn sie die von einem Bundesgenossen doch wohl zu fordernde wohlwollende Beurteil lung ganz außer Augen ließ, nach den Grundsätzen von Treu und Glauben nicht in der Lage, aus dem Vorgehen Österreich-Ungarns, welches nach dem Versagen aller übrigen Mittel und nach dem Ablauf des Ultimatums als einziges Mittel zur Erhaltung der Sicherheit und Integrität des österreich-ungarischen Reiches, also zu defensiven Zwecken, übrig blieb, ein agressives Vorgehen gegen — Rußland zu konstruieren.

Dagegen unterließ es die italienische Regierung zu Unrecht, aber mit voller Absicht, den Artikel IV des Bündnisvertrages zu zitieren, der, sobald sie einmal entschlossen war, den Bundesgenossen nicht mit den Waffen in der Hand die Treue zu halten, nach Lage der Umstände allein zur Anwendung kommen mußte. Er lautet:

„Falls eine Großmacht, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet hat, die staatliche Sicherheit eines der hohen Vertragschließenden bedrohen würde und der Bedrohte dadurch gezwungen wäre, ihr den Krieg zu erklären, so verpflichten sich die beiden anderen, ihrem Verbündeten gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Ein jeder behält sich in diesem Falle vor, an dem Krieg teilzunehmen, wenn er es für angezeigt erachtet, um mit seinem Verbündeten gemeinsame Sache zu machen."

Hiernach war, wenn einer der Verbündeten zur Erhaltung seiner staatlichen Sicherheit mit kriegerischen Mitteln vorzugehen gezwungen war — dieser Fall

lag vor — der andere Teil, hier also Italien, zu einer wohlwollenden Neutralität verpflichtet.

Die italienische Regierung wollte aber nicht einmal eine wohlwollende Neutralität beobachten, sie wollte nicht einmal so weit ihre Bündnispflichten erfüllen, und daraus erklärt sich die Unterlassung der Berufung auf Artikel IV des Vertrages. In der Tat hat die italienische Regierung große Truppenmassen an der italienischen Grenze gegen Österreich-Ungarn angesammelt, und dadurch diesen „Bundesgenossen", der seine Truppen anderwärts dringend brauchte, zu entsprechenden Gegenmaßregeln gezwungen. Sie hat dagegen, zwecks Begünstigung Frankreichs, dem dies gleich bei Kriegsbeginn — vielleicht für die ganze Kriegsdauer — zugesichert wurde, ihre Trilppen von der italienischen Grenze nach Frankreich zurückgezogen.

Es ist kein Zweifel, daß hier von einer wirklichen Neutralität keine Rede mehr sein konnte, daß vielmehr schon hier unter Verletzung des Bündnisvertrages erfolgte feindliche Handlungen vorlagen, die eine sofortige Kündigung des Bündnisvertrages oder noch Schlimmeres erwarten ließen. Eine solche Kündigung erfolgte aber zunächst noch nicht, vielmehr erklärte sich Österreich-Ungarn, obwohl durch das Vorgehen gegen Serbien die demnächst von Italien behauptete Verletzung des Artikels VII des Bündnisvertrages nicht vorlag, noch im August 1914 zu Verhandlungen über „Kompensationen" auf Grund dieses Artikels VII bereit, welcher lautet:

„Österreich-Ungarn und Italien, die nur die möglichste Aufrechterhaltung des territorialen 8tutus quo im Orient im Auge haben, verpflichten sich, ihren Einfluß geltend zu machen, damit jede territoriale Veränderung, die der einen oder der anderen der den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnenden Mächte nachteilig wäre, hintangehalten werde. Sie werden einander zu diesem Behufe alle Aufschlüsse geben, die geeignet sind, sie gegenseitig über ihre eigenen Absichten, sowie über die anderer Mächte aufzuklären. Sollte jedoch der Fall eintreten, daß im Laufe der Ereignisse die Aufrechterhaltung des status qua im Gebiete des Balkans oder der ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen oder Ägäischen Meere unmöglich würde und daß, entweder infolge des Vorgehens einer dritten Macht oder sonstwie, Österreich-Ungarn oder Italien genötigt wären, den 8tutu» quo durch eine zeitweilige oder dauernde Besetzung ihrerseits zu verändern, so würde diese Besetzung nur stattfinden nach einer vorangegangenen Übereinkunft zwischen den beiden Mächten, welche auf dem Prinzip einer gegenseitigen Kompensation für alle territorialen oder anderweitigen Vorteile, die eine jede von ihnen über den gegenwärtigen 8tutu» quo hinaus erlangen würde, zu beruhen und die Interessen und berechtigten Ansprüche der beiden Teile zu befriedigen hätte."

Die hier vorgesehenen „Kompensationen" sollten nach Ansicht Österreich-

Ungarns in dem Hafen von Valona und in den von Italien schon vor dem
August 1914 besetzten Inseln des Dodekanes bestehen.
Der damalige italienische Minister des Äußeren, Marchese di San Giuliano,
lehnte jedoch ein Eingehen auf solche Verhandlungen in einer Erklärung vom
25. August 1914 als nach der Kriegslage verfrüht ab.
Erst im Verlauf der im Dezember 1914 wieder eröffneten Verhandlungen,
ncimlich im Ianuar 1915, rückte Italien, da ihm nunmehr die „Kriegslage" und
noch mehr die inzwischen auch mit der Entente geförderten Verhandlungen zu
einem derartigen Vorgehen geeignet erschienen, mit der unverblümten amtlichen
Anfrage heraus, ob Österreich-Ungarn grundsätzlich Teile seines eigenen Gebietes
abzutreten geneigt sei.
Nachdem die österreich-ungarische Regierung unter dem Druck der Ver-
hältnisse am 9. März 1915 diese Frage bejaht hatte, bot es auf weiteres italie-
nisches Drängen am 27. März 1915 fast das ganze italienische Südtirol an und
verlangte dagegen seinerseits die Zusicherung voller Aktionsfreiheit auf dem
Balkan und „wohlwollender Neutralität" während der Kriegsdauer.
Der Erfolg war nur der, daß Italien auf Grund der inzwischen fast bis
zum Abschluß gediehenen Verhandlungen mit der Entente, am 10. April mit
einer ungemein erweiterten Liste von Gegenvorschlägen herauskam.
Auch diese Gegenvorschläge glaubte Österreich-Ungarn mit ganz geringen
Abweichungen in sein letztes Angebot aufnehmen zu sollen; es wurde aber über-
haupt nicht mehr erwidert, vielmehr hat die italienische Regierung am 25. April
1915 der Entente, mit welcher sie nach glaubwürdigen Nachrichten schon kurz
nach Beginn des Weltkrieges Verhandlungen eingeleitet hatte, als dem nach ihrer
Ansicht Meistbietenden, insgeheim den Zuschlag erteilt.
Trotzdem hielt es die italienische Regierung zwecks Beendigung der während
der ganzen Dauer der Verhandlungen fortgesetzten Kriegsvorbereitungen, für
praktisch und loyal, die unter der aufopfernden Mitwirkung des Fürsten Bülow
geführten Verhandlungen mit Österreich-Ungarn noch nicht formell abzubrechen
und kündigte erst am 4. Mai 1915 den Bündnisvertrag.
Inzwischen hatten die Agenten der Entente, welche seit langer Zeit einen
großen Teil der italienischen Presse für sich zu — gewinnen gewußt hatte, das
italienische Volk, unter Anrufung der niedrigsten Instinkte, bis zur Fieberhitze
aufgewiegelt; die ursprünglich starke Parlamentsmehrheit, die für die Neutralität
war, wurde durch den unter Duldung der Regierung immer drohender auftreten-
den Pöbel zur Kapitulation gezwungen. Auf solche Weise ist am Pfingstsonntag
(23. Mai 1915) die italienische Kriegserklärung gegen Österreich-Ungarn zustande
gekommen, welche, mangels anderweiter Gründe, von der italienischen Regierung
bezeichnenderweise nur mit ihrer Pflicht begründet wurde, „gegen jede gegen-
wärtige und zukünftige Bedrohung (?) zum Zweck der Erfüllung der nationalen
Aspirationen die Maßnahmen zu ergreifen, die ihr die Ereignisse auferlegen."

Diese Kriegserklärung ist zwar nicht formell, aber materiell auch gegen Deutschland gerichtet, das seine Bündnispflichten unverbrüchlich zu halten gewohnt ist, und das denn auch sofort durch Wolffs Telegraphen-Bureau erklären ließ:
„Die italienische Regierung hat durch diesen vom Zaun gebrochenen Angriff gegen die Donaumonarchie das Bündnis auch mit Deutschland ohne Recht und Grund zerrissen."
Es ist auch in Rom von amtlicher deutscher Stelle kein Zweifel darüber gelassen worden, „daß der italienische Angriff auf österreich-ungarische Truppen auch auf deutsche Truppen treffen werde".
Der „Corriere della Sera" aber begrüßte die italienische Kriegserklärung, der die wildesten Pöbelausbrüche in vielen italienischen Städten gegen die Angehörigen der bisher verbündeten Staaten folgten, mit den keines Kommentars bedürfenden Worten: „Man wollte uns zu einer Erpressung überreden, wir haben sie abgewiesen und nehmen nichts an."
In Wahrheit hatte man angenommen, und zwar von dem, den man unter dem Eindruck von gefälschten Berichten für den augenblicklich Stärkeren hielt und dessen Angebot der italienischen Regierung mehr zu enthalten schien, obwohl es ohne Zweifel Nizza, Corsika, Malta und Tunis, also Gebiete nicht enthielt, auf die sich berechtigte „nationale Aspirationen" vor allem hätten richten müssen.
Die italienische Regierung aber, die eben erst ihren alten Bundesgenossen in unerhörter Weise das Wort gebrochen hatte, scheute zwecks Beeinflussung der noch schwankenden Parlamentarier nicht davor zurück, durch ihre Presse erklären zu lassen, daß es die Ehre Italiens nicht zulasse, das einmal gegebene Wort, nämlich das der Entente am 25. April 1915 heimlich erteilte Wort, zu brechen.
Dieser Tatbestand und der Wortlaut der Kriegserklärung ergibt als ausschlaggebenden Grund der Kriegserklärung, daß man auf seiten der italienischen Regierung und Politiker den Moment der vermeintlichen Einkreisung der bisherigen Bundesgenossen durch eine Welt von Feinden ausnutzen zu sollen geglaubt hat, um ihnen im Interesse der nationalen Abneigung gegen Österreich-Ungarn, der „nationalen Aspirationen" und des „^ero eßoisino" — nie ist das Wort „saero" schmählicher mißbraucht worden — in den Rücken zu fallen.
Für eine solche Beurteilung der Handlungsweise der italienischen Regierung kann man sich sogar auf das amtliche Organ des italienischen Kriegsministeriums, den „Esercito", berufen, der im September 1914 einen Artikel veröffentlicht hat, in dem es hieß: „Wenn jetzt Italien die Monarchie angriffe, so würde die Regierung einen Akt der Felonie und einen Selbstmord gegenüber der Weltgeschichte begehen."
II. Die hier geschilderten Vorgänge hat am 28. Mai 1915 der deutsche Reichskanzler im Reichstage mit nicht schärferen Worten als der „Esercito" dahin gekennzeichnet, daß die italienische Regierung „ihren Treubruch mit bluti-

gen Lettern unvergänglich in das Buch der Weltgeschichte eingetragen habe".
Den Eindruck dieser Rede hat am 3. Iuni 1915 der italienische Ministerpräsident
Salandra auf dem von großen geschichtlichen Erinnerungen umrauschten Kapitol,
in dessen unmittelbarer Nähe die Trümmer des Tarpejischen Felsens sich drohend
auftürmen, zu verwischen versucht.
Es widerstrebt uns, an dieser Stelle mit dem Redner Salandra zu rechten,
der als „bescheidener Bürger" erklärte, daß er „viel vornehmer sei, als das Haupt
des Hauses Habsburg-Lothringen"; der ferner vermeinte, daß er und seine Mit-
bürger „zwanzig Iahrhunderte weiter vorgeschritten" seien als seine bisherigen
Bundesgenossen, und der endlich ausrief, daß er nicht, gleich dem deutschen Reichs-
kanzler, den Verstand verloren habe.
Um so schärfer wollen wir gerade in diesem Blatte in diejenigen Einwendun-
gen hineinleuchten, mit denen der italienische Ministerpräsident die oben wieder-
gegebene Behauptung des deutschen Reichskanzlers zu entkräften suchte.
Diese Einwendungen sind, soweit sie nicht lediglich in Vorwürfen gegen
Österreich-Ungarn bestehen, im wesentlichen folgende:
1. Österreich-Ungarn habe sich (entgegen den Behauptungen des Grafen
Tisza im ungarischen Abgeordnetenhaus) am 29. und 30. Iuni gegenüber San
Giuliano entschieden geweigert, eine verpflichtende Erklärung dahin abzugeben,
daß es keine territorialen Erwerbungen auf Kosten Serbiens machen wolle. Es
habe, statt sich in Gemäßheit des infolge dieses Verhaltens anwendbaren Ar-
tikels VII des Bündnisvertrages vor dem Einmarsch in Serbien mit Italien
wegen „Kompensationen" zu verständigen, Italien vor eine vollendete Tatsache
gestellt und damit seinerseits den Dreibundvertrag „unweigerlich gebrochen".
2. Die italienische Regierung habe bereits am 27. und 28. Iuli 1914 in
Wien und Berlin erklären lassen, daß sie auf Grund der Verletzung des Ar-
tikels VII den Dreibundvertrag als aufgelöst ansehen müsse, falls sie nicht durch
Abtretung der „österreichisch-italienischen" Provinzen „gerechte Kompensationen"
erhielte.
3. Nach Ablauf von „neun Monaten vergeblicher Bemühungen, um zu
einer ehrenhaften Verständigung zu gelangen", habe Italien sonach das gute
Recht gehabt, seine volle Bewegungsfreiheit wieder zu gewinnen und das Bünd-
nis zu kündigen, welches zweifellos nicht etwa nur zum Vorteil von Italien,
sondern beider Teile gleichmäßig bestanden habe.
Von diesen Einwendungen erweist sich bei genauer Nachprüfung nur die
eine als richtig, daß der frühere italienische Minister des Äußeren, Marchese
ti San Giuliano, sich brieflich von dem damaligen österreich-ungarischen Bot-
schafter in Rom am 2. August 1914, also nicht in Berlin und nicht schon am
27. oder 28. Iuli, eine Beruhigung über die Auslegung des Artikels VII des
Bündnisvertrages erbeten hat, um durch Italiens diplomatische Haltung „die
militärische Tätigkeit unserer Verbündeten unterstützen zu können", wobei er

gleichzeitig die Hoffnung aussprach: „daß sich auch ohne Teilnahme am Kriege die Gelegenheit ergeben werde, unseren Verbündeten den Beweis unserer aufrichtig freundschaftlichen Gefühle zu liefern."

Alle übrigen Behauptungen Salandras, die zudem die Kündigung des Vertrages, geschweige denn die Kriegserklärung, nicht unterstützen würden, auch wenn sie richtig wären, widersprechen den Tatsachen.

Um beurteilen zu können, ob Artikel VII gelegentlich des österreichischen Einmarsches in Serbien überhaupt von Italien angerufen werden konnte, muß zunächst festgestellt werden, daß er in seinem ersten Satze als Voraussetzung zu allen folgenden Bestimmungen das Interesse Österreich-Ungarns und Italiens an der möglichsten Aufrechterhaltung des „statu» quo" im Orient angibt und demgemäß an der Verhinderung „jeder territorialen Veränderung" (im Orient), die der einen oder anderen dieser Mäichte nachteilig wäre.

Aus dieser Prämisse ergeben sich die Folgerungen in Satz 2 und diejenigen, welche Satz 3 nicht nur für die ottomanischen Küsten und Inseln im Adriatischen oder Hgäischen Meer, sondern auch für den Balkan zieht.

Wenn, so sagt Satz 3, Österreich-Ungarn oder Italien genötigt waren, den „statu» quo" in diesen Gebieten durch eine (zeitweilige oder dauernde) Besetzung zu verändern, so könne dies nur auf Grund einer vorherigen Übereinkunft zwischen beiden Mächten geschehen. Diese Übereinkunft wäre abzuschließen auf dem Boden einer (gegenseitigen) Kompensation für alle territorialen oder anderweitigen Vorteile, die eine jede von ihnen über den gegenwärtigen „statu» quo" hinaus erlangen würde.

Es handelt sich also hier um (was allerdings schwer konstruierbar ist) vorher zu vereinbarende Kompensationen für etwaige spätere Vorteile, die ein Teil infolge einer zeitweiligen oder dauernden Besetzung durch eine territoriale, dem anderen Teile nachteilige Veränderung in jenen Gebieten erlangen würde.

Damit scheidet der Fall völlig aus dem Gebiet des Artikels VII aus, um den es sich hier handelte, nämlich der österreichische Einmarsch in Serbien, der in der (defensiven) Absicht erfolgte, Genugtuung für den feigen Mord von Serajewo zu erlangen und die Erfüllung der im Ultimatum gestellten Forderungen zu erzwingen.

Es ist zudem aktenwidrig, daß, wie Salandra behauptet, Italien durch Österreich-Ungarn gelegentlich des Vorgehens gegen Serbien vor vollendete Tatsachen gestellt worden sei. Denn nach dem Bericht des englischen Botschafters in Rom, Sir Rennet Rodd, vom 23. Iuli 1914, der sich allerdings nicht in dem jetzt veröffentlichten Grünbuch, sondern in dem für diesen Zweck nicht zurechtgemachten englischen Weißbuch (Nr. 38) findet, war damals schon „die italienische Regierung von dem Wortlaut der Note, die an Serbien gerichtet werden soll, in Kenntnis gesetzt worden". Überdies hatte nach zahlreichen Feststellungen des englischen Weißbuches, dessen Angaben Salandra sicherlich gelten lassen wird,

die österreich-ungarische Regierung vor dem Einmarsch in Serbien überall,
insbesondere in Petersburg, London, Paris und Rom, die positive Erklärung ab-
gegeben, keine territorialen Erwerbungen auf Kosten Serbiens machen zu wollen*).
Der englische Botschafter in Rom berichtete sogar am 27. Iuli 1914 an Sir
Edward Gre» (ebenda Nr. 57) wörtlich, daß ihm der Marchese di San Giuliano
„vor und nach Überreichung der Note und ebenso heute wieder", „versichert habe,
daß di« österreich-ungarische Regierung ihm die Zusicherung erteilt habe, keine
territorialen Opfer von Serbien zu fordern".
Auch hier ist also wieder das direkte Gegenteil der oben unter 1 wieder-
gegebenen, angeblich „nach den Akten" aufgestellten Behauptungen Salandras
aktenmäßig nachgewiesen.
Es kommt aber hinzu, daß nach dem oben wiedergegebenen Schreiben vom
2. August 1914 der damalige Minister des Auswärtigen San Giuliano, in voller
Kenntnis der Sachlage und der inzwischen erfolgten Schritte Österreich-Ungarns
gegen Serbien, sich lediglich „eine Beruhigung über die Auslegung" des Art. VII
erbeten, aber nicht die Behauptung der Verletzung dieses Artikels aufgestellt hat.
Er hat auch in dem (oben nicht wiedergegebenen) energischer klingenden vorletzten
Satze dieses Schreibens*') keine Verwahrung gegen Österreich-Ungarns Vor-
gehen auf Grund des Artikels VII erhoben. Vielmehr wollte er in jenem
Schreiben wohl in erster Linie die Gelegenheit benutzen, um dem Bundesgenossen
bei Äußerung der Hoffnung, „daß sich auch ohne Teilnahme am Kriege die
Gelegenheit ergeben wird, unseren Verbündeten den Beweis unserer aufrichtig
freundschaftlichen Gefühle zu liefern", Italiens voraussichtliche Neutralität in
diesem Kriege schonend beizubringen. Der Fortbestand des Bündnisvertrages
wurde aber von italienischer Seite, in voller Kenntnis des inzwischen erfolgten
Einmarsches Österreich-Ungarns in Serbien, trotz der angeblichen Verletzung des
Artikels VII, in noch feierlicherer Form bestätigt.
Kaiser Franz Ioseph hatte am 2. August 1914 dem König Viktor Emanuel
telegraphisch mitgeteilt, daß er infolge der Einmischung Rußlands in den Kon-
flikt mit Serbien und infolge der russischen allgemeinen Mobilmachung gleich-
falls die Mobilmachung angeordnet habe und auf die Unterstützung der Bundes-
genossen rechne. Auf dieses Telegramm telegraphierte Viktor Emanuel am
gleichen Tage:
») Engl. Weißbuch Nr. 48, 57, 62, 72 u. 91.
—) „Das Gleichgewicht Europas, des Balkans und des Meeres, welches Italien umgibt,
stellt für unser Land ein vitales Interesse bar; und es schreckt vor keinem der Opfer zurück, vor
keiner der Entschließungen, welche die Wahrung sein« Interessen, ja seiner Existenz ihm aufer-
legen könnte." (Anh. Nr. 4 ,. Denkschr. des K, und K. Minist, des Äußern: „Zur Vorgeschichte
bei Krieges mit Italien" S. 24.)

„Ich brauche nicht zu versichern, daß Italien .... gegenüber seinen Verbündeten eine herzliche und freundschaftliche Haltung bewahren wird, entsprechend den Dreibundsverträgen, seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Interessen, die es wahren muß."

Selbst dann also, wenn Italien auf Grund des Artikels VII des Bündnisvertrages ein Recht zu einer Verwahrung oder gar zu sofortiger Vertragskündigung gehabt hätte, hat es in Erklärungen, die in voller Kenntnis der Sach-- und Rechtslage abgegeben wurden, jedes Verwahrungs- und Kündigungsrecht freiwillig aufgegeben, also verwirkt, und kann unmöglich die angebliche Verletzung des Artikels VII zehn Monate sviüter, wo noch dazu die österreichisch« Besetzung serbischen Gebiets bereits wieder aufgehört hatte, zur nachträglichen Rechtfertigung einer Verwahrung oder einer Vertragskündigung oder gar einer Kriegserklärung benutzen.

Angesichts jener feierlichen Erklärungen vom 2. August 1914 bedarf es kaum noch eines weiteren Nachweises, daß auch die hiermit völlig unvereinbare Behauptung Salandras (s. oben 2) den Tatsachen widerspricht, die italienische Regierung habe am 27. und 28. Iuli in Wien und Berlin erklären lassen, daß sie auf Grund der Verletzung des Artikels VII den Dreibundvertrag für aufgelöst ansehen müsse, wenn sie nicht durch Abtretung der „österreichisch-italienischen" Provinzen „gerechte Kompensationen" erhielte.

In Wahrheit ist, wie wir salen, die ungeheure Pression, die nach dieser Salandraschen Behauptung schon bei Beginn der Verhandlungen von Italien ausgeübt worden sein müßte, weit später (nämlich im Ianuar 1915) ausgeübt worden, als man sich endlich wirklich mit der Forderung solcher „Kompensationen" (österreich-ungarischer Gebietsteile) vorwagte, an die bei Abfassung des Artikels VII des Bündnisvertrages niemand auch nur entfernt gedacht hatte.

Schon am 24. Iuli 1914 aber hat der italienische Botschafter Bollati in Berlin mit dem Ersuchen um eine Interpretation des Artikels VII erklärt, ,,daß Italien unter Wahrung seiner Interessen auf Grund des Artikels VII des Dreibundvertrages, eine möglichst wohlwollende und freundschaftliche Haltung für Österreich-Ungarn einnehmen und ihm keine Schwierigkeiten bereiten werde. Italien wolle in allen Balkanfragen eine mit der seiner Verbündeten übereinstimmende Politik machen." (WTB. vom 3. Iuni 1915.)

Diese oben ausführlich in ihrem Verlaufe geschilderten „Kompensationsverhandlungen" hatte die italienische Regierung zunächst selbst aufgeschoben, dann wieder durch Forderungen in Gang gebracht, die im Artikel VII des Vertrages auch nicht die leiseste Begründung fanden. Und sie hatte schließlich österreich-ungarische Zugeständnisse abgelehnt, die in diesem Umfange wohl auch die italienische Regierung und ihre Freunde nicht erwartet und aus politischen Gründen sogar gefürchtet hatten, und hat der Entente den Zuschlag erteilt. Als dies geschah, war Italien zugleich kriegsbereit, und das nennt Herr Salandra „neun

Monate vergeblicher Bemühungen, um zu einer ehrenhaften Verständigung zu gelangen!" Der Verdacht läßt sich nicht abweisen, daß man diese Verhandlungen, deren schließliches Ergebnis alle vernünftigen „nationalen Aspirationen" hätte befriedigen können, nie ernstlich, d. h. nie mit dem Willen geführt hat, sie überhaupt, also mit einem der Entente ungünstigen Ergebnis, zu beendigen.

Wie man das ganze Verfahren Italiens in der Geschichte bezeichnen wird, kann kaum zweifelhaft sein: es dürfte anders ausfallen, wie die kleinen Epigonen großer Vorfahren glauben und glauben machen möchten, welche dem Vaterlande Kants, Goethes und Beethovens „um zwanzig Iahrhunderte voraus" zu sein meinen und dabei kein Wort der Entrüstung übrig hatten gegen den von den Agenten der Entente und dem Dichter, Annunziatenritter und Geschäftsmann Gabriele d'Annunzio aufgehetzten Pöbel, der unter den Augen von Polizei und Militär Läden und Wohnungen der Deutschen, Österreicher und Ungarn demolierte, Häuser in Brand steckte und Bilder und Kunstgegenstände mit dem hier besonders passenden Rufe: „Tod den Barbaren!" vernichtete.

Das endgültige Urteil über das italienische Volk, welches mit diesen Briganten, Zuhältern und Tagedieben nicht zusammengeworfen werden darf, wird bis zu dem Tage verschoben werden müssen, wo der hypnotische Druck verschwunden sein wird, unter dem es, wie so oft, von seinen Politikern gehalten worden ist; der deutsche Reichskanzler hat in seiner Rede vom 28. Mai 1915 selbst darauf hingewiesen, daß „über das Maß der österreich-ungarischen Konzessionen das italienische Volk geflissentlich im Dunkel gehalten" wurde. Aber die Zeit des Aufwachens aus der jetzigen Hypnose wird kommen; nicht, wie das „Giornale d'Italia" im d'Annunzio-Stil es ankündigte: „Fahnen, Blumen und Hymnen," sondern Tränen, Sorgen und schwere Leiden werden die Signatur der Zukunft des armen italienischen Volkes sein. Der Tag nnrd kommen, wo der italienischen Nation, die noch dazu den psychologischen Moment für ihr Eingreifen verpaßt hat, die Augen aufgehen werden über all die Lügen, die man ihr aufgetischt, und über die klägliche Rolle, die man sie hat spielen lassen, eine Rolle, die nur dahin führen wird, daß so bald niemand mehr in der Welt auf die politische Zuverlässigkeit und Treue Italiens irgendwie sich verlassen wird. Dann freilich wird es zu spät sein .... die Herren Salandra und Sonnino aber werden alsdann erfahren, daß der Weg vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen, vom Triumph zur Zerschmetterung nicht weit ist.

Dr. Kurt de Bra:

Militarismus und Kultur.

Weite Kreise des Auslandes suchen — aus sehr durchsichtigen und faden-scheinigen Gründen — Militarismus und Kultur als grundsätzliche Unverträglichkeiten hinzustellen. Sie behaupten, daß fortschreitende „moderne" Kultur und rückschrittlicher „barbarischer" Militarismus in der tiefsten Gegensätzlichkeit der sie bedingenden Kräfte befangen wären, daß eine harmonische Ausgleichung der beiden Richtungen und Triebe in demselben nationalen Staatsorganismus unmöglich wäre, daß man sich entweder für entwicklungsfreudige, helle Menschheitskultur oder für dumpfen, atavistischen Militarismus entscheiden müßte. Und aus dieser Anschauungsweise leiten dann unsere Gegner für sich das Recht ab, ihrerseits mit recht militaristischen Hilfsmitteln über den „barbarischen Militarismus" Deutschlands herzufallen, um Mitteleuropa zunächst von der „Pest" des Militarismus zu befreien, und damit die Weltkultur von diesem schmutzigen Aussatz zu säubern. Man darf nun nicht übersehen, daß die angegebene Begründungsweise nicht allein eine heuchlerische Art der Selbstrechtfertigung ist, die man ja unseren Gegnern mit Vergnügen gönnen könnte, sondern daß es eine weitverbreitete Stimmung innerhalb der deutschen Bildungswelt des 19. Iahrhunderts, besonders im älteren deutschen Liberalismus, war, welche dieser Meinung von der Unverträglichkeit von Militarismus und Kultur stets recht weit entgegengekommen ist. Deutscher Art hat es allezeit entsprochen, daß man auch vom Gegner das Lernenswerte zu lernen sucht, daß man auch des Gegners Behauptungen besonnen prüft, um dann mit dem scharfen Messer, das Grundsätzlichkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit geschliffen haben, Berechtigtes vom Unberechtigten zu trennen und Faules vom Gesunden fortzuschneiden.

In diesem Sinne sei versucht, einen grundsätzlichen Ausgangspunkt zu einer förderlichen Betrachtung über das Verhältnis von Kultur und Militarismus zu gewinnen.

Wenn wir die Tatsache anerkennen, daß sich die Menschheit mehr oder weniger bewußt auf der Wanderung einer Helligkeit entgegen befindet und auf dem Pfade zu einem entwicklungsgemäßen Ziele begriffen ist, dann können wir Kultur ansprechen als die Gesamtheit jener Kräfte, Fähigkeiten und Ausbildungen, die das Vorwärtsdringen des menschlichen Geschlechtes aus dem Dunkel eines niedrigen, armseligen und tierhaften Lebens in das Helle eines höheren, beseelteren, reicheren und bewußteren Lebens unterstützen und begünstigen. Als die Notwendigkeitsgefäße der Kultur haben sich stets noch die Nationen erwiesen. Menschheit und Menschheitskultur bedeuteten zunächst Abstraktionen, und erst deutscher Geisteskraft und deutscher Geistesglut war es vorbehalten,

die ersten gläubigen Versuche zu unternehmen, diesen Abstraktionen Fleisch und Blut zu gewinnen, solche Versuche, die keineswegs endgültig gescheitert sind, immerhin aber das deutsche Volk auf die Notwendigkeit einer konkreteren und erdenhafteren Art der Verwirklichung seiner Ideale aufmerksam gemacht haben. Die Völkergeschichte nämlich im allgemeinen, wie auch die Volksgeschichte der Deutschen im besonderen hat immer wieder gezeigt, daß die Nationen, diese notwendigen Werkzeuge jeglicher Kulturheraufführung, falls sie durch wahre Kulturarbeit sich zum Range einer echten Kulturnation erhoben und so eine die gesamte Menschheit fördernde Leistung vollbracht hatten, nur dann vermocht haben, sich längere Zeit als Kulturnation zu bewähren und so ihr der Menschheit nützliches Werk weiter zu pflegen und zu behaupten, wenn die Kulturnation sich auch als Staatsnation auszubilden gelernt hatte und all ihren nationalen Kulturgehalt in einen festen politischen Rahmen, wie ihn nur ein dauerhaftes Staatswesen darbietet, eingefügt hatte. Der Staat — und zwar der festgebaute Nationalstaat, denn von einem Weltstaat wissen wir noch gar nichts, nicht die geringsten Erfahrungen mit ihm liegen vor, er ist bis jetzt stets noch eine Utopie geblieben — der Nationalstaat also hat sich bis zur Gegenwart immer noch als der Nation und dem Individuum unentbehrliches Hilfsmittel auf dem Wege der Verwirklichung der ewig letzten Ziele des Daseins von Mensch und Menschheit erwiesen. Man berufe sich dagegen nicht auf den unstaatlichen oder überstaatlichen, den übernationalen Geist des Weltbürgertums, der so oft aus den Werken unserer klassischen Dichter und Denker hervorstrahlt. Es gehört vielleicht zu dem Wesen der zeitlosen Gültigkeit dieser Besten unseres Volkstums, daß sie so wenig Rücksicht auf das Erdenhafte und Erdennahe nahmen, daß sie so innig sich dem „Überflieger Geist" anvertrauten und so in dem Nationalen und dem Nationalstaatlichen nicht die unentbehrliche und unüberspringbare Vorstufe bei der Besteigung des Hochgebirges der Menschheitsideale anzuerkennen vermochten. Aber alles weist darauf hin, daß die eigentlich« Höhengesinnung unseres Volkstums in Fichte ihren vorbildlichen Ausdruck gefunden hat, in Fichte, der mit der ganzen Glut seines menschheitsgMubigen Herzens die Flamme nationaler und nationalstaatlicher Vaterlandsbegeisterung zum heiligsten, tiefreligiösen, himmelanschlagenden Brande entfachte. Die wunderbare, weltweite Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge, die in unserer Klassik die herrlichste Ausprägung erfuhr, wo wäre sie selber denn geblieben, wenn sie nicht feste Wurzel im eigenen Volkstum geschlagen hätte und alle Bedingungen des Wachstums in der eigenen Volkskultur vorgefunden hätte? Erhaltung von eigenem Volkstum und eigener Volkskultur ist aber auf die Dauer nur im starkgefügten Bau des nationalen Staates möglich. Ein blutloser Schemen, ein blasses Gedankending wäre die köstlich-edle Gesinnung unserer Klassik vom Erdboden getilgt, wenn nicht das unerschütterliche Becken des starken Nationalstaates all die herrlichen und reinen Quellwässer des unvergänglichen deutschen Idealismus auf-

gefangen hätte. Glaubt man denn im Ernste, daß Goethes und Schillers Samen-
körner irgendwo und irgendwie hätten segenspendend und früchtebringend auf-
gehen können, wenn ihr Volk die schiefe Bahn des staatlichen Verfalls immer
schneller herabgeglitten wäre, diese schiefe Bahn, die gleichzeitig ganz selbstver-
ständlich zur nationalen Kulturvernichtung geführt hätte? Es ist naturgegeben
und ewigkeitsgewollt, daß die wahre Verwaltung des Erbes der großen Geister
und die echte Pflege der von ihnen geschaffenen Kulturwerte nur von ihrem
eigenen Volke auf lange Zeit hinaus geleistet werden kann, da nur so die Bürg-
schaft der Übernahme und Fortführung des Erbes in einer der Seele des Erb-
lassers wahlverwandten und ihr entsprechenden Art und Weise aufs beste gegeben
ist. Das eigene Volk kann aber nur in der Zusammenhaltung durch staatliche
Klammern seine Kultur im einheitlichen Sinne behaupten, und eine dieser
Klammern heißt Militarismus.

Wende man nicht ein, daß die unvergänglichen Erbschaften des Hellenen-
tums und der italienischen Renaissance der Menschheit fort und fort zugute
gekommen wären, auch ohne daß die Völkerschaften, deren genialen Hervor-
bringungen wir diese leuchtenden Kulturschätze verdanken, ihr nationales Kultur-
eigen in das gleichmäßige Strombett eines nationalen Staates ;u leiten und zu
zwingen vermocht hätten. Denn sofort würden die Gegeneinwendungen laut
werden müssen: Um wieviel gewaltiger hätte der von den genannten Kultur-
nationen ausgehende Kulturstrom die Gefilde der menschlichen Kultur befruchten
müssen, wenn nicht ständig die Gefahr vorgelegen hätte, daß die staatliche Zer-
rüttung und die nationale Unterjochung die kulturtragenden Völkerschaften aucb
in ihren kulturellen Lebenszentren bedroht und so um die rechte Möglichkeit des
Kulturwirkens gebracht hätte. Waren die Wirkungen des durch Alerander
militarisierten Griechentums auf die Weltkultur nicht in einigen Iahren stärker
und folgenreicher als der jahrhundertelange matte und müde Kultureinfluß des
staatlosen und entwaffneten Hellenentums im absterbenden Römerreiche? Hat
nicht gerade Griechenland die jahrzehntelange staatssorgenledige Kulturblüte ge-
radezu erkauft durch tausendjährige Ruinenhaftigkeit nicht allein des staatlichen,
sondern auch des gesamt-nationalen Daseins?

Es kann nicht genug wiederholt werden: Wie eine gesunde Seele am
ehesten in einem gesunden Körper zu gedeihen vermag, so wird auch die National-
kultur, die unentbehrliche Vorstufe der Menschheitskultur, erst in einem gut-
gebauten Nationalstaate eine vernünftige und entwicklungsgemäße Erhaltung und
Steigerung erfahren können. Wenn der Staat und die Macht, die das Wesen
des Staates ausmacht, zwar nicht einen Selbstzweck, wohl aber erfahrungsgemäß
das wichtigste Hilfsmittel für die gott- und naturgewollte Bewahrung und Aus-
gestaltung der Nationalkultur darstellen, dann muß auch gerade von dem sitt-
lich umfassenden Standpunkte der Menschheit und Nation das Mittel gutgeheißen
werden, welches seinerseits allein imstande ist, den nationalen Staat in seiner

Würde und in seinem Vermögen so zu festigen, daß er seine Aufgabe zu erfüllen vermag, die Nation für ihre Ausbildung im Sinne der Menschheitskultur zu kräftigen. Dieses unerläßliche Hilfsmittel heißt aber nach unseren menschlich-geschichtlichen Erfahrungen, die gerade wir Deutschen besonders eindringlich am eigenen Leibe haben machen und verspüren müssen, — der Militarismus.

Ohne Militarismus kein Staatswesen! Ohne die Machtmittel des Militarismus kann kein Staat seine Aufgabe weder im Innern, noch im Äußern erfüllen, er könnte sich begraben lassen und sich selbst der wüstesten und sinnlosesten Anarchie im Innern und der Mißhandlung und Ausbeutung von Außen her ausliefern, womit das Ende der Nationalkultur besiegelt wäre. Im Innern wäre keine Durchführung von Recht und keine Rechtspflege möglich ohne die tatsächliche Kraft der Erzwingbarkeit, nach außen wäre die Durchsetzung der eigenen nationalen Kulturart, ja sogar die schiere Selbstbehauptung ausgeschlossen ohne staatlichen Militarismus. Denn die Völker sind nun einmal nicht allein einfache Kulturteilhaber-Genossenschaften, zwischen denen eine menschheitliche Arbeitsteilung harmonischer und gliedhafter Art schon Tatsache geworden wäre, sondern bis jetzt sind sie noch an allen Ecken und Enden hartnäckige Konkurrenz-Genossenschaften im Kampfe ums Dasein. So wie die Sachen liegen, sichern allein der Staat und sein Werkzeug, der Militarismus, der einzelnen Nationalkultur ihr gott- und naturgewolltes Recht, ihrem eigenen Sein gemäß sich zu entwickeln.

Kein Volk hat in dem Maße wie das deutsche Volk Lehrgeld für die Einsicht bezahlen müssen, daß ohne straffe staatliche und militärische Zusammenfassung der Volkskräfte die schönste Nationalkultur zum Dasein einer tauben Blüte verurteilt ist. Der Verfall der herrlichen deutschen Städtekultur im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges, die Ruinen des Heidelberger Schlosses — sollten solche Tatsachen und Eindrücke nicht zu allen Deutschen eine vernehmliche Sprache reden? Wahrlich, dann wäre das deutsche Volk als ein ganz und gar gottverlassenes, kulturunfähiges und weltgeschichtlich wirkungsloses Volk erwiesen, wenn es aus solchen Begebenheiten furchtbarster und zerstörendster Eigenart nie etwas gelernt hätte, nie aus der Lehre der Ereignisse die notwendige Folgerung gezogen hätte. Und diese Folgerung heißt starker Staat, ausreichender Militarismus.

Die Lehre, welche die Weltgeschichte unserem Volke geradezu eingebläut hat, kann der Deutsche immer wieder dem Buche der Völkergeschichte entnehmen. Die Beispiele Griechenlands und Italiens zeigen uns herbe genug, wohin eine Nationalkultur allein, welcher die nötige staatlich-militaristische Stütze fehlt, das Volk führen kann. Michelangelo, der den köstlichen Frühling der Renaissance mit geschaut und mit heraufgeführt hatte, erlebte noch im besten Mannesalter den berüchtigten „Sacco di Roma", jene scheußliche Plünderung der ewigen Stadt vom Iahre 1527, von welchem Ereignis ab die Italiener mit Recht das Ende ihrer großen Renaissancezeit und den Beginn der alles nationale Leben erdrückenden Fremdherrschaft datieren. Welcher Unterschied zwischen den überall knospen-

schwellenden und saftüberfließenden Zeiten der Renaissance, wie sie uns von gewaltigen Persönlichkeiten der Kunst zumal vor unser staunendes Auge gezaubert werden, und den trüben und schweren, friedhofruhigen und gräberseufzenden Folgezeiten, wie sie uns etwa Alessandro Manzoni in seinem unsterblichen Werke „Die Verlobten", diesem ergreifendsten Bilde zugleich fluchwürdiger Fremdherrschaft über ein edles Volk, lebendig ausgemalt hat. Nichts wäre trauriger, als wenn die Kulturvölker aus ihrem eigenen Geschick und dem entsprechenden kulturverwandter Völker nie etwas lernen wollten.

Gewiß wird die Eigenart des Militarismus, dieser unentbehrlichen Staats- und Kulturklammer der Nationen, sich wechselnd gestalten müssen je nach den mannigfachen Bedingungen geschichtlicher und natürlicher Weise, unter die das Leben eines Volkes gestellt ist. Besonders wird die geographische Lage hierin einen entscheidenden Einfluß ausüben. Der Militarismus ist also kein stumpfmechanisches, auf alle Verhältnisse in gleicher Anwendung ohne weiteres übertragbares Werkzeug, sondern eine Stütze des Völkerlebens, welche sich derselben mannigfaltigen Anpassung an das Leben unterziehen muß, wie alles, was dem Leben und seinen so verschiedenen Zuständen und Umständen dienstbar ist. Beispielsweise glaubte England bei der insularen Geschütztheit seiner Lage lange Zeit, mit einer starken Flotte allein auskommen zu können, und entwickelte deshalb ein eigenes System, das man „Marinismus" im Gegensatz zum festländischen Militarismus genannt hat. Beispielsweise konnten die Vereinigten Staaten bei ihrer relativen Nachbarlosigkeit und der eventuellen Selbstbefriedigungsmöglichkeit ihrer Volkswirtschaft auch lange Zeit die Ausbildung ihrer militaristischen Machtmittel vernachlässigen. Aber das auf allen Seiten von ewig eifersüchtigen und sehr starken Nachbarn umgebene Deutschland mußte endlich seine Volkskraft besonders energisch und militaristisch zusamenfassen lernen*) und den Militarismus zu Lande und zu Wasser aufs zweckmäßigste entwickeln, wollte es sein an den aufrechten Nationalstaat geknüpftes Volkstum, diese edelreine Kulturquelle, in aller Kräftigkeit und Gesundheit erhalten. Oft ist ja ausgeführt worden, wie besonders die Tatsache der schnellen Volksvermehrung Deutschland auf die hohe See der Weltpolitik hinauswies und so auch einen Militarismus zur See erzwang, was nun Englands giftiges Widerstreben hervorrief. England, dessen starke Seite nie Gerechtigkeitsliebe und unbefangene Würdigung fremder Entwicklungen war, konnte sich von der inneren Notwendigkeit, von der wirtschaftlichen und ernährungsmäßigen Erzwungenheit der deutschen Politik und Rüstung nicht überzeugen — und die Folge ist dieser Krieg.

Der Militarismus ist, wie wir immer wieder sehen, eine unentbehrliche Staatsnotwendigkeit und so eine naturgeforderte Kulturklammer. Nun ist gewiß

') Treffend bemerkt Otto Hinhe: „Der Militarismus ist ti.. Lebensbedingung, zu der uns der Druck unserer geographisch-politischen Lage zwingt." (Internationale Monatsschrift IX, 4. S. 218/9. 15. Noe. 1914.)

gemäß dem Gesetze, daß Mittel zum Zwecke leicht die Neigung verraten, sich zum Selbstzweck zu erheben, ein Zustand durchaus denkbar, daß der Militarismus in irgendeiner Form in einem Staatswesen allzu üppig überwuchert und so wie ein Druck auf wertvollen Organen des Kulturlebens eines Volkes lasten kann.

Der wahre deutsche Militarismus aber, die Idee des Volksheeres selbst, welche uns ein begeistertes Deutschtum hoher, herrlicher Zeiten geschenkt hat, ist eine so unvergleichlich sittliche und soziale, kurz, zugleich menschheitliche und deutsche Idee, daß der Militarismus wohl noch im Einzelnen vervollkommnungsfähig, aber im ganzen eine der großartigsten Betätigungen deutschen Volkstums und deutscher Volkskultur darstellt. Gerade das Volksheer mit dem es begründenden Gedanken der gleichen Berechtigung und Verpflichtung jedes einzelnen Volksgenossen legt das stärkste Band der Volksgemeinsamkeit um die Seele der Deutschen; gerade das Volksheer, d. h. unsere deutsche Form des Militarismus, ist seiner eigenen inneren Meinung nach und der Meinung seiner idealistischen Begründer nach ganz dazu angetan, den Zusammenhang zwischen nationaler Kultur und Militarismus nie abreißen zu lassen, wie das bei dem englischen Söldnersystem ohne weiteres eintritt. Wir meinen, gerade der deutsche Volksgeist, aus dem in größter Zeit das Volksheer geboren ist, wird schon dafür sorgen, daß der Militarismus nie zu einer Mißbrauchung führt, daß er nicht vergißt, daß das Heer nie Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Sicherung der staatlichen und kulturellen Eristenzbedingungen Deutschlands ist. Waren nicht ein Scharnhorst, ein Gneisenau, ein Boyen, ein Clausewitz, ein Mottke nicht nur ausgezeichnete Sachkenner und Vertreter des Militarismus, sondern auch gleichzeitig ganz und gar durchdrungen von der tiefsten deutschen Volksgesinnung und Menschheitsbildung? Der deutsche Volksgeist wird gerade anläßlich dieses mit aller Volkskraft und aller Volksgemeinsamkeit geführten Weltkrieges wiederum als mächtiges Erlebnis in stärkster Bewußtheit hervorbrechen, er wird alle Auswüchse fortschneiden und den wahren, deutschen Militarismus im Sinne der alle Deutschen gleichmäßig verpflichtenden Forderung der Waffenerhebung und der Waffenübung, wenn das Vaterland ruft, gewaltig stärken. Kein Staat und kein Volk auf Gottes Erdboden vermögen ihrer geschichtlich erwiesenen Eigenart nach soviel Gewähr zu bieten, daß der von ihnen als der richtige anerkannte und eingeführte Militarismus niemals in einen Bloß-Militarismus ausarten wird, sondern sich allezeit als echter Kulturmilitarismus dartun wird. Vergleichen wir einmal!

Der englische Militarismus beherrscht ein Viertel der Menschheit, und von besonderen Kultureinwirkungen englischer Art ist dabei im weiten englischen Kolonialgebiet nie etwas Besonderes merkbar geworden. Dagegen ist es unausdenkbar, daß nicht überall, wo deutscher Militarismus hinkommt — man schaue auf die deutschen Kolonien — sich auch deutsche Kultur mannigfach regt und betätigt. Darin erweist sich der größere Kultur- und Entwicklungsreichtum des deutschen Volkes und des deutschen Volkstums. Dieses selbe Volkstum bietet jedem Ver-

nünftigen jede Bürgschaft, daß es bei seiner seelischen Tiefe und Eigenart auch noch die echte, menschheitsgemäiße Form des Militarismus in aller Fülle aus sich heraus darstellen wird. Ist nicht die Art, wie der Deutsche zum Militarismus kam, so unendlich bezeichnend? Während das Herrschaftsvolk des Altertums den Militarismus an sich hegte und pflegte, um ein unglaubliches und in sich unhaltbares Weltreich durch immer weiter um sich greifende Eroberung zu gründen, während Rom so ganz allmählich in die Rolle einer Hüterin der Weltkultur hineinwuchs, war der Entwicklungsgang in Deutschland genau umgekehrt. In Rom war erst der Körper da, und die Seele konnte nachher sehen, wo sie notdürftig unterkriechen konnte. Bei Deutschland war erst die Seele da, zuerst nur ein Weltreich des deutschen Geistes vorhanden, zuerst nur eine herrliche, menschheitsweite Nationalkultur zu erblicken. Nachher, fast zu spät, suchte diese unvergleichliche Seele den ihr geziemenden Leib, und es ist geradezu rührend zu sehen, wie erst die tiefste innere Not und die heischendste Schicksalsstunde dieser Seele ihren bescheidenen Körper fand und anwies. Und der Militarismus war das einzige Mittel, das Deutschland die lebensnotwendige organische Grundlage sicherte inmitten der europäischen Völker, die sich nur allzu sehr an das bequeme, scheinbar körperlose und rein geistige, ganz bedürfnislose Kulturvolk in ihrer Mitte gewöhnt hatten.

Dieses Deutschland, das zuerst seine Seele, dann seinen Leib gefunden hat, kann nie in einen uferlosen Imperialismus verfallen. Dieser Kvieg, den es in heiliger Notwehr führt, wird hoffentlich seinen Einfluß auf die Weltkultur gewaltig stärken, wofür die Menschheit alle Ursache zur Dankbarkeit haben wird, doch einen neuen Weltstaat in der römischen oder britischen Art wird er keineswegs heraufführen. Vielmehr wird dieser Krieg, wie wir alle ersehnen, mit den unvernünftigen und kulturlosen Gebilden des vampvrartigen Imperialismus endgültig aufräumen. Es wird sich zeigen, daß nur dann ein Volk innerlich berechtigt ist, die ganze Welt mit Stahl und Opium und anderen Dingen monopolistisch zu versorgen und so sich unendlich zu bereichern, wenn an das Schiff des Kaufmanns, um mit Schiller zu reden, sich immer das Gute anschließt. Aus dem ganzen englischen Weltreich schlägt man kaum einen Funken menschlicher Kultur heraus; damit ist dies militaristisch-imperialistische Weltreich gerichtet.

Daß der Militarismus, diese unentbehrliche Staatsklammer, gerade in Deutschland sich nicht so leicht in einer nicht wünschenswerten Richtung entwickeln wird, dafür bürgt das gesamte seelische Gefüge des deutschen Volkstums, wie es sich gerade in der inneren Stellung des Deutschen zum Staate offenbart. Trotz aller Hegelei hat man in Deutschland den Staat nie als Selbstzweck empfunden, vielmehr hat man die Selbsterhaltung des Staates stets nur als gerechtfertigt angesehen durch die notwendige Selbsterhaltung der bestimmten, deutschen Nationalkultur, die, wie die Erfahrung immer wieder bewiesen hat, nur der nationale Staat gewährleisten kann. Wie dem wahren deutschen Idealismus

das Leben niemals an und für sich wichtig war, sondern nur als Mittel zur Annäherung an das Ideale, genau so ist in der warmen Idee des deutschen Volkstums immer die Meinung ausgesprochen, daß der Staat niemals an und für sich wichtig sei, sondern nur als Mittel der Darstellung einer volkhaften Kultur.
Diese Meinung hat auch stets die Beziehung zwischen Volkstum und dem Militarismus, dieser Staatsnotwendigkeit, bestimmt. Die Lage Deutschlands in der Mitte Europas hat den Deutschen verhindert, in eine matte und egoistische Kulturseligkeit zu fallen, wie es den Bewohnern der neutralen Kleinstaaten so leicht widerfährt, und die harte Notwendigkeit von Staat und Militarismus zu verkennen, wie es selbst ein Geist von der Reife eines Iakob Burckhardt tut.
Deutsches Volksgefühl und deutsches Volkstum andererseits bieten die schönste Gewähr, daß das deutsche Volk sich nie fortreißen läßt, die Bahn eines militaristisch-imperialistischen Taumels zu betreten. Nur Platz für unseren sich dehnenden Volkskörper und Raum für unsere sich reckende Seele brauchen wir.
Eroberungssüchtige Maßlosigkeit liegt uns nicht. Außerdem hat der geschichtskundige Deutsche genügend von den Römern und Briten und den Schicksalen ihrer gierig zusammengeraubten Weltreiche lernen können.
Wir fassen zusammen, was dem Deutschen der Gegenwart klare Einsichtssache und treue Gewissensangelegenheit zugleich ist: Keine Menschheitskultur ohne Nationaldasein, kein Nationaldasein ohne Nationalkultur, keine Nationalkultur ohne Nationalstaat, kein Nationalstaat ohne Militarismus.
So mögen denn die Schurken und Dummköpfe aller möglichen Herkunft aufhören, Militarismus und Kultur auseinanderreißen zu wollen. Das deutsche Volk hat es bis jetzt immer noch am besten verstanden, jede Stufe einer notwendigen Menschheitsentwicklung in harmonischer Ausgleichung darzustellen. Es wird sich schon am Militarismus nicht übernehmen, es wird auch schon in den Militarismus den beseelten, treuen und wahrhaften Geist seines Volkstums hineinlegen, es wird auch auf diesem Gebiete der Menschheit ein neues Vorbild liefern. Der Sieg der deutschen Waffen wird deutsche Kultur und ihre Menschheitsweite auch den naiven Völkern, die nur nach dem Erfolge ausschauen, zum Bewußtsein bringen. So wird ohne Zweifel ein neues, gottgewolltes Kulturwerk durch die gesegneten deutschen Waffen verrichtet werden — auch in diesem Sinne werden Militarismus und Kultur sich nicht trennen lassen. Und mit Recht pflegen die Künstler unserer Zeit nicht allein die Geister eines Friedrich des Großen, eines Scharnhorst, eines Gneisenau, eines Mottke in dem stolzen Fahnenzuge unserer Heere mitziehen zu lassen, sondern auch die segnenden Gestalten eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller, eines Kant, eines Fichte. Denn Deutschlands gesammelte Kraft der Kultur, des Staates und des Volkstums ist jetzt in seinem Feldlager. Das werdet ihr merken, ihr Völker der Erde!

Dr. Paul Ostwald:

Die Interessen des Vierverbandes im Mittelmeer.

Die geschickte und skrupellos geführte Politik eines Eduard VII. und eines Grey hat es fertig bekommen, die Großmächte Europas und Asiens zu einer Deutschland feindlichen Koalition zusammenzubringen. Sie alle haben, nachdem Rußland den Anfang gemacht und das Zeichen gegeben hatte, so wie es England wünschte, die Waffen gegen Deutschland und das ihm verbündete Österreich erhoben. Selbst den Bundesgenossen der Zentralmächte, Italien, ganz in sein Lager hinüberzuziehen, ist ihm schließlich gelungen. Man hat es in London trefflich verstanden, die Gegensätze, die zwischen manchen der jetzt koalierten Mächte bestanden haben und noch bestehen, durch die Hoffnung auf politischen wie wirtschaftlichen Gewinn durch die Vernichtung Deutschlands und Österreichs vorläufig zum Schweigen zu bringen. Doch sie sind damit keineswegs beseitigt. Die Entwicklung, welche die Dinge in Ostasien genommen haben, sind uns ja ein deutlicher Beweis dafür. Der einmal nun unternommene und freventlich begonnene Krieg zwingt eben die Mächte der uns feindlichen Koalition, nun weiterhin vorlclufig zusammenzuhalten, wenn sie das begonnene Spiel nicht von vornherein verloren geben wollen. Ob aber diese Erkenntnis der Notwendigkeit bei einem weiteren so günstigen Verlauf des Krieges für Deutschland und seine Verbündeten überall die Oberhand behalten wird, ob die alten Gegensätze nicht doch früher sich wieder zeigen, als es unseren Feinden dienlich ist, das ist noch sehr die Frage. Eine solche große Gefahr nun, die dieser in Paris wie in London so sehr ausposaunten Einigkeit droht, liegt auch in der Stellung, die die einzelnen Mächte des Vierverbandes zum Mittelmeer einnehmen.

Das Mittelmeer hat durch den Suezkanal, der 1869 eröffnet wurde, die größte Bedeutung als Schiffahrtsstraße für den gesamten europäischen Verkehr erhalten. Ist doch dadurch der Weg, der nach Indien, Ostasien und Australien bis dahin um Afrika und das Kap der Guten Hoffnung herumführte, um ein ganz wesentliches Stück verkürzt worden. Wie gewaltig denn auch der Verkehr durch das Mittelmeer und den Suezkanal gestiegen ist, spiegelt sich am besten in den Zahlen der Dividenden wider, welche die Aktionäre bezogen haben. Hatte die Dividende noch 1875 nur 5 Prozent betragen, so stieg sie in den letzten Iahren auf 33 Prozent. Bei dieser Bedeutung aber, die das Mittelmeer als Zufahrtsstraße zu zwei Ozeanen gewonnen hat, ist es selbstverständlich, daß auch die europäischen Staaten, die an ihm lagen, hier an Macht und Einfluß zu gewinnen suchten. Wie schon im Altertum und im Mittelalter, so steht seit 1869 die Mittelmeerfrage wieder im Brennpunkt der europäischen Politik. An ihrer

Lösung sind gerade die Staaten des Vierverbandes in verschiedenster Hinsicht und mit den verschiedensten Absichten beteiligt.
Obwohl England nicht selbst am Mittelmeer liegt, so hat es doch schon friih begonnen, sich hier durch Besetzung wichtiger Punkte an der Küste Einfluß zu verschaffen, um seinen Handel nach dem Orient zu schützen. Seit dem Frieden von Utrecht (1773) beherrscht es von Gibraltar aus den Eingang zum Mittelmeer, seit 1800 beherrscht es durch den Besitz von Malta den Ausgang aus dem westlichen ins östliche Meeresbecken. Im Ostbecken des Meeres, das durch den Suezkanal von großer Wichtigkeit wurde, verstärkte England sofort seinen Einfluß. Es besetzte 1878 Cypern. Den Kanal selbst wußte es durch einen geschickten Finanzkoup so gut wie ganz dem englischen Einfluß zu sichern. Durch Vorschüsse, die England dem damaligen, sich stets in Geldverlegenheiten befindlichen Khediven gewährte, brachte es sich in den Besitz der bedeutenden Aktienbestände des Fürsten in Höhe von vier Millionen Pfund Sterling. Damit war das ursprünglich rein französische Unternehmen in Englands Hände gekommen. Man hatte eben in London die politische wie wirtschaftliche Bedeutung dieses Kanals rechtzeitig erkannt und darum alle Mittel und Hebel in Bewegung gesetzt, die Früchte der von den Franzosen geleisteten Arbeit in erster Linie selbst zu ernten. Die Eroberung Ägyptens 1882 hat ja dann diese Herrschaft Englands über den Suezkanal noch weiterhin ganz bedeutend verstärkt. Zwar ist die Neutralität des Kanals feierlich garantiert, aber wie wenig England sich um solche Abmachungen kümmert, das erfahren wir ja in diesem Weltkriege zur Genüge. Nur mit Englands Erlaubnis können eben Schiffe den Kanal passieren.
Das Interesse nun, das England am Mittelmeer hat, wird aus der Lage und Größe seiner Machtgebiete ohne weiteres ersichtlich. Abgesehen von Ägypten, das für England auch wirtschaftliche Bedeutung hat, handelt es sich nur um Stationen, die der englischen großen Flotte Stützpunkte gewähren sollen. England hat sich durch diese Stützpunkte für seine Kriegsflotte, durch die Beherrschung der Zugänge zum Mittelmeer die Aufsicht über die wichtigste Verkehrsstraße der Welt sichern wollen, über die Verkehrsstraße, die das Mutterland am schnellsten mit den Tochterstaaten Indien und Australien verbindet. Es kommt England also nicht auf Landerwerb an den Küsten des Mittelmeers an. Solange nicht durch eine allzu bedeutende Vereinigung von Küstenbesit z in einer Hand die Beherrschung der Seestraße für England gefährdet wird, solange ist ihm die Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeer gleichgültig.
Frankreich ist durch seine eigene Mittelmeerküste selbstverständlich in starker Weise für dieses Meer interessiert. Seine geographische Lage hat es dazu veranlaßt, auf das gegenüberliegende Afrika hinüberzugreifen. Um 1830 besetzte es Algier und erweiterte allmählich diesen Besitz immer mehr nach dem Innern zu. 1882 nahm es Grenzverletzungen gegen Algier zum Vorwand, um auch Tunis zu okkupieren. Auch in Marokko ging man ungefähr von 1880 ab daran,

den politischen und wirtschaftlichen Einfluß Frankreichs so zu stärken, daß auch dieses Land dem französischen Kolonialgebiete eingefügt werden konnte. Das ist ja denn auch schließlich trotz des Einspruches von Deutschland in Algeciras 1906 und in Agadir 1911 erfolgt.

So ist Frankreich die das Westbecken des Meeres völlig beherrschende Macht geworden. Die Wut und der Zorn aber, den man in Paris über die Besetzung von Tripolis durch Italien empfand, belehren uns darüber, daß Frankreich nach mehr strebt. Es möchte die Nordküste Afrikas überhaupt und zusammenhängend beherrschen, um so auch im Ostbecken Einfluß zu gewinnen. Hier ist es nämlich vor allem in Syrien wirtschaftlich stark interessiert.

Italien ist durch seine geographische Lage ganz und gar auf das Mittelmeer angewiesen. Nach zwei Seiten hin gehen seine Interessen in diesem Meere in erster Linie: nach der Herrschaft in der Adria und nach der Beherrschung des mittleren und östlichen Teiles des Meeres. Die Erwerbung von Trieft ist schon ein Wunsch, dem wir seit den Einheitskämpfen dieses Landes begegnen, und der bis heute unerfüllt geblieben ist. Die transadriatischen Pläne treten vor allem seit den neunziger Iahren des vorigen Iahrhunderts hervor und gewannen durch die Heirat des jetzigen Königs Viktor Emanuels III. mit der Fürstentochter von Montenegro ganz besondere Förderung. Vor dieser Zeit ist von einem Fußfassenwollen auf dem gegenüberliegenden Küstengebiet kaum die Rede. Bezeichnend dafür ist die Antwort des späteren Ministerpräsidenten, Francesco Crispis, die er in Gastein in einer Unterredung am 17. September 1877 Bismarck gab.

Als nämlich Bismarck Crispi über die nicht unwahrscheinliche und fast als sicher zu erwartende Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Osterreich damit beruhigen wollte, daß Italien ja Albanien nehmen könnte, da antwortete dieser: „Eine Provinz an der Adria genügt uns nicht; wir würden nicht wissen, was wir damit anfangen sollten." Vergleicht man mit dieser Antwort Crispis die Albanienfrage der letzten Iahre und Italiens augenblickliche Absichten, dann hat man den Unterschied der Zeiten und sieht, wie sehr sich die Ziele der italienischen Politik hier verschoben haben.

Ein Hinübergreifen nach Afrika und ein Streben, dort die gegenüberliegenden Küsten zu kolonisieren, finden wir bald nach der erfolgten Einigung des Landes. Vor allem suchte man von Sizilien aus über die Straße von Pantellaria den afrikanischen Boden auf. In dem heutigen Tunesien und Tripolitanien siedelten sich die Italiener in Scharen an und drückten manchen Städten geradezu den Charakter auf. Diese beiden Küstengebiete waren eben natürliches Siedlungsland für Italien, und wenn die italienische Politik zur Zeit des Berliner Kongresses nicht gar so wankelmütig gewesen wäre, dann hätte es sich damals Tunis sichern können. Weder in Berlin, noch in London hatte man etwas dagegen. Doch statt die Unterstützung der beiden Großmächte anzunehmen, verließ man sich in Rom auf Frankreich, und gerade dieser Freund sollte es dann sein,

der Tunis lieber für sich nahm. Tripolis nahm sich Italien 1911, zur Zeit der Marokkokrise. Es war ihm von Frankreich und England schon längst zugesichert worden, doch hatte immer die passende Gelegenheit gefehlt, um zuzugreifen. Mit Tripolis zugleich besetzte Italien zwölf Inseln in der Ägäis, vor allem das wichtige Rhodos; zwar versprach es, diese Inseln wieder herauszugeben, doch wird es im Ernst wohl nie daran gedacht haben. Die Grundlagen für eine Ausdehnung des italienischen Imperialismus im Mittel- und Ostbecken des Meeres waren dadurch geschaffen.

Rußland endlich ist bisher über Wünsche in bezug auf das Mittelmeer noch nicht hinausgekommen. Weder seine kriegerischen Unternehmungen gegen die Dardanellen und Konstantinopel, noch seine panslawistischen Pläne auf dem Balkan haben zu irgendeinem Ergebnis geführt. Mit welcher Energie aber die Russen es erreichen wollen, eine Mittelmeermacht zu werden, das zeigen ihre zahlreichen Türkenkriege und der augenblickliche Weltkrieg'). Wenn auch Rußland nicht Mittelmeermacht ist, so haben wir doch gerade wegen seines energischen Wunsches, eine solche zu werden, in der Politik mit ihm zu rechnen.

Versuchen wir nun auf Grund dieses kurzen Überblicks, den wir uns über die Stellungen und Interessen einer jeden der Vierverbandsmäichte in bezug auf das Mittelmeer gegeben haben, die besonderen Gegensätze zu erklären. Wir können als Folgerung aus dem oben Gesagten drei Gruppen von einander kreuzenden Interessen feststellen: erstens England und Frankreich, zweitens England und Rußland und drittens Frankreich und Italien.

Es liegt in der Natur der Sache, wenn Frankreich als älteste der am Mittelmeer liegenden Großmächte und bei seinem großen nordafrikanischen Kolonialbesitz von dem Streben erfüllt ist, das Mittelmeer ganz zu beherrschen. Es muß infolgedessen in den schärfsten Gegensatz zu England kommen, das ein solches Übergewicht Frankreichs wegen der Sicherung des Seeweges nach Ägypten und Indien nicht dulden kann. Dieser Gegensatz ist denn auch in den siebziger und achtziger Iahren des vorigen Iahrhunderts in aller Schärfe hervorgetreten. England hat das geeinigte Italien gern zur See beschützt, um ein Gegengewicht gegen Frankreich zu schaffen. Als Crispi 1877 in London war, antwortete ihm deshalb Gladstone: „Ich versichere Sie, daß im englischen Volke alle Sympathien auf Ihrer Seite sind." Aus dem gleichen Grunde wünschte man ja deshalb auch in London, daß Italien Tunis nehmen sollte, und hatte gegen eine Besetzung von Tripolis von vornherein nichts einzuwenden. So hat England jederzeit alles getan, um Italien zu fördern. Konnte doch diese Macht niemals gefährlich werden, konnte Italien doch niemals sich eine Flotte bauen, die England hätte zu fürchten brauchen. Doch dieser Gegensatz Englands zu Frankreich hörte auf, als Frankreich 1898 in Faschoda nachgab und das gesamte Stromgebiet des Nil

') Vergl. meine Arbeit: Nußland und wir, Nord und Süd, Moiheft 1915.

als englischen Besitz anerkannte. Hierdurch gestand Frankreich seine Schwäche England gegenüber ein und wurde dessen Gefolgsmann. 1904 wurde dann zwischen beiden Mächten sogar die „«utoutk coräiale" geschlossen. Frankreich fügte sich eben ganz den Wünschen Englands, seine Machtstellung im Mittelmeer hing seither von der Gnade Englands ab. Ia, es ist zeitweilig sogar mit seiner Flotte der englische Interessenvertreter gewesen. Daß trotzdem die Wünsche Frankreichs, im Mittelmeer die erste Rolle zu spielen, nicht ganz zum Schweigen gebracht sind, bezeugen die Erklärungen des Marineministers Gauthier am 20. April 1914. Gauthier nämlich sagte damals, daß er nicht nur alle vorhergesehenen Schiffsbauten zur vorbestimmten Zeit in Angriff nehmen lassen werde, sondern daß er auch mit größter Aufmerksamkeit die Eeerüstungen der anderen Staaten verfolgen und nicht zögern werde, gegebenenfalls vom Parlament eine neue Anstrengung zu verlangen, um Frankreich die unbestreitbare Herrschaft im Mittelländischen Meere zu wahren. Doch werden das Worte bleiben. Frankreich wird nach dem Kriege noch weniger als vorher in der Lage sein, England gegenüberzutreten. Es wird sich ihm auch weiterhin fügen.

England und Rußland dagegen werden sich in ihren Mittelmeerinteressen weniger leicht einig werden können. England hat von jeher mit Recht gefürchtet, daß seine Herrschaft im Mittelmeer in eine gefährliche Lage kommt, sobald Konstantinopel zum Zarenreich gehört. Es hat daher bis zu diesem Kriege alle Versuche Rußlands, bis an die Dardanellen vorzudringen, auf das Entschiedenste bekämpft. Ich erinnere nur an den Krimkrieg und an den russisch-türkischen Krieg 1876/77. Heute sehen wir allerdings Russen und Engländer gemeinsam die Türkei bekämpfen. Die Erklärung dafür liegt eben in der für England an erster Stelle stehenden Niederkämpfung Deutschlands. Ob England dann aber wirklich im Falle eines Sieges Rußland als unbeschränkten Beherrscher der Dardanellen dulden würde, ist noch sehr die Frage. Auf jeden Fall hat England Lemnos und Imbros besetzt, um von hier aus die Dardanellen beherrschen zu können. So darf uns denn der gemeinsam geführte Kampf nicht über die vorhandenen Gegensätze hinwegtäuschen; sie würden sich sofort geltend machen, wenn unsere Feinde bessere Erfolge als bisher erzielen würden. Doch wird die tapfere Türkei ja dafür sorgen, daß es beim Streiten um das Fell des unerlegten Bären bleibt.

In Rom wie in Paris hat man nach dem vollzogenen Beitritt Italiens zum Dreiverband große Worte gemacht von dem gemeinsamen Kampf der Schwesternationen für Kultur und Freiheit und hat an die Schlachten von Magenta und Solferino erinnert, in denen sardinisch-französische Truppen gegen Österreich siegreich fochten. Genau so wenig, wie das Gefasel und die Rederei von einem Kampf für Kultur und Freiheit irgendwie berechtigt auf der Seite unserer Gegner ist, genau so bat man verschwiegen, daß die beiden Nationen. Frankreich und Italien, sich trotz aller Rasseverwandtschaft bisher als Rivalen gegen-

über gestanden haben. Wenn ein Napoleon III. wirklich dem sardinischen König gegen Österreich half, so war es doch nicht seine Absicht, ein einheitliches Königreich Italien erstehen zu lassen. Der Vorfriede zu Villafranca, der dann im Oktober 1859 in Zürich seine Bestätigung fand, belegt das ja auf das deutlichste. Trotz der Siege, die die Italiener gegen Österreich erfochten hatten, blieb dieses doch im Besitze von Venetien, und statt des gewünschten und ersehnten «inigen Italiens sollte nach Napoleons Absicht ein italienischer Staatenbund entstehen. Ein einiges Italien konnte eben für Frankreich im Mittelmeer gefährlich werden, ein italienischer Staatenbund bedurfte dagegen des Schutzes von Frankreich. Obwohl dann auch das geeinte neue Königreich sich immer zu Frankreich gerade hingezogen fühlte, obwohl es nach wie vor aus Paris sich seine Direktiven holte, nahm Frankreich ihm doch Tunis fort, auf das Italien, wie wir oben sahen, den meisten Anspruch zu haben meinte. Dadurch, daß Frankreich Tunis besetzte, hinderte es Italien in seiner natürlichen Mittelmeererpansion ganz bedeutend. Auch militärisch geriet Italien dadurch in eine schlimme Lage Frankreich gegenüber. Das wird so recht beleuchtet durch einen Brief des damaligen italienischen Botschafters in Berlin, de Launay. Es heißt darin: „Es ist klar, daß wir nicht gestatten können, das die Regentschaft Tunis eine französische Provinz werde, um gelegentlich als Operationsgebiet zu dienen, sei es, um ein Eindringen in unser Gebiet vorzubreiten, sei es, um im Falle eines Krieges die Bewegungsfreiheit Italiens auf dem Mittelmeer zu behindern. Frankreich engt uns schon genügend mit Savoyen, Nizza, dem hohen Delfinat, Korsika usw. ein, als daß wir zugeben könnten, daß es sich noch andere strategische Stellungen zu unserem Schaden schaffte." Die Folge dieser groben Verletzung der italienischen Interessen war ja dann auch der Beitritt Italiens zum Zweibund Deutschland-Österreich, der seit 1879 bestand. Obwohl sich dann nach 1898 die gegenseitigen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien wieder besserten, zeigt die Tripolisfrage uns doch, daß Frankreich jede Machtvergrößerung Italiens im Mittelmeer nicht nur mit scheelen Augen ansieht, sondern auch zu hindern sucht. Iedenfalls hat Frankreich nach 1911 versucht, mit Spanien eine Art Rückversicherung zu schließen, um dieses Land gegen Italien zu gewinnen. Sehr weit scheinen allerdings Poincars und Pichon damit nicht gekommen zu sein. Gewiß kämpfen heute die beiden Schwesternationen auch gemeinsam gegen uns, aber das wird nicht hindern, daß man in Paris ein scharfes Auge auf Italien und die Stärkung seiner Macht im Mittelmeer haben wird. Es wird durchaus im Sinne und nach dem Wunsche Frankreichs sein, wenn jetzt die Montenegriner in Albanien eingezogen sind, und wenn die Serben heftigen Protest dagegen erhoben haben, daß Italien sich in Albanien festsetzen will. Frankreich hat es bisher in geschickter Weise immer verstanden, durch das Betonen der Rassezugehörigkeit und die Erinnerung an „die Hilfe" bei der Aufrichtung des Königreichs Italien auf seine Seite zu ziehen, um es dann auszunutzen oder gar zu betrügen. Es wird

Italien diesmal nicht anders ergehen; von Frankreich hat Italien nichts zu erwarten, trotz aller Versprechungen, die ihm vielleicht gemacht worden sind.

Wie der Ausgang des Weltkrieges die Dinge im Mittelmeer gestalten wird, das müssen wir vorläufig noch der Zukunft anheimstellen. Soviel aber erscheint doch als sicher, daß die Macht, die bisher dort für die schwächste galt, die nur von Europas Gnaden lebte, daß die Türkei sich nicht nur wird zu erhalten wissen, sondern für die Zukunft als bedeutender Machtfaktor im Mittelmeergebiet wird zu rechnen sein. Auch wird der Krieg, sobald wir ihn mit unseren Verbündeten siegreich weiter durchhalten, sicher die Herrschaft. Englands über den Sueztanal beseitigen. Die Freiheit dieser Meeresstraße von Gibraltar bis Aden für alle Zeiten sicherzustellen, das hat sich als eine Notwendigkeit ersten Ranges erwiesen. Eine Stärkung irgendeiner Macht des Vierverbandes im Mittelmeer wird daher nicht eintreffen, soviel sie auch von jeder erhofft und erstrebt wurde, wohl aber das Umgekehrte. Uns soll und kann es nur recht sein; denn eine Stärkung Österreichs und der Türkei im Mittelmeer ist auch für uns Deutsche von allergrößter Bedeutung. Wir haben im Mittelmeergebiet und in Kleinasien starke wirtschaftliche Interessen. Hoffen wir deshalb, daß unsere Gegner auch hier eine völlige Enttäuschung erleben!

Wilhelm Kestranek,
Präsident des Verwaltungsrates der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft und Generaldirektor der Prager Eisen-Induftrie-Gesellschaft:

Die österreichische Eisen- und Kohlen-Industrie im ersten Jahre des Weltkrieges.

Nach einer langen Zeit lähmender Schwüle, die der österreichischen — durch allerlei im Lande herrschende Verhältnisse ohnehin gehemmten — Volkswirtschaft schließlich den Atem völlig benahm, fuhr plötzlich der Feuerstrahl des Kampfrufes gegen Serbien nieder und nach ihm in betäubender Folge die Blitze der zahllosen weiteren KriegserklÄrungen. Es folgte zunächst ein Moment vollständiger Erstarrung des wirtschaftlichen Organismus. Man stand vor ungeahnten, unfaßbaren, in ihren Folgen nicht ermeßbaren, nie dagewesenen Ereignissen. Es fehlte jede Erfahrung für die Beurteilung des Kommenden. Man hatte in den letzten Iahrzehnten wohl die Wirkung von Kriegen zwischen zwei Staaten mannigfach beobachten können; aber jetzt stand man vor einem Weltbrand, und es fehlte jeder Maßstab, um seine Folgen auf die Volkswirtschaft der in den Streit Verwickelten wie auch auf den gesamten Weltverkehr ermessen zu können. Der eine meinte

angesichts der ungeheuren Anspannung aller Kräfte, welche die großen Heeres-
massen und die modernen Kampfmittel mit sich bringen, daß ein solcher gigan-
tischer Kampf nicht länger als wenige Monate währen könne, während der
andere im Hinblick auf die Bitterkeit des Streites und die weiten Ziele desselben
glaubte, sich auf eine Dauer von Iahren gefaßt machen zu müssen.
Allmählich wich indessen die erste Erstarrung, der Wirrwarr von Meinungen
löste sich, und es setzte nach und nach das wirtschaftliche Getriebe wieder ein. Es
war so, wie wenn plötzlich in einen Ameisenhaufen gestochen wird: zuerst ein ziel-
loses Durcheinanderlaufeu der erschreckten und verwirrten kleinen Baumeister,
bald darauf das Wiedereinsetzen des planmäßigen Wiederaufbaues und des ge-
wohnten regelmäßigen Treibens.
Im ersten Kriegsmonat, im August 1914, stockte zunächst naturgemäß die
Gütererzeugung, da eine große Zahl der an ihr teilnehmenden Kräfte zu den
Fahnen gerufen wurde und der Aufmarsch der Heere das einzige, im modernen
Wirtschaftsleben in Betracht kommende, Verkehrsmittel: die Eisenbahnen, fast
ausschließlich in Anspruch nahm. Insoweit die an der Produktion Teilnehmenden
nicht selbst dem Kampfrufe Folge zu leisten hatten, waren sie vielfach durch die
Mithilfe an der Ausrüstung der ins Feld Ziehenden und durch die Neuordnung
der Familienverhältnisse in der Arbeitsleistung gestört. — Dazu kam, daß bei
Ausbruch des Krieges so manche Bodenprodukte noch nicht eingeheimst und die
Felder zu bestellen waren, und im ersten Augenblick ein Mangel an landwirt-
schaftlichen Arbeitern befürchtet wurde. Dies veranlaßte einzelne Hüttenwerke
und Kohlenzechen, bewegt auch von der Furcht, ihren Arbeitern in der nächsten
Zukunft nicht genügend Beschäftigung bieten zu können, diesen nahezulegen, Be-
tätigung in der Landwirtschaft zu suchen. Gar bald zeigte es sich aber, daß die
Inanspruchnahme der Eisenhütten und Kohlengruben derartig anwuchs, daß die
beurlaubten Arbeiter zurückberufen werden mußten. Um die, sowohl für die
Heeresverwaltung selbst, als auch für die allgemeine Volkswirtschaft so überaus
wichtigen Stoffe, wie Eisen und Kohle, sicherzustellen, wurden die zu ihrer Her-
stellung erforderlichen Arbeitskräfte in weiterer Folge vom Kriegsdienst enthoben
und dadurch die Möglichkeit zur äußersten Ausnützung der Leistungsfähigkeit der
Anlagen geboten. — Das durch die Kriegführung hervorgerufene Bedürfnis an
Eisen und Stahl stellte sich in der vielfältigsten Gestalt ein. Wenn auch den an-
geforderten Eisenfabrikaten, insoweit sie nicht von der Kriegsverwaltung selbst zur
Bestellung gelangen, zumeist nicht anzusehen ist, welchen Zwecken sie zu dienen
haben, so fließt doch heute fast die gesamte Eisenerzeugung schließlich und endlich
den Zwecken des Heeres zu. Es begann die Lieferung von Drähten und Stäben
für die Stacheldrahthindernisse; es setzte in immer wachsendem Umfange die Liefe-
rung von Stahl für die Erzeugung von Geschossen ein, es folgte die Lieferung
von Bajonett- und Säbelstahl, von Trägern für Befestigungsbauten, von Stahl-
blechen für Schutzschilde, für Protz- und Munitionskasten, für Pontons und

für Spaten, es wurden Grubenschienen und Schwellen für Feldbahnen angefordert, Walzeisen für Feldbetten, Weißbleche für Konservenbüchsen, Feinbleche für Menageschalen und für Feldküchen, Wellbleche für kugelsichere Unterstände und Baracken, Eisenketten aller Art, Reifen für die Räder der Trainfuhrwerke, ungeheure Mengen von Hufeisen und Hufnägeln usw. Dann folgten die ausgedehnten Bauten für die Unterbringung Verwundeter und Gefangener; es entstanden förmlich große Städte mit allen Erfordernissen der modernen Hygiene, ausgestattet mit Telephonleitungen, Lichtanlagen, Wasserleitungen, Kanalisation und Ähnlichem — alles gipfelte in dem Verbrauch von Eisen. Es stellte sich sodann der Bedarf an eisernen Öfen ein, nicht nur für die erwähnten Unterkünfte, sondern auch für die, teilweise zu behaglicheren Wohnräumen ausgestalteten Schützengräben. Weiter erforderte der Winter eine Unzahl von Schlitten mit eisernen Beschlägen. Die Eisenbahnanlagen wurden vielfach erweitert, Verladerampen mit eiserner Bedachung geschaffen, es wurden Eisenbahnwagen und Lokomotiven in großer Anzahl in Bestellung gegeben, und schließlich wurde das Eisen, soweit als tunlich, herangezogen, um als Ersatz für kostbarere und spärlichere Metalle, wie Messing, Kupfer usw., im Kleinen wie im Großen zu dienen. So wird die kleine Patronenhülse für das Infanteriegeschoß heute aus Stahl gemacht^ so wie letzterer auch das Kupfer für die großen Feuerbüchsen der Lokomotiven ersetzt.

Alle diese, wahllos genannten und nur beispielsweise angeführten, den Bestellungsbüchern der Eisenindustrie zufließenden Quellen von kleinerer oder größerer Ergiebigkeit haben den Auftragsbestand der österreichischen Eisen- und Stahlwerke so gehoben, daß in den letzten Monaten sogar größere Absatzziffern zu verzeichnen waren, als in den dem Kriegsausbruch vorangegangenen Zeitabschnitten. Von den kartellierten Eisenwerken Österreichs wurden an Eisen-Halbfabrikaten, an Stab- und Fassoneisen, Trägern, Grobblechen und Feinblechen, Schienen mit zugehörenden Schienenverbindungsmitteln, gezogenen Drähten, Drahtstiften und schmiedeeisernen Röhren während der ersten zehn Monate der Kriegszeit, d. i. vom 1. August 1914 bis Ende Mai 1915, 7 275 000 Meterzentner der genannten Erzeugnisse im Inlande zum Absatz gebracht, gegen 8 190 000 Meterzentner während des korrespondierenden Zeitabschnittes vom Anfang August 1913 bis Ende Mai 1914. Diese Ziffern zeigen immerhin einen Ausfall von 915 000 Meterzentnern, es entfällt jedoch mehr als die Hälfte dessen^ nämlich 497 000 Meterzentner, auf den ersten Kriegsmonat August 1914 allein. Von da an wuchs der Absatz ununterbrochen, und es zeigen sich schon vom Iänner dieses Iahres angefangen sogar höhere Absatzziffern als in den entsprechenden Monaten des Iahres 1914, was folgende Gegenüberstellung dartut:

Inländischer Absatz der kartellierten österreichischen Eisenwerke an Eisen-Halbfabrikaten, an Stab- und

Fassoneisen, Trägern, Grob- und Feinblechen, Schienen
mit zugehörenden Sch i en e n v erb i n dun g s m i tte ln, gezoge-
nen Drähten, Drahtstiften und schmiedeeisernen Rühren:

Monat:
1914 ^ 1915
Meterzentner Meterzentner
Jänner
783000
800000
1078 000
941000
955000
791000
Februar
845 000
März
1105000
April
990000
Mai
808000

Die Verminderung des Absatzes im Monate Mai ist wohl eine vorüber-
gehende, die ihre Ursache in der Verkehrsstockung unmittelbar nach Ausbruch des
italienischen Krieges während der letzten Tage des Monates Mai hatte. Tatsäch-
lich sind die österreichischen Hüttenwerke andauernd bis an die, durch die ver-
fügbaren Arbeitskräfte gegebene, Grenze ihrer derzeitigen Leistungsfähigkeit be-
schäftigt.

Die Roheisenproduktion hat bereits die Höhe von 90 Prozent des normalen
Ausmaßes erreicht, während die Erzeugung von Stahl bis auf die volle normale
Höhe angewachsen ist, ja diese zum Teil bereits überschritt. So ist die Eisen-
und Stahlindustrie Österreichs in der Lage, den durch die Kriegsbedürfnisse ge-
steigerten Anforderungen unverkürzt entsprechen zu können. Es mag hierbei
daran erinnert werden, daß die Monarchie in den letzten Iahren eine Einfuhr
von Eisenerzen bis zur Höhe von 9 400 000 Meterzentner hatte (wovon der
größte Teil, nämlich mehr als 7 Millionen Meterzentner, aus Schweden kam),
der eine Ausfuhr von einer Million Meterzentner gegenüber stand. Trotz der
Unterbindung der Einfuhr von Erzen vermochten die österreichischen Hochofen-
werke, unter weitestgehender Heranziehung der heimischen Erzlagerstätten, ihre
Erzeugung, wie erwähnt, nahezu auf das normale Ausmaß zu heben. Dabei muß
betont werden, daß die Monarchie im Durchschnitt der letzten Iahre 9 Millionen
Meterzentner Koks, und zwar nahezu zur Gänze aus Deutschland, einführte,
während ungefähr 3,5 Millionen Meterzentner Koks zur Ausfuhr gelangten. Es
war also die Differenz von 5,5 Millionen Meterzentner durch Bezüge aus dem
Auslande zu decken. Dank dem Umstande, daß die für die inländische Koks-
produktion allein in Betracht kommenden Steinkohlengruben und Koksöfen des
Ostrau-Karwiner Kohlenrevieres in vollem Betriebe bleiben konnten, und dank
dem Umstande, daß die sich auch in der jetzigen Zeit so glänzend bewährenden
deutschen Eisenbahnverwaltungen die Zufuhr des aus dem Deutschen Reiche
kommenden Koks unausgesetzt glatt abwickelten, blieben die Hochöfen der Mo-
narchie von jeder Betriebsstörung verschont und vermochten fortgesetzt ihre Er-
zeugung zu steigern. Der klaglosen Erfüllung der an die Hüttenwerke gestellten

Anforderungen kam auch zustatten, daß die Ausfuhr an Eisen- und Stahlfabrikaten allmählich auf ein Mindestmaß zurückging, so daß die gesamte Erzeugung dem Inlande erhalten blieb. Die Monarchie hatte im Iahre 1913 eine Gesamtausfuhr an den vorerwähnten gewalzten Eisenfabrikaten einschließlich der gezogenen Drähte, Drahtstiften und schmiedeeisernen Röhren von 710 000 Meterzentner, dagegen eine Einfuhr von 450 000 Meterzentner; im vorausgegangenen Iahre 1912 eine Ausfuhr von 670 000 Meterzentner und eine Einfuhr von 570 000 Meterzentner zu verzeichnen.

Wie sehr in der letzten Zeit vor Ausbruch des Krieges die österreichische Eisenindustrie infolge der Stagnation der industriellen Tätigkeit im Inlande dazu gedrängt wurde, Absatz im Auslande zu suchen, erhellt daraus, daß in der ersten Hälfte des Iahres 1914 an den mehrgenannten Erzeugnissen 710 000 Meterzentner, also ebensoviel, als im ganzen Iahre 1913, ausgeführt und 200 000 Meterzentner eingeführt worden sind.

Die Stahlwerke Österreichs vermochten die volle Höhe ihrer normalen Erzeugung zu erreichen und zu erhalten, trotz der Knappheit mancher für die Stahlerzeugung notwendiger Stoffe. Man lernte rasch, mit dem Verfügbaren hauszuhalten, für das Ersetzbare Ersatz zu finden und alle im Lande vorhandenen, bisher unbeachteten oder nicht voll ausgenützten Hilfsquellen zu erschließen. So wurde beispielsweise die für die Stahlerzeugung heute als unentbehrlich angesehene Legierung des Ferromangans, zu deren Erzeugung man fast ausschließlich auf die Verwendung der kaukasischen Manganerze angewiesen schien, sichergestellt durch den ökonomischen Verbrauch der noch vorhandenen großen Vorräte an fremdländischen Manganerzen und durch Heranziehung der im Inlande befindlichen Lagerstätten von solchen Erzen.

Die österreichische Eisenindustrie, sowie auch die Kohlenindustrie bekundete in diesen Zeiten, gleich den Schwesterindustrien im Deutschen Reiche, gegenüber den geänderten Verhältnissen ein außerordentliches Anpassungsvermögen. Die Kohlenwerke haben trotz der erheblichen Verminderung des Arbeiterstandes Förderungen erreicht, die an den Umfang der normalen Leistungen heranreichen, ja in einigen Revieren, wie beispielsweise dem Kladnoer Steinkohlenrevier, diese noch übertroffen haben, wiewohl sich auch hier naturgemäß Hemmungen einstellten. So mußten beispielsweise die Kohlenzechen auf die Verwendung von Dynamit und hochbrisanten Sprengstoffen verzichten; aber alsbald boten die leistungsfähigen inländischen privaten Erzeugungsstätten von Sprengstoffen Ersatz durch andere wirksame Sprengmittel. Dank dieser Mithilfe der beteiligten Industrien, dank der Verfahrung von Uberschichten durch die Bergarbeiter und infolgedessen, daß die Arbeitskräfte vielfach nur produktiven Leistungen unter Fortfall aller unnötigen Vorrichtungs- und Nebenarbeiten zugeführt werden konnten, waren die Kohlenbergbaue in die Lage versetzt, ihre Erzeugung so weit zu steigern, daß allen Anforderungen entsprochen werden konnte. Zeitweise

Hemmungen entspringen nur den vorübergehenden Einschränkungen des Eisenbahnverkehrs.

Die bisher bekundete Leistungsfähigkeit der österreichischen Volkswirtschaft im allgemeinen und der Eisen- und Kohlenindustrie im besonderen stärkt die Zuversicht für ein erfolgreiches Ende dieses gewaltigen Völkerringens — eine Zu-Dersicht, die dem Urquell des Vertrauens auf das siegverheißende Heldentum unserer tapferen Soldaten und deren von uns bewunderten Mitkämpfer entspringt.

Professor Dr. Hermann Levy:

Hriegsgetreideorganisation im Frieden?

So sehr aller Grund vorliegt, kriegswirtschaftliche Erfahrungen und Organisationen bezüglich ihrer Verwertbarkeit für die Friedenswirtschaft mit allergrößter Vorsicht zu behandeln, verleitet anscheinend doch immer wieder diese oder jene Entwicklung, welche unsere Wirtschaft im Kriege genommen hat, zu voreiligen und daher gefahrvollen Schlußfolgerungen. Vor allem taucht immer wieder der Gedanke auf, daß die eigenartige und ungewöhnliche Regelung unseres Brotgetreideverkehrs im Kriege eine Bedeutung habe, die weit über den Ausnahmezustand des Krieges hinausgreife und auch die friedliche Volkswirtschaft vor eine prinzipielle Umwälzung stellen werde. In einem Aufsatz von Eduard Fischer wird in den „Sozialistischen Monatsheften" unter dem Titel „Die Sozialisierung des Brotes" geradezu davon gesprochen, daß die jetzige Regelung des Brotgetreideverkehrs „nicht durch Zufall entstanden, sondern ein Ergebnis langer Entwicklung" sei, und daß es eine durchaus natürliche Entwicklung sei, daß beim Brote durch die Kriegsnot eine Einrichtung des Sozialismus zum Durchbruch gelangte, die ihrer ganzen Richtlinie nach schon in der bisherigen freien, aber kapitalistischen Entwicklung der Volkswirtschaft gelegen habe.

Es soll hier keineswegs erörtert werden, ob wir das Kriegsgetreidemonopol in der Friedenszeit behalten wollen oder, besser gesagt, behalten können. Eine Schlüssigmachung hierüber setzt Untersuchungen und Feststellungen auf breitester Basis voraus, die hoffentlich auch beginnen werden, sobald der Zeitpunkt für eine Demobilisierung unserer Kriegswirtschaft gekommen ist. Was jedoch Veranlassung bietet, sich schon heute mit der Frage der „Sozialisierung" des Brotes zu befassen, ist die Tatsache, daß zur Begründung dieser Forderung heute vielfach

kriegswirtschaftlich« Organisationen selbst einer durchaus nicht immer den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Beurteilung unterzogen werden.

Es liegt vielleicht etwas zunächst Einleuchtendes in der Behauptung, daß gewisse kriegswirtschaftliche Organisationen, wie z. B. auch die Kriegsgetreidegesellschaft und das jetzige Kriegsgetreidemonopol, die Fortbildung einer im Endverlaufe auf Monopolisierung gerichteten wirtschaftlichen Entwicklung seien, und daß sie ohne unsere großen Unternehmungen und Betriebe nicht hätten geschaffen werden können. Für den Sozialisten oder Staatssozialisten ganz besonders gewinnen jene zentralisierten kriegswirtschaftlichen Unternehmungen eine Bedeutung, wenn man sie nicht als das Ergebnis des Zufalls, sondern als die notwendige Fortentwicklung einer schon im Frieden stark konzentrierten, monopolistischen Wirtschaftsverfassung zum schließlichen Staatsmonopol hinstellen kann. Aus diesem Grunde ist für solche Beurteiler die Beweisführung, daß diese Organisationen „nicht durch Zufall entstanden", sondern „ein Ergebnis langer Entwicklung" seien, von besonderen Werte.

Es soll nun keineswegs geleugnet werden, daß in den verschiedensten Zweigen unserer Kriegswirtschaft das Vorhandensein großer, hochkapitalistisch entwickelter Unternehmungen an Stelle oder zumindest neben einer großen Reihe kleingewerblicher Unternehmungen die Durchführung komplizierter kriegswirtschaftlicher Organisationsformen wesentlich erleichtert hat. Denn wenn auch die Möglichkeit des Zwanges, welche die Kriegswirtschaft mit sich brachte, die Aufgabe, selbst eine große Anzahl verschiedener Interessenten „unter einen Hut zu bringen", im Vergleich zu der freien Kartellentwicklung wesentlich einfacher gestaltete, so wurde doch das Zusammenarbeiten auch unter dem System des Zwanges noch dort erleichtert, wo eine gewisse Konsolidierung der Unternehmungen schon im Frieden stattgefunden hatte. Gerade aber für das Gebiet des Brot»-getreides, vom Korn bis zur verarbeiteten Ware, trifft diese Konzentrationsbewegung nur in ganz unerheblichem Maße zu, und man muß schon der Entwicklung eine gewisse Gewalt antun, um ein anderes Bild aus ihr heraus zu konstruieren.

Es ist zwar richtig, daß in der Mühlenindustrie in den letzten Iahrzehnten, und zwar in erster Linie auf dem Gebiete der Weizenverarbeitung, eine Tendenx des zunehmenden Großbetriebes eingesetzt hat. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man aus der bloßen Zunahme des Großbetriebes in irgendeiner Industrie ohne weiteres den Schluß ziehen wollte, daß die Vergrößerung der einzelnen Unternehmung identisch sei mit dem Entstehen einer monopolistischen Konzentrationsentwicklung. Es gibt sowohl in Deutschland, wie vor allem auch in den Vereinigten Staaten von Amerika und England eine große Reihe kapitalistischer Industrien, in denen schon längst der Großbetrieb zum Durchbruch gelangt ist, ohne daß damit die geschäftliche Vereinheitlichung aller Großbetriebe in ein Kartell oder einen Trust möglich gewesen ist. Diese Möglichkeit hängt

vielmehr davon ab, ob die absolute Zahl der Großbetriebe sich so verringert hat, daß ein Zusammenschluß zum Zwecke monopolistischer Beherrschung der Preise durchführbar ist. Es ist von wissenschaftlicher Seite in den letzten Iahren wiederholt darauf hingewiesen worden, daß es durchaus unangängig ist, die Entwicklung zum Großbetriebe, die zu einem privaten Monopol führen kann, mit diesem selbst zu identifizieren, solange eine verhäiltnismäßig große Zahl von Unternehmungen, sowie die jeweilige Möglichkeit, neue Betriebe ins Leben zu rufen, dem monopolistischen Zusammenschluß entgegensteht. Nach d«n Erhebungen über die Produktionsverhältnisse des Mühlengewerbes für die Erntejahre 1908/09 und 1909/10 verarbeiteten die Kleinmühlen 53,73 Prozent der Gesamtsumme der verarbeiteten Getreidemengen, die Mittelmühlen 30,45 Prozent und die Großmühlen nur 15,82 Prozent. An der Herstellung von Weizenmehl waren freilich die Kleinmühlen nur mit 22,48 Prozent beteiligt, aber immerhin lagen noch 40,78 Prozent der Herstellung von Weizenmehl in den Händen der Mittelmühlen. Gegenüber dieser bei der Herstellung von Weizenmehl günstigen Stellung des Großbetriebes ist aber zu bedenken, daß nach jener Statistik die Menge des verarbeiteten Weizens nur ungefähr ein Drittel der Summe der verarbeiteten Getreidemengen überhaupt ausmachte. Sieht man sich die Betriebsstatistik jener Untersuchung an, so ergibt sich, daß Mittel- und Großmühlen zusammen noch 703 Betriebe darstellten, ferner wurde in dem genannten Bericht das Bestehen von 103 Aktiengesellschaften und 131 Gesellschaften mit beschränkter Haftung erwähnt, was ebenfalls darauf hinweist, daß auch in den kapitalkräftigeren Betrieben noch eine Vielheit von Unternehmungen besteht. Wenn also auch der betriebsmäßige Aufbau des Mühlengewerbes eine Spitze von einzelnen besonders großen Betrieben aufweist, so besteht doch auf der anderen Seite eine breite Lage mittlerer Unternehmungen und als Grundstock eine mehrere Zehntausend betragende Schicht kleingewerblicher und handwerksmäßiger Betriebe. Schon diese Gliederung des Mühlenbetriebes in Deutschland läßt von vornherein die Befürchtung, daß ein« monopolistische Preispolitik eines Verbandes der großen Interessenten getrieben werden könnte, nicht zu. Wenn bestimmte Vereinigungen der Branche Vereinbarungen getroffen haben, welche an diejenigen von Konditionskartellen erinnern, so haben solche Vereinbarungen mit der Ausschaltung des Wettbewerbes nichts zu tun, und auch die Preispolitik wird von ihnen, wenn überhaupt, nur ganz unwesentlich berührt. Gesetzt den Fall, es würde von den Grvßinteressenten der Mühlenbranche der Versuch gemacht, die Differenz zwischen dem Getreidepreis und dem Mehlpreis monopolistisch, d. h. weit über den normalen Gewinn hinaus in die Höhe zu treiben, so würde unmittelbar das Geschäft der kleineren und mittleren Unternehmungen dadurch begünstigt werden und wieder zu einem Preisdruck führen. Auf der anderen Seite ist dem übermäßigen Steigen der Mehlpreise dadurch eine Grenze gesetzt, daß sich auch der Mehlpreis nach dem Weltmarktspreis ^ Zoll und Fracht richten muß und an

diesem Preis, wenn man von zeitlich kurzen Schwankungen absieht, seine oberste Grenze findet. In der Tat zeigt ein Vergleich der Getreide- und Mehlpreise an Hand des Statistischen Iahrbuches für das Deutsche Reich, Seite 306, daß die Bewegung der Roggen- nnd Weizenpreise mit der Bewegung der Roggenmehl- und Weizenmehlpreise von 1904 bis 1913 durchaus parallel ging, so daß auch hieraus eine monopolistische Tendenz der Preisbildung zu Gunsten der Mehlverkäufer nicht gefolgert werden kann. Wenn Fischer meint, „der Großhändler kann die Preise des inländischen Getreides durch Bezug großer Mengen vom Ausland drücken, und er kann durch Ausfuhr das Angebot wieder verringern und seine Preise hochhalten", so mag dies wohl bei Betrachtung einzelner geschäftlicher Transaktionen zutreffend sein. Aber es ändert nichts an der für die Konsumenten einzig und allein in Betracht kommenden Tatsache, daß durch unsere Handelspolitik und insbesondere durch die Einfuhrscheine der Preis des Brotgetreides in Deutschland im Durchschnitt der Iahre auf dem Niveau des Weltmarktpreises -I- Zoll und Fracht steht. Die innerstaatliche Konkurrenz der Mühlen untereinander wird aber dadurch erhalten, daß sich die kleineren Mühlen nicht nur etwa in den eigentlichen agrarischen, d. h. Getreideüberschußgebieten Deutschlands befinden, sondern sich auf die ganze Fläche des deutschen Reiches verteilen. So haben wir in Rheinland-Westfalen, das im Erntejahr 1909/10 mit 14 Betrieben, die über 51 bis 200 Personen beschäftigten, als großbetriebliches Gebiet der preußischen Mühlenindustrie bezeichnet werden konnte, gleichzeitig 101 Betriebe, die s—50 Personen beschäftigten, und nicht weniger als 1559 der kleinsten Betriebe, die mit 1—5 Personen arbeiteten. Wie also bei allen Kartellen die „Reservearmee" kleinerer und rückständiger Betriebe, die aber bei hohen Gewinnsätzen wieder rentabel werden, als Gegengewicht einer monopolistischen Politik eine bedeutende Rolle spielt, so würde in der Mühlenindustrie ganz besonders jeder Versuch monopolistischer Preisgewinne „Wasser auf die Mühlen" kleineren und mittleren Umfanges bedeuten. Wenn die großen Mühlen in der Zeit des Krieges vor dem Inkrafttreten der Bundesratsverordnung vom 25. Ianuar 1915 und dem Einsetzen der Tätigkeit der Kriegsgetreidegesellschaft erstaunlich hohe Gewinne gemacht haben, so ist dies lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß die außergewöhnlichen Verhältnisse des Krieges eine in Friedenszeiten völlig unmögliche Spannung zwischen Getreidepreis und Mehlpreis zuließen, eine Spannung, deren Abbau allmählich seit dem Einsetzen der Tätigkeit der Kriegsgetreidegesellschaft erfolgt ist.

„Das staatliche Getreidemonopol wird das Interesse des Produzenten mit dem des Konsumenten in Einklang bringen. Denn da es feststeht, daß sich in den Großmühlen und dem Großgetreidehandel bereits ein kapitalistisches Getreidemonopol herausgebildet hat, ist dessen Verstaatlichung gerade auch im Interesse der Konsumenten geboten. Dann muß man noch einen Schritt weiter gehen und ebenfalls die Verstaatlichung der Mühlenindustrie durchführen," so schreibt

Edmund Fischer in dem genannten Aufsatz. Wir glauben in der obigen Darstellung gezeigt zu haben, daß die vermeintliche Monopolstellung der großen Mühlen nicht besteht, und daß infolgedessen auch die „Verbilligun«," durch die Beseitigung einer fälschlich vorausgesetzten Preispolitik der Großmühlen gar nicht eintreten würde, wenn man die Mühlen verstaatlichte. Wohl aber erhebt sich die Frage, ob denn angesichts der oben skizzierten betrieblichen Organisation des Mühlengewerbes eine Verstaatlichung nicht viel mehr zu einer Verteuerung des Mehls führen müßte. Eine der Hauptfunktionen der modernen, technisch vollkommen ausgebauten Mühle ist es, nicht mehr ausschließlich in der früheren Weise von einzelnen Landwirten verschiedenartige Getreidequalitäten zu beziehen, sondern Getreide in größeren Mengen, ja Kahnladungen Getreide von gleichmäßiger Beschaffenheit aus dem Ausland heranzuschaffen. Wie überall, wo sich große, konzentrierte Konsumzentren bilden, so hat auch die Nachfrage der großen Städte und der dicht zusammengedrängten Industriebevölkerung zu der Notwendigkeit der Beschaffung großer Quantitäten und gleichmäßiger Qualitäten geführt. Ferner haben die großen Mühlen dank ihrer modernen Technik, die sich besonders auf dem Gebiete der Getreidelagerung in diesem Kriege außerordentlich bewährt hat, die Herstellung von Mehlqnalitäten ermöglicht, die sich weit über den Durchschnitt dessen erheben, was das alte Mühlengewerbe zu leisten imstande war. Es ist also ganz natürlich, wenn auf bestimmten Gebieten der Mühlenindustrie eine Verdrängung der alten Unternehmung durch die neue einsetzt, und diese Verdrängung wäre noch stärker, wenn Deutschland einen größeren Teil seines Getreidebedarfs vom Ausland bezöge und nicht, wie es der Fall ist, seine Getreideproduktion über das ganze Gebiet des Reiches verteilen könnte. Denn es ist eine beachtenswerte Tatsache, daß nach statistischen Berechnungen bei der jetzigen verminderten Brotration von 200 Gramm Mehl nur die Landesteile: Berlin, kübeck, Bremen und Hamburg einen unmittelbaren Fehlbetrag des für sie notwendigen Brotgetreides aufweisen. Würde man das von Fischer so verblüffend einfach skizzierte Mühlenmonopol einführen, welches, um möglichst billig und den modernen Ansprüchen entsprechend zu arbeiten, sich auf die ganz großen Betriebe konzentrieren würde, so müßte man die ganze durch die eben genannte Verteilung unserer Agrarproduktion geschaffene Gestaltung des deutschen Mühlengewerbes umstoßen. Man müßte, wie es die Kartelle und Trusts zu tun pflegen, alle rückständigen Betriebe ausschalten und ihre Leistungsmöglichkeit auf die billigst arbeitenden Unternehmungen übertragen. Daß dies bei einem Gewerbe, das, entsprechend dem Ergebnis der obengenannten amtlichen Denkschrift, „den Stempel des Kleingewerbes und des handwerksmäßigen Betriebes" trägt, geradezu eine wirtschaftspolitische Unmöglichkeit sein würde, dürfte wohl auch der stärkste Anhänger staatssozialistischer Ideen nicht in Abrede stellen können. Wenn man dagegen den Versuch machen wollte, alle bestehenden Mühlenbetriebe zu erhalten und zu verstaatlichen, so würde man sich mit einem Mehlpreis abzufinden

haben, der auch den kleinsten Betrieben die Rentabilität sichern müßte. Der mit der Verstaatlichung einhergehende, den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen der Großstädte entsprechende, sich aber bei unserer bisherigen Agrarpolitik nur langsam und mit großer Rücksichtnahme auf die Interessen wirklich erhaltungswerter kleiner Mühlen durchsetzende Konkurrenzkampf würde zu einem Stillstande kommen; die allmähliche Ausmerzung rückständiger Betriebe würde aufhören. Schon aus den Erfahrungen, welche die Kriegsgetreidegesellschaft gemacht hat, ergibt Hich, wie außerordentlich schwierig es ist, für eine halb-staatliche Unternehmung den vielseitigen Interessen des Mühlengewerbes gerecht zu werden. Beim Mühlenmonopol müßte der Staat entweder der Förderer des modernen, technischen Forschrittes werden und dann, da ohne Schematisierung der Staat gerechterweise nicht vorgehen könnte, zum Zerstörer ganzer Kategorien von Kleinmühlen; so würde er sich dem vielleicht nicht unberechtigten Zorne dieser Gewerbetreibenden und auch der mit ihnen verflochtenen agrarischen Bevölkerungsschichten aussetzen. Wollte er aber um der „Gerechtigkeit wegen" allen Mühlen gleichmäßige Beschäftigung geben, dann würde er sehr bald die Verteuerung der Kosten in dem Mehl- und Brotpreis zum Ausdruck zu bringen haben. An eine eigentliche Verstaatlichung aller Mühlen unter Konzentration der Produktion auf wenige große Fabriken kann keinesfalls gedacht werden. Läßt man aber die Mühlen zu einem staatlich vorgeschriebenen Mahllohn arbeiten, wie es jetzt etwa bei der Organisation der Kriegsgetreidegesellschaft der Fall ist, so würden sich endlose Debatten über die Höhe des Mahllohnes entspinnen, der, wenn einheitlich geregelt, den großen Werken im Hinblick auf ihre niedrigeren Kosten zu hohe Überschüsse ließe, wenn aber nach jedem einzelnen Fall geregelt, zu unendlichen Streitigkeiten der beteiligten Mühlenbetriebe führen müßte.

Ehe man die Geschehnisse und Erfahrungen aus der Kriegswirtschaft auf die Verhältnisse der friedlichen Wirtschaft überträgt, sollte man sich, wie dieses Beispiel zu zeigen vermag, der außergewöhnlichen Tatsachen bewußt werden, die man in Abzug bringen muß, Ivenn man an die Verwertbarkeit jener Erfahrungen für später denkt. Dazu gehört vor allem der Zwang, den man im Kriege dem Produzenten wie dem Konsumenten auferlegen konnte. Während im Kriege für Brotgetreide ein einziger Höchstpreis galt, der — von Abzügen minderwertiger Ware abgesehen — für alle Qualitäten einer bestimmten Getreidesorte festgesetzt wurde, kann man im Frieden, besonders wenn man sich nicht von dem Weltmarkt gänzlich abschließen will, die Frage der verschiedenen Qualitäten nicht ausschalten. Man kann nicht Hunderttausende von Landwirten in dieser Beziehung, nicht Tausende von Mühlen bezüglich der von ihnen erzeugten oder hergestellten Qualitäten einer einzigen Schablone unterwerfen, ohne die Arbeitslust und individuelle Anspannung auf diesem Gebiete (und zwar auch der Landwirtschaft, die Fischer ja nicht

verstaatlicht sehen will,) zu lähmen. So würde vom Standpunkt der Produktion ein Getreidemonopol, in dessen Mittelpunkt die Mühlen ständen, geradezu katastrophal wirken können. Vom Standpunkt der Verteilung aber würde der Zwang nicht minder bedenklich sein. Fischer sieht zwar eigentümlicherweise in der Feststellung der jetzigen Brotration das Ideal. Er schreibt: „Der gesamte Vorrat von Getreide und Mehl, Brot und anderem aus Getreidemehl bereiteten Gebäck ist dem privaten Verfügungsrecht entzogen, also Gemeingut, über das von einer öffentlichen Behörde verfügt wird. Vom Kind bis zum Greise, vom Proletarier bis zum Millionäir bekommt ein jedes Mitglied der Gesellschaft eine bestimmte Brotration zugeteilt." Man wird wohl kaum sagen können, — und der erfolgreiche Kampf um die Zusatzbrotkarte beweist es — daß die Brotration vom deutschen Volke anders als dem Zwang des Krieges entsprechend betrachtet worden ist; gerade daß Kinder und Greise, die doch weniger Brot essen, mir den schwer arbeitenden Klassen schematisiert werden mußten, daß man dem Reichen dieselbe Brotration zuzuweisen hatte, wie dem Proletarier, ist allgemein als eine grausame Härte gegenüber Friedenszeiten empfmiden worden, in welchen die Bedürfnisse des Einzelnen einer solchen Zwangskorrektur nicht unterliegen. Und selbst bei den Schwerarbeitenden kann man wiederum nicht die Unterschiede so fein ermessen, daß nicht nahrungsphysiologische Ungerechtigkeiten bedeutender Art entstünden. Ia, wäre das Brot wirklich „Gemeingut", d. h. könnte jeder, wie etwa einst die Bauern bei der kommunistischen Gemeinweide, kostenlos soviel von dem vorhandenen Vorrat benutzen, wie es seinen Bedürfnissen entspräche, dann wäre die Sache anders. Aber eine derartige Gemeinwirtschaftlichkeit wäre eben nur dann denkbar, wenn man die Grundlagen des modernen Staates und seiner Volkswirtschaft beseitigen würde und an seine Stelle den Zukunftsstaat setzte. Mit Recht hat daher der „Vorwärts" vom 1. April 1915 erklärt, daß man seiner Auffassung nach die Maßnahmen der Regierung in der Angelegenheit der Kriegsgetreideversorgung nicht als „sozialistisch" bezeichnen dürfe, und die „Leipziger Volkszeitung" hat es ebenfalls abgelehnt, die in der Kriegsgetreidegesellschaft ruhende Organisation unseres Brotgetreideverkehrs im Kriege als sozialistisch ansprechen zu müssen.

Die Wortprägung von der „Sozialisierung des Brotes" zeigt, wie außerordentlich vorsichtig man sein muß, wenn man den kriegswirtschaftlichen Unternehmungen eine Bedeutung zumessen will, welche nicht auf dem tatsächlichen Hintergrund der friedlichen Volkswirtschaft, sondern aus gewissen, bisher nirgends verwirklichten Postulaten entstanden ist. Man tut damit der Theorie des Staatssozialismus ebenso Gewalt an, wie der Betrachtung der wirtschaftlichen Wirklichkeit. Wir werden aus den Erfahrungen dieses Krieges in volkswirtschaftlicher Beziehung, ganz besonders in der Frage der Vorratssicherung im Frieden, außerordentlick viel lernen können. Dies wird aber nicht dadurch geschehen, daß man diese Erfahrungen nach einem vorgefaßten Gesichtspunkte in

großen Zügen schematisiert, sondern nur dadurch, daß man unter genauer Berücksichtigung aller Verhältnisse Stein an Stein zu dem Fundamente reiht, das in späteren Zeiten eine wirtschaftliche Mobilmachung für die Zeiten der Gefahr ermöglichen soll.

Assaf Cissrin:

Die Möglichkeit der Wiedergeburt des Islam.

Eine unzeitgemäße Betrachtung, die zeitgemäß ist.

Ein Hodja, ein junger Priester aus Syrien, der friedlich junges Menschenvolk in Sprache und Religion unterwies, starb eines Tages eines unnatürlichen Todes. In dem tobenden Lärm der Gassen hatte er seine Stimme erhoben, die einen neuen Gott forderte und mit dem neuen Gott neue, junge Menschen; darum mußte er als „Gotteslästerer, der die Iugend krumme Wege gehen hieß," sein Leben lassen. Und gerade er kannte den Urgrund alles Leidens, an dem der Staat dahinsiechte, an dem er selber litt; jenes Weh, an dem die Menschen kranken, die in engen Gassen hausen, wohin keine Helle dringt, die aus dunklen, vergitterten Fenstern, die Sommers und Winters im Schatten liegen, den Hals recken, um einen Lichtstrahl zu erspähen. Er sah den Islam dahinsterben, und mit diesem Steuermann das Staatsschiff untergehen; unabwendbar schien ihm das Schicksal; dennoch rüttelte er mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden an den Ketten, die schon ins Fleisch sich eingefressen, sann seinen jungen Freunden eine neue Welt hervor, in der eine rote Sonne glühte, die dem Menschen das Dasein der Liebe und des Lebens wen machte. Und weil er kühn gelebt und verwegen das Fatum zu bannen sich vermaß, starb er den gemeinen Tod, der auch seinen Glauben in die Gruft herabzog Nun müssen neue Menschen kommen, um den Islam als Staatsreligion zu verjüngen, jenes jahrtausendalte, fadenscheinige Gewand, das des Menschen Willensfreiheit in eisiger Starre erhält, zu bersten und zu begraben.

Das Gewand war dereinst hell und farbig und barg eine Sonne in sich, die selbst die schwärzesten Herzen mit Licht und Freude füllte. Und all die Menschen, denen die Nacht ein Alpdruck war, denen der Tag nur ein grausamer Lebenskampf schien, ein Krampf, der bis in die tiefsten Abgründe des Seins reichte, kamen von weit, weit her, um unter den Falten dieses Prophetenmantels Schutz vor dem gräßlichen Tag- und Nachtspiel zu suchen; und sie fanden, was sie inbrünstig ersehnten: Die Zeitlosigkeit in Gott.

Da starb der Menschenwille, der ehedem den Zeitläuften sein Gepralge gab,

und das Herz des Gläubigen ward ein Funke in der heißen Lohe, die den Orient fieberhaft ergriff und die Welt zu erhellen begann. Ein rasender Wille, den er göttlich hieß, brandete in ihm auf und er, der früher nur zu sterben bereit war, empfing — was weit mehr bedeutete, als jener Todesmut — die Gabe zu leben, zu bluten in dieser Glut und zu leiden für seinen Gott. So floß der Feuerfluß, zu einem uferlosen Lavastrom anschwellend, breit und mächtig den Norden Afrikas überspülend, am Mittelmeer entlang, nach Europa herüber, pochte an die Pforten der Kultur, die ihren Gott schon besaß, um Einlaß fordernd, bis dem Spätling der Pyrenäenkamm Halt gebot. Da wandte er seine Schritte rückwärts und ergoß sich wütend über Täler und Berge, über Meerengen und Klippen weit in die Welt des Occident hinein, in die Lande, deren Gott im Schlummer lag. Glühend und versengend, das Leben zermalmend, floß dieser gewaltige Glutstrom dahin, das Schwert auf dem Rücken tragend, und begann sich mählich blutrot zu färben.

Iahr um Iahr verging; noch lag der Feuerfluß über den Boden gebreitet und spähte nach Nahrung aus, — die er nicht fand. Das junge Leben, das, der Erde Kraft entsaugend, unter ihm zu sprießen begann, vermochte er nicht aufzunehmen, weil er ihm nichts gab als die Glut, die ins Leere strahlte und dann zu Asche verglomm. Der Winter brach an, der Strom erstarrte zu Eis; und als der Frühling der Völker kam, schmolz das Eis, und Geröll und Blöcke, die lastend auf dem jungen Boden ruhten, rollten von der Brust, die zu atmen begann, in die Tiefe herab. Das Prophetengewand hatte den Völkern einen Gott gebracht, der den Willen in Ketten schlug, dessen Überlegenheit sie durchaus nicht empfanden — und wie sie nicht mehr froren und fühlten, daß eigenstes Leben durch ihre Adern floß, da wälzten sie den Riesen, der zu Schlacke ward, herab und sahen vor ihren Augen eine Sonne glühen, ein großes, rotes Gestirn, das auf der Erde den Menschenwillen neben sich duldete, das die Menge handeln ließ nach ihrem Hirn und selbst im Anblick des größten Frevels nicht erlosch und sie mit Blindheit schlug.

Da zog sich der Riese, dessen Atem kalt zu werden begann, scheu zurück in den Mutterboden, aus dem er gekommen. Und Glied für Glied schnitt man ihm vom ohnmächtigen Rumpfe ab, bis der Träumer in tiefen Schmerzensschlaf fiel. Von der hohen Pyramide, von deren Spitze herab eine Fahne in die Ferne grüßte, nahmen jene, die sich neue Häuser bauten, Stein für Stein ab, bis der Bau in Trümmer ging und die Fahne in die Tiefe stürzte. Dieser Vorgang, dem Zersplittern eines Glases vergleichbar, dessen gestriges Dasein heute verstreute Scherben künden, die keine Kunst zu kitten weiß, ging Iahrhunderte vor sich; einander fremd, verlassen und übermüdet, einen Fetzen der Fahne noch tragend, sind diese islamitischen Länder, denen der wahre Staatsinhalt verloren ging. Da steht noch ein Teil jenes Riesen, den zn begraben die hohen Herren Europas die weise Diplomatenkunst hießen, und atmet; er lebt, weil seine Urkraft ihn nicht verließ,

weil das Herz der Welt Mahomeds — und die Türkei ist das Herz des Islams — noch warm ist und noch nicht zu schlagen aufgehört hat. Allein die Wunden schlossen sich bis heute nicht, bluttriefende Male künden die Stellen, wo man ihm die Glieder abgehackt, und jedem Versuch zu gesunden, vom Krankenlager sich zu erheben, folgte eine Ermattung, die ihm dem Grabe nur näher brachte. Viele Menschen kamen, Ärzte, die nicht minder Abenteurer waren, die das „Gute wollten, aber das Böse schufen", weil sie den Grund des Siechtums nicht erkannten. Allein der beste Heilbringer ist die Zeit, die ungeschminkte Kunde von ihren ehernen Gesetzen in der Geschichte gibt. Aber selbst die Zeit standstillim Orient, weil die Religion, die selbst ermüdete, die Menschen den Schlummer der Sündenreinen schlafen ließ. Der Islam, der zu erglühen und vereisen gleich befähigt, rief diese Zeitlosigkeit herbei und ward der Zucker dieses zuckerkranken Staates, dessen Wunden noch heute klaffen.
Es war einmal anders. Mit dem Bewußtsein absoluter Unabhängigkeit, unter dem Wehen der Weltverneinung, ward der Islam von zwei Religionen geboren, die schon der Welt den Gott und das Ienseits geschenkt. Die große Menge aber, die unter der heißen Sonne träumend lag, begriff nur schwer jene heiligen Zeichen und starrte wirr in das unaufhellbare Rätsel des Daseins. Und als der Mann kam, den die Vision vom Weltuntergang in ein rasendes Fieber getrieben, der ihre Sprache sprach, der in glutheißen Worten vom Weltgericht zu ihnen redete, da erwachten wenige Menschen nur, und diese winzige Schar begann eine asketische Stimmung zu pflegen — nicht um durch die Entsagung vom Fleischlichen dem Leben einen wertvolleren Inhalt zu geben, sondern weil sie nur durch sie als Gerechte das Weltenende erleben zu dürfen wähnten. Diese Askese, die sie wie eine Fieberglut fest umschlossen hielt, vertröstete sie auf die jenseitige Glückseligkeit, die Mahomed als das Ziel des mühseligen Erdendaseins verkündete. Erst viel später, nachdem Neid und Haß den Hader unter die Menschen säte und die Kriegstrommel durch die Lande ging, da mengten sich verstohlen auch irdische Gesichtspunkte in die göttliche Weihe seiner Prophetenlehre. Was Wunder, daß sie dann in Rotten herbeikamen; wie Ameisen, denen der Winter zu lang gewährt, nun wärmende Sonnenstrahlen durch den atmenden Boden nahen fühlen, so krochen sie zu Tausenden und Aberabertausenden aus ihren Höhlen hervor, scharten sich um die schilfgrüne Fahne, die Hoffnung in sich barg, und halfen, weil sie reiche Beute ganz nah vor ihren Augen erblickten, die Werbetrommel rühren, gräßlich schlagen, daß jedes Ohr betäubt der Versuchung erlag. Da strömten die gierigen Menschenmassen herbei, Mahomed zu umringen, der ihnen durch Kriegszüge heute die Erlösung des Leibes vom Elend gab, und ihnen für den Übermorgen die Erlösung der Seele im Paradies verhieß. Aus eben diesem Geist, der den Raub irdischer Güter heiligte, wuchs die Werbefähigkeit des Islams zu ungeahnter Kraft; und das friedliche Bekenntnis der Weltverneinung wandte sich mählich zu dem kriegerischen

Dogma der W e ltero b erun g, — und auch im üppigen Samarkand und im reichen Byzanz, wo es nach Golde klang, saßen Menschen, die an Allah nicht glaubten, und die heimzusuchen es höchstes Gebot war. . . .
So kamen die Vielzuvielen, die Gott uicht lieben, und die Gott nicht mag, und sie spielten mit der Religion, wie sie mit ihren Frauen zu tändeln gewohnt, und mißbrauchten die innere Schönheit des Glaubens um irdischer Güter willen. Der Prunk wuchs zu gemeiner Üppigkeit, die den alten Gott dahinmordete.
Aber das Opfer blieb nicht unbeweint; und jene, die in seinem Heimgang das Weltenende ganz nahe wähnten, kleideten sich in Wolle (arabisch Süf geheißen), entsagten dem Erdenglück und erhoben den Fatalismus, der den Mörder Gottes töten sollte, zum Glaubenssatz alles Seins. Der Staat wankte in seinen Grundfesten; erst als die Omajaden das Szepter ergriffen, ging für eine kurze Zeltspanne der unselige Glaube an die Ohnmacht der Menschen zurück, der Sufismus verblich, und das Reich blühte auf, jäh wie ein Irrlicht, das an seiner Helle bald verendet.
Die schwarze Welle kehrte wieder und immer wieder, und jene Krankheit kam, die sich nun seit Iahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht forterbt und das Hemmnis aller Entfaltung ist: der Glaube an den Fatalismus im Dasein.
Das Unfaßbare geschah: die Machtwillkür des Schicksals über den Menschen ward zum Staatsgesetz erhoben; und die Reichen und Armen begannen an dieses Fatum zu glauben und empfanden es als eine Wohltat, die Zügel des Lebens nicht in eigenen Händen zu haben. Die heiße Sonne, die ihnen den Willen Gottes offenbarte, glühte so heiß auf ihre Scheitel, daß sie gern die Last des Sorgens auf andere Schultern wälzten; sie sehrte wie geschmolzener Schwefel, erstickte in der Menschenbrust den Willen und pflanzte die müde, versteinerte Seele hinein. Aus dem Geiste des Fatalismus ward der Ekel für die Werte des Lebens geboren, jene laue Dumpfheit, die überall das Licht erlischt, weil sie sich nach dem Schatten sehnt. Sie wissen, wie wir alle, daß sie am unendlichen, ewigen Wesen nichts zu ändern vermögen, und vergleichen gern ihren Menschenwillen mit dem Kiesel im stürmischen, vom Wind gepeitschten Flußbett .... und den Sturmwind kann der Mächtigste selbst nicht bannen! Aber die Weisen bleiben auf halbem Wege stehen, denn sie vergessen, daß die Kiesel den rasendsten Wildbach mäßigen, sich an seine Wasser wie an des schnellsten Läufers Ferse heften und ihn in seinen Tiefen verankern, und daß s i e ihm den Weg im Gebirge weisen. Aber der Orientale kennt zu wenig die Natur und ihre Wunder, um, als erdgeborene Erscheinung sich betrachtend, die denselben Gesetzen gehorcht, aus dem Vergleich mit dem Strom und den Kieseln die letzte Konsequenz zu ziehen. Der Überdruß am Suchen und Denken haben ihm seine Stärke geraubt, und von trockener Glut umhaucht, vergaß er das Verzweifeln. Um aber große Werke zu schaffen, gehört Denkkraft, mit ein wenig Verzweiflung untermischt. Noch nie haben die Ewigsatten ein höheres Begehren empfunden; die Hungrigen in ihrer Hunger-

gier haben die Weltschönheit entdeckt und nach ihr gegraben. Tort aber sind sie alle satt, denn der Reiche darf den Hungernden des Weges nicht weiterziehen lassen, ehe er ihm, wie die Religion gebeut, Speise und Trank gereicht. Und es wohnen gar viele, viele Menschen am Weg, die dem Vorüberziehenden eine hilfreiche Hand bieten.

Weil die Religion keine Hungernden duldet — so wähnen sie —, kann es nur das Schicksal sein, das den Menschen vom Elend erlöst oder ihn an den Bettelstab bringt; der Menschenwille ist nur die Form, in die das Schicksal seinen Inhalt schüttet. Darum wandelt der Gläiubige geschlossenen Auges den Weg, den ihm das „Kismet" weist; und wenn ihm der Pfad, den er geht, zu dunkel scheint, und er vor dem Wagnis nicht zurückschreckt, die Lider zu öffnen, dann blickt er in das rote Herz einer stolzen Sonne, die ihn blendet und seinen Augen wehe tut; die nicht mag, daß man ihr mit Menschenblicken lästere und sie auf ihrer gleißenden Bahn prüfend begleite. Dieses heiße Gestirn, das mit der glühendsten liebe im Orient nie endenwollende Tage hindurch über Täler und Berge wacht, hat die Religion des Fatalismus gezeugt, in seiner Lohe jene Kette geschmiedet, die es dem Menschen um den Nacken schlug, bis es seinen Willen brach. Daher besitzt noch heute der Islam — gerade durch den Fatalismus — die einstige Werbekraft bei jenen Völkern in Afrika, die gern einem Höheren die Zügel ihres Daseins in die Hand legen; sie wähnen in diesem Sich-gehen-lassen das Paradies zu finden, da ja der Bruder den Bruder nicht betrügt und der Freund den Freund wirtschaftlich nicht mordet, wie es in Kulturländern geschieht.

Mehr denn irgend ein Gemeinwesen der Welt ist der orientalische Staat an den Glauben gekettet, wie denn überhaupt unser Gut mit ihrem Bös vertauscht, das rechte Bild ergibt, und wir erst von rechts nach links lesen lernen müssen, um ganz in ihre Denkart einzudringen. Das Gebot des Korans ist Staatsgesetz; der Islam ist dem Staatshaus organisch eingebaut, daß bei einer Trennung beide zu Staub zerfielen. Die Menschen, die den Staatskörper bilden, sind Wesen, wie sie die Glut der Religion und nicht die Daseinshärte schuf; und diesen erscheint der Staat als eine Summe losgelöster Glieder, die nicht der Wille, sondern das Fatum regiert, da ja das Schicksal durch willenserstarrte Menschenhände die Zukunft formt. Sie spielten zu lang mit ihrem Willen, als wäre das Instrument des Daseins ein Spielzeug — bis es in ihrer Hand zerbrach und sie die Meisterung vergaßen. Und die Weisen im Land glauben das Schicksal aufzuhalten und werden vom leisesten Zufall, der wie ein Windhauch vorüberweht, regiert. Der pfeifende Sturm des Nordens, der durch die Hütten wütend fegt und Menschen und Tiere aus dem Schlafe weckt, ist unbekannt; nur jene lähmende Ruhe, die alles ermüdet, die bleischwer sich auf Hirn und Muskel niederlegt, lagert über dem Orient.

Das Gebirge aber, des Antlitz kein Gefälle schmückt, gebiert keinen Wildbach,

der in die Tiefe stürzt, — und das Mühlrad steht still; der Boden, dem Menschen entwachsen, die starken Schwächlingen oder schwachen Riesen gleichen, zeugt kein Leben, weil der Kampf, den das Dasein bedingt, solcher Wesensgleichheit nicht entsprießen kann. Uns lehrte die Natur in ihr Gesetzbuch schauen, in das der Orient nicht blicken will, weil ihm die Natur mit dem Schicksal verquickt und daher unergründlich scheint. Darum herrscht dort jenes Leben, das kein Leben ist, jenes marklose Dasein ohne Wunsch und Sehnen, das vom Lebensquell und Lebensschmerz gleich unberührt, vom Grabe und von der Wiege gleich weit ist; jenes laue Halbsein, das Nietzsche die „Meeresstille der Seele" nennt, und wer einmal unter den Menschen dort gelebt, der fühlte diese „Meeresstille" alpschwer auf die Brust sich legen. Mag es schön sein für den Einzelnen, der das Leben verneint, an dieser Schönheit muß ein Staat zugrunde gehen. Nur da, wo sich Kräfte verschiedener Potenz im Kampfe gegenüberstehen, wächst eine Welt von Energien hervor. — Einst war der Fatalismus das Mark des Türkenreiches, heute kehrt er sich gewappnet gegen den einzigen noch überlebenden Islamstaat. Alle Versuche, den Staat neu zu gestalten, um das ins Rutschen geratene Fundament erdfest zu machen, erscheinen wie das Umgestellt alten Gerümpels hinter einem Spinnenwebschleier, der das ganze orientalische Leben verhängt und gefangen hält; wie das Theaterspiel, für das man wohl bessere Künstler geworben, das aber stets über die alte, verstaubte Bühne geht, durch den welken Park von Lügen, die stümperhafte Regie zutage bringt. Und wüchse der leise Seufzer, der heut aus entnervtem Leibe dringt, zu einem gellenden Befreiungsschrei, das Gewebe zerstiebe in nichts — kraftvoll würde dann die Religion aus diesem Zauber hervorgehen und dem Reich neue Stützen leihen.

Der Staat bedarf der Wallfahrten nach dem Meteorstein der Kaaba nicht, kann als Gesamtwesen nicht das geben, was den Einzelnen zu seiner Beseligung führen mag, darf seine Eristenz an Mond- und Sternelauf nicht knüpfen und hat nicht zu dulden, daß die Religion ihm die Menschen lähmt, deren Kraft er bedarf. Fanden jene doch den Willen, um wirr dem ungeschriebenen Gebot nachzurasen, Blutrache mit eigener Hand zu üben und diesen Mordfrevel „göttliches Gericht" zu nennen, das Richterwort, das sie bar der Sühne dünkt, in die Gosse der Bestechlichkeit zu zerren, und diese ekelhafte Zerfleischung heilig zu heißen. Er muß mit dem alten Glauben brechen und die Balken zermalmen, die er in das Radgefüge des Staates wirft, wenn der Koran in der zu Mekka offenbarten Sura — „der Mensch" — zur Ohnmacht mahnen kann: „Doch könnt Ihr nicht wollen, es sei denn, daß Allah will . . ."; oder, wenn er in der „die Reue" benannten Offenbarung, zu Medina gegeben, der Habe flucht: „Wer Gold und Silber aufspeichert und nicht ausgibt in Allahs Wegen, denen verheiße schmerzliche Strafe." Und es geht nicht an, daß der Beamte, weil er uralten Geboten folgt, hastende Menschen, die Z e i t in sich tragen, hilflos an dem Bahnhofsschalter rütteln läßt, weil die Glocke zwölf geschlagen und er zu seinem

Gott beten will: Wohin führe das Staatsschiff, wenn der Steuermann dem
Koran-Kompaß gehorchte, der den Menschen ins Zeitlose verweist? — Die Auf-
gabe des Staates kann es nicht sein, jedes Einzelnen Sehnsucht nach dem Urvor-
zeitlichen zu stillen und mit ihm den sonnigen Traum der Urwelt zu träumen.
Weltfremd und ermüdend in der Religion ist aber das Fatum, denn all die
Glaubenssätze und Gebote ranken sich nur wie glitzernd Meißelbeiwerk um den
Hauptbegriff des Islam, der den unlösbaren Konflikt in sich birgt: den Fatalis-
mus; der die Kraft und den Willen des Menschen in Spanische Schuhe zwängt
und ihn bei Hagel und Blitz durch das unbarmherzige Sumpfmeer der Ge-
fahren schreiten heißt.

Das Licht kennt nur den geraden Weg und kann nicht um Häuserecken
biegen. Reformer, betretet den gleichen Pfad! Der Fatalismus muß — wie
die eiternde Beule — aus dem Körper herausgebrannt werden, damit der kranke
Staat genese. Dann wird das Totenlied an seiner Gruft in die versonnene
Welt des Orients wie ein weckender Lockruf des Lebens hereintönen. Reißt Eurem
Gott, der größer ist, als er Euch in den Moscheen dünkt, von den Schultern das
fadenscheinige Gewand herab, das Eure Priester ihm blind angestrickt, mit dem sie
seine Glieder zur Starrheit banden. Gebt ihm Eure heißen Herzen, damit
er aus der Gletscherkühle zu Leben erwache. Tragt das blutleere Kleid, das ihm
nicht wesensgleich, das ihm Müßige angedichtet, zu Grabe und streut auf die
Gruft jene Blumen, die einst vor Euch Prometheus dem Gott von Priesters
Gnaden auf die Totenbahre warf. „Der Buchstabe tötet, der Geist nur ist
lebendig," spricht der Weise im Occident. Ihr seid ja Menschen von Eures
Willens Gnaden!

Nicht der Gassenjunge soll den neuen Gott gebären — Gott sänke mit dem
Hirn, das ihn gedacht —, aber das ganze Volk, das stumm geboren, das Lallen
eine Kunst heißt, muß sprechen lernen, mündig werden und begreifen, daß
Gott zum Krämer würde, wenn er jeden Bettlerblick im Pfuhl erhören, ge-
meinen Herdenhunger stillen müßte. Gott ist größer und setzte eben durch die
Schöpfung der heißen Willensmacht des Menschen seiner Weisheit die Krone
auf. Daher ist der Tod, den der Zufall im Vogelflug sä>t, der eines in Ketten
geschlagenen, nicht der eines nach Freiheit ringenden Willens. Und jetzt, da sich
der Orient seiner Fesseln entschlägt, muß er den Fatalismus, der weiland sein
Kiel in den Daseinsfluten war, zerschellen und das Selbstvertrauen zum Lenker
erheben.

Gleichwie den Wanderer bei Tageshelle ein Wolkenbruch jäh überrascht, so
holte jenen Hodja, der junges Volk erzog, auf seinem Wege die Nacht ein, der
kein Tag mehr folgt. Und diese dunklen Nächte kehren immer wieder und suchen
die Helle in ihren Armen zu ersticken, ehe der Morgen graut. Ietzt graut der
Tag für die Türkei. Hände müssen sich kraftvoll regen, Schultern aneinander-
geschoben werden, um Riesenlasten zu tragen, als gälte es, Galeerenarbeit zu

vollbringen. Iung und Alt muß schaffen, eilen . . . eilen den Berg hinan, ehe die Nacht das ganze Volk, das mit seiner Gottesidee auf die Wanderschaft der Verjüngung zieht, auf halbem Wege überrascht. Die dritte Reise bringe die eigene Willensklarheit in das Volksgemüt, das im Überschwang fremden Lichts, einer Motte gleich, in die Helle flog und darüber das Sehen vergaß. Noch besitzt der Islam die Kraft der Metamorphose; und wie er einst bergaufwärts von der Weltverneinung zur Welteroberung schritt, trete er die letzte Wanderung an, die ihn zur Erfüllung seiner Staatsmission führt, zur Weltbejahung.

Otto Hoberg'.

Die armenische Frage und der Weltkrieg.

Erst kürzlich verbreitete die Agence Havas die Verleumdung, daß die Pforte ein allgemeines Armenier-Massaker veranstaltet habe. In einer längeren Denkschrift teilte diese darauf die Wahrheit über die Ereignisse im Wilajet Wan mit. Danach war in Armenien und Anatolien wirklich ein großer Armenieraufstand ausgebrochen, mit dessen Unterstützung russische Truppen in das türkische Grenzwilajet Wan eindringen konnten. Die Behauptung vom Armenier-Massaker erwiderte die türkische Regierung mit der Anklage, daß die versuchte armenische Revolution tatsächlich das Werk Englands, Rußlands und Frankreichs sei. Die Regierung habe nur ihr Hoheitsrecht ausgeübt, wenn sie den Aufruhr in Hoch-Armenien und in Cilicien mit aller gebotenen Energie unterdrückte.

Schon mitten im Frieden waren im Zusammenhang mit Erörterungen über die endliche Lösung der armenischen Frage wiederholt Befürchtungen laut geworden, daß gerade an der armenischen Grenze Rußland, das dort der Türkei hart auf den Hacken sitzt, zu gegebener Zeit mit Vergnügen bereit sein würde, unter dem Deckmantel der Zivilisation oder irgendeinem anderen Vorwande einzumarschieren und damit den Stein ins Rollen zu bringen, der dem, wie man annahm, brüchigen türkischen Reiche die Füße zerschmettern könne. Man hatte in Deutschland, das mehr denn je eine starke Türkei will, noch im Anfang vergangenen Iahres das lebhafteste Interesse an der Regelung der nachgerade unerträglichen Verhältnisse in Armenien an den Tag gelegt, um einen Konfliktsstoff zu beseitigen, der leicht auch zu einem europäischen Zusammenstoß führen konnte. So wurde denn am 26. Ianuar 1914 das Schriftstück unterzeichnet, das die Wünsche der mit unserer Botschaft in Konstantinopel in unmittelbarer Beziehung stehenden Armenier in der Hauptsache erfüllte und die Berufung zweier europäischer Generalinspektoren für die armenischen Reformen zur Tatsache machte. Leider wollen die Hoffnungen, die man an diesen Vertrag knüpfte,

nicht sobald in Erfüllung gehen, denn ohne die Stellung der friedlichen, arbeitsamen Armenier zu verbessern, verhätschelte die Regierung andererseits den räuberischen Kurden, der stiehlt, weil er nichts hat. Sogar Waffen zu tragen war den Armeniern verboten, während die Kurden deren in Hülle und Fülle besitzen. Die Tausende von Vomben und Gewehren, die sich laut Denkschrift der PfoNe bei den Armeniern gelegentlich der Aufdeckung der letzten Verzettelung vorfanden, waren ihnen von den Russen geliefert. Dabei ist gegenüber der Rücksichtslosigkeit der Machthaber in Konstantinopel, die bei Beginn des Krieges den Reformvertrag, ohne daß er auch in Wirksamkeit getreten wäre, sofort außer Kraft setzten und die bereits eingetroffenen beiden Generalinspektoren kurzerhand entließen, zu bedenken, daß die Mehrzahl des armenischen Volkes nicht nur als Händler und Gewerbetreibende, als die sie verschrieen sind, in den großen Städten sitzt, sondern daß der Armenier der intelligenteste und fleißigste Ackerbauer der Türkei ist. Im eigentlichen Armenien, um den See von Wan, im Gebiet der beiden Quellflüsse des Euphrat, in den Taurustälern und westlich bis gegen Siwas und Halatia zu, lebt, wie Paul Rohrbach feststellt, über eint Million armenischer Bauern als der eigentliche Kern der Nation.

Im ganzen werden in der asiatischen Türkei reichlich zweieinhalb Millionen Armenier leben, während es in Rußland über eine Million dieser Nationalität gibt. Sie alle zeigen eine fast unvergänglich große Lebenskraft, ohne die ihr Stamm kaum diese ungezählten grausigen Schlächtereien überstanden hätte, die die Geschichte unter dem Namen „armenische Massakers" kennt. Noch in der Zeit vor diesem Kriege waren die Zustände in Armenien dergestalt schlimm, daß die Auswanderung der Armenier aus der Türkei ständig zunahm. Nach amtlichen Mitteilungen sind im Frühjahr 1914 aus Kharput allein etwa 1500 Personen nach Amerika ausgewandert, und bei den Behörden von Erserum gingen um diese Zeit täglich bis hundert armenische Gesuche um Auslandspässe ein. Der Markt war voll von Haushaltungsgegenständen, die die Auswanderer zum Kauf anboten. Raub und Mord dauerten fort. In einem Gespräch mit einem Konstantinopeler Zeitungsberichterstatter bezeichnete damals der frühere Wali von Wan, ein Türke, die Stellung des Armeniers schlechter als die des leibeigenen Bauern im Mittelalter. Dieser hatte wenigstens nur einen Herrn, den Besitzer des Grund und Bodens. Der armenische Bauer hat dagegen zwei Herren, den feudalistischen Aga und außerdem den modernen Staat. In den Ostprovinzen leiden die Ackerbau treibenden Armenier unter dem von altersher bestehenden und durch das Eingreifen der Regierung immer noch nicht abgemilderten Feudalsystem, das den Armenier zum weißen Sklaven degradiert hat.

Leute, die die Verhältnisse nicht kennen und oberflächlich sind, meinen zwar, daß die Armenier wegen ihrer moralischen Minderwertigkeit kein besseres Los verdienen. Dies Urteil ist ebenso herzlos wie töricht. Man braucht nicht zu leugnen, daß es in den großen Städten des Morgenlandes viele betrügerische

Elemente unter den Armeniern gibt, die umso gefährlicher sind, als die Vertreter dieser Nation sich durchweg durch große Intelligenz und kaufmännische Überlegenheit auszeichnen. Man darf aber den Armenier nicht ohne weiteres ganz und gar verdammen. Im Gegenteil: die armenische Handelswelt besitzt im großen und ganzen hervorragende moralische Qualitäten, vergleicht man sie mit den Kaufleuten anderer Herkunft im nahen Osten. Und vor allem, der Armenier verfügt über einen Bildungshunger, der ihn wie vorausbestimmt erscheinen läßt, künftig die geistige Elite in der Levante zu stellen. Administrativ ist er ungewöhnlich begabt, wie man an den zahlreichen armenischen Deputierten der türkischen Kammer beobachten kann, die Hervorragendes leisten.

Unter den fremden Iüngern der verschiedenen ^.Iiuue matre», die die Hörsäle der großen Universitäten des Abendlandes bevölkerten, um dort ihre wissenschaftliche Bildung zu erwerben und zu vervollkommnen, zeichneten sich die armenischen männlichen und weiblichen Studenten durch Fleiß und Strebsamkeit aus. So sind denn jene, die im Eril die glühende Liebe zu ihrem geknechteten Volke daheim bindet, in hervorragendem Maße dazu berufen, morgenlänbischen Verhältnissen höhere Sitte und Kultur zu vermitteln und näher zu bringen.

Schon einmal, vor etwa 60 Iahren, als der Kurdenhäuptling Bedr Khan gegen 10 000 Armenier niedermetzelte und ganze Landschaften entvölkerte, hatten Mächte des Dreiverbandes, nämlich Frankreich und England, willkommene Gelegenheit, der Pforte gegenüber einzuschreiten. Möchte doch die Türkei, soweit nicht dieses Ringen um ihre Eristenz bereits uralte Vorurteile ganz wider die Berechnung des Dreiverbandes vergessen ließ, die dringendste Aufgabe erkennen, auseinanderfallende Volksteile untereinander und mit sich selbst zu versöhnen, damit das Land niemals die ohnmächtige Beute ländergieriger Mächte und ihrer Drahtzieher werde, sondern aus Blut und Eisen geschweißt zu einem einigen und mächtigen Reiche erstehe. Das wünschen wir unsern türkischen Freunden.

M. Sobotta:

Kurland und der deutsche Ritterorden.

Seit unsere deutschen Truppen siegreich in Kurland einrückten, wendet sich das Interesse mehr und mehr dieser russischen Ostseeprovinz, dem einstigen Herzogtum Kurland zu, das vor Iahrhunderten zum deutschen Kaiserreiche gehörte. —

Kurland ist ein weizenreiches Hügelland, in dem ein Viertel dem Ackerbau, ein Viertel der Viehzucht dienen, das übrige Gebiet besteht aus Wald, Fluß, See, Unland. Der bedeutendste Höhenzug, die Blauen Berge, dehnt sich von der Nordspitze, dem Kap Domesnäs am Rigaischen Meerbusen nach Süden. Die über 300 Kilometer lange, flache Meeresküste ist arm an Meerbusen, nur in Polangen, Libau, Windau ist Landung von Schiffen möglich. Lange Sandbänke erschweren die Schiffahrt. Dagegen sind Flüsse und Seen vielfach durch Kanäle verbunden, Kanäle führen auch von den Seen zur offenen Ostsee, einen Ersatz für Häfen bildend. Von allen Hafenstädten ist Libau die bedeutendste.

Seit alten Zeiten war Kurland von Wenden und Kuren bewohnt. Kurland und Livland bekam im dreizehnten Iahrhundert der Bischof Albert von Riga als deutsches Reichslehen. Der von ihm hier gegründete Schwertritterorden ging 1237 in den deutschen Ritterorden über. Dieser war während des ersten Kreuzzuges gegründet vom Herzog Friedrich von Schwaben. Siebenhundert Iahre sind vergangen, seit die tapferen Deutschritter in ihren weißen Mänteln mit schwarzen Kreuzen in dem heidnischen Lande erschienen. Im langen Kampfe unterwarfen sie das weite Land in den Ostseeprovinzen und füllten die verödeten Strecken mit deutschen Ansiedlern, bekehrten zugleich die heidnischen Preußen zum Christentum.

Vom Sitz des Hochmeisters, der Marienburg, bis weit über Kurland, Livland dehnte sich die Macht des Ritterordens aus; er schuf im Osten einen Staat, einen Grenzwall gegen Rußland, den man mit Stolz ein „Kleindeutschland" nannte, da der deutsche Pflug das weite Land eroberte nach der Kraft des deutschen Schwertes, da deutsche Arbeit hier eine Stätte deutscher Kultur schuf, die Keime zukünftiger Entfaltung in sich bergend. Seine kriegerische Tätigkeit unterstützte der Orden durch planmäßige, großartige Anlagen deutscher Kolonien, in Handelsunternehmungen auf der Ostsee bis nach Lübeck hin.

Den Anfang seines Verfalls zeigte der deutsche Ritterorden nach der Schlacht bei Tannenberg 1410, als er von Polen besiegt wurde. Zur Reformationszeit führte sein späterer Niedergang zu seiner Verweltlichung. Wie groß noch zur Zeit des Großen Kurfürsten seine Macht war, beweist die Tatsache, daß das Herzogtum Kurland damals eine bedeutende Kriegsflotte, sogar afrikanische

Kolonien besaß. Russischer und polnischer Einfluß bekämpften sich hier durch Iahrhunderte, bis sich endlich die Kurländische Ritterschaft Rußlands Herrschaft unterwerfen mußte.
Das Land des deutschen Ritterordens kam in polnischen, dann russischen Besitz, doch heute noch sind die Spuren seiner deutschen Arbeit unverkennbar, wenn auch seine politische Macht verging. Seit 1805 kam die Hochmeisterwürde an Österreich, dessen Erzherzöge den Titel fortführen bis heute.
Merkwürdig ist, daß die kurländische Erbfolge sogar von Friedrich dem Großen erwogen wurde, denn ein Albrecht von Brandenburg war einst Ordens-meister, doch konnte der große König angesichts der Welt von Feinden ringsum mit seinen Ansprüchen nicht durchdringen. Welch' andere politische Gestaltung hätten sonst die russischen Ostseeprovinzen genommen! —
Rußlands Druck lastet auf Kurland; zu den Deutschen gehörten der Adel und viele Bürger, während der Bauernstand aus Letten und Esten besteht. Die Oberschicht bilden die Deutschen; wie das Salz der Erde ist hier das Deutschtum, das der deutsche Ritterorden nach Kurland verpflanzte, denn trotz aller Unter-drückung dringt überall deutsche Arbeit, deutsche Tüchtigkeit durch. Im benach-barten Livland gilt die deutsche Universität Dorpat als geistige Nährquelle für den russischen Staat, in Kurland blühten deutsche Ritterschaftsgymnasien, deutsche Volksschulen, Handwerkervereine auf, deutsche lutherische Pastoren, Rechtsan-wälte, Ärzte, Beamte, Kaufleute wirkten hier in echt deutscher Art zum Segen des Landes, bis die russische Herrschaft mit roher Gewalt gegen das Deutschtum vorging. Die Russifizierung erreichte vor fast zwanzig Iahren einen Höhepunkt, als die bewährten deutschen Ritterschaftsgymnasien aufgelöst wurden, als die ehrlichen Deutschen Beamten den bestechlichen russischen Angestellten weichen mußten.
Trotz der planmäßigen Unterdrückung, die^ sich sogar auf religiöses Gebiet erstreckte, blieben die meisten Deutschen in der bedrohten Heimat, denn das Land war ihnen und ihren Vorfahren seit Iahrhunderten zur Heimat geworden. Einige fanden in Deutschland neue Arbeitsstätten.
Die im Baltenland Gebliebenen erlebten 1905 eine weitere russische Ge-fährdung: Dem in Kurland ansässigen deutschen Adel wurden von der russischen Regierung die Machtmittel über die lettische Bauernbevölkerung genommen. Die beabsichtigte Folge dieser „Freimachung" war der entsetzliche Bauernaufstand, der dem bisher herrschenden Deutschtum Macht, Kurland Gedeihen und Sicher-heit nahm. Verhängnisvoll für Kurland wurde jetzt der unüberbrückbare Gegen-satz zwischen den deutschen Herren und den lettischen Bauern, die in Wahrheit kettenbrechende Sklaven in Blut und Feuer wurden. Der Zustand der nie erstrebten Einheit unter den Ständen Kurlands führte zu einem baltischen Bauernkrieg. In den nächsten zehn Iahren ordneten sich die Zustände in den Ostseeprovinzen allmählich, bis sie vom Weltkriege erfaßt wurden. Bei Ausbruch des Krieges schon droh-

4en den Deutschen hier neue Unterdrückungen. In Ungewißheit und Bedrängnis sehen viele Deutsche in Kurland ihrem Schicksal entgegen, denn die Verfolgung der Deutschen wird in den Ostseeprovinzen mit Härte betrieben, obwohl Deutsck-russen sich auch in den Dienst Rußlands stellten.

In dieser Zeit werden sich die Bewohner Kurlands ihrer deutschen Kraft, ihres deutschen Gewissens sicher stärker bewußt, denn deutsch ist ihre Herkunft, ihre Sprache, ihre Sitte, ihr Glaube. Es ist natürlich, wenn sie in ihrem Hoffen und Streben auf deutscher Seite sind, wenn sie im deutschen Land eine schützende Heimat suchen und finden. Eine große Anzahl der in Preußen eingebürgerten Kurländer steht jetzt im preußischen Heeresdienst, aber die große Masse haftet an der ihr liebgewordenen, vor Iahrhunderten vom Deutschtum ergriffenen Scholle — und harrt ihres Schicksals im Weltkriege.

Aus dem Tagebuch des Kriegsfreiwilligen
Werner Köhler, Potsdam:

Ein Ausflug nach Antwerpen.

Schwere Regen- und Schneen»lken jagten am Himmel dahin, und der leichte Sprühregen, der die Ferne in ein undurchsichtiges Grau hüllte, versprach einen wenig schönen Tag. Die Bahnlinie nach Brüssel zur Linken lassend, rollt der Zug immer am Kanal Löwen—Mecheln—Sennegat entlang dem alten Bischofssitz Mecheln zu, von dessen stolzer Kathedrale aus deutsche Soldaten die deutsche Flagge grüßt. Wenige Stationen vor Mecheln, bei Boort-Meerbeek, erblickt man zur linken Hand ein Geleise, das von der Hauptbahn abzweigt und zu einer Stelle führt, die noch heute durch die aufgeworfene Erde dem Auge auffällt. Hier haben die 42 Zentimeter-Mörser gestanden, mit deren Hilfe es gelang, in so kurzer Zeit das gewaltig befestigte Antwerpen niederzuringen. Eine kleine Strecke von diesem Qrt entfernt, nach Mecheln zu, liegen auf einem Nebengleis vier belgische Lokomotiven mit Kiesloren, die man dort hat zusammenfahren lassen. Als die Belgier vernahmen, daß unsere schweren Geschütze auf der Bahn von Löwen her in Stellung gebracht werden sollten, ließen sie von Mecheln aus diese wilden Züge ab, die den Transport gefährden und wenn möglich die Mörser unschädlich machen sollten. Dieser Anschlag wurde jedoch durch die Wachsamkeit deutscher Flieger vereitelt; die Meldung kam frühzeitig genug, so daß es den Eisenbahntruppen gelang, die Geleise aufzureißen und die Lokomotiven zum Entgleisen zu bringen. Wer die Entfernung von dem Standort der Geschütze bis zu den Forts der Stadt Antwerpen erwägt, der muß von Bewunderung erfüllt

werden für den Batteriechef, der mit so unfehlbarer Sicherheit sein Geschoß auf das unsichtbare Ziel zu lichten wußte. Nicht weit hinter Mecheln an dem seinerzeit vielgenannten Netheabschnitt zeigen sich uns dann die ersten Außenbefestigungen, vor allem das berühmte Fort St. Catherine-Wavre-Notre Dame, von außen nur als ein Viereck von grasbewachsenen Wällen, um die sich ein Graben zieht, sichtbar. Hier vor und hinter den Forts zeigt die Landschaft die Spuren der erbitterten Kämpfe des Septembers und Oktobers des vorigen Iahres. Zerschossene Fabriken, verbrannte Wohnhäuser, niedergelegte Wälder, zersprengte Eisenbahnbrücken, an deren Stelle Notbrücken aus Holz getreten sind, usw. Ein großer Teil des Geländes ist durch die Gewiisser der Nethe, deren Dämme seinerzeit durchstochen wurden, überschwemmt. Von den Außenforts führt uns die Bahn zu der Kette der Innenbefestigungen; endlich prustet der Zug in den imposanten Zentralbahnhof von Antwerpen hinein, die Königin des Meeres, der zweitgrößte Handelshafen Europas, liegt vor uns. Wir treten hinaus auf die prächtige Keizerslei, an deren Ende sich schon das Wahrzeichen der Stadt, die schlanke Gotik der hochberühmten Kathedrale unsern Augen darbietet. Hier zeigt sich kein Bild des Krieges, dessen Sturm für Antwerpen vorübergebraust ist. Dumpf und ernst tönen die Glocken in die feiertägliche Stille des Sonntagvormittags, und aus den Regenwolken wirft die Sonne ihren vergoldenden Glanz über Firste, Dächer und Giebel der ehrwürdigen Stadt. Unwillkürlich tritt uns jenes Bild aus der Hamburger Kunsthalle vor Augen, das, von Meister Makart's Hand gemalt, den Einzug Kaiser Karls V. in Antwerpen darstellt. Nichts besseres wußte damals die stolze Stadt ihrem Fürsten darzubringen als die Schönheit ihrer reinen Töchter, die unbekleidet neben dem Pferd des hochmütigen Spaniers einherschritten.

An der Börse vorbei über den Place de Meir und den Schoenmarkt, gelangen wir zum Groenmarkt, in dessen Mitte sich das Denkmal des Meisters der niederländischen Schule Peter Paul Rubens erhebt. Am Groenmarkt (Grünmarkt) liegt auch das Gebäude, in dessen Räumen sich das deutsche Gouvernement Antwerpen befindet, und an der anderen Seite ragt die Kathedrale, das berühmteste gotische Bauwerk der Niederlande, an dessen höchster Kreuzblume stolz des Deutschen Reiches Kriegsflagge weht.

Auch König Albert hatte kurz vor dem Verlassen der Stadt seine Wohnung am Groenmarkt genommen, als der Verbleib in dem Königlichen Schlosse auf der Place de Meir aus Gründen der Sicherheit nicht mehr rätlich erschien. Die Zerstörungen in der Stadt selbst sind gering, zum Teil auch wohl schon wieder ausgebessert. Am meisten ist der Schoenmarkt (Schuhmarkt) betroffen, der ein Ziel der Zeppelinbomben und einiger weniger Granaten gewesen ist. In der Kathedrale, in der sich die Meisterwerke Rubens' befanden, die man vor den deutschen Barbaren in Sicherheit gebracht hat, findet allsonntäglich deutsche Militärmesse statt, die auch von der Zivilbevölkerung zahlreich besucht ist. Rheinischer

und mecklenburgischer Landsturm, selbst aus niederdeutschem Stamm, hat es fertig gebracht, die Herzen der Antwerpener Bürger und Bürgerinnen zu gewinnen. Man bedenke, daß beim Einzug der deutschen Truppen nur etwa 400 Einwohner von einer Viertelmillion vorgefunden wurden. Der allergrößte Teil davon ist zurückgekehrt. Diese unzerstörbare Verwandtschaft, die zwischen dem Deutschen und den niederdeutschen Vlamen besteht, macht das Leben in Antwerpen um vieles angenehmer, als es in Brüssel und den meisten anderen Orten Belgiens der Fall ist, wenn auch natürlich immerhin eine gewisse Spannung zwischen Siegern und Besiegten bestehen bleibt. Rein äußerlich betrachtet, zeigt sich der deutsche Einschlag in der Bevölkerung schon in den Gestalten. Während der Typus der Brüsseler sich stark dem des mehr kleinen und dunklen Franzosen nähert, sieht man hier, besonders unter den Frauen, hohe, blonde Gestalten, wie sie den Friesen eignen und Frenssens Romane sie uns so gut zu schildern wissen. Sollte Antwerpen in deutschen Besitz übergehen, so wird bei einsichtsvoller Verwaltung die Haltung der Bevölkerung kein allzu großes Hemmnis bilden. Es heißt dann, die Herzen derjenigen gewinnen, die jetzt auf Antwerpens Straßen den deutschen Soldaten nachlaufen, ihnen die Patschhand geben und mit strahlendem Gesicht „Dn^ N^uder" sagen.
Der Groote Markt in Antwerpen zeigt trotz des schönen Stadthauses nicht jene stilvolle Einheit, die wir an dem Brüsseler Marktplatz, auf dem einst das Blut eines Egmont floß, so zu schätzen wissen. Eigenartig wirkt aber unbestritten das Denkmal Brabos, jenes Mannes, der den Riesen Antigonus, der das Leben jedes vorüberfahrenden Schiffers bedrohte, besiegte, ihm die rechte Hand abhieb und sie in die Schelde warf. Man hat aus dieser alten Stadtsage den Namen Antwerpen — Hand werpen ableiten wollen. Zweifellos ist auch hier, wie bei so vielen anderen Fällen, die die Geschichte kennt, die Sage nur ein Versuch, den eigenartigen Namen, dessen Ursprung den späteren Bewohnern unbekannt war, erklären zu wollen. Nur wenige hundert Schritte vom Grooten Markt, und wir stehen am Ufer der Schelde, an dem sich an den verschiedenen Kais die Niederlassungen der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd, der englischen Red Star Line u. a. hinziehen. Wo sonst geschäftiges Treiben herrschte, liegt jetzt Totenstille ausgebreitet. Kein leichter Segler oder stolzer Dampfer wiegt sich auf den sich leise kräuselnden Wellen der Schelde, nur eine kleine Dampfjolle mit der deutschen Kriegsflagge liegt unterhalb des Steen, der alten Burg von Antwerpen. Am Ufer schreiten die Posten des deutschen Landsturms mit aufgepflanztem Bajonett auf und ab. Die Innenhäfen sind aber vollgepfropft voller Schiffe, deutscher, österreichischer und neutraler. Vor ihrem Abzug haben die Engländer bekanntlich noch die „Gneisenan" versenkt und die Maschinen der deutschen Schiffe zerstört. Die „Gneisenau" wird aber demnächst wieder flott gemacht werden, und auch die anderen Schiffe unterlagen schon einer gründlichen Reparatur. Weit draußen in der Schelde liegen, dort, wo sie in

holländisches Gebiet einmündet, in langer Reihe die Minenfänger, die den Hafen
vor diesen gefährlichen Gästen schützen sollen.
Wir wenden uns zurück in das Innere der Stadt, um einen Spaziergang
durch den Park zu unternehmen, und besuchen den Zoologischen Garten neben dem
Zentralbahnhof, der zwar mit den gleichen Instituten Berlins und Hamburgs
nicht wetteifern kann, aber durch seine sorgfältige Pflege und Sauberkeit eine
Zierde der Stadt bildet. Als das Bombardement durch die Deutschen bevorstand,
hat man die Raubtiere erschossen, weil man fürchtete, daß sie bei einer eventuellen
Befreiung Schaden anrichten könnten. Das Musse des Beaur arts, das die
Meisterwerke der niederländischen Schule enthält, ist leider geschlossen.
Erst als die Abendsonne ihre Strahlen über Stadt und Strom ausgoß,
kehrten wir zum Ufer der Schelde, die im Höhepunkt der Flut stand, zurück und
fuhren mit der Dampffähre hinüber zum Fort de Flandre, vor dem die belgischen
Geschütze aufgefahren sind, die noch in letzter Stunde gesprengt wurden, damit
sie nicht den Siegern Dienste leisten könnten. Ein herrliches Panorama enthüllte
sich in der Abendglut vor unseren Blicken — die stolze Herrin des Meeres am
mächtigen Scheldestrom. Von der Kathedrale aber grüßen des Deutschen Reiches
Farben und erfüllen uns mit stolzer Zuversicht, daß unserer Brüder Sterben nicht
vergeblich war, sondern die Saat, die in der Ernte uns ein größeres, mächtigeres
Deutschland zum Heil der Welt bescheren wird.

Dr. Karl Lohmann:

Der Weltkrieg und die deutschen Studenten.

Uen5 3«««» w U>IP»I« 5»I!<>

Als in den unvergeßlichen Augusttagen, die uns zum zweiten Male die
„Wacht am Rhein" und zum dritten Male das Kreuz aus Eisen brachten, unser
Volk in beispielloser Einigkeit und Kraft sich erhob, da zeigte es sich mit einem
Schlage, was manchmal nicht mehr ganz außer Frage erscheinen konnte: das
deutsche Volk ist in allen seinen Schichten, in Kern und Art, noch gesund an
Leib und Seele! Das lehrte uns ein Blick in die Augen derer, die sich zu
den Fahnen stellten, das zeigte uns das Verhalten der deutschen Frauen, voran
der ungezählten Mütter, und das sagten uns die Lieder und die Worte, die
dieses Volk mit einem Male wieder singen und sagen konnte.
Wer in diesen wundervollen Tagen, in denen sich im ruhigen Lauf der Zeiten
die deutsche studierende Iugend anschickte, in des Iahres längste und schönste
Ferien zu ziehen, auf deutschen Hochschulen umsah und umhörte, konnte Ein-

drücke gewinnen, die das Herz beben machten vor Freude und Stolz! War das dasselbe Iungvolk, das sich so oft in tändelnden Äußerlichkeiten nicht genug tun konnte, das im Denken, Fühlen, in Reden, in Wesen und in Haltung so weit sich entfernt zu haben schien von seinen kaum noch geahnten Überlieferungen, von dem edlen, starken Geiste einer Wartburgfeier? Staunend und beschämt mußten die, denen der deutsche Student — und wahrlich oft genug mit bitterem Recht — nur noch als eine Spielart des internationalen Lebejünglings erschienen, erkennen, daß unter unerfreulicher Schale doch noch etwas anderes steckte. Das waren nicht die Tage von 70, die sich auf unseren Universitäten zu erneuern schienen, das war ja mehr, tiefer, das waren die Frühlingstage von Breslau vor hundert Iahren, das war der Geist der Lützower, der aufzuerstehen schien. Mit einer Glut und Inbrunst kehrten alle diese Iünglinge zu den wahren Idealen deutschen Studententums um, daß man ein tiefes, unerfülltes, stilles Sehnen aus dumpfer, drückender Atmosphäre seelenlosen Gegenwartsdaseins, dem jetzt Befriedigung und Befreiung geworden, bei vielen wohl annehmen mußte. Der alte Kampfruf „Burschen heraus", für viele bisher nichts anderes gewesen, als der Anfang eines Kneipliedes, erhielt plötzlich wieder seinen tiefen, begeisternden Inhalt und historischen Sinn! Und so ging es mit vielen der alten starken Burschenlieder, die manchem nur noch des Singens wert erschienen, wenn an der Kneiptafel erst alles ordentlich „in Stimmung" geraten.
Erinnert sei nur an Hoffmann v. Fallerslebens unvergleichlich schönes „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", das mit seiner innig-markigen Singweise das deutscheste aller deutschen Heimatlieder genannt zu werden verdient, und wie dieses Lied der Iugend unserer Zeit so gar nichts mehr sagte! Aber in den Augusttagen des Iahres 14 ist auch dieses Lied gesungen, und nicht nur im Dunstkreis der Kneipe „stieg" es auf Kommando, im deutschen Walde, auf Straßen und Wegen konnte man es wieder hören, dieses Hohelied der Heimatliebe und -treue von jungen Lippen und aus jungem Herzen: Iünglinge, denen es beschieden sein konnte, schon nach wenigen Wochen die neu entfachte, vielleicht noch nie recht gespürte Liebe und Treue zum deutschen Vaterlande mit Einsatz des Lebens betätigen zu müssen, denen mußten Lieder, wie dieses, wieder etwas sagen! Phrasenhelden und Renommisten haben Amerikaner und Engländer unsere Studenten zu nennen beliebt, ob immer ohne jeden Grund, das entscheide, wer selbst „dazwischen" war, aber die tausende deutscher Studenten, die unter rohen Holzkreuzen in Flandern, in Polen, in den Argonnen und den Karpathen und überall dort, wo deutsche Fahnen wehten, schlummern, beweisen, daß man ihnen doch noch andere Titel geben muß! Und wohl nach Zehntausenden zählen die aktiven und ehemaligen Studenten, die als Offiziere und Unterführer an Schneid und Ausdauer dem Berufsoffizier in nichts nachstehen, und in Strapazen, Not und Gefahr, in Kampf und Tod untrennbar verbunden sind und sich verbunden fühlen mit den Geringsten im Volk in

Waffen! — Also stark und gesund im inneren Kern wie das ganze Volk war auch seine akademische Iugend noch bis zu der Stunde, die unseres Volkes Schicksalsstunde wurde in dem ureigensten Sinne dieses inhaltsschweren Wortes, sonst wäre es ein Ding der absoluten Unmöglichkeit, daß achtfache Übermacht elf Monate hindurch unseres Landes Grenzen umsonst berennt, und daß unsere mächtigen Feinde immer noch neue Leichenhügel vor unseren Grenzen türmen müssen, wo schon Hekatomben von ihnen geopfert sind.

Aber — und der Leser wolle dieses schier unmöglich erscheinende „Aber" verzeihen — aber ist denn nur Licht und gar kein Schatten vorhanden gewesen und vorhanden? Fast möchte man es im Anblick von unseres Volkes Heldenkampf freudig annehmen, hieße es nicht damit einem gerühmten Vorrecht, das uns vor manchem anderen großen Volke eigen ist, untreu werden, der Bescheidenheit oder, richtiger gesagt, der Fähigkeit und dem Mute der Selbsterkenntnis und der Selbstkritik! Und in der Tat, es bestanden Schatten und Dunkelheiten, und teilweise tiefe, die das Licht, das rein und klar strahlen sollte, wo Deutschlands führende Iugend sich zusammenfindet, lange und oft störend beeinträchtigt haben und die Frage auch in diesem Augenblick nicht überflüssig erscheinen lassen, wohin führte der Weg, und was wäre aus Deutschland geworden, wenn dieser Weltkrieg auch nur ein Menschenalter noch hätte auf sich warten lassen, hätte auch dann noch das Volk auf seine akademische Iugend so fest rechnen können? Zur Pflicht aber wird diese Frage, wenn es sich darum handelt, durch rückhaltlose Offenheit in erster Linie der Iugend selbst nützen zu wollen, denn die Iugend ist das Vaterland, seine Zukunft und Hoffnung, und selbst das beschränkteste Hirn und der gleichgültigste Sinn fängt an, ein klein wenig zu begreifen, daß wir in bezug auf Sorge, Leitung, Erziehung und Erhaltung unserer Iugend ihr nicht immer gegeben, was ihr zukam, daß wir leichtsinnig und verschwenderisch mit unserem kostbarsten Gute umgegangen, wo es anders hätte sein können und müssen!

Das gilt nicht zuletzt von unserer studierenden Iugend und rächt sich am Einzelnen und an der Gesamtheit nirgends schwerer als hier. Die starke, vaterländische Begeisterung und Hingabe, die auch jetzt wieder die Iugend erfaßt, beweist nichts dagegen, wie es den Anschein haben könnte, sie beweist nur, daß es heilige Pflicht ist, den Wurm und die Fäulnis, welche den gesunden Kern auch dieses Teiles — vielleicht des wertvollsten — unseres Volkes bedrohen, endlich zu sehen, nicht mehr achselzuckend und lächelnd als unvermeidliche „Auswüchse" zu ertragen, sondern auszurotten. Das muß geschehen, und das wird geschehen, und zwar von denen selbst, die es am nächsten angeht.

Man vergleicht die gegenwärtige Zeit gern mit der Zeit vor hundert Iahren, und nicht mit Unrecht, wie allein schon das Verhalten der studierenden Iugend beweisen wird, wenn sie aus diesem furchtbaren Kriege zu ihren Heimstätten zurückgekehrt ist! Wie die aus den Befreiungskriegen heimgekehrten

Studenten vor hundert Iahren empfanden und dachten, das schildert Theobald Ziegler uns in unübertrefflich anschaulicher Weise: „Die damaligen Studenten waren gereifter, als sonst Studenten zu sein pflegen: sie hatten Großes erlebt, die meisten hatten als Freiwillige geholfen, Großes zu erkämpfen, sie hatten bereits etwas geleistet." Und nun kamen sie auf die Universitäten zurück und fanden hier „das deutsche Studentenleben mit seiner Roheit und seiner Rauflust, seiner Renommage und seinem Saufkomment, seinem Mangel an Ernst und Inhalt, die Wichtigtuerei der Mensur und die Nichtigkeiten der Kneipe, die Geistlosigkeit und Knabenhaftigkeit — das konnte den Heimkehrenden nicht mehr imponieren: wer im Kugelregen gestanden, der braucht seinen physischen Mut auf dem bißchen Mensur nicht erst zu erweisen, wer blutige Siege mit erfochten hat, kann an dem Triumph des Niedertrinkens von Kommilitonen, wer am Wachtfeuer beten gelernt hat, kann am öden Zotenreißen keine Freude mehr haben." So beschreibt Ziegler die damaligen Zustände auf den Hochschulen und den unvermeidlichen Eindruck derselben auf tiefere, geläuterte Gemüter. Das trübe und manchem wohl gar übertrieben erscheinende Bild trägt aber nicht nur die Iahreszahl der Zeit, aus der heraus es uns vorgeführt wird, man darf es ohne jeden Anachronismus auch hundert Iahre vordatieren, genau mit dem gleichen Rechte, mit dem man es schon als im allgemeinen zutreffend bezeichnen wird zu einer Zeit, als Ulrich von Hutten noch seine schmerzlichen Erfahrungen auf Deutschlands hohen Schulen sammelte! Wer aber zweifelnd den Kopf schütteln möchte im unzerstörbaren, fröhlichen Glauben an die ehrwürdige Tante, genannt „gute alte Zeit", der vernehme folgendes, schon zu Luthers Zeiten bekannte Studentensprüchlein:

Welcher Student von Wittenberg kommt mit gesundem Leib,
von Leipzig und Tübingen ohne Weib,
von Iena und Helmstädt ungeschlagen,
der kann von großem Glücke sagen! —

Und im Iahre 1662 mußte durch förmliches Reichsgesetz das als Pennalismus bezeichnete Fuchsrecht, bestehend in unerhörten schimpflichen und rohen Mißhandlungen der Neuankömmlinge auf den Universitäten, ausdrücklich aufgehoben werden! Wem aber diese Beiträge zur Kulturgeschichte des deutschen Studenten noch nicht ausreichend erscheinen, der nehme mal das Allgemeine deutsche Kommerebuch zur Hand und schreibe sich nach den zahlreichen alten und älteren Liedern desselben selbst eine Kulturgeschichte des deutschen Stndentenlebens. — — Wie aber steht es mit diesen Dingen in unserer Zeit?

Ehe diese Frage beantwortet werden kann, sei die Wandlung und Entwicklung studentischer Ethik in den letzten hundert Iahren einer kurzen Betrachtung unterzogen: Nach den Freiheitskriegen setzte auf den deutschen Universitäten unter dem Einfluß und der Führung der gereiften, durch Kriegsteilnahme sittlich

gefestigten Elemente eine Bewegung ein, die sich zunächst auf eine Erneuerung der vorstehend gekennzeichneten, unerfreulichen Zustände und Sitten an den Hochschulen als das nächstliegende Ziel richtete und richten mußte. Und daß dieses Bestreben so Näglich und annähernd ergebnislos verlief, gehört zu dem Tragischsten, was die Geschichte unseres Volkes aufzuweisen hat. Wenn jemals reine, sittliche Kräfte, die sich in den Dienst der besten, nicht nur einem Volke, letzten Endes der Menschheit zugute kommenden Sache gestellt, verkannt, mißachtet, verhöhnt und brutal unterdrückt sind, so geschah es hier. Das hat kaum einer besser verstanden und überzeugender ausgedrückt als Nietzsche, sagt er doch über diese so unnötig und verderblich unterdrückte Bewegung einer zunächst rein sittlich gedachten und gewollten Erneuerung: „. . . jene empörten Iünglinge waren die tapfersten, begabtesten und reinsten unter ihren Genossen: eine großherzige Unbekümmertheit, eine edle Einfalt der Sitte zeichnete sie in Gebärde und Tracht aus: die herrlichsten Gebote verknüpften sie untereinander zu strenger nnd frommer Tüchtigkeit; was konnte man an ihnen fürchten? Es ist nie zur Klarheit zu bringen, wie weit man bei dieser Fnrcht sich betrog oder sich verstellte . . ." Der Ausgang dieser kurz dauernden Bewegung und das, was dann folgte, ist wohl allgemein bekannt und mag hier, nur kurz zusammenfassend, daran erinnert werden: Die natürlich auch nach sichtbarem Ausdruck strebende Einheit dieser im edelsten Sinne des Wortes „deutsch" und „christlich" zugleich empfindenden Iünglinge führte nur an einer Hochschule zu einer Verwirklichung des Gedankens; mangelnde Führung in entscheidenden Stunden und der tief wurzelnde Partikularismus der Deutschen vereitelte alles Streben. Die Iahrhundertfeier der deutschen Burschenschaft, die wir in diesem Iahre begehen konnten, hat Berufeneren Veranlassung gegeben, diese Zeit unserem Geschlechte wieder näher zu bringen. Das im Iahre 1817 etwas überschwenglich gefeierte, viel verlästerte Wartburgfest stellt den Höhepunkt dieser Bewegung und zugleich den Beginn einer Periode verständnislosester und schmachvollster Verfolgungen dar. Die Ausschreitungen einzelner gaben den Anlaß, die ganze, bei den Regierungen verhaßte und verdächtige Bewegung zu unterdrücken. Zugegeben werden muß, daß auch manche unheilvolle Übertreibungen in den Reihen der Iugend sich fanden, die zwar meist in „teutschen" Kleiderfragen und in gewaltigen, blutrünstigen Reden und Worten sich erschöpften, aber doch geeignet waren, der guten Sache auch bei wohlmeinenden reiferen Menschen zu schaden. — Ein Menschenalter und länger stand das geistige und sittliche Leben an unseren Hochschulen im Zeichen einer Überwachung und Verdächtigung und war damit gelähmt in seinen reichen Entwicklungsmöglichkeiten. Aber ganz verklungen ist es doch niemals wieder, was damals die Gemüter bewegt, und wird vielleicht in zeitgemäßem Gewande, gestützt und geschirmt durch eine weisere, ihre wahren Aufgaben besser erkennende Regierung, auferstehen, wenn die Tausende deutscher Hochscl'üler heimkehren aus den Stürmen des Welt-

krieges; zu schämen brauchten sie sich nicht, die Traditionen ihrer akademischen Kriegskameraden vor hundert Iahren aufzunehmen, denn „wahrlich, so singen keine Revolutionäre und Verschwörer," ruft Ziegler aus bei Wiedergabe der Worte, mit denen damals die verfolgte Iugend auseinanderging: „Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold, und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!"

So war also der erste Versuch der besten und mannhaftesten unter den deutschen Studenten, eine wirkliche und dauernde, auf Deutschtum und Christentum, auf Sittlichkeit und Selbstzucht gegründete Erneuerung und die Beseitigung Iahrhundert« bestandener Schäden und Unsitten zu erreichen, mißlungen. Die Folgen blieben nicht aus: Langsam, aber unaufhaltsam, fand der Materialismus Eingang dort, wo ihm der stärkste Wall hätte bereitet sein können. Es würde zu weit führen, diese Entwicklung im einzelnen zu verfolgen, aber langsam und zögernd vor der Reichsgründung, schnell, reißend, lawinenartig von Iahr zu Iahr anschwellend von da an bis auf unsere Tage! — Man mag über Otto Iulius Bierbaum als Dichter und besonders als „Volkserzieher" denken, wie man will, eins muß man ihm aber unbedingt lassen: er hat mit grellen, aber nicht unwahren Farben uns Bilder gezeichnet von dem Studentenleben der achtziger und neunziger Iahre, dem Höhepunkt schrankenlosen, zersetzenden Materialismus, die Grauen einflößen müssen und dem, der da sehen kann und sehen will, die Augen öffnen, wohin wir mit unserer Iugend gelangt waren. Zugegeben werden soll und muß, daß manche Zeichen einer Wandlung, einer Umkehr und Gesundung im letzten halben Menschenalter in zunehmendem Maße sich eingestellt haben, und daß es deshalb wohl berechtigt ist, von einem Höhepunkt — besser Tiefstand —, der überwunden ist, zu reden. Aber Zeichen trügen bekanntlich manchmal, und dann verläuft auch ohne äußere Hemmung und Beeinträchtigung manche noch so hoffnungsvoll einsetzende Reformbestrebung nicht selten spurlos wieder im Sande. Deshalb wollen wir nicht selbstsicher vorübergehen an der Fülle von Erfolgsmöglichkeiten, die dieses Weltkrieges ungeheuere Erschütterung auch im Sinne einer Reform des studentischen Lebens bedeutet. —

Was sind denn nun die Schäden des Studentenlebens unserer Tage?

Nun, es sind ihrer genug, um ein Buch von nicht unerheblichen Dimensionen allein diesem Thema widmen zu können! Ein Eingehen auf diese Dinge wird stets mit einer großen Schwierigkeit zu rechnen haben, dem subjektiven Empfinden und den persönlichen Eindrücken nicht unbewußt und ungewollt mehr nachzugeben, als es im Interesse einer unbedingten Objektivität möglich ist. An Widerspruch wird es deshalb niemals einer Darlegung, wie sie im folgenden gegeben ist, fehlen. Mag jeder mit seinen akademischen Erinnerungen und seinen Sympathien stehen, wo er will, niemals kann er leugnen, daß etwas faul ist im akademischen Staate,

od« besser: im Leben unserer akademischen Iugend, und keineswegs allein an den Großstadtuniversitäten, wo der Student in seiner Lebensführung vielfach gar kein Student mehr ist, sondern ein sich mehr oder minder skrupellos amüsierender „junger Mann" wie jeder andere, nur unvorteilhaft unterschieden durch den Umstand, daß er nicht selbstverdientes, sondern seines Vaters Geld vertut. Nein, auch an den „Hochburgen studentischer Überlieferung" muß es manchmal den Anschein erwecken, als ob die stolzen und schönen Überlieferungen studentischer Vergangenheit einzig und allein in äußerlichem Gepränge und Getue sich erschöpfen, im Wesen des jungen Akademikers aber mit einer Art Geflissentlichkeit nur die weniger erfreulichen zum Ausdruck gelangen. Nicht soll hier die Rede sein von der viel umstrittenen Mensur und ihrer Berechtigung, das sei und bleibe interne studentische Angelegenheit, wie manches andere, aber was sich den Augen der Öffentlichkeit darbietet, das darf der Besprechung nicht entzogen werden, und dazu gehört in erster Linie ein im schroffsten und ungesündesten Gegensatz zu der auf den oberen Stufen unserer höheren Schulen von Lehrern und — man übersehe das nicht — von manchen Schülern schon selbst erstrebten Vertiefung und Verinnerlichung der ganzen Persönlichkeit stehende „programmmäßige" gewollte Umkehr zu einer Oberflächlichkeit, ja Knabenhaftigkeit der ganzen Anschauungen, vor allem des äußeren Wesens, der Sprache, der Gebärden usw., die geradezu abstoßend in manchen Fällen wirkt. Irgendjemand hat mal irgendwo sehr treffend bemerkt: „Der junge Offizier imponiert, der junge Student amüsiert!" Kann und darf aber ein solches Urteil überraschen, wenn man bei so vielen Studenten diese erschreckende vollständige Verkennung des so gern zitierten Begriffes der „akademischen Freiheit" findet, die nicht in dem selbstverständlichen Sinne einer gesteigerten Verpflichtung zur Selbsterziehung und zur Selbstzucht und eines erhöhten Verantwortlichkeitsgefühls aufgefaßt wird, sondern vielmehr als ein Freibrief für eine teilweise zügellose Betätigung der Genußsucht, Selbstsucht und ein förmliches Prahlen mit einer eingebildeten UnVerantwortlichkeit angesehen wird. Woran liegt das? Meines Trachtens an der irrigen Auffassung, daß die studentische Ungebundenheit, wie wir sie zurzeit besitzen und schätzen zu müssen glauben, notwendig und nützlich sei zur Erziehung im Sinne einer männlich-selbständigen Persönlichkeit. Im Prinzip läßt sich gegen eine derartige Gedankenführung ja nichts einwenden, wenn man anerkennt, daß nur der frei und selbständig wird, der seine Freiheit zu gebrauchen gelernt hat. Aber wer lehrt denn unsere Studenten ihre Freiheit wirklich und richtig gebrauchen? Die Korporation etwa? Hierüber bitte ich bei Bi'erbaum und anderen nicht ganz unerfahrenen Autoren nachlesen zu wollen, um zu verstehen, daß Drill noch lange nicht Erziehung ist und umgekehrt. Kein Mensch darf unseren studentischen Korporationen aber in mißverständlicher Auffassung des eben Gesagten die Eristenzberechtigung absprechen wollen: die Institution ist gut und nötig, aber die Mittel, mit denen sie arbeitet,

sind vielfach veraltet und untauglich: die immer noch einen nicht ganz unwesentlichen Teil der studentischen „Erziehung" darstellende Lehre und Übung, wie man möglichst große Mengen von Alkohol nach einer gewissen verbrieften und vererbten Gesetzmäßigkeit sich einverleibt, die unumschränkte Ausübung von jeder Art „Studentenulk", einer meist mehr altertümlichen als originellen Spielart des Humors von nicht selten fataler Ähnlichkeit mit dem sogenannten „Dummenjungenstreich" kümmerlichsten Genres, die systematische Betonung der Form^ nicht immer, aber nicht selten auf Kosten des Wesens, und jeder Art von Äußerlichkeit, die geflissentliche Neigung, Schneid statt Eigenart zu züchten, und manö'e andere „Erziehungsgrundsätze" können nicht als unbedingt zeitgemäß angesehen werden, um aus einem Iüngling aus gutem Hause einen lebenstüchtigen Mann zu machen! Dazu kommt noch so manches andere, das aber unausgesprochen bleiben mag, weil, wer das Studentenleben kennt, auch seine Schäden und Schwächen kennt, und wer dem inneren Wesen unseres Studententums fremd gegenübersteht, durch eine Weiterführung vorstehender Gedankenreihe auch kaum zu einem eindringenderen Verständnis gelangen wird.

Der Kern ist gesund, an dieser Tatsache kann — Gott sei es gedankt — nichts rütteln, aber die Schale ist in manchem ihrer Teile morsch und wurmig, und der Wurm, der in der Schale sitzt, wird schließlich auch den Kern angreifen, läßt man ihn gewähren! Die innere Gesundheit unserer Iugend hat uns dieser beispiellose Krieg schon jetzt geoffenbart, aber er hat uns auch die Augen geöffnet für ihren Wert! Kein Schatz, kein Reichtum ist unerschöpfbar, und wie wir sparsam umzugehen gelernt haben mit dem heiligen Brotkorn, so werden wir das in Zukunft auch mit unserer Iugend tun. Die schon jetzt von der Regierung angekündigte, nicht unwesentliche Erweiterung des Steuerprivilege für kinderreiche Familien ist ein unbedeutendes, aber doch hoffnungsgrünes Anzeigen dafür, daß man auch „oben" anfängt, unseren wahren Reichtum zu erkennen, zu würdigen und zu — schonen. — Wir alle, besonders aber wir alten Akademiker, haben die heilige, vaterländische Pflicht, wenn dieser Krieg beendet und die unerhörte Opferung unserer Iugend aufhören darf, Sorge zu tragen, daß durch Haushalten auch auf diesem Gebiete der ungeheure Ausfall so schnell wie möglich wieder eingespart wird, durch Haushalten mit den Gütern des Leibes und der Seele, die wir in unserer studentischen Iugend besitzen und immer besaßen, die wir aber oft genug in Leichtsinn und Gleichgültigkeit vergeudeten. An Mitteln und Wegen wird es denen, die zu diesem Wächteramt berufen sind, nicht fehlen. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg," das kann und muß hier gelten! Man mag im einzelnen seine eigensten Ansichten über diesen einzuschlagen, den Weg haben, der endlich und endgültig hinaus- und hinauffübrt aus Resten mittelalterlichen Moders und Plunders, aus Vorurteil, Beschränktheit, Gleichgültigkeit und Leichtsinn zu den Höhen wahrhafter Freiheit und Würde, über e i n Mittel kann und darf nicht gestritten und gefeilscht werden^

das, niemals zum Selbstzweck werdend, doch nicht länger fehlen darf, als
wahrhaft und wirklich gleichberechtigtes, voll anerkanntes Erziehungsmittel
unserer Iugend: die Leibesübungen! — Diese nehmen immer
noch nicht annähernd die Stelle im Lebens- und Entwicklungsgange des
jungen Deutschen ein, die ihnen zukommt! Und immer gibt es noch
Leute, und leider sich recht „maßgeblich" dünkende, die mitleidig das
weise Haupt schütteln, wenn von der völligen Gleichberechtigung geistiger und
körperlicher Ausbildungs- und Erziehungsmittel als notwendige Vorbedingung
zur sittlichen Ertüchtigung unseres Volkes die Rede ist. Als Übersetzungsübung
ist der Satz mens »».na in corpor« »ano bekannt und beliebt, aber darüber
hinaus wird ihm stellenweise Beachtung versagt: „Wir haben so etwas nicht
nötig", unsere jungen Männer besitzen den ungemeinen Vorzug, „griechische
Schönheit" und „römische Kraft" in den Ursprachen „begriffen" zu haben. —
l'empi p28sati, so darf man hoffen und wünschen, in denen ein nicht geringer
Teil der jungen akademischen Bürger ihr Interesse für Leibesübungen damit als
ausreichend betätigt ansahen, daß sie sich drei bis vier Semester täglich eine
Stunde auf staubigem Paukboden bemühten, eine möglichst erhebliche Hyper-
trophie der rechten Schulter- und Oberarmmuskulatur zu erzielen, und dann
später beim Studium der neuen umfangreichen Vorlesungsverzeichnisse mit Be-
friedigung am Ende derselben in zwei Druckzeilen gewissermaßen amtlich zu ver-
nehmen, daß die Leibesübungen an deutschen Hochschulen auch „gepflegt" werden.
Welche Quelle höhnischer Belustigung waren diese zwei Zeilen „Leibes-
übungen" hinter vielleicht dreißig Seiten anderer „Übungen" allein den bei
uns so ahnungslos mit Gastrecht ausgestatteten Ausländern, wie Verfasser es
wiederholt erleben mußte. — Doch diese Zeiten unglaublichster, verständnislosester
Vertrottelung kostbarer Kraft, sie sind wohl für immer vorbei und waren es
bis zu einem gewissen Grade schon vor dem Kriege.

Wenn aber dieser Krieg vorüber, wenn sie zurückgekehrt sind, die jetzt im
furchtbarsten Ringen ihren wahren Wert erweisen müssen, dann sei, wie im
ganzen deutschen Volke, auch auf unseren Hochschulen kein Raum mehr für un-
würdig-knabenhaftes Spiel, für Tand und Äußerlichkeiten in Worten und Wesen,
dann mögen sie, die so stark, so tapfer und so treu den eisernen Besen geschwun-
gen, um wegzufegen, was über unsere Grenzmarken wollte, noch einmal zu dem-
selben greifen und aus ihrem Hause, das sie sich mit ihrem Herzblut neu ge-
festigt, ausfegen, was ihnen nicht mehr passen mag und kann.

Rechtsanwalt Dr. .jur. Werneburg:

Der Krieg und das Seeverficherungsrecht.

Über den Umfang der Gefahr, die der Versicherer bei der Seeversicherung zu tragen hat, enthält sowohl das Handelsgesetzbuch, wie auch die allgemeinen Seeversicherungsbedingungen nähere Bestimmungen. Nach § 69 der letzteren — übereinstimmend mit § 820 HGB. — trägt der Versicherer, wenn nicht etwas anderes vereinbart worden ist, grundsätzlich alle Gefahren, denen das Schiff oder Ladung während der Dauer der Versicherung ausgesetzt ist, also sowohl die Gefahr der Naturereignisse und der sonstigen Seeunfälle, wie die Gefahr des Krieges und der Verfügung von hoher Hand.

Was zunächst den Begriff der Kriegsgefahr betrifft, so setzt dieser einen Kriegszustand voraus, d. h. also Waffengewalt zweier oder mehrerer sich feindlich gegenüberstehender Staaten. Während jedoch das Völkerrecht als Krieg nur solche gewalttätigen kriegsähnlichen Handlungen ansieht, die von völkerrechtlich anerkannten Staaten ausgehen, fallen unter den Begriff des Krieges im Sinne des Seeversicherungsrechtes auch Waffenakte von völkerrechtlich nicht anerkannten Mächten, ferner aber auch Bürgerkrieg und revolutionäre Erhebungen (Voigt, Seeversicherungsrecht, S. 396 ff. und Reichsgericht I. Zivilsenat, Hans. Gerichts-Zeitg. Hauptblatt Nr. 75).

Der Begriff des Krieges im Sinne des Seeversicherungsrechtes deckt sich also nicht mit dem Begriff des Krieges im Sinne des Völkerrechtes.

Demnach umfaßt die Gefahr des Krieges, die nach § 820 HGB. an und für sich der Versicherer zu tragen hat, vor allem die Konfiskation durch kriegführende Mächte, die Wegnahme, Beschädigung, Vernichtung und Plünderung durch Kriegsschiffe und Kaper, mögen diese Kriegsschiffe oder Kaper anerkannten oder nicht anerkannten Mächten gehören.

Der Kriegszustand ist regelmäßig in seiner örtlichen Ausdehnung beschränkt; diese örtliche Begrenzung hat jedoch im Seekriege und damit für das gesamte Gebiet der Seeversicherung keine maßgebende Bedeutung. Der Krieg ist ferner seiner Zeit nach beschränkt, da er entweder mit der Kriegserklärung oder dem Beginn der Feindseligkeiten anfängt und mit dem Friedensschluß oder der Einstellung der feindlichen Handlungen sein Ende hat. Die Dauer der von dem Versicherer bei der Seeversicherung zu tragenden Kriegsgefahr deckt sich jedoch nicht mit diesem Zeitraum, da die versicherungsrechtliche Kriegsgefahr begrifflich nur tatsächliche Ausübung von Feindseligkeiten kriegführender Machte einbegreift, gleichgültig, ob diese vor offizieller Kriegserklärung oder nach Friedensschluß erfolgt sind. Vernichtet also ein Kriegsschiff ohne Kenntnis von erfolgtem Friedensschluß ein versichertes Kauffahrteischiff, so liegt eine Kriegs-

gefahr im Sinne des Seeversicherungsrechtes vor, wenn nur das erstere als krieg-
führende feindliche Macht den Akt vornimmt.
Häufig wird bei der Seeversicherung von den Vertragsparteien die Über-
nahme der Kriegsgefahr durch den Versicherer ausdrücklich ausgeschlossen. Es
kommen in dieser Hinsicht zwei verschiedene Klauseln vor. Einmal die Klausel
„frei von Ktiegsmolest" gemäß § 100 der Allgemeinen Seeversicherungsbedingun-
Zen (§ 348 HGB.) und die Klausel „nur für Seegefahr" nach 8 101 der Allg.
Seeversichernngsbedingungen (§ 349 HGB.).
Der Sinn beider Klauseln stimmt darin überein, daß damit die Nichtüber-
nahme der Kriegsgefahr durch den Versicherer als vereinbart gilt. Im übrigen
besteht jedoch zwischen beiden Klauseln ein wichtiger Unterschied. Die Klausel
„frei von Kriegsmolest" hat die Bedeutung, daß nicht nur die Kriegsgefahr als
solche ausgeschlossen wird, sondern daß mit dem Eintritt einer Kriegsbelästigung
die Versicherung zugleich bezüglich der übrigen Gefahren endet. Die Klausel
„nur für Seegefahr" hat, wie erwähnt, zwar ebenfalls den Ausschluß der Kriegs-
gefahr zur Folge, läßt jedoch die Versicherung nicht enden, vielmehr haftet der
Versicherer im übrigen auch noch nach dem Eintritt der Kriegsbelälstigung
weiter, trägt also nach wie vor die Gefahr der Naturereignisse und sonstigen
Eeeunfälle. (R.-G. Urteil vom 18. Dezember 1907, Bd. 67, S. 253.)
Bei der Klausel „nur für Seegefahr" haben daher Veränderungen des
Risikos, die infolge von Kriegsereignissen eintreten, nicht die Wirkung einer
Beendigung der Versicherung, selbst wenn sie, wie regelmäßig, die von dem Ver-
sicherer übernommene Gefahr erhöhen (Protokolle der Kommission zur Beratung
«ines allgemeinen Handelsgesetzbuches, S. 3304 ff.).
Bei dem der Reichsgerichtsentscheidung vom 18. 12. 190? zu Grunde
liegenden Sachverhalt war das Schiff nach der Klausel „nur für
Seegefahr" versichert worden. Auf der Reisestrecke nach Wladi-
wostock erlitt es durch Eis starke Beschädigungen, infolge deren
Wasser in den Schiffsraum drang. Der Kapitän des Schiffes sah sich
deshalb genötigt, die Reise nach Wladiwostock aufzugeben und einen
Nothafen an der japanischen Küste aufzusuchen. Als der Dampfer in der Tsugara-
straße eingelaufen war, wurde er — es war zur Zeit des russisch-japanischen
Krieges — von dem japanischen Kreuzer „Iwate" beschlagnahmt. Der Dampfer
wurde von den Iapanern besetzt und sollte nach Jokosaka gebracht werden, da
das Wasser in dem Schiffsraum weiter gestiegen war und das Schiff zu sinken
drohte; es wurde daher von den Iapanern in leckem Zustande in der Aomoribucht
absichtlich auf den Strand gesetzt.
Der Kläger vertrat den Standpunkt, daß der Dampfer infolge einer See-
gefahr, nÄmlich durch die Strandsetzung, total verloren sei, und verlangte von
ber Beklagten die Versicherungssumme. Das Reichsgericht sprach übereinstimmend
mit den Vorinstanzen die Klage zu.

Es führt in seinen Entscheidungs-Gründen zutreffend aus, daß zunächst keine
Rede davon sein könne, daß die beklagte Versicherungsgesellschaft in dem Augenblick
frei geworden sei, wo die japanischen Soldaten an Bord des Schiffes kamen
und dieses beschlagnahmten. Vielmehr hafte die beklagte Versicherungsgesell-
schaft auch noch nach diesem Ereignis für die Seegefahren, und zwar auch inso-
weit, als diese etwa durch das Eingreifen der Kriegsmacht vergrößert sein sollten.
Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme war dem Kläger durch die Strand-
seßung des Schiffes seitens der Iapaner jede Aussicht auf Wiedererlangung ge-
nommen worden. Das Reichsgericht nahm übereinstimmend mit dem Oberlandes-
gericht an, daß sich der so eingetretene Totalschaden auf eine Seegefahr im Sinne
des Versicherungsvertrages gründe. Denn schon vor dem Eingreifen des japani-
schen Kreuzers habe der Dampfer durch Eis bedeutende Beschädigungen erlitten
und sei leck geworden. Es liege aber nichts dafür vor, daß das Eingreifen der
Seesoldaten mit als Ursache des eingetretenen Schadens anzusehen sei; derselbe
sei vielmehr ausschließlich auf Elementarereignisse zurückzuführen, die sich auf
der Reise während des Laufens der Versicherung zugetragen hätten.
Nach der Annahme des Seeamtes war als Ursache des Unfalles neben ten
Eisbeschädigungen die Öffnung der Schleusen des Dampfers durch die Ja-
paner anzusehen. Das Reichsgericht führt hierzu aus, daß es sick bierbei nicbt
um eine Maßregel handele, die mit der Beschlagnahme des Scbiffes im Zu-
sammenhang stehe, sondern um eine nautische Maßregel, die richtig oder falsch
gewesen sein könne, deren Folgen aber jedenfalls den Versicherer zu treffen hätten.
Bedeutungslos für das Versicherungsverhältnis sei auch, ob diese Maßregel von
der Besatzung des versicherten Schiffes oder von dem japanischen Kreuzer ge-
troffen worden sei. Eine Veränderung der Seegefahr infolge der Kriegs-
belästigung sei bei einer Versicherung mit der Klausel „nur für Seegefahr" ohn«
Einfluß.
Das Reichsgericht nimmt sogar in dem zitierten Urteil die Verantwortlich-
keit des Versicherers für Seegefahr dann für gegeben an, wenn das versicherte
Schiff wegen der Kriegsbelästigung von seinem Wege abweiche oder der Schiffer
die freie Führung über das Schiff verliere, selbst wenn dies durch ein Verschulden
eines Dritten veranlaßt sein sollte.
Wichtig für das Gebiet der Seeversicherung ist ferner die Frage, ob, falls
nicht ausdrücklich die Versicherung auch gegen Minengefahr eingegangen ist,
Schäden durch Minen bei einer Versicherung mit der Klausel „nur für See-
gefahr" mit einbegriffen sind. Da nach dem Gesagten die Klausel „nur für
Seegefahr" die Kriegsgefahr ohne weiteres ausschließt, so ergibt sich, daß Schäden
oder Verlust des versicherten Schiffes durch Minen innerhalb der Dauer des
Krieges den Versicherer auf keinen Fall treffen können.
Sehr zweifelhaft ist jedoch, ob Schäden durch Minen nach Beendigung des
Krieges oder erfolgtem Friedensschluß eine Haftung des Versicherers bei dieser

Klausel begründen, ob mit anderen Worten diese Schäden auch jetzt noch durch Kriegsgefahr verursacht worden sind oder nicht.

Man wird davon auszugehen haben, daß maßgebender Zeitpunkt in dieser Hinsicht nicht der Friedensschluß ist, sondern die Beseitigung der Minen oder deren Kenntlichmachung dnrch den kriegführenden Staat. Bis zu diesem Zeitpunkt ist der Schaden durch Kriegsgefahr verursacht und schließt die Haftung des Versicherers bei der Klausel „nur für Seegefahr" aus. Da der Staat nach Friedensschluß zur Beseitigung der Minen unzweifelhaft verpflichtet ist, so kann der Versicherungsnehmer gegen diesen bei schuldhafter Unterlassung Schadenersatzansprüche geltend machen. Der Versicherer haftet dann nicht. Zu beachten ist übrigens, daß gemäiß § 849 HGB. im Zweifel angenommen wird, daß ein eingetretener Schaden durch Kriegsgefahr verursacht worden ist; in Zweifelsfällen, ob der Staat die Minensperre kenntlich gemacht hat, wird also angenommen, daß dies geschehen ist, der Schaden also durch Kriegsgefahr nicht verursacht worden ist. In derartigen Fällen haftet also der Versicherer auch bei der Klausel „nur für Seegefahr".

Nach gleichen Gesichtspunkten dürfte schließlich auch die sebr zweifelhafte Frage, ob Schäden durch Treibminen nach erfolgtem Friedensschluß durch Kriegsgefahr verursacht sind oder nicht, zu entscheiden sein. Es wird jedoch stets von Fall zu Fall zu prüfen sein, ob eine Beseitigung der Treibminen dem kriegführenden Staat nach erfolgtem Friedensschluß überhaupt noch möglich war. —

Arthur Neumann:

Eine notwendige Friedensaufgabe.

Im Laufe des Krieges haben wir an fast allen Punkten des Wirtschaftslebens die Erfahrung gemacht, daß unsere Kenntnis über die Funktionen im wirtschaftlichen Leben doch noch sehr unzureichend, ja manchmal überhaupt nicht vorhanden sind. Wie haben wir uns doch, um nur ein besonders krasses Beispiel herauszugreifen, über die Kartoffelvorräte des letzten Erntejahres getäuscht! Welches Unheil die unzureichende Wirtschaftskunde angerichtet hat und noch anrichten konnte, darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden. Was hätten wir aber erleben müssen, wenn es nach dem wohlgemeinten Rate so vieler, gut unterrichteter Sachverständigen gegangen wäre? Wir hätten den Scliweinebestand, auf den wir erst vorher so stolz waren, stark vermindert, denn das Schwein war ja auch in das Lager unserer Feinde abgegangen, denn nach statistischen Berechnungen hätten uns die Schweine den gesamten Kartoffelvorrat aufgefressen.

Der einfache Laie wurde vor den Kopf gestoßen, denn er konnte eben nicht verstehen, wie die offizielle öffentliche Meinung mit Wirtschaftsbegriffen so umspringen konnte. Wurde doch noch im Herbst vorigen Iahres dringend geraten, wenn auch übertrieben: jede Haushaltung sollte ein Ferkel mästen, damit der Meischbedarf im Iahre 1915 genügend gedeckt ist. Vier Monate später wurde das Schwein als Feind verschrien. Dies ist, wie gesagt, nur ein besonders krasses Beispiel, aber auch auf anderen Gebieten der wirtschaftlichen Betätigung kamen und kommen Überraschungen vor, die durchaus nur auf der unzulänglichen Wirtschaftskunde basieren.
Es sollen hier nun nicht nachträglich die Mißstände gerügt werden, es soll vielmehr, wie dies schon jahrelang von wirklich berufenen Männern der Praris vorgenommen wurde, auf die Vermeidung solcher unliebsamen Überraschungen und auf die Vervollkommnung der modernen Wirtschaftskunde hingewiesen werden. Mit der Landwirtschaft sei zunächst begonnen. Nicht nur in der jetzigen Kn'egszeit, sondern auch schon in den Friedensjahren wurde es besonders von den Verbrauchern als sehr drückend empfunden, daß sie über alle landwirtschaftlichen Vorgänge zu wenig orientiert waren. Damit soll keinesfalls gesagt werden, daß die Verbraucherschichten alles taten, um diesem Übelstande abzuhelfen, dies war nicht der Fall. Die große Masse der Konsumenten war und ist noch immer nicht unter einen Hut zu bringen. Die teilweise angestrengten Versuche waren ohne Erfolg, meistenteils aber nur deshalb, weil eben die Mebrzahl der Verbraucher den Versuchen teilnahmslos gegenüberstanden. Selbst die Gewerkschaften, die doch eigentlich berufen sind, die Interessen der arbeitenden Bevölkerung zu wahren, hielten es nicht für angebracht, sich diesen Aufgaben zu unterziehen. Daß die Landwirtschaft und der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten das passive Verhalten der Verbraucher für ihre Zwecke ausnutzten, das kann man ihnen nicht verargen, man muß sich eben selbst sagen, daß man einen guten Teil der Schuld daran mit selbst trägt. Unverständlich aber ist ganz und gar das zurückhaltende Zusehen der Behörden. Hier liegt der Kulminationspunkt der zu dürftigen Wirtschaftskunde. Denn zweifellos ist der Zweck der Behörden der, gegen Mißstände im Wirtschaftsleben mit aller verfügbaren Macht vorzugehen. Das zusehende Verhalten der amtlichen Stellen hat aber nicht seinen Grund darin, daß sie in ihren Arbeiten und Maßnahmen einseitig, parteiisch sind, sondern diese Reservestellung wird deshalb eingenommen, weil man eben nicht genau weiß, wie die getroffenen Maßnahmen wirken werden. Daß die verantwortlichen Stellen leicht immer besorgt sein können, ist erklärlich und verständlich, leider fehlt aber nur zu oft die Gewißheit der glatten Funktion von wirtschaftlichen Maßnahmen. Der Boden für das Gedeihen des schönsten Pessimismus ist eben so vorzüglich und hat besonders jetzt reichlich die Angst um die Verproviantierung unseres Volkes mit den wichtigsten Nahrungsmitteln genährt. Die Unterlagen für eine, auch nur im großen Rahmen überschaubare

Vorratsmenge sind so primitiv und unvollständig, daß man lieber davon absieht, sie zu beachten. Doch bilden die in Friedenszeiten periodisch veröffentlichten Statistiken über den landwirtschaftlichen Produktionsapparat schon eher einen Maßstab, als die einmaligen Erhebungen, da ja die Fehlerquellen immer dieselben bleiben und leichter erkannt und ausgerottet werden können. Für die zweckmäßigste Art und Weise einer durch besondere Zeitverhältnisse notwendigen Erhebung fehlen aber die wichtigsten Voraussetzungen und Regeln. Bei den in der jetzigen Kriegszeit vorgenommenen Vorratsstatistiken wurden für Falschangaben die höchsten Strafen angedroht. Wenn man auch davon absieht, daß vorsätzlich Falschangaben gemacht wurden, so sind auch zweifellos, vielleicht noch mehr, unwillkürlich unrichtige Beträge angegeben worden. Denn es ist ja bekannt, daß die Erhebungsfragen hier so und dort wieder anders ausgelegt wurden. Diese Mißstände kann eben nur eine systematisch betriebene periodische Statistik beseitigen. Ohne hier auf weitere Einzelheiten einzugehen, sei nur besonders hervorgehoben, was nach Friedensschluß in dieser Frage zu geschehen hat. Die Statistik der Anbauflächen und der Ernte muß verbessert werden. Und zwar muß als Grundlage z. B. in Preußen der Kreis, in Sachsen die Kreishauptmanuschaft, in Württemberg das Oberamt gelten. Diese müssen dann nach der wirtschaftsgeographischen Struktur, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Landesteile, in Wirtschaftsgebiet« eingeteilt werden. Hier ließen sich dann die in den einzelnen Gebieten gewonnenen Ergebnisse auf das allgemeine Vergleichsmaß zurechtbringen, damit in der Zentralstelle das gesamte Material aus dem Reichsgebiet bearbeitet werden kann. Von Bedeutung ist es auch, daß die gartenmäßig angebauten Hauptnahrungsmittel mit statistisch erfaßt werden, wie das bisher nicht der Fall war, denn diese Ernteerträge in ihrer Gesamtheit sind sicher eine ganz stattliche Summe, die mit einen Anteil an der Verproviantierung hat. Auch die Aufnahme der amtlichen Saatenstandsnoten muß nach anderen Regeln geschehen. Nach Möglichkeit muß eine objektive Berichterstattung durchgeführt werden, die uns genau über die Ernteaussichten unterrichtet. Für die Preisgestaltung am Warenmarkt hängt viel von der Beurteilung der Enteaussichten ab, und nur zu leicht werden ungünstige Berichte zu Preiserhöhungen benutzt, wenn auch die Wirklichkeit später ganz anders aussieht, aber der Spekulation hat's genützt.
Auch die von verschiedenen Stellen genannte Vorratswirtschaft soll hier gestreift werden. Es ist durchaus notwendig, daß die Verproviantierung der Bevölkerung durch Getreide-Iuliustürme gedeckt werden muß. Auf jeden Kopf der Bevölkerung muß ein Iahresquantum jederzeit vorhanden sein. Die Vorräte müßten bis zum Schluß eines jeden Erntejahres zur Verwendung bereit liegen und dann durch eine entsprechende Neumenge ersetzt werden, während die alten Vorräte auf den Markt gelangen. Es ist ja schließlich nötig, daß vom Auslande mehr bezogen werden muß, aber das ist jedenfalls das kleinere Übel.
Was nun hier von der Landwirtschaft im besonderen gesagt wurde, das

gilt auch für alle anderen Erwerbszweige: bessere Wirtschaftspoli-
tik an Hand einer modernen Wirtschaftskunde. Die unzu-
reichende Wirtschaftskunde ist ein Kvebsübel in unserm Wirtschaftsleben. Uns
fehlen fast gänzlich alle Unterlagen für die Beurteilung der Produktion, des
Waren-, Geld- und Arbeitsmarkts, des Verbrauchs, überhaupt des gesamten
wirtschaftlichen Kreislaufs. Es würde zu weit führen, wenn auf alle Einzel-
heiten hier eingegangen werden sollte, und es kann daher nur in großen Zügen
darauf hingewiesen werden. Sicher ist's aber, daß, wenn unser Wirtschaftsleben
sich nach dem Kriege gesund entwickeln soll, den erwähnten Tatsachen erhöhte Be-
achtung beigelegt werden muß.

vr. Ernst Sontag:

Die russische Volksseele in der russischen Helden-dichtung.

Der ursprüngliche Charakter eines Volkes, seine Tugenden und Laster, seine
Fähigkeiten und Leidenschaften spiegeln sich wohl nirgends treuer als in den
Heldendichtungen und Sagen, die sich ein Volk in seiner Kindheit schafft. Nun ist
gerade das russische Volk dieser Kindheitsstufe teilweise noch gar nicht entwachsen.
Noch Zehen im Norden und Nordosten von Rußland die russischen Heldenlieder,
Bnlinen genannt, von Mund zu Mund, und so werden wir manchen Anhalts-
punkt für das Verständnis des russischen Volkes aus der Betrachtung dieser alten
Heldenlieder und aus ihrem Zusammenhalten mit deutschem, nordischem und
griechischem Heldensange gewinnen. Gerade, wenn wir vor der Bestialität, mit
welcher russische Soldaten einerseits in Ostpreußen gehaust haben, vor der
guten Behandlung, welche kriegsgefangene Deutsche andererseits vielfach in
Sibirien gefunden haben, wenn wir vor dem sich selbst Gefangengeben ganzer
Massen einerseits, dem Opfertode anderer russischer Scharen andererseits, vor
der riesigen Korruption der herrschenden Kreise einerseits, der unendlichen
Geduld des Volkes andererseits verständnislos stehen, wird einen Beitrag zur
Klarheit das alte russische Volkslied und die Art, wie seine Helden sich geben,
uns liefern.

Ähnlich, wie die keltische Sage ihre Helden an den Hof des Königs
Artus zu dessen berühmter Tafelrunde geführt hat, so sammelt auch der russische
Heldensang die meisten seiner Recken zur Tafelrunde des Königs Vladimir von
Kiew. Aber welche Iammerfigur von Helden haben die russischen Sänger in
diesem Könige gezeichnet, obwohl sein historisches Urbild, Vladimir Swjatosia-

witsch (der Apostelgleiche, f 1015) in Wahrheit ein gewaltiger Kriegsheld gewesen war.

Der Vladimir der Vylinen zieht selbst nie mit seinen Recken auf Abenteuer aus. Das überläßt er diesen allein. Er, der König, ist nur erfinderisch im Ausdenken neuer Aufträge für sie. Tritt aber die Gefahr einmal in Kiew selbst an ihn heran, so versagt er vollständig. Die Ungläubigen stürmen Kiew, dringen in Vladimirs Palast, ihr Führer wird gegenüber der Gemahlin Vladimirs, Apraksija, allzu zärtlich. Da greift Vladimir nicht etwa zum Schwert, sondern sitzt tatenlos dabei und wartet, bis einer seiner Helden kommt und ihn und die Königin aus der Not erlöst. Ein anderes Mal, als der König das Pfeifen des berüchtigten Räubers Solovej vernimmt, da verkriecht er sich unter seinen eigenen Pelz und läuft vor Schreck auf allen Vieren im Zimmer herum.

König Gunther der deutschen Heldensage ist auch nicht immer der Inbegriff aller Männlichkeit, aber wie turmhoch steht er über diesem König Vladimir.

Vladimir ist weiter ungerecht gegen seine Helden; er läßt nach Art asiatischer Despoten sie wegen freimütiger Reden einsperren, um sie dann bei drohender Gefahr in fußfälliger Weise um Verzeihung und Errettung anzubetteln. In einer Bnlina, welche sich mit Danilo Lovcanin beschäftigt, stellt der König dessen schöner Frau nach. Um den Helden loszuwerden, schickt er ihn mit einer gefährlichen Botschaft weg und gibt den Auftrag, ihn töten zu lassen. Die eigenen Waffengefährten Danilos sind bereit, diesen Auftrag auszuführen. Als Danilo dies sieht, nimmt er sich selbst das Leben. Vladimir läßt sich nunmehr die Frau des Danilo holen, die sich aber an der Leiche ihres Mannes ersticht, um nicht die Geliebte des Königs zu werden.

Wie tief steht auch diese Byline etwa unter dem Streit des Agamemnon und Achilles um die Briseis und nun gar unter allem, was das deutsche Heldenlied vom Verhältnis des Fürsten zu seinen Mannen zu sagen weiß. König David beseitigt den Uri'as wohl auch, um dessen Weib zu erlangen, aber er sendet ihn an einen erponierten Posten, auf dem ihn die Feinde töten, nicht aber stiftet David die eigenen Waffengefährten zum Morde an.

Der berühmteste der russischen Helden ist Ilja von Murom, mit dem Beinamen „der alte Kosak". Er reitet wie die Recken anderer Sagen auf Abenteuer aus. Er begegnet wie diese einer gefesselten Königstochter, die einem Drachen geopfert werden soll. Er löst ihr die Fesseln und bleibt bei ihr, um den Drachen zu bestehen. Aber nun kommt etwas echt Russisches: Während sie auf das Untier warten, sagt er zn der Königstochter: „Komm, lause mich ein wenig." Die Ungezieferplage, unter der unsere Krieger heute so sehr leiden, scheint also so alt zu sein, wie das russische Volk.

Ilja von Murom ist der Anführer der Zastava, das ist der Grenzwacht, die an den Grenzen des Kiewer Reiches gegen herumschweifende Nomaden auf Vorposten steht. Bei diesem Nachtdienst begegnet Ilja dem Riesen Svetogor.

Ilja führt gegen Svetogor mit seinem Streitkolben einen Streich. Auf den Riesen macht dies jedoch so wenig Eindruck, daß er sagt: „Es scheint, ich bin an einen Astknorren geraten." Ilja wiederholt den Schlag mit aller Kraft. Der Riese spricht: „Wahrscheinlich bin ich an ein Steinchen gestoßen." Ietzt erst entdeckt er den Ilja, hebt ihn samt seinem Roß in die Höhe und steckt ihn in seine Seitentasche.
Auch dieser Zug der Dichtung ist kennzeichnend für den echt russischen Mangel an Verehrung des Heldenwürdigen. Wohl ist auch Odysseus schwächer als Polyphem. Aber er, der Held der griechischen Sage, bleibt als solcher der Sieger, wenn er den Riesen auch nur mit List überwindet. Dietrich von Bern und sein Gefolge bleiben Sieger über die Riesen, mit denen sie kämpfen. Thür erweist sich in der Eddasage von seiner Begegnung mit dem Riesen Skrymir wohl auch schwächer als dieser, da Skrymir die auf seinen Schädel fallenden Hammerschläge Thürs, ähnlich wie Svetogor, nur als herabfallende Eicheln und Astmoos empfindet, aber Thür erscheint nur durch Blendung und Zauberei zu schwach, den Schädel des Riesen zu zertrümmern. In Wirklichkeit hatte sich Skrymir einen Felsstock über sein Haupt gelegt, in dem Thürs Hammer tiefe Täler schlägt. Es wäre einem griechischen oder deutschen Sänger wie auch ihrer Zuhörerschaft gegen alles Gefühl gegangen, ihren Hauptthelden endgültig einem einzelnen Feinde gegenüber in so ruhmloser Weise unterliegen zu lassen. Dem russischen Hörer liegt der Kriegsruhm so fern, das Sklavische der Unterjochung so nahe, daß er diesen unrühmlichen Ausgang des Kampfes seines Ilja mit aller Gemütsruhe hinnimmt. Ilja befreit sich auch nicht etwa durch eigene Kraft aus der Tasche des Riesen, sondern dieser nimmt ihn freiwillig heraus, als das Roß des Riesen erklärt, es sei ihm zu schwer, zwei Helden und noch ein Pferd zu tragen. Nun schließen Ilja und Svetogor Kreuzbrüderschaft, d. h. ein Verhältnis ähnlicher Treue, wie es die altdeutsche Blutsbrüderschaft ist. Der Unterschied gegen diese ist nur, daß die beiden Kreuzbrüder sich schleunigst gegenseitig verraten. Svetogor macht nämlich dem Ilja den Vorschlag, sie wollten jetzt gemeinsam auf Abenteuer ausreiten. Da sie aber keine Gegner finden, die sie bestehen könnten, und Svetogor seine gewaltige Streitkeule immer kriegerischer in die Luft wirft, bekommt es Ilja mit der Angst und entflieht heimlich, seinem Versprechen zuwider, bei Svetogor zu bleiben. Svetogor aber, zornig hierüber, ruft die Mutter Erde an, Ilja aufzuhalten; als sie dies nicht tut, rollt er nach allen Seiten Felsblöcke hinab, um seinen ungetreuen Kreuzbruder zu zermalmen. Als er auch damit sein Ziel nicht erreicht, will er die Erdscheibe umkippen, um Ilja zu fangen. Dafür wird er dann nach der einen Lesart gedemütigt, indem er unterwegs eine Tasche findet, die er aufheben will; die Tasche aber ist so schwer, daß er es vom Roß aus nicht kann. Er steigt ab, faßt sie mit beiden Händen, um sie zu heben, sinkt aber dabei bis an die Knie in die Erde ein. Als er zum zweiten Male an ihr

zerrt, versinkt er ganz und geht so unrühmlich unter, bestraft wegen seiner
Prahlerei, daß er die Erdscheibe habe umkippen wollen.
Nach einer anderen Lesart trifft er, während er noch friedlich mit Ilja ein-
herreitet, einen offenen Sarg, auf dem geschrieben steht, er sei für den, welcher
hinein passe. Erst legt sich Ilja hinein; dem ist er jedoch zu groß. Dann legt
sich Svetogor hinein und sofort schließt sich über ihm der Deckel des Sarges.
Er ruft Ilja nunmehr um Hilfe. Dieser bemüht sich vergeblich, den Deckel zu
heben. Da bittet ihn Svetogor, sein (des Svetogor) starkes Schwert zu nehmen
und damit den Deckel zu zerschlagen. Allein, wo Ilja hinschlägt, da bilden sich
eiserne Reifen um den Sarg. Da ruft Svetogor den Ilja an die Ritze des
Sargdeckels, um ihm von seiner Kraft einen Teil einzuhauchen. Ilja nähert
sich mit dem Munde der Sargöffnung, und Svetogor verleiht ihm mit seinem
Speichel einen Teil seiner Kraft. Nun schlägt Ilja erst recht auf den Sarg
los, mit der Wirkung jedoch, daß immer neue Reifen sich um den Sarg schmieden.
Da ruft Svetogor den Ilja zum zweiten Male an die Sargöffnung. Ilja
kommt jedoch nicht mehr. Darauf sagt Svetogor: „Das war klug von dir,
daß du nicht gekommen bist, denn jetzt hätte ich den Todeshauch auf dich über-
tragen!" Also auch auf seiten des Riesen nichts als Treulosigkeit, indem er
seinen Kreuzbruder mit in das ihm sichere Verderben ziehen will. Man ver-
gleiche damit das Zusammenhalten deutscher Helden, die Blutsbrüderschaft
getrunken haben!
Aber nach einer dritten Lesart kommt es noch schöner. Ilja von Murom
findet auf einer Abenteuerfahrt ein leeres Zelt und ein Bett darin. Er legt sich
in dieses schlafen. Nach einiger Zeit wacht er von Hufgetrapp auf und sieht
einen Riesen geritten kommen, der eine kristallene Truhe auf der Schulter
trägt, in der sich ein schönes Weib befindet. Ieder deutsche Sagenheld würde
nunmehr den Riesen bestehen. Ilja, die Blüte russischer Ritterschaft, flüchtet
sich schleunigst auf einen Baum, ehe ihn noch der Riese entdeckt hat, und sieht
von dort aus, wie Svetogor, denn das ist der Riese, das wunderschöne Weib
aus der Truhe herausläßt, mit ihr eine Mahlzeit einnimmt und dann sich mit
ihr in das Zelt zurückzieht. Die Frau wacht früher auf als der Riese, ergeht
sich vor dem Zelte und entdeckt den Ilja auf seinem Baume. Ich gebe 'das
Folgende, da es besonders charakteristisch ist, und um zugleich eine Probe dieser
Dichtkunst zu bieten, im Terte der Byline:
Und erspähte Ilja in der grünen Eiche.
Spricht sie solche Worte:
„Ei, du schöner, guter Iüngling!
Komm doch herab von der grünen Eiche,
Komm herab, pflege der Liebe mit mir;
Sollt's sein, daß du nicht gehorchst,
So wecke ich Svetogor, den Helden,
Und sage ihm,

Daß du mit Gewalt mich zur Sünde verführt," —
„Mit einem Weibe kann man nicht vernünftig ^eden
Und mit Svetogor, dem Helden, nicht fertig werden."
Er kam herab von jener grünen Eiche
Und tat das Werk, das ihm befohlen war.

Um nun diesen neuen Liebhaber nicht zu verlieren, und die Auswahl zwischen zweien zu haben, steckt die Frau den alten Kosaken Ilja Muromec in die Tasche des Riesen. Dieser sattelt dann auf und reitet ahnungslos mit seiner Last ab. Unterwegs aber strauchelt das Roß, und Svetogor fragt: „Warum strauchelst du, mein Heldenroß?" Dieses erklärt darauf, es strauchele, weil es ihm zu viel sei, zwei Helden und eine Frau zu tragen. Nun greift Svetogor in seine Tasche und holt den Ilja heraus. Er fragt ihn, wie er da hineingekommen sei, und Ilja, fern von jeder Ritterlichkeit, die bemüht wäre, das beteiligte Weib zu schützen, erzählt dem Svetogor sofort die volle Wahrheit. Darauf tötet dieser die ungetreue Frau: „riß ihr ab den Brausekopf, zerriß den weißen Leib in vier Vierteile — die Teile warf er umher auf dem freien Felde". Mit Ilja aber kämpft er nicht etwa, wie man erwarten sollte, wegen seiner verletzten Ehre, sondern schließt mit ihm Kreuzbrüderschaft. Wahrlich eine auf einer sittlichen Basis abgeschlossene Freundschaft!

Ich gewärtige den Hinweis, daß bei dieser letzten Byline offenbar orientalische Vorbilder mitgewirkt haben; denn in den Märchen von Tausend und einer Nacht findet sich ein Märchen von dem Geist, welcher seine Frau in einem Glaskasten herumträgt und trotzdem fortwährend von ihr betrogen wird. Es mag richtig sein, daß dieser Stoff den russischen Sängern durch die in der südrussischen Steppe hausenden, türkischem Stamme angehörenden Polowcer übermittelt worden ist. Aber im orientalischen Märchen ist es ein beliebiger Geist, der dem orientalischen Volk nichts weiter ist. Im russischen Heldensange aber sind es die beiden berühmtesten Helden Ilja von Murom und Svetogor, welche in diese, wenig ehrenvolle Situation versetzt werden, und sich beide noch besonders erbärmlich darin benehmen.

Svetogor ist, wie bereits vorstehend erwähnt, obwohl er ein Riese, also kein russisches Menschenkind ist, auch zum Helden der russischen Sage geworden. Mit besonderer Liebe wird in den verschiedenen Bylinen seine Entwicklung behandelt. Er wachst als Findling im Hause des reichen Handelsherrn Sadko in Nowgorod auf. Bald entwickelt er Riesenstärke und will nicht Knecht bleiben, sondern ein Ritter werden im Dienste König Vladimirs von Kiew. So bewaffnet ihn Sadko, wobei die einzelnen Stücke der Rüstung und des Sattelzeuges ausführlich beschrieben werden, freilich nicht in der künstlerischen Weise, in der etwa Homer den Schild des Achill schildert, sondern indem mehr Wert auf Gewicht und Preis der Gegenstände gelegt wird. Die Begegnung Svetogors mit Ilja, die gemeinsamen Abenteuer mit diesem haben wir oben gesehen. Als

selbständiges Erlebnis bleibt nur noch zu erwähnen die Prophezeiung, daß er
ein Mädchen heiraten werde, das dreißig Iahre auf einem Misthaufen gelegen
habe. Auch für diese Geschmacklosigkeit weiß ich in keiner griechischen oder
deutschen Sage ein Analogon. Svetogor trifft in einem Häuschen am Meere
ein Mädchen, das auf dem Mist liegt. Sein Leib sieht aus wie Tannenrinde.
Da erkennt er in ihm nach der Wahrsagung seine Braut und beschließt, die
Wehrlose zu töten, um die Wahrsagung zu schanden zu machen. Höchst vor-
sichtig legt er zunächst das Wehrgeld (die Buße für den Mord) mit 500 Rubel
auf den Tisch, und dann haut er mit dem Schwerte in des Mädchens Brust
und verläßt es in dem Glauben, es getötet zu haben. Das Mädchen aber wacht
auf, und die Tannenrinde ist von ihm abgefallen. Es nimmt die 500 Rubel
und fängt an, mit diesen Handel zu treiben. Es wird eine reiche und schöne
Frau und begegnet als solche wieder dem Svetogor, der sie nun wegen dieser
beiden Vorzüge heiratet. In der Brauwacht sieht er auf ihrer Brust die Narben
der Schwerthiebe, fragt nach deren Entstehung und erfährt, daß er nun doch
die ihm vom Schicksal bestimmte Frau bekommen habe.

Mit der Figur des Svetogor verschmilzt vielfach in den Bylinen die eines
Helden Samson, welcher dem biblischen Simson getreulich nachgebildet ist. Was
er an original-russischen Zügen besitzt, habe ich bei Svetogor wiedergegeben; das
übrige kann, eben weil es biblische Entlehnung ist, als nicht charakteristisch für
die russische Denkweise übergangen werden.

Ein weiterer Held aus der Tafelrunde des Fürsten Vladimir ist Ivan Go-
dinovic, der Neffe des Fürsten. Er wirbt um die Tochter Anastasja des
reichen Kaufmanns Dimitrij. Diese aber ist bereits mit Koscej Tripetovic
versprochen, und Ivan bekommt deshalb einen Korb. Da entführt er das
Mädchen mit Gewalt. Während das fliehende Paar unterwegs ruht, wird es
von dem Nebenbuhler eingeholt. Es kommt zum Kampf zwischen den beiden
Helden. Ivan bleibt Sieger. Er kniet Koscej auf der Brust und ruft, Anastasja
solle ihm das Messer bringen, um den Gegner zu töten. Sie bringt das Messer,
zieht also den Räuber ihrem Bräutigam vor. Da ruft letzterer in größter Not,
bei ihm würde sie ein Leben haben wie eine Kaiserin, bei Ivan dagegen würde
sie nichts sein, als eine Wäscherin. Sie solle Ivan an den Haaren wegziehen.
Da erwacht die Liebe zum alten Bräutigam in ihr. Sie fällt Ivan von
hinten an, und Koscej gelingt es, sich emporzuarbeiten und den Ivan zu fesseln.
Koscej hält aber seine Braut nun so wenig in Ehren, daß er sich sofort mit ihr
in das Zelt begibt, auf dasselbe Lager, auf dem sie mit Ivan gelegen hat, um
sich dort mit ihr zu ergötzen. Da kommt ein Rabe und prophezeit, endgültiger
Sieger würde doch Ivan bleiben. Koscej schießt nach dem Raben, aber der
Pfeil springt auf den Schützen zurück und tötet ihn. Da nimmt Anastasja
dessen Säbel, geht auf Ivan zu und bietet ihm die Freiheit an unter der Be-
dingung, daß er sie ungestraft ließe, andernfalls müsse er sterben. Aber ihre

Hände zittern; der Säbel entfällt ihr und durchschneidet die Fesseln Ivans.
Dieser springt auf und sagt zu dem Mädchen, er wolle sie weder schlagen, noch
schelten, nur drei Rügen wolle er ihr geben. Darauf haut er ihr die Hände
ab und sagt: „Diese Hände brauche ich nicht, sie haben mich bei den gelben
Locken gepackt, sie warfen mich auf die feuchte Erde." Weiter haut er ihr die
Lippen ab: „Diese Lippen brauche ich nicht, da sie Koscej Tripetovic küßten."
Endlich reißt er ihr die Zunge aus: „Diese Zunge brauche ich nicht, denn sie
sprach: „hau doch dem Ivan das freche Haupt ab". So, Nastasja Dmitrievna,
nun heirate, oder lebe als Witwe — ich brauche dich jetzt nicht mehr."
In anderer Version haut er ihr die Arme, Beine und Lippen ab, weil sie
mit den Armen den Koscej umfangen, mit den Beinen umflochten, mit den
Lippen geküßt hat, und tötet sie dann. Darauf reitet er nach Kiew und be-
richtet dem Fürsten über die mißglückte Heirat und seine Heldentat.
Wie roh, wie niedrig ist dieser „Heldensang". Es wäre eine Beleidigung
für die edle Gestalt der in ihrer Liebe unbeirrten Gudrun, wollte man sie auch
nur in entferntesten Vergleich mit dieser Anastasja stellen, die aus einer Hand
in die andere geht und selbst eigentlich nicht weiß, ob sie ihren Bräutigam oder
ihren Entführer liebt. Wenn der Sieger zum Schlusse die Ungetreue tötet, so
mag dies noch hingehen, obwohl er, als der Entführer, sie in alle diese Kon-
flikte gestürzt hat. Aber wie asiatisch grausam ist es, dasselbe Weib, dem er
sich noch vor kurzem in Liebe genaht hat, derart zu verstümmeln und zu martern.
Alle Grausamkeiten der in Memel eingefallenen russischen Horden werden einem
von einem Volke verständlich, das einer solchen Sorte von Heldenliedern ge-
lauscht hat. Auch Kriemhild fällt am Schlusse des Nibelungenliedes von strafen-
der Männerhand, aber doch einen raschen und ehrlichen Schwerttod. —
Ein Dienstmann des Fürsten Vladimir ist Dobrynja. Nach neunjähriger
Dienstzeit ist er des Dienstes satt und will lieber in Kiew sich müßig umher-
treiben — wo kennt man eine ähnliche Auffassung des Dienstverhältnisses in
der deutschen Sage? — Die Mutter warnt den Dobrnnja vor der Zauberin
Marinka, der schon neun Männer ins Netz gegangen seien, er solle nicht der
zehnte sein. Natürlich geht Dobrnnja nun erst recht zur Zauberin. Er gerät
in Streit mit deren Liebhaber Tugarin und tötet diesen. Marinka verwandelt
nun den Dobrynja in einen Auerochsen mit goldenen Hörnern und schickt ihn
ins Feld zu ihren anderen neun verzauberten Liebhabern. Dies erfährt die
Mutter Dobrynjas; sie verwandelt sich in einen Vogel, fliegt zu Marinka und
droht ihr, sie in eine Hündin zu verwandeln, wenn Dobrynja nicht sofort seine
vorige Gestalt wiedererlange. Nun fliegt Marinka, in einen Vogel verwandelt,
zu Dobrynja, setzt sich ihm auf ein Horn und verspricht ihm menschliche Gestalt,
wenn er sie zur Frau nähme. Er sagt ihr dies zu; sie verwandelt ihn in einen
Menschen zurück, er aber, wortbrüchig, packt sie und schneidet ihr die Lippen,
die Arme und die Beine ab, indem er bei jedem dieser Glieder sagt, die könne

er nicht gebrauchen, denn damit habe sie den Tugarin geliebkost. Zum Schluß
haut er ihr den Kopf ab. Treubruch und Bestialität auch der Inhalt dieses
„Heldensanges" l
Nach einer anderen Lesart ist Marinka oder auch Anastasja eine Heldin,
die den Dobrynja im Felde besiegt und ihm die Wahl läßt, sie zu heiraten oder
totgeschlagen zu werden. Der russische Held zieht natürlich das erstere vor und
heiratet sie. Bald darauf vom Fürsten Vladimir nach auswärts gesandt, um
von den Heiden Tribut einzutreiben, verpflichtet er seine junge Frau, zwölf
Iahre lang auf ihn zu warten, dann könne sie heiraten, wen sie wolle, nur nicht
seinen Kreuzbruder Aljosa Popovik. Gerade dieser aber bringt der jungen Frau
die wissentlich falsche Nachricht, daß Dobrynja tot sei; er selbst habe seine Leiche
gesehen, und wirbt darauf um ihre Hand. Beim Hochzeitsmahl erscheint Do-
brynja als Spielmann verkleidet, wird wegen seiner Lieder zur Tafel zugelassen
und wirft der Braut seinen Ring in den Becher. Sie erkennt in dem Spielmann
ihren ersten Gatten und wirft sich ihm reuig zu Füßen. Dobrynja verzeiht ihr,
„denn Weiber haben langes Haar, aber kurzen Verstand"; den Aljoßa aber
packt er bei den Haaren, zieht ihn über den Tisch weg, wirft ihn zu Boden und
verprügelt ihn.
Zweifelnd fragt man sich, was die ganze Kreuzbrüderschaft denn für einen
Wert habe, wenn in allen Heldengesängen, in denen sie vorkommt, ein Kreuz-
bruder am anderen Verrat und Wortbruch begeht.
Der letzte der Helden, welcher Erwähnung verdient, ist Volch Vseslavjevik.
Schon in der Erzählung seiner Geburt sehen wir den tiefgreifenden Unterschied
zwischen germanischer und romanischer Sinnesart auf der einen, slavischer auf
der anderen Seite. In den Sagen der erfteren Völker sind die Helden alle von
untadeliger Abstammung; es wird auf Rasse, Zucht und berühmte Ahnen Wert
gelegt. Volch Vseslavjevic aber ist der Bastard aus der Verbindung der Fürsten-
tochter Marva Vseslavjevna mit einem grimmen Drachen. Bei seiner Geburt
erzitterte die Erde und wallte das Meer auf. Die Vögel flogen hoch den
Himmel hinan, das Wild verkroch sich ängstlich ins Dickicht. IV2 Stunden
ist Volch alt, da verlangt er von seiner Mutter statt Wickeln stählerne Schienen,
einen Helm und einen Streitkolben. Mit sieben Iahren lernt er lesen und
schreiben, mit zehn Iahren lernt er Zauberkünste, mit zwölf Iahren sammelt er
ein Gefolge, mit fünfzehn Iahren ist dieses 7000 Mann stark, und er zieht
zum Krieg gegen den Zar von Indien. Auf dem weiten Wege dahin versorgt
er sein Gefolge mit Proviant und Kleidung, indem er, in einen Wolf und einen
Falken verwandelt, die Tiere des Waldes für sein Gefolge tötet. Als Falke
fliegt er dann nach Indien voraus, das sich der Sänger als eine feste Stadt
vorstellt, rings von Glatteis umgeben und von tosenden, rauhen Winden um-
haucht. Zum Hermelin verwandelt, durcheilt Volch die Waffengewölbe der
Inder, zernagt die Sehnen der Bogen, nimmt aus den gehärteten Pfeilen die Eisen

heraus, aus den Feuerrohren die Feuersteine und Ladestöcke und vergräbt dies
alles in die Erde. Nachdem er so die Inder halb wehrlos gemacht, erscheint er
mit seinem Gefolge vor den weißsteinernen Mauern von Indien. Aber die
Mauern und Tore sind fest. Sein Gefolge fängt an zu jammern: „Verlieren
werden wir unsere Köpfe umsonst, wie sollen wir über die Mauer kommen?"
Da verwandelt Volch sich und sein Heer in Ameisen; sie kriechen unter der
Mauer durch. Ienseits verwandelt er sie wieder in Krieger und gibt ihnen
den Befehl: „Gehet durch das Königreich Indien, erschlaget Iung und Alt,
lasset in dem Königreich keinen Samen übrig, lasset nur nach Auswahl übrig
7000 liebwerte, schöne junge Frauen." Das lassen sich die braven Russen
natürlich nicht zweimal sagen, alles Volk totzuschlagen, mit Ausnahme der
begehrenswerten Iungfrauen. Volch selbst aber dringt in den Königspalast,
faßt den König bei den Händen und spricht: „Euch, die Könige, stäupt man
nicht, martert man nicht." Dann aber packt er ihn und schmettert ihn auf den
Boden von Ziegeln so lange, bis er seinen Kopf in Stücke zerschlägt. Darauf
bemächtigt er sich natürlich der jungen Königin. —
Die Wissenschaft hat festgestellt, daß wir hier unter den russischen Bylinen
ein Aleranderlied haben, d. h. ein Lied, bei welchem offenbar der Heereszug
Aleranders des Großen nach Indien vorbildlich gewesen ist. Das ist gewiß
eine ebenso richtige wie interessante Feststellung, aber unter dem Gesichtspunkte,
unter dem ich hier die russischen Bylinen betrachte, nur geeignet, die russischen
Helden in desto erbärmlicherem Lichte erscheinen zu lassen, je weiter sie sich von
dem Vorbilde des tapferen Macedoniers entfernen. Keine Spur von Kampf-
freudigkeit unter dem Gefolge des Volch, keine Lust, die Sturmleitern anzulegen
und die Mauern zu erklettern, sondern feiges Iammern, daß sie ihr Leben vor
diesen Mauern verlieren werden, obwohl ihnen doch ihr Führer gesagt haben
dürfte, daß er die Schußwaffen der Feinde bereits unschädlich gemacht habe.
Aber das ist so echt russischer Geschmack, statt des ehrlichen Waffenganges die
Schleichwege zu benutzen, als Hermelin dem Feinde die Waffen zu zernagen
und als Ameisen die schwer zu stürmenden Mauern unten zu durchkriechen.
Mit solchen Mitteln geht es ja in Wirklichkeit leider nicht, aber was bei Volch
die Zauberkunst ist, das ist etwa dem heutigen Rußland der rollende Rubel, die
Bestechung und die Spionage. Kein Volk hat wohl vor und in diesem Kriege
so eifrig mit Spionage gegen Deutschland gearbeitet, wie Rußland. Dann aber,
als sie durch die feige Kunst ihres Führers hinter den Mauern sind, dann sind
diese Mannen Volchs im Erschlagen Wehrloser und im Erhalten der Iungfrauen
zur Befriedigung ihrer Gelüste außerordentlich tapfer und leistungsfähig —
alles wie in Galizen und Ostpreußen. Dem Helden der Byline soll ein beson-
derer Nimbus von Ritterlichkeit dadurch gegeben werden, daß er dem König
von Indien sagt, gefangene Könige martere man nicht; aber die wahre Ritter-
lichkeit verlangt doch wohl auch, daß man ihm den Schwerttod gibt und ihm

nicht den Schädel auf den Steinfliesen zerschlägt. Auch in diesem Begegnen der beiden Könige kommt so recht charakteristisch die mangelnde Freude der Russen am ehrlichen Waffengange zum Ausdruck. Welches germanische oder romanische Heldenlied hätte sich die Gelegenheit entgehen lassen, den Zweikampf der beiden Könige ausführlich zu schildern? Mit welcher Wonne hätte ein nordischer Sang Tartsche auf Tartsche und Schwert auf Brünne prallen lassen! Nichts davon. Dem Russen dünkt es so viel bequemer, daß der indische König sich wehrlos an seinen Händen packen und wehrlos sich den Schädel einschlagen läßt. —

Mit diesem Aleranderliede kann ich meine Blütenlese aus den russischen Bylinen beschließen. Wenn wir uns über ihren Gesamteindruck Rechenschaft geben, so tue ich ihnen allen wohl nicht Unrecht, wenn ich diesen Eindruck durchweg als eine:! unsympathischen bezeichne. Unter ihnen allen wirkt keine einzige erhebend oder veredelnd. Unter all ihren Helden ist keine Lichtgestalt, wie die eines Siegfried, kein Recke in seinem Trotz, seiner finsteren Macht und seiner Treue so gewaltig, wie Hagen von Tronje, keine liebenswerte, freundliche Gestalt, wie Volker von Alzey oder Rüdiger von Bechlarn, keine Helden, wie die Hegelingen und der alte Wate von Stürmen. Die Frauengestalten sind, mit Ausnahme der Gattin des Danilo, die sich an der Leiche ihres Mannes tötet, schwächlich und treulos. Was ist das aber für ein Volk, das in seinem Heldensange sich keine Helden zu schaffen vermag, zu denen es begeistert aufblickt, keine Vorbilder sonder Furcht und Tadel, an denen die Iugend zu edler Nacheiferung herangebildet werden könnte, sondern statt dessen nur Helden, die sich feige vor den Riesen fürchten, die ihren Kreuzbrüdern wortbrüchig werden, die den Feind, statt mit den Waffen, mit Zauberei besiegen, die aber tapfer sind, wenn es gilt, sich an Wehrlosen und an Weibern zu vergreifen.

Ich kann nicht schließen, ohne einem Einwande zu begegnen, der mir vielleicht von seiten der slawischen Philologie, auch soweit sie als deutsche Wissenschaft getrieben wird, gemacht werden könnte. Es ist der Einwand, daß ich verschiedene Kulturstufen mit demselben Maße messe; denn die germanische, romanische und griechische Sagendichtung zeige die Völker auf einer Kulturstufe, die zur Zeit der Entstehung dieser Dichtungen schon höher war, als der gegenwärtige Kulturstand der russischen Bauern in den nordischen Waldwüsten. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein, obwohl wir nordische und griechische Sagen so grauer Vorzeit besitzen, daß ihre Helden kulturell auch nicht höher stehen, als die der russischen Bylinen.

Aber ich habe, um gerecht zu sein, es bewußt vermieden, kulturelle Unterschiede zum Vergleiche heranzuziehen. Sonst hätte ich z. B. beim Sange von dem totgeglaubten Dobrynja, der gerade auftaucht, als seine Frau wieder Hochzeit machen will, und der den neuen Bräutigam über den Tisch zieht und verprügelt, darauf hinwelsen können, daß sich der ebenfalls zur Hochzeit seiner

Frau zurückkehrende Heinrich der Löwe ungleich ritterlicher benimmt. Selbstverständlich geht es zu Worms am Hofe Gunthers so höfisch zu, wie es der Dichter des 13. und 14. Iahrhunderts bei seinen Zeitgenossen sah. Das gleiche können wir von einer Byline am Hofe Vladimirs nicht verlangen. Das sind Unterschiede in der Kultur, darin soll mit den Bylinen nicht gerechtet werden. Aber was unwandelbar bleibt durch die Kulturepochen, das sind die grundlegenden Charaktereigenschaften und sittlichen Werte eines Volkes.
Der mittelalterliche deutsche Dichter mag seine Nibelungen und Hegelingen statt in Bärenfelle in ritterlich Gewand kleiden, er mag sie sich höfisch artig vor den Frauen verbeugen lassen, aber daß Gudrun ihren Verlobten auch in der Unfreiheit und Erniedrigung treu bleibt und allen Bewerbungen des Entführers widersteht, daß König Gunther bei aller Bedrängnis in Etzels Saal es ablehnt, sich den freien Abzug mit der Auslieferung Hagens zu erkaufen, daß der gefesselte Hagen auf die Frage Kriemhildens nach dem Hort der Nibelungen angesichts des ihm drohenden Todes nur die Antwort hat:
„Den Schatz, den weiß auf Erden nur Gott und ich allein,
Der soll dir, Valadine, ewig verborgen sein!" —
das sind Züge, die zweifellos die mittelalterliche Dichtung der mündlich überlieferten, älteren Form der deutschen Heldensage entnommen hat. Die Treue, der Trotz, die mangelnde Todesfurcht, die aus diesen Szenen sprechen, die haben mit der höheren oder tieferen Kultur nichts zu tun, die zeugen von sittlichen Werten, die ein Volk besitzt oder nicht besitzt, die es aber nicht mit der höheren Kulturstufe erringt.
Warum weigert sich Hagen, gegen seinen früheren Waffenbruder Walther von Aquitanien zu fechten, solange ihn nicht die Pflicht der Blutrache für den gefallenen Neffen zwingt, während jeder der russischen Kreuzbrüder den anderen Kreuzbruder verrät? Warum schätzt der russische Heldensang den durch Zauberei errungenen billigen Sieg mehr, als den durch ehrlichen Waffengang? Während in den Sagen aller Völker, soweit ich Umschau halten konnte, der Drachentöter den Drachen mit Schwert oder der Lanze besteht, tötet der Nationalheld der Polen, Krakus, der Begründer von Krakau, den unter der Burg Wawel hausenden Drachen dadurch, daß er ihm vergiftete Kuchen zu fressen gibt. Es ist also nicht bloß russische, sondern slawische Eigenart, auch in der hinterlistigen Tat ein Heldentum zu erblicken, wenn sie nur den Erfolg hat, den Gegner zu besiegen.
Tapferkeit, Todesmut, Treue, Ritterlichkeit gegen Schwache und Bedrängte sind so sehr ursprüngliche Eigenschaften, daß wir sie auch in den Heldenliedern, die auf den verschiedensten Kulturstufen entstanden sind, zu finden erwarten dürfen, wenn anders ein Volk diese Eigenschaften besitzt und schätzt. In den russischen Bylinen aber sehen wir uns nach alledem vergeblich um.
Daß wir dem heutigen Russen nicht zu nahe treten, wenn wir ihm als

Spiegel das Heldenlied seiner Ahnen vorhalten, dafür sei aus den absprechenden
Zeugnissen vieler der berufensten Russen und Ausländer nur eines zitiert*): „Wir
haben zum Fortschritt des menschlichen Geistes nicht das geringste beigetragen,
der menschlichen Gesellschaft keinen nützlichen oder großen Gedanken geliefert,
ivir haben alle uns überkommenden Fortschritte zu Karikaturen verzerrt und
eine Geschichte durchlebt, die lediglich eine Lücke in der menschlichen Einsicht,
eine Europa erteilte Lehre bedeutet Wir wachsen, aber wir reifen nicht, —
wir rücken weiter vor, aber auf einer Linie, die nicht zum Ziele, sondern an
ihm vorbeiführt, man könnte glauben, daß die allgemeinen Gesetze der Mensch-
heit nicht für uns geschrieben worden seien." So die Kennzeichnung der
Russen des 19. Iahrhunderts, daneben stelle man die Helden der Bnlinen und
die Helden der Mordtaten und Plünderungen in Ostpreußen und Galizien, wahr-
lich, sie sind alle desselben Stammes. Wenn es noch eines Beweises bedurft
hätte, daß der Russe kein Europäer, sondern ein asiatischer Barbar ist, daß
«r mit der Kultur der westlichen Völker nichts gemein hat, so erbringt diesen
Beweis der tiefe Unterschied in dem, was ein deutsches Volk sich in seiner Kind-
heit als Heldensang schuf, und dem, was sich diese slawisch-tatarischen Horden
geschaffen haben.

Karl Figdor:

Der heilige Krieg in Tirol.

In diesem Rattenschwanz von Kriegen, diesem Meer von Aufopferung und
wirklicher oder angeblicher Verteidigung der letzten Ideale, die wir durchwühlt
nun schon ein Iahr erleben, ist es doch erst das zweitemal, daß uns das religiöse
Element als Leitfahne der in den Weltkampf Ziehenden sich bietet. Nach dem
Dschihad des Islam haben im altkatholischen Land Tirol alle Kirchenglocken
aufgerufen zum Kampf gegen den Gottseibeiuns aus Süden. Der letzte Mann
ist aufgestanden, und die Krüppel haben geweint, wenn man sie nicht aufnahm
in den Zug hinter dem hochgeschwungenen Kruzifir der streitbaren Patres in
den fliegenden Kutten.

Der Tiroler ist ein tief in sich geschlossener Mensch. Wie alle Menschen,
die sich ihr Leben im gesteigerten Kampf mit einer kargen oder drohenden Natur
erringen müssen, hängt er an dem Troste einer überirdischen, über der Gegner-
schaft der Natur stehenden Macht. Der Kampf mit dem Boden und der immer
«eue und wieder neu bedrohte Sieg über ihn hat diesen Boden selbst ihm zu einer

*) Tschaadaew, Philosophisches Schreiben (1836), ntirt nach Hoetsch, Rußland S. 519.

Art von Heiligtum gemacht. Wer den anzutasten wagt, dringt in den Tempel Gottes ein und macht den Bauern und Hirten, der ihn verteidigt, zu einem Werkzeug des Höchsten. So verquickt sich, seltsam bis ins Letzte gesteigert, Liebe zu Gott und Liebe zur Scholle dem Tiroler zu einer Einheit, und seine Religion, sein Glaube, sein Vertrauen stehen und fallen mit dem Glauben an die Unverwundbarkeit des Landes.

Das hat auch klar genug die Geistlichkeit begriffen. Wie der Mufti des Islam wettert der Pfarrer im Gebirgsdorf zwischen den Gletschern gegen die Macht des Bösen, die das „heilige Land Tirol" bedroht, die gegen den Kaiser ausgezogen ist, der dem Tiroler die irdische Fleischwerdung des sein Land schützenden Gottesbegriffes ist. Die Dome wie die ärmsten Pfarren haben ihre Glocken angeboten, da der Kaiser Kupfer brauchte für Kanonen gegen den neuen Feind, aber si« haben alle gebeten, es solle auch wirklich für Rohre wider die Italiener sein.

Lange saß dieser Haß gegen die Italiener oder besser, gegen die Italianissimi im tirolischen Blut. Der Tiroler hat in der naiven Unkompliziertheit seiner Seele ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Dieser Bauer fragt Gott, wenn er sich des rechten Weges nicht bewußt ist, und wie er kein Unrecht leiden kann wider sich, so mag er auch dem andern, und wenn es selbst der Gegner ist, kein Unrecht tun. Aber seit vielen Iahren hat er den Sturmlauf der Hetzer gegen „sein Landel" mitangesehen, und die Erpressung der letzten Monate, die selbst Bozen, das Bozen des deutschesten aller Liedersänger, das Bozen seiner jungen Dichter, bedrohte, hat sein Herz bis ins Letzte erschüttert. Das ging wider den heiligen Geist, das war des Teufels Unnatur, die nach den Blüten- und Rebengärten verlangte, nach den alten, gesegneten Häuschen, in denen sein Weib ihm unter Schmerzen den Stammhalter geboren. Bis in seine Hochberge hinauf, in die himmlische Heiligkeit seiner Firne und Gipfel, wo jeder Stein ihm wie geweiht und uralter Bekannter schien, wollten die gelben Kerle? Lieber tot sein, als die Berge hergeben! Und so griffen sie nach dem Stutzen, die Greise und die Knaben.

Und die Weiber packten sich die Kraren und die Rucksäcke voll und klommen selber zu den Schützenlinien, ins feindliche Feuer, um den Manders das Essen zu bringen, zu helfen in dem heiligen Krieg, soweit ein Weib bei Gotteswerk eben helfen kann.

Zahllos sind schon heute die Anekdoten, die vom Heroismus dieser stillen Kämpfer erzählen. Bergtouren, die sonst vereinzelte Großtaten von Berühmtheiten waren, sind zu Selbstverständlichkeiten geworden, Maschinengewehre werden durch Kamine nach' oben geschleppt, über Eisfelder ziehen sie schwere Kanonen. Die seltsame und fast unglaubliche Steigerung aller physischen Menschenkräfte, die wir nun seit zwölf Monaten schon voll Staunen mit ansehen, hat hier, man möchte sagen, als religiöse Tat ihre höchste Anspannung erreicht.

Der heilige Krieg in Tirol Karl Figdor

Es sind Wallfahrten gegen den Feind, wenn die Standschützen, Vater und Sohn, Onkel und Neffe, auf Patrouillengang ausziehen. Und das Bewußtsein ihrer Mission macht die Menschen unüberwindlich und selbst im Tode zu Siegern.

Eine von den als „Befreier" nach dem welschen Südtirol gekommenen Italienern mit Staunen und grenzenloser Enttäuschung erlebte Tatsache ist bemerkenswert. Die „Unerlösten" haben sich gegen die „Befreier" gewehrt. Nur die sogenannten Intelligenzkreise der Städte in Südtirol hatten sich ja von den arg duftenden Phrasen der Irredenta das Hirn betäuben lassen, wenn sie nicht, wie in den meisten Fällen, ihr reichsitalienisches Herz aus einer goldklingenden Gegenwart heraus oder aus der Hoffnung auf eine ähnliche Zukunft entdeckten. Ganz so von der Heiligkeit der Mutterschaft des Bodens durchdrungen wie der Bauer ist der Städter mich sonst doch nie. Der italienische Bauer in Südtirol aber hat in den wenigen Tälern, wo sich italienische Bajonette von jenseits der Grenze gezeigt haben, ein sehr saueres Gesicht gemacht. Unter dem Kaiser ist es ihm gut gegangen, und die Liebe zum Boden war ihm mehr als die Stimme der Nation, von der er bisher eben nicht die besten Eremplare bei sich zu Hause gesehen. Niemand im österreichischen Tirol hatte ihm bisher um seiner Sprache und Nationalität willen irgendwie Böses getan. Die Berge hatten ihn an die Brüder in den nächsten Tälern gekettet, die so lebten wie er, so dachten und so beteten wie er. Das heilige Land Tirol stand auch für ihn als etwas Unteilbares, Unantastbares in der Welt. Tiroler war er, und Tiroler wollte er bleiben.

Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß der Griff der Salandra, Sonnino und Konsorten nicht nur nach dem — wenigstens nach der sprachlichen Klangfarbe — welschen Südtirol, sondern auch nach weiten Gebieten urdeutschen Bodens, im ganzen Deutschland, auch jenseits der schwarzgelben Pfähle, eine so zitternde Entrüstung und Empörung ausgelöst hat. Laurins Rosengarten, Walther von der Vogelweides Land waren urältester deutscher Volksbesitz, Perlen im deutschen Volkstum, wenn auch selbst da und dort vom Italienertum gestreift. „Niemals!" schrie es von überall in den Millionen Herzen, wo Deutsche wohnten. „Der heilige Kampf der Tiroler ist auch unser aller heiliger Kampf!" Unter den von der Schar unserer buntgemischten Feinde, denen Deutschsein und Deutschbleibenwollen schon an sich ein Verbrechen bedeutet, berannten Festungen ist Tirol die kostbarste Feste.

Und daß ihre Wimpel immer wehen werden, dafür sorgen heute schon die aus ihrem heiligen Rechte unbesiegbaren Söhne Tirols. Hinter ihnen stehen auch wir.

Roderich Ley:

Das Schlachtfeld

In trüben Nebeln seufzt das öde Land,
Vom Sturm zerpeitscht und regenbachdurchflutet.
Sein müdes Herz aus tiefen Wunden blutet,
Die Mord ihm schlug und Raub und Flammenbrand.
Zerwühlt der Grund von rohem Roßgestampf,
Des Feldes Frucht zermalmt von rauhen Speichen.
Besät der Sand mit Blei und Schutt und Leichen,
Die Luft verseucht von gift'gem Pulverdampf.
Mit Grausen floh der Mensch von Heim und Herd.
Ein schwarzes Grab liegt ihm die Flur gebreitet.
Und hämisch grinsend durch die Trümmer reitet
Der Sieger Tod auf abgejagtem Pferd. — — —

Reiters Morgenruf

Brauner, wach' auf!
Schon gleißt von Osten gelb und fahl
Der gold'nen Sonne erster Strahl.
Schon regt's sich rings in Busch und Strauch.
Schon weht vom Berg mit kühlem Hauch
Der Morgenwind das Tal herauf.
Brauner, wach' auf!
Brauner, wach' auf!
Hast lang genug im Stall geträumt!
Ietzt heißt es handeln, ungesäumt!
Der Würfel rollt. Es reift die Saat!
Ietzt gilt das Eisen, gilt die Tat,
Kanonenrohr und Flintenlauf!
Brauner, wach' auf!
Brauner, wach' auf!
Den Sattel her, und Gurt und Zaum!
Schon blitzt's am fernen Waldessaum,
Schon bebt der Grund vom Roßgestampf,
Schon raucht das Land im Pulverdampf,
Schon liegt die Faust am Degenknauf!
Brauner, wach' auf!
Brauner, wach' auf!
Zum Himmel gellt Trompetenruf.
Nun brauch', mein Braver, Herz und Huf,
Bis Lanzenstoß und Pallaschhieb
Die Feinde auseinander trieb.
Attacke! Vorwärts! Spring' und lauf'!
Galopp und drauf! — — —
Brauner, Brauner, wach' auf!

Robert Misch.

I bin der Eppenhofer.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen — in der Gaststube standen noch die Stühle auf den Tischen, und der Bauer stürzte nur rasch eine Tasse brühheißen Kaffee herunter — eilte er nach der Kaserne.

Erst wollten sie ihn gar nicht einlassen. Dazu müsse man einen Passierschein haben — und der gelte auch nur für die Messe. Zum Glück kam ein Offizier dazu, dem er seine Bitte vortrug, und daß er so weit hergekommen sei, um „seinen Buben noch einmal zu sehen". Nachdem der Herr seine Ausweispapiere geprüft, die der Bauer in kluger Vorsicht mitgenommen, und die Bescheinigung dazu, daß der Ioseph Eppenhofer Inhaber des Eisernen Kreuzes sei, salutierte der Offizier, reichte „dem alten Kameraden und Ritter des Eisernen" die Hand zum Abschied und ließ ihn durch einen Gefreiten zum Marl führen.

Der saß gerad' mit seinen Kameraden vor einem großen Topf Kaffee und Zubrot und freute sich sehr über seinen Alten. Und alle erzählten sie ihm, wie anstrengend der Dienst gewesen sei, aber daß alle es gut ertragen hätten, bis ans wenige Schlappe, die man nicht mitnehmen könne. Und alle freuten sich auf den Krieg, als ginge es zu einem Tanz, zu einer Rauferei.

„Woaßt," sagte ein riesiger Oberländer, und seine Augen blitzten: „die werden ma verdresch'n, daß's nimmer wieder aufsteh'n. Dös is noch a ander G'spaß als's Raffa im Wirtshaus."

Gesund sah der Marl aus und zufrieden, als hätte er sein Lebtag keinen anderen Beruf gehabt, als auf die Franzosen zu schießen und zu stechen. Und allen schien es ganz sicher, daß sie nach Paris kämen, was noch viel größer sein sollt' als München. Dachte keiner daran, daß er vielleicht nie wiederkäme.

Von der Ernte ließ sich der Marl aber noch schnell erzählen; und daß die Vroni hier sei, das wüßte der Vater ja wohl. Zuletzt noch ganz zögernd:

„Der Moser is zu mir g'stand'n wie'r a guater Kam'rad."

Der Alte sagte kein Wort. War auch nicht Zeit mehr, viel zu reden. Ein Unteroffizier kam, um alle Leute auf der Stube und ihr Gepäck noch einmal zu mustern.

Ein Päckchen Zigarren konnte der Marl noch geschwind in den Tornister stopfen. Dann reichten sich Vater und Sohn wortlos die Hände — und wie im Traum ging der alte Bauer durch die langen Flure, die Treppen hinunter, auf den riesigen Hofplatz, wo sie gerad' in der Mitte zur Feldmesse rüsteten.

Etwas erhöht erhob sich der Altar, von Fahnen und girlandengeschmückten Masten umgeben.
Hie und da sah er abschiednehmende Gruppen, die Frauen mit Sacktüchern am Auge, Hand in Hand mit ihren Gatten, Söhnen, Brüdern. In einer Ecke stand auch die Vroni mit einem jungen Soldaten.
Teufel — das war der Moser! Beinahe hätte er ihn gar nicht wieder-erkannt, so verändert erschien ihm der Lehrer in der feldgrauen Uniform, mit seinem Schnurrbart und dem braungebrannten, frischen Antlitz. Ietzt blies ein Hornist aus dem Fenster ein Signal. In die abschiednehmenden Gruppen kam zitternde Bewegung. Weinende Frauen tauschten die letzte Umarmung aus, Hände wurden noch einmal eng verschlungen und lange, lange fest und innig gedrückt. Auf dem riesigen Platze ein Hin und Her. Aus allen Türen quollen jetzt die Soldaten hervor, feldmarschmäßig gerüstet mit Helm und Gewehr, Mantel, Tornister und Zeltbahn auf dem Rücken!
Kommandorufe — ein Durcheinauderlaufen, das nach kurzer Zeit der Ordnung weicht! Die Bataillone stehen, jedes für sich, in einem riesigen Viereck um den Altar, auf den eine breite Gaffe durch die Menschenmauern führt.
Aus einer Pforte treten in feierlichem Zuge der Bischof in vollem Ornat, die Geistlichkeit und die höchsten Offiziere der Stadt. Auf allen Kirchen läuten die Glocken. Das Regiment präsentiert.
Vor dem Altar kniet der Bischof nieder. — „Zum Gebet!" — Die Hornisten blasen das „Gebet", dessen Klänge langsam und feierlich über den riesigen Platz schallen. Der Priester erhebt die Monstranz, und alles sinkt in die Knie. Toten-stille ringsumher, nur von dem Schluchzen einiger Frauen unterbrochen! —
— — Nach Beendigung der Messe intoniert die Regimentskapelle die Volks-hymne, in die brausend die Männerstimmen einfallen, getragen von heiliger Begeisterung und froher Siegeszuversicht.
Dann ordnen sich die Bataillone zum Abmarsch. Die Pferde der Stabs-offiziere werden herbeigeführt und bestiegen. Der Brigadegeneral nimmt den Rapport des Kommandeurs entgegen, reitet in die Mitte und hält noch eine kurze, kernige Anrede an das Regiment:
Daß wir siegen müßten und siegen werden, wie uns auch der Herrgott schon bisher zur Seite gestanden. Denn wir kämpften für unser Land und für unser Recht, für Haus und Hof. Daß uns halb Europa überfallen hätte; daß die Feinde wortbrüchig und treulos Deutschland vernichten wollten. „Ihr werdet dreinhauen, Soldaten, wie Eure Brüder und Kameraden bei Lagarde, wie Eure Väter und Großväter bei Sedan und Wörth." — Und in das Hurra auf den König und das Bayerland, auf den obersten Kriegsherrn, den Kaiser und das gesamte deutsche Vaterland fielen wie Donnerrollen die begeisterten Soldaten ein, ihre Helme schwenkend.

»In Zügen rechtsum marsch!"
Schmetternd setzt die Regimentsmusik mit der „Wacht am Rhein" ein, und singend verlassen die jungen Krieger den Platz.
Draußen begrüßt tausendstimmiger Iubel die Söhne des Vaterlandes, die ihr Leben für dessen Sicherheit hingeben wollen. Blumen, Zigarren, Würste, Schokolade, was der Soldat nur mitnehmen und brauchen kann, wird ihnen zugeworfen, in die Hände gesteckt.
Durch Mauern von tücherschwenkenden, Hoch und Hurra rufenden Menschen schiebt sich der kriegerische Zug langsam vorwärts. In den Fenstern Kopf an Kopf — Blumen werden herabgeworfen; und bald sieht der Zug wie ein wandelnder Garten aus: alle Gewehrläufe und Degengehenke geschmückt mit den letzten bunten Herbstblumen. Noch einmal drückt der Eppenhofer seinem Buben die Hand, der schnell mit einem Kameraden den Platz tauscht. An seiner Seite marschiert er mit. Dem alten Soldaten ist, als seien die vierundvierzig Iahre nicht ins Meer der Ewigkeit hinabgetaucht, als marschiere er selbst nach den brausenden Klängen der „Rheinwacht" und des „Deutschland über alles" dem Feinde entgegen.
Aber der plaudernde Marl rief ihn bald wieder in die Wirklichkeit zurück.
Mit kleinen Wünschen und Grüßen für die Heimat sprach er durcheinander von Mensch und Vieh, von Feld und Wiese.
„Und die Pritzinger-Marie grüaß mir fein! Is mir noch an Dreher schuldi. Den tanz'n ma, wann i wiederkomm'."
Der Eppenhofer nickte mechanisch: „Woll — woll!"
„Daß d' mir g'sund bleibst, Bua!" murmelt er immer wieder und streichelt sanft die Hand des Burschen, die den Gewehrkolben umklammert.
„Werd' schon, Vatta . . . Aba d' Hauptsach', daß ma dö Franzos'n tüchti' verdresch'n tun. — Und hört, Vatta," — jetzt endlich löste der Abschied dem Marl die Zunge — „seid guat zum Vronerll"
„Is guat — da feit sie nir! I nehmet's mit nach Haus."
„Schaut, Vatta — da vorn geht der Moser — a liaber Bursch und schlank «ie'r a Baum! Was habt's denn gegen den? A Lehrer is doch aa a Mensch — sozusag'n. Für aa Bauern passet's do net mehr, die Vroni. Wann's g'scheit seid, Vatta — laßt's die zwoa zuanand!"
Beinahe wär' dem Eppenhofer die Zornader angeschwollen. Daß, wenn der Bub' sich noch vor zwei Monaten erlaubt hält': schön abgekanzelt hätt' er ihn! Aber jetzt . . . Wer weiß, ob er ihn ja wiedersah?! Und er murmelte ganz zaghaft:
„Is guat — is net Zeit jetzt, so was zu dischkurier'n. Sorg' nur für dich selbst, Bua! Hast noch an Wunsch?"

— — — Am Bahnhof, den niemand vom Zivil betreten durfte, noch ein letzter, langer Händedruck. Mit sehnendem Blick schaute der Bauer dem Marl nach, der inmitten der großen, grauen Soldatenschlange im breiten Tore des Bahnhofes verschwand. Dann kehrte er um und trottete mit den zurückflutenden Massen in die Stadt zurück.
Im Gasthaus fand er endlich die Vroni. Sie saß an einem kleinen Tisch und löffelte eben die Suppe aus. Mit einem kurzen „Grüß Gott!" setzte sich der Eppenhofer ihr gegenüber und bestellte sich erst wählerisch sein Mittagessen. War nicht sehr groß, sein Appetit; aber jetzt war Essenszeit; und man mußte weiterleben!
Ernst und bleich, aber hoch aufgerichtet saß das blonde Mädchen da. Nicht anschau'n tut sie mi, dachte der Eppenhofer. „Aba wie'r a Prinzeß schaugt's aus — kalt und fürnehm."
Und er wußte nicht recht, sollte er sich ärgern über ihren Trotz und Hochmut, oder sich freuen über das Madl, das so schon und schlank, so selbstbewußt und vornehm vor ihm saß. Dunkel fühlte er, daß sie seiner Sphäre und seinem Zügel entwachsen war.
Als der Kellner schon das Fleisch reichte, fand der Eppenhofer endlich die Sprache wieder. Schwer wurde es ihm, ihr gewissermaßen die Hand entgegenzu-strecken.
„Wann willst denn fahr'n?"
„In zwei Stunden geht der Zug."
„Zur Tant'?"
„Freilich!"
Der Eppenhofer schaufelte schweigend seine Bissen in den Mund. Sie machte es ihm aber auch gar zu schwer. Sollte sie also zur Tante zurück, der Trotzkopf! Aber grausend sah er sich in den langen Herbst- und Wintertagen allein mit der alten Wallner-Crescenz am Tisch sitzen.
„Was willst denn bei der Tant'?"
„Ihr habt mich ja hingebracht!"
Starr und kalt sah sie an ihm vorüber. Das Lächeln, das sonst die kühnen, strengen Züge verschönte, war erstorben. Und etwas wie Mitleid packte das harte Herz des Bauern an. Sie litt und bangte ja wie er selbst. Die rollende, eiserne Dampfschlange, die langsam nach Westen fuhr, entführte auch ihr zwei geliebte Menschen — vielleicht auf Nimmerwiedersehen.
„Kannst schon heimkehr'n mit mir!"
Keine Antwort kam. Aber sie weigerte sich auch nicht, wie er gefürchtet, ließ es ruhig geschehen, als er ihr Köfferchen auf den Wagen bringen ließ und auf dem Bahnhof die Karten für beide löste.

I bin der Eppenhofer Robert Misch
Am andern Tag ging sie daheim ihren Pflichten nach, als wäre nichts geschehen. Aber daß nicht alles in Ordnung sei zwischen Vater und Tochter, das merkten die Leute wohl. Und in der Gesindkammer war es das Lieblingsthema der Mägde.
„Is halt eine Stolze!" meinten sie und vergönnten's dem Bauer alle, daß sein Dickschädel nun auch einmal an einen anderen Dickschädel stieß.
(Aus einem Feldpostbrief des Marel.)
Mein libber Vatta!
Und die Cigarrl hab i aa kriegt und dank schön und aa für die wolene West was mir ser gut tut. Das i bei unsern Lehrer bin, wo jetzt vizefeldwebl gwordn is in sein zug, is gut for mi. Er is an brafer bua und nett zu sein leit, aber bsonders zu mi is er nett. Hat neuli, wo wir nie net zu ess'n haten, sein letztes Futer mit mir geteilt. Vorig Woch hatn mir wieda ein kleines gfecht, war aber net gros. I bin mit'm Lehra auf streitpatrulli gang'n un sind lang in Dekung glegn bis wir Reiter von die Kaffalrie habn wegpuzn könn, die wo aa ein patrulli waren. Der Lehrer hat mit uns geschosn und mir habe beide wettgeschosn und imma trofen. Sakra Türkn, woher der Moser hat so gut trefn könn hat mi wundert, weil er doch nie net mit uns Burschen hat mitschosn im Dorf. Glei sol's weita gehn und i grüß enk alle und verbleib dein gehorsamer sohn und krigsfreiwillger
Marl Eppenhoser.
Cigarl kannst no mehr schickn — von dö langn dunklen.
Geliebte Vroni!
Dein Bruder ist verwundet — Achselschuß links und Kugel in den Fuß.
Beide Schüsse sind nicht lebensgefährlich. Doch hat er viel Blut verloren, da mehrere Stunden bis zu seiner Auffindung vergingen.
Bis dieser Brief Dich erreicht, wird er wohl schon weitertransportiert sein.
Und mit Gottes Hilfe und der unserer vortrefflichen Wundbehandlung wird er wohl wieder vollständig genesen.
Der Kampf war schwer und fast schon verzweifelt für uns. Fast eine Woche hatte die Brigade bereits in Reservestellung in einem lothringischen Tal gelegen, das von Waldhöhen umzogen ist, mit sumpfigem Terrain untermischt. Meine Kompagnie war anfangs in einem kleinen Dörfchen untergebracht, in Alarmquartieren, und täglich warteten wir auf den Befehl znm Angriff. Dann rückten

wir vor und biwakierten. Endlich ging rechts und links von uns die Schießerei los. Am Vortag des Gefechtes protzte unsere Artillerie ab und schoß über unsere Köpfe hinweg. Aber auch von den feindlichen Granaten erhielten wir manchen Gruß zugeschickt. Nichts ist schlimmer für eine Truppe, als wehrlos, ohne zu kämpfen und vorzurücken, einem unsichtbaren Gegner standhalten zu müssen. So gut es ging, suchten wir uns in Deckungen einzugraben — aber wir hatten schon jetzt einige Verluste. Du kennst ja unsere Bursche! Was da zusammengeflucht wurde! Und immerfort fragte einer: „Na, Sakra Himmelherrgott, wann geh'n ma denn endli' los gegen die verflirten Rothosen?"
Um Mitternacht kommt endlich die erlösende Votschaft. Durch einen Nachtangriff sollen wir das nächstgelegene Dorf M. einnehmen, in dem sich französische Infanterie und Artillerie verschanzt hatten. Seit zwei Wochen, seit der Verwundung meines Leutnants, führe ich den Zug als Offizierstellvertreter. Der Major rief uns Offiziere, resp. Stellvertreter zusammen und erklärte uns die Gefechtslage.
Unsere Brigade soll als linker Flügel des bereits auf den rechtsliegenden Höhen vorgegangenen rten Armeekorps vorrücken und im Nachtangriff das Dorf sowie die daneben liegenden Abhänge einnehmen. Zwei Stunden vor Tagesanbruch, also kurz nach drei Uhr, soll die Brigade bereitstehen. Unser Regiment wird auf der Talstraße vorrücken und von links und vorn das Dorf erstürmen, das andere Regiment die rechtsliegenden Hänge besetzen, um die Verbindung mit dem Korps herzustellen und zugleich M. durch Rechtsumfassung zu umklammern. Pioniere werden uns zugeteilt, um die bereits erkundeten Hindernisse und Straßenverhaue fortzuräumen; ein Zug Artillerie folgt uns. Pünktlich auf die Minute stehen wir gefechtsbereit. Noch liegt tiefe Dunkelheit über dem Tal. dessen umliegenden Höhen wir nur in den Umrissen erkennen, bei einem halbbewölkten, aber dem Angriff günstigen Himmel. Mit aufgepflanztem Seitengewehr rücken wir vor, geräuschlos, in wohlgeordneten Kolonnen. Kein Schuß fällt. Die Spannung wächst. Vom Feind, dessen Vorposten unsere Streif-Patrouillen gestern vor dem Dorf und auf den Hängen erkundet haben, ist noch immer nichts zu sehen. Eine gute Stunde sind wir so langsam und lautlos ohne Sang und Klang auf der guten, etwas feuchten Straße vorgerückt und nähern uns dem Dorfe, dessen massive Steinhäuser dunkel vor uns auftauchen. Langsam dämmert es im Osten — da auf einmal prasselt und knallt uns ein mörderischer Feuer- und Kugelregen entgegen. Aus den Fenstern und Dachluken, hinter den Bäumen, aus den Gärten hervor schießen sie in wohlverdeckten Stellungen. Auch das unheimliche taktmäßige Rattern der Maschinengewehre hören wir — und kein Feind zu sehen! Hie und da fällt einer von uns — Aufschreie — Fluchen! — Marschmarsch hurra! — Vorwärts im Laufschritt zum Sturm — so gut es geht, auseinandergezogen! Unser Hauptmann voran, den Säbel in der Hand. Er bricht zusammen, von mehreren Kugeln durchbohrt. Viele, viele fallen — aber

wir stürmen durch diesen Regen von Geschossen vorwärts, auf und zu beiden
Seiten der Straße, geführt vom Obersten selbst, der in den vordersten Reihen
kämpft. Unser Bataillon schwenkt nach links ab, um M. von dort zu umfassen.
Aber hatte man dort schon vorher Geschütze und Infanterie angesetzt oder erst
bei unserem Nahen zur Flügeldeckung vorgeschoben: von links werden wir aus
einem hügeligen Waldstück von Artillerie- und Maschinengewehrfeuer heftig be-
schossen. Vor und zwischen diesem Wald und dem Dorf liegt ein breites Moor,
das absolut nicht zu forcieren ist, zumal unter dem sehr wirkungsvollen feindlichen
Feuer, das unsere Reihen lichtet.
Die Lage ist höchst gefährlich, wie wir bei dem langsam aufsteigenden
Tagesgrauen entdecken. Im Dorf« selbst ein verzweifelter Nahkampf der an-
deren Bataillone gegen die Häuser, die zu kleinen Festungen gemacht sind. Auf
unserer Seite jegliches weitere Vorgehen durch das Terrain unmöglich. Aber
auch hinter uns eine äußerst gefahrdrohende Situation. Feindliche Abteilungen
hatten sich in den Waldhügeln nach rückwärts zu festgesetzt und nahmen die Straße
und das Tal hinter uns unter Feuer.
Nur das rechts von M. angesetzte Regiment kann uns die Rettung bringen.
Schon hört man in der Ferne seine vordersten Reihen nahen, von einem wütenden
Schrapnell- und Kugelregen begrüßt. Sprung um Sprung gehen diese Tapferen
vorwärts. Endlich ist auch unsere Artillerie hinter uns aufgefahren, die wir uns
nach Möglichkeit gedeckt haben. Die braven Bombenschmeißer legen selbst mit
Hand an, um ihre Kanonen in Stellung zu bringen, da sie ihnen einen Teil d^r
Pferde angeschossen haben. Abgeprotzt — losgefeuert gegen die Stellen, wo
seit- und rückwärts die Feinde in den Waldhügeln stecken! Nach vorne, ins Dorf
können sie nicht schießen, ohne unsere eigenen Kompagnien zu gefährden, die noch
immer tapfer kämpfen, aber fast ohne Offiziere sind und stark zusammengeschossen
das Dorf schließlich wieder räumen müssen. Wohl vorbereitet hat der Feind
aus jedem Haus eine Bastion gemacht und überall Drahtverhaue und Barrikaden
hergerichtet.
Links und rechts von der Straße liegen wir nun in schlechten Deckungen,
noch immer einem starken Feuer ausgesetzt, das wir nur erwidern können gegen
den unsichtbaren Feind.
Der Oberstleutnant, der jetzt auf unserer Seite das Kommando führt, schickt
mich nach rückwärts, um die zurückgebliebene Reservekompagnie heranzuholen. Von
Kugeln umsaust besteige ich das Rad eines unserer Meldefahrer und radele zurück.
Ich führe die neue Kompagnie im Laufschritt heran. Alles hat sich in kurzer
Zeit abgespielt. Ietzt, beim vollen Tageslicht blicke ich mich nach Marel um,
sehe ihn aber nicht mehr. Und niemand weiß mir von ihm zu berichten. Doch
hoffe ich, daß er beim ersten, nächtlichen Sturm in eine andere Abteilung ge-
raten ist.

Unsere Artillerie hat unterdes die seitwärtigen Höhen ziemlich gesäubert und ihr Feuer gegen das Dorf eröffnet. Das rechte Flügelregiment hat seitwärts vom Dorf bereits gute Arbeit getan. Wir hören ihre Hurra- und Sturmrufe, ihr Feuer, von dem es von hinten rechts das Dorf bestreicht. Nun ist es Zeit, zum zweiten Male vorzurücken. Vorwärts marsch! Die Hörner blasen — Kommandorufe! Das ganze setzt sich zum neuen Sturm in Bewegung, mit Einsatz der letzten Kraft. Unser Bataillon voran, an der Spitze unserer Kompagnie, geht es im Laufschritt die Straße geradeaus, auf die ersten Häuser zu. Und da hättest Du unsere Bursche sehen sollen! Wie die Teufel gingen sie vor. Gleichzeitig bricht von rechts und hinten das andere Regiment ins Dorf. Drei Geschütze fahren dicht heran und schießen einige der größten und stärksten Gehöfte in Brand und Trümmer. Wie die Rasenden schlagen unsere Kerle die Türen mit Ärten ein und wüten mit Bajonett und Kolben in den Häusern. Was sich von den Rothosen retten kann aus Scheunen und Gärten, eilt in wilder Flucht davon. Der Rest, soweit nicht tot oder verwundet, ergibt sich. Aus den Böden und Kellern, ja aus den Taubenschlägen und Schweineställen holten sie die Franzosen heraus, so daß über neunhundert Gefangene in unsere Hände gerieten (inclusive der Verwundeten). Und viele Tote reihenweise auf den Gassen und einzeln in Gärten und Häusern. Einige Kompagnien gehen zur Verfolgung vor — der Rest der Brigade richtet sich in den nicht zerschossenen Häusern ein bis auf weiteren Befehl.
Und nun bin ich nach dem Marel auf die Suche gegangen — in alle Häuser und Winkel, in alle Gärten und Scheunen — viele Stunden lang. Aber der Marel war nicht zu finden. Am Nachmittag nahm ich mit Erlaubnis unseres neuen Kompagnieführers (unseres ältesten Oberleutnants) einen Sanitätsunteroffizier und unseren braven Regimentshund, den Ayrdaleterrier „Trimm" mit, der für diesen Dienst ausgebildet ist. Ein Mann aus unserer Kompagnie behauptete, der Marel und sein Spezialfreund Sepp Klufer von Miesbach seien vor dem zweiten Sturm mit noch zwei, drei anderen nach links gepirscht, in das sumpfige Waldstück hinein, „um sich ein paar Franzosen zu fangen oder ihnen eins aufzubrennen". In der Dunkelheit, bei dem starken Feuer, das uns von vorn und seitwärts empfing, konnte man ja seine Leute nicht so fest in der Hand haben. Ich hätte sonst keinesfalls dies ganz zwecklose und tollkühne Vorgehen gestattet.
(Fortsetzung folgt.)

Catharina von Pommer-Esche.
Almendw. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)
III.
Bei Tagesanbruch zeigte sich Esteban im Turm. Er hatte alles gehört.
Seinem Vater, der einen festen Schlaf hatte, war es wohl entgangen. Mochte
auch der Hund noch so laut bellen, der gute Juan Mäto, ermüdet von der Arbeit
des Tages, schlief wie ein Murmeltier. Die andern aber im Hause hatten
eine Nacht voller Angst durchlebt. Die Mutter versuchte mehrmals, den Vater
zu wecken, dann hatte sie fortwährend für den Herrn des Turmes gebetet.
Almendro, die neben Esteban wohnte, hatte ihn mit ängstlicher Stimme bei den
ersten Schüssen gerufen. Die arme Schwester hatte das Licht angezündet, und
er hätte ihr bleiches, verstörtes Gesicht gesehn. — Ach, wenn nur dem Herrn nichts
geschehn sei!
„Eine ganze Salve von Schüssen war den beiden ersten Detonationen ge-
folgt. Diese waren vom Herrn abgefeuert. Jch erkannte das sogleich und sagte
es Almendro. Jch habe ein feines Gehör. Meine Schwester war ganz ver-
zweifelt, wollte sich schnell ankleiden und mit mir zum Turm laufen. Nur
durch meinen Bericht beruhigt, blieb sie im Bett, aber ununterbrochen betend, und
eine Perle ihres Rosenkranzes nach der anderen glitt durch ihre Finger. Als am
Morgen die Frauen vor die Tür traten, waren sie noch von Furcht erfüllt, ein
schreckliches Bild zu sehn, vielleicht Don Adriano tot. Aber ich sehe das freund-
liche alltägliche Bild, den Herrn bei seiner Morgenwäsche, vor einem großen
Gefäß voll Meerwasser, das der Herr sich selbst von der Küste holt."
Dann ließ Esteban sich genau berichten, worauf er sich die zwei Kugeln in
der Malier besah.
„Und hier etwa — wo ich jetzt stehe, standen der Herr? Ja? Das ist ein
Wunder!"
Don Adriano fragte Esteban nach dem vermutlichen Angreifer, und Esteban
lächelte mit wichtiger Miene. Er hatte die Uhurufe gehört. Es war ganz die
Art von Voz, viele hätten gedacht, der sei's gewesen.
„Aber nein, er war es doch nicht, dessen bin ich sicher. Sollte der Voz
gefragt werden, so würde er vielleicht die Frager bei dem Glauben lassen, aber
es war der Hierro. Auch Almendro glaubt es. Nun wollten die Frauen in ihrer
Angst, daß man die Quaräia civil aus Sankt Joseph benachrichtige, aber das
werden doch der Herr nicht wollen?"

Das verächtliche Lächeln Don Adrianos freute den braven Esteban.
„Recht so, jeder echte Mann verteidigt sich doch selbst, und dann bin ich
auch da und der Vater!"
Stolz richtete er sich auf: er sei schon ganz zum Manne herangereift, und
er bat den Herrn, er möge doch gestatten, daß er von nun ab mit ihm im Turm
lebte. Wenn er, Don Adriano, den Vater darum bäte, dann würde er es nicht
abschlagen, und es seien dann doch ihrer zwei für die Verteidigung. Und dann
würde der Vater ihn doch nicht im Seminar einschließen. Um die Nützlich-
keit seiner Gegenwart zu beweisen, setzte er hinzu:
„Wie unvorsichtig hat der Herr die vorige Nacht gehandelt, die Holztreppe
hinunter zu gehn, wo unten der Feind auf der Lauer lag. Warum stieg der Herr
nur nicht vom Fenster aus hinab, den Feind rücklings zu überrumpeln?"
„Es ist wahr", sagte Don Adriano, beschämt, daß er diese Kriegslist vergessen.
Da hörte er Schritte und sah durch eine Spalte der Tür Juan Mäto mit dem
Essen kommen. Er stieg langsam und sah finster aus.
„Halt! Der Laune geht man aus dem Wege!" und schnell kletterte Este-
ban die eingehauenen Stufen vom Fenster aus hinab. Der Bauer sprach mit
Ruhe, die Frauen hätten ihm berichtet, aber gut, daß nichts geschehen sei. Dann
sah auch er sich die Kugeln in der Mauer an. Ein Wunder!
„Ja, es war nicht anders zu erwarten. Wenn man Dinge will, die nicht
durchzusetzen sind. Nun müssen wohl der Bürgermeister und die (^uärcüa civil
in Kenntnis gesetzt werden!"
Don Adriano schüttelte den Kopf, nein, das war nur Mann gegen Mann
zu regeln, das träfe ihn ganz persönlich. Juan Mäto blickte ihn an und sagte
nach einer Weile:
„Ja, da wt der Herr recht! So würde sein tapferer Vater, Gott Hab' ihn
selig, auch gesagt haben! Bin zwar nur ein Bauer, aber doch, wenn's gilt, ein
stolzer Spanier. Aber meine Pflicht ist es, dem Herrn beizustehen. Jch habe
mein Gewehr im Hause. Ich werde des Nachts fortan bei Euch, an Eurer Seite
sein."
Aber auch das schlug Don Adriano ab. Er sei kein schutzbedürftiges Kind.
Jeder in seinem Hause, und möge da kommen, was das Geschick wolle. Juan
Mäto nickte verständnisvoll dazu. Don Adriano sei ein wahrhafter Ritter, diese
Art gefalle ihm, aber da der Herr nun keinen Schutz im Turm wolle, so könne er
ja unten in seinem Hause schlafen. Ein Bett würden sie ihm einrichten. Don
Adriano fühlte sich versucht, diesen Vorschlag anzunehmen. Almendro sehn! Aber
der nicht gerade eindringliche Ton, in dem Juan Mäto seine Aufforderung aus-
sprach, und der unruhig erwartungsvolle Blick, welche Antwort er wohl geben
würde, ließen ihn zurücktreten.
„Nein, vielen Dank, guter Juan, man könnte ja glauben, daß ich aus,
Angst meine Wohnung im Turm verlasse!"

Juan Mito sah auch dies ein, er würde ja auch ebenso handeln. Aber
dies hindere nicht, daß er doch wenigstens des Nachts im Turm an der Seite des
Herrn schliefe, und wenn Rufe oder Schüsse neben dem Turm ertönten, daß er
dann mit seinem alten Gewehr mit hinunterginge. Und als ob diese Freundes»
Pflicht, die er sich selbst auferlegte, auf einmal die Ruhe von vorher zerstörte,
faltete er die Hände und blickte gen Himmel:
„O Herr! Der Teufel ist ja los. Es gibt keinen Frieden mehr. Alles,
weil man mir nicht gefolgt hat. Und wie wird das enden?" Don Adriano
wollte Juan Mäto beruhigen, und so entschlüpfte ihm der Gedanke, den er
eigentlich verschweigen wollte: Er ginge fort für immer, er wolle nicht länger
den Frieden der Familie stören.
„Ah! Jn Wahrheit will der Herr gehn?"
„Denkt Jhr etwa, ich wolle vor den Feinden fliehen?" fragte Don Adriano
ruhig, „ich weiß noch nicht, wann ich gehe. Später jedenfalls erst. Erst muß ich
noch hierbleiben, damit mir begegnet, was mich treffen soll."
Juan M5to setzte eine ergebene Miene auf mit stummem Nicken. Da
fiel es Don Adriano ein, Estebans Bitte dem Vater vorzutragen, aber dieser
verneinte energisch. Er müsse nun aufs Seminar, und dies sei sein letztes Wort
in der Sache. Wenn Don Adriano Gesellschaft wünsche, hier sei er, Juan M5to,
der ausgereifte Mann. Dann ging er heim.
Don Adriano ging ans Meer, da war der alte Calamaro damit beschäf-
tigt, das Boot auszubessern; er trat auf Don Adriano zu.
„Hola! Seüor! Jch weiß alles. Also mit Uhurufen hat man den Herrn in
die Gefahr locken wollen? Haha — mich auch, das heißt, als ich noch ein Jüng-
ling war, jung an Jahren und mit liebedmstendem Herzen! — Auch ich habe,
um mein geliebtes Mädchen heimzuführen, mit einem Eifersüchtigen eine Messer-
stecherei gehabt, wobei ich dem Nebenbuhler einen gefährlichen Stich versetzte,
aber nachher, als die Wunde geheilt, war auch der Groll nicht mehr so schlimm.
Die Zeit tat das ihre, und alle Menschen sind ja auch nicht gleich heißblütig.
Don Adriano ging bald heim. Esteban hatte das Essen hingestellt. Gewiß
hatte er kurze Aufträge vom schlechtgelaunten Vater erhalten. Don Adriano
prüfte jetzt mit kalter Seelenruhe jene zwei Kugeln in der Mauer und seine
Stellung dabei — es war in der Tat wunderbar, daß er mit dem Leben davon-
gekommen war, an einem seidenen Haar hatte es gehangen. So hätte ein Mann
seines Standes umkommen können durch einen Bauern. Zorn und Rachedurst
loderten auf. Er nahm das Gewehr von der Wand, prüfte die Ladung, hing
es sich um die Schulter und nahm denselben Weg, wie den Abend vorher.
Als er bei Juan Mätos Haus vorbeikam, standen Almendro und die Mutter
vor der Tür. Die Mutter nahm, ganz bewegt, die Hände Don Ndrianos und
brachte mühsam die Worte hervor: „Don Adriano! — Sehr vorsichtig seinl
Wenig ausgehn!" Almendro sah ihn mit weitgeöffneten Augen an — voll Be-

wunderung und Sorge zugleich. Sie fand keine Worte, ihre einfache Seele konnte nur durch die Augen reden! Don Adriano setzte seinen Weg fort. Er wandte sich mehrmals um und sah Almendro, die ihm mit bangen Blicken nachsah. Der Herr ging jagen, wie sonst, aber, o weh, er nahm die Richtung den Berg hinauf, dorthin, wo die Schmiede lag. Während des Weges sann Don Adriano auf Pläne des Angriffs. Er war entschlossen zu schneller Handlung. Käme der Hierro aus der Tür seines Hauses, so würde er ihm zwei Schüsse ver» setzen. Er wollte seine Händel bei Tageslicht ausrichten, und er würde mehr Glück haben. Seine zwei Kugeln würden sich nicht in die Mauer einbohren.

Als er aber die Schmiede erreichte, war sie verschlossen. Nichts. Hierro war verschwunden, ebenso die alte Here. Wieder setzte er sich unter einen Baum und wartete. Welche Einsamkeit, welche Totenstille! Eine Katze schlich langsam über das ruinenhafte Dach, auf der Lauer nach irgend einem armen Vöglein. Viel Zeit verging. Das Warten und die Ruhe heiterten Don Adriano auf. Was saß er hier zwecklos! Der Schmied hatte sich vielleicht in seinem Hause eingeschlossen, oder er wäre mit der Alten weit weg gegangen, käme erst wieder mit einbrechender Nacht. Und das Gewehr in der Hand, angriffsbereit, trat er den Rückweg an.

Abends brachte Esteban das Essen und war betrübt, denn der Vater machte nun Ernst. Er war nicht davon abzubringen, ihn ins Seminar zu bringen. Don Adriano schloß die Tür und verbarrikadierte sie mit Tisch und Stühlen, denn er wollte nicht im Schlaf überfallen werden. Er blies das Licht aus und rauchte im Dunkeln. Das Gewehr hatte er vor sich, den Revolver im Gürtel, bereit, sie beim leisesten Geräusch zu gebrauchen. Sein Gehör war empfindsam für jeden Laut. Beim Schein der glimmenden Zigarre sah er, daß es zehn Uhr war. Lange Zeit verstrich.

Der Hund bei Juan Mäto bellte — vielleicht schlich der Feind in der Nähe herum. Sowie ein Ruf oder ein Rütteln an der Tür sich bemerkbar machen sollte, würde er durchs Fenster hinunterklimmen, den Feind im Rücken angreifen. Aber es rührte sich nichts. Don Adriano wollte nach der Uhr sehn, aber die Zigarre glimmte nicht mehr. Sein Kopf war auf das Kissen gesunken und er schloß die Augen. Da hörte er Rufe, Schüsse, Verwünschungen im Traum. Er erwachte — nichts, tiefe, undurchdringliche Nacht. Durch das Fenster blinkte ein Stern. Die Mauern schienen in der Nacht alle die Geheimnisse vergangener Jahrhunderte auszuschwitzen. Don Adriano stand auf und entfernte die Bairikaden von der Tür. Er schalt sich feige, daß er den Frauen mit solcher Vorsichtgefolgt war. Wer konnte ihn hier im Turm aufsuchen? Er mußte doch wissen, daß er bewaffnet war und den Gegner mit Schüssen bewillkommen würde. Aber die Abwesenheit des Hierro in der Schmiede, die auffällige Stille gaben ihm zu denken. Sollte Hierro etwa verwundet sein? Hätte eine seiner Kugeln ihn getroffen?

Am Morgen fuhr er aus zum Fischen. Schnell glitt der Kahn dahin. Trotz-
dem der Alte immer etwas daran zu flicken hatte, war die Barke ebenso zuver-
lässig als Fahrzeug, wie der Calamaro als Lenker. Bei der Rückkehr lief Esteban
am Ufer entlang, etwas Weißes hoch haltend:
„Ein Brief! Don Adriano!"
Ein Ereignis auf diesem Fleckchen Erde. Don Adriano drehte ihn hin
und her, sah das Siegel an, die Handschrift. Ach ja, vom Kapitän! Es wirkte
auf ihn wie ein liebes treues Freundesgesicht. Esteban erklärte nun. Ein Bote
habe ihn am Morgen gebracht, das Postschiff habe den Brief mitgeführt. Wenn
der Herr antworten wolle, so müsse er eilen, da das Schiff morgen zurückginge
zur Nachbarinsel. Don Adriano öffnete den Umschlag. Ein halbes Jahr hatte der
Kapitän nichts von sich hören lassen. Der Brief war lang. Bei den ersten Zeilen
lächelte Don Adriano. Das war ganz der Kapitän mit der derben offenen Art.
Don Adriano sah ihn im Geiste vor sich mit den klugen, bernsteinflimmernden
Augen, der gebräunten Gesichtsfarbe, der leicht gebogenen Adlernase. Der Brief
verlangte eingehendes Studium, und Don Adriano las ihn mit sorgsamer Auf-
merksamkeit. Er warf Don Adriano vor, wie er ausgerissen sei, ohne Abschied
von den Freunden, aber da habe er doch trotzalledem gedacht: Geduld zu haben
mit einem Freunde, ist besser, als ihn für immer verlieren, und was man am
Ende wieder anknüpfen könne, solle man nicht zerhauen; der Don Adriano de
Mosca sei zwar ein hochvornehmer Mann, aber nicht praktisch. Er aber, der
Kapitän, wollte sich nicht rächen dafür, daß die Vorfahren des Don Adriano
seine Väter einst verbrannt hatten, in der grausamen Jnquisition — er hätte
inzwischen die verwickelten Finanzen Don Adrianos entwirrt, denn er verstünde
diese Dinge, sei ein wahrer Geschäftsmann, Feind des Zeitverlierens. Und dann
folgten noch viele Seiten, aber es war keine langweilige Zeile darin. Der Höhe-
punkt war wohl die Sentenz, daß bei allen schönen Gaben, die ein Mensch habe,
der gänzliche Mangel einer Ader fürs Praktische doch oft zum Untergang führte!
Der Kapitän hatte Dona Mona mehrmals von ferne gesehn, aber sie war so
hochmütig und behandelte ihn als Luft. Sie spreche von ihrem mißratenen
Neffen, und daß der Herr Solche strafe, die nicht in seinen Wegen wandelten!
„Auf keinen Fall habt Ihr etwas von ihr zu erwarten. Man flüstert jetzt
in der Stadt davon, daß sie sich für den Rest ihres Lebens in ein Kloster
einschließen will." Darauf nahm das Schreiben einen Geschäftston an mit der
solchen Dingen üblichen Trockenheit. Zuerst ein langer Bericht über die Besitz-
tümer, die Don Adriano vor seiner Abreise noch hatte, in allerlei Hypotheken ver-
wickelt, dann eine Liste von Gläubigern, die größer war, als sein Besitz. Niemals
war Don Adriano ein Rechengenie gewesen, aber darauf verstand sich der
Kapitän wunderbar. Er hatte volle sechs Monate nicht geschrieben, weil er
sich täglich um diese Angelegenheiten des Freundes zu kümmern hatte. Die gie-
rigsten Wuchergläubiger hatte er zu befriedigen gewußt, indem er alles und jedes

verwertete, auch Geld vorschoß, um Wechsel zu erledigen. Kurz, er hatte Klar-
heit geschaffen, der gordische Knoten war zerhauen. Rein und klar war es nun.
Allerdings verblieb Don Adriano nur ein ganz kleines Vermögen. Einige tausend
Duros, aber viel besser so, als in der Scheinpracht leben, nichts zu essen und der
Gnade der Gläubiger preisgegeben zu sein. „Jetzt ist es Zeit zur Rückkehr!
Was machst Du dort? Willst Du das ganze Leben im Piratenturm zubringen?
Kehre sogleich zurück!" Er könnte mit Einfachheit leben, das Leben ist billig
hier, auch könne er, mit seinem Namen, ein Amt übernehmen. Das würde
nicht schwer sein. Wollte er reisen, so würde er, der Freund, Empfehlungen
für Amerika schaffen, denn er habe überall Beziehungen.
Don Adriano las den Brief ungezählte Male wieder, und ihm wurde
leicht ums Herz. Mit einem Sprung wieder ins zivilisierte Dasein! An> fol-
genden Morgen würde er sich mit demselben Schiff, das ihm den Brief gebracht
hatte, einschiffen. Da kam die Erinnerung an Almendro und hielt ihn zurück.
Er sah sie in ihrer Lieblichkeit mit ihren sanften, schönen Augen. Sie verlassen,
sie nicht mehr sehn? Aber Almendro liebte ihn ja nicht, er hatte noch keinen
Beweis, daß es anders war. Warum sich noch länger bemühen, zu erobern, was
doch unmöglich ist? Und stirbt man denn von Liebe! Freilich würde ihm der
Abschied nicht leicht weiden. Doch schwankte er nicht mehr. Nur noch diese
eine Nacht in der Einsamkeit des Turms, die darauf folgende würde er schon
wieder im eleganten Caf6 seiner Heimatstadt sitzen. Er würde nicht mehr im Palast
seiner Väter wohnen. Das hatte aufgehört. Er würde aber eine nette Villa
am Meer beziehen können: „Klein, aber mein", und mit ihm die alte Emilia.
Frei könne er atmen, ohne irgend einen Druck. Nbondanzia mit ihrem Vater, von
denen er freilich auch ohne Abschied, ohne Entschuldigung gegangen, waren mittler"
weile übergesiedelt in eine große Stadt Spaniens, auf das Festland.
(Schluß folgt.)

R
u
n
s ch
u

Krieg und Literatur.

Von Paul Friedrich.

Seit Urzeiten ist der Krieg ein gewaltiger Anreger und Erneuerer für das Geistesleben der Völker gewesen. Dft hat er die Sieger, manchmal auch die Besiegten mit dem Lorbeer großer und unvergänglicher Werke begnadet. Der Zusammenprall verschiedenartiger und verschiedenwertiger Weltanschauungen und Kulturen erzeugte meist den elektrischen Funken, der noch gebundene oder gelähmte Kräfte frei und schöpferisch machte. Eine kurze und summarische Übersicht genügt schon, um zu zeigen, was das Geistesleben der Völker den großen Kriegen verdankt. Natürlich stehen hier Volks- und Eristenzkämpfe obenan. Raubkriege und mehr oder weniger blutige Machtfehden lokaleren Charakters wirkten selbstverständlich weder moralisch noch psychologisch-sozial tief genug, um der Dichtung neuen Auftrieb zu geben. Eine gewisse politische Horizontweite und vor allem ethische Lebenslnteressen waren immer die conditio »ins qua nun.

Das gewaltige indische Nationalepos, das MahKbh^rata, handelt von dem Vernichtungskampf zweier mächtiger Dynastien, der Panduinge und Kuruinge, und ähnelt inhaltlich den serbischen Volksliedern von Zar Lazar und der unglücklichen Schlacht auf dem Amselfeld, oder dem Liede vom Untergang des burgundischen Königtums in unserem Nationalgedicht, dem Nibelungenepos.

Die sagenhaften zehnjährigen Kämpfe der Griechen mit den Trojanern, hervorgerufen durch den Raub der Helena, schenkten der Weltliteratur das unvergängliche Kleinod der Ilias, neben dem das künstlich nach homerischen Muster geschaffene Nationalepos der Römer, Vergils Äneis, merklich blaß und „literarisch" anmutet.

Das jüdische Volk hat in den Büchern Mosis, dem Buch Iosua, den Büchern der Könige und Richter seine Heroenschicksale verewigt.

Kehren wir wieder nach Hellas zurück, so zeigt sich die mächtige Einwirkung der nationalen Unabhängigkeitskämpfe gegen die Perser namentlich auf

dem Gebiet des attischen Dramas in
235,

den wie ein Päan ausklingenden „Per-
sern" des Hschylos, während die Käm-
pfe um Ilium in Hschylos' „Agamem-
non" und Euripides' „Troerinnen"
nachzittern, welch letztere eben Franz
Werfet neu übertragen hat.
Ter für Griechenland so unheilvolle
Peloponnesische Krieg brachte indessen
begreiflicherweise der Dichtung keinen
Gewinn und fand seinen bleibenden
Niederschlag in dem Geschichtswerk
des Thukydides, ähnlich wie die Welt-
machtkämpfe Roms mit Karthago und
Hannibals Zug durch Italien nur in
den Prosaschilderungen eines Livius,
oder die heldenmütigen Gotenkriege
nur in Prokops Darstellung weiter-
lebten.
Aber die wechselvollen Schicksale
der Völkerwanderung lebten im Be-
wußtsein der germanischen Volksstämme
fort, «nd wir wissen, wie oft und wie
farbig variiert die Gestalten eines Er-
manarich und Theodorich, sowie ein-
zelne Teile des burgundischen und
langobardischen Sagenkreises in den
kleineren Volksepen der Deutschen den
Mittelpunkt bilden. Karls des Großen
mächtige Heldengestalt, seine Paladine
und Kämpfe, namentlich mit den Mau-
ren, fanden häufige Verwertung in den
Heldengedichten des karolingischen
Sagenkreises, ähnlich wie. sich um den
sagenhaften englischen König Artus
und seine Tafelrunde in England und
Frankreich eine üppige Legende bildete,
der wir unser größtes Knnstepos, Wolf-
rams „Parzival" verdanken. Auch die
Taten Aleranders des Großen lebten
damals in Teutschland auf.
An Stelle der Volks- und National-
kriege trat als literaturbefruchtendes
Ereignis das seltsame mittelalterliche
Phänomen der Kreuzzüge, das zum
ersten Mal völlig internationale Kul-
turbeziehungen schuf, so daß Abend- und
Morgenland jetzt erst recht eigentlich
einander nahetraten.
Anch von diesem bunten Völker-
gemisch und dem romantischen Suchen
nach dem fernen Heil weiß die höfische
Dichtung des Mittelalters gar manches
zu berichten, am phantastischsten wohl im
„Herzog Ernst". Am monumentalsten
aber fand das Wesen und die Kultur
der Kreuzzüge ihre Verewigung in
Tassos „befreitem Ierusalem", dessen
Held Gottfried von Flandern zugleich
für ihn die Seele des ganzen „Argo-

nautenzuges" ist.
Begnügte sich das große italienische Kunstepos mit fremden Helden (Ariosts „Rasender Roland"), so schuf verhältnismäßig spät Luiz Vaz de Camo?ns in den „Lusiaden" den Portugiesen ein völlig autochthones Nationalepos, nicht sowohl stofflich (denn hier imitiert er deutlich Vergil), als inhaltlich. Unter Zuhilfenahme eines pompöfen allegorisch-mnthologischen Apparates verewigte er Vasco de Gamas Zug nach dem fernen Indien.
Wie ein lachendes Satyrspiel nach dem klirrenden, tief pathetischen Ritterdrama erscheint nach den Lusiaden Spaniens köstliches Nationalwerk, der unsterbliche Don Quichote, in dem spanisch-steife Würde und Grandezza, statt an Drachen und Meerungeheuern, an Schafen und Windmühlen ihre Ritter-Herrlichkeit erprobt. Cervante's Don Quichote ist der lachende Grabgesang des Mittelalters.
Ungleich moderner wirkt nun die wilde, leidenschaftlich aufgewühlte Welt der englischen Könige zur Zeit des langen und blutigen Kampfes zwischen der weißen und der roten Rose, wie sie Shakespeares Meisterhand in großartigen und schauerlichen Fresken von niederdeutsch anmutendem ..OIaii'obl!c:nr" bannte, in wundervoller Mischung Lichtes und Rührendes mit dem Verrucht-Dämonischen in Männern und Frauen von übermenschlichem Maß verbindend und kontrastierend. Blutrache, Geschlech-

terkampf, Mordlust und Machtrausch führen einen düsteren Herensabbath auf, indem die Krone aus einer blutbefleckten Hand in die andere gleitet. Bot sich in diesem nur-englischen Königskrieg von selbst die konzentrierte Form des tragischen Dramas als adäquat an, so konnte dje religiöse Verwirrung und die politische Zerrissenheit Deutschlands im Dreißigjährigen Krieg vorerst ihren Niederschlag nur in Form oft äußerst kecker und beschwingter Landsknechtlieder finden, wie sie schon die Burgunderkriege in der Schweiz gezeitigt hatten, und daneben in einer mächtigen Blüte des geistlichen Liedes. Aber auch in epischer Form zeitigte der große Krieg zwei bedeutsame Werke, in denen sich der Geist seiner Zeit und das bodenlose deutsche Elend ergreifend widerspiegelt: Moscheroschs nach spanischem Vorbild geschaffene, zeitlich ungeheuer interessante, aber künstlerisch doch nur mäßige Satire: „Wahrhaftige und wunderliche Geschichte Philanders von Sittewald", und dann den „bäurisch-bürgerlichen" Parzival: Grimmelshausens prachtvollen „Simpliciuö Simplicissimus". Erst 150 Iahre später reihte sich ihm im „Nallenstein" die unvergängliche dramatische Ausgestaltung jener schrecklichen Epoche an. Fast ähnlich spät, wie das flämische Volk in Charles de Costers „Uilenspiegel" die bleibende Darstellung seiner Heldenkämpfe gegen Alba und die Spanier gewann.

Ludwigs XIV. unsittliche Raubkriege und der lange, rein dynastische spanische Erbfolgel^ieg blieben ohne jede Nachwirkung, selbst in Frankreich, wenn man von Voltaires geschichtlicher Darstellung absieht, der auch den nordischen Krieg des seltsamen Abenteurers Karls XII. beschrieb.

Erst mit Friedrichs des Großen ganz Europa zur Bewunderung zwingenden Heldentaten beginnt ein nationalliterarisch unmittelbares Wechselverhältnis von Politik und Kunst. Damals entdeckte der Schwabe Thomas Abbt das deutsche Nationalgefühl, und Gleim schuf die erste vaterländische Lyrik in seinen „Liedern eines preußischen Grenadiers". Dramatisch aber verherrlichte Lessing in seiner prächtigen „Minna" jene große und herrliche Frühlingszeit deutschen Aufstiegs zu geistiger und staatlicher Blüte.

Der patriotische Ertrag der Befrei-
ungskriege kann als bekannt übergan-
gen werden. Nicht vergessen aber sei,
daß der unglückliche Krieg Schwedens
mit Rußland (1808/9) in bleibender
Form zu Gunsten des unterdrückten
Finland von I. L. Runeberg in seinen
„Erzählungen des Fähnrichs Stäl" ver-
dichtet wurde. So schuf erst lange nach
Napoleons Zug nach Rußland Tolstoi
in seinem Roman „Krieg und Frieden"
ein prachtvolles, psychologisch-histori-
sches Gemälde dieser welthistorischen
Episode.
Die schier unübersehbare Napoleon-
literatur und -Dichtung mag hier un-
berührt bleiben, nur auf den jetzt eben
zum hundertsten Male wiederkehren-
den Tag von „Waterloo" (18. Iuni
1815) sei hingewiesen, der, abgesehen
von zahlreichen historischen Schilde-
rungen, dichterisch-episch von LordByron
und Christian Friedrich Scherenberg,
in dichterischer Prosa von Stendhal
und Erckmann-Chatrian, dramatisch
von Grabbe behandelt wurde, von der
ganzen Welt als ein Tag des „Welt-
gerichts" empfunden.
Der Deutschland einigende und das
neue Reich schaffende deutsch-franzö-
sische Krieg fand in Geibel seinen
Rhapsoden, in Liliencron seinen Lyri-
ker und Novellisten, und in Bleibtreus
„vi«s ira«" und Zolas „N^t'nl'le"
lwei bleibende Denkmale für die Be-
siegten. Mit gutem Recht aber ist
auch Nietzsches „Zarathustra" in die
Einflußsphäre dieses Krieges zu rücken,
der den neuen „Krieger- und Iäger-

menschen", die „blonde Bestie", ganz im Geiste jener Zeit verherrlicht.

Nach alledem ist wohl zu erwarten, daß uns dieser nicht nur größte und heroischste, sondern auch rassenbunteste Krieg aller Völker und Zeiten eine neue große Blüte in Dichtung und Literatur bescheren wird. Vorerst konnte außer in der Lyrik noch nichts Abgerundetes und Ganzes zutage treten. Und auch das begreiflicherweise nur spärlich. Das Wertvollste verdanken wir bisher zwei neuen Männern, dem Hannoveraner Albrecht Schäffer („Heroische Fahrt") und dem Österreicher Alfons Petzold („Volk, mein Volk"). Aber ich erwarte für die deutsche Kunst mehr von dieser Zeit. Stoff zu einer neuen „Ilias" wäre da. Wo ist der Sänger? Denn hier ist mehr als Ilium und Hecuba!

Kriegs sozial« Rundschau.

Von 5>r. Oscar Stillich.

Berufst» eratungs- und Berufsausbildungsstellen für Kriegsinvaliden.

I.

Die Berufsberatungsstellen, deren Einrichtung in Deutschland schon seit Iabren gefordert worden ist, stecken bei uns noch in den Kinderschuhen. Sie werden jetzt, wo die berufliche Einrangierung verstümmelter Krieger eine Forderung des Tages ist, in den meisten Gemeinden neu geschaffen werden müssen. Ihre Aufgabe müßte eine doppelte sein. Einmal hätten sie die einzelnen Berufe daraufhin zu untersuchen, nicht was man bei ihnen braucht, sondern was man bei ihnen entbehren kann. Denn die Kriegsinvaliden haben alle eine Verminderung ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit erlitten. Auf den ersten Blick könnte man glauben, daß für jeden Beruf die vollen physischen Fähigkeiten notwendig seien. Aber die Erfahrungen, die man mit Blinden, mit Einarmigen etc. gemacht hat, haben gelehrt, daß ein Organ durch ein anderes ersetzt werden kann, z. B. die Hand durch den Fuß, das Gesicht unter Umständen durch das Tastgefühl usw. Der Verlust eines Sinnesorgans schärft ein anderes. Hier eristieren physiologische Zusammenhänge, die die Wissenschaft kennt und die das Berufsamt in seinen Dienst stellen muß.

Die Aufgabe der Berufst eratungs-

stellen aber würde nicht nur in dieser Feststellung, sondern weiter in einer Prüfung der besonderen Neigungen und Fähigkeiten des Einzelnen zu bestehen haben. Münsterberg hat in seinem hübschen Buch über Psychologie und Wirtschaftsleben einige selbstgefundene Methoden dargelegt, um für einzelne Berufe besonders wichtige psychologische Eigenschaften erperimentell zu erkennen und zu messen. Aber das ist erst der Anfang auf einem großen Gebiet. Leider verfügen wir heute in Deutschland noch nicht über zureichend ausgebildete Methoden, um die spezifische Befähigung des Menschen für die einzelnen Berufe festzustellen. Das alles muß nach und nach geschaffen werden. Die mit der verfehlten Wahl eines Berufs verbundenen Lebensenttäusckungen werden dann seltener, und die Deklassierung der davon Betroffenen, ihr Versinken in die soziale Unterwelt verhindert werden.

Praktisch hat man die ganze Frage der Berufsberatung ohne Rücksicht auf jede theoretische Forderung angefaßt. Zunächst wird darauf hingewirkt, daß jeder in dem Beruf bleibt, den er bisher inne hatte. Das ist die Mehrzahl der Fälle. Die Berufsbera-

tung kommt praktisch erst dann zur Anwendung, wenn der Beruf gewechselt werden muß. Ein Friseur hat eine Hand verloren. Erfahrungen, ob er mit einer Hand Haare schneiden und rasieren kann, liegen nicht vor. Technische Tatsachen sprechen dagegen. Hier hat die Berufsberatung einzusetzen. Als ihre Hauptaufgabe wird die Bekämpfung der Neigung bezeichnet, die körperliche Schädigung zu einer Begründung des Berufswechsels zu machen und möglichst bequeme Stellungen im öffentlichen Dienst zu erlangen.

Die Tätigkeit der Berufsberatung beginnt bereits in den Lazaretten. Die Sanitätsämter arbeiten mit den Fürsorgeeinrichtungen zusammen. Die Provinz Westfalen hat bereits eingehendere Anweisungen für die Berufsberatung erlassen. Die Grundlage für den Berufsberater bildet ein Fragebogen.

In der Praris sind nun bis jetzt die verschiedenartigsten Personen als Berufsberater verwendet worden. Sie zu bestimmen, ist Sache des Oberpräsidenten und der obersten militärischen Behörde. Es ist unmöglich, bei den Tausenden von Berufen, die es gibt, Leute ans allen Berufen heranzuziehen. Man muß sich daher auf die besonders qualifizierten beschränken. Welche aber sind dies? In dem an die Oberpräsidenten sämtlicher preußischer Provinzen gerichteten ministeriellen Munderlaß vom 10. Mai 1915 heißt es: „Als Berufsberater geeignet sind Personen, die mit einer Kenntnis des praktischen Lebens Verständnis für den Geistes- und Seelenzustand des Kranken und für seine körperlichen Beschwernisse verbinden, und zu geeigneter Einwirkung befähigt sind. Es kommen insbesondere in Betracht: Leiter und Lehrer an gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Fach- und Fortbildungsschulen, Gewerbeaufsichtsbeamte, Eigentümer und Beamte industrieller Betriebe, Handwerksmeister." Auffällig ist, daß von einer Beteiligung der Arbeiter und Vertreter ihrer Organisationen hier keine Rede ist. Der Erlaß verweist nur auf die Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, die bei der Auswahl der Berufsberater mithelfen sollen. Aber trotzdem sind die Arbeiter nicht ausgeschlossen.

So haben die Gewerkschaften in Berlin, wo die soziale Fürsorge verwaltungstechnisch von der provinziellen abgegrenzt ist, einige Hundert Personen als Berufsberater in Vorschlag gebracht. Ganz vergessen hat man die Nationalökonomen, die an erster Stelle geeignet sein dürften, hier mitzuarbeiten. Als Berufsberater für solche Invaliden, die auf dem Lande untergebracht werden, empfiehlt der vorhin erwähnte Erlaß die Heranziehung der staatlichen oder staatlich unterstützten Ansiedlungsorganisationen. Durch Verwendung volkstümlicher Druckschriften soll bereits in den Lazaretten über Ziele und Wege der Innenkolonisation Aufklärung verbreitet werden, um die geeigneten Ansiedlungsbewerber zu ermitteln.

Unter den preußischen Städten hat die sozialpolitisch fortgeschrittenste, nämlich Charlottenburg, wohl als erste eine Berufsberatungsstelle für Kriegsinvaliden in die Wege geleitet. 6000 Mark sind für die Einrichtung und 15000 Mark für die Betriebskosten bewilligt. Eine Deputation aus 15 Mitgliedern (5 vom Magistrat gewählt, 5 Stadtverordnete und 5 Bürger) bearbeiten zurzeit die Angelegenheit. In Württemberg ist im Anschluß an die dortige Landesversicherungsanstalt bereits am 15. Februar die erste Berufsberatungsstelle für Kriegsbeschädigte eröffnet worden. Was der Staatsanznger für Württemberg (v. 29. März 1915) mitteilt, zeigt jedoch, daß man sich theoretisch über das Problem kaum

im Klaren ist. Es ist rein empirische Arbeit. Die Beratungsstelle hält wöchentlich zweimal Sprechstunden ab. Von etwa hundert Kriegsbeschädigten, die in den ersten elf Sprechtagen sich Rats erholten, konnten, wie das Reichsarbeitsblatt angibt (Nr. 4, April 1915), 40 Prozent placiert werden. Davon blieben in 29 Fällen die Verletzten in ihrem seitherigen Beruf, in elf Fällen mußte ein völliger Berufswechsel vorgenommen werden. Es wird dann folgendes über die Tätigkeit hinzugefügt: Die Beratungsstelle sucht den Kriegsbeschädigten möglichst eine Lebensstellung zu schaffen, die ihnen eine dauernde Anstellung gewährleistet. Es ist deshalb eine eingehende Berücksichtigung der persönlichen Fähigkeiten und Wünsche der Verletzten erforderlich. Sehr interessant ist die Bemerknug, daß sich fast allgemein anfänglich eine große Vorliebe für Anstellungen bei der Post und Eisenbahn geltend machte, die wohl darauf zurückzuführen ist, daß die Verletzten in Staatsstellungen eine höhere Garantie für dauernde Verwendung zu haben glauben, als in privaten Betrieben.

Es ist bedauerlich, daß wir in Deutschland über keine Persönlichkeiten verfügen, die für die Berufsberatung bis jetzt besonders vorgebildet sind, daß es überhaupt bei uns „Beru fs an w ä lte" nicht gibt. Die Raterteilung in der Berufswahl sollte in erster Linie Sache des praktischen Volkswirts sein, dem cin Beirat zur Seite gestellt werden könnte. Es müßte auch eine Stelle im Ministerium eingerichtet werden, die sich ausschließlich mit der Organisation und Förderung des Auskunftswesens in Berufsfragen beschäftigt, und als Leiter dieser Stelle könnte man den Mann berufen, der zu den ersten gehört, die sich theoretisch und praktisch mit der Frage beschäftigt haben, den Professor Otto Presler in Hannover.

II.

Sind die Berufsberatungsämter neu zu schaffen, so wird man bei den Berufsausbildungsstellen an das Gegebene anknüpfen können, namentlich an die städtischen und kommunalen Fachschulen, besonders, soweit sie mit Lehrwerkstätten für Schlosserei, Tischlerei, Buchbinderei usw. ausgestattet sind, wie viele Gewerbeschulen,

aber auch vor allem an eine Reihe von Spezialinstituten. Wir haben Blindenanstalten, die nur vergrößert zu werden brauchen, wenn die Zahl der erblindeten Krieger, die jetzt etwa 400 beträgt, noch weiter steigt. Wir haben Taubstummenschulen, die Hervorragendes leisten. Wir haben Krüppelheime, die mit Werkstätten verbunden sind, und die durch Lehrgänge die Umschulung in die Hand nehmen konnten. Diese Werkstätten — im ganzen 221 — können die Ausbildung in 51 verschiedenen Berufen für Krüppel vermitteln. Bereits in den Lazaretten sind Lehrknrse eingerichtet für gewerbliche und landwirtschaftliche Buchführung, Bürgerkunde usw. Linkshändiges Schreiben wird für alle rechtshändig Verletzten ohne Unterschied des Berufes geübt.

Es handelt sich in allen angeführten Fällen um solche Verletzte, die durch die Art der Verletzung für den Beruf, den sie früher ausgeübt haben, untauglich geworden sind. Ein Maurer, der beide Arme verloren hat, kann keine Ziegeln mehr legen. Ein einarmiger Tischler kann zwar den Hobel noch führen, ist aber für andere Arbeiten schwieriger zu verwenden. Ein Dachdecker, dem die Beine fehlen, ist nicht denkbar.

Welche Erfolge unter Umständen erzielt werden können, davon enthielt die letzte Ausstellung für Verwundeten- und Krankenfürsorge im Reichstag ein lehrreiches Beispiel. Dieses bestand in einem Mann, der beide Hände und

Füße verloren hatte. Durch zweckmäßige Ersatzteile und andauernde Übungen gelang es, ihn soweit zu bringen, daß er sich nicht nur ohne fremde Hilfe ankleiden und reinigen kann, sondern, daß es ihm möglich ist, seinem Beruf als Drechsler nachzugehen. Gegenwärtig bekleidet er die Stellung als Vorsteher der Drechslerwerkstatt im Krüppelheim zu Königsberg in Preußen.

Ein besonders interessanter Fall dafür, was durch Willenskraft erreicht werden kann, wenn beide Arme fehlen, bietet der allerdings schon von Kind auf armlose Künstler Carl Herrmann Unthan, den Gerhart Hauptmann in seinem „Atlantis"-Roman behandelt hat. Er ist gegenwärtig damit beschäftigt, den im Kriege armlos gewordenen Soldaten Unterricht zu erteilen und durch Beispiel ihren Willen zu stärken. Unthan ist es gelungen, fast alle Funktionen, die normale Menschen mit den Händen ausführen, den Füßen zu übertragen. Die Füße sind für ihn funktionell in hohem Maße entwickelt. Er geigt mit ihnen, er schreibt mit ihnen (auf der Schreibmaschine), er spielt unter ihrer Zuhilfenahme Karten, er entkorkt eine Flasche, er schießt nach der Scheibe und trifft, und verrichtet mit ihnen hundert Tätigkeiten des täglichen Lebens. Nun darf man freilich nicht übersehen, daß es sich hier um jahrzehntelange Übung handelt, die ihn zu dieser Virtuosität im Gebrauche der Hinterhand geführt hat, und daß man diese Erfahrungen nicht ohne weiteres auf die Kriegsinvaliden anwenden darf. So ist auch der von Professor Biesalski angeführte Satz: „Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden", cum ssrllno f-nli« zu verstehen.

Wie soll nun aber die Umschulung vor sich gehen?

Es würde vom psychologischen und sozialen Standpunkt aus verfehlt sein, den Kriegskrüppel etwa sofort nach der körperlichen Heilung seiner Gebrechen einem Handwerker in die Lehre zu geben. Es bedarf vielmehr einer Zeit, die der Beruhigung des je nach der Verletzung unter starker seelischer Depression Stehenden dient, und in der er unter gewissenhafter Beobachtung einer neuen Lebenstätigkeit zugeführt wird. Die 54 Krüppelheime, die wir

in Deutschland haben, können mit ihren Lehrwerkstätten für diesen Zweck brauchbar sein. Ich habe in einer derselben (dem Oscar-Helene-Heim in Zehlendorf) selbst beobachtet, wie dort die Verwundeten unter den Kindern sitzen und Handarbeiten ausführen, die in hohem Maße nervenberuhigend wirken.

Verwaltungstechnisch ist leider die Kriegskrüppelfürsorge nicht einheitlich organisiert worden. Es fehlt die Zentralisation. Diese wäre organisatorisch von der größten Wichtigkeit gewesen, aber das Reich war in der ganzen Angelegenheit ohne jede Initiative. Selbst die Einzelstaaten haben nicht einmal Zentralstellen geschaffen. Allerdings hat sich unter dem preußischen Minister des Innern eine freie Kommission gebildet, aber diese kann die fehlende Zentralisation nicht ersetzen. Die Folge ist eine große Verschiedenheit in der Durchführung.

Die organisatorische Lösung der Aufgabe ist von den Regierungen der einzelnen Staaten in verschiedener Weise in Angriff genommen worden. In den kleineren Staaten sind einheitliche Organisationen für das ganze Gebiet im Werden begriffen. In Preußen sind die Provinzen die Träger der Fürsorge. Aber leider arbeitet jede Provinz nach ihrem eigenen Muster, wenn auch der Fehler dieses Systems bereits durch den gegenseitigen Austausch der Erfahrungen sich von selbst zu korrigieren beginnt.

Es ist bekannt, daß schon lange vorher

die Unterhaltung von Taubstummen-, Blinden-, Irrenanstalten etc. in ihren Händen lag. Bis jetzt haben sich in fast allen Provinzen Ausschüsse gebildet, so in der Provinz Brandenburg für jeden Stadt- und Landkreis, die in jedem Ort Fürsorgestellen für Kriegsbeschädigte errichten. Der Provinz Brandenburg sind die Rheinprovinz, Westfalen, Schlesien, Westpreußen und Schleswig-Holstein gefolgt. Diese Ausschüsse für die Durchführung, der Kriegsinvalidenfürsorge sind im einzelnen verschieden zusammengesetzt. Im allgemeinen sind in ihnen vertreten die Behörden, Handel, Industrie und Landwirtschaft, die Organe der Arbeiter- und Angestelltenversicherung, der nicht gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung, sowie die Vertreter der Ärzteschaft. Dem Ausschuß für die Kriegsverletztenfürsorge in der Provinz Schlesien gehören z. B. an: Vertreter der Heeresverwaltung, der staatlichen und kirchlichen Behörden, der kommunalen Verbände, der Arbeiterversicherung, (nämlich die Vorsitzenden der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Breslau, des Landeskrankenkassenverbandes für die Provinz Schlesien, einer großen Betriebskrankenkasse, der Krankenkasse des Oberschlesischen Knappschaftsvereins, die Vorsitzenden von drei Berufsgenossenschaften und der Landesversicherungsanstalt Schlesien), die Vorsitzenden der Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkskammern und des Schleichen Zentralgewerbevereins, die Vorsitzenden der Ärztekammer, die Vorsitzenden der gewerkschaftlichen Organisationen, und zwar des Gewerkschaftskartells der christlichen Gewerkvereine, der katholischen Arbeitervereine, des Ortsverbandes der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) in Breslau, die Vorsitzenden des Reichstreuen Bergarbeiterverbandes in Waldenburg, des Handlungsgehilfenverbandes von 1774 in Breslau, Vertreter der Arbeitgeber und gemeinnütziger Vereine, wie Krüppelfürsorge, Blindenfürsorge.

Der Zweck dieser Ausschüsse ist die Ergreifung aller Maßnahmen, die den Gesundheitszustand des Kriegsverletzten — insbesondere zur Hebung seiner Erwerbsfähigkeit — zu bessern geeignet erscheinen, und dem Beschädigten in der Gewinnung einer seinem Gesund-

heitszustand entsprechenden wirtschaftlichen Tätigkeit zur Seite stehen.
Erschwert auf der einen Seite die durch die provinzielle Organisation bedingte Dezentralisation den Überblick über die zu leistende Arbeit, so treten auf der anderen Seite auch Schwierigkeiten finanzieller Natur hervor. Das Reich hat auch hier versucht, sich nach Möglichkeit von der Tragung der Kosten zu befreien. Es hat einen Teilbetrag von fünf Millionen (die Gesamtsumme beträgt 200 Millionen) abgezweigt und nach dem Maßstab der Matrikularbeiträge den Bundesstaaten überwiesen. Aber das ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Auch die Mittel der Provinzen werden nicht ausreichen, wenn sich das Reich nicht zu weiteren Dotationen bereit erklärt. Auch die Landesversicherungsanstalten wollen sich auf Grund der Beschlüsse einer am 9. April d. I. abgehaltenen Konferenz an der Kriegsbeschädigtenfürsorge im größtmöglichen Umfange beteiligen, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der ärztlichen Fürsorge (Heilversahren), sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet (Berufsberatung, Berufsumschulung, Arbeitsvermittlung). Dazu kämen dann noch die Summen, die durch die freiwillige Liebestäti gkeit mobil gemacht werden können.
Berufsberatung und Berufsumschulung aber sind schließlich doch nur vorbereitende Schritte. Das Hauptproblem liegt in der Unterbringung der Kriegsver-

fehlten. Wo und wie sollen sie
ihren Platz im Leben finden? Davon
vielleicht später. —

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Für die, welche Knut Hamsuns
Kunst lieben, diese in mehr nur andeu-
tenden Linien zeichnende Kunst, die mit
diesem Mittel um so ergreifender
tiefen- und geheimnisreiches, von
Stimmungen und Unwägbarkeiten über-
volles Menschenleben erstehen läßt, gibt
es neue Freude mit des Dichters neuem
Buch: Kinder ihrer Zeit"). Aber auch
neue Glieder zur alten Gemeinde mag
es werben. Dafür gibt es zuerst schon
einen mehr äußerlichen Grund: die
deutsche Bereitschaft, in außernatio-
nales Geistesleben einzudringen, wird
sich in diesen Tagen, wo ihr vieles aus
.Herzensehre versagt ist, gern einer
Schöpfung dänischer Kunst zuwenden.
Aber die innerste Werbung geht doch
von dem für sich bestehenden, reinen
Wert der Dichtung aus. Wer möchte
hier viel die Handlung nachzeichnen,
diese Geschichte des verarmenden adligen
Gutsbesitzers und des reichen Empor-
kömmlings, wo dem Dichter selbst an
dem Hervortreten dieser Linie so wenig
gelegen ist? Man müßte fürchten, die
Wahrheit zu biegen, den Geist zu fäl-
schen. Iedes Kapitel der Erzählung
ein Bild von einer seine Gegenständ-
lichkeit wunderbar verflüchtigenden und
doch auch wieder keineswegs aufheben-
den Weite und Tiefe, als hätte es die
Welt, das Leben in sich. Da sind Bil-
der, wirkliche, greifbare Bilder von

') Albert Langen, Milnchen 1915.

Gatten, die sich zueinander sehnen, und
doch nicht mehr zueinander gelangen;
aber was diesen persönlich begrenzten
Einzelnen geschieht, kann Tausenden,
kann allen geschehen. Da ist ganz an
die Gestalt gebundenes Geschehen, wie
eine darbende Frau sich Hilfe suchen
möchte und sich vielleicht wirklich Hilfe
sucht, und sich endlich katastrophal aus
aller Verwirrung rettet; aber es ist ein
Geschehen, an das alle gelangen könn-
ten. Da sind Bilder, ganz einzig ge-
sehene Bilder von menschlichen Leiden-
schaften, und doch sind es die allmensch-
lichen Leidenschaften. Knut Hamsun
ist der große Seelenkünder; aber es ist
nicht nur, daß er die Seelen kennt, die
Seelen seines Leutnants und seiner
Oberstentochter, seines erfolgreichen

Abenteurers, seines Krämers und seiner Studierten, seiner Kinder, seiner Einfachen, seiner Problematischen; er besitzt die Gabe, das Element der Seele, das das des ewig Fließenden und daher nicht ungezwungen zu Bannenden ist, zu bewahren. So überläßt er es in künstlerischem Wissen und künstlerischer Demut seinen Gestalten und anderem Gegenständlichem, das er einfach, oft hart und wie ungeschliffen gibt, das ahnen zu lassen, was sie beseelt, umschwebt.

Zu ergreifender Höhe gelangt der Dichter in seinem hungernden, frierenden, stolzen Willatz Holmsen, der in einem armen Raum der Ziegelei an Streichhölzern und Petroleum spart und krank ist; der dann doch noch den Schatz des Vorfahrs hebt und grauer vor Freude wird, als er vor Leid geworden war, der seine letzte Kraft anwendet, um die äußere Zukunft seines Sohnes zu sichern und das Ansehen seines Geschlechtes zu retten und seine tote Frau zu ehren, und der sich dann einsam hinlegt und einsam stirbt. Hier lebt wieder der Dichter des „Hungers" auf, der seine an der härtesten Not Leidenden am meisten zu lieben und zu ehren

scheint. Ihn zeichnet überhaupt eine tiefe Ehrfurcht aus vor jeder Menschennot. Sie macht es auch, daß er seine Menschen immer irgendwie entsühnt, nie verdammt. Und doch ist er ein Lehrer, ein Eifernder. Ganz als solchen offenbart ihn das Buch, das den „Kindern ihrer Zeit" vorausgeht: „Die letzte Freude"*). In den Rahmen einer einfachsten Handlung ist ein „Kunterbunt" geschlossen, ein Kunterbunt von Melancholie über Menschenschäden, von Weisheit, die Geschenk einer ringenden Lebensführung ist, die den Geist der Wälder und der Fluren, den Geist der Reinheit, Güte, Gottes atmet, den Geist des Kindes; eine Fülle ehrlicher Melancholie endlich über die letzte Strecke des Menschenweges, über das „letzte Land, die letzte Insel — die letzte Freude". Ein wunderbares Zusammen von zartester Poesie und hartem Realismus ist das Buch. Ist das Leben nicht auch so? Da, wo jene uns so ganz erfüllt, daß sie auch diesem uns versöhnt, ja, uns diesen, wenn auch mit Wehmut, lieben läßt, etwa im raunenden Bergwald oder an der rauschenden See, sollten wir dieses Buch lesen, unter dem Sternenhimmel sollten wir es in uns bewegen. —

Man horcht in unseren Tagen gar sehnsüchtig ins Land, ob nicht der eine oder der andere unserer Großen uns innerlich bereichern will. Thomas Manns Buch: „Friedrich und die große Koalition"*') haben wir in dieser Überzeugung begrüßt. Wie packt uns in diesen drei Aufsätzen wieder die Einzigartigkeit dieses Dichters; wie empfinden wir hier, daß eben nur die ganzen Persönlichkeiten unseren Inhalt entscheidend mehren können. Der mittlere der Aufsätze, der den Buchtitel selbst führt, ist die Spitze dieser Trilogie; wie sie die beiden anderen krönt, ist doch auch von ihr in diesen. Der Preußenkönig sind wir; seine Seele lebt in uns. Sein Ringen ist Deutschlands Ringen, wenn sich auch die Koalition ein wenig verändert hat. Wie ähnelt die heutige der damaligen in ihrer Beflissenheit, „defensiv zu tun und das Odium des Angreifers" einem anderen zuzuschieben. Aber wie Friedrich sind auch wir heute

*) Sämtliche Werke Knut Hamsuns sind in der deutschen Übersetzung bei A, Langen, München erschienen.

") S. Fischet Verlag, Berlln 1915.

„erhaben über die Heuchelei oder Einfalt einer Psychologie, welche zwischen „Offensive" und „Defensive" säuberlich unterscheidet". Uns ist es vom Schicksal gegeben, Friedrichs Werk zu Ende zu führen; heraufzuführen das „Dritte Reich", diese „Synthese von Macht und Geist". Wie mit Friedrich, hat mit uns Europa zu rechnen, mit unserer Seele, dieser tief moralischen Seele. Des Dichters Charakterbild vom Preußenkönig, wobei die meisterliche Beherrschung des geschichtlichen Stoffes imponiert, ist in dieser skeptischen, ironischen Darstellung durchaus neuartig. Was den Dichter rechtfertigt, sie und keine andere zu wählen: man spürt ergriffen hinter dieser Art von Verhaltenheit seine mannlich-tiefe Liebe zum König, seine eigene Erschütterung vor diesem Menschen- und Fürstenschicksal. Wie Friedrich ihm das Symbol des Dämonisch-Schaffenden ist, dem er als wissender Künstler sich verwandt und vertraut fühlt, so muß er gerade als solcher auch zu der strengen, ethischen, schöpferischen Macht Preußen-Deutschlands sich aus tiefster Erfahrung bekennen. Der erste Aufsatz „Gedanken im Kriege" hält der deutschen Seele einen Spiegel vor, und jede deutsche Seele kann sich nur wünschen, so sie selbst zu sein, so schwerlebend, so dem Heroischen zugeneigt, so ehrfürchtig vor dem Dämon in sich und seinem Wollen. — Der dritte Aufsatz: „An die Redaktion des „Svenska Dagbladet", Stockholm", diese Antwort auf eine Rundfrage des

schwedischen Blattes, ist die denkbar feinste Antwort, gerichtet an die Adresse unserer tugendheuchlerischen Feinde. Sie ist frei von Chauvinismus, ist stolz und selbstbewußt, ist fromm, mit einem Wort — ist deutsch. Von reichem ethischen Gewinn, bietet Thomas Manns Buch selbstverständlich auch reinen künstlerischen Genuß. Es ist der Stil, die Organisation, die uns entzückt, es ist das Herzblut, das uns ergreift. —
Unter dem Titel: „Deutsche Charaktere und Begebenheiten" stellt Iakob Wassermann*) zumeist wörtlich nach historischen Quellen eine Reihe von Charakterbildern zusammen, in denen sich deutsches Wesen und deutsche Schicksale schlechthin offenbaren sollen. Wenn das Vorwort von der Notwendigkeit des Erscheinens dieses Buches in dieser Stunde zu überzeugen weiß, wenn es Schönes, Geistreiches bringt über das deutsche Gesicht, über deutsche Geschichte, und uns wirklich sehnsüchtig macht, vor diese Antlitze zu treten, die das Deutschsein tragen, in die Tiefen dieser Geschichte zu blicken, die aus dem deutschen Wesen geboren wird — die eigentliche Ausführung des dichterischen Vorhabens enttäuscht. Wohl bringt sie uns Ziethen, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Nettelbeck, Karl August von Weimar; aber hätten an Stelle anderer nicht deutschere Gesichter treten müssen? Was will hier Kaiser Rudolf II.? Auch Böttiger, Moritz von Sachsen, scheinen nicht glücklich gewählt. Keplers Gesicht, Luthers, Hans Holbeins des Iüngeren Gesicht, das sind einige von deutschen Gesichtern, die der Dichter nicht wählte, und die doch den wesentlichen Zug tragen, den Zug nämlich, daß Deutschsein etwas ist, das im Sinne einer zum Schwersten verpflichtenden Anlage ertragen werden muß.

*) S. Fischer Verlng, Verlin 1915.

Rundschau der Kriegsliteratur II.

Von Dr. M'. Kurt Ed. Imberg.

In „Perthes' Schriften zum Weltkrieg" (Heft 6) gibt Dr. Heinrich Scholz unter dem Titel „Politik und Moral" eine höchst interessante und lesenswerte Untersuchung über den sittlichen Charakter der modernen Realpolitik. Mag auch schon mancherlei über diese Frage geschrieben worden sein, so erscheint doch die Scholz'sche Schrift gerade zu einer Zeit, in der

deutlicher als je zuvor zutage tritt, daß auf dem Gebiete der Politik — und ganz besonders auf dem der auswärtigen Politik — eine sog. „Gefühlspolitik" völlig unangebracht ist, daß nur ein „sittlicher Realismus", wie Scholz sich ausdrückt, wirkliche Weltpolitik mit Erfolg schaffen kann. „Alle großen staatsmännischen Naturen haben sich mehr oder weniger dem macchiavellistischen Standpunkt genähert", d. h. einem Macchiavellismus in modifizierter Gestalt. Napoleon, Bismarck und selbst der Verfasser des „Antimacchiavell", Friedrich der Große, haben erkannt, daß man die Welt nicht mit moralischen Marimen erschüttern könne. Am Schluß seiner wissenschaftlichen Ausführungen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Politik einer moralischen Beurteilung fähig und dieser Beurteilung auch würdig ist, und daß die entscheidenden sittlichen Maßstäbe, an denen eine Politik zu messen ist, nicht ihre Mittel, sondern ihre Grundlagen und ihre Ziele sind. — Wenn man die Scholz'sche Schrift aufmerksam durchliest, so lernt man manches Blatt in der Weltgeschichte der Politik verstehen, das uns bei der ersten Betrachtung als verwerflich und vom „menschlichen" Standpunkte aus unverständlich erschien. Die Moral der Politik deckt sich

eben nicht voll und ganz mit der Moral, die wir von dem einzelnen Individuum verlangen.

In einer kleinen, höchst interessanten Broschüre: „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung" (Verlag von Iulius Springer, Berlin), schildert uns der bekannte Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel, Ferdinand Tönnies, an der Hand englischer Quellen die bedeutsamsten Phasen der englischen Erpansionspolitik. Er zeigt, wie selbst die hervorragendsten englischen Historiker wie Seeley, Lecky, Holland, Rose usw. wiederholt in ihren Werken die britische Politik gebrandmarkt haben, die in ihren Mitteln oft genug wenig wählerisch gewesen ist, wenn es sich darum handelte, irgendeinen Vorteil für England einzuheimsen. Selbst vor der Anwendung der härtesten Mittel hat die englische Regierung nicht zurückgeschreckt, und mit Recht kann Tönnies deshalb sagen, daß „die Wege der englischen Weltpolitik .. . durch Felsen und Dickichte mit eisernen Beilen und Ärten gehauen worden" sind, und daß dabei Blut in unendlichen Mengen geflossen ist.

Die besten Beispiele für dieses schroffe und grausame Vorgehen bei der Eroberung von Kolonien bietet die Geschichte der Unterwerfung Indiens durch die Engländer und die englische Mißwirtschaft auf der westindischen Kronkolonie Iamaika zu Beginn der britischen Herrschaft.

Der Verfasser zeigt ferner, wie England stets vorgegeben hat, es kämpfe nur, um das Gleichgewicht in Europa zu bewahren. Und oft hat es ja auch den Anschein gehabt, als ob dies wirklich der Fall wäre. Bei näherer Betrachtung jedoch erkennt man, daß das „europäische Gleichgewicht" für England stets nur eine andere Formel war für „die unbedingte, unter beliebigen Vorwänden durchgeführte Bekämpfung jeder europäischen Macht, die dem englischen Weltreich gefährlich zu werden droht oder scheint; und die Verbindung mit jeder anderen Macht, die gerade, aus irgendwelchen anderen Ursachen, gleichfalls im Gegensatz zur rivalisierenden Großmacht sich befindet". Mit diesen Worten charakterisiert Tönnies treffend die Politik, die oft von bedeutenden Engländern selbst, wie z. B. dem berühmten Redner Iohn

Vright, aufs schärfste gegeißelt worden ist.

Trotz der Kürze, oder besser gesagt, gerade wegen der Kürze der Darstellung, die dem Leser ein klares, treffendes Bild von der englischen Politik in den letzten zwei Iahrhunderten bietet, kann das Buch allen warm empfohlen werden.

Ferner seien noch zwei kleine Broschüren über England erwähnt. Als erstes „Kriegsheft aus dem Industriebezirk" (Verlag von G. D. Baedeker, Essen), erschien eine Schrift von Mathieu Schwann: „England wider England", in der unsere Täuschungen über und unsere Enttäuschungen durch England einer kurzen Beleuchtung unterwirft. An der Hand von Beispielen aus der Geschichte der englischen Literatur und Philosophie versucht der Verfasser nachzuweisen, daß in England die Wahrhaftigkeit stets „die Waffe der Opposition" gewesen ist, und zwar einer machtlosen Opposition. Der deutsche Optimismus hat stets alles, was von jenseits des Kanals kam, für bare Münze genommen, ohne auf die kritischen Stimmen zu hören, die uns die Wirklichkeit zeigten und uns aufforderten, auf der Hut zu sein und uns beizeiten zu wappnen. Daher die große, tiefe Enttäuschung, als sich England in den ersten Augusttagen des vergangenen Iahres unseren Feinden anschloß.

Rundschau

In Heft 51 der Sammlung „Der deutsche Krieg" (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart), das den Titel trägt: „Deutschlands Sieg, Irlands Hoffnung", gibt Dr. Hans Rost eine kurze Schilderung des Verhältnisses zwischen England und Irland. Er weist nach, daß England Irland gegenüber mit äußerster Zähigkeit eine dreifache Politik jahrhundertelang durchgeführt hat, nämlich die Ausrottung des katholischen Glaubens der Irländer, sowie die Vernichtung ihrer kulturellen Eigenart, die Entrechtung und bürgerliche Knechtung und auf wirtschaftlichem Gebiete eine Ausbeutungs- und Abhängigkeitspolitik, „die selbst vor Hungersnot und blutiger Aussaugung nicht Halt machte". Dieser Politik hat England es zu verdanken, wenn man auf der „grünen Insel" auf den Sieg Deutschlands mit der gleichen Zuversicht und Erwartung hofft, wie jeder Deutsche; denn von der Besiegung Englands erhofft der Irländer die Befreiung seines seit sieben Jahrhunderten grausam geknechteten Vaterlandes.

In derselben Sammlung erläutert der bekannte politische Schriftsteller W. von Massow unter dem Titel: „Wie steht es mit Polen?" die polnische Frage. Der Verfasser gibt einen kurzen, höchst interessanten Überblick über die polnische Geschichte in den letzten 150 Iahren, über die Aufteilung des nicht lebensfähigen Königreichs Polen und die von Rußland, Preußen und Österreich ihren polnischen Gebietsteilen gegenüber befolgte Politik.

In einer im Verlage von A. Marcus K E. Weber erschienenen Schrift „Deutschland und Frankreich" legt der Bonner Privatdozent Dr. Walter Platz hoff den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland dar, der so alt ist wie die beiden Staaten selbst, eine besondere Verschärfung aber erst durch die Raubzüge Ludwigs XIV. am Ende des 17. Iahrhunderts erhielt. Der deutsche Sieg 1870/71 und die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen haben diesen Gegensatz in ein neues Stadium gebracht: in das der französischen Revanche-Politik, deren Ziel die Wiedereroberung des Elsasses und die Wiedergewinnung der durch die Niederlage verlorenen Vormachtstellung in Europa war. Diese Politik trieb auch

Frankreich zum Anschluß an Rußland und England, ein Erfolg, den es mit einer immer steigenden Abhängigkeit von seinen Verbündeten bezahlen mußte. „Dem Zarenreich hat Frankreich die Rüstungen bezahlt und sich von ihm in das Schlepptau seiner orientalischen Politik nehmen lassen, von Albion wird es als Sturmblock gegen das Deutsche Reich gebraucht. So angesehen, erbleicht doch der scheinbare Glanz und der Erfolg der Revanchepolitik."

Höchst spannend geschrieben und lesenswert sind die Betrachtungen, die C. A. Bratter unter dem Titel: „Im Krieg in Paris" im Verlag Concordia (Berlin) veröffentlicht hat. Der Verfasser, der als Angehöriger eines neutralen Staates und als deutscher Iournalist nach Paris gereist war, hat sich im Ianuar dieses Iahres mehrere Tage lang in der französischen Hauptstadt aufgehalten. Bratter entwickelt vor unseren Augen ein interessantes Bild von dem seelischen Zustande der Franzosen, von der Angst, die in der unbeleuchteten „Stadt des Lichts" vor Zeppelinen und Fliegern herrscht, und von den Hoffnungen und Befürchtungen, die das Herz der Pariser beklemmen, trotzdem die „Scheere der Anastasia" rücksichtslos ihres Amtes waltet, um alle ungünstigen Nachrichten zu unterdrücken und den rosigsten Eindruck von den Weltereignissen bei dem Pariser Publikum zu erwecken, aus Besorgnis, die volle Wahrheit könnte bei dem leicht

erregten Franzosen zu einer Panik führen.—Aus dem Buche gewinnt man die Überzeugung, daß jenseits der Vogesen doch nicht alles so schön und rosig ist, wie wir es in Ministerreden und Zeitungsartikeln der Dreiverbandspresse so oft zu hören bekommen. Erwähnt sei ferner noch eine in demselben Verlage erschienene Zusammenstellimg von Gegenerklärungen und Kritiken aus deutschen Zeitungen zum französischen Gelbbuche, die insofern zu begrüßen ist, als die Gegenerklärungen sehr zerstreut und dem größeren Publikum nur schwer zugänglich sind.

In der im Verlage von A. Marcus A E. Weber (Bonn) erscheinenden Sammlung: „Deutsche Kriegsschriften" veröffentlicht die Schriftstellerin L. Nießen-Deiters: „Kriegsbriefe einer Frau", in denen die Verfasserin in flammenden Worten ihrer Entrüstung über das schamlose Verhalten Englands Ausdruck gibt. Allerdings scheint mir die Verfasserin in ihrem Haß und Zorn, so gerechtfertigt dieselben an und für sich sind, etwas zu weit zu gehen und sich an manchen Stellen zu einem nicht ganz objektiven Urteile hinreißen zu lassen. Mit besonderem Interesse liest man den Brief: „Der Verrat am weißen Erdteil", in dem die Verfasserin das Verbrechen geißelt, das England dadurch beging, daß es rote, braune, schwarze und gelbe Völker zum Kriege gegen das Germanentum hetzte und das Ansehen untergrub, das die weiße Rasse bisher in den Augen der Farbigen immer noch besaß. Die Folgen dieses Rassenverrates wird England später am meisten am eigenen Körper zu spüren bekommen.

Mit der wirtschaftlichen Seite des Weltkrieges befassen sich die Hefte 2, 3 und 4 der im Verlage von G. D. Baedeker in Essen erscheinenden „Kriegshefte aus dem Industriebezirk". I»i'. W. Beum er bespricht in Nummer 2 „Deutschlands Wirrschaftslage während des Krieges", die weit besser ist als die unserer Gegner, trotz der englischen Blockade unserer Küsten. In einem Anhange gibt uns der Verfasser noch einen interessanten Überblick über die „Geldverhältnisse unserer Gegner". — Handelskammer-Syndikus Hirsch behandelt „Wirtschafts- und Verkehrsfragen im Kriege", während Mar Schinkel von der Diskonto-

Gesellschaft interessante Mitteilungen über „unsere Geldwirtschaft vorher, jetzt und nachher" macht. Alle drei Schriften sind aus Vorträgen entstanden, welche die Verfasser zu Anfang dieses Iahres im „Industrieklub" in Düsseldorf gehalten haben.

Unter dem Titel: „Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung" veröffentlicht der Privatdozent l>r. Ernst Bergmann im Verlage von Fr. Andreas Perthes (Gotha) Vorlesungen, die er im Wintersemester 4914/15 an der Universität Leipzig gehalten, und in denen er sich zur Aufgabe gestellt hat, das Eigentümliche des deutschen Geistes und der deutschen Bildung im Klassizismus, Idealismus und Neuhumanismus, in der philosophischen, ethischen, ästhetischen und religiösen Kultur unseres Volkes nachzuweisen.

Ein Appell an Deutschlands Iugend, und besonders an unseren akademischen Nachwuchs, ist ein Vortrag, den Professor Dr. E. Küster im Ianuar an die Studierenden der Universität Bonn aus Anlaß der von diesen veranstalteten Arndtfeier gehalten, und den er jetzt unter dem Titel: „Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal" in der Sammlung „Deutsche Kriegsschriften" (A. Marcus K E. Webers Verlag, Bonn) in dankenswerter Weise einem weiteren Publikum zugänglich gemacht hat.

In derselben Sammlung sind als

40. und 12. Heft zwei Schriften des bekannten Sozialpolitikers und früheren Reichstagsabgeordneten Heinz Potthoff erschienen. Unter der Überschrift: „Erziehung zu sozialer Kultur" vereinigt er 24 höchst interessante Aufsätze über volkswirtschaftliche, hauswirtschaftliche und soziale Fragen. Ausgehend von dem Satze: „Kultur ist Leben; soziale Kultur ist die Schaffung einer Lebensmöglichkeit für Millionen, die Hebung und Vertiefung des Lebens und Erlebens eines ganzen Volkes", zeigt der Verfasser, wie die Gegensätze von Persönlichkeit und Masse, Individualismus und Sozialismus in unserer Wehrpflicht vorbildlich vereint sind. Potthoff tritt für eine Ausdehnung des gleichen sozialen Gedankens auf alle anderen Gebiete der Staatstätigkeit, des Geschäftslebens und der Kultur überhaupt ein. In anregender Weise begründet und erläutert er den Grundsatz: „Eine Volksgemeinschaft, die wie unser Deutsches Reich den Einsatz des letzten Bürgers für ihre Erhaltung fordert, darf auch im Frieden kein anderes Ziel kennen als soziale Kultur, d. h. das größte Glück der größten Zahl, beruhend auf der höchsten Leistung aller."

In der zweiten Schrift: „Volk oder Staat?" behandelt Potthoff die Frage nach einer künftigen Sicherung des Friedens. Diese ließe sich am besten durch einen mitteleuropäischen Staatenverband erreichen, wie er von v. Liszt vorgeschlagen worden ist. Wie früher „die Schaffung von Nationalstaaten, so vollzieht sich jetzt der Übergang zu Nationalitätenstaaten unter blutigen Kämpfen". Wir können dieser Auffassung nicht ganz beistimmen; zum mindesten dürfte noch viel Wasser den ., Rhein hinablaufen, bis dieser Wunsch einer „Organisation der Welt" erfüllt sein wird.

Zwei recht wertvolle Beiträge zur Kriegsliteratur sind in dem Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin erschienen. In einem erweiterten Vortrage: „Von deutscher Art und Kultur", den er im Oktober 1914 in Berlin gehalten hat, weist Gustav Roethe darauf hin, daß dieser Krieg ungeheure Ansprüche an uns stellen werde, und daß wir bei der großen Übermacht und den unberechenbaren Massen und Mitteln unserer Feinde unsere geistige

und sittliche Kraft zu vertrauender Geduld, freudig-strenger Pflichterfüllung und unerschütterlichem Ausharren um so fester zusammenschließen müssen. „In diesen moralischen Kräften wollen wir unsere deutsche Kultur bewahren: innere Selbsterziehung und Selbstbeherrschung ist das Wesen der echten Kultur."

Ferner ist das dritte Heft „Reden aus der Kriegszeit" von U. von Wilamowitz-Möllendorf erschienen, welches die Reden über „Die Harmonie der Sphären", „Kaisergeburtstags-Rede" und „Bismarck" enthält. Die letztere verdient besonders hervorgehoben zu werden. In markigen Worten zeichnet uns hier der bekannte Berliner Universitätsprofessor in großen Zügen ein Bild von dem Lebenswerke des Eisernen Kanzlers, das seine Krönung fand in der Schaffung des Deutschen Reiches. — Im Anschluß hieran sei auch die Bismarckrede von Nr. W. Beum er erwähnt, die als 5. Heft der „Kriegshefte aus dem Industriebezirk" erschienen ist.

Sehr interessant geschrieben ist das Buch des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Nr. Eduard David: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg." Trotz der traditionellen Gegensätze zu den herrschenden Parteien vor dem Kriege sei es selbstverständlich gewesen, daß alle Sozialdemokraten zu den Waffen eilten, um das bedrohte Vaterland zu retten. Vom ersten Tage

des Krieges ab jedoch habe die Sozial-
demokratie ihre grundsätzliche Friedens-
bereitschaft nach erreichter Sicherung
des eigenen Landes bekundet. „Solange
aber dieses Ziel nicht erreicht, solange
die Gegner zum Frieden nicht geneigt
sind, solange sie die Hoffnung nähren,
das Deutsche Reich niederzuwerfen, po-
litisch zerreißen und wirtschaftlich er-
würgen zu können — solange gebietet
uns die Pflicht der nationalen Selbst-
erhaltung, auszuharren in dem blutigen
Ringen mit Einsetzung unserer ganzen
Kraft. An dem Stahlblock der deut-
schen Einheit werden die Zerschmette-
rungspläne einer Welt von Feinden
zerschellen."

Zum Schluß sei noch das im Ver-
lage der Manz'schen k. u. k. Hof- Ver-
lags- und Universitätsbuchhandlung in
Wien soeben erschienene Buch: „Unsere
Offiziere" genannt, das Episoden aus
den Kämpfen der österreichisch-ungari-
schen Armee im Weltkrieg schildert und
auf Grund von Material aus dem
k. u. k. Kriegsarchiv von Oberstleutnant
Alois Veltz6 herausgegeben worden ist.

Kriegswirtschaftliche Rundschau.

Der Hansa-Bund über eine wirtschaftliche Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.

Der Hansa-Bund hatte seinen In-
dustrierat und die Kriegszentrale zu
einer gemeinsamen Versammlung zu-
sammenberufen, die zu der Möglichkeit
der Durchführung der wirtschaftlichen
Annäherung zwischen Deutschland und
Österreich-Ungarn Stellung nehmen
sollten. Die Verhandlungen der sehr
zahlreich besuchten Versammlung wur-
den von dem ersten stellvertretenden
Präsidenten des Hansa-Bundes, Herrn
Geheimen Kommerzienrat Engelhard-
Mannheim, geleitet. Der Berichter-
statter, Syndikus Brandt vom Deutsch-
Österreichisch-Ungarischen Wirtschafts-
verband, gab einen umfassenden Über-
blick über das Problem, bei dem er,
auf ein sehr reiches Zahlenmaterial
gestützt, vor allem das Verhältnis der
wirtschaftlichen Kräfte, die Voraus-
setzungen der Produktion und die auf
zahlreichen Gebieten bestehende wirt-
schaftliche Ergänzung der beiden Zen-
tralmächte darlegte. Unter Abweisung
einer Zoll-Union wurden die verschiede-
nen Möglichkeiten einer wirtschaftlichen

Annäherung erörtert und mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß es nicht nur auf eine zollpolitische Annäherung, sondern auch auf eine Ausgleichung der gesamten wirtschaftlichen Gesetzgebung ankommen werde.

In der sehr lebhaften Erörterung, die sich an den Bericht anschloß, wurden die Bedenken gegen die Durchführbarkeit einer wirtschaftlichen Annäherung beider Staaten stark hervorgehoben. Die überwiegende Mehrheit der Versammlung erklärte aber, in Übereinstimmung mit den aus Österreich-Ungarn gekommenen Wünschen, das Ziel einer wirtschaftlichen Annäherung der beiden politisch verbündeten Staaten für erwünscht.

Dieser Auffassung der Mehrheit gab die folgende mit allen gegen zwei Stimmen angenommene Resolution Ausdruck, der auch das Präsidium des Hansa-Bundes beigetreten ist:

Der Hansa-Bund begrüßt die Anregungen des Österreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes in Wien, eine engere wirtschaftliche Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich herzustellen und zu diesem Zweck die beteilichten Regierungen aufzufordern, als-

bald in amtliche Beratuna.en hierüber einzutreten.

Obwohl in Deutschland noch vielfach stark abweichende Ansichten in dieser Frage vorhanden sind, ist der Hansa-Bund mit dem vorerwähnten österreichischen Verbande, sowie dem Deutsch - Österreichisch - Ungarischen Wirtschaftsverband in Berlin und dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein für Deutschland der Überzeugung, daß für eine solche engere wirtschaftliche Annäherung sich Formen finden lassen, in welchen sie, unter voller Berücksichtigung der Selbständigkeit der Vertragsstaaten und der Verschiedenheit der Produktionskosten der einzelnen Erwerbsgruppen, mit Nutzen für sämtliche Vertragsteile durchgeführt werden kann.

Die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und Österreich-Ungarn ist nicht so groß, daß sie die Verwirklichung einer solchen Annäherung ausschlösse; eine größere Übereinstimmung der wirtschaftlichen Gesetzgebung müßte jedoch gleichzeitig angestrebt werden.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Epstein.

Der Krieg und das Patentwesen.

Motto: Wei bei jedem Spruch« auch
den Nutoi «dlich elnlxnennt,
Nll» ustmal» hochgepllel«n Ol»
WeKeilöl« Ichon benennt,
P«iK».«Ib»th Knp, «—«.

Es ist jedenfalls eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der Krieg die allgemeine Aufmerksamkeit auf das dem großen Publikum fast unzugängliche, mit dem Kriege in keinem Zusammenhange stehende Gebiet des Patentwesens gelenkt hat, ein Gebiet, wo sich Geist und Leib, Intellektualismus und Materialismus, Wissenschaft und Volkswirtschaft, Kunst und Gewerbe enge vermählt, wie auf keinem anderen Rechtsgebiete. Zum näheren Verständnis dieses Bildes und des Patentgesetzes überhaupt sei einleitend folgendes bemerkt: Dem Patentgesetz oder dem Gesetze zum Schutze der Erfindungen liegt nun der Gedanke des geistigen Eigentums zugrunde, ein Gedanke, den die alte Rechtswissenschaft gar nicht kannte, den erst die Iurisprudenz der neuesten Zeit seit etwa drei bis vier Iahrzehnten erfaßte und zum Gegen-

stand ihres Studiums und praktischer Verarbeitung gemacht hat.
Es ist eine alte Erfahrung, daß der Lohn für Erfindungen sowie der geistigen Tätigkeit überhaupt, z. B. für Leistungen auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst und Wissenschaft nicht dem Autor selbst, sondern anderen Leuten zufällt, die diese Leistungen praktisch zu verwerten wissen. Die Autoren verhungern oftmals im Lebenskampfe, gehen elend zugrunde, während andere, die diesen Gedanken zu verwerten und auszuarbeiten verstehen, reichlichen Gewinn herausschlagen. Gelehrte und Autoren haben oftmals für den Preis der Unsterblichkeit sich vor der Zeit die natürliche Sterblichkeit, den Tod, mitunter sogar den Hungertod geholt. Dieses Welträtsel, diese Kluft zwischen Verdienst und praktischem Lohn haben schon manche Denker des Altertums herausgefühlt und bitter beklagt. Diesem Gedanken hat auch jener orientalische Weise in seinem Spruche, den wir als Motto an die Spitze dieses Artikels gestellt haben, Ausdruck gegeben. Dieses Mißverhältnis hat einmal einem Witzling, der nach einer vieljährigen praktischen Berufstätigkeit als Anwalt erst später Schriftsteller geworden war, Veranlassung zur folgenden Selbstironisierung gegeben: „Früher arbeitete

ich in einem praktischen Beruf für die Sterblichen und konnte dabei gut eristieren, jetzt arbeite ich für die Unsterblichkeit und kann dabei krep "

Dieser Gedanke hat auch zu den internationalen Verträgen zum Schutze des geistigen Eigentums, zum sogenannten Autoren- und Urhebergesetze, sowie auch zum internationalen Patentgesetze vom Iahre 1883 geführt. So hat Österreich zum Schutze des Urheberrechtes für Werke der Literatur und Kunst bereits Ende des vorigen Iahrhunderts folgende Staatsverträge abgeschlossen: im Iahre 1866 mit Frankreich, im Iahre 1867 mit Ungarn, im Iahre 1890 mit Italien und im Iahre 1893 mit England.

Bezüglich der Erfindungen kam, wie bereits erwähnt, im Iahre 1883 in Bern ein internationaler Patentvertrag, ein Staatsvertrag zum Schutze des gewerblichen Eigentums zustande, der die allgemeinen Grundsätze des gegenseitigen Patentschutzes feststellt, der auch dem deutschen und österreichischen Patentgesetze, sowie auch dem der anderen Staaten, die dem internationalen Übereinkommen beigetreten waren, zugrunde liegt. Der Hauptgedanke ist nun der, daß dem Erfinder für eine bestimmte Zeitdauer (gewöhnlich 15 Iahre) der Schutz seiner Erfindung auch im fremden Staate zugesichert ist, wenn dieselbe im amtlichen Patentregister eingetragen ist und die vorgeschriebenen Anmeldungs- und Iahresgebühren gezahlt werden, und daß dieses Recht als erloschen erklärt werden kann, wenn die Zahlung dieser Gebühren nicht erfolgt. Dieses Patentrecht wurde nachträglich auch auf sogenannte Fabrikzeichen und Fabrikmarken oder -Muster, allerdings nur mit ein- bis dreijähriger Dauer, ausgedehnt. Dadurch ist es den deutschen und österreichischen Fabrikanten gelungen, sich im Auslande ein weiteres Absatzgebiet zu sichern. Der Krieg hat nun in der Zahlung dieser Patentgebühren manche Störung hervorgerufen, nicht nur infolge der Kriegslage im allgemeinen, sondern insbesondere dadurch, daß im September 1914 in England und Frankreich die Zahlung an die Angehörigen der feindlichen Staaten verboten wurde, was natürlich auch Deutschland und Österreich durch Gegenverbote erwiderten. Dieses Zahlungsverbot wußten auch englische und

französische Fabrikanten sich zu Nutze zu machen und die dort registrierten Patente deutscher, sowie österreichischer Staatsangehöriger sich anzumessen.
Und das gab eben Veranlassung zu den gleich nach Kriegsbeginn ausgebrochenen Klagen österreichischer und deutscher Fabrikanten über die Verletzung der Patente seitens englischer und französischer Konkurrenten. Erst als in Frankreich und England, sowie in den meisten neutralen Staaten Moratorien bezüglich dieser Patentgebühren ausgesprochen wurden, verstummten diese Klagen.
Infolgedessen sah sich auch die österreichische Regierung veranlaßt, erst in der letzten Zeit im österreichischen Patentgesetze einige Änderungen einzuführen, und zwar durch dreiMinisterialverordnungen vom 2. September 1914, vom 17. Mai 1915 und vom 1. Iuni 1915, welche Verordnungen nur die Stundung der Patentgebühren zum Gegenstande haben. Gar manchem dürfte, wie dem Schreiber dieses, im ersten Augenblick beim Lesen dieser Verordnungen die Frage sich aufgedrängt haben: Hat denn jetzt in diesen so harten Zeiten die österreichische Regierung nichts anderes zu tun, als sich mit dem Patentgesetze abzugeben, einem Gesetze, das kaum ein Tausendstel der Bevölkerung berührt? Unter den 50 Millionen Einwohnern von Österreich-Ungarn dürfte es wohl kaum 1000 Leute geben, die an dem Patentgesetze ein praktisches Interesse haben. Einen Zusammenhang zwischen Krieg und Patentwesen

kannten nur wenige. Eist durch den Artikel der „Iuristischen Rundschau" im Aprilhefte von „Nord und Süd" wurde dem Schreiber dieses der Kausalnerus zwischen Krieg und Patentwesen klar und so auch die obenerwähnten Klagen der österreichischen und deutschen Patentinhaber verständlich. Doch diese Klagen in den Blättern waren bald verstummt; denn es zeigte sich, daß die Erlöschung deutscher Patente von den englischen und französischen Patentämtern nicht unbedingt, sondern nur gegen seinerzeitige Entschädigung an die deutschen Patentinhaber ausgesprochen wurde.

Überdies wurde sowohl in Frankreich wie in England wie in den meisten neutralen Staaten das Moratorium auch auf die Patentgebühren ausgedehnt, daher auch den Patentgebühren der Ausländer Stundung gewährt wurde, wodurch das eigentliche Streitobjekt von selbst entfallen war. Übrigens gilt der Grundsatz, daß durch nicht rechtzeitige Zahlung der Gebühren über Antrag die Erlöschung des Patentes ausgesprochen werden könne, auch im deutschen und österreichischen Patentgesetze. Es waren daher auch hier Änderungen bezüglich der Stundung solcher Gebühren nötig. Diese Gebühren, namentlich die Iahresgebühren, sind nicht unbedeutend, sie steigen hier während der 15jährigen Patentdauer von 40 Kronen im ersten Iahre bis zu 630 Kronen im letzten Iahre. Die österreichische Verordnung vom 2. September 1914 bestimmt nun, daß gewisse Gebühren, z. B. die Anmeldungsgebühr, sowie die Iahresgebühr über Ansuchen gestundet werden können, wenn der Patentinhaber selbst zu Militärdiensten einberufen wurde, und daß das Stundungsansuchen im Verhinderungsfalle auch durch eine dritte Person gestellt werden kann. Diese Verordnung spricht ferner den bisher bloß in dem österreichischen Prozeßverfahren geltenden Grundsatz der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, die sog. „Itsstitutio in integrum" wegen versäumter Fristen auch im Patentverfahren aus. Wenn nämlich der Patentanmelder durch den Krieg verhindert war, seine Erfindung auch auszuüben und infolgedessen auch das Patent als erloschen erklärt wurde, soll er berechtigt sein, um Wiedereinsetzung in den vorigen

Stand anzusuchen; er kann dadurch sein bereits verlorenes Patentrecht wiedererlangen. Die spätere Verordnung vom 17. 5. d. I. geht in dieser Beziehung noch weiter, indem sie erklärt, daß auch solchen Patentinhabern eine Stundung bewilligt werden kann, die nicht gerade zu Militärdiensten einberufen wurden, die aber nachweisen können, daß sie infolge der Kriegsereignisse an der rechtzeitigen Zahlung der Gebühren gehindert sind, und verfügt überdies noch manche andere Erleichterung bezüglich der Gebührenzahlung.

Die letzte vom 2. Iuni d. I. betrifft nur das Gesetz bezüglich des Schutzes der Firmenzeichen und der Fabrikmarken, welches doch nur als ein Zweig des Patentwesens angesehen werden kann; denn wenn hier auch das geistige Moment keineswegs wie beim Patentschutze eine Rolle spielt, daher die Schutzzeit nur auf ein resp. zwei Iahre beschränkt ist, so spielt dieses Schutzgesetz doch wegen des ihm innewohnenden Prinzips der Priorität der Anmeldung in der Geschäftswelt, namentlich in der Industrie eine bedeutende Rolle, da sich hieran sehr praktische Interessen knüpfen.

Die jüngste Ministerialverordnung bestimmt nun in Durchführung des oben entwickelten Gedankens des Moratoriums, daß die Zeit vom Kriegsbeginn bis zum Kriegsschlusse in die Schutzzeit nicht einzurechnen ist, eine Neuerung, die jedenfalls sehr beachtenswert erscheint. Soviel sei bezüglich des Inhaltes dieser drei neuen öster-

reichischen Ministerialverordnungen bemerkt.

Was nun das an die Spitze gestellte Motto betrifft, so sei zu dessen Aufklärung noch folgendes bemerkt: Schreiber dieses hat bereits in seiner im Iahre 1905 anläßlich des damals von Professor Delitzsch in Berlin angeregten Bibel- und Babelstreites erschienenen Schrift „Prozessuale Rechtsgrundsätze der Bibel", im Vergleiche der Gesetzgebung des babylonischen Hammurabi und des palästinischen Moses, folgendes ausgeführt: Auch den Gedanken des geistigen Eigentums glauben wir in der Bibel resp. in deren Kommentar, der sog. Mischna, und zwar in dem Satze finden zu können, der da lautet: „Wer ein Wort im Namen des Autors zitiert, der bringt Erlösung auf die Welt." Dem Autor dieses schwer verständlichen Satzes mochte wohl die Idee des geistigen Eigentums vorgeschwebt haben; ihm schwebt wohl dieses Thema, wie allen Denkern bis auf die neueste Zeit, als ein schwer zu lösendes Welträtsel vor, als ein Rätsel, das die Welt bedrückt; denn der Gedanke, sobald er einmal dem Gehirn entronnen, durch Wort oder Schrift sich geoffenbart hat und so zum Gemeingut aller Welt geworden ist, läßt sich privatrechtlich gar nicht fassen, ist daher mit dem Eigentumsbegriffe unvereinbar, und doch liegt es in der Natur des Fortschrittes, daß immer ein weiterer Kreis von Menschen sich ausschließlich der geistigen Arbeit und Tätigkeit auf literarischem und künstlerischem Gebiete zuwendet. Es ist nun natürlich, daß der Mensch auch die Frucht seiner geistigen Arbeit genießen soll, und daß sie nicht, wie es leider sehr oft geschieht, von anderen ausgebeutet werde. Und tatsächlich ist es erst in neuerer Zeit den modernen Legislationen gelungen, den Begriff des geistigen Eigentums näher zu definieren und unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Das moderne Privilegienrecht, der Muster- und Markenschutz, der Schutz des Autorenrechtes für alle literarischen und künstlerischen Produkte beruht ja nur auf dem Prinzipe des geistigen Eigentums. Das scheint jener Weise des Altertums namens Iosua ben Lewi nur im Dunkeln geahnt zu haben, und dessen Lösung ihm daher als Welterlösung erschienen sein mag. Dieser Gedanke wurde in mir

anläßlich der Besprechung dieser drei Ministerialverordnungen wieder geweckt.

Bäder-Rundschau.

Bad Oeynhausen (Führer und Ratgeber 1915).

Das Königliche Bad Oeynhausen wurde im Iahre 1847 nach Feststellung der überraschenden Heilwirkung seiner Quellen durch Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen dauernd zur Unterhaltung als gemeinnützige Einrichtung des preußischen Staates bestimmt. Wer es kennt — namentlich das Oeynhausen von heute — nennt es die Perle unter den deutschen Heilbädern. Und mit gutem Recht erfreut sich das Bad des außerordentlichen Rufes, den es durch seine wunderbaren Heilerfolge in der Ärztewelt erlangt hat, wie die in diesem Büchlein angeführten Gutachten erster medizinischer Autoritäten überzeugend bekunden. Unzählige Tausende erprobten die Heilkraft der Oeynhausener Quellen und konnten dankbaren Herzens fröhlich als Genesene oder Genesende heimkehren. Wie viele von ihnen kommen alljährlich und jahrzehntelang wieder an den lieblichen Ort, dem sie neuen Lebensmut und die Erhaltung ihrer Lebens- und Arbeitskraft verdanken!

Trotz alledem ist das herrliche Fleckchen Gotteserde mit seinen segenspendenden Quellen noch so manchem Leidenden ganz oder viel zu lange unbekannt geblieben, diezurechterZeit hier noch vollkommene Heilung hätten finden können. Teils Unkenntnis, teils Vorurteil, hat sie ferngehalten, wie solche Kranke dann mit dem schmerzlichen Gefühl verspäteter Erkenntnis Versichern.

So ist denn der Zweck dieses Büchleins, weiteste Kreise vertraut zu machen mit den Heilquellen Oeynhausens und allen den für Genesung und Wohlbefinden seiner Kurgäste geschaffenen Einrichtungen, die diesen Kurort als wirksamstes, in vielen Fällen spezifisches Heilbad für eine Reihe von Krankheiten und als angenehmsten, zweckmäßigen Aufenthalt für Erholungsbedürftige an erster Stelle erkennen lassen. Dem hilfesuchenden Kranken soll bei der Wahl des rechten Heilbades der Weg hierher gewiesen werden — zu seinem Vorteil —, und dann soll das Schriftchen den Oeynhausener Kurgästen auch als Führer und Berater dienen.

Aus dem alphabetisch geordneten Inhalt seien als besonders wichtig hervorgehoben nach den Stichworten: Eisenbahnverbindung, Oeynhausen, Quellen, Heilmittel neben den Bädern, llbungstherapie, Trinkmittel, Gradierwerke, Inhalatorium, Kurgarten, Kurhaus, und schließlich die hier vorzugsweise zur Behandlung kommenden Krankheiten derNerven, des Herzens, der Gelenke und der Knochen, Skrofulose, Blutarmut. Die Krankheitsbeschreibungen sind den „Erfahrungen der hiesigen Badeärzte bei Verordnung der hiesigen Heilquellen, dargestellt an Hand der Indikationen" entnommen, welche in dem amtlichen Prospekt und in der vom Verein der Oeynhausener Badeärzte verfaßten Schrift veröffentlicht worden sind. Für die weiteren Bearbeitungen sind die Schriften der Herren Bade-^ ärzte Sanitätsrat Dr. Aly, Geheimrat Dr. Huchzermeier, Geheimrat Dr. Sauerwald und des leider jetzt im Dienst fürs Vaterland verstorbenen Sanitätsrats Dr. Pfeffer, ferner der früher hier tätigen verstorbenen Ärzte — Dr. Braun, Dr. Lehmann, Dr. Voigt, Dr. Werther — sowie die amt-

lichen Prospekte benutzt worden.
Dem hochgeehrten Herrn Geh. Medizinalrat Professor Dr. Eulenburg-Berlin, den Herren Badeärzten, die bereitwilligst durch literarische Beiträge den Wert der kleinen Schrift erhöhten, und allen Behörden und Bürgern, die der Herausgabe förderlich waren, sei hier gebührender Dank ausgedrückt.
Möge das Werkchen, dessen Inhalt in der Auswahl und Anordnung dem beobachteten Bedürfnis der Kurgäste für den praktischen Gebrauch sorgfältig angepaßt wurde, ihnen ein nützlicher Freund werden und durch weite Verbreitung dazu beitragen, Bad Oeynhausen im Vaterland und darüber hinaus zum Segen der leidenden Menschheit diejenige Würdigung als Kurort zu verschaffen, auf die es nach dem unübertroffenen Werte seiner heilkräftigen Quellen berechtigten Anspruch hat.
Zum Geleit des hübschen Werkes schreibt Geh. Medizinalrat Professor Dr. Albert Eulenburg folgendes:
„Gern folge ich der Aufforderung, dem praktischen ABC-Führer für unser „Nervenbad" Oeynhausen, das in so zahlreichen Fällen die Zuflucht und Hoffnung so vieler Kranker ist und lange schon war, einige einleitende Worte mit auf den Weg zu geben.
Bald ein halbes Iahrhundert ist verflossen, seit der verdienstvolle, auch als Dichter und Kunstkritiker (u. a. als Dante-Übersetzer) einst vielgenannte Oeynhauser Badearzt Iulius Braun in seinem weit verbreiteten, in zahlreichen

Auflagen und Übersetzungen erschiene-
nen „Systematischen Lehrbuch der Bal-
neotherapie" die ärztliche und nicht-
ärztliche Welt mit den unvergleichlichen
Heilschätzen der kohlensäurereichen
Thermalsolen Oeynhausens zuerst
gründlich vertraut machte. Vor ihm
hatte man wohl den Heilwirkungen der
Sole in Badeform eifrige Aufmerksam-
keit zugewandt — mit den Wirkungen
des reichen Gehalts an freier Kohlen-
säure aber medizinische wenig anzufan-
gen gewußt. Das hat sich seitdem
gründlich geändert, und gerade dieses
reichen Kohlensäuregehalts wegen ist
Oeynhausen für uns ein Hauptreprä-
sentant der kohlensäurehaltigen Ther-
malsolen in allen ihren besonders auf
Blutgefäß- und Nervensystem gerichte-
ten, unschätzbaren Wirkungen. —

Wer so lange lebt wie der Verfasser
dieser Zeilen (dem noch die Freude per-
sönlicher Bekanntschaft mit dem 1878
allzu früh geschiedenen Iulius Braun
vergönnt war), der weiß auch, was in
dieser Zeit aus dem kleinen bescheidenen
Badeörtchen „bei Rehme" durch das
einsichtige Zusammengehen der König-
lichen Badeverwaltung, der Ärzte und
der Stadtverwaltung allmählich gewor-
den ist — wie sich nicht nur der Besuch
in wachsendem Maße vergrößert, son-
dern auch alle Einrichtungen in ent-
sprechendem Maße und darüber hinaus
erweitert und vervollkommnet haben.

Gewaltige neue Aufgaben wird
zweifellos der draußen tobende Welt-
krieg an das schöne, in stiller Friedens-
abgeschiedenheit liegende Oeynhausen
heranbringen; es wird in vielen lausen-
den von Fällen die Wunden, die das
erbitterte Ringen der Nationen auf den
Schlachtfeldern des Westens und Ostens
geschlagen hat, zu mildern und zu hei-
len mitwirken — wie es in langer Frie-
densära die kaum minder schweren und
zahlreichen Wunden des unerbittlich ge-
führten, nervenzerrüttenden Lebens-
kampfes auszugleichen in segensvoller
Weise bemüht war.

Möge auch das vorliegende Büch-
lein ihm aus den Scharen der Wunden
und Invaliden der Kriegs- wle d«
Friedenskämpfer neue Anhänger und
dankschuldende Verehrer zu werben mit-
helfen."

Unverlangte Manuskripte senden «vir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
H«i!»>«g«!>«l und Ih«fled»lteur: Prof. vi.. Lud»!, Ltlin In V«lNn IV IN, Llltzowuf« 5». <I«I«l«m Amt
«uiftlll Nl. 8308,) — V«l«mtW«iU!ch«r ül«üokteur: Dr. sYl»lu » « ru <» in Vr»I«w, — UIl«i».V«tt<t!M»

flli Ungarn:
«lllllch« i. ». 8»fd!>ii»h«in»Iun» <?. V»nK3!, Vudap«st V, D»rotty»>u!eza l. — Für !>» In!«nU«nt«»
»«»lUnwltUch: H«lnllch MOtmann !n Vi»I»» III. — N«!»g und Diu«» d« Lchl«st!ch«n «uchdnuitili
». «3. Sch»ttl»««l»«t, N..V., Vr«l»u III.

Ingerllten »^nnlldme
Ver!«^ Ls«8l»u III', k«m«l 6ulob 6i« ?irmn: Nuäolk lilo«»« uucl 6i«
llxeltlonLplei», pro 46 mn» breit« 2«il« <Nu«loIk llo»«'» Xorw»I-

PrÃ¤sident deÂ« Verwaltungsrates deÂ« Ã–sterreichisch-
AlpineÂ» MontangeMschaft und Generaldireltor der PrÃ¤ger Cisen-Inbustne-Gesellschaft.

Begründet von Paul Lindau
^Wber: Professor Dr. Ludwig Stein

' Buchdruckerei,«2»^ Kunst- und Verlagsanstalt
'. 7.. Schott laen der, A.-G., Breslau.
I'l'.nI'en Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
««^<^ Sott«. «iN1ch«».».H«ft>!chh<»«, ««»«» ck 8«^U>«lch,
!>" ChnNiama Konst.inNn»pel
" « H»Kz »l»X«. «»«<». ». »«chl»««»l!>», <<»». »«m>. <,««H l.
.:/). Band 154. Heft 4^,2. September 1915

S
Â«
ffÂ«
TZ
^ 3,
" 3

One öeuHeMiNluMllst

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin V^.io Budapest Kopenhagen
» ?. «t«tn°ck». »eith«ld «utt«. «r»1ch«».».e»ftuchh«»»l. «l»l«» ck «all«lbolch,
^»^^"^bolm Christiane Konstantinopel
«l. ct. »ntz«, I.!b»lil« ««7,!,. Jacob vybnxid «uchhol» Intlln»«. »uchhond^ 0tt« «eil.
<Ul dl« Lch»«!,: «»«d»«. «»««n». «. »««h««»l«n« H«m. V«<«. H»»»ch l.
«n«r»l»«lt«wn«Mi K»llan»: ».U. »«n«t»««« «»» ««»>». »»««. Nuitnchosz«.
39. Jahrgang. Band 154. Heft 492. September 1915
<

Pros. Dr. Ludwig Stein:

Msmarck und Fürst Guido Henckel von Donnersmarck.

Am 10. August 1915 tritt Guido Henckel von Donnersmarck, der große Kapitalmagnat des deutschen Reiches, in sein 86. Lebensjahr. Eine rückschauende Betrachtung, wie sie an diesem Einschnitt eines so bedeutsamen Lebens auch während der Kriegszeit die gesamte Presse geboten hat, darf an dem einschneidendsten Erlebnis des 85 jährigen nicht stillschweigend vorübergehen. Die meisten Pressestimmen gelten dem Grandseigneur, der künstlerische und kaufmännische Interessen mit unvergleichlicher Meisterschaft in sich zu vereinigen wußte. Wir greifen indes jene Züge seines Lebens bei diesem festlichen Anlasse heraus, welche auf geschichtliche Einreihung berechtigten Anspruch erheben können. Der Fürst ist sehr schweigsam und zurückhaltend. Ungeachtet seiner langjährigen ununterbrochenen Beziehungen mit Bismarck, die bei der Verwandtschaft der Familien Henckel und der Linie Bismarck-Bohlen bis in die Iugendzeit beider Männer zurückreichen, legt sich der Fürst eine zartfühlende Reserve auf, wenn er von seinen lebelangen Beziehungen zu Bismarck spricht. Selbst in der von Erich Marcks und Karl Alerander von Müller veranstalteten Sammlung von Erinnerungen an Bismarck anläßlich des hundertjährigen Geburtstages, in welcher Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten Bismarck festgehalten werden, beschränkt sich Fürst Donnersmarck auf die knappe Schilderung einer einzigen Unterredung mit Bismarck im August 1870.

Lassen wir zunächst den Fürsten selber sprechen: „Am 10. August 1870 (meinem 40. Geburtstag) suchte ich Bismarck im Haldyschen Hause in Saarbrücken auf und stellte mich zu seiner Verfügung, insofern er an früher ausgesprochener Absicht meiner dienstlichen Verwendung noch festhalte. Er erwiderte: selbstredend ja, ich möge so schnell wie möglich mit Pferd und Wagen mich bei ihm einfinden. Da ich beides erst aus Dberschlesien herantelegraphieren mußte, wurde festgestellt, daß ich mich am 14. oder 15. August im Hauptquartier einzufinden habe. Am 15. August vormittags, dem Tage nach der Schlacht von Colombey, meldete ich mich bei ihm in Herny. Ein längerer Spaziergang wurde in Aussicht genommen. Im

Laufe desselben zu zweien, welcher ungefähr zwei Stunden dauerte, sagte Bismarck: „Ich habe die Absicht, Ihnen vorläufig die Zivilverwaltung eines Departements zu übertragen, weiteres behalte ich mir vor, je nach dem Gange der Dinge." Nachdem er seine Gedanken weiter ausgeführt, erwiderte ich: „Selbst verständlich stelle ich mich vollkommen zu seiner Verfügung. Wenn ich überhaupt eine Wahl habe, so bäte ich, mir ein Departement zur Verwaltung zu übertragen, welches er Deutschland dauernd zuzuschlagen beabsichtige." Hierauf antwortete er: „Da haben Sie die Wahl zwischen Straßburg, Metz und Colmar", worauf ich sagte: „dann bitte ich um Metz." Hiermit erledigt sich die Kontroverse, daß Bismarck erst durch den Ausgang der Schlachten um Metz über den von ihm beabsichtigten deutschen Gebietszuwachs Entschluß gefaßt, resp. überhaupt eine Annerion französischen Gebiets in Betracht gezogen habe, denn erst am 16. und 18. August fanden die entscheidenden Schlachten von Mars-la-Tour und Gravelotte statt. Berlin, Ianuar 1915."

In dieser gewollten Knappheit und vornehmen Kärglichkeit des Ausdrucks, die daher rühren mag, daß der Fürst an den Kulissengeheimnissen der Weltgeschichte einen größeren Anteil genommen hat, als er verraten möchte, liegt der auszeichnendste Wesenszug des 85 jährigen Fürsten. Er spricht in andeutendem Tone der politischen Sibyllen, die bekanntlich ihr Bestes in ein gewolltes Dunkel hüllen. Und doch besitzt dieser Patriarch unter den ungeaichten und unabgestempelten Diplomaten eine unausgeschürfte Schatzkammer von politischen Erinnerungen, die uns mancherlei aus der Werdezeit des Deutschen Reiches enthüllen könnte, wenn der fürstliche Schweiger sich dazu entschließen wollte, seine politischen Erlebnisse entweder niederzuschreiben, oder im vertrauten Freundeskreise wiederzugeben. So freigebig seine Hand mit jenem wirtschaftlichen Reichtum umgehen kann, der ihn nahe an die Krupps heranrückt, so geizig ist der Mund, wenn es gilt, Erlebtes, Erlauschtes, Erdachtes und Ersonnenes aus seiner großen Bismarckzeit seinen Vertrauten mitzuteilen. Bei aller Schärfe der Beobachtung und aller Schlagkraft des Ausdrucks versagt der kritische Spürsinn des Fürsten völlig, wenn auf seinen angebeteten Bismarck die Rede kommt. Hier und nur hier ist der 85 jährige Fürst, der heute noch ohne Brille liest, blindgläubig und voll rückhaltloser Ehrfurcht. Sonst hindert ihn sein hohes Alter weder sich persönlich um die Verwaltung seines gewaltigen Besitzes zu kümmern, noch mit Hochspannung den weltgeschichtlichen Ereignissen unserer Tage zu folgen, die er täglich im Kreise seiner Vertrauten, die das gastliche Haus um die Mittags- und Abendstunde aufsuchen, durchspricht und in die starke Beleuchtung seines kritischen Geistes und seiner reichen Lebenserfahrung rückt.

Die Griechen wußten sehr wohl, ihre Greise entsprechend zu würdigen. Die Spartaner hatten ihre Geronten (Greise), die den höchsten Rat, gleichsam den Senat Spartas vertraten. Man nannte diese oberste Behörde die Gerusia, die sich aus einem Rat von 28 Männern zusammensetzte, welche das 60. Lebensjahr

überschritten haben mußten. In Athen rückten die Archonten in den sogenannten Areopag ein, welcher über das Wohl und Wehe des Staates letztinstanzlich zu entscheiden hatten. Auch unter den Iuden bestand die höchste Ehrfurcht vor dem Alter, indem „Alter und Weiser" nahezu Synomyne waren, und ein biblisches Wort heißt: „Vor dem Alter stehe ehrfurchtsvoll auf und verbeuge dich vor dem Antlitz des Greises." Es scheint, daß Griechen und Iuden die Reife des Urteils und die Abgeklärtheit des Gefühlslebens im Alter höher bewertet haben, als unsere heutige allzu warmblütige und allzu raschlebige Iugend. Mit Recht geißelt Nietzsche an unserem eigenen Geschlecht den Mangel an Ehrfurcht. Im Kriege haben wir bewiesen, daß wir mit Bismarck nur Gott fürchten und nichts anderes auf der Welt. Nach dem Kriege werden wir zur Einsicht gelangen, daß wir zwar niemanden zu fürchten, aber das Alter zu ehrfürchten haben, denn gerade die Führer, denen wir in erster Reihe unsere strategische Überlegenheit zu danken haben, setzen sich vielfach aus Männern zusammen, die bereits die Altersgrenze überschritten und sich in das Austragsstübel der Pensionierung zurückgezogen haben. An der Spitze dieser Alten steht Hindenburg. Dieser eine Mann hat uns gelehrt, wie verfehlt es ist, Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit an eine bestimmte Altersgrenze zu binden. Dabei gedenke ich eines stechenden Merkwortes von Bismarck. Bismarck bat Kaiser Wilhelm I., von einer Sache, ich glaube einer Fürstenentrevue, dispensiert zu werden: „Sie sind 18 Iahre jünger als ich und wollen das schon mitmachen?" „Majestät, das Pferd wird immer eher müde als der Reiter."

In unseren Alten steckt noch eine Vitalität, zu welcher wir Jüngeren bewundernd emporschauen dürfen. Unter den wegen ihrer Altersgrenze Verabschiedeten befanden sich zahllose verjugendlichte Löwen. Verborgene Kräfte, die bereits zum alten Eisen geworfen waren, haben sich während dieses Krieges verlebendigt. Aus tausend und abertausend Rinnsalen rieseln uns heute geheime Quellen entgegen. Viele unserer Ältesten beschämen die Iüngsten, woraus wir die Lehre ziehen müssen, daß wir zu den Überlieferungen der Hellenen und Iuden werden zurückkehren müssen, die uns die Ehrfurcht vor dem Alter eingehämmert haben. Auch die Schrift Ciceros „Oato ma^or äe »ßnectuts" prägt uns ein, welche Goldschätze an Lebensweisheit und überlegener, weil leidenschaftsloser Erfahrungsklugheit die Alten in sich bergen. Schürfen wir wieder nach diesen Goldschätzen und lernen wir aus den Erfahrungen des Krieges unsere 80 und 85 jährigen zu ehrfürchten l Die Deutschen haben den wenigsten Anlaß, die Iugend auf Kosten der Alten emporzuschrauben. Wir dürfen niemals vergessen, daß die 80 jährigen: Wilhelm I. das größte Stück deutscher Geschichte gemacht, Ranke sie geschrieben, Menzel gemalt und Eduard Zeller in seiner lebendigen Schilderung der Philosophie Friedrichs des Großen zur Darstellung gebracht haben. Und so dürfen wir denn auch am 85.Geburtstage des Fürsten Henckel von Donnersmarck, dessen Bildnis nebst eigenhändiger Unterschrift das Märzheft des Iahrganges von 1915 unserer

Zeitschrift schmückt, der Zuversicht Ausdruck geben, daß es ihm vergönnt sein
möge, beim Neubau des Deutschen Reiches nicht nur durch die Tat, sondern
besonders durch seinen klugen Rat mit ungebrochener Lebenskraft mitzuwirken.
Wir werden uns seines Rates zu bedienen haben und dafür Sorge tragen, daß
sein schlagkräftiges und einprägsames Wort nicht unnütz vertan wird. Wir
bleiben dabei eines stechenden Merkwortes von Bismarck eingedenk: „Ein dummer
Rat, klug ausgeführt, glückt oft vorzüglich, und ein kluger Rat, ungeschickt aus-
geführt, verdirbt alles."
Hat uns schon der Welt kriegvor kaum lösbare Aufgaben gestellt, so wird
uns der kommende Weltfriede Probleme aufgeben, deren überwältigende
Größe gar manchen Verzagten geradezu niederdrücken möchte. Wenn wir aber
aus diesem Kriege gelernt haben, daß in unseren großen Alten noch ungehobene
Goldreserven stecken, so wird man den Gedanken eines Areopags, der sich aus den
Besten, Erfahrensten, Erlesensten und Uninteressiertesten zusammensetzt, nicht von
der Hand weisen dürfen. Ie älter und ausgereifter ein so gearteter weiser Rat-
geber ist, desto willkommener werden seine Worte sein, zumal ihnen jeder Unter-
ton von Eigensucht abgehen wird. Wie im Alter alle übrigen Leidenschaften
schweigen und deshalb der klaren Vernunft sich nicht widersetzlich entgegenstemmen,
so ist es auch mit der hypothekarischen Belastung der meisten Menschen mit Eitel-
keit. Und auch da gilt das Wort Bismarcks: „Eitelkeit ist eine Säure, die mit
der Zeit das edelste Metall zerfrißt. Sie macht den klügsten Menschen starblind
auf beiden Augen."
Von dieser Eitelkeit ist Fürst Guido völlig frei. Sonst hätte er es nicht ohne
Widerspruch gewähren lassen, daß man über seinen Anteil an den Verhandlungen
mit Bismarck über die Höhe der französischen Kriegsentschädigung allerhand Le-
genden in Umlauf setzte. Bekanntlich wird die Verhandlung über die Höhe der
französischen Kriegsentschädigung meist Gerson Bleichröder und dem kleinen
Betzold zugeschrieben. Nur da und dort sickert eine Andeutung durch, daß auch
der damalige Graf Henckel von Bismarck zugezogen worden ist. In Wirklich-
keit verhielten sich aber die Dinge ganz anders. Fürst Henckel erzählt in seiner
oben angeführten Unterredung mit Bismarck vom August 1870 nur mit knappen
Worten, wie Bismarck ihm die Präfektur in Metz übertragen hat. Was aber
Fürst Henckel bei diesem Anlaß verschweigt, ist der Umstand, daß Bismarck ent-
scheidendes Gewicht auf seinen Rat bei der Höhe der zu vereinbarenden Kriegsent-
schädigung gelegt hat. Auf die erste Anfrage Bismarcks, wie hoch er den Na-
tionalreichtum Frankreichs bewerten könne, um danach die Höhe der Kriegsent-
schädigung zu bemessen, antwortete Fürst Henckel, der ja während seines lang-
jährigen Pariser Aufenthaltes und seiner Fühlungnahme mit der dortigen Hoch-
finanz ein unbedingt Eingeweihter war: Die Franzosen können gut und gern
8 Milliarden aufbringen, aber er würde raten, nur 6 zu fordern. Als Bismarck
den Geheimrat Scheidmann von der Seehandlung, den Minister von Camphausen

auf Wunsch Bismarcks ihm als finanziellen Beirat zugewiesen hatte, und Gerson Bleichröder um Rat fragte, verstiegen sich beide Finanzkenner auf eine Höchstforderung von 2 Milliarden. Als Bismarck ihnen antwortete, Graf Henckel habe 6 Milliarden vorgeschlagen, da schmunzelten die Auguren etwas von einem Grandseigneur, der von Milliarden keine richtige Vorstellung habe. Und doch befolgte Bismarck den Rat Henckels, der sich als der richtigere erwiesen hatte. Bleichröder hat das Finanzgenie des Fürsten Henckel offenkundig unterschätzt. Wer da weiß, daß Henckel den großen Besitz schon mit 18 Iahren von seinem Vater zugewiesen erhielt und in seinem 20. das Fideikommiß antrat, ohne einen Pfennig Betriebskosten in der Tasche zu haben, der wird sich sagen müssen, daß Fürst Henckel auch in Finanzdingen kein Dilettant oder gar grandseigneuraler Abc-Schütze ist, wie manche seiner Standesgenossen, sondern ein Virtuose, der es mit den Bewandertsten und Erprobtesten kühnlich aufnimmt. Noch heute ist der 85 jährige Recke nicht bloß eine imposante Hünenfigur, sondern daneben auch ein unbeugsamerWillenstitane, der restlos durchsetzt, was er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat. Wenn wir einmal dazu übergehen werden, einen Areopag von Diplomaten zusammenzusetzen, so wird man sich, wie man die Hindenburgs zum Heer herangezogen hat, des weisen Rates des Fürsten Henckel nicht begeben dürfen. Bismarck wußte sehr wohl, weshalb er ihn sein Lebelang mit besonderem Vertrauen beehrt und in den schwierigsten politischen Lagen um seinen Rat gebeten hat. Dabei übergehe ich mit Absicht andere politische Sendungen, welche sich an das Ministerium des Fürsten Bülow knüpfen, der ja ebenfalls das Bismarcksche Erbe nach bestem Können verwaltet hat. Wir müssen uns vielmehr auf diese Andeutungen über Bismarcks Stellung zum Fürsten Henckel beschränken, weil es uns nicht zusteht, zu sprechen, wo der Betroffene selbst beharrlich schweigt. Nur das eine mag am Iubeltage des 85 jährigen angedeutet werden, daß man unter den lebenden Bismarckfreunden mit dem Fürsten Henckel als einer Potenz zu rechnen hat, die nicht nur persönliche Erinnerungen an den Schmied des Deutschen Reiches verknüpft, die vielmehr durch ihre Vertrautheit und Eingeweihtheit in die verschlungenen Gedankenpfade der Bismarck-Politik mehr schenken könnte, als sie zu geben gewillt ist. Es war daher nicht zufällig, daß beim Tode Bismarcks Fürst Guido von Henckel von der Bismarckschen Familie die sofortige telegraphische Benachrichtigung erhielt, als der Gewaltige ausgerungen hatte. Als die Depesche eintraf, befand sich der Fürst gerade zum Besuche auf dem Schlosse des ehemaligen Botschafters F. Freiherrn von Stumm. Dort erreichte ihn die Depesche der Familie Bismarck, die ihn nach Friedrichsruh rief. Sogleich reiste er mit Freiherrn von Stumm zusammen nach Friedrichsruh. Erzellenz von Stumm schildert auf Grund einer gleichzeitigen Niederschrift seine Reise wie folgt: „Am 31. Iuli 1898 morgens erhielten wir über Berlin die Todesnachricht. Wir taten alles, um noch am Abend in Friedrichsruh zu sein, um der Familie möglichst bald die Hände zu drücken, um den

großen Toten noch einmal zu sehen. Um neun Uhr abends, in der Dämmerung des Iulitages, betraten wir das Haus in Friedrichsruh. Graf Rantzau kam ins Vorzimmer heraus, um uns zu empfangen. Still umarmten wir uns, und andächtig, als wären wir vor einer Kirche, gingen wir hinein, wo uns die Familie begrüßte. Man schilderte uns den Tod des Fürsten: Wie ein alter Löwe war er gestorben. Den 28. hatte er noch heiter in der Familie verbracht und sich geistig so frisch wie immer gezeigt. Sein Geist hatte ja bis zuletzt allen Enttäuschungen standgehalten, war unerschütterlich gesund geblieben, und als einen geistig ganz Gesunden hatte ihn der Tod schmerzlos hinweggetragen." Mit beweglichen Worten schließt Herr von Stumm seine Betrachtungen über den Besuch in Friedrichsruh wie folgt: „Und vielleicht erleben wir noch, oder nur unsere Söhne, wie sich das Deutschland, das du gegründet, deiner Größe würdig bewährt." Dem warmherzigen Patrioten Guido Henckel von Donnersmarck können wir anläßlich seines Ehrentages keinen Wunsch entgegenbringen, der ihm tiefer in sein Bestes und Innerstes griffe, als daß es ihm beschieden sein möge, den Neuaufbau des Reiches im Sinne der Bismarckschen Überlieferungen miterleben und an seiner Ausgestaltung, soweit es seine Kräfte gestatten, mitarbeiten zu können.

Prof. Dr. v. Schubert-Soldern:

Weswegen und gegen wen wir Krieg führen.

Es ist nicht lange her, daß die Friedensströmung in Europa eine so starke war, daß man vielfach hoffte, in Zukunft jeden Krieg vermeiden zu können. Und heute haben wir einen europäischen Krieg, Völkerhaß und den festen Willen, den Kampf bis zur völligen Niederringung des Gegners zu führen. Beweist das, daß der Krieg ein unvermeidlicher Bestandteil in der geschichtlichen Entwicklung der Völker ist oder daß die Völker, die „gebildeten" Völker, noch nicht reif sind zum ewigen Frieden? Wenn ich auch der ersten Ansicht zuneige, so glaube ich doch, daß die Kriege in Zukunft immer seltener sein werden, weil es nur Volkskriege geben wird, nicht Kriege von Herrscherhäusern und Regierungen. Doch ich will mich hier nach keiner Seite hin entscheiden und nur die Frage aufwerfen, ob der Krieg an sich wirklich nur ein Übel ist, eine Krankheit oder geistige Verblendung? Der Krieg ist schon heute jedenfalls die Zusammenfassung der ganzen Kraft eines Volkes und es hängt nur von seinem Zweck ab, ob er ein Volk adelt und läutert, oder verwildert und verroht. In dieser Zusammenfassung der ganzen Volkskraft liegt aber eine solche Menge von Selbstbeherrschung, von Aufopferung an Gut und Blut, von völliger Hingabe an die Gemeinschaft, der man angehört, daß das gleichbedeutend ist mit der Niederringung der Selbstsucht des Einzelnen

und der Anerkennung der menschlichen Gemeinschaft als Grundlage des Menschentums überhaupt. Ein Volk, in dem der Einzelne sich entwöhnt hat, sich aufzuopfern für das Ganze, für den seine Gemeinschaft nur die Milchkuh ist, die ihn nähren und füttern und glücklich machen soll, der sein Blut nicht aufopfert, sondern es verkauft, ein solches Volk wird nie einen Volkskrieg führen können, seine Regierung wird Krieg führen, nicht es selbst. Doch auch ein solches Volk kann sich zur Zusammenfassung seiner ganzen Kraft aufraffen, wenn der Zweck den Krieg adelt, wenn er ein sittliches Ziel hat. Ein solches Ziel kann aber meines Erachtens nur die Abwehr von Unrecht und die Verteidigung des eigenen Bestandes sein. Eigentlich hangt beides zusammen, weil, wer sich Unrecht gefallen läßt, auch seinen Bestand in Frage stellt, denn ein Unrecht reicht dem andern die Hand, und fremde Willkür wird schließlich die Beherrscherin. Doch der Bestand eines Volkes ist kein einfacher Begriff, er besteht nicht aus dem bloßen Fortleben seiner einzelnen Glieder, in ihm ist eine Fülle von Vorteilen und Nachteilen des Einzelnen und seiner Gemeinschaft enthalten, die wieder verquickt sind mit den Interessen fremder Gemeinschaften und ihrer Glieder. Was aber diesem Bestand die Einheit verleiht, das sind die gemeinsamen Interessen des ganzen Volkes, in denen sich der Einzelne als Volk fühlt: Volkswirtschaft und Geisteskultur in engem Bunde. Darin wurzelt auch die Freude und der Stolz des Einzelnen, die er an dem ganzen Volksbestande empfindet. Wird dieser Bestand eines ganzen Volkes in Frage gestellt, dann kann auch ein eigensüchtiges Volk, wie die Karthager, in einem letzten Aufflammen Gut und Blut zu opfern lernen — oft zu spät. Ganz anders wird aber ein Volk den Krieg führen, das um seinen Bestand, und nicht um eigene, durch friedliche Arbeit nicht zu erreichende Vorteile kämpft, ganz abgesehen davon, daß auch durch Krieg errungene Vorteile nur durch friedliche Arbeit festgehalten und verwertet werden können. Warum aber ein sittlich tüchtiges Volk, das um seinen Bestand kämpft, einen großen Vorteil vor einem Volk voraus hat, das Vorteile erobern will, die es nicht besitzt, ist leicht einzusehen. Alle Maßregeln (Gesetze, Verordnungen, Befehle) hängen in ihrer genauen Durchführung vom Einzelnen ab, diese genaue Durchführung kann unmöglich bis ins Einzelnste überwacht werden, das würde ebensoviel Überwachende wie Durchführende erfordern. Wo der Einzelne diese Maßregeln daher freiwillig aus Liebe zur Gemeinschaft mit der ganzen Kraft durchführt, die Notwehr dem nicht schon ganz Entarteten stets verleiht, da werden sie ganz anders durchgeführt werden und ganz anders wirken, als wo der Einzelne zwar auch um gemeinsame Vorteile kämpft, aber nicht in Notwehr um den Bestand seiner Gemeinschaft. Dabei ist nicht zu übersehen, daß begeisternde Notwehr auch mehr zu leisten als das Geforderte imstande ist, während selbstsüchtige Vorteile diese Begeisterung nie hervorrufen können.

Meines Erachtens gibt es daher nur einen sittlich gerechtfertigten Krieg, und das ist der Verteidigungskrieg, doch nicht in dem Sinn, daß man stets warten

soll, bis man angegriffen wird, das könnte unter Umständen heißen, sich zuerst totschlagen lassen, ehe man sich verteidigt. Auch in der Notwehr muß jeder dem Schlag zuvorkommen dürfen, der gegen ihn vorbereitet wird. Wohl heißt es aber, das nicht durch Krieg erwerben wollen, was man durch friedliche Arbeit nicht erwerben kann, umsomehr als, wie schon gesagt, das im Krieg Erworbene nur durch friedliche Arbeit erhalten, verwertet und weiterentwickelt werden kann.
Damit ist auch die erste Frage gelöst, die gestellt wurde. Niemand in Deutschland und Österreich-Ungarn hat den Krieg gewollt, er ist uns aufgezwungen worden, und wir wären auch schon früher sittlich gerechtfertigt gewesen, den Krieg zu beginnen, sobald wir die Überzeugung hatten, daß unsere Gegner bei günstiger Gelegenheit zum Schlage auszuholen sich vorbereiten. Die Frage „warum wir Krieg führen" ist also damit beantwortet, daß es zu unserer Verteidigung geschieht. Aber auch die Gegner haben den Krieg nicht grundlos begonnen, nur um Krieg zu führen, ihr Grund lag in der Überlegenheit der deutschen Kultur. Bezeichnet man die Kultur als die Macht der Menschheit und insbesondere einer Gemeinschaft über die Natur und den Menschen, so hat der jetzige Krieg selbst gezeigt, das wir darin allen anderen Völkern überlegen sind. Daß der Mensch das Bestreben haben muß, diese Macht zu seinem eigenen Wohle anzuwenden, ist meiner Ansicht nach fraglos, aber das erste ist die Aufrechterhaltung der Macht der Gemeinschaft, weil in ihr sein Menschentum wurzelt, das zweite erst sein eigenes Wohl. Wo ein umgekehrtes Verhältnis waltet, ist die Kultur einer Gemeinschaft im Verfall. Aber auch umgekehrt ist richtig, daß die Gemeinschaft das Wohl des Einzelnen berücksichtigen muß, denn innerhalb gewisser Schranken beruht ihre Macht auch auf dem Wohl des Einzelnen. Doch hat die Gemeinschaft das Wohl des Einzelnen nur um ihrer selbst willen und nicht um seiner selbst willen zu berücksichtigen. Der Einzelne muß aber als sittlicher Mensch in der Macht seiner Gemeinschaft und des ganzen Menschentums seine Freude und seinen Stolz suchen. Welche Zwecke diese Macht der Gemeinschaft hat, die über den Einzelnen und vielleicht das Leben des Einzelnen hinausgehen, diese Frage wird wohl wissenschaftlich niemals zu lösen sein. Hier hat der Skeptiker ebenso Recht oder Unrecht, wie der ^)on metaphysischen oder religiösen Zwecken überzeugte. Nur das eine ist sicher, daß das religiöse Ideal hier eine sittliche Kraft entfalten kann, die dem Skeptizismus in dieser Frage, von Vereinzelten abgesehen, im allgemeinen abgehen wird.
Wir müssen uns aber auch weiter fragen, worauf beruht diese Überlegenheit unserer Kultur? Meines Erachtens beruht sie auf der sittlichen Tüchtigkeit des deutschen Volkes. Diese beruht aber auf der Selbstbeherrschung zugunsten allgemeiner Ziel«, und in ihr wurzelt die deutsche Gründlichkeit und Arbeitskraft. In der Fähigkeit aber, das Allgemeine voranzustellen gegenüber dem Einzelnen, liegt die deutsche

Selbstlosigkeit oder, wenn man sich so ausdrücken will, der deutsche Idealismus. Gründlichkeit und Selbstlosigkeit haben es aber zustande gebracht, die deutsche Arbeitskraft in einer Weise fruchtbar zu machen, wie kein anderes Volk die ihrige. So hat der deutsche Idealismus, die deutsche Selbstbeherrschung, Gründlichkeit und Arbeitskraft Erfolge errungen auf allen Gebieten, die den Neid und Haß unserer Gegner herausforderten. Unsere Gegner hätten einer sittlichen Umbildung bedurft, um mit uns wetteifern zu können, die sich aber nicht von heute auf morgen vollziehen läßt. Sie zogen daher den Versuch vor, die Flüchte des deutschen Fleißes und der deutschen Kultur gewaltsam zu vernichten. Sie müßten aber erst die deutsche sittliche Tüchtigkeit vernichtet haben, um zum Ziele zu gelangen, denn diese wird immer wieder aufbauen, was der Krieg vernichtet hat, oder sie müßten das deutsche Volk selbst vernichtet haben, und das soll ihnen nicht gelingen.

Es gibt aber einen deutschen Kulturkreis im engern und im weitern Sinn. Im engern Sinn erstreckt er sich so weit, als die deutsche Zunge klingt, im weitern Sinn aber viel, viel weiter. Für eine ganze Anzahl von kleinen Völkern war die deutsche Kultur die Nährmutter, sie haben sich an ihr und durch sie emporgearbeitet, mehr oder weniger, ohne die Eigenart ihrer Sprache und ihres Volkscharakters aufzugeben. Kleine Völker können ohne eine große Kultur als Nährmutter keine eigenen Kulturblüten treiben, und sie sollten das lieber willig anerkennen und sich in der Eigenart ihrer Sprache und ihres Wesens nur solche Ziele setzen, die erreichbar sind, und nicht durch Unerreichbarkeiten das Erreichte gefährden.

Vor allem aber war die deutsche Kultur die Nährmutter für alle fremdsprachigen Völker Österreich-Ungarns, zugleich aber konnten sie nur in einem Staate wie Österreich-Ungarn ihre Eigenart bewahren und eine Kultur entwickeln. Die deutsche Kultur aber erdrückt nicht fremde Eigenart, sie ist imstande, sich ihr wie keine andere anzuschmiegen und sie auch in fremdem Gewande anzuerkennen und zu beachten. Gerade darin lag ja eine Gefahr für die deutsche Kultur, das Fremdentum zu sehr in sich aufzunehmen, es zu überschätzen und zu umschmeicheln. Andererseits sollen wir aber auch nicht vergessen, daß uns diese Beachtung und auch Aufnahme fremden Wesens eine Vielseitigkeit der Auffassung und Beurteilung verschafft hat, die eine unserer Vorzüge vor allen anderen Völkern ist. Nur das Übermaß ist hier schädlich, das nur darin bestehen kann, sich durch fremdes Wesen erdrücken zu lassen, ohne es selbständig in sich zu verarbeiten.

Für bsterreich-Ungarn aber gilt es anzuerkennen, daß die deutsche Kultur seine notwendige Grundlage ist, von seiner Dynastie*) abgesehen, das einzige feste

*) Meines Erachten» wäre z. B. «in republikanisches Österreich-Ungarn ein« vollständige Unmöglichkeit. Doch gehört die Erö.'terung dieser Frage nicht in den Bereich dieser Arbeit.

Bindemittel, das seine Völker in ihren Eigenarten zusammenhält. Es ist die Aufgabe der Deutschen in Österreich-Ungarn, dieses Bindemittel nicht locker werden zu lassen, bei aller Schonung fremder Eigenart es vielmehr immer weiter zu festigen.

Doch der deutsche Kulturkreis geht noch weiter: in allen Ländern arbeiten seine Pioniere, verbreiten die Kenntnis deutscher Kultur und Wissenschaft und wirken in deutscher Treue, Tüchtigkeit und Arbeitskraft. Es gibt kein Land auf der Erde mehr, zu dem sie nicht hingedrungen sind, das sie in seiner Entwicklung nicht gefördert und oft selbstlos gefördert haben. Auch das, vielleicht nicht zum wenigsten, hat den Neid und Haß unserer Gegner erregt, sie betrachteten die Auslandsdeutschen als fremde Eindringlinge und Schmarotzer, weil sie es ihrem Fleiße, ihrer Gründlichkeit und ihrer Zuverlässigkeit nicht gleichtun konnten. Auch hier gilt das schon Gesagte: weil unsere Gegner nicht imstande waren, sich sittlich umzubilden, um mit uns wetteifern zu können, suchen sie mit Gewalt zu erringen, was sie durch eigene Tüchtigkeit nicht erreichen konnten. Will man dem heutigen Krieg daher einen Namen geben, so kann er meiner Ansicht nach nur der Krieg um die deutsche Kultur oder der deutsche Kulturkrieg heißen.

Die zweite zu erörternde Frage ist: gegen wen führen wir eigentlich den Krieg? Man wird vielleicht erstaunt sein über diese Frage, denn unsere Gegner sind allgemein bekannt. Doch es handelt sich hier nicht um Namen, sondern um Interessen, Gesinnungen und ihre Träger. Kämpfen wir wirklich gegen die Interessen und Gesinnungen aller Völker jener Staaten, die gegen uns den Krieg hervorgerufen haben, in ihrem ganzen Umfang? Wir Deutschen führen jedenfalls den Krieg in vollem Bewußtsein seiner Unvermeidlichkeit, in nichts durch unsere Regierungen getäuscht, betrogen oder verhetzt. Das gilt auch für die andern Völker Österreichs, auch sie sind in nichts über die Ursachen des Krieges und seine Notwendigkeit getäuscht worden. Kann man das auch von unseren Gegnern sagen? Gewiß nicht! Unsere Gegner waren von Anfang an bestrebt, durch Lug und Trug ihre Völker in den Krieg hineinzureißen. Nur ein kleiner Teil der gegnerischen Völker führt den Krieg gegen uns in voller Kenntnis der Sachlage: die eigentlich Kriegführenden sind die feindlichen Regierungen und ihre stark in der Minderheit befindlichen, unbedingten Anhänger im Volke. Sie allein haben im vollen Bewußtsein ihrer selbstsüchtigen Interessen den Krieg gewollt und waren von Anfang an auf Lug, Trug und gemeine Hetze angewiesen, um den Boden in ihren Völkern nicht zu verlieren. Dieser Lug und Trug wurde noch gesteigert durch ihre Mißerfolge, die um jeden Preis verschleiert werden mußten. Wie war das überhaupt möglich? Nirgends reicht die Bildung, vor allem auch die sittliche Durchbildung, so tief ins Volk und durchdringt alle Schichten, wie im deutschen Volke. Ein auch nur verhältnismäßig in seinen unteren Schichten ungebildetes Volk ist aber viel mehr seinen Führern und Leitern

in den oberen und obersten Schichten preisgegeben, weil es gewohnt ist, zu glauben und zu gehorchen, ohne zu verstehen, und so viel mehr in der Hand der gebildeten leitenden Schichten des Volkes steht. Beim deutschen Volke wäre eine Täuschung durch Lug und Trug, wenigstens in dem Maß, wie bei unseren Gegnern, von vornherein unmöglich gewesen. Da aber eine Regierung sich dem Einfluß der Eigenart eines ganzen Volkes nie entziehen kann, so wären auch in Deutschland und in dem vom deutschen Geiste durchtränkten Dsterreich-Ungarn Regierungen, die sich so auf Lug und Trug aufbauten, wie die unserer Gegner, nie mög'lich gewesen. Welcher Unterschied herrscht aber z. B. in der sittlichen und geistigen Bildung der russischen Völker und der Deutschlands und Hsterreich-Ungarns!
Wir kämpfen also nicht eigentlich gegen die fremden Völker als solche, sondern gegen ihre Leiter und Regierungen mit ihren verhältnismäßig wenigen das volle Verständnis ihrer Ziele besitzenden Anhängern. Die Völker selbst sind in einem Gespinnst von Lug, Trug und Hinterlist befangen, ihre gemeinsten Leidenschaften sind aufgestachelt, aber sie haben kein klares Ziel vor Augen, weswegen sie kämpfen. Auch das gibt uns einen ungeheuren Vorteil in die Hand, wir können nicht aus schwerem Traum erwachen, wir sind wach; die uns feindlichen Völker aber müssen aus dem Traume erwacht zu taumeln anfangen und schwach werden.
Darin liegt aber andererseits ein großer Trost für denjenigen, der sich auf den Standpunkt der Menschheit, der ganzen menschlichen Gemeinschaft stellt, selbst wenn er nicht der Ansicht ist, daß diese ganze menschliche Gemeinschaft jemals ein ideales Dasein ohne Krieg führen wird, ja das nicht einmal für wünschenswert hält. Sind nämlich die uns feindlichen Völker durch diesen Krieg in einer Täuschung über sich selbst und über uns befangen, so ist zu hoffen, daß der künftige Friede wenigstens mit der Zeit die Enttäuschung bringt, und daß wir und die feindlichen Völker uns dann wieder zu gemeinsamer Arbeit und in friedlichem Wetteifer vereinigen. Allerdings muß es uns erstaunen machen, wenn selbst Männer der Wissenschaft gegen uns und selbst gegen unsere Wissenschaft einen Haß zeigen, der bei gebildeten Männern unverständlich ist. Es ist das vielleicht nur daraus zu erklären, daß auch in den gebildeten Schichten unserer Gegner die Bildung eine viel einseitigere ist, als bei uns, so daß auch sie viel leichter Lug und Trug und vor allem der Selbsttäuschung unterliegen. Iedenfalls kann ich nicht glauben, daß ein ganzes Volk so ehrlos und gemein sein kann, wie die gegen uns kämpfenden Regierungen. Steht auch der Einzelne auf einer sittlich und geistig niederen Stufe als bei uns, so kann das doch nicht bedeuten, daß er gemein und ehrlos ist, sondern nur, daß er auf seiner Bildungsstufe Gemeinheit und Ehrlosigkeit als solche nicht erkennt, und daß eine höhere Stufe sittlicher und geistiger Entwicklung sie ihn erkennen lehren würde. Allerdings ist eine solche Stufe nicht von heute auf morgen zu erreichen. Auf dieser höheren Stufe sittlicher und geistiger Bildung lernt man erst den Zusammenhang

der einzelnen Volksgemeinschaft mit der ganzen menschlichen Gemeinschaft kennen, den Menschen als solchen schätzen und lieben. Dazu gehört aber, den Menschen, vor allem den gemeinschaftsfremden Menschen, in der ganzen geschichtlichen und gesellschaftlichen Notwendigkeit seiner Fehler und Laster zu erkennen, die andererseits vielleicht ebenso viel Liebenswertes in sich fassen. Nirgends ist aber diese vielseitige Erkenntnis menschlichen Wesens nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch soweit gediehen, wie im deutschen Volk. Es geht deswegen in der Schätzung menschlichen Wesens allen anderen Völkern voran und muß es auch weiterhin tun, wenn es sittlich fortschreiten will.

Wenn wir aber auch nicht gegen Völker als solche Krieg führen, so müssen wir uns doch gegen sie, eben weil sie auf ihrer Bildungsstufe so leicht verführbar sind, nach vollem Siege auch voll schützen. Das kann meiner Ansicht nach durch zweierlei geschehen:

1. Durch Aufklärung über uns selbst und 2. durch Erlangung von Vorteilen, die von vornherein einen fremden Angriff erschweren und weniger aussichtsreich machen. Die Hauptsache wird auch dabei stets bleiben Deutschlands und Österreich-Ungarns Kriegsbereitschaft und fester Wille, jedem Angriff bis zum äußersten zu widerstehen.

Was den ersten Punkt anbelangt, so glaube ich, daß die Arbeit der Presse im weitesten Sinne nicht genügen würde, um die nötige Aufklärung über die Menschlichkeit unserer Kriegsführung und die Selbstbeschränkung in unseren Zielen weiter zu verbreiten. Sie würde in weiten Schichten der Bevölkerung des gebildeten Auslandes teils nicht gelesen, teils nicht geglaubt werden. Es wird notwendig werden, Abgesandte, vor allem der neutralen Staaten, mit Beihilfe von Abgesandten der am Kriege beteiligten Mächte die Tatsachen aufnehmen zu lassen, um durch sie klarzustellen, wie wir und wie unsere Gegner den Krieg geführt haben. Die Presse im weitesten Sinn wird dann die Aufgabe haben, diese Tatsachen zu verwerten und weiterhin klarzulegen, daß wir (Deutschland und Österreich-Ungarn) nie Eroberungspolitik getrieben haben und auch in Zukunft keine zu treiben willens sind. Auf diese Art können nicht nur die zahllosen Nerläumdungen zurückgewiesen werden, die gegen uns in Umlauf gesetzt wurden, es können auch die feindlichen Völker friedlicher und versöhnlicher gegen uns gestimmt werden. Diese ganze Arbeit wird eine sehr schwierige, die Wege, die man auf ihr beschreiten muß, werden dornenvolle sein, doch ist wohl zu hoffen, daß sie nicht ganz aussichtslos ist.

Was den zweiten Punkt anbelangt, so können die anzustrebenden Vorteile sowohl wirtschaftliche, wie strategische sein: durch Verträge, Landerwerbungen und Länderangliederungen. Die Art der hier zu erringenden Vorteile und Erwerbungen darf und soll hier nicht weiter erörtert werden, nur über ihre Berechtigung und Notwendigkeit im allgemeinen mögen einige Worte gestattet sein. Eroberungen im eigentlichen Sinn sind Landerwerbungen durch

Kriege, die keinen anderen Zweck, als den der Eroberung selbst haben, und die damit in sich selbst den Keim weiteren erobernden Angriffs tragen. Denn erobert man bloß aus Freude an der Eroberung, so ist nicht abzusehen, wann und wo diese Freude ein Ende haben soll. Es gibt aber auch Eroberungen im Sinne der leichtern Verteidigung des vorhandenen Besitzes, nicht zum Zweck, die Landesgrenzen zu erweitern, sondern die bestehenden Grenzen dadurch zu schützen. Es kann auch notwendige Eroberungen geben, um die Volkswirtschaft eines Staates zu schützen und ihr Bahnen für ihre künftige Entwicklung zu öffnen. Hier handelt es sich um den Unterschied: durch Eroberungen und Verträge fremde Volkswirtschaften zu bedrohen und zu vernichten (das Ziel unserer Gegner), oder der eigenen Volkswirtschaft die Bahnen offen zu halten und sie vor fremder Bedrohung zu schützen (unser Ziel). Damit wir hier das zweite Ziel erreichen können, müssen wir aber selbst einig sein, d. h. österreich-Ungarn und Deutschland müssen gemeinsam das Ziel verfolgen und sich wirtschaftlich eng aneinanderschließen. Der wirtschaftliche Zustand eines Volkes ist aber nicht nur für das Wohl eines Volkes und seine Fortentwicklung wichtig, sondern auch maßgebend für einen zweiten Krieg, den man stets im Auge behalten muß, wenn man ihn auch nicht wünscht. Auch heute gilt ja noch das alte Wort: zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld. Die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft ist ebenso notwendig wie die militärische.

Natürlich kann erst nach dem Siege auszumachen sein, wie die wirtschaftlichen und strategischen Ziele unsern Gegnern gegenüber im einzelnen erreicht werden sollen, dann aber wird hoffentlich auch die Erörterung dieser Fragen freigegeben werden. Möge Sieg und Frieden bald kommen, aber wir alle wollen nicht mehr Friedensfreunde, als Vaterlandsfreunde sein.

vr. Wilhelm Fraknöi,
Titular-Bischof von Albe, General-Inspektor der Museen in Ungarn:

Der Treubruch Italiens und die Bestimmungen des Dreibundvertrages.

Die gigantische Größe der Kämpfer und die unermeßliche Tragweite des Kampfes in diesem Kriege, dessen wir Zeitgenossen alle nicht nur Zuschauer, sondern auch Opfer sind, wirkt in erhöhtem Grade auf den Geschichtsschreiber, der zugleich Ursachen und Folgen zu erforschen gewohnt ist.

Er wird von den Gestalten und Geschehnissen der Vergangenheit, die ihn bisher beschäftigten, abgelenkt; denn sie erscheinen nun in seinen Augen klein

und unbedeutend. Er kann der Versuchung nicht widerstehn: die Mittel der historischen Kritik an den durch die kriegführenden Mächte veröffentlichten diplomatischen Dokumenten zu verwerten, das Material für die künftige Geschichtsschreibung zu sichten und aus ihnen Lehren zu abstrahieren, die vielleicht der Politik und der Diplomatie in der Gegenwart nützlich sein können.

Auch der Verfasser dieses Aufsatzes, nachdem er im Laufe eines halben Iahrhunderts die Vergangenheit seines Vaterlandes aufzuklären bestrebt war, entschloß sich, die diplomatische Geschichte des Krieges zu bearbeiten.

Den Ausgangspunkt seiner Darstellungen bildet der im Iahre 1882 zwischen Deutschland, Italien und Österreich-Ungarn geschlossene Dreibundvertrag, der das Zustandekommen des Dreiverbandes und den Zusammenstoß der beiden Mächte-Gruppen zur Folge hatte.

Der Inhalt und der Tert dieses Dokumentes blieb in den dichtesten Schleier des Amtsgeheimnisses verhüllt, den zu lüften während 33 Iahren niemand imstande war.

Selbst Heinrich Friedjung, dem es in seinen meisterhaften Darstellungen gleichzeitiger Ereignisse oft gelang, wichtige Geheimnisse aufzudecken, mußte sich in einem über den Dreibund im Iahrgange 1913 der Cottaschen Monatsschrift (Der Greif) veröffentlichten Aufsatze begnügen, unbestimmte Andeutungen zu machen, die sich nun als irrig erwiesen.

Denn im Monate Mai 1915 entschloß sich das k. und k. österreichisch-ungarische Ministerium des Äußern im zweiten Rotbuche (Zur Vorgeschichte des italienischen Krieges) die Artikel III, IV und VII des Dreibundvertrages zu veröffentlichen, und ergänzte diese Mitteilung im dritten Rotbuche (Diplomatische Aktenstücke betreffend die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Österreich) mit der Veröffentlichung des Artikels I. Ferner aus der am 21. Mai 1915 an Italien gerichteten Note des k. und k. Ministers des Äußern erfahren wir, daß der Vertrag am 5. Dezember 1912 zum letzten Male verlängert worden ist, bis zum 8. Iuli 1920 giltig war und den Verbündeten nur im letzten Iahre (1919/20) das Recht der Kündigung sicherte.

Die Kenntnis dieser vier Artikel genügt uns, um die Frage: welche Verpflichtung übernahm Italien, und welch« verletzte es, gründlich zu erörtern und präzise zu beantworten.

Artikel I.

„Die hohen Vertragschließenden versprechen sich gegenseitig Frieden und Freundschaft, sie werden solche Bündnisse und Verpflichtungen, die gegen einen ihrer Staaten gerichtet sind, nicht eingehen.

Sie verpflichten sich, daß sie über politische und wirtschaftliche Fragen von allgemeiner Bedeutung, die auf-

tauchen können, Gedankenaustausch führen werden;
überdies versprechen sie sich gegenseitig Unterstützung,
in den Grenzen ihrer eigenen Interessen."
Der Tert enthält vier Verpflichtungen:
a) Frieden und Freundschaft zu halten,
b) Kein Bündnis mit den Feinden ihrer Verbündeten einzugehen,
c) Wenn neue politische und ökonomische Fragen von allgemeiner Bedeutung
auftauchen, darüber Gedankenaustausch zu führen,
6) Einander gegenseitig zu unterstützen, soweit dies ihre eigenen Interessen er-
lauben.
Die Verpflichtung ä ist vollkommen wertlos, die c ist unklar und unbestimmt.
Aber bestimmt, klar und wertvoll sind die Verpflichtungen a und d, um so
mehr, da sie ganz unbedingt geltend sind.
Während der ganzen Dauer des bis zum 8. Iuli 1920 abgeschlossenen Ver-
trages, der nur im letzten Iahre Kündigung gestattete, war demnach Italien un-
bedingt verpflichtet, mit seinen Verbündeten Frieden und Freundschaft zu halten,
mit den Feinden der Verbündeten kein Bündnis einzugehen.
Artikel III.
„Falls einer oderzwei der hohen Vertragschließenden
ohne direkte Herausforderung von ihrer Seite von zwei
oder mehreren Großmächten angegriffen und in einen
Krieg mit ihnen verwickelt würden, würde sich der casus
toe6«ris für alle hohen Vertragschließenden ergeben."
Die Kriegserklärungen erfolgten im Iahre 1914 in dieser Reihe:
28. Iuli Österreich-Ungarns an Serbien,
1. August Deutschlands an Rußland,
3. „ Deutschlands an Frankreich,
4. „ Englands an Deutschland,
6. „ Österreich-Ungarns an Rußland,
12. „ Frankreichs an Österreich-Ungarn,
12. „ Englands an Österreich-Ungarn.
Es kann nun Folgendes festgestellt werden:
») Es ist sicher, daß für Italien der casus to«ä«ri» nicht eingetreten ist,
als Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärte; von anderen Gründen
abgesehen schon deshalb nicht, weil Serbien keine Großmacht ist.
b) Es ist sicher, daß der casus toeäsris für Italien nicht eingetreten ist,
als Deutschland an Rußland den Krieg erklärte; von anderen Gründen
abgesehen schon deshalb, weil dadurch Deutschland nur mit einer Groß-
macht in Krieg verwickelt wurde.

e) Es ist sicher, daß der casus toeäsri» für Italien nicht eingetreten ist, als Österreich-Ungarn an Rußland den Krieg erklärte; von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil dadurch Österreich-Ungarn nur mit einer Großmacht in Krieg verwickelt wurde.
6) Es ist zw ei f e lh aft, ob der casus toecleris für Italien eingetreten ist, als Deutschland an Frankreich und England an Deutschland den Krieg erklärte; von anderen Gründen abgesehen schon deshalb, weil die Frage: ob Deutschland „angegriffen" wurde, und ob Deutschland „ohne Herausforderung von seiner Seite" mit mehreren Großmächten in Krieg verwickelt wurde, diskutierbar erscheinen mußte.
?) Es ist sicher, daß für Italien der casus foederis eingetreten ist, als Frankreich und England an Österreich-Ungarn den Krieg erklärten; weil diese Akte die drei Kriterien in der klarsten Weise in sich vereinigen; nämlich Österreich-Ungarn wurde angegriffen, — von zwei Großmächten angegriffen, — ohne direkte Herausforderung von seiner Seite angegriffen.

Artikel IV.

„Falls eine Großmacht die staatliche Sicherheit eines der hohen Vertragschließenden bedrohen würde, und der Bedrohte dadurch gezwungen wäre, ihr den Krieg zu erklären, so verpflichten sich die beiden anderen, ihrem Verbündeten gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten."

Es kann Folgendes festgestellt werden:
») Es ist sich er, daß für Italien die Pflicht der wohlwollenden Neutralität nicht eingetreten ist, als Österreich-Ungarn den Krieg an Serbien erklärte; weil Serbien keine Großmacht ist.
d) Es ist zweifelhaft, ob für Italien die Pflicht der wohlwollenden Neutralität eingetreten ist, als Deutschland den Krieg an Rußland erklärt hat, weil die Frage: ob durch die russische Mobilisation „die staatliche Sicherheit Deutschlands bedroht war", und Deutschland gezwungen war, den Krieg zu erklären, diskutierbar erscheint.
c) Es istsicher, daß für Italien die Pflicht der wohlwollenden Neutralität eingetreten ist, als Österreich-Ungarn an Rußland den Krieg erklärte, weil damals kein Zweifel darüber obwalten konnte, datz. Rußland, um Serbien zu unterstützen, die Mobilisation verfügt hat, dadurch aber Österreich-Ungarns staatliche Sicherheit bedrohte, und die Monarchie gezwungen war, den Krieg zu erklären.

Italien hatte demnach auf Grund des Dreibundvertrages

ll.) vom 28. Iuli bis 6. August weder die Pflicht der wohlwollenden Neu-
tralität, noch die der aktiven Kooperation;
b) vom 6. August bis zum 12. August Österreich-Ungarn gegenüber die Pflicht
der wohlwollenden Neutralität;
e) vom 12. August an zu Gunsten Österreich-Ungarns die
Pflicht der aktiven Kooperation.
Diese letztere Verpflichtung, die aus dem Wortlaute und dem Geiste des
Artikels III unter dem Zwange der logischen Konsequenz entspringt, war eine
absolute, unbedingte. Diese konnte von anderen Bestimmungen des
Dreiverbandes nicht aufgehoben werden.
Solche enthält Artikel VII, der für den Fall, daß entweder Österreich-Un-
garn oder Italien im Oriente zu Besitzerwerbungen schreiten sollte, der anderen
Macht Anspruch auf Kompensationen sichert. Dieser Fall steht aber mit den in
Artikel III und IV vorhergesehenen Fällen in keinerlei Beziehung.
Nachdem also die in Artikel III und IV vorhergesehenen Fälle, daß Öster-
reich Ungarn ») von zwei Großmächten ohne direkte Herausforderung von seiner
Seite angegriffen, d) von einer Großmacht in seiner staatlichen Sicherheit be-
droht wurde, eingetreten waren, konnte die Erfüllung der Vertragspflichten nicht
von dem Ergebnisse der auf Grund des Artikels VII eventuell angebahnten Ver-
handlungen abhängig gemacht werden.
Andererseits mußte die Nichterfüllung der im Artikel III und IV stipulierten
Pflichten als logische Konsequenz die Folge nach sich ziehen, daß der treubrüchige
Verbündete der Vorteile, welche ihm Artikel VII gewährte, verlustig wird.
Italiens Staatsmänner meinten, ohne die Pflichten zu erfüllen, die Vorteile
genießen zu können.
In dem diplomatischen Kampfe, den gegen ihr Ansinnen die österreichisch-
ungarischen Staatsmänner monatelang zu führen gezwungen waren, blieb die von
der am 12. August entstandenen Situation gebotene Waffe unbenützt. Sie hätte
den Gegner nicht zur Kapitulation gezwungen, aber sie würde ihn am tiefsten ge-
brandmarkt haben.

Dr. Wilhelm Streit:
Bewaffnete Neutralität.
Zu den unerfreulichsten Begleiterscheinungen des gegenwärtigen Weltkrieges gehört die schwächliche und fügsame Haltung der neutralen Länder gegenüber den Belästigungen und Schädigungen, die die englische Seegewalt ihrer Schiffahrt bereitet. Nachdem sich Italien dem Reigen der Kämpfer für „Freiheit und Zivilisation" angeschlossen hat, ist allerdings nur noch eine einzige Macht vorhanden, die imstande wäre, durch kräftiges, vor entschiedenen Maßnahmen nicht zurückschreckendes Auftreten gegen Englands rücksichtsloses Verfahren einer Besserung dieser Zustände Bahn zu brechen — die Vereinigten Staaten. Wie wenig diese aber geneigt sind, über bescheidene Vorstellungen und papierne Proteste hinauszugehen, weiß man zur Genüge, und ohne die Mitwirkung einer Großmacht können die kleineren Staaten, wie Holland und die skandinavischen, nicht daran denken, sich auf jede Gefahr hin den britischen Ansprüchen zu widersetzen.
Merkwürdig genug ist es, wie geringe ernstliche Anfechtungen diese im Laufe des etwas mehr als zwei Iahrhunderte umfassenden Zeitraums, seitdem England das unbestrittene Übergewicht zur See erlangt hat, erfahren haben. Angesichts der augenblicklichen Lage ist es lehrreich, sich die Versuche zu vergegenwärtigen, die in früheren Zeiten unternommen worden sind, um die Rechte des neutralen Handels gegen die Willkür der Kriegführenden, in erster Linie eben Englands, zu wahren. Es handelt sich dabei alles in allem um drei Vorgänge, aus denen sich ebenso das eine ergibt, daß Britannien sich, wo es ihm wesentliche politische Interessen gebieten, sehr wohl zu der nötigen Rücksicht auf den Handel der Neutralen verstehen kann, wie das andere, daß es, wenn Umstände der gedachten Art nicht vorliegen, jeden Widerstand gegen seine Übergriffe in der bedenkenfreiesten Weise niederzuschlagen bereit ist — heute zweifellos genau so, wie sich das in früheren Zeiten herausgestellt hat.
Wirklich erfolgreich ist von jenen Abwehrversuchen nur der erste verlaufen. Er fällt in die Zeit des sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieges, den Ludwig XIV. 1688 entfesselt hatte — jenes Krieges, an den noch heute die Trümmer des Heidelberger Schlosses als mahnende Zeugen französischer Barbarei erinnern — und in dem er einer Verbindung Österreichs, des deutschen Reiches, Englands, Hollands,Spaniens undSavoyens gegenüberstand. Damals stellte sich die niederländische Republik als Seemacht noch einigermaßen ebenbürtig neben England. Doch begann sich schon zu dieser Zeit die Verschiebung in dem Machtverhältnis der beiden Länder anzukündigen, die im Laufe der nächsten Iahrzehnte in das volle und unbestrittene Übergewicht Großbritanniens ausmünden sollte.
Von ihm ging denn auch die Maßregel aus, die zum Anlaß für das erste Beispiel einer bewaffneten Neutralität wurde. Die britische Regierung schloß nämlich

im Iahre 1689 mit Holland, das sich allerdings nur nach starkem Widerstreben zu dem Schritte verstand, einen Vertrag, demzufolge die sämtlichen Küsten Frankreichs durch einfache Anzeige an die Neutralen in Blockadezustand erklärt werden sollten mit der Maßgabe, daß jedwedes Fahrzeug, das sich den Küsten Frankreichs nähere, auf den bloßen Verdacht hin, dort irgendeinen Handel treiben zu wollen, als gute Prise aufzubringen sei.

Das schloß die völlige Lahmlegung des Seehandels der Neutralen mit Frankreich in sich, und die Durchführung dieser bis dahin unerhörten Bestimmungen traf besonders Dänemark und Schweden überaus schwer. Beide Staaten, damals noch ansehnliche Seemächte, waren nicht gesonnen, sich in dieser Weise beeinträchtigen zu lassen, und als ihre gemeinsamen diplomatischen Vorstellungen in London und im Haag erfolglos geblieben, schlossen sie im März 1693 eine Übereinkunft, in der sie sich zu einhelliger Abwehr der ihrem Handel bereiteten Schädigungen verpflichteten. Als daraufhin ihre Flotten empfindliche Vergeltung an den Fahrzeugen Englands und Hollands auszuüben begannen, besannen sich diese beiden Staaten, da die politische Lage es ratsam machte, sich zu der bestehenden Verwicklung mit Frankreich nicht noch eine andere auf den Hals zu laden, rasch eines Besseren, gaben die weggenommenen skandinavischen Schiffe heraus und zogen ihre allgemeine Blockadeerklärung zurück.

Beinahe hunden Iahre vergingen, ehe ein neuer Versuch unternommen wurde, die Rechte des neutralen Seehandels den Kriegführenden gegenüber zu sichern. Ihn veranlaßten die Unzuträglichkeiten, die der friedlichen Schiffahrt ans den Zuständen erwuchsen, zu denen seit 1776 die zunehmende Ausdehnung des Kampfes zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien auf dem Meere geführt hatte. Es handelte sich ja in jenen Zeiten nicht nur um die von den regelrechten Kriegsschiffen ausgeübten Übergriffe gegenüber den Handelsfahrzeugen, sondern auch um die ausgedehnte Kaperei, die damals allgemein im Kriegsfalle von Privatleuten mit staatlicher Genehmigung auf Grund sog. Kaperbriefe betrieben ward. So wurden die Meere nach Ausbruch des Krieges alsbald durch englische und amerikanische Kaper, weiterhin, nachdem Frankreich und Spanien auf die Seite der aufständischen Kolonien getreten waren, auch durch solche aus diesen beiden Ländern unsicher gemacht, und dem Handel der Neutralen erwuchsen immer schwerere Schädigungen. Die schwersten aber doch von britischer Seite. England hatte von vornherein jeden Handel und Verkehr mit den „Rebellen" verboten, es hielt fest an dem Grundsatz, daß feindliches Privateigentum auch auf neutralen Schiffen der Wegnahme unterliege, und daß neutrale Schiffe selbst ihr gleichfalls verfallen seien, sobald sie Konterbande an Bord hätten. Dabei dehnte die britische Regierung — genau, wie heute — den Begriff der Konterbande in einer maßlosen Weise aus, so daß ihre Prisengerichte in der Lage waren, allen möglichen Waren den Charakter der Unterstützung der feindlichen Kriegspartei zuzusprechen.

Im Gegensatz zu diesem Verhalten Englands verfuhren Frankreich und die aufständischen Kolonien nach dem Grundsatz, daß die Ladung neutraler Schifte, mit Ausnahme von Konterbande, frei sei, nur wenn diese drei Vierteile oder mehr vom gesamten Frachtwert ausmachte, sollten die ganze Ladung und das Schiff selbst verfallen sein. Andererseits nahm Spanien, die letzte Macht, die in den Krieg eintrat, im wesentlichen den gleichen Standpunkt, wie England, ein und ließ ebensowenig neutralem Eigentum unter feindlicher, wie feindlichem Gut unter neutraler Flagge Schonung angedeihen.
So kam es schon im August 1778, anläßlich des Auftretens amerikanischer Kaper in der Nordsee, die den Handel von und nach Archangel störten, dazu, daß die darüber unwillige Herrscherin Rußlands, Katharina II., der dänischen Regierung gemeinsame Maßnahmen vorschlagen ließ, um in den nordrussischen und norwegischen Meeresteilen — Norwegen gehörte ja damals noch zu Dänemark — die Handelsinteressen zu schützen. Die russischen Vorschläge gingen freilich nicht weiter, als dahin, es sollten im Frühjahr 1779 von beiden Staaten kleine Flotten von gleicher Stärke zur Bewachung jener Seewege ausgesandt werden. Das schien dem leitenden dänischen Minister, dem Grafen Andreas Peter von Bernstorff d. A., nicht ausreichend. Der dänische Handel, der allerdings von weit größerer Bedeutung als der noch sehr in der Entwicklung begriffene russische war, litt natürlich, der geographischen Lage entsprechend, unter den englischen Bedrückungen viel mehr, als unter denen der anderen kriegführenden Parteien. Graf Bernstorff glaubte daher das gewünschte Vorgehen auf eine viel breitere Grundlage stellen zu müssen. Er schlug Rußland vor, Grundsätze für die Sicherung der Schiffahrt aller neutralen Staaten zu vereinbaren, und zwar sollten das folgende fünf Punkte sein: 1. Neutrale Schiffe dürften ungehindert von Hafen zu Hafen und an den Küsten der kriegführenden Nationen entlangfahren; 2. die den Untertanen der kriegführenden Mächte gehörenden Güter auf neutralen Schiffen sollten frei sein, ausgenommen Konterbande; 3. der Begriff der Konterbande sollte gleichmäßig bestimmt werden, insbesondere dürfte England ihm unter keinem Vorwande eine weitere Ausdehnung geben, als Frankreich zurzeit täte; 4. als ein blockierter Hafen dürfte nur der gelten, bei dem die Einfahrt infolge der nahen Heranführung genügender Kriegsschiffe der blockierenden Macht eine augenscheinliche Gefahr darstelle; 5. diese Grundsätze sollten veröffentlicht werden, um als offenkundige Richtschnur für Kaperung und Prisengerichte zu dienen.
Indes ein so weitgreifendes Auftreten war zunächst nicht nach dem Sinne Katharinas II. und ihres Staatskanzlers Grafen Panin. Bernstorffs Anregung fand kein Entgegenkommen bei ihnen, da es ihnen nicht angezeigt schien, über die augenblicklich vorliegenden Interessen hinauszugehen. Es kam daher aus den längeren Verhandlungen mit Dänemark und den später auch mit Schweden gepflogenen nichts weiter heraus, als daß, dem Vorschlage Rußlands entsprechend, im Frühjahr 1779 von allen drei Staaten ziemlich ähnliche Erklärungen in London

und Paris überreicht wurden, worin auf die beabsichtigten gleichartigen Maß-
nahmen hingewiesen wurde. Diese bestanden dann in der Aussendung von sechs
russischen und je sechzehn dänischen und schwedischen Kriegsfahrzeugen zur Frei-
haltung des Seeweges längs der Ostseite der Nordsee von kriegerischen Operatio-
nen und zur Sicherung der dortigen Handelsschiffahrt, was angesichts der Ab-
gelegenheit dieses Schauplatzes den Kriegführenden keine großen Kopfschmerzen
bereitete.
Nun brachte aber das Iahr 1779 in seinem weiteren Verlaufe eine starke
Erweiterung des Kriegsgebietes und damit der Gefahren für die neutrale Schiff-
fahrt, indem Spanien ebenfalls den Kampf gegen England eröffnete. Seine
Stellung zu den Fragen des Seekriegsrechts ist bereits oben gekennzeichnet
worden. Ihr entsprechend brachten spanische Kreuzer Ende 1779 und Anfang 1780
einmal ein mit russischem Weizen beladenes holländisches, das anderemal ein
russisches Schiff mit Getreide vor der Meerenge von Gibraltar auf und schleppten
sie nach Cadir, wo in beiden Fällen die Ladung im Zwangswege versteigert wurde.
Katharina II. hatte schon nach dem ersten Vorfalle eine scharfe Note nach Madrid
richten lassen, der zweite erbitterte sie aufs höchste. Ohne Panin zu befragen oder
auch nur sofort zu benachrichtigen, gab sie, zwei Tage, nachdem ihr die Sache
bekannt geworden, am 19. Februar 1780 den Befehl, in Kronstadt fünfzehn
Kriegsschiffe auszurüsten und auf ein halbes Iahr zu verproviantieren, damit
sie auf den ersten Wink bereit wären auszulaufen.
Sechs Tage später erteilte die Kaiserin dem Staatskanzler, dem gleichzeitig
damit erst der Ukas über die Flottenausrüstung zuging, den Auftrag, eine Er-
klärung über ihre Stellung zu den Fragen der neutralen Schiffahrt abzufassen.
Es sei, hieß es in dem Schreiben an Panin, unter Erläuterung dessen, was sie
unter erlaubtem Handel, was unter Konterbande verstehe, den Kriegführenden
Aufklärung über die Bestimmung der befohlenen Flottenausrüstung zu geben,
sowie den Regierungen von Schweden, Dänemark, Holland und Portugal die
Aufforderung zu unterbreiten, sich unter vollster Wahrung der Neutralität zum
Schutze des neutralen Seehandels mit Rußland zu verbünden. Bevor zu ge-
waltsamen Mitteln gegriffen werde, solle zugleich von Spanien Herausgabe der
weggenommenen Schiffe, voller Schadenersatz und die Zusage der Unterlassung
weiterer Belästigungen des loyalen russischen Handels gefordert werden.
Der Zorn der Kaiserin und ihre beabsichtigten Maßnahmen richteten sich
also, wie kein Zweifel war, vornehmlich gegen Spanien. Es muß hierbei ein-
gefügt werden, daß England seit 1778, wo Frankreich zu seinem offenen Gegner
geworden war, lebhaft danach strebte, Rußlands tätige Unterstützung für sich zu
erlangen, und sein Gesandter in Petersburg, Sir Iames Harris (der spätere
Lord Malmesbury), einer der gewandtesten Diplomaten seiner Zeit, arbeitete mit
allen Mitteln dahin, dieses Ziel zu erreichen. Ungewöhnliche Gunstbezeigungen,
deren er sich von selten Katharinas vielfach rühmen durfte, ließen auch wiederholt

den Augenblick nahegerückt erscheinen, wo Rußland auf Englands Seite treten würde. Indes war die Kaiserin schließlich doch nicht über unverbindliche Freundschaftsversicherungen hinauszubringen, da Graf Panin, der einer Verbindung mit England abgeneigt war, ihr andauernd widerriet, den Boden der Neutralität zu verlassen, und sie selbst nicht verkennen konnte, daß ein kriegerisches Auftreten Rußlands gegen Frankreich und Spanien wenig wirkliche Frucht für ihr Land verhieß.

Als nun der Flottenausrüstungsbefehl Katharinas bekannt wurde, der, wie aus den Umständen hervorging, nur auf Spanien gemünzt sein konnte, schnellten die Hoffnungen des britischen Gesandten noch einmal hoch empor, freilich nur, um rasch wieder völlig enttäuscht zu werden. Denn am 10. März (28. Februar a. St.) erging von Petersburg aus eine „Deklaration an die Höfe von London, Versailles und Madrid", die auch den übrigen Mächten bekanntgegeben wurde, und in der die Kaiserin die Grundsätze, die sie für die Ausübung des Handels in Kriegszeiten als maßgebend ansähe, verkündete. Diese Grundsätze waren keine anderen, als die fünf Punkte, die Graf Bernstorff 1778 als Grundlage für das von Rußland angeregte gemeinsame Vorgehen dem Grafen Panin in Vorschlag gebracht hatte. Sie stimmten mit ihnen zum größten Teil wörtlich, sonst dem Sinne nach völlig überein; es war nur in Punkt 3 bezüglich der Konterbande jetzt gesagt, die Kaiserin hielte sich, was diesen Begriff anginge, an die Bestimmungen der Artikel 10 und 11 des russisch-englischen Handelsvertrages von 1766 — nach denen nur dem unmittelbaren Kriegsbedürfnisse dienende Gegenstände als Konterbande anzusehen waren — und dehnte sie auf sämtliche kriegführenden Staaten aus. Im Anschluß an diese Grundsätze hieß es in der Deklaration sodann:

„Indem sie diese verkündigt, zögert ihre Kaiserliche Majestät keinen Augenblick, bekannt zu geben, daß sie behufs ihrer Aufrechterhaltung und zur Beschützung der Ehre ihrer Flagge, sowie der Sicherheit des Handels und der Schiffahrt ihrer Untertanen, gegen wen es immer sei, einen ansehnlichen Teil ihrer Seemacht segelfertig stellen läßt." Diese Maßregel werde jedoch in keiner Weise die von ihr bisher beobachtete strenge Neutralität beeinflussen, die sie auch weiterhin zu wahren beabsichtige, solange man sie nicht zwinge, aus den Schranken der Mäßigung und Unparteilichkeit herauszutreten. Zum Schluß ward die Hoffnung ausgesprochen, die kriegführenden Mächte würden aus den gleichen Gefühlen der Gerechtigkeit und Billigkeit heraus sich die Beobachtung der angegebenen, „aus dem Urgesetzbuch der Völker geschöpften" Grundsätze angelegen sein lassen.

Es war ein erstaunliches Schriftstück, das, wie alsbald jedem Schärferblickenden zum Bewußtsein kam, der Lage der Dinge nach seine Spitze, gewollt oder ungewollt, wesentlich gegen England kehrte, mithin in einem unverkennbaren Widerspruch zu den bisherigen Gesinnungen der Kaiserin und dem unmittelbaren Anlaß ihres Vorgehens stand. Man kann kaum etwas anderes annehmen, als daß Graf Panin, der, wie erwähnt, England keineswegs geneigt

war, über den ihm gegebenen Auftrag hinaus der für die Unterschrift der Kaiserin bestimmten Erklärung durch die Einfügung der ihm jetzt gelegen kommenden Bernstorff'schen Sätze den vor allem gegen die britische Handhabung des Seerechts gerichteten Charakter gegeben hatte, und daß Katharina die damit geschaffene Grundsätzlichkeit und Tragweite ihres Schrittes nicht sofort durchschaute. Als ihr dann die Antwortnoten der anderen Staaten darüber Klarheit verschafften, konnte sie nicht mehr zurück und empfand auch sehr bald, ruhmdürstend und der Schmeichelei zugänglich, wie sie war, die Huldigungen höchst angenehm, die ihr Vorgehen ihr von seiten der Handelswelt und der neutralen Mächte selbst eintrug. Wurde sie doch rasch als „Befreierin der Meere" und „Wohltäterin der Nationen" ausbündig gepriesen.

Damit hatte es freilich einstweilen noch gute Wege. Von den kriegführenden Staaten stimmte zwar Frankreich den Grundsätzen der russischen Deklaration, deren Standpunkt es schon immer vertreten zu haben erklärte, unter schmeichelhaften Ausdrücken für das Vorgehen der Zarin durchaus zu und erließ oder erneuerte dem entsprechende Vorschriften für die Behandlung der neutralen Schiffe. Spanien indes streute zwar den edlen Absichten Katharinas natürlich ebenfalls gebührenden Weihrauch, wälzte aber die Verantwortung für die vorhandenen Übelstände auf England und machte seine Annahme des Punktes 2 der Deklaration davon abhängig, daß das Inselreich in der Anerkennung des Grundsatzes „frei Schiff — frei Gut" vorangehe. Übrigens gab es die beiden weggenommenen Handelsschiffe heraus. England endlich ging in seiner Antwort auf die Forderungen der Deklaration mit deutlicher Ablehnung nur obenhin ein, erklärte, es handle gegen alle Nationen, mit denen keine abändernden Verträge vorlägen, nach den klaren Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts, und wies darauf hin, daß seinen Kriegsschiffen und Kapern seit Beginn des Krieges anbefohlen sei, die russische Flagge mit besonderer Rücksicht zu behandeln und die vertragsmäßigen Bestimmungen zu beobachten. Es dachte also nicht daran, seinen Standpunkt „frei Schiff — unfrei Gut" anders als in Ausnahmefällen aufzugeben, und eine solche Ausnahme machte es eben angesichts der zwingenden Notwendigkeit, den einzigen Staat, von dem es sich vielleicht noch Hilfe in dem augenblicklichen schweren Kampfe versprechen konnte, nicht vor den Kopf zu stoßen, mit Rußland, was ihm freilich umso leichter fiel, als, wie gesagt, die russische Handelsflagge einstweilen eine ziemlich geringe Bedeutung hatte.

Ein Erfolg im Sinne des von Rußland aufgestellten Zieles, daß die Grundsätze der kaiserlichen Deklaration allen Neutralen zugute kommen sollten, war also nicht entfernt erreicht. Darüber konnte man sich in Petersburg, so befriedigt man über die eingelaufenen Antworten tat, nicht täuschen. Um so mehr arbeitete die russische Regierung nun eifrig daran, zu einer festen Verbindung mit den obenerwähnten vier Seestaaten zu gelangen, denen Panin auf Befehl Katharinas bereits eine entsprechende Aufforderung hatte zugehen lassen. Es kamen denn

auch am 9. Iuli und 1. August 1780 ziemlich gleichlautende Verträge mit Dänemark und Schweden zustande, die zusammen, da auch die beiden skandinavischen Staaten wechselseitig die von jedem mit Rußland getroffene Vereinbarung anerkannten, einen gemeinsamen Bundesvertrag aller drei Mächte darstellten, die Grundlage dessen, was man dann die „Bewaffnete Neutralität" genannt hat.
Der Kern dieser Abmachungen bestand darin, daß die drei Staaten sich verpflichteten, gemeinsam für die in der Deklaration Katharinas II. niedergelegten Grundsätze einzutreten, zum Schutze ihres Handels, soweit nicht Konterbande in Betracht käme, Flotten als Geleit der Kauffahrteischiffe auszusenden, wobei im gegebenen Falle immer die Kriegsschiffe jeder der Vertragsmächte auch den Schutz der Handelsfahrzeuge der beiden anderen auszuüben hätten, endlich, sich gemeinsam gegen Belästigungen und Angriffe aus Anlaß dieses Vertrages zu verteidigen.
Der Abschluß dieses Bundes wurde durch Rußland als führenden Staat den Kriegsparteien und den neutralen Mächten bekannt gegeben. Es war bezeichnend, daß Spanien und vor allem England über die Anzeige durch Stillschweigen quittierten.
Die in Petersburg gehegte Erwartung, daß auch Portugal und Holland dem Bunde beitreten würden, erfüllte sich nicht so rasch. Portugal lehnte zunächst die Beteiligung ganz ab, ließ sich aber dann, nachdem es üble Erfahrungen hinsichtlich der Sicherheit seines Handels gemacht hatte, im Iuli 1782, wo freilich die Kriegsfackel schon im Verlöschen war, aufnehmen. Der Beitritt Hollands verzögerte sich infolge der kläglichen inneren Zustände dieser Republik, der eine einheitliche Regierung ganz und gar abhanden gekommen war. England batte schon seit 1779 versucht, unter Berufung auf alte Verträge, Holland durch Mahnungen und Drohungen dazu zu bringen, daß es auf seine Seit« träte, ohne es aber aus seiner Neutralität heraustreiben zu können. Schließlich ließ es seine Kaper auf holländische Fahrzeuge in stärkerem Maße Iagd machen. Trotzdem kamen die Generalstaaten im Haag erst am 20. November 1780 zu dem Beschlusse, der Bewaffneten Neutralität, von der sie sich doch einen gewissen Schutz versprechen konnten, beizutreten, und es dauerte bis in den Anfang des nächsten Iahres, ehe die Aufnahme Hollands in den Bund vollzogene Tatsache war.
Da aber hatte die Neutralität der Republik wider ihren Willen schon ihr Ende erreicht. Denn England war inzwischen zur offenen Kriegserklärung an Holland übergegangen, wobei es mit seiner üblichen Mißachtung des Völkerrechts, noch ehe die Aufkündigung des Friedens im Haag eingetroffen war, den Krieg tatsächlich eröffnete, so daß die auf See befindlichen holländischen Schiffe ahnungslos der Aufbringung verfielen. Noch ärger war, daß der britische Admiral Rodnen ohne jede Mitteilung vom Kriegszustande die niederländische Insel St. Eustache in Westindien überfiel und dort außer 300 Handelsschiffen auch das sämtliche sonstige Privateigentum wegnahm, was selbst im englischen Parlament, allerdings nur aus dem furchtlosen Munde Edmund Bnrkes, Tadel erfuhr.

Iedenfalls aber hatte die britische Regierung durch ihr Vorgehen die für sie günstige Sachlage geschaffen, daß Holland im Augenblick seiner Aufnahme in die Bewaffnete Neutralität in Wirklichkeit ein kriegführender Staat war und daher aus seiner Zugehörigkeit zu ihr keinen Nutzen mehr ziehen konnte, denn trotz lebhafter Bemühungen der Generalstaaten waren die drei Nordmiichte begreif-licherweise nicht dazu zu bewegen, sich offen mit England wegen des verspätet beigetretenen Bundesgliedes zu überwerfen.

Eine weitere Vergrößerung erfuhr die Bewaffnete Neutralität im Laufe des Iahres 1781 durch den Beitritt Preußens, dessen großer König auch hinreichen-den Grund zu Klagen über englische Übergriffe gegen den Handel seines Landes hatte, abgesehen davon, daß er in seiner Politik dem Inselreiche, seit ihn dieses gegen Ende des Siebenjährigen Krieges so unschön im Stiche gelassen, durchaus abgeneigt war. Er konnte sich allerdings, da er keine Flotte besaß, nicht zur Aus-sendung von Kriegsschiffen verpflichten, sondern sollte nur seine diplomatische Mitwirkung bei der Geltendmachung von Beschwerden in die Wagschale werfen. Ebenso war es wesentlich nur von moralischer Bedeutung, daß noch etwas später auch Österreich, wo soeben Ioseph II. zur Regierung gelangt war, sich dem Bunde anschloß. Als letzter Teilnehmer wurde endlich noch 1783 das Königreich Neapel und Sicilien aufgenommen.

So kam immerhin eine Verbindung zustande, die England bei seiner be-drängten politischen Lage sehr unbehaglich war, und die es nicht ganz unberück-sichtigt lassen konnte. Die britische Regierung bequemte sich daher, wenn sie auch zu einer grundsätzlichen Anerkennung der Forderungen der Bewaffneten Neutrali-tät nicht zu bewegen war, doch zu starkem tatsächlichen Entgegenkommen. Sie wählte den Weg, in erneuten Instruktionen für die Kaperschiffe diesen die strengste Beobachtung der mit den neutralen Staaten bestehenden Verträge betreffs des Umfangs der Konterbande einzuschärfen, und ließ allem Anschein nach auch den Prisengerichten die geheime Weisung zukommen, in ihren Urteilen möglichst nach den Grundsätzen des Neutralitätsbundes zu verfahren. Da nun die Flaggen der anderen kriegführenden Parteien vor der englischen allmählich überhaupt in den europäischen Gewässern das Feld räumen mußten, wurde die Kaperei bei der ein-getretenen Schonung der Neutralen immer weniger lohnend und hörte gegen Ende des Krieges so ziemlich auf.

Insofern also hatte der von Katharina II. veranlaßte Bund für den augen-blicklichen Fall seine Wirkung nicht verfehlt. Um aber mehr zu sein, als ein vor-übergehender Versuch, hätte er mit aller Macht dahin streben müssen, die von ihm aufgestellten Grundsätze als bleibende Richtlinien des allgemeinen Seekriegsrechts anerkennen zu lassen. In der Tat hat die russische Kaiserin es eine Zeitlang ins Auge gefaßt, bei den Friedensverhandlungen, die seit Herbst 1782 im Gange waren, und bei denen sie im Verein mit Ioseph II. als Vermittlerin tätig zu sein bemüht war, eine derartige Übereinkunft durchzusetzen. Aber es ist nicht

dazu gekommen, teils, weil man von englischer Seite darauf aus war, dem Plane durch Beschleunigung der Friedensverhandlungen entgegenzuarbeiten, teils, weil Katharina selbst vielleicht nicht von der dauernden Bedeutung ihrer Schöpfung durchdrungen war — sie sprach einmal dem britischen Gesandten gegenüber von der unllits arm6«, was allerdings auch eine Spottelei über die englische Unterschätzung des Bundes gewesen sein kann — jedenfalls fanden im Friedensvertrage von Versailles und Paris 1783 die fünf Punkte der Deklaration von 1780 keine Erwähnung, die Bewaffnete Neutralität, mit dem Eintritt des Friedens gegenstandslos geworden, löste sich auf, und der Ruhm, den sich die „nordische Semiramis" als „Gesetzgeberin der Meere" bei ihren Zeitgenossen erworben, blieb vorübergehend. Ia, er mußte völlig verblassen, als kaum ein Iahrzehnt später England im Kampfe gegen das republikanisch gewordene Frankreich 1793 zur vollständigen Sperrung jedes Handels mit diesem Lande und seinen Kolonien schritt und hierbei auch die Unterstützung Katharinas II. fand, deren Vorgehen sich im Laufe des genannten Iahres alle übrigen Staaten anschlossen, die einst der „Bewaffneten Neutralität" angehört hatten!

Nur Dänemark blieb den Grundsätzen dieses Bundes treu und lehnte es ab, das englische Verfahren mitzumachen. Das trug freilich seinem Handel die schwersten Belästigungen und Schädigungen von britischer Seite ein, besonders als England im weiteren Verlaufe des Kampfes gegen Frankreich, das natürlich ebenfalls die schärfsten Vergeltungsmaßregeln anwandte, dazu überging, selbst die Begleitung neutraler Handelsfahrzeuge durch ein Kriegsschiff des betreffenden Staates nicht mehr als Schutz vor Durchsuchung nach Konterbande gelten zn lassen. Dies führte u. a. dazu, daß im Iuli 1800 die dänische Fregatte „Frena" mitsamt den von ihr geleiteten Handelsschiffen von den Engländern nach tapferer Gegenwehr genommen wurde. Als Dänemark dafür Genugtuung forderte, erhielt es sie in der Weise, daß die britische Regierung Gegenbeschwerden erhob und zur Beilegung der entstandenen Schwierigkeiten einen Sondergesandten nach Kopenhagen in Begleitung einer ausreichenden — Flotte schickte, worauf dann im August ein Abkommen geschlossen wurde, das den Zwischenfall mit der „Frena" gütlich ordnete, aber Dänemark auferlegte, seinen Kauffahrern keinen militärischen Schutz mehr beizugeben.

Inzwischen aber war die Frage von einer mächtigeren Seite angefaßt worden. Kaiser Paul I. von Rußland, Katharinas II. seit 1796 regierender Sohn, hatte, launenhaft und von persönlichen Liebhabereien geleitet, sich zuerst mit Feuereifer in den Kampf gegen die französische Revolution als Bundesgenosse Österreichs und Englands im Iahre 1799 eingelassen. Aber die Unfälle, von denen nach anfänglichen glänzenden Erfolgen die Heere der Verbündeten infolge von Uneinigkeit und schlechter Führung heimgesucht wurden, erbitterten den Zaren im höchsten Maße, so daß er sich Ende des Iahres von der Koalition trennte und dann mehr und mehr in Gegensatz zu England trat. Als dieses nun gegen Dänemark in der

geschilderten Weise vorging und den russischen Selbstherrscher auch noch persönlich
dadurch reizte, daß es das den Franzosen wieder entrissene Malta nicht an den
früheren Besitzer, den bei Paul in besonderer Gunst stehenden Iohanniterorden
zurückgab, wandte sich sein Zorn ganz gegen die britisch« Seetyrannei. Er ließ
alle englischen Schiffe in den russischen Häfen mit Beschlag belegen, ihre Mann-
schaften gefangen setzen und an die beiden skandinavischen Staaten, sowie an
Preußen, die Aufforderung zur Erneuerung der bewaffneten Neutralität ergehen.
Schweden und Preußen folgten bereitwillig der Anregung, ein Zeichen, wie die
britische Willkür auch anderwärts als unerträglich empfunden ward. Dagegen
zögerte Dänemark, dem Bunde beizutreten, aus Besorgnis vor England, die sich
allerdings nachher als sehr begründet erwies; erst halber Zwang von russischer
Seite machte es gefügig. So kam im Dezember 1800 die zweite Bewaffnete
Neutralität zustande. Sie fügte den Forderungen und Grundsätzen der ersten
noch zwei Bestimmungen hinzu. Einmal, daß der Befehlshaber eines Blockade-
geschwaders verpflichtet sein sollte, neutralen Schiffen, die in den blockierten
Hafen einlaufen wollten, von diesem Zustande Mitteilung zu machen, und sodann,
daß die von dem Führer des Kriegsschiffgeleites neutraler Kauffahrer abgegebene
Erklärung, diese hätten keine Konterbande an Bord, jede Untersuchung durch die
Schiffe der Kriegführenden ausschließen sollte.
Indes England beherrschte diesmal die See weit unbestrittener als 1780
und machte von seiner Übergewalt rasch und rücksichtslos Gebrauch. Mitte
Ianuar 1801 wurden alle russischen, dänischen und schwedischen Schiffe in den
britischen Häfen weggenommen, und eine gewaltige Flotte von achtzehn Linien-
schiffen und zahlreichen Fregatten und Kreuzern unter dem Admiral Parker,
neben dem als zweiter Befehlshaber der Held von Abnkir, Nelson, stand, wurde
Ende März in die skandinavischen Gewässer geschickt. Sie erzwang die Durch-
fahrt durch den Sund und erschien am 2. April vor Kopenhagen. Die dänischen
Schiffe und Landbatterien wehrten sich mit außerordentlicher Tapferkeit, mußten
aber der Übermacht unterliegen. Doch erreichte ihr heldenmütiger Widerstand,
daß die englischen Admirale am Tage nach dem Kampfe einen Waffenstillstand
vorschlugen, auf den die dänische Regierung notgedrungen einging, und der sie
verpflichtete, für die Dauer von vierzehn Wochen die Bestimmungen des Neu-
tralitätsbundes außer Kraft zu setzen.
Die englische Flotte segelte sodann in die Ostsee, um sich gegen Schweden
und Rußland zu wenden. Aber sie kam nicht mehr zu weiterer Arbeit. Ein Thron-
wechsel in Rußland änderte die ganze Sachlage plötzlich und bereitete der zweiten
bewaffneten Neutralität ein wenig rühmliches Ende. In der Nacht zum 24. März
war Kaiser Paul ermordet worden, und sein Sohn und Nachfolger Alerander I.,
sich noch auf unsicherem Boden fühlend und auswärtige Verwicklungen scheuend,
verließ alsbald die Bahnen seines Vorgängers vollständig. Nach kurzen Ver-
handlungen mit England schloß er mit diesem am 17. Juni 1801 ein Abkommen,

werin er die britischen Ansprüche im wesentlichen anerkannte. England gestand zwar zu, daß der Begriff der Kriegskonterbande künftig auf Waffen, Munition und Kriegsgerät beschränkt sein, und daß für die Blockade eines Hafens dessen wirkliche Sperrung erforderlich sein sollte. Für eine solche wurde aber jetzt schon die Bewachung durch dort stationierte Kreuzer erklärt, und einen völligen Rückzug trat Rußland an mit dem Verzicht auf die beiden Forderungen, daß die neutrale Flagge auch feindliches Gut decken solle, und daß die Untersuchung von Kriegsschiffen geleiteter neutraler Handelsschiffe zu unterbleiben hätte.

Die russische Regierung machte sich außerdem noch anheischig, die beiden skandinavischen Staaten — Preußen wurde gar nicht mehr erwähnt — zum Beitritt zu diesen Abmachungen einzuladen. Dänemark wie Schweden sträubten sich lebhaft dagegen, aber da sie von dem mächtigen Genossen im Stich gelassen waren, was blieb ihnen schließlich übrig, als sich zu unterwerfen? So erkannten sie denn einige Zeit später ebenfalls die russisch-englische llbereinknnft an. Damit war der Gedanke der bewaffneten Neutralität abermals begraben.

Er ist auch seitdem nicht mehr zum Leben erweckt worden, ohne daß man behaupten könnte, er wäre in der Zwischenzeit überflüssig geworden. Gewiß sind auf dem Gebiete des Seekriegsrechts im Laufe des 19. Iahrhunderts bemerkenswerte Fortschritte gemacht worden. Der Pariser Kongreß von 1856, der den Krimkrieg beendete, hat mit seiner Seerechtsdeklaration, der so ziemlich alle europäischen Staaten beigetreten sind, die Handelswelt von der Geißel des Kaperwesens befreit und das neutrale Gut unter feindlicher Flagge, wie das feindliche unter neutraler, sichergestellt, soweit es sich nicht in jedem Falle um Konterbande handelt. Aber wie wenig gerade hinsichtlich dieses Begriffes feste Normen geschaffen sind, zeigt der gegenwärtige Krieg mit seiner Unterbindung des neutralen Handels durch Englands rücksichtsloses Aushungerungsverfahren gegen Deutschland, wie ja das Inselreich überhaupt nie zur Anerkennung des Grundsatzes, daß das Privateigentum zur See genau so zu schonen sei, wie im Landkriege, zu bewegen gewesen ist. Nun macht es zum ersten Male seit langer Zeit die Erfahrung, daß seine Machtmittel auf dem Meere ihm nicht mehr dessen unbedingte und unangreifbare Herrschaft gewährleisten, und es muß besorgt mit der Möglichkeit rechnen, daß der Krieg einen Ausgang nimmt, der den stolzen Bau einer auf Unterdrückung und Niederhaltung jeder annähernd ebenbürtigen See- und Handelsmacht gegründeten Gewalt zum Einsturz bringt und der Welt dauernd die Sicherheiten für den friedlichen Schiffahrtsverkehr schafft, die einst durch das Mittel der bewaffneten Neutralität nur sehr vorübergehend erreicht werden konnten.

Dr. N. Hansen:

Die deutschen Fertigsabrikate und der Vdlkerhaß.

Auf die Frage: Warum hassen uns die Völker, und warum kommen immer noch mehr Feinde hinzu? sind politisch, soziologisch, psychologisch etc. schon viele sehr interessante und richtige Antworten von Autoritäten des In- und Auslandes gegeben worden. Soweit ich die Kriegsliteratur überschaue, ist aber der Rolle, welche die Erfolge der deutschen Fertigfabrikate in der Welt in der Erzeugung des Hasses, des Neides, der Intrigen, der Inszenierung des englischen Handels- und Kaperkrieges gespielt haben, noch kaum genügend gedacht worden. Und doch sehe ich in dieser wirtschaftlichen Problemstellung*) einen der wichtigsten Gründe für die Entstehung des jetzigen Hasses so vieler Völker gegen Deutschlands Knltur- und Wirtschaftsleistungen. Ich glaube daher auch, daß wir einer wirtschaftspsuchologischen Betrachtungsweise, wie sie hier angestellt werden soll, sehr viel entnehmen müssen für das Verständnis der Gegenwartsverhältnisse und für die Zukunftsarbeit des Wiederaufbaues der deutschen Industrie und des deutschen Erportes.

Einer der bekanntesten argentinischen Iournalisten, Ramos, der sich mit der Frage des Völkerhasses gegen Deutschland in einer stilistisch geradezu glänzenden, in Südamerika viel beachteten, in der „Revista Politica" erschienenen Abhandlung vor einigen Monaten beschäftigt hat, sagte mit Recht:

„Es ist an der Zeit, sich zu sammeln und sich darüber klar zu werden, welche tragische Katastrophe der Zivilisation sich vollziehen mag. Die Erschütterung ist so groß gewesen, daß die Menschheit die Logik, das Leben, die Geschichte vergessen hat. Die nicht am Kampfe beteiligten Völker haben einer der kriegführenden Nationen allein die Verantwortung für den Krieg aufbürden wollen. Eigennutz bei dem einen, Sentimentalität bei dem anderen, bei vielen anderen die Ignoranz, bei dem Reste ein Überschwang der Gefühle erzeugten das Ergebnis, ein einziges Volk zum Urheber des Weltbrandes zu stempeln. Und da sie gerade die größten der Nationen aussuchten, ist es einer Lügenallianz gelungen, eine Argumentation aufzubauen, die einige Wahrheit für sich zu haben schien. Deutschland war für alle der Urheber der Zwietracht, welche die Zivilisation schwer zu gefährden droht, und sich unter Ruinen und Leichenhügeln verschüttet. Man wollte nicht verstehen, was für Deutschland bei dem beginnenden Kampf auf dem Spiele stand. Das Gesamtempfinden der Völker, die nicht am Kampfe teilnahmen, ließ sich leicht von der Leidenschaft des Augenblicks hinreißen; dank der starken Schlag-

') Siehe hierzu auch Fritz Stahl: Der Warenaustausch als Quelle dei Hasses der Völker gegen die Deutschen. Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern.

wörter, dank des Heranziehens trügerischer Vergleiche, dank der aller Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit hohnsprechenden Lüge des Eigennutzes, dank der mehr oder weniger glorreichen Traditionen der Vergangenheit und Zukunft, vor allem dank der bewunderungswürdigen Geschicklichkeit der Nachrichtenämter und des internationalen Kabelnetzes. Die Welt glaubte alles, was man ihr mitteilte, und nahm es hin als unumstößliche und unabänderliche Wahrheit. Iedermann hielt sich für berufen, die Haltung Deutschlands zu verdammen. Es war dabei völlig bedeutungslos, daß die Mehrzahl keinerlei Kenntnis besaß, was dieses geschmähte Land gewesen ist, und was es noch in der Geschichte der menschlichen Kultur bedeuten wird. Iedermann wähnte in seiner Unwissenheit und im Glauben an böswillige Verleumdungen das Recht zu besitzen, Deutschland zu verachten oder zu beschimpfen und lächerlich zu machen. Dieses Land hatte den Kriegsschrecken auf der Welt entfesselt und verdiente die allgemeine Verachtung. Es war die Heimat des Militarismus und des blinden Gehorsams, der Kerker der Freiheit, das Land der Knechtung, das gefügige, leider allzu gefügige Werkzeug eines Kaisers, der wie Attila vom Schicksal zur Geißel der Menschheit und zum Ruin der Zivilisation berufen war. Deutschland durfte nicht siegen, damit nicht mit ihm die Bedrückung, die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit siegte. Um den deutschen Triumph zu verhindern, hatte sich das übrige Europa mit Afrika und Asien verbündet, und die ganze Welt begleitete mit den herzlichsten Zurufen die zukünftigen Bezwinger Wilhelms II Niemals hat die Geschichte eine ähnliche Verschwörung gegen ein einziges Volk gekannt. War die durch den Krieg erzeugte Erschütterung so mächtig gewesen, daß es ihr gelungen war, die logischen Ariome der Vernunft ins Wanken zu bringen? Sollte dem aber wirklich so sein? Sollte in Wahrheit die allgemeine Verdammung des Vorgehens Deutschlands berechtigt sein?

Mehr, als man in langatmigen Auseinandersetzungen über die Rolle des Hasses, des Neides und der Lüge im Kampfe gegen Deutschland darlegen könnte, hat der erwähnte Südamerikaner hier in wenig Worten zum Ausdruck gebracht. Der Kerngedanke seiner Ausführungen liegt jedoch da, wo er sagt, daß es in erster Linie die Gefühle sind, die zu Wort kommen, während die Vernunft und der Verstand so gut wie ausgeschaltet zu sein scheinen. Und an diesen Gedanken möchte ich anknüpfen, denn ich glaube, daß diese Gefühle ihren Ausgangspunkt zu einem sehr großen Teil von den Einwirkungen und Erfahrungen nehmen, die sich aus der ganzen erfolgreichen deutschen Welthandelskonkurrenz in Europa und in der Übersee bisher ergeben haben. Wenn diese Gefühle einen so breiten Boden überall finden konnten, so hängt dieses natürlich damit zusammen, daß der von Deutschland revolutionierte Welthandel die weitesten Bevölkernngsschichten mittelbar und unmittelbar berührt, bzw. in ihrer bisherigen Entwicklung störte.

Es wäre nun vollständig falsch, wenn man annehmen wollte, die Größe des deutschen Welthandels, insbesondere die Ausfuhrziffer habe den Neid und den

'Haß der feindlichen und neutralen Länder hervorgerufen. Ich gebe zu, daß vielleicht die Habgier englischer oder französischer Kreise durch sie erregt worden ist. Der Ausgangspunkt für den Neid und den Haß als Produkt des Neides scheint mir nicht so sehr in der Größe der Ziffern unseres Gesamtwelthandels, als vielmehr in der Ausfuhrziffer zu liegen, und zwar nicht in seiner Größe, sondern in seiner Art. Wäre die deutsche Ausfuhr bis vor Ausbruch des Krieges lediglich so geartet gewesen, wie diejenige Rußlands, Amerikas, Englands etc., das heißt, hätte Deutschland vorwiegend Rohstoffe erportiert, so glaube ich, wir hätten nicht so viele Feinde in der Welt, wie jetzt, wo wir 15 Prozent Rohstoffe, 10,3 Prozent Nahrungs- und Genußmittel, 11,3 Prozent Halbfertigwaren, dagegen 63,3 Prozent Fertigerzeugnisse (1913) in der Welt absetzten, während wir andererseits nur 13,7 Prozent Fertigerzeugnisse einführten.
Rohstoffe und Nahrungsmittel sind abhängig von der Beschaffenheit, dem Klima etc. der einzelnen Länder. Ihr Verkauf stößt nicht so leicht auf nationale Vorurteile, ein Überholen ist nicht so leicht möglich, die Handelsmethoden sind gleichmäßiger, die Konkurrenzverhältnisse können nicht so sehr überspannt werden, die Gefühle der einzelnen Völker können nicht so leicht gegen sie eingenommen werden, und sie gehen auch nicht so sehr in die breiten Massen, wie die Fertigwaren, deren endgültige Bestimmung ja schließlich der Kauf durch den einzelnen Abnehmer ist. Reklame und persönliche Beurteilung spielen ebenfalls nicht die große Rolle, Produktions- und Absatzverhältnisse richten sich nach Angebot und Nachfrage, die großen Abschlüsse gehen erheblich leichter und weniger juristisch verklausuliert vor sich und für das Abhandeln an den Preisen, Preisschleudereien etc. bieten sich erheblich weniger Angriffsflächen, als bei den Fertigerzeugnissen.
Damit ist schon manches über die Fertigwaren als Erzeuger des Neides und Hasses im Konkurrenzkampf gesagt worden. Gewiß wird man sagen können, daß es französische Mode- und Lurusartikel gibt, deren Absatz spielend vor sich geht, und daß es amerikanische Maschinen gibt, für die große Preise gezahlt werden, und deren Erwerb den Käufern im Auslande als Vorteil erscheint, weil sie mehr oder minder konkurrenzlos sind. Auch gibt es eine kleinere Anzahl deutscher chemischer und pharmazeutischer Waren, die bisher solche Monopolstellungen hatten. Aber ganz überwiegend ist die Produktion an deutschen fertigen Erportwaren doch so zusammengesetzt, daß die gleichen Waren auch überall fast im Auslande hergestellt werden könnten. Allerdings haben die deutschen Waren, wenigstens zum größten Teil, sich infolge der deutschen Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, Pünktlichkeit, Solidität und Dauerhaftigkeit so entwickelt, daß sie sowohl im Preise, wie in der Güte die Konkurrenzwaren Englands, Frankreichs und Amerikas überholt und verdrängt haben. Daß dieser Konkurrenzkampf nicht ohne große Anstrengungen und Anpassungsfähigkeit, Findigkeit und Rührigkeit auf der deutschen Seite, und große Reibungen mit Vertretern anderer Nationali-

täten vor sich gehen konnte, ist ja klar. Und daß in den kleineren Ländern selbst der Haß gegen die deutsche Konkurrenz entstehen konnte, erklärt sich zum Teil wohl aus der Art, wie deutsche Firmen einerseits, und französische Firmen sich andererseits in den kleinen Ländern bisher vertreten ließen. Die deutsche Art ist es, nach Möglichkeit deutsche Vertreter zu haben, während der Engländer und Franzose sich mehr an die einheimischen Vertreter und an die Eingeborenen im Lande anlehnt. Es ist klar, daß der Einheimische in dem Maße, wie er sich von den Deutschen ausgeschaltet sieht, wie er sieht, daß der deutsche Reisende und Vertreter direkt zu seinen Landsleuten in Beziehung tritt, welchen Fleiß, welche Beweglichkeit und Mühe er aufwendet, wie er kulanter in der Rabatt- und Kreditgewährung ist etc., den Deutschen als Eindringling empfindet und sich geneigt zeigt, seinen Landsmann in einer Weise verhetzen zu helfen, wie ich es eingangs mit dem Zitat des Südamerikaners gekennzeichnet habe. Die sicheren und tüchtigen Leistungen der Deutschen treten völlig gegenüber dem Egoismus des Einzelnen zurück. Und wenn diese Hetzereien geschickt an den Nationalst»!; solcher Länder appellieren, die den Ehrgeiz haben, eigene Industrien zu schaffen, so hat der von englischer und französischer Seite genährte antideutsche Warenchauvinismus den breitesten Boden gewonnen.

Allerdings ist man so vorsichtig, mehr auf den Gebieten des Gefühls gegen Deutschland zu arbeiten, um auf dieser Grundlage Vorurteile gegen alles Deutsche zu schaffen. Aber man betritt diesen Weg nur, weil er der bequemste ist, weil die Lüge auf ihm noch am meisten ausgebeutet werden kann, und weil er sich an innere Stimmungen anlehnt, die aus der Einsicht herrühren, daß die meisten es durch das Eindringen der Deutschen nicht mehr so bequem haben wie früher, und daß sie mehr arbeiten müssen, um dasselbe zu verdienen, und daß sie aufpassen müssen, wenn sie nicht von den rührigen und tüchtigen Konkurrenten überholt werden wollen. Wir sehen auf der einen Seite gewissermaßen einen bequemen Engländer, Romanen etc., der seine Ruhe haben will, und der sozusagen „nährig" lebt, der das Leben genießen will mit allen Annehmlichkeiten, der mehr Mensch als Arbeitstier sein will, auf der anderen, d. h. der deutschen Seite, ein Emporstreben und rastloses Schaffen und Arbeiten, das mit dem Grundsatz der Länder lateinischer Zunge: „Leben und leben lassen" wenig mehr zu tun hat.

Wir können uns die Gefühle, welche die Engländer und Franzosen und die meisten romanischen Länder gegen uns hegen, am besten klar machen, wenn wir uns denken, daß Deutschland sich in der Lage Frankreichs befände, und daß Iapan, als rührigstes Land der Welt, Deutschlands Erport- und Industrieverfassung in ihren Grundlagen erschütterte. Diese Parallele hat gewiß einige Berechtigung, denn auch auf die Deutschen sieht man in den meisten Teilen der' Welt noch immer herab, weil die meisten Ausländer, die mit den Deutschen im

Auslande in Berührung kommen, diese in dienenden Positionen kennen lernen, und weil man bei den Schwierigkeiten der deutschen Sprache von Deutschlands Fultureller und wirtschaftlicher Bedeutung nur wenig erfährt.

Es ist hier leider nicht der Raum, die angedeuteten wirtschafts-psychologischen Momente, die auch von Stahl in seiner eingangs erwähnten Broschüre eingehend gewürdigt sind, eingehend zu prüfen, so dankbar und interessant das vielleicht wäre. Als Resultat des Dargelegten möchte ich zusammenfassen, daß wir Deutsche sicher unseren berechtigten Anteil am Völkerhaß haben, daß die Erfolge der deutschen Fertigwaren hierbei eine sehr gewichtige Rolle, wenn auch keine allein ausschlaggebende Rolle spielen, und daß wir viele Härten und scharfe Kanten bisher gezeigt haben, die verschwinden müssen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß wir uns viel zu einseitig auf die Eroberung des Welthandels gelegt haben, und daß dieser Welthandel jetzt mehr oder minder als Folge des Krieges in der Luft schwebt. Man hat andererseits mit Recht gesagt, England habe zu einseitig kanderoberungen gemacht, und darüber die Sicherstellung seines Erportes außerhalb seiner Kolonien versäumt. An beiden Urteilen ist viel Wahres. Vor allem gilt es für uns, alles Krasse zu vermeiden, was so aussieht, als wollten wir alles für uns haben und den anderen nichts gönnen. Ich glaube ferner, daß wir unsere Politik während der Friedensverhandlungen und nach dem Kriege, gerade weil wir in der Hauptsache ein Fertigerzeugnisse lieferndes Land sind, so einrichten müssen, daß wir in erster Linie auf Landerwerb und auf die Gewinnung von Handelsvorteilen Wert legen. Eine weitere wichtige Zukunftsforderung wird sein, daß wir uns weiter industriell spezialisieren. Wir werden in dem Maße an Achtung und an Ansehen gewinnen, wie wir die besprochenen wirtschafts-psychologischen Momente zu unseren Gunsten auszunutzen verstehen. Daß die Steigerung der Qualität und des Geschmackes dabei außerordentlich wichtige Faktoren sind, ist ja ohne weiteres klar. In dem Widerstreit zwischen Verstand und Gefühl der Völker gegenüber deutschen Verhältnissen und deutschen Wirtschaftsleistungen muß eine grundlegende Änderung getroffen werden. Beide Seiten erfordern die intensivste Beachtung, und auf beiden Seiten haben die deutschen Kaufleute, Industriellen, Ingenieure und Gelehrten große und sehr wichtige Zukunftsarbeiten zu leisten.

,^'"'

Professor W. Presch:
An die Adresse des britischen Ministers Lloyd
George und seiner Kollegen.
Die englischen und französischen Minister, Politiker und Zeitungen hören
nicht auf, ihr auf Irreführung der öffentlichen Meinung berechnetes Schlag-
wort vom „preußischen Militarismus" breitzutreten. So hat der Vielredner
Lloyd George u. a. dem Korrespondenten der französischen Zeitung „Humanit6"
gesagt: „Dem preußischen Militarismus muß ein Ende be-
reitet und damit auch dem deutschen Volk die Freiheit (!>
wiedergegeben werden." Sehen wir uns diese zwei boshaften
Heucheleien einmal genau an.
Iedem urteilsfähigen Beobachter des politischen Lebens Europas ist offen-
bar, daß seit 45 Iahren der alles andere beherrschende Gedanke in der Politik
Frankreichs darin besteht, durch einen Rachekrieg die Scharte von 1870/71 aus-
zuwetzen, und daß es ihm gelungen ist, vor etwa 26 Iahren die Helfershelfer-
schaft Rußlands für diesen Zweck zu gewinnen. Sollte den englischen Ministern
diese gefahrvolle Bedrohung Deutschlands durch zwei mächtige Feinde und die
daraus unvermeidlich entspringende Notwendigkeit eines starken deutschen Heeres
unbekannt sein? Undenkbar, unmöglich, sie wissen es ganz genau. Aber da auch ein
großer Teil des englischen Volkes aus Gründen, deren Niederträchtigkeit es vor
den Augen der Welt verbergen möchte, Deutschlands Geschäftskonkurrenz, Flotte,
Macht und Einheit zerstören will, sucht man dort durch die bis zur Betäubung
wiederholte Lüge vom „preußischen Militarismus" die Welt über die Tatsache
hinwegzutäuschen, daß Deutschland, weit entfernt in der Heeresvermehrung dem
ihm so feindlich gesinnten Frankreich und Rußland vorauszueilen, ihnen not-
gedrungen und nur schwach nachgehinkt ist, und zwar lediglich zur Abwehr
des Angriffs! Aus der Fülle des einschlägigen Beweismaterials nur einiges:
1. Im Iahre 1889 (also 19 Iahre nach dem Kriege von 1870/71 und
kurz nach der Boulanger'schen Heeresverstärkung in Frankreich) betrug die
Friedensstärke des deutschen Heeres bei der damals noch bestehenden drei-
jährigen Dienstzeit 468 000 Mann, die des französischen (ebenfalls dreijährige
Dienstzeit) 519 000, also 51000 Mann mehr. Um nicht gar zu weit hinter
dieser bedenklichen Zahlenübermacht zurückzubleiben, erhöhte auch Deutschland
dann seine Friedensstärke, aber nur auf 487 000 Mann, ließ also Frankreich
immer noch den bedeutenden Vorsprung von 32 000 Mann Friedensstärke. —
Nicht zufrieden hiermit, brachte das französische Kadregesetz von 1892/93 wieder
eine Heeresvermehrung von 17 Bataillonen Fußvolk, 12 Batterien, drei Reiter-

regimentern und, was wichtiger war, für jedes Regiment des stehenden Heeres
schon im Frieden die für ein volles Regiment erforderlichen Offiziere, damit
im Mobilmachungsfall sämtliche Reserveregimenter von erfahrenen Linien-
offizieren geführt werden könnten, ohne daß die Linienregimenter in ihrem
Bestand an Offizieren geschwächt zu werden brauchten, wie das im deutschen
Heer nötig war und blieb.
In ähnlicher Weise ist das dann jahrelang weitergegangen, immer steigerte
Frankreich seine Heeresmacht, und immer hinkte Deutschland, ihm den Vor-
sprung lassend, n a ch, bis das erftere endlich für die Rekrutenaushebung an der
Grenze seines Menschenmaterials angekommen war und trotz Herabsetzung des
für die Aushebung maßgebenden Körpermaßes und Gesundheitszustandes die
Rekrutenzahl nicht mehr steigern konnte, während Deutschland bis 1913 all-
jährlich über 100 000 völlig diensttaugliche Militärpflichtige unausgehoben ließ
und auch nach der Heeresvermehrung von 1913 in Friedenszeiten jährlich 38 000
solcher Dienstpflichtigen nicht aushob.
Wo, so fragen wir angesichts dieser ganz Europa bekannten Tatsachen, ist
der stärkere „Militarismus", in Deutschland oder in Frankreich? —
2. In neuester Zeit hat sich nun für Frankreich durch die Helfers-
helferschaft Englands eine neue militärische Kraftquelle eröffnet,
deren „Unerschöpflichkeit" Frankreich bejubelt, und von welcher der Erminister-
präsident Caillaur in öffentlicher Rede sagte: „Wir haben nun das Land
Afrikas (Marokko), welches dem alten Rom seine besten Krieger lieferte," —
Worte, welche beweisen, daß sogar bei der Unterjochung dieses unabhängigen
afrikanischen Staates (wo bleibt dabei Englands angeblicher Beruf, schwache
Staaten zu schirmen?) die daraus zu erzielende Vermehrung des französischen
Heeres ins Auge gefaßt war!
3. Die Tatsache, daß Frankreich jahrelang mehr und dann bis zum jetzi-
gen Kriege ebenso viele Rekruten aushob wie Deutschland, drängt die Frage
auf: woher nahm und nimmt es diese Massen? Etwa aus einer Einwohner-
zahl, die größer war oder ebenso groß ist wie diejenige Deutschlands? Mit
nichten, Deutschland hat 66 Millionen Einwohner, Frankreich 39 Millionen,
also 2? Millionen weniger, und aus dieser so sehr viel geringeren Einwohnerzahl
entnimmt es alljährlich ebenso viele Rekruten wie Deutschland!! Wo ist der
drückendere „Militarismus", in Frankreich oder in Deutschland?
4. Deutschland hat 1892, also schon vor 23 Jahren die zweijährige Militär-
dienstzeit eingeführt und auch beibehalten. Frankreich ist diesem Beispiel erst vor
wenigen Iahren gefolgt, hat aber unter lebhaftem Zureden Englands (wo
bleibt dabei Englands »orgeblichers Haß gegen den Militarismus?!) und
Rußlands nach ganz kurzer Unterbrechung die dreijährige wieder eingeführt.
Die Wirkung hiervon war, daß sein stehendes Heer in Friedenszeiten bis zum
Ausbruch des Krieges weit über 100 000 Mann größer war als das deutsche!

Wo, so fragen wir wieder, steckt der stärkere „Militarismus", in Frankreich oder in Deutschland?

5. Im Iahre 1911, also in einer Zeit, als die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit dort noch nicht stattgefunden hatte, kamen auf den Kopf der Bevölkerung an Ausgaben für Militärzwecke in Deutschland 19,20, in Frankreich 26,50 (in England 32,00) Mark. Wie hoch diese Sätze nach 1911 geworden sind, ist dem Verfasser dieses Artikels nicht bekannt geworden, aber da infolge der dreijährigen Dienstzeit das Friedensheer Frankreichs seitdem weit über 100 000 Mann stärker ist als das deutsche, ist ganz unvermeidlich, daß jenes Verhältnis von 19,20 zu 26,50 (zu 32,00) Mk. sich um ein Bedeutendes zu Ungunsten des französischen (bzw. englischen) Steuerzahlers verändert hat. — Wo steckt der stärkere „Militarismus", in Deutschland oder in Frankreich?

6. Die aus Nummer 1, 3, 4, 5 sich ergebende unvermeidliche Folgerung ist: in Frankreich wird ein größerer Teil des Steuerertrags für Militärzwecke verwendet und auch ein sehr viel größerer Teil der Arbeitskraft des Volkes durch persönliche militärische Leistungen absorbiert als in Deutschland, und namentlich dieser letztere ist ein besonders schwer ins Gewicht fallender Punkt, denn er nagt im Verborgenen am Lebensnerv des Volkes. — Nochmalige Frage: wo steckt der stärkere „Militarismus", in Frankreich oder in Deutschland?

Soviel über den französischen „Militarismus"; — und wie sieht der russische aus? Die Zahlenübermacht des stehenden russischen Heeres über die Zahl des deutschen ist so fabelhaft groß, daß man beide gar nicht miteinander vergleichen kann. Ob die in den Zeitungen angegebene russische Ziffer von 1 800 000 bis 2 000 000 genau richtig ist, haben wir nicht nachprüfen können, aber daß sie ins Ungeheure geht, ist weltbekannt, und daß auch die Entente-Mächte dies wissen, des sind sie selbst Zeugen, denn triumphierend schallt es von Frankreich und England in die Welt: „Rußland allein hat weit mehr Truppen, als die Dreibundmächte Deutschland, Österreich und Italien zusammen, und diese Lawine wird wie eine ungeheure Dampfwalze über Deutschland gehen, die allein schon durch das Schwergewicht ihrer ungeheuren Zahl alles zu Brei drücken wird, was ihr in den Weg kommt." — Ist nicht der angebliche deutsche „Militarismus" im Vergleich mit diesem wirklichen russischen ein Kinderspiel?

Und nun der englische „Militarismus". — Gewiß, England hat keine große Landmacht und braucht sie nicht wegen seiner insularen Lage. Aber dafür hat es eine Kriegsflotte von überwältigender Übermacht über die aller anderen Staaten. Schon vor Beginn des Krieges war sie mehr als doppelt so stark als die nächststärkste irgendeines anderen Staates, und durch die Beschlagnahme aller Großpanzer, die während des Krieges für andere Staaten in England gebaut wurden, ist seine Kriegsflotte jetzt dreimal so stark als die nächststarke. Im Vollbewußtsein dieser Übermacht zur See pocht es nicht nur darauf, daß es durch Unterbindung der überseeischen Ein- und Ausfuhr das große deutsche Volk

aushungern und unter Englands Willen beugen könne und werde, sondern
tyrannisiert und schädigt ganz nach Belieben Schiffahrt und Handel aller Völker
Hes Erdkreises mit unerträglicher Seetyrannei, in einem Grade, wie Deutsch-
land es mit seiner Landmacht gar nicht könnte, selbst wenn es wollte. Wo ist
der unerträglichere „Militarismus", in England oder in Deutschland?
Die vorstehende Darstellung hat das Ergebnis, daß der (wirkliche) Mili-
tarismus Frankreichs und Rußlands weit größer als der (angebliche) Deutsch-
lands, der englische aber der unerträglichste von allen ist. Warum, so fragen
wir auf Grund dieser Sachlage, wendet sich der englische Unwille trotzdem nicht
gegen diese drei schlimmsten Militarismen und nur gegen den zahlenmäßig
wenigst schlimmen Deutschlands? — Antwort: Das deutsche Volk ist durch saure,
ehrliche Arbeit ein erfolgreicher Mitbewerber in Industrie und Handel geworden
und beansprucht seinen Platz an der Sonne; aber das würde das englische Volk
nötigen, ebenso emsig zu arbeiten wie das deutsche, und es würde auch wohl
ein Teil des Reichtums, welcher bisher aus aller Welt nach England floß, den
Weg nach Deutschland finden. Das erträgt die grenzenlose Selbstsucht Eng-
lands nicht; es kennt nicht den humanen Grundsatz „leben und leben lassen",
sondern nur den andern: „erst ich, dann wieder ich, dann ich zum drittenmal,
und dann kommt Ihr andern noch lange nicht, denn solange mir's gut geht,
mag Euch alle der Teufel holen; darum weg mit dem lästigen deutschen Mit-
bewerb (Konkurrenz)." Zu dessen Vernichtung kann England den Militarismus
Frankreichs und Rußlands in seinem Interesse brauchen, und das genügt nach
englischer Auffassung, ihm Berechtigung zuzuerkennen; die Daseinsberechtigung
des englischen Militarismus (d. h. Englands erdrückende Übermacht auf
See) steht von vornherein außer Frage, denn England hat, nach seiner eigenen
Ansicht, eben weil es England ist, das Vorrecht der Weltherrschaft und der Haupt-
fache nach auch das der alleinigen wirtschaftlichen Ausbeutung dieses ganzen
Planeten. Punktum! — So ist England, wie unlängst ein ungarischer Staats-
mann treffend bemerkte, tue 6oß in tbe m»nss«r, d. h. der Hund am Futter-
trog, der, nicht zufrieden, daß er sich sattfressen kann, in seiner Gier und Miß-
gunst keinen anderen mitfressen läßt, sondern rechts und links jeden wegbeißt
(iiauös ott!) — Das ist, was wir Mr. Lloyd George (und seinen Kollegen,
überhaupt den Engländern) auf seine heuchlerischen Worte „dem ‚preußischen
Militarismus' muß ein Ende gemacht werden," zu erwidern haben, und nun
wollen wir seinen Lügensatz:

„und damit auch dem deutschen Volk seine Freiheit
wiederzugeben" —

aus dem Dunkel der Heuchelei ins helle Licht der Wahrheit stellen.
Mr. Lloyd George, was verstehen Sie unter diesem so wohlwollend klingen-
den Wort Freiheit? Ich will es Ihnen sagen: ihr diametrales Gegenteil,
nämlich erniedrigende Knechtschaft und wirtschaftlichen Ruin des deutschen

Volkes! — Sie und Ihre Kollegen sprechen die heuchlerische Phrase von der Wiederherstellung der Freiheit des deutschen Volkes den Franzosen nach, verstehen sie aber ganz ebenso wie diese letzteren, nämlich in dem Sinne der Zertrümmerung der deutschen Einheit durch Rückgängigmachung der Reichsgründung, Wiedereinführung der früheren Kleinstaaterei und damit Verohnmächtigung der deutschen Militärmacht, — außerdem Verrichtung der deutschen Geschäftskonkurrenz und Flotte! Und dieser boshaften Absicht suchen Sie behufs Täuschung Ihrer Zuhörer und der übrigen Welt ein moralisches Mäntelchen umzuhängen, indem Sie ihnen Ihre angebliche Absicht der Wiederherstellung „der Freiheit" des deutschen Volkes vorheucheln.

Ienen unseligen Zustand der Ohnmacht, in welchem das deutsche Volk so namenlos unglücklich, in welchem es ungefähr 400 Iahre lang der Laune Frankreichs preisgegeben war, und von diesem viermal in jedem Iahrhundert angegriffen, mißhandelt, verwüstet und beraubt wurde, weil Frankreich einig und darum stark, Deutschland hingegen uneinig und darum schwach war, — den wollen Sie wiederherstellen, nicht dem deutschen Volk die „Freiheit" wiedergeben.

In der „Histoire de France par Duruy" steht über den Westfälischen Frieden (1648) zu lesen: „?ar Vieux üri»acli elle (w I'ranee) avait un pieä eu ^llemll^ue. Nu taisaut, reeounaltre aux Vtat« allemauä» le droit de contraeter »Ilianee »vee de» oui»sanees straubere» eile eut le moMu d'acdeter tuujour» quelque»-uu» de oe» prinee» indißellts; et eu F«,rauti»»»,Qt, l'exsoutiou du traits eile »e douna le droit d'iuterveuir i», tuute oec:»»ion dan» le» llttaire» de l'^IIemllßne. I^'Luiuire deviendra nsee»»i>,iremeQt le tdei^tre de tuute» le» iutri^ue» et le ouamp de biltllille de l'Lurope eto." — (Übersetzung: „Durch die Erwerbung von Altbreisach gewann Frankreich festen Fuß in Deutschland. Indem es den deutschen IKleinIstaaten das Recht verschaffte, mit nichtdeutschen Mächten Bündnisse zu schließen, erhielt Frankreich das Mittel, zu jeder Zeit einige dieser armen (!) Fürsten zu kaufen (!); und als Überwacher der Ausführung des Friedensvertrags verschaffte es sich das Recht, sich beijeder Gelegenheit in die Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Dies Land wurde dadurch unvermeidlich der Schauplatz aller möglichen Ränke und das Schlachtfeld Europas etc.")

Die Wiederherstellung einer solchen Lage für Deutschland, wie Duruy sie hier mit schadenfrohem Behagen schildert, planen Frankreich, Rußland und auch — England, das ist des Pudels Kern.

Und all dieses dem deutschen Volk zugedachte Böse, haben Sie, Mr. Lloyd George und Kollegen, die Stirn zu nennen: „dem deutschen Volk dieFreiheit wiedergeben"!! Sie kennen wahrscheinlich den Ausspruch: „Die Diplomaten mißbrauchen die Sprache, um ihre Gedanken zu verbergen." Bei Ihnen und

Ihren Herrn Kollegen trifft's zu, und der „Vater aller Lüge" könnte bei Ihnen
in die Lehre gehen.
Zum Schluß noch dies, Mr. Lloyd (und Kollegen): Sie hören nicht auf, dem
englischen Volk und der übrigen Welt Sand in die Augen zu streuen durch Ihr
lügenhaftes Gerede, Sie wollten dem deutschen Volk „die Freiheit" zurückgeben,
während Sie doch höchste Unfreiheit, ja „Knechtschaft" meinen. Als Minister
eines Großstaates wissen Sie natürlich, und Ihre Botschafter in Deutschland
müssen, wenn sie nicht dauernd wissentlich Unwahrheiten nach London berichtet
haben, Ihnen all die Iahre hindurch schriftlich und mündlich gesagt haben, daß
das deutsche Volk segnet den Tag seiner Einigung vom Iahre 1870/71, der es
endlich, endlich, nach jahrhundertelanger Abhängigkeit von der Laune und Raub-
sucht Frankreichs befreit hat, — daß das deutsche Volk als seinen boshaftesten
Feind verfluchen würde jeden, der seine Einheit im Kaisertum wieder vernichten
wollte, — daß kein deutscher Stamm, kein deutscher Fürst die Wiederherstellung
des schrecklichen kaiserlosen Zustandes wünscht (sie vielmehr als ein furcht-
bares Unglück tief betrauern würde), weil sie alle sich im Schutz des sie einigen-
den, starken Kaisertums wohlgeborgen wissen vor Vergewaltigung und Beraubung
durch das Ausland. — Um Deutschland brauchen Sie sich also in pnucta
„Freiheitwiedergeben" nicht zu bemühen, es gibt aber andere Länder, in welchen
Sie und Ihre Kollegen sich in diesem Sinne nützlich betätigen können, und wo
es dringend nötig ist: Indien, Ägypten, Irland, Transvaal, Marokko und viele
andere. Die Bevölkerung all dieser Länder ist durch England um ihre „Freiheit"
gebracht worden, seufzt unter dem fremden Ioch, trägt es mit Abschen, sehnt
sich nach Befreiung. Zwar steht Marokko nicht unter „englischer" Herrschaft,
aber um den Widerspruch Frankreichs gegen die englische Herrschaft über Ägypten
zum Schweigen zu bringen, haben Sie das unglückliche Land zur Unterjochung
durch Frankreich gewissenlos ausgeliefert, also zum Vorteil Englands seine
„Freiheit" an Frankreich verraten, Sie vorgeblichen „Freiheitbringer". In
all diesen Ländern können Sie Ihren angeblichen Beruf als „Freiheitbringer"
betätigen, indem Sie den geknechteten und ausgebeuteten Bewohnern das Evan-
gelium verkünden: „England (Frankreich) gibt Euch frei!" — Werden Sie das
tun? —
Plutarch sagt in einem seiner Werke von einem Feldherrn, er hätte stets
vermieden, in einen Spiegel zu schauen, weil er darin immer das Gesicht eines
Verbrechers erblickt hätte. Sie und Ihre englischen Kollegen hätten durch
die bloße Erklärung von Englands Nichtteilnahme am Kriege ihn unfehlbar ver-
hindern können. Sie haben statt dessen Frankreich und Rußland Englands
Helfershelferschaft zugesagt und dadurch das furchtbare Verbrechen der Entzün-
dung dieses Krieges begangen. Wagen Sie noch, in einen Spiegel ;n
schauen?

Dr. Richard Baerwald:
Wie Deutschland durch Druck gehartet wurde.
Das Weltkriegsjahr ist eine Zeit der Selbstschau, nicht nur für den Einzelnen, auch für unser ganzes Volk. Wieder und wieder versucht man, die spezifische Wesensart unserer Nation zu analysieren, sich über die charakteristisch deutschen Eigenschaften klar zu werden.

Aber was für Eigenschaften sind das? Man versuche nur, sie festzustellen, und das Material, das wir zu finden hoffen, zerrinnt uns unter den Händen. Schon der Deutsche von 1815 — von weiter zurückliegenden Zeiten ganz zu schweigen — ist ein so völlig entgegengesetzt organisierter Mensch, als derjenige von 1915, daß es schwer fällt, aus beiden noch ein gemeinsames, vom Wandel des Zeitgeistes unabhängiges „Deutschtum" herauszudestillieren.

Als treu und bieder, schwerfällig, mehr zäh im Willen als jäh in seinen Entschließungen, solide bis zur Philistrosität, bedächtig bis zur Pedanterie, frugal und sparsam steht uns der Deutsche noch immer vor Augen. Aber der heutige deutsche Großstädter ist von einem hastigen, aufreibenden Amerikanismus beseelt, ungemein wagemutig, fast eine Abenteurernatur, ein weltgewandter und, wie das Ausland nicht immer mit Unrecht meint, zuweilen sogar zu „gerissener" Geschäftsmann, mehr zur Verschwendung, als zur Pfennigfuchserei geneigt. „^uü tdi» tru^al tolk is n bapp^ toIK", sang ein englisches Lied noch vor 25 Iahren von uns; heute suchen uns deutsche Volkswirte und Soziologen zu beweisen, daß die französische Sparsamkeit das Kennzeichen eines stagnierenden, unser eigenes spekulatives Riskieren und leichtherziges Verausgaben des Geldes aber das eines rasch voranschreitenden Volkstums sei.

In der Iugendzeit der Älteren unter uns war Deutschland der Hamlet, der Poet, der Träumer unter den Völkern; heute feiern wir uns im Gegensatz zu den ^träge und genußsüchtig gewordenen Engländern und den wortemachenden Franzosen als das Volk des Willens und der Tatkraft. „Deutschland, das Land des Gemüts," dieses Ideal haftet noch in vielen von uns, und dem minder orientierten Ausland gelten wir noch immer als sentimental. In Wahrheit ist, mindestens in Norddeutschland, der persönliche Verkehr ziemlich förmlich, sachlich und zugeknöpft geworden, Literatur und Kunst sind absichtlich herb und spröde und betrachten jedes offensichtliche Präsentieren von Gefühlen als Kitsch. Bis in die Wissenschaft hinein läßt sich die Wandlung verfolgen: Einst entdeckten deutsche Philosophen, Tetens und Sulzer, das Gefühl als dritte Seelenfunktion neben Intellekt und Willen, heute werden die besten psychologischen Arbeiten über das Gefühlsleben von Dänen und Franzosen, nicht mehr von Deutschen geliefert.

Nichts scheint uns für das heutige Deutschland so charakteristisch zu sein als seine Tendenz zur Disziplin, zur Organisation, zur planmäßigen Konzentration aller Kräfte. Haben wir so ganz vergessen, daß noch in der Bismarck'schen Epoche Deutschland das Land der Nörgler, des steifnackigen Individualismus, der verbissenen Kleinstaaterei und Vereinsmeierei war? Von alledem ist heute nur der rücksichtslose Kampf der Parteien geblieben; wo man sich früher beklagte, daß jeder Deutsche seinen eigenen Kopf habe, bemängelt man heute nivellierende Uniformität.

In unserer hinter der Zeit zurückgebliebenen Selbstbeurteilung figurieren wir noch oft als das Land der hellenisch-goetheschen Allseitigkeitsmenschen; in Wahrheit sind wir, nicht zum Vorteil unserer Persönlichkeitsentwicklung, das Land des differenziertesten Spezialismus geworden. Und wo ist heute das abstrakt gerichtete „Volk der Denker"? Wir sind nicht nur sehr praktisch, sondern auch so vorwiegend konkret und erakt geworden, daß in den letzten Iahrzehnten namentlich französische Gelehrte Deutschland als das Land der wissenschaftlichen Rohstoffanhäufung charakterisierten, das die Herausarbeitung großer, umfassendei Gesichtspunkte und Gesetze gewöhnlich dem Auslande überlasse.

Kurzum, in unserem Nationalcharakter ist seit hundert Iahren kaum ein Stein auf dem andern geblieben, und wenn man unter „Substanz" etwas Dauerndes, bei allem Wechsel der Einflüsse und Modifikationen Beharrendes versteht, so kann man zweifeln, ob sich von einer geistigen Substanz des deutschen Volkes ernsthaft reden läßt. Drollig genug, wie naiv sich viele Beurteiler deutschen Wesens zu helfen suchen, wenn sie auf dieses verblüffende Faktum stoßen! „Man hat uns früher ganz einfach verkannt! Wir waren immer praktisch, energisch, planmäßig, nur fehlte es uns an Gelegenheit, diese Eigenschaften zu beweisen." Wirklich? Dann hätte doch die lange deutsche Geschichte irgendwann diese Schätze ans Tageslicht fördern müssen. Wer aber kann in den wirren Strudeln der Völkerwanderung, in den ewigen Kämpfen der Stämme, Städte, Stände und Dynastien des Mittelalters, in dem zerfahrenen Deutschen Reich der beginnenden Neuzeit, in dem Absplittern solcher Volks- und Landesteile, die durch Hochgebirge, Sümpfe oder Anlehnung an auswärtige Mächte einen Halt für ihre Eigenbrödelei fanden, — wer kann in alledem Zielbewußtheit und Disziplin erkennen? Nein, der ertreme Individualismus war, Iahrtausende hindurch, wirklich unsere „Substanz"; der organisationsfähige, tüchtige, zielsichere Deutsche ist eine Erfindung von gestern. Wir staunen bei manchen biologischen Versuchen darüber, wie total ein Lebewesen sich verändern kann, wenn wir es in ein abnormes Milieu, etwa in künstliches Meerwasser von ungewöhnlicher Zusammensetzung, bringen; das heutige Deutschland stellt ein analoges Riesenerperiment dar, wie es in gleicher Vollkommenheit und mit gleich ertremen Umbildungsresultaten im Laboratorium der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen ist.

Die Umschmelzung unseres inneren Wesens vollzog sich zum Teil infolge neuer Chancen und Gewinnmöglichkeiten. Als das ursprünglich geographisch so schwer benachteiligte Deutschland entdeckte, daß in seinen Kohlen-, Eisen- und Kalilagern und vor allem in seiner theoretischen Wissenschaft Milliarden schlummerten, die nur auf die Wünschelrute der neuen Technik warteten, da mußte ganz von selbst aus dem Volke des Gemüts das Volk des Willens, aus dem Volk der Denker das Volk der Chemiker werden. Dieser Zusammenhang liegt offen zutage.

Aber es gab noch ein zweites Moment, das unseren Nationalcharakter von Grund aus umgewandelt hat; das war der militärische, politische und wirtschaftliche Druck, den Deutschland von seilen der mächtigen Nachbarvölker erfuhr, zwischen denen es eingekeilt liegt. Wie weiche organische Substanz unter der Last darüber gelagerter Erdschichten versteinert, so hat auch uns eine gewaltige Pressung von außen her hart und stark gemacht. Dieser Zusammenhang aber ist leider selten in seiner vollen Tragweite eingesehen worden. Hätten unsere Rivalen und Feinde ihn verstanden, so wären sie sicherlich nicht dem für sie bedrohlichen Anwachsen Deutschlands mit dem verkehrtesten Mittel entgegengetreten, das sie überhaupt anwenden konnten: mit einer Verstärkung des Druckes.

Am klarsten liegt der Sachverhalt auf dem militärischen Gebiete vor uns. Deutschland, jahrhundertelang durch die Eroberungszüge der Nachbarn geschädigt, entwickelt sich zur stärksten Militärmacht; die angrenzenden Staaten, ihrerseits sich bedroht fühlend, rüsten um die Wette, greifen, als das nicht zureicht, zu einer übermächtigen Gegenkoalition und eröffnen, als auch das nicht hilft, den Weltkrieg gegen den deutschen Militarismus. Sie verfahren wie ein unkundiger Maschinist, der sich gegen überstarken Dampfdruck, statt durch Öffnen der Ventile, durch Verdoppelung der Kesselwände zu sichern sucht. Die furchtbare Erplosion und den Zusammenbruch der ganzen Maschinerie, den man nach dieser Methode erzielt, haben wir vor uns. Sollte nach dem Kriege von unseren Gegnern das Heil immer noch in der Druckverstärkung gesucht werden, so müssen wir uns auf ein Anwachsen der Rüstungen und der militärischen Durchtränkung des europäischen Geistes gefaßt machen, das alles bisher Gewesene in den Schatten stellt; der völlige Umschwung der Volkssympathie gegenüber der Armee in Deutschland, die Agitation für allgemeine Wehrpflicht in England deuten darauf hin. Das wirkliche Heilmittel gegen den Militarismus würde in einem engen und dauernden Bündnis der vier großen Festlandsmächte liegen, das der auf Deutschland lastenden kriegerischen Pression ein Ende machte. Wir Deutschen haben diese Tatsache bereits begriffen; möchten doch unsere Gegner sie in der harten Schule des europäischen Krieges gleichfalls verstehen lernen!

Nicht minder schwer ist die Last, die Deutschland auf wirtschaftlichem Gebiet zu tragen hat. Während alle großen Kulturvölker des Erdballs mehr Siedelungslant zu ihrer Verfügung haben, als sie in absehbarer Zeit verwerten können, fehlt

unserem Volke fast jede Ausbreitungsmöglichkeit. Der Deutsche kann nicht aus-
wandern, es sei denn in Länder fremder Sprache und Kultur, in denen er den
Konkurrenzkampf als geduldeter und benachteiligter Fremdling zu bestehen hat.
Eine Stauung der Auswanderung war die Folge, weniger für den Bauer, Hand-
werker und Arbeiter, als für die Vertreter intellektueller Berufe, deren Bildung
und Tätigkeit enger mit der spezifisch deutschen Kultur verflochten war. Daher
Henn in den höheren Berufen seit Iahrzehnten das gewaltige Überwiegen des
Angebots über die Nachfrage; kein Studium, keinen Geschäftszweig gibt es mehr,
vor dessen Ergreifen der junge, vor die Frage seiner Berufswahl gestellte Mann
nicht gewarnt wird. Immer härter wird der Kampf ums Dasein, immer um-
fassender das Arbeitsquantum, immer wirksamer auch die Züchtung spezifischer
Fähigkeiten und Tüchtigkeiten durch rücksichtslose Auslese. Am besten wird diese
Tatsache illustriert durch die wachsenden Studienzeiten und die zunehmende
Schwierigkeit der Prüfungen; Staat und Gesellschaft haben es, angesichts des
Überangebots, leicht, härtere Bedingungen zu stellen und sich so eine immer ge-
nauer gesiebte Elite zu sichern. Aus diesen Verhältnissen hat sich in der deutschen
Bildung ein hartes Geschlecht voll Energie und Selbstverleugnung herausgebildet,
das nur noch für die Arbeit lebt und ihr Muße und Lebensgenuß, ästhetische
Interessen und freie, spielende Betätigung zum Opfer bringt, ein Geschlecht,
das nun seinerseits unerbittlich auf das bequemere und genußfrohe Ausland zu-
rückdrückt und ihm das Konkurrieren unmöglich macht. Man vergleiche das
Schreckbild des Deutschen, wie es jetzt in englischen Zeitschriften geschildert wird,
und man erhält die Charakteristik eines trivialen, dressierten Fronarbeiters, der
schon seine Knabenzeit, statt auf dem grünen Rasen, über Bücher gebückt ver-
bringt, späterhin eine bedürfnislose Maschine zum Erwerb von Nationalreichtum
wird und den andern Völkern, indem er sie in seine Bahn hinüberzwingt, die
Möglichkeit zu freier und froher Kulturbetätigung raubt.

Die durch Gewöhnung und Züchtung entstandene wirtschaftliche Überlegen-
heit des deutschen Kopfarbeiters macht sich namentlich dann geltend, wenn er
auswandert; und zur Auswanderung in Länder fremder Kultur ist er durch den
Mangel eigener Ausbreitungsgebiete gezwungen. Wohin er kommt, unterbietet
er die Einheimischen an Ansprüchen und überbietet sie an Leistungen, nimmt den
Handelsangestellten das Brot, errichtet Monopole in der elektrischen und chemi-
schen Industrie, im Bankwesen usw. Dem leidenschaftlichen Haß, den man uns
gerade aus diesem Grunde in England und Rußland entgegenbringt, stehen die
meisten Deutschen ganz verständnislos gegenüber; wie kann man, meinen sie,
jemanden gerade seiner überlegenen Tüchtigkeit wegen hassen? Sie vergessen,
daß Sympathie nicht nach Gesichtspunkten der Billigkeit verteilt wird, und daß
man jemandem, den man beiseite geschoben hat, nicht darum lieber wird, weil
er einsieht, er habe dieses Mißgeschick nur seiner eigenen Untüchtigkeit und Faul-
heit zuzuschreiben. Der Antisemitismus der achtziger und neunziger Iahre sog

seine Gehässigkeit gleichfalls aus dem Umstande, daß die Iuden, dank überlegener Geschäftsfähigkeit, gewisse Gebiete des Handels fast ausschließlich in Händen hatten; dabei wurde in diesem Falle die bekämpfte „Fremdherrschaft" ausgeübt von Personen deutscher Sprache und Staatsangehörigkeit, die sich nur durch Abkunft und Religion vom Reste des Volkes unterschieden. Können wir da die Gefühle russischer Politiker so unbegreiflich finden, die ihr Vaterland, wie ein russischer Gelehrter mit allerdings starker Übertreibung sagte, zu einer „Kolonie Deutschlands" werden sehen? Es ist tatsächlich ein überaus empfindlicher Gegendruck, durch den sich Deutschland für seine koloniale Benachteiligung an den Nachbarvölkern rächt.

Noch ein weiteres Ergebnis hat unsere gepreßte geographisch-wirtschaftliche Lage. Sie ist zum mindesten mitbestimmend gewesen für die vielberufene deutsche Organisation, die planmäßige Vereinigung der Arbeit vieler Köpfe und Hände, die sich bis in den Betrieb der Wissenschaft hinein geltend macht und, für den Einzelnen, zugleich die engste Spezialisierung, oft auch eine weitgehende Mechanisierung seiner Tätigkeit zur Folge hat. Sie lag, wie wir sahen, durchaus nicht in der Richtung des deutschen Ingeniums, kollidierte vielmehr aufs härteste mit seinem angeborenen Individualismus und Unabhängigkeitsbedürfnis; nur gewisse Eigenschaften unseres Volkes, wie Geduld und Treue, ebneten ihr einigermaßen den Weg, im übrigen aber ist sie eine antrainierte, durch Anpassung an äußere Notwendigkeiten entstandene Tendenz. Sie erwuchs in erster Linie aus der militärischen Disziplin, in zweiter aus der wachsenden industriellen Betätigung, welche ja im Gegensatz zu der des Landwirts und Handwerkers Zentralisation der Arbeit zur Voraussetzung hat. Vor allem aber müssen wir auch in unserer bereitwilligen Unterwerfung unter einheitliche Organisationen ein Ergebnis des wirtschaftlichen Druckes erkennen. Wir opfern, indem wir uns fremder Leitung anbequemen, einen Teil unserer Freiheit und Arbeitsfreude, weil wir um jeden Preis dem Auslande wirtschaftlich überlegen sein müssen, um die Beschränktheit und geringe Fruchtbarkeit des deutschen Bodens auszugleichen. Wie völlig wir dieses Ziel erreicht, welche unbezwingliche Waffe wir uns in unserer Organisationsfähigkeit geschmiedet haben, das zeigt uns der stürmische Aufstieg der deutschen Volkswirtschaft im letzten Iahrzehnt und mehr noch unsere Leistungsfähigkeit im Weltkrieg. Aber auch durch dieses Machtmittel ernteten wir den Haß unserer Nachbarn. Als uniformierte Disziplinsklaven, ohne eigenen Willen und persönliches Gesicht, als Feinde der freien Selbstbestimmung und fröhlichen selbstgewählteu Arbeit stehen wir vor ihrer Phantasie, und nur mit heftigem Widerstreben folgen sie uns auf unserem Wege, weil sie nicht anders können.

Wnkungen gewaltsamer Einengung waren alle jene Umbildungen des deutschen Wesens, die uns dem Auslande überlegen werden ließen. Um sie rückgängig zu machen, gab es nur ein Mittel: Aufhebung des Druckes. Hätte man Deutschland ein Siedelungsgebiet zur Verfügung gestellt, das seinem Bevölkerungsüber-

schuß genügte, — und wie leicht wäre das ohne reales Opfer für England gewesen, das für den Überfluß seiner Ackerbaukolonien auf Generationen hinaus leine ausreichende Verwendung hat — so hätte sich nach kurzer Zeit der Zustrom deutscher Kaufleute und Ingenieure nach angelsächsischen, slawischen und romanischen Ländern vermindert. In Deutschland selbst hätte sich das Überangebot gemildert, das Leben wäre freier, leichter und anmutiger geworden, neben dem Arbeitsergebnis hätte man wieder die Arbeitsfreude als mitbestimmendes Motiv der Tätigkeit schätzen gelernt und Deutschland hätte aufgehört, der unerbittliche Konkurrent und Fronvogt der Kulturwelt zu sein. Uns wäre wohl dabei gewesen, aber noch viel wohler den andern Völkern, deren Humanität sich hundertfach belohnt hätte.

Die englische Habsucht hat es anders gewollt. Sie griff auch in diesem Falle zu dem mechanischen Verfahren, die durch Druck erzeugte gewaltsame Spannung durch Druckverstärkung auszugleichen. Unter allen Sünden gegen den Geist der Kultur, den je verblendete und übermütige Völker unter rücksichtsloser Ausnutzung ihrer überlegenen Machtmittel verübt haben, wird Englands Politik gegenüber der Kolonialnot des deutschen Volkes immer eine der häßlichsten und unsittlichsten, aber auch für den Sünder verhängnisvollsten bleiben. England, das die besten Plantagenkolonien des ganzen Erdballs in seiner Hand vereinigt hatte, scheute unfaire Kniffe und Intrigen nicht, um Deutschland die Besetzung von Togo und Kamerun unmöglich zu machen. Das Land, dem für seine Auswanderung Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland zu Gebote standen, mußte in dem Momente, als Deutschland die letzten Chancen wahrzunehmen trachtete, auch noch fast alles siedlungsfähige Land in Ost- und Zentralafrika an sich reißen. Und als das Unhaltbare in der Lage des eingepferchten, sich gewaltig vermehrenden deutschen Achtzigmillionenvolkes immer greller zutage trat, da erkannte nur ein Teil der englischen Liberalen die Forderung der Billigkeit, Menschlichkeit und des wohlverstandenen Selbstinteresses, auch Deutschland seinen Anteil an den Ländern der Erde zu geben. Im übrigen bekannten sich alle unsere mächtigen Nachbarn zu der Devise: „Deutschland braucht dringend Kolonien; vereinigen wir Besitzenden uns, damit es keine erhält!", und unter diesem Wahlspruch wurde die „Genossenschaft zur Verteilung von Kolonialland unter Übergehung Deutschlands" geschaffen, als welche man den Dreiverband treffend charakterisiert hat. Der Weltkrieg, der Deutschlands letzte wirtschaftliche Domäne, die Türkei, unter den Ententemächten zur Aufteilung bringen sollte, würde, wenn sie siegten, das Werk krönen. Betrogene Betrüger! Ie enger und fester sie den Reif schmieden, der Deutschlands Entfaltung nach außen hin abschließt, desto eherner wird seine aus der Pression erwachsende wirtschaftliche Weltherrschaft, desto mehr machen sie aus Deutschland eine Zuchtrute für sich selber.

Wie ergeht es bei all diesen Wechselwirkungen der Zuchtrute selbst? Ich kann die Ansicht der Optimisten nicht teilen, die einen Segen für Deutschland

darin erblicken, daß ihm der Neid seiner Nachbarn das Ruhen auf seinen Lorbeeren unmöglich macht. Wer im Auslande Gelegenheit zur Vergleichung eigener und fremder Kultur erhält, kann sich doch dem Eindruck kaum entziehen, daß unser Leben durch den Druck, der auf uns lastet, nicht nur härter und mühsamer, sondern auch anmutloser, beengter und ungeistiger wird, als uns lieb sein kann. Aber wir werden für diese Beeinträchtigung wenigstens entschädigt durch den berechtigten Stolz über unsere großartige weltpolitische und wirtschaftliche Entwicklung; welcher Trost aber bleibt unseren Feinden, die mit all ihren Treibereien und Übervorteilungsversuchen andauernd ein spottschlechtes Geschäft machen!

Müssen wir in dem Ergebnis unserer Darlegungen nicht einen sehr deutlichen Beleg für das Wirken einer immanenten Gerechtigkeit im historischen Geschehen erkennen? Nicht allen geschichtsphilosophischen Erörterungen über diesen Punlt, die der Krieg gezeitigt hat, wird man beipflichten können. Die Weltgerechtigkeit zieht nicht offiziell, hoch zu Roß, von Fanfarenstößen angekündigt durch die Geschichte, um jeden Vergewaltiger und Vertragsbrüchigen sofort durch verlorene Schlachten zu bestrafen; die äußere Kriegs- und Staatengeschichte stellt ein Chaos von Unbill und Ungerechtigkeit dar. Aber sehen wir genau zu, ziehen wir die geistige und wirtschaftliche Geschichte zu Rate, und wir gewahren, in welcher erstaunlichen, listen- und mittelreichen Weise die Weltgerechtigkeit nachträglich doch zu ihrem Ziele kommt und dem stärkeren, jugendlicheren, höher kultivierten, moralischeren Volke das reale Übergewicht verschafft, auch wo es äußerlich besiegt, unterjocht, um sein Recht betrogen worden ist. So überwand die griechische Kultur die scheinbar siegreiche römische, der Normanne gallisierte sich im überwundenen Nordfrankreich, die Iuden des Altertums und das deutsche Volk des 18. Iahrhunderts wurden für die Einbuße an staatlicher Geltung durch geistige Weltmacht entschädigt, die Buren erlangten durch ihre Unterwerfung die Vorherrschaft in Südafrika. Zu solchen Beispielen gesellt sich als eines der einleuchtendsten das Großwerden Deutschlands gerade durch erlittene Unbill.

Irgendeine mystische, transzendente Gewalt brauchen wir in solcher immanenten Gerechtigkeit nicht zu erblicken; sie beruht auf der Wirksamkeit bestimmter Naturgesetze, die schon bei der Konzeption unserer Gerechtigkeitsgrundsätze ausschlaggebend waren, so daß es nicht eben wunderbar ist, wenn Natur und Leben einen sittlichen Koder respektieren, an dem sie gewissermaßen selber mitgearbeitet haben. Am wichtigsten ist in dieser Beziehung das allgemeine biologische Gesetz der Widerstandsreaktion: Ieder gesunde Organismus antwortet auf Hemmungen mit einer Verstärkung seiner residierenden Kraft, auf Schädigungen und Verstümmelungen mit ersatzleistender Neubildung. Wo immer dieses Gesetz sich in sozialen und politischen Geschehnissen offenbart, die moralischer Wertung unterliegen, erscheint es uns als immanente Gerechtigkeit.

Fragen wir also auch in der Schicksalswende des Weltkrieges nicht in erster Linie, ob wir siegen, unsere Macht erhalten, vielleicht sogar noch unseren Besitz

vermehren werden! Alle diese äußeren Erfolge hängen von Glück und Zufall ab. Fragen wir vor allem, ob wir innerlich gesünder, kultivierter, tüchtiger, moralischer, freier sind, als unsere Gegner! Und dürfen wir diese Frage bejahen, dann können wir unsere Zukunft getrost der unsichtbaren Gerechtigkeit anvertrauen, die über dem Leben der Völker waltet.

Dr. Paul Feldkeller:

Das Problem der „Deutschheit".

Oeriuauin, äoeet. Der Deutsche kann das Schulmeistern nicht lassen. Es genügt ihm nicht, sich die Berechtigung zum Kampfe um die Wahrung seiner Geistesgüter dadurch zu demonstrieren, daß er über „deutsches Wesen" gründlich nachdenkt und so Gerichtstag mit sich selber hält. Er beantwortet nicht nur die Frage nach dem Wesen der Deutschheit, sondern er denkt auch über das Wesen dieser Frage selbst nach. Was kann es heißen, nach dem Wesen deutschen Geistes zu fragen? So wächst die ursprünglich in den engen Gesichtspunkten des historischen Augenblicks befangene Fragestellung aus den bloß nationalen Schranken heraus und erweitert sich zu philosophischer Universalität. Aus dem bloß historischen Problem wird ein philosophisches. Während wir über das Wesen der Deutschheit reflektieren, erfüllen wir eine geistesgeschichtliche Mission, reichen wir allen anderen Völkern, auch den jetzt uns feindlich gesinnten, über Raum und Zeit hinaus die helfende Hand, sich über sich selbst, über das Wesen ihres Volkstums, alles Volkstums überhaupt, klar zu werden. Noch niemals haben sich so viele Philosophen der Gegenwart über das Eigentümliche des deutschen Geistes ausgesprochen, wie in diesem internationalen Kulturkampf. Die wichtige Frage, wie ihre Ergebnisse zu deuten seien, haben sie freilich nur andeutungsweise oder gar nicht beantwortet.

Denn es besteht kein Zweifel, daß man in der Zuerkennung des Prädikats „deutsch" weitherziger und erklusiver verfahren kann. Wer das Volkliche in der Ausschließlichkeit sieht, wird mit diesem Prädikat sparsam umgehen, wird auf die nationale Eigen- und Sonderart verschärften Ton legen und das Unterschiedliche allein als Kennzeichen der Zugehörigkeit zum Volke anerkennen. Deutsch heißt hier: spezifisch deutsch. Was unser Volk mit anderen gemeinsam hat: die christliche Religion, die klassische Bildung, wird von diesem Standpunkte nationaler Wertung abgelehnt. Man fordert Rückkehr zur alten germanischen Religion. Andere, die wie H. St. Chamberlain sich zu einer solchen Rückkehr nicht zu entschließen vermögen, suchen wenigstens den Stifter des Christentums als Nicht-

semiten oder gar als Arier dem erklusiven Rassenbewußtsein mundgerecht zu machen. Die Eigenschaften unseres Volkstums werden für so einzigartig, so ganz für uns passend und mit keinen anderen vertauschbar gehalten, daß wir, ohne unwahrhaftig zu werden, uns „wesensfremde" Einrichtungen nicht herübernehmen dürfen. So ist, um ein Beispiel anzuführen, nach des genannten Schriftstellers „Kriegsaufsätzen" die Volksvertretung eine durchaus ungermanische Institution. Die nationalen, die Rassewerte werden zu obersten, alles Denken und Handeln leitenden Gesichtspunkten. Der in seiner spezifischen Abgeschlossenheit unduldsame Deutschgedanke leidet keine Prinzipien des Geisteslebens über oder neben sich, die sich also nicht erst aus ihm selbst ableiten lassen. Nur ein Symptom dieser Denkweise ist es daher, wenn nach dem Siege keine Aufgabe für so wichtig gehalten wird, wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen.

Den Tatsachen gegenüber hält nun freilich diese eng« Fassung des Begriffs der Deutschheit nicht stand. Die geistige Verwandtschaft mit Deutschland, die der Engländer Chamberlain in sich zu fühlen glaubt, die treue Pflichterfüllung der deutschen Iuden, die er hervorhebt, reden doch einer liberaleren Begriffsbildung das Wort. Das mit Recht am Deutschen gerühmte Naturgefühl ist gerade durch den Franzosen Rousseau in vielen Deutschen erst geweckt worden. Ein „Volk der Religionsphilosophie", wie Rudolf Eucken („Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes") uns nennt, ist das russische Volk auch. Ebensowenig kann die monarchische Staatsform, auf welche nach Adolf Lasson („Deutsche Art und deutsche Bildung") und Ernst Troeltsch („Das Wesen des Deutschen"), oder die friedliche Arbeit, auf welche nach Wilhelm Wundt („Über den wahrhaften Krieg") der deutsche Geist angelegt ist, als spezifisch und ausschließlich deutsch angesprochen werden. Vor allem die klassische Bildungsgrundlage des Hellenentums und die religiöse des Christentums werden von diesen Denkern für unveräußerliche Bestandteile deutscher Geistesart erklärt. Und so sind vkle Züge, welchen wir deswegen nicht das PrcÜdikat „deutsch" aberkennen dürfen, weil sie zufällig auch Elemente fremder Volkseigenheiten darstellen. Nicht nur der deutsche, sondern jeder Volksgeist müßte verarmen, wollte man ihn nur auf die wenigen Züge einschränken, die ihn von fremder Eigenart unterscheiden. Dies rechtfertigt unsere Begriffsbildung, die sich vom nationalen Dogmatismus wie Skeptizismus gleich weit entfernt hält.

Um nun diesen schon mehr sachgerechten, aber doch noch dürftigen Begriff mit Inhalt zu erfüllen, haben wir uns klar zu werden, wo denn die Deutschheit gesucht werden darf und wo nicht. Auf welche Gebiete kommt es da an, und welche sind für unser Problem gleichgültig? Für das freischaffende Denken oder das Reich der Erfahrung haben wir uns zu entscheiden. Ist die Deutsch heit ein Vernunft- oder ein Erfahrungsbegriff? Zweifellos bekennt, wer sich zum ersten Male vor diese Frage gestellt sieht, sich zu der plausibleren Erfahrung. Das deutsche Volk und seine Eigenart ist eine naturwissenschaftliche oder eine
-

geschichtliche, also eine Erfahrungstatsache. Nur legt der nationale Naturalismus den Ton auf die physiologischen und klimatischen Bedingungen, auf Abstammung und Territorium, um erst aus ihnen die seelischen und geistigen Eigenheiten, wie Bildung, Religion usw. herzuleiten. Im Mittelpunkt steht da der problematische Begriff der Rasse. „Volk ist Natur" betont Chamberlain, wie vor ihm Gobineau. Diese Natur, die unsere Eigenart umschließt, haben wir als unser Kostbarstes zu hüten und vor Verunreinigung zu bewahren. Sie wird zerfasert und zerstört, wo Verstand und Vernunft zur Vorherrschaft gelangen und durch die Mannigfaltigkeit der durch sie hervorgerufenen Interessen und geistigen Richtungen die naturhafte Einheit und das Gemeinschaftsgefühl des Volkes vernichten. Und ebenso am Begriff der Rasse orientiert sind „Die Eigenarten des deutschen Geistes" von Rudolf von Delius. Nur was innerhalb deutschen Lebens als rassig, als urgermanisch sich erweist, findet hier Gnade. Anderen Regungen als den aus der Rassenanlage entspringenden wird jede Eristenzberechtigung abgesprochen. Die „klassische" Luft, in der Schiller und Goethe atmeten, war erborgt, bleich und international. Wir besitzen noch keine großgeistige Dichtung, die „von der Wurzel bis zum Gipfel urdeutscher Art" ist. und müssen noch des deutschen Rassedichters harren. Der Verfasser ist mit den deutschen Kunstschöpfungen, die ihm deutschgermanische Art zu wenig widerzuspiegeln scheinen, wenig zufrieden und ihm ist nicht leicht etwas recht zu machen. Wo er aber etwas zu loben findet, wie an der deutschen Philosophie und Musik, da tut er es weniger aus wissenschaftlichen, sittlichen oder künstlerischen Gründen, sondern vor allem, weil es der Rassenindividualität zu entsprechen scheint. Dieser unserer Naturanlage gerecht zu werden ist das Höchste, was wir erreichen können. Wenn dieser nationale Subjektivismus so klar wie an einigen Stellen nicht immer auch an anderen hervortritt — der sich nach außen ganz abschließende Nationalismus wird verpönt —, so liegt das an der Unklarheit der philosophischen Voraussetzungen.

Diese Voraussetzung finden wir jedoch klar ansgesprochen bei dem Heidelberger Religionsphilosophen Ernst Troeltsch, und hier tritt uns ihr empirischer Charakter nicht sowohl im Gewande des Naturalismus, als vielmehr des Historizismus entgegen. Troeltsch sagt es klar heraus, daß „jedem Volk durch seine Art und geschichtliche Lage die Sonderart seines Geistes gesetzt ist". Die irrationalen geschichtlichen Bedingungen haben das deutsche Wesen gestaltet, wie es nun einmal ist. Für Fichte war die Deutschheit mehr ein Vernunftbegriff. Der deutsche Geist war ihm identisch mit der allgemeinen Menschheitsvernunft. So konnte er in ihn ohne weiteres die hehren Ideale der Wissenschaft, der Sittlichkeit hineinlegen, konnten deutsches Nationalgefühl und philosophischer Idealismus dasselbe bedeuten. Von diesem Nationalismus will Troeltsch nichts wissen. „Wir können heute nach den Erfahrungen von hundert Iahren politischer, wirtschaftlicher, technischer und philosophischer Arbeit nicht so einfach vom Geiste

allein ausgehen und seine besonderen historischen Entwicklungsbedingungen in der Lage eines Iahrhunderts der Neugründung des deutschen Staates nicht so völlig außer acht lassen." So wird der Begriff der Deutschheit lediglich an der geschichtlichen Gegebenheit gemessen. Als eine streng gegebene, unverrückbare Tatsache, der er ist, haben wir kein Recht, den deutschen Geist nach Vernunftprinzipien zu konstruieren. Und wie kein Volk, so kann auch das deutsche nicht aus der Individualität seines geschichtlich bedingten Sonderwesens herausgelangen. Von einer alle Kulturnationen umfassenden kosmopolitischen Weltvernunft, einem allgemeinen Europäertum kann nicht gesprochen werden. Kein Volk vermag anders als aus seinen eigenen Grundlagen zu schöpfen. Hier liegt der Grund, warum die Völker einander so schwer, ja gar nicht verstehen. Auch wir können nicht heraus aus unseren Schranken. „Kein Einzelner kann alle Möglichkeiten des Geistes erschöpfen, weil die Entfaltungsbedingungen und die von ihnen ausgehenden Richtlinien jedesmal verschieden sind und insbesondere weil von Hause aus die geheimnisvolle individuelle Sondereigentümlichkeit des Geistes selbst ihm leine eigene Art und sein eigenes Gesetz vorschreibt." Damit wird der Gedanke, der Fichte geleitet hatte: den deutschen Geist als d e n Geist, die Vernunft schlechtweg zu begreifen, seinen Namen hoch über aller erdgeborenen Sonder- und Abart an die Sterne zu heften, in Wahrheit aufgegeben. Darüber kann auch manche Unklarheit des Gedankengangs nicht hinwegtäuschen, vor allem auch nicht die äußerliche Tatsache, daß Troeltsch in Einzelheiten der Bestimmung deutschen Wesens zu einer rein materialen, also für das Grundproblem belanglosen Übereinstimmung mit Fichte kommt. Der Grundgedanke ist eben dahin. Nicht ein absoluter, für alle Völker und Zeiten gültiger Wert, sondern eine Relativität, ein geschichtlich beschränktes Individuum neben vielen anderen: das ist der deutsche Geist. „Er ist unser unabwendbares und unabänderliches Schicksal." Damit wird der nationale Relativismus zum Fatalismus. „Werde, was du bist!" Dies Gebot gilt nicht nur für den Deutschen, sondern ebenso für den Ausländer. Dieser Unglückliche wird damit vom deutschen Geiste, den er niemals von Grund aus erfassen und sich innerlich aneignen kann, ausgeschlossen. Aber wer sagt uns, daß er unglücklich ist? Vielleicht steht sein Geist höher als der unsere, der in seiner historischen Beschränktheit die Herrlichkeiten jenes nur nicht nachempfinden kann. Vielleicht aber ist jede Höherwertung irrig und bedeutet ein Volksgeist nicht mehr als der andere auch.

Diese Konsequenzen des Naturalismus wie des Historizismus münden in eine quietistische Weltanschauung. Wenn der deutsche Geist nur Natur ist, so braucht uns um seine Erhaltung nicht zu bangen. Denn wir können aus unserer Rassenanlage nicht mehr herausholen, als darin liegt; und andererseits muß mit der Notwendigkeit der Naturkausalität alles zum Vorschein kommen, was in ihr keimhaft angelegt ist. Und wenn der deutsche Geist nur Geschichte ist, so ist seine Eristenz von unseren Gedanken, die wir uns über ihn machen, ebenso unabhängig.

Denn seine Entwicklung ist ja noch nicht zu Ende; und wer will die Tugenden oder Laster, die sich im deutschen Volke etwa noch zeigen werden, nicht ebenso gut als „deutsch" bezeichnen wie seine bisher sichtbaren Eigenschaften? Wenn das Deutschtum ein naturwissenschaftlicher oder ein geschichtswissenschaftlicher Begriff ist, nicht anders als das Serbentum oder das Kafferntum auch, so ist tatsächlich fein Grund ersichtlich, warum wir uns noch besonders um unser nationales Selbst, um die Wahrung unserer Eigenart zu bemühen, ja warum wir diese überhaupt zu kennen brauchen, da wir ja doch ohnehin, wir mögen uns verhalten, wie wir wollen, mit natürlicher bezw. geschichtlicher Notwendigkeit Deutsche, Serben oder Kaffern bleiben müssen. Und alle unsere Mühe kann uns nicht zu „besseren" oder „schlechteren" Deutschen machen, weil wir unsere subjektiven Wertungen nicht an die wissenschaftlichen Begriffe heranbringen dürfen. Auch sind die geschichtswissenschaftlichen Begriffe keiner Steigerung fähig. Romulus Augustulus ist nicht weniger römisch als Iulius Cäsar, Luther in diesem Sinne nicht „deutscher" als Kaiser Karl V. Alle sind nur gleichberechtigte und gleich unerläßliche Faktoren in dem jeweiligen geschichtlichen Gesamtbilde des Römertums bezw. Deutschtums.

Aber in diesem Bilde werden wir unmöglich das wiedererkennen, was wir meinen, wenn wir von „Deutschheit" reden. Da hebt sich die Brust und leuchtet das Auge, wo auf der anderen Seite die korrekte wissenschaftliche Betrachtung jede Teilnahme, jedes parteiische Interesse verbietet. Nicht in geschichtlichem Sinne reden wir von Goethes Deutschtum und meinen ein von Grund aus anderes, als das Nicolais oder Ifflands. Wir meinen auch nicht einen Typus im naturwissenschaftlichen Sinne, keinen arithmetischen Mittel- oder Zentralwert als mathematische Resultante aus den verschieden gerichteten Einzelzügen, sondern eine nach idealen Gesichtspunkten veranstaltete Blütenlese besonders erwählter geistiger Eigenschaften, die sich zu der Einheit eines herrlichen Charakterbildes zusammenschließen. Keine photographisch getreue Nachbildung also, keine Kopie der Wirklichkeit, sondern eine Konstruktion, eine Abstraktion, wenn man will, ist unsere Idee der Deutschheit, ein Ideal, das nirgends bisher restlos verwirklicht worden ist, sondern erst verkörpert werden soll. Erst dadurch, daß sie kein fertiges Sein, sondern ein Sollen, nicht gegeben, sondern aufgegeben ist, wird sie zum Gegenstand unserer geistigen Aktivität und hilft allen Quietismus und Fatalismus überwinden. Und nicht das natürliche oder geschichtliche Volkstum überhaupt, das jedem Mitglied des Volkes, dem edelsten wie dem erbärmlichsten, in gleicher Güte und Stärke zukommt, sondern nur ganz bestimmte Teilinhalte des Volkscharakters erfüllen das Ideal. Ia auch Eigentümlichkeiten ganz fremder Völker müssen das Idealbild vervollständigen. Das Prinzip aber, nach welchem die bestimmten Einzelzüge ausgewählt oder verworfen werden, kann nun nicht wieder ein nationales, kann nicht das Deutschtum sein. Das wäre ein sträflicher Zirkelschluß. Es kann weder der physiologischen noch der geschichtlichen Er-

fahrung entnommen werden, sondern ist rationaler und zwar ethischer Natur. Das Prinzip ist ein sittliches, und reiner sittlicher Vernunftgehalt erfüllt die Idee der Deutschheit.

Wie wenig diese Idee tatsächlicher Erfahrung entnommen ist, trotzdem die Naturalisten und manche Historiker dies glauben, beweist wohl am besten die Kritik, die sie an der tatsächlichen, roh-natürlichen Eigenart unseres Volkes üben. Unwillkürlich verraten sie damit, wie wenig die bloße Wirklichkeit ihrem Ideal genügt, das sie ganz wo anders her entnehmen. Alle wissen sie von „Schattenseiten" der deutschen Eigenart zu erzählen. Vor allem wird da des „Erblasters" der Deutschen, der Fremdländerei, gedacht. Sie ist deutsch, wenn wir geschichtlich, sie ist es nicht, wenn wir sittlich urteilen und das Ewig-Deutsche, das Ideal-Deutsche im Auge haben. Denn wir sollen die natürliche Gegebenheit, obwohl sie rasseecht ist, in uns überwinden, das Nur-Geschichtliche in uns ertöten, um zum Geistigen zu gelangen. Scharfe Geißelung erfahren ebenso der Bureaukratismus, der Kastengeist, die Abschließung der Stände, und Troeltsch besonders weiß zu klagen über das laute Emporkömmlingswesen, das Säbelrasseln und Prahlen, über Mammonsdienst, Zanklust und manches andere. In hunderterlei Art bleibt nach ihm der Deutsche hinter der Idee seines Wesens zurück. Man freut sich, auch diesen Denker mit der naturgegebenen, geschichtlichen Individualität nicht zufrieden zu sehen. Diese Bewertung der bloßen Gegebenheiten schließt ja keineswegs aus, daß auch wir die gesunden schon vorhandenen Grundlagen unseres Volkskörpers anerkennen und bereits in der Vergangenheit Vorbilder und Beispiele antreffen. Aber gerade diese Tatsache, daß wir etwas zum Vorbild nehmen, ist schon keine passive Betrachtung von Natur und Geschichte mehr, sondern hochgradige geistige Aktivität. Auch vom Volksgeist gilt Rückerts schöner Vers:

Ein Säugling ist der Geist,
Natur ist seine Amme.
Sie nährt ihn, bis er fühlt,
Daß er von ihr nicht stamme.

Wir ahnen, wie wenig das Gerede von Individualität und Eigenart haltbar ist. Nicht als ob diese nicht auch einen Wert darstellte, der für die Erfüllung sittlicher Forderungen nutzbar zu machen ist. Aber eben nur diese Rolle eines Mittels darf sie spielen. Niemals ist sie Selbstzweck. Wahrhaftig sein, heißt nicht: seine Individualität anbeten. Als natürliche Gegebenheit steht diese jenseits von Gut und Böse. Was für den Einzelmenschen schon lange als sittliches Gebot erkannt ist: die Überwindung seines natürlichen Ichs, um zur Persönlichkeit zu werden, das „Stirb und werde!" gilt ebenso auch für die Völkerindividualitäten. Wäre dem nicht so, dann würde die gerade jetzt so geforderte Unterordnung des Einzelnen unter den Gedanken einer idealen Volks-

gemeinschaft vielmehr zu einer knechtischen Unterwerfung einer Individualität unter eine andere werden. Die Persönlichkeit des Deutschtums aber ist der alle selbstgefälligen Schrullen durchbrechende Universalismus des Geistes.

Gewiß sind die prinzipiellen Völkerindividualitäten unauflösliche Gegensätze. Aber ihre Verknotung soll gar nicht, wie mancher Deutsche zu glauben scheint, gelöst, sondern durchhauen werden. Weder der einzel-menschliche, noch der volkliche Partikularismus taugt zur Richtschnur des Handelns. Denn vom Standpunkt der bloßen Erfahrung ist eine Individualität so viel wert wie die andere und wüßten wir keinen Grund, warum wir gerade unsere bisherige festhalten sollten. Es müssen doch universale, allgemeinmenschliche, übernationale Züge in dem Bilde vom unvergleichlichen deutschen Geist der Grund sein für dessen Höchstschätzung. Damit wird dieser Geist nicht in eine „erborgte, bleiche, internationale" Luft versetzt, wie v. Delius fürchtet, womit er übrigens dem von ihm gemeinten klassischen Bildungsideal Unrecht tut. Internationalismus im Sinne der bloßen gegenseitigen Annäherung der Völkerindividualitclten auf einer verwässerten mittleren Linie wäre allerdings charakter- und wertlos. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn das sicher umgrenzte und fest umrissene Idealbild der Deutschheit eine „Internationalität", eine Weltangehörigkeit zwar nicht im Sinne des rohen, gegebenen Seins, sondern der ideellen Gültigkeit beansprucht. Dieser Anspruch auf universale, kosmopolitische Geltung würde die nun einmal bestehenden Schranken der Völkerindividualitäten nicht berühren, wohl aber alles vernichten, was im letzten und tiefstmenschlichen Sinne den Menschen vom Menschen trennt, und so eine Annäherung an den Ausländer, doch nicht als Ausländer, herbeiführen. Ohne diesen Anspruch auf ausnahmslos allgemein-menschliche Geltung für alle Völker und für alle Zeiten können wir unser Ideal von der Deutschheit nicht denken. Der engherzige Nationalismus ist in diesem Sinne so undeutsch wie möglich.

Daß die Betonung der bloßen nationalen Eigenart die hohen Zwecke der Humanität geradezu vereiteln kann, daß der Patriotismus erst von anderen Gebieten her seine Weihe empfängt und andere Völker niemals in ihrem Kulturlauf hemmen darf, prägen uns Adolf Lasson wie Hermann Cohen ein („Über das Eigentümliche des deutschen Geistes"). Der letzte geht sogar so weit, diejenige Eigentümlichkeit eines einzelnen Volksgeistes für eine schlechte zu erklären, die sich nicht auch vor dem Universalgeist der Menschheit legitimiert. Mit scharfen Worten verwirft Lasson den Naturalismus und Materialismus, der das Deutschtum in der physiologischen Konstanz der Rasse sucht. Wir Deutschen sind keine Rasse; „nicht das Natürliche, das Geistige macht den Deutschen". Die Eigenart seines Nationalitätsbegriffes erhellt daraus, wo er sie suchen will: nicht in den kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens, nicht in dem banalen Alltag; sondern auf den Höhepunkten unseres Daseins, „in den großen Äußerungen des Lebens" und bei den großen schöpferischen Geistern, wie wir hinzu-

fügen, ist die Deutschheit zu finden. Damit hat sich auch Lassons Begriff trotz alles historischen Drum und Dran als eine ideale Konstruktion erwiesen. Und Cohen betont, daß unsere Handelsinteressen nicht unser geschichtliches Recht erfüllen. Beide Denker aber weisen auf die geistesgeschichtliche Kontinuität hin, die uns mit dem Hellenentum und der christlichen Ideenwelt, nach Cohen auch mit dem Prophetismus des Alten Bundes verbindet, — eine Kontinuität von einer Geschlossenheit und Vollständigkeit, welche die Totalität philosophischer, überhaupt geistiger, Ideen, ihre Gegensätze und ihre Überwindung lückenlos in sich enthält, so daß die deutsche Philosophie in idealer Reinkultur die Verkörperung der Deutschheit, die Universalität ideal- und allgemein-menschlicher Interessen widerspiegelt und den Ausdruck des Menschengeistes darstellt.

Niemand aber hat so das Ideal der Deutschheit zugleich als das Ideal der Menschheit dargetan wie der Philosoph Hermann Cohen. Und dies besonders in dem Sinne, daß die Idee der Menschheit in der der Deutschheit ihre Heim- und Pflegestätte besitzt. Dieser Universalismus idealer Humanität kommt in der gewaltigen Kapazität für die Stoffaufnahme zum Ausdruck, indem alles menschlich Allgemeine anderer Völker vom deutschen aufgesogen wird. Ganz besonders charakteristisch ist er für die Philosophie, wie sie in Hellas und Deutschland von je verstanden wurde: nicht als eine „aparte Provinz im menschlichen Geiste", sonderu als ausnahmslose Durchdringung, Vergeistigung aller Gebiete der Kultur. So kommt es zum Forschen nach den Zusammenhängen der Kultur, so zum Postulat der Einheit der Kultur, wie es bereits Nikolaus von Kues für Erkenntnis, Religion und Kirchenpolitik vertrat und wie Kant es für die ganze theoretische Philosophie erfüllte. Denn die Frage nach der Einheit ist eine Frage der Vernunft als des Organs der idealen Menschheit. Und ganz dem gleichen ideal-deutschen Idealismus begegnen wir auch in der Entwicklung der sittlichen Geistigkeit über Luther zu Kant. Das Recht auf persönliche Gesinnung und eine individuelle Gedankenwelt, die Freiheit des sittlichen Denkens und des Gewissens sind die Kennzeichen dieses deutschen Geistes. Nicht auf den Einzelmenschen, auf die Psychologie der Affekte und der Glückseligkeit hat Kant eine subjektivistische Ethik gegründet; sondern die Idee des Vernunftwesens, d. h. der allgemeinen, ausnahmslosen Menschheit, wird der Inhalt der praktischen Vernunft. Die grundsätzliche, unversöhnliche Scheidung zwischen dem nach Glück gierenden Sinneswesen als dem Menschen der Erfahrungswelt und der Menschheit als der Verkörperung der Vernunft: das ist das Fundament des kategorischen Imperativs. Die Idee der Menschheit i st das moralische Gesetz. Und diese Mensch heit ist in jeder Person die Persönlichkeit. So gewinnt der Mensch eine Würde, nicht den bloßen Wert einer Ware, eines Instruments zur Vermehrung des Nationalreichtums; er ist Selbstzweck. Noch vor der französischen Revolution fand Kant diese Bestimmungen, die wir in dem Bilde der Deutschheit nicht mehr missen mögen.

-

„Die reine Menschenliebe, gegründet auf den reinen Gottesglauben" — unser Denker zeigt sie uns auf den Höhen der deutschen Malerei, Dichtkunst und Musik. Das deutsche Antlitz, das Dürer schaffen will, malt er nach dem Bilde Christi. In der „Marienbader Elegie" verklärt sich die Frommheit der Menschenliebe zur Gottessehnsncht. Und das gleiche erhabene Thema erfüllt Beethovens Neunte Symphonie und Mozarts „Zauberflöte": der Glaube an den ewigen Frieden der Menschheit, die religiöse Menschenliebe, das Bekenntnis der sozialen Ethik.

Ist es somit ein rein geistiges Band, das uns mit den Geistern der Vergangenheit, aber auch mit unseren aus den verschiedensten Rassen stammenden Volks- und Bundesgenossen der Gegenwart zu einem einigen Kulturbewußtsein verbindet, erweist sich dieses als unabhängig von aller zufälligen anthropologischen Grundlage, so braucht uns nicht die Sorge um das Fortleben ideal-deutschen Geistes zu umfangen. Wir wissen, daß die Völker, ebenso wie die Personen, einmal sterben müssen. Auch dem deutschen Volke wird mit Naturnotwendigkeit einst die Todesstunde schlagen, wie sie dem hellenischen und dem israelitischen einst geschlagen hat. Aber das Unsterbliche beider hat ihren leiblichen Tod überdauert. Darum sollen wir mit dem materiellen Volkskörper schlechtweg nicht Götzendienst treiben. Der Neu-Grieche, der moderne Iude besitzen den ewigen Kern des hellenischen, des jüdischen Geistes nicht in einem besonderen Sinne. Diese ewigen Offenbarungen gehören der ganzen Welt, sie sind in jedem wahrhaft Gebildeten lebendig, führen in ihm nicht bloß ein totes Dasein geschichtlichen Wissens. So wird auch einst nach dem unvermeidlichen, hoffentlich noch in weiter Ferne stehenden Ende unseres Volkes und Staates die Deutschheit, die Idee der Menschheit, weiterleben und von einem jüngeren, uns geistesverwandten Geschlecht in gleichem Sinne systematisch weiter- und fortentwickelt werden. Dann wird die mit dem hellenischen Geistesfrühling begonnene Kette geistesgeschichtlicher Kontinuität, welche unsere Denker fortsetzten, als die Summe der heiligsten Güter des Menschengeschlechts bis in fernste Zeiten hinübergrüßen.

O. Sperber:

Deutschlands Nachrichtendienst.

Der europäische Krieg hat Deutschland bewiesen, wie unendlich wichtig ein geordneter, zuverlässiger und vor allen Dingen unabhängiger Nachrichtendienst für jedes moderne Staatswesen ist. Materielle und ungeahnte ideelle Verluste hat Deutschland durch das Fehlen eines solchen Nachrichtendienstes während dieser Zeit erlitten. Es war zweifellos eine bedauerliche Kurzsichtigkeit aller daran interessierter Kreise, welche derartige Zustände verschuldet und jahrelang geduldet haben. Die deutschen Handels-, Industrie- und Wirtschaftskreise hätten schon längst dafür sorgen müssen, daß Deutschland über einen zweckmäßigen und unabhängigen Nachrichtendienst verfügen konnte. Gerade diese Kreise haben schon vor dem Kriege oft genug die unangenehmen Erfahrungen sammeln müssen, daß wichtige Nachrichten für sie von Reuter in London oder Havas in Paris absichtlich zurückgehalten wurden und dann zu spät zur Kenntnis der deutschen Interessenten gelangten. Vielfach war es diesen dann auch nicht mehr möglich, mit den englischen und französischen Interessenten konkurrieren zu können. Mit Recht sucht man daher heute schon nach Mitteln und Wegen, um einen, allen modernen Anforderungen entsprechenden Nachrichtendienst für Deutschland zu schaffen.

Was aber über diese Pläne bisher zur weiteren Kenntnis gekommen ist, läßt leider wenig Hoffnung, daß durch diese das erwünschte Ziel erreicht werden kann. Der Kardinalfehler aller dieser Pläne ist der, daß man sich darauf versteift, einen allen umfassenden Nachrichtendienst zu schaffen, welcher Handel, Industrie, Börse, Politik und Neuigkeiten von allgemeinem Interesse für die Presse umfassen soll. Vor allen Dingen müssen daraus zwei voneinander ganz unabhängige Abteilungen geschaffen werden und zwar:

1. eine Abteilung für Politik, Börse und Neuigkeiten von allgemeinem Interesse und
2. eine solche für Handel und Industrie.

Die erste Abteilung muß aus verschiedenen Gründen privater und unabhängiger Natur, die zweite hingegen sollte Sache der Regierung sein. Etwas Ähnliches besteht ja heute bereits in Verbindung mit dem Auswärtigen Amte, welches ja für diese Zwecke die „Nachrichten für Handel und Industrie" herausgibt.

Daß diese amtliche Stelle, in ihrer heutigen Aufmachung und Leistungsfähigkeit, den berechtigten Forderungen des Handels und der Industrie schon längst nicht mehr gerecht wird, beweisen die fortlaufenden Klagen aus den daran interessierten Kreisen, wie auch die sich jetzt so deutlich bemerkbar machenden Bestrebungen derselben, sich davon unabhängig zu machen. Immerhin ist aber bereits eine

Grundlage vorhanden, auf welcher der Nachrichtendienst für die zweite Abteilung ausgebaut und vor allen Dingen modernisiert werden kann.

Hierbei können nun zwei Wege eingeschlagen werden, und zwar indem man die heute bestehende Regierungsstelle, vielleicht nach nordamerikanischem Systeme, ausbaut, und so dadurch leistungsfähiger gestaltet. Zum näheren Verständnis sei nachstehend die Organisation der amerikanischen Abteilung für den auswärtigen Handel näher erklärt:

Diese Abteilung gibt täglich die einlaufenden amtlichen Berichte der Konsulate, Handelssachverständigen und Spezialagenten, ganz oder teilweise bekannt. Zumeist lauten diese Bekanntmachungen ungefähr wie folgt:

Gas- und elektrische Apparate, Ersatzteile etc. Nr.

15 600. Ein amerikanischer Konsulatsbeamter in Südamerika meldet, daß eine zahlungsfähige, solide Firma in seinem Distrikte mit amerikanischen Fabrikanten dieser Branche in Verbindung zu treten wünscht. Kataloge und Korrespondenz können in englisch sein, doch wird spanisch bevorzugt.

Interessenten wenden sich daraufhin unter Angabe der Ordnungsnummer an die amtliche Handelsabteilung und empfangen dann die näheren Einzelheiten, wie Kreditwert der Firma usw. Ausführliche Rapporte mit allen Einzelheiten werden von der amtlichen Stelle nur als sogenannte „vertrauliche Zirkularmitteilungen" an Firmen abgegeben, welche darum ersuchen oder als dafür interessiert bei der Amtsstelle vorgemerkt sind. Die Listen der Fabrikanten und Geschäfte liegen bei der Amtsstelle vor. Ieder Fabrikant, Bankier oder Geschäftsmann hat nur notwendig, anzugeben, für welche Branchen er besonderes Interesse hat. An der Hand dieser Angaben wird eine Karte für jede einzelne ihn interessierende Branche ausgeschrieben und in die betr. Abteilung eingereiht. Läuft nun eine Anfrage, Auftrag oder Nachricht ein, für welche der Angemeldete Interesse hat, so empfängt er aus der betr. Abteilung umgehend ein vertrauliches Zirkularschreiben. Angenommen eine Firma ist als Interessent von Lastwagen, Automobilen, Göpelwerken und Dampfpflügen angemeldet, so empfängt sie, unabhängig voneinander, aus den verschiedenen Abteilungen dann die vertraulichen Zirkularschreiben.

Bei ganz wichtigen Vorgängen haben die Konsulate, Handelssachverständigen und Spezialagenten die Verpflichtung, die amtliche Handelsabteilung in Washington mittelst ausführlichen Kabelberichtes zu verständigen; diese werden dann zumeist umgehend den daran interessierten Firmen per Telegramm mitgeteilt, so daß diese also ohne Zeitverlust in den Besitz der Nachrichten gelangen. Handelt es sich nun um ganz große Objekte, für welche nur verhältnismäßig wenige Firmen in Betracht kommen, so wird ein Beamter zu diesen entsandt, um mündlich darüber zu berichten. Dieser Beamte führt zugleich Pläne, genau detaillierte Beschreibungen, kurz alles Wissenswerte über das Objekt mit sich, um den

Interessenten die genauesten Einzelheiten anzugeben. Dies Verfahren kommt hauptsächlich bei Hafenbauten, Anlagen von Eisenbahnen und sonstigen großen Objekten in Anwendung.

Die amtliche Handelsstelle verfügt über ein Netz von Filialen im Lande, welche nicht nur regelmäßig alle Berichte empfangen, sondern auch die notwendigen statistischen Angaben, sowie zumeist Musterlager zur Verfügung des Publikums besitzen und je nach Bedarf vermehrt werden.

An regelmäßigen Publizierungen werden von der amtlichen Handelsstelle ausgegeben:

1. Die täglich erscheinenden Konsularrapporte.
2. Spezialberichte der Handelssachverständigen.
3. Berichte der Spezialagenten.
4. Die Liste der im Lande auf Urlaub befindlichen Konsuln nebst Adresse, um Interessenten Gelegenheit zu geben, mit diesen in persönliche Verhandlungen zu treten.
5. Berichte über gesuchte Regierungslieferungen.
6. Berichte über Zollabänderungen, Konsulatsvorschriften und Eintragung von Handelsmarken im Auslande.
7. Statistische Berichte über den Außenhandel des Landes.

Aus leicht begreiflichen Gründen sind, besonders die Konsulatsberichte, nicht immer ganz einwandsfrei, was ja auch weiter nicht zu verwundern ist, denn auch die amerikanischen Konsuln sind weder Universalmenschen, noch verfügen sie alle über die, für eine genaue Berichterstattung notwendige wirtschaftliche, technische und kaufmännische Vorbildung. Aus diesem Grunde allein schon ist es zweifellos viel zweckmäßiger für Deutschland, anstatt das vielseitige und ausgedehnte Arbeitsfeld der Nachrichtenerstattung den Konsulaten zu überlassen, Handelskammern an den Hauptplatzen im Auslande zu schaffen, welche außer dieser Berichterstattung auch noch in vielen anderen Hinsichten dem deutschen Handel sehr schätzenswerte Dienste leisten und die Konsulate zugleich bedeutend entlasten würden. Die in Deutschland bestehenden Handelskammern könnten dann zugleich als Weiterverbreiter der gesammelten Berichte dienen. Iedenfalls würde dadurch ein Nachrichtendienst für Handel und Industrie geschaffen werden können, welcher nicht nur den heute bestehenden an Zuverlässigkeit und Schnelligkeit weit überträfe, sondern auch fach- und fachlich bedeutend leistungsfähiger wäre, als der bestehende und der, welcher jetzt durch Privatinitiative ins Leben gerufen werden soll.

Was nun den Nachrichtendienst für Politik, Börse und Neuigkeiten von allgemeinem Interesse für die Presse anbelangt, so erfordert dieser wieder eine ganz andere Organisation und Vorbedingungen. Um einen einflußreichen, modernen Nachrichtendienst aus dem Auslande nach Deutschland und von Deutschland nach

dem Auslande zu errichten, ist es notwendig, erst in Deutschland eine solide Grundlage dafür zu schaffen. Mit anderen Worten, die deutsche Presse selbst muß sich erst reformieren, und zwar in dem Sinne, daß sie sich großzügiger gestaltet, und die bisher an erster Stelle stehende kleinliche Parteipolitik mehr in den Hintergrund rücken. Zweitens muß eine Nachrichtenzentrale geschaffen werden, die Nachrichten in Deutschland sammelt, um sie nach dem Auslande abzugeben, sowie Nachrichten aus dem Auslande empfängt, um diese in Deutschland zu verbreiten. Diese Nachrichtenzentrale darf auch nicht als reines Geschäftsunternehmen betrieben werden, wie dies heute bei dem Wolff-Büro so ausgesprochen der Fall ist. Sie muß auf einer kooperativen Basis beruhen, d. h. die Zeitungsverleger haben dafür zu sorgen, daß die Zentrale in jeder Beziehung unabhängig dasteht. Ihr Hauptzweck muß sein, Nachrichten zu geben und zu sammeln, ohne Rücksicht auf kapitalistische oder politische Sonderinteressen einzelner Parteien oder Personen. Ieder Zeitungsverleger hat es dann ja in der Hand, die ihm durch die Zentrale gelieferten Nachrichten seinem Leserkreise und Zwecken entsprechend zu verwerten. Mit einer solchen Nachrichtenzentrale würden die in- und ausländischen Regierungen, Diplomaten, Finanzkreise usw. nur zu gerne bereit sein, Hand in Hand zu arbeiten, da ihnen dadurch die Sicherheit geboten ist, daß wilde Nachrichten nicht so leicht in die Welt gesetzt werden können, für welche später niemand verantwortlich sein will, wie dies leider heute noch häufig der Fall ist. Durch die verantwortliche Leitung der Nachrichtenzentrale würde sich ebenso leicht erreichen lassen, daß sorgfältig durchgearbeitete Pläne, für nationale Zwecke, von sensationslüsternen Publizisten nicht leicht durchkreuzt und die Fenster eingeworfen werden können, für welche, nach Bismarcks Ausspruche, die Völker dann die Kosten bezahlen müssen.

Unsinnig und geradezu gefährlich ist es, Pläne dabei zu verfolgen, welche darauf hinauslaufen, eine solche Nachrichtenzentrale mit einer Anzeigenvermittlung verquicken zu wollen, wie dies letzthin verschiedentlich geplant worden ist. Die Vorteile, welche sich diese Ideeninhaber von solcher Anzeigenvermittlung versprechen, im Sinne einer Anzeigenpatronage, werden sich nie erfüllen und schließen außerdem eine Riesengefahr für das Unternehmen selbst in sich ein. In erster Linie würden sämtliche Anzeigenagenturen des In- und Auslandes solche Pläne von Anfang an sehr energisch und wahrscheinlich auch recht erfolgreich bekämpfen. In zweiter Linie kann es sich doch dabei auch nur lediglich darum handeln, etwa nicht Order parierenden Zeitungen die Anzeigenpatronage zu entziehen, oder diesen mit solcher Entziehung zu drohen. Ganz abgesehen von der durchaus verwerflichen Moral, die nun einmal eine solche Handlungsweise in sich einschließt, kommt dabei in Betracht, daß praktisch folgendes Endresultat herauskäme: Angenommen, einer bedeutenden Zeitung sollte aus einem oder dem anderen Grunde die Anzeigenpatronage entzogen werden, und erhält eine dementsprechende Mitteilung. In tausend gegen einen Fall würde diese Zeitung sich

schleunigst mit dem stärksten Konkurrenten des betr. Inserateninhabers, der ihm mit der Entziehung der Anzeige droht, in Verbindung treten. In der weitaus größten Mehrzahl ginge der Konkurrent nur zu willig auf die gemachten Vorschläge ein, welche zumeist darin bestehen würden, daß dieser den gleichen Platz übernimmt, und anstatt des Inserates einfach den Sachverhalt genau publizieren ließe. Die Folge davon kann sich wohl jeder leicht selbst ausmalen. Die Nachrichtenzentrale liefe also bei Durchführung dieser Anzeigenpatronage lediglich große Gefahr, sich mit ihren eigenen Plänen vom kaum entstandenen Leben zum schnellsten Tode zu befördern.

Die einzige Möglichkeit eines unabhängigen, zuverlässigen und sachlich einwandsfreien Nachrichtendienstes von Deutschland nach dem Auslande und vom Auslande nach Deutschland ist die, wenn die ersten deutschen Zeitungsverleger sich zu einem Verbande für diesen Zweck zusammenschließen. Zur Errichtung eines solchen Nachrichtendienstes sind nun allerdings nicht geringe Mittel unumgänglich notwendig, welche sich aber trotzdem im Bereiche der Möglichkeit bewegen. Da den Zeitungsverlegern selbst vielleicht die finanziellen Kräfte nicht zur Verfügung stehen, so können zur Aufbringung derselben sowohl die Börsen-, Finanz-, Hau» dels- und Industriekreise mit herangezogen werden, denn im Interesse dieser aller liegt es, einen guten eigenen Nachrichtendienst für Deutschland zu besitzen. Die heute benötigten Mittel dafür sind schon aus dem Grunde relativ hohe, da die neue Nachrichtenzentrale von Beginn an gleich mit den bestehenden alten, wie Reuter, Havas, Wolff usw., konkurrieren muß, und es ihr nicht möglich ist, wie den vorher Erwähnten, sich langsam aus eigener Kraft heraus zu entwickeln. Viel zur Erleichterung, Verbilligung und Vereinfachung des Nachrichtendienstes dürfte die fortschreitende Entwicklung der drahtlosen Telegraphie beitragen. Dadurch fallen die schwierigen und auch ungemein kostspieligen Kabellegungen fort, welche in der Gesamtheit zweifellos ein bedeutend höheres Anlage- und Betriebskapital erfordern, als eine drahtlose Verbindung.

Ob nun Kabel- oder drahtlose Verbindung dazu benutzt wird, ist schließlich gleich und nur eine reine Kostenfrage; sicher ist jedenfalls soviel, daß Deutschland eines neuen leistungsfähigen und unabhängigen Nachrichtendienstes dringend bedarf, der es in wirtschaftlicher, wie auch politischer Hinsicht unabhängig macht, und, was die Hauptsache bleibt, ist, daß die Schaffung eines solchen Nachrichtendienstes in der Möglichkeit des Erreichbaren liegt. Im allgemeinen Interesse des gesamten Deutschlands liegt es, daß dem jetzigen Elende im Nachrichtendienste bald ein Ende bereitet wird, damit in Zukunft Schädigungen des deutschen Ansehens, wie auch der Wirtschaft und Politik, durch gewissenlose Preßreptilien, für immer unmöglich gemacht wird.

„Tagesgedanken" Gustav Motschmann
Dr. Gustav Motschmann (Brüssel):
„Tagesgedanken"
Ein Nachruf für Professor Dr. Iohannes Conrad.
Mitten in den großen Ereignissen der Gegenwart, die unsere Sinne
jetzt seit Iahresfrist so stark beherrschen und unsere Gedanken in
ganz andere Richtung gedrängt haben, ist mit Iohannes Conrad wieder
einer jener Männer dahingegangen, die, der ältesten Generation entstammend,
durch ihre reichen Erfahrungen und die Fülle ihrer Erlebnisse von
früheren Epochen her eine lebendige Verbindung knüpfen zu der gegen-
wärtigen Zeit, die ein so bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte
unseres Volkes geworden ist. Nach einer Wirksamkeit von vielen Iahrzehnten,
einer erfolgreichen Lehrtätigkeit von 42 Iahren an der Universität Halle-
Wittenberg, ist Iohannes Conrad am 25. April im Alter von 76 Iahren aus
einem arbeitsreichen Leben geschieden.
Wir empfinden in dieser Zeit, da große Veränderungen sich vollzogen haben,
neue sich vorbereiten, doppelt den Wechsel alles Zeitlichen und spüren mehr denn
je die Wirkungen des Gesetzes der Entwicklung, dem die Menschen wie die Dinge
unterworfen sind, die durch sie gestaltet werden. Aber unsere Trauer ist darum
nicht minder stark und nicht minder aufrichtig um den Heimgang dieses aus-
gezeichneten Mannes, der sein Leben mit allen Kräften genutzt hat für das
Fortschreiten unseres Landes und unseres Volkes. Der Tod solcher Männer
hinterläßt eine Lücke, die erst allmählich durch die Kräfte des Lebens geschlossen
wird, jene Kräfte, die unablässig bauen und zerstören, verändern und erneuern.
So werden eben solche Lücken schließlich wieder zur Quelle neuer Arbeit, und
die großen Persönlichkeiten, die in weite Reihen ihrer Zeitgenossen und die nach-
folgende Generation hinein reiche Saat ausstreuen, werden zum Mittelpunkt
neuer Bewegung und neuen Strebens. Damit erhält ihre Arbeit etwas Un-
vergängliches, und gerade aus ihrem Wirken wird offenbar, wie eng die
verschiedenen Phasen in der Geschichte eines Volkes miteinander verbunden sind,
wie sein Leben und seine Arbeit in organischer Einheit sich aufbauen und durch
alle zeitlichen Veränderungen hindurch sich fortziehen.
Solche Gedanken treten uns eben in diesen Tagen stälrker als sonst vor
das Bewußtsein. Draußen vor allem, wo jetzt Unzählige ihr Leben einsetzen
für des Reiches Ehre und Größe, als sei es selbstverständlich, daß der Einzelne
dem Ganzen sich zum Opfer bringe, in einer Weise, von der noch jüngst Sven
Hedin sagte, daß sie für ihn geradezu etwas Feierliches habe. Solche Gedanken
spiegeln sich in den Vorstellungen der Gegenwart überhaupt, die diesen gewaltigen
Kampf führt, gestützt auf eine große Vergangenheit und mit dem Willen und

der Zuversicht auf eine größere Zukunft, einen Kampf zur Verteidigung aller von früheren Geschlechtern erworbenen Güter, die mindestens unversehrt den Nachkommen überliefert werden sollen.
An den großen Erfolgen hat, wie alle urteilsfähigen Beobachter bestätigen, die geistige und sittliche Erziehung, die unserem Volke zur Gewohnheit geworden ist, einen großen Anteil, und jeder Einzelne dankt den besten Teil seiner Persönlichkeit den Lehrern und Erziehern, sei es in der Schule, auf der Universität oder im öffentlichen Leben. Es liegt viel Wahrheit darin, wenn jüngst von einem Frankfurter Lehrer, der inzwischen selbst den Heldentod erlitten hat, in seinem Bericht über Erlebnisse in Polen gesagt wurde, daß auch diesmal der Schulmeister den Sieg erringen half, ein Wort, das bei weiterer Fassung noch größere Bedeutung erhält. Die akademische Iugend ist in großen Scharen und mit starker Begeisterung zu den Fahnen geeilt, sie hat in harten Kämpfen ihre Feuerprobe bestanden, und in den denkwürdigen Oktober- und Novembertagen am Vserkanal wie anderwärts das Zeugnis jenes Heldengeistes abgelegt, wie er durch das Studium der Antike in ihr selber geweckt wurde.
So tritt eben in dieser Zeit, da die Dimensionen der Ereignisse so außerordentlich sich gesteigert haben, deutlicher denn in andern Tagen die Verknüpfung der Geschehnisse innerhalb der Entwicklung in Erscheinung, die Eingliederung der Generation und ihrer einzelnen Glieder in den großen Zusammenhang des Lebens einer Nation, das auch zeitlich über längere Perioden sich ausbreitet. Wir erkennen diesen Zusammenhang deutlich greifbar in den Formen staatlichen und wirtschaftlichen Lebens und zusammengefaßt durch das Werk fortlaufender geistiger Arbeit, wie sie uns in den großen Vertretern der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens am lebendigsten sich verkörpert.
Conrads wissenschaftliches und literarisches Wirken hat auch in weiteren Kreisen seine Spuren hinterlassen. Sein Name ist allgemein bekannt, weil er einer der Mitbegründer der neueren deutschen Nationalökonomie, sowie des Vereins für Sozialpolitik geworden ist. Er gehört zu jenem kleinen Kreis der großen Meister, die jetzt fast alle gleichzeitig den Abend ihres Lebens erreicht haben. Mit Adolph Wagner beginnend, der soeben seinen 80. Geburtstag gefeiert hat, setzt sich diese Reihe fort in seinem Berliner Kollegen Schmoller. der nur wenig älter ist, als der jetzt heimgegangene, ihm seinerzeit in Halle folgende Conrad, dann in Knapp, dem Straßburger Ordinarius, ferner in Leris, der nach langjähriger Tätigkeit in Göttingen kurz vor Conrad aus diesem Kreise geschieden ist, sowie in dessen dortigen Kollegen Gustav Cohn, bis zu Brentano, der Ende 1914 sein 70. Lebensjahr vollendete. Ihnen schließt sich dann unmittelbar der nur wenig jüngere Bücher an. So stehen sie alle in einem gesegneten Alter dicht nebeneinander. Es ist die große Eprck»e der nationalökonomischen Wissenschaft, deren Glanz sich in diesen Namen ver-

einigt. Sie verkörpern in ihrer zeitlichen Verbindung einen bedeutenden Abschnitt der politischen und wirtschaftlichen Geschichte unseres Landes und umschließen eine Fülle von Arbeit und Erfolgen, die errungen wurden auf dem Gebiet der Forschung in der erst recht eigentlich von ihnen geförderten Wissenschaft, wie durch eine umfassende Wirksamkeit im öffentlichen und sozialen Leben.
Es ist kein Zufall, daß alle einem Iahrzehnt entstammen, eine knappe Spanne nur gemessen am Leben eines Volkes. Gemeinsam sind sie in das Mannesalter getreten zu einer Zeit, da die Neugestaltung des Reiches die politische Grundlage schuf für die Entwicklung einer einheitlichen deutschen Volkswirtschaft, und da die ihrer selbst bewußt gewordene Nation ihre Kräfte nach allen Seiten zu gebrauchen strebte. Das Wachstum der Bevölkerung und die Ausdehnung des Reiches auch über seine Grenzen hinaus brachten ganz neue Aufgaben auf den weiten Gebieten der Agrar-, Handels-, Gewerbe-, Sozial- und Steuerpolitik.
Trotz mancher Gegensätze sind alle diese Männer durch gemeinsame wissenschaftliche Lebensarbeit verbunden, jeder von ihnen eine Persönlichkeit in ihrer Art.
Conrads Bedeutung liegt vor allem auf dem Gebiet des Agrarwesens, dem er, der selbst einer alten Gutsbesitzer-Familie aus Westpreußen entstammte, mit dem Verstand wie dem Herzen immer nahe blieb. Auf diesem Gebiet genoß er ein Ansehen, das nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern immer neue zahlreiche Schüler heranzog. Aber auch andern Problemen, wie der Entwicklung der Preise und dem großen Gebiet der Statistik, der er im Rahmen seines Grundrisses einen besonderen Band einräumte, hat er bis zuletzt die größte Aufmerksamkeit gewidmet in dem Bewußtsein, wie sehr eben diese Erscheinungen dauernde sorgfältige Beobachtung und Bearbeitung erfordern. Denn für die Erkenntnis der oft verwickelten Vorgänge unseres vielgestaltigen Wirtschaftslebens liefern sie eine der wichtigsten Grundlagen.
Neben seiner ausgedehnten Lehrtätigkeit — in der er nach seinem eigenen Wort die Hauptaufgabe seines Lebens erblickte — hat er die Herausgabe wertvoller Iahr- und Handbücher geleitet, die zu den wichtigsten Werken der Spezialliteratur gehören, und in denen die Hauptergebnisse der Forschung niedergelegt sind. Auch die in Form der volkswirtschaftlichen Chronik fortlaufend geführte Aufzeichnung der Ereignisse auf den verschiedenen Gebieten der politischen Ökonomie ist eine wertvolle Quelle für die wissenschaftliche Forschung geworden. Denn dadurch wird es möglich, große Zeiträume mit all ihren wechselnden Vorgängen auch nach längerem Abstand zu überblicken und jederzeit das Bild der Vergangenheit wieder lebendig zu machen, selbst dann, wenn es im raschen Lauf der zeitlichen Entwicklung vor der Erinnerung mehr und mehr versinkt. Von welchem Wert das ist, das tritt gerade angesichts der großen Ereignisse, die wir gegenwcirtig durchleben, deutlich in Erscheinung.
Die letzten Monate lehren uns auch eindringlich, wie sehr die wirtschaftliche

und besonders die politische Schulung nottut und wie für die Zukunft, in der die ganze Politik völlig neu zu orientieren sein wird, auch für die politische Ökonomie neue Perspektiven sich eröffnen. Als Wissenschaft umfaßt sie die weiten Gebiete des politischen und wirtschaftlichen Lebens, aber ihr Inhalt beschränkt sich nicht darauf allein. Durch die Geschichte hält sie enge Verbindung mit dem Laufe alles bisherigen Geschehens, auf dem auch sie weiter baut. Auf dem Boden eines Landes, der zum Sitz eines Volkes geworden, hilft sie den Bau des Staates formen und erweitern unter Benutzung jener wichtigen Instrumente, Sitte und Recht, die das Ganze wie seine Teile nach außen abgrenzen und nach innen gliedern — dies alles unter dem Einfluß der beständigen Veränderung, wie sie durch die mannigfachen Fortschritte der Technik bedingt wird. So zeigt sich in wenigen Worten schon, wie weit die Grenzen für die Wirksamkeit der politischen Ökonomie sich ausdehnen. Inmitten von Staat und Wirtschaft aber wirken die Menschen selbst, die beides geschaffen haben, und deren Handlungen nicht nur durch materielle Triebe, sondern auch von ethischen Rücksichten bestimmt werden. So ist das komplizierte Seelen- und Geistesleben durch tausend Fäden hineingewoben in die Institutionen, unter denen ein Volk lebt und ein Land sich entwickelt. Auch in der politischen Ökonomie offenbart sich der Zusammenhang aller Wissenschaften, und auch von ihr gehen die letzten Wurzeln auf den Urgrund aller Erkenntnis zurück.

Ein Mann wie Conrad hat das alles wohl erkannt, und aus guten Gründen hielt er für seine Person an der Verbindung der staatswissenschaftlichen Fächer mit der philosophischen Fakultät fest. Manche seiner Schüler danken ihm diesen Zwang zur systematischen Beschäftigung mit der Philosophie, ein Zwang, der auch hier zum Heil geworden ist. Erst kurz vor seinem Rücktritt, den dieser rastlos tätige Mann nur um wenige Monate überlebt hat, hat auch in Halle darin ein Wandel Platz gegriffen. Dabei ist er selbst von jeder Einseitigkeit immer frei geblieben. Mit einer umfassenden theoretischen Schulung, die er aus den Ereignissen der Vergangenheit durch die Beschäftigung mit den historischen Personen zu vertiefen unablässig bemüht war, verband er ein rechtes Augenmaß für die mannigfachen Aufgaben und Bedürfnisse der Gegenwart und ein vielseitiges Interesse für alle Fragen der modernen Wirtschaft, die nach außen sich beständig erweiterte, nach innen immer mannigfacher wurde. Die Verbindung von Theorie und Praris, die in der nationalökonomischen Wissenschaft wohl am stärksten offenbar wird — wir haben darüber an anderer Stelle kürzlich einige Worte gesagt —, hat sich gerade in seiner Lebensarbeit besonders bewährt, und eben darin lag unzweifelhaft seine Stärke. Damit hängt auch die Tatsache zusammen, daß die Zahl seiner Schüler eine besonders große war, von denen die meisten im öffentlichen Leben wirken, viele in Stellungen innerhalb der vordersten Linien eingerückt sind. Das spiegelt sich auch in seinem Grundriß, der ein Lehrbuch im besten Sinne des Wortes geworden ist. Ebenso

wußte er es auch zu schätzen, wenn reifere Menschen, schon in praktischen Be-
rufen, nach Vertiefung ihres Wissens und Ergänzung ihrer Persönlichkeit
strebten.
Es war charakteristisch für seine Auffassung, und darin lag auch die starke
Wirkung seiner Beweisführung, daß er im Vortrag, wie in seinen Forschungen,
stets beide Seiten zu Worte kommen ließ, überall das Für und Wider neben-
einander stellte, aus der Fülle der Erscheinungen das herausgreifend, was sich
seinem klaren Blick als das Wesentlich« darstellte. Durch Reisen in und außer-
halb Europas suchte er sein eigenes Urteil über die Länder und ihre Bewohner
zu schärfen.' Nach den Ergebnissen dieser Beobachtungen und den Erfahrungen
seines Lebens bemühte er sich, Hörern und Lesern einen Anhalt zu geben, weiteres
Forschen ihrem eigenen Urteil überlassend. Über sein Wirken hinaus, — dessen
Erfolge auf all das sich gründeten — gedenken wir auch hier der Persön-
lichkeit, die in schlichter Einfachheit am liebsten stiller Arbeit sich zuwandte
und allen lauten Ehrungen abgeneigt war. Nicht ganz eine so ausgeprägte
Kampfnatur, wie sie Adolph Wagner im besten Sinne des Wortes noch heute
ist, aber auch kernig und fest in seiner ganzen Person, wie in seiner wissenschaft-
lichen Arbeit. Nicht ganz wohl mit jener Milde wie Schmoller auf die Er-
eignisse der Vergangenheit zurückblickend, aber doch gleich ihm tolerant in der
Beurteilung von Menschen und Dingen. So stand er mehr zwischen ihnen, mit
denen er im Leben lange gemeinsam gewirkt hat, und denen er jetzt im Tode
voraufgegangen ist. Auch sein Standpunkt war ein mehr vermittelnder inner-
halb der verschiedenen Richtungen und Methoden der nationalökonomischen
Forschung, die, wie er treffend hervorgehoben, sich beide vortrefflich ergänzen.
Ein ganzer Mann ist er dahingegangen, im heimischen Boden wurzelnd und
mit deutscher Treue ihm zugetan, eine echte Persönlichkeit im Sinne Goethes, mit
ganzem Herzen teilnehmend und rastlos mitschaffend an der Größe des Reiches.
Gleich seinem Berufs- und Altersgenossen Leris, gleich dem jüngeren Lamprecht,
war es auch ihm nicht bestimmt, die Lösung der großen Bewegungen zu erleben,
in deren Entwicklung er noch geschieden ist, die Neugestaltung unseres
Landes wie unserer Wirtschaft nach diesem viel größeren Kriege zu schauen, an
deren Förderung und Ausbau auch er einen so großen Anteil genommen hat.
Seine Arbeit aber wirkt fort und geleitet uns in künftige Tage, da zahlreiche neue
Aufgaben auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens sich
ankündigen, dessen wissenschaftlicher Erforschung und praktischer Ausgestaltung
seine eigene Lebensarbeit gewidmet war.
Wir können schon heute mit Dank und Genugtuung feststellen, wie die
geistigen und sittlichen Kräfte unseres Volkes als starkes Rüstzeug in
diesem schweren Kampf sich bewähren.
Die gewaltigen Fortschritte der Technik sind an beiden Fronten des Reiches,

auf den Meeren wie in den Lüften, der Schrecken unserer Feinde geworden.
Große Erfolge sind errungen durch geistige Arbeit, in ihrer Durchführung gefördert durch andere starke Kräfte: die sittliche Zucht und Ordnung im Heer und Beamtenschaft, sowie in unserm ganzen Volk. Hierauf gründet sich die feste Organisation, die überall jetzt in diesem Riesenkampf an der Front wie im okkupierten Lande und ebenso in der Heimat geschaffen wird, zur Erfüllung der großen Aufgaben, die dem Staat mit einem Male erwachsen sind.
Der Staat selbst, der seit den Lehren Platos als die große, beherrschende Idee in unsere Vorstellung übergegangen ist und durch die verschiedenen Epochen der Geschichte hindurch mit all ihren Veränderungen als feste Einheit sich erhält, wird uns eben jetzt im Sinne Fichtes, dessen wir in dieser Zeit besonders lebhaft gedenken, zu dem alles umfassenden Inhalt nationalen und sittlichen Lebens.
So erkennen wir stärker als vor diesem Kriege, aus dem wir so manche große Lehre ziehen, die Bedeutung des Staates nach außen und nach innen und entsprechend deutlicher auch die Ziele für unser politisches und wirtschaftliches Leben, zu denen die wissenschaftliche Forschung nach und nach schon die Wege gewiesen hat. Es bleibt das große Problem zu lösen, das Conrad am Schluß seines Grundrisses also formulierte: „Die Individualiät des Einzelnen zur vollen Entwicklung zu bringen, und unter möglichster Freiheit das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit in jedem Mitglied der Gesellschaft zu pflegen, aber doch die gesamte Kultur in erster Linie zu fördern, die Interessen des Einzelnen stets der Gesamtheit unterzuordnen."
Wenn wir die feste Zuversicht haben können, daß es gelingen wird, diesem Ziel uns mehr und mehr zu nähern, und auch für alle die großen Aufgaben eine Lösung zu finden, die jetzt durch den Krieg geschaffen wurden, so wissen wir, daß das, was Männer wie Conrad gelehrt und gewirkt haben, eben dabei reiche Frucht tragen wird. Seit den Tagen der griechischen Philosophie und länger noch ist es das stärkste Band, das Lehrer und Schüler miteinander verbindet, weil es durch den Wandel der Zeiten und die Ablösung der Generationen hindurch eine bleibende Einheit schafft.
So münden diese Betrachtungen aus in den großen Zusammenhang, auf den wir schon eingangs hingedeutet haben. Von der Persönlichkeit ausgehend, die den Mittelpunkt bildet, hat uns diese Betrachtung über deren Wirkungskreis hinausgeführt, in das Universale der Wissenschaft hinein, um darin die Verbindung zu finden zu den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart. Es ist der große Zusammenhang, der durch die verschiedenen Zeitperioden auch unsichtbar sich hindurchzieht, und der in solchen Epochen, da die Entwicklung auf Höhepunkte geführt wird, besonders deutlich sich enthüllt. Eine der großartigsten Erscheinungen, die die jüngsten Ereignisse ausgelöst haben, tritt uns darin entgegen, wie zahlreiche Männer der Wissenschaft und des öffentlichen

Lebens in allen Gebieten Deutschlands durch Wort und Tat sich vereinigen, um gemeinsam die großen Kräfte zu wecken und zu stärken und auf neue Ziele unsere Blicke zu lenken. Trotz aller Verschiedenheit und mancher Gegen-sätze in den einzelnen Anschauungen, alle doch geleitet von ähnlichen Gedanken und einig in den letzten Wünschen, vor allem darin, daß die Zeit des Kampfes, den unser Volk jetzt um seine ganze Eristenz zu bestehen hat, zu einer großen inneren Erneuerung führe.

Wir spüren jenen Zusammenhang, wenn Wilamowitz, ausgehend von den großen Zeiten der Antike und von ihrem Geist erfüllt, zuletzt den Gott des Rechtes und der Wahrheit anruft und seine Kriegsbetrachtung ausklingen läßt in die Worte des Vaterunsers, womit wir seit den Tagen des Christentums den Glauben an eine allmächtige ewige Gottheit bekennen. Wir fühlen den Zusammenhang, wenn uns Harnack daran erinnert, wie die grandiosen Monumente der Geschichte und die großen Persönlichkeiten uns beweisen, daß es etwas gibt, was uns über die zeitlichen Grenzen und die Realität alles Geschehens hinausführt. Und das ist es auch, was uns eben jetzt, trotz aller Furchtbarkeit der Ereignisse, trotz aller Schwere der Opfer, aufrichtet und erhebt auch über die Zweifel, die aus den Fragen nach dem Sinn dieses Krieges am letzten Ende entspringen. So halten wir inne an der Schwelle jener Fragen, die dem letzten Inhalt alles Lebens zustreben, Fragen, denen wir hier nicht mehr folgen können, um sie an anderer Stelle wieder einmal aufzunehmen.

Wir wissen, daß der Einzelne nur ein Glied ist in dem großen Ganzen, dem er sich einzuordnen bestimmt ist. Aber wir sind auch gewiß, daß die Arbeit des Einzelnen unentbehrlich ist, umso unentbehrlicher, je mehr ihm, dank der Kräfte der Natur, und durch die Gunst der Umstände, — indem sich nach den Worten Faust's Verdienst und Glück verketten — über den großen Durchschnitt hinaus für das Ganze zu wirken vergönnt ist. Nach alledem wie nach seiner ganzen Persönlichkeit gehört Iohannes Conrad in die Reihe solcher Männer. So folgt auch ihm die Dankbarkeit aller, die durch ihn sich gefördert wissen, insonderheit aber seiner zahlreichen Schüler, die im Laufe der Iahrzehnte in seinen Hörsälen gesessen haben, über den Abschluß seiner zeitlichen Laufbahn hinaus.

Hlemoria in asternnm!

Das gilt heute auch allen denen, die in diesem großen Kriege ihr Leben für des Reiches Ehre dahingaben. Auch sie haben Anspruch auf ein dauerndes Gedenken. Ihre Zahl ist noch im Wachsen, niemand weiß es, wie hoch sie an-schwellen wird. Aber dessen sind wir völlig gewiß: diese Opfer sind nicht ver-geblich gebracht. Mit gesteigertem Ansehen werden Reich und Nation aus diesem gewaltigen Ringen hervorgehen, in dem uns eine beispiellose Vereinigung von

Haß und Hinterlist gegenüberstand. Selbst dies alles zusammen hat nicht vermocht, uns niederzuringen oder auch nur irgendwie zu schrecken. Und wenn wir eben jetzt die Erinnerung an den Beginn jener großen Zeit von neuem durchleben, gesteigert durch die Fülle der gewaltigen Ereignisse, um die wir seitdem reicher geworden sind, so empfinden wir stärker noch als vor Iahresfrist: in ungeahnter Kraft hat das ganze Volk sich vereinigt und verjüngt, und durch alles Dunkel der letzten Vergangenheit hindurch leuchtet der Ausblick in das Licht einer neuen Zeit. Unbesiegt und unbesiegbar schreitet das deutsche Volk einer größeren Zukunft entgegen.

Marg. Weinberg:

Vererbung und Umwelt.

Von Anfang an war Krieg zwischen Mensch und Umwelt. Er siegte über die Natur durch Anpassung, über die Tiere durch Kraft, wo die versagte, durch Intelligenz. Auch den Kampf mit seinesgleichen entschied Kraft; danach die überlegene Waffe und wirksamere List. Den Weg in die Troerstadt findet nicht Ajar, noch Achill, sondern der vielgewandte Odnsseus. In seiner alle Gefahren meisternden, glücklichen Heimkehr verkörpert sich das Überleben des Tüchtigsten in der natürlichen Auslese des Krieges vergangener Zeiten. Der moderne sichtet auf andere Weise. Die Auswahl der körperlich Tauglichsten trifft nicht er, sondern die Rekrutenaushebung, und tausend Zufälligkeiten, die mit Kraft und Intelligenz des Einzelnen nichts zu tun haben, entscheiden darüber, wer von jenen den Gefahren und Strapazen des Krieges entgehen oder erliegen soll. Unvermindert aber bleiben — wenigstens solange der Feind nicht ins Land dringt — nur die zum Kampfe Unfähigen. Erhält sich auch mit ihnen zum Wohle des Vaterlandes eine Fülle von geistigen und wirtschaftlichen Kräften, so bleibt dennoch für die Rassehygieniker das Wort bestehen, daß der Krieg die Besten verschlingt; pessimistisch lautet ihre Prognose für die Nachkommenschaft, welche von einer auf solche Weise dezimierten Bevölkerung zu erwarten ist.

Deutsche Art ist es, an die Erkenntnis einer gemeinsamen Gefahr keine wehmütigen Betrachtungen, sondern den einmütigen Willen zur Abwehr zu knüpfen. Auch gegen die Gefahr der Rassenverschlechterung muß das ganze Volk mobilisiert werden und sich an ihrer Bekämpfung im Interesse des Einzelnen, wie in dem seiner Familie, des Vaterlandes und der gesamten Rasse beteiligen.

Als Wegweiser zu diesem Ziele dient die Eugenik, jene noch junge Wissen-

schaft der Menschenzüchtung, welche zu deren Hebung zunächst die Ermittlung ihrer Gesetze anstrebt. Ihre Forschungsergebnisse sollten im Interesse künftiger Generationen im ganzen Volke Verbreitung finden, um das Gewissen der Menschen ihrer Nachkommenschaft gegenüber aufzurütteln. Tatsachen, wie die schädliche Wirkung der Inzucht in erblich belasteten Familien und die der Verbindung zweier gleichartig belasteter Personen, müssen genügend bekannt werden, um von solchen Ehen abzuschrecken, aus welchen mit Sicherheit minderwertige Kinder zu erwarten sind. Neben dem Hinweis auf deren Leiden dürfte auch der auf die harte Probe, welcher die Opferfreudigkeit, wie die Eitelkeit der Eltern bei ihrer Aufzucht unterworfen werden, dazu beitragen, dieser Warnung Nachdruck zu verleihen. Lehren, welche aus dem Vererbungsgedanken abzuleiten sind, werden verhältnismäßig leicht im Volke Wurzel fassen; wenigstens liegt dieser dem Laien näher, als die ihn ergänzende Darwinsche Lehre: von der Abänderungsfähigkeit der Kreatur. Und doch gebührt auch ihr ein gesicherter Platz im Volksbewußtsein, seitdem die vielumstrittene Frage nach der Vererbbarkeit erwordener Eigenschaften mindestens für Alkoholismus, Syphilis, Bleivergiftung und narkotische Mittel von der Forschung bejaht wird. Mit der Einsicht, daß man nicht nur als selber schuldloses Opfer der Vererbung, sondern auch durch eigene Fehle an seinen Kindern sündigen kann, wird die Verantwortung für entstehendes Unheil wenigstens zum Teil aus dem jeder Rechenschaft enthobenen Bereiche ferner Vorfahren in die Hände der gegenwärtigen Generation verlegt. Noch mehr geschieht dies durch nachdrückliche Betonung des Umwelteinflusses auf die Entwicklung des Nachwuchses. Er entscheidet schon über das Gewicht des Neugeborenen und stattet das von einer schwer arbeitenden Mutter zur Welt gebrachte Kind mit geringeren Kräften aus, als das unter günstigeren Bedingungen gereifte; sein Verhältnis zur anerzeugten Widerstandskraft des Menschen bestimmt auch dessen Lebensdauer. Innerhalb der letzteren hängt von dieser Wechselwirkung die höchste Ausnutzung der geistigen und körperlichen Fähigkeiten ab. Wo Vererbung und Umwelt — nach Goethes „Urworten" der „Dämon" und „das Zufällige" — im Kampfe liegen, trägt die überlegene Macht, den mehr oder weniger begrenzten Sieg davon; wo beide gemeinsam wirken, erzielen sie im Guten wie im Bösen die äußersten Möglichkeiten der Entfaltung. Ihre Grenzen verwischen sich da, wo als physiologisches Erbteil erscheint, was ebensogut ein geistiges sein könnte: bewußte Anpassung an das elterliche Vorbild, Identifikation aus Zuneigung, wie sie auch zwischen uicht verwandten Personen im günstigen, wie im üblen Sinne stattfinden kann. Die Grenzen von Vererbung und Umwelt entfernen sich am weitesten von einander in der Vorstellung jener ertremen Theoretiker, von denen die einen für die menschlichen Eigenschaften ausschließlich die erstere, die anderen nur die letztere verantwortlich machen. In der Wirklichkeit ist statt so schroffer Scheidung vielmehr eine Wechselwirkung erkennbar, deren Aussichten der amerikanische Soziologe Prof.

G. Smith einmal mit dem Bekenntnis umschrieb, er möchte lieber der Sohn
eines gesunden Einbrechers, als der eines schwindsüchtigen Bischofs sein, in
ersterem Falle aber gern bald nach seiner Geburt von einer ordentlichen Familie
adoptiert werden.
Diese große Bedeutung der Umwelt rechtfertigt — wenn man von ihrem
Versagen bei den allerunseligsten Opfern der Vererbung absieht — jede auf ihre
Hebung und Vervollkommnung verwendete Mühe selbst dann, wenn nachge-
wiesen würde, daß die physischen Folgen solcher günstigen Umgestaltung sich
nicht vererben, sondern für jede Generation von nenem und auf gleiche Weise
erkauft werden müssen. Denn der Mensch ist zwar im Leben der Rasse nur
ein Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft, im Leben des Volkes und
der Familie aber ein Stück Gegenwart, dessen Wert durch seine äußerste Leistungs-
fähigkeit bestimmt wird. Besonders für das Familienleben dürfte also der Hin-
weis genügen, daß sorgfältigste Überwachung und Pflege der Umwelt für die
Entwicklung des Kindes, gleichviel, ob es mit guten oder üblen Vererbungsgaben
ausgestattet ist, unerläßlich erscheint. Wesentlicher ist aber für den Staat, in
Anbetracht seiner wachsenden Aufwendungen an Geld und sozialpolitischer Arbeit
zur Abwehr von Umweltschäden für die großen Massen, die Frage, ob diese Aus-
gaben einen stetigen Posten im Verwaltungsetat darstellen, oder sich durch Ver-
besserung der Rasse allmählich verringern dürften. Gleichwohl hängt an ihrer
Beantwortung nicht die bange Wahl, ob der einmal eingeschlagene Weg bei-
zubehalten oder zu verlassen ist. Denn wenn auch die Vererbbarkeit günstiger
Umwelteinflüsse angezweifelt wird, so gibt doch die Nissenschaft die der schäd-
lichen unter Umständen zu. Gleichgültigkeit gegen diese umschlösse also die
Gefahr einer Rassenverschlechterung und erwiese sich als jene Schuld der Väter,
die an einer unabsehbaren Geschlechterreihe geahndet wird.
Zureichende Gründe zur Defensive gegen solche Bedrohung liegen demnach auf
alle Fälle vor. Aber den Geist der Offensive entfacht nur die Hoffnung auf eine
erzielbare Höherentwicklung der Menschheit, und die hängt von der Erblichkeit
einer durch Umwelteinflüsse erzielten Veredelung ab. Wird sie verneint, so können
sich auch die Kulturmenschen der Gegenwart vor ihren Urwaldahnen keiner Höherent-
wicklung, höchstens einer Gleichwertigkeit rühmen, denn Vererbung bewahrt wohl, aber
sie bereichert nicht; aus gleichem Grunde dürften sie sich auch nur als Vorfahren
einer im allergünstigsten Falle ihnen gleichwertigen Nachkommenschaft betrachten.
Zum Glück sind es nicht nur Argumente des Gefühls, welche sich dieser ver-
heißungsarmen Weltanschauung widersetzen. Gegen sie sprechen manche Er-
gebnisse der neuesten erperimenteilen Naturforschung, manche von modernen
Anthropologen auf klimatische und soziale Einwirkungen zurückgeführten Beobach-
tungen von aufwärts gerichteter Rassenverimderung. Ihnen zufolge darf, wer
das Volk auf die Bedeutung von Vererbung und Umwelt für den Nachwuchs
hinweist, wer es ermahnt, durch Achtung vor den Gesetzen der erster«n und durch

Veredlung der letzteren zur Wohlfahrt seiner Rasse beizutragen, ihm auch getrost den Glauben Friedrich Nietzsches an die Höherentwicklung des Menschengeschlechtes übermitteln und sich damit zum Apostel einer im Diesseits wurzelnden Religion machen, deren Altar der Familie, dem Vaterlande und der Rasse geweiht ist.

Ludwig Geiger:

Emanuel Geibel.

Für ernste Leser, namentlich für solche, die gerne solche Bücher lesen, die sie sich kaufen können, ist das Aufhören der Schutzfrist ein wahrer Segen. Dieses Ende wird vielleicht auch Emanuel Geibel, bei dem das Freiwerden seiner Werke mit dem 100. Geburtstag fast zusammentrifft, zu neuem Leben erwecken. Denn wenige konnten bisher die teuren Einzelausgaben und die nicht billige Gesamtausgabe seiner Werke (acht Bände 188t/84) sich erwerben.

Nun sind gleich außer den Neudrucken einiger Einzelschriften zwei neue Ausgaben erschienen*), die uns in den Stand setzen, das Wesentliche seines Schaffens zu überschauen.

Emanuel Geibel ist in der alten Handelsstadt Lübeck am 17. Oktober 1815 geboren. Man forscht gern bei einem Dichter nach seiner Beeinflussung durch

') Emanuel Geibels ausgewählte Werke in zwei Bänden mit einer Einleitung herausgegeben von Dl Max Mendheim. 1. Band: Gedichte. 2. Vand: Epische Dichtungen, dramatische Dichtungen, Übersetzungen. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Ree'am sr. (bildet einen Teil der Sammlung:",,Die"Helios-Klassiker").

Emanuel Geibels Werte, vier Teile in einem Bnnde, ausgewählt und herausgegeben von vi R. Schacht." Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und 4 Handschriften. Hess« «° Becker Verlag, Leipzig, (In der „Deut'chen Klassiker-Bibliothek", Hesses Klassiker-Ausgaben in neuer Ausstattung).

Di« Reclam'sche Ausgabe hat 938, tie Hesse'sch« 798 Seiten. Da die erste« gedrängter gedruckt ist, so bedeutet das Plus von 140 Seiten außerordentlich viel. Dieses Plus bezieht sich hauptsächlich auf die Gedichte aus dem Nachlaß und auf Übersetzungen. Auch die Epen sind bei Reelllm reichlicher «ertreten. Sonst decken sich die beiden Ausgaben im Inhalt so ziemlich. Beide lassen sie: Loreley, Julian, Di« Jagd von Beziers und den „König Noderich" aus. In der Anordnung herrscht gleichfal!s eine große Ähnlichkeit. Beide Ausgaben beginnen mit ein« angemessenen Lebensbeschreibung und lassen bei dem Abdiuck der Werk« die Lynk vorangehen; beide schließen die Übersetzungen aus den Nassischen Sprachen, aus dem Französischen und Spanischen nicht an die Lynk an, sondern lassen sie den Dram^n folgen. D« biographischen Würdigung Mendheims gebe ich den Vorzug. Di« Neelam'sch« Ausgabe hat ferner ein s«hr bemerkenswertes Verzeichnis der Gedichte. Aber auch die Becker'sch« Ausgabe hat ihr großen Vorzüge, namentlich die Text« sind solgftlltig redigiert.

Ort und Zeit der Geburt. Von dem ersteren bemerkt man bei Geibel nicht viel, denn das Reichsstädtische und die Nähe der See sind fast wirkungslos auf ihn geblieben, die Zeit seiner Geburt unmittelbar nach den Befreiungskriegen, die Einigung Deutschlands und das in deren Folge erwachende Freiheitsgefühl ist, glücklicherweise fern von ihren Auswüchsen, bei ihm lebendig zu spüren.

Geibel besuchte die Schule seiner Vaterstadt, schloß enge Kameradschaft mit dem fast gleichaltrigen Ernst Curtius, die zu einem Lebensbunde für ihn wurde. Er verliebte sich in Cäcilie Wattenbach, die Schwester des bedeutenden Historikers, von der er sich freilich nach jahrelangem Schwärmen und abwechselnder Anziehung und Abstoßung trennte. Erst im letzten Lebensjahre Geibels kam es wiederum zu einer abgeklärten, friedlichen Annäherung.

Geibel legte 1834 sein Abiturienteneramen ab, studierte in Bonn Theologie und Philosophie, schloß sich an Theodor Gaedertz und Marcus Niebuhr an und setzte seine Studien in Berlin fort, wo er sich in einem großen Kreise von Dichtern und Künstlern sehr behaglich fühlte. Trotzdem hat er ein satirisches Gedicht: „Clotars Fahrten", über Berlin geschrieben, in dem er sich etwas abfällig über Vergnügungen und Wesen der damals noch verhältnismäßig kleinen Residenz folgendermaßen aussprach*): Er bezeichnet Berlin als

Berühmt durch Thee, Paraden, Weißbier, Sand
Und tausend Dichter, welche niemand kennt.

und fährt dann, da er den Weggang seines Helden aus Berlin berichtet, in der Schilderung der Residenz folgendermaßen fort:

Doch fürcht' ich wahrlich, mancher wird mich schelten,
Daß meinen Helden ich so ungerührt
Von dannen schicke, und ich laß es gelten,
Berlin hatmanches, dem ein Lob gebührt.
Schön ist's unstreitig abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt,
Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus Dir, und schön ist's auch in Pankow.
Schön ist der Staub der wimmelnden Chausseen,
Schön ist der Fähnrichs feingeschnürtes Chor,
Schön sind die nachgeäfften Propyläen
Mit Treppen drauf, das Brandenburger Tor,
Schön des Balletts hochaufgeschürzte Feen,
Und schön des Colosseums Damenflor,
Ia, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde —
Vor allem die Charlottenburger Pferde.

') I<h gebe den Text nach Lihmanns Erinnerungen und Tagebüchern 1887, wie ich sie in meinem Buche über Berlin 1895 Bd. 2 S. 461 ff, verüffentNcht habe; der Text in ter Ausgab« von Hesse K Becker — die Reelam'sch« Edition bringt das Gedicht überhaupt nicht — weich von diesem Texte einigermaßen ab.

Durch Bettina von Arnim, zu deren jugendlichen Bekannten er gehörte,
erhielt er eine Hauslehrerstelle in Griechenland, er fühlte sich jedoch dort unbehaglich, gewann aber einen mächtigen Eindruck durch das Altertum, das befruchtend auf seine Dichtungen wirkte.
Da er mit seiner Stellung immer unzufriedener wurde, kehrte er bald nach
seiner Vaterstadt zurück, wo er seine Dichtungen zu veröffentlichen begann. Er lebte nach dem Tode seiner Mutter, unterstützt durch ein Iahresgehalt des Königs von Preußen, bescheiden, aber sorglos teils in seiner Vaterstadt, teils in verschiedenen Teilen Deutschlands bei vornehmen Freunden, bis er 1852 einem Rufe des Königs Manmilian von Bayern als Honorarprofessor für deutsche Literatur und Beredsamkeit nach München Folge leistete. Die zwölf Iahre dieser Münchener Epoche bis zum Tode des dem Dichter wohlgesinnten Königs, oder richtiger bis zum Regierungsantritt des ihm fremden, ja abgeneigten König Ludwig II. bilden seine dichterische Glanzperiode und gestatteten ihm eine herrliche Zeit, verschönt durch einen frohgestimmten gleichgesinnten Freundeskreis, sowie das allerdings nur kurze Zeit währende glückliche Zusammenleben mit einer geliebten Gattin, die ihm eine Tochter schenkte.
Seit 1865 lebte Geibel wieder in seiner Vaterstadt; er hatte nicht eben
freiwillig seine Verbindung mit München gelöst, wurde durch eine jährliche Ehrengabe des Königs von Preußen für das ihm von Bayern entzogene Gehalt entschädigt und verweilte nun, von seinen Mitbürgern hochgeehrt, in seiner Vaterstadt, wo ihn ein sanfter Tod am 6. April 1884 von seinen Leiden erlöste.
Geibels Schaffen zerfällt nach dem bekannten Goetheworte in Eigenes und Angeeignetes. Das letztere, den verschiedensten Epochen entstammend, aber im wesentlichen doch der zweiten Hälfte seines Lebens angehörend, nimmt einen breiten Teil in seinen Werken ein. Es zerfällt in Übertragungen aus den antiken Sprachen (griechisch und lateinisch), aus dem Französischen und Spanischen. Bei der französischen Literatur besaß er in Heinrich Leuthold einen begabten Mitarbeiter, dessen Anteil er gewissenhaft bezeichnete. Als die bestgelungenen unter diesen Übertragungen erscheinen mir die französischen. Die spanischen sind und bleiben uns fremd; in dem klassischen Liederbuch stören den humanistisch Gebildeten die Erinnerungen an die bekannten Originale. Die dem Französischen entnommenen sind ungemein kunstvoll und berühren den Weiterblickenden, der sie gerade in Kriegszeiten liest, einigermaßen befremdlich und doch sympathisch, da er darin die Möglichkeit einer Verständigung mit dem Nachbarvolke erblickt, das uns, wenn wir auch augenblicklich im Kriegszustand mit ihm leben, doch eben nicht als ein fremdes und beständig feindliches erscheinen will. Denn diese Dichtungen im verschiedensten Versmaß, die mannigfachsten Gegenstände behandelnd, gehören oft der Liebeslyrik und der Naturbetrachtung an. Zierliche, leidenschaftliche, innig empfundene, zarte Gesänge ertönen hier; besonders merkwürdig ist es, mit wie furchtbarem Hohn z. B. in den Gesängen von Auguste Barbier über Na-

poleon geurteilt wird. Durch diese Verdeutschungen, die gar nicht fremd, sondern echt heimisch klingen, sind zum Teil Dichter, die in Deutschland bisher ganz unbekannt waren, bei uns zu Ehren gekommen.

In diesen Übertragungen finden sich auch einige, allerdings wenige epische Stücke. Auch in dieser Dichtungsart hat sich Geibel selbständig versucht. Sie bedeuten nicht allzu viel. Mir erscheint das eigenartige „König Sigurds Brautfahrt", obgleich es von dem einen der neuen Herausgeber nicht aufgenommen, von dem andern als unbedeutend getadelt wird, höchst wichtig: es ist ein wohlgelungener Versuch, alte Metren zu handhaben und sich in eine fremde Gedanken- und Gefühlswelt einzuleben.

Um den Lorbeer des Dramatikers hat Geibel mühsam und nicht erfolglos gerungen. Seine drei größten Dramen: „König Roderich", „Sophonisbe" und „Brunhild" sind selten auf der Bühne erschienen; nur zwei kleine Lustspiele sind häufiger aufgeführt worden, ohne zum wirklichen Repertoire, zum eisernen Bestand unserer Bühnen sich erheben zu können. Das sind: „Meister Andrea" und „Echtes Gold wird klar im Feuer". Nur ein paar recht schlechte Witze entstellen das Stück. Von der Sängerin, die das hohe 6 singt, wird gesagt: „Ich fürchte, sie wird mit ‚geh< antworten." Zu dem Baumeister sagt die Liebende: „Du bist mein Herzensbaumeister", und über den dicken Andrea, der hinfällt, heißt es: „Der Anfall hätte durch den Fall leicht ein Unfall werden können." Solche schale Wortwitze müßte freilich die Regie entfernen.

Meister Andrea ist die Bearbeitung der groben Florentiner Novelle vom dicken Bildschnitzer (il grosso legnajuolo). Aber sie ist so anmutig gewandt, mit hübscher Benutzung der Renaissance-Vorlage und vollkommener Wahrung des Milieus, daß sie zu einem feinen Scherze wird. Wie hier der vergeßliche, trunksüchtige Künstler, der eben wirklich im Gegensatz zur florentinischen Posse ein Künstler bleibt, aus seinem Hause ausgeschlossen, in dem Wahne erhalten wird, er sei ein berühmter Musiker — er, zu dessen seltsamen Eigenschaften ein ingrimmiger Haß gegen die Musik gehört —, wie er allmählich sich in diesen neuen Kreis hineingewöhnt, sein bisheriges Leben für einen Traum oder Wahn hält, wie er die Rolle des Musikers und des Vormunds eines hübschen Mädchens so trefflich spielt, daß er dieses Mädchen mit einem tüchtigen Baumeister zusammengibt, während der wirkliche, für einige Tage verreiste Vormund dieser Liebe entgegengetreten war, weil er sein Mündel nur als Interpretin seiner Gesänge und allenfalls noch als seine künftige Frau betrachtet, wie er dann nach dem Wiedererscheinen des wirklichen Musikers gutmütig und verzeihend die Posse aufnimmt, die man mit ihm gespielt hat, und dabei niemals sein wirkliches Künstlertum verleugnet — das ist so fein erdacht und so liebenswürdig durchgeführt, daß man dieser trotz aller Unwahrscheinlichkeiten immerhin möglichen Komödie mit Vergnügen lauscht.

Man sollte meinen, das deutsche Theater, das doch nicht übermäßig reich
an hübschen Lustspielen ist, brauchte sich dieser Komödie nicht zu schämen, die
mindestens ebenso wertvoll als manche französische Zote ist und annehmbarer als
so viele Unflätereien, die uns neuerdings als deutsche Lustspiele beschert
worden sind.
„Echtes Gold wird klar im Feuer" ist ein Iuwel. Es ist von dem Dichter
als Sprichwort (eine zwar wörtliche, aber recht unglückliche Übersetzung von Pro-
verbe) bezeichnet, darf aber wohl als Lustspielchen charakterisiert werden. Viel-
leicht könnten die Wirklichkeitsfanatiker höhnend sagen, daß es solch edle Auf-
opferung in der Welt nicht gibt, und die psychologisch Geschulten könnten über
die schnelle Umkehr der männlichen Hauptperson die Nase rümpfen. — Der
tiefer Empfindende wird an diesem kleinen Spiele seine helle Freude haben. Die
Schauspielerin Helene, die, durch ihre Kunstleistungen hohen Stils, der Lieb-
ling des Residenzpublikums geworden ist, bezaubert auch einen Prinzen, der, von
ihren Reizen, ebenso wie von ihrer Kunst gerührt, seine Braut, eine Gräfin Holm-
feld, verlassen will. Aber nachdem er der Künstlerin dies erklärt oder angedeutet
hat, weiß sie durch Selbstanklagen des Inhalts, daß sie nur auf der Bühne die
Rollen lebe, daß sie zur Ehe nicht geschaffen sei, sondern etwas Zigeunerblut in
sich habe, den Prinzen von sich abzuwenden, und versteht es, durch Verherrlichung
der Verlassenen, dem Pri'nzen seine ehemalige Braut so begehrenswert zu machen,
daß er reuig zu ihr zurückkehrt. Das ist alles so schlicht, in so wohltönenden
Versen so glaubhaft vorgetragen, daß der ungewöhnliche Vorgang nichts Unwahr-
scheinliches enthält. Auch dieses Stückchen, das allerdings gelegentlich auch heute
noch auf unseren Bühnen erscheint, eignet sich zu häufigerer Vorführung, umso-
mehr, da in der Hauptperson eine wirkliche Paraderolle geschaffen ist, die
manchen Primadonnen wohl ansteht.
Seine mühevollsten und am wenigsten anerkannten dramatischen Werke sind
die drei großen Trauerspiele. Von „Sophonisbe" und „König Roderich" kann
man füglich schweigen; sie bedeuten wenig; in Beziehung auf das letztere muß
man es als bedauerlich erklären, daß Geibel sich um einen so furchtbar abgehetzten
Stoff bemüht hat.
Aber über „Brunhild" darf und soll man reden. Es ist schwer faßbar, daß
gerade über dieses Stück, das dem Dichter außerordentlich am Herzen gelegen
hat, der eine der Herausgeber gar nichts sagt und der andere sich den Satz leistet:
„Das Stück entbehrt allerdings fast allen dramatischen Lebens und besteht fast
nur aus lyrisch verfließenden Zwiegesprächen ohne wirkliche Handlung, nament-
lich der letzte Akt, der die Klage aller um Siegfrieds Tod enthält und zum Schluß
den Selbstmord Brunhilds aus Liebe zu Siegfried, sowie Kriemhilds Rache an
allen seinen Mördern bringt." Iedes Wort in diesem Satze ist unrichtig. Der
Schluß ist grundfalsch, denn von der Klage aller findet sich im fünften Akt über-
haupt nichts, und das Stück endet zwar mit einer Art Prophezeiung der Kriem-

hild, aus der man ihre beabsichtigte Rache entnehmen kann, aber von der Rache selbst wird nichts erzählt. Und wenn dem Ganzen wirkliche Handlung ab^ gesprochen und das Drama als ein in lyrische Zwiegespräche zerfließendes charakterisiert wird, so ist gerade das Gegenteil der Fall. Merkwürdigerweise stimmt auch das einzige Lob, das dem Stücke erteilt wird, „geschickt und anerkennend wert ist die Erlangung von Gunthers Zustimmung zum Morde an Siegfried durch die von Brunhild in ihm erweckte Eifersucht durchgeführt", nicht; Brunhilde äußert überhaupt keine Eifersucht, Gunther erteilt auch gar nicht seine Zustimmung, wenn er auch mit einem freilich vieldeutigen Schweigen die Bühne verläßt. Auch von anderen Literarhistorikern wird dieses Drama völlig verkannt. In dem sonst trefflichen Büchlein von B. Busse „Das Drama von der Romantik zur Gegenwart" wird unser Stück einmal als schwächliches Dutzenddrama bezeichnet und ein andermal von ihm gesagt, daß „ihm nur noch die zornige Kritik Hebbels ein gewisses Interesse verleiht". Solchen schiefen Urteilen gegenüber muß eine richtige Schätzung von Geibels „Brunhild" versucht werden. Ich räume diesem Drama unter den zahlreichen mir bekannt gewordenen Nibelungenstücken eine sehr hohe Stellung ein. Der Dichter weiß die Klippen zu vermeiden, die den meisten anderen Behandlungen desselben Stoffs durch allzu enges Anklammern an die alte Sage bereitet worden sind; er drängt den Stoff in eine verhältnismäßig kurze Zeit zusammen; der Dichter hat den Mut, der seinen Vorgängern und Nachfolgern zumeist fehlt, selbständig Neues zu erfinden.

Das Stück beginnt nach der Hochzeit Gunthers und Brunhilds. Hagens Haß gegen Siegfried als gegen einen, der sich unberechtigterweise zu königlicher Stellung erhebt, bereitet sich vor. Er kennt die geheimen Ereignisse, an denen Siegfried beteiligt war, nicht, aber ist unbewußt Feind des Begünstigten. Siegfried, der mit der Tarnkappe Brunhilde besiegt und dadurch zu Gunthers Weib gemacht hat, wird von Gunther angefleht, ihm nun auch Brunhilds höchste Gunst zu erzwingen, nachdem sie ihm diese in der Brautnacht versagt und ihn schmählich behandelt hatte. Dies geschieht zwischen dem ersten und zweiten Akt. Brunhild hat eine dunkle Ahnung von dem Geschehenen, weil ihr ein altes Orakel zuteil geworden, daß sie nur von Siegfried bezwungen werden könne. Sie verlangt von ihrem Gatten, dem sie kalt entgegentritt, eine Wegsendung Siegfrieds. Gunther verweigert die Bitte. Siegfried hat im Kampfe Hagen besiegt, schickt ihm aber als Zeichen der Anerkennung seines ritterlichen Geistes seinen Speer. In einem langen Liebesgespräch mit Kriemhild verweigert er ihr das Geständnis darüber, wo er die letzte Nacht zugebracht hat. Brunhild, die weinende Kriemhild erblickend, meint in dem Weinen der Nebenbuhlerin deren Unzufriedenheit und Verstimmung zu erkennen und spricht ihren Verdacht höhnend aus, worauf Siegfried nach der Entfernung Brunhilds seiner Gattin ein halbes Geständnis macht. Hagen befestigt sich in seinem Hasse gegen Siegfried, hat ihm die Waffen zurückgeschickt, bestärkt Brunhild in ihrem Wahne über das Zerwürfnis zwischen

Kriemhild und Siegfried. Dadurch wird Brunhild erregt, in einem leidenschaftlichen Gespräch mit Siegfried, diesem ihre Liebe anzudeuten und sprudelt, da Siegfried sie nicht verstehen will, ihren Haß heraus, der eigentlich nur ein Zeugnis ihrer wahnsinnigen Eifersucht ist. Nun kommt es zwischen Brunhild und Kriemhild zu der berühmten Szene, die in wunderbarer Weise der Brunhild das Geheimnis ihrer Besiegung durch Siegfried, das sie zwar ahnt, aber nicht glauben will, enthüllt; das Schweigen Gunthers bereitet Kriemhild« den vollen Triumph. Siegfried gesteht dem König, daß er nur dem Zwange folgend Kriemhilden das Geheimnis verraten, und erbittet die Heimkehr. Gunther verweigert sie ihm, verbündet sich mit ihm aufs neue, vermag nicht in seine Ermordung zu willigen, die Brunhild und Hagen begehren, sondern geht stumm ab, — ein Abgang, den die Verschworenen als Zustimmung deuten. Kriemhild, von dunklen Ahnungen ergriffen, beschwört ihren Gatten, nicht zur Jagd zu ziehen; dieser eilt doch dahin und wird von Hagen ermordet. Kriemhilde bricht in unbändige Klagen aus, aber noch gewaltsamer sind die Wehelaute der Brunhilde, die nun ihre rasende Leidenschaft für Siegfried verrät und sich aus Verzweiflung den Tod gibt. Nur eine ganz kurze Andeutung ihrer künftigen Rache macht Kriemhild in den Versen:

E i n Opfer sparst du mir, doch mehr sind not.
Und keins soll fehlen. Das ist meine Treue.

Sigrun, die Priesterin im Gefolge der Brunhilde, deutet in prophetischer Begeisterung der Nibelungen Not und Untergang an.

Was in den meisten Nibelungendramen so widrig erscheint, daß wir Zeugen der peinlichsten Vorgänge werden, wird in unserem Drama künstlerisch vermieden; es wird ferner der Verrat Kriemhilds nicht gezeigt (gleichfalls ein höchst peinlicher Zug), daß sie, Hagen die verwundbare Stelle ihres Gatten offenbarend, eigentlich mitschuldig an seinem Tode ist; auch die Ermordung Siegfrieds wird nicht vorgeführt, sondern nur erzählt. Gerade dieses Moment: die Erzählung, nicht die wirkliche Schilderung bedeutsamer Taten, die man in den französischen Dramen des 17. und 18. Iahrhunderts tadelt, ist hier ein Vorzug; denn nicht die Ermordung Siegfrieds, sondern der Eindruck, den sie auf alle Beteiligten hervorruft, und die Folgen, die sich an sie knüpfen, bilden den Kernpunkt des Stückes. Das Wichtigste aber ist die Persönlichkeit der Brunhild. Gerade in der vollkommen freien Gestaltung ihres Charakters liegt die Bedeutung des Dramas. Sie wird dem Verständnis der Modernen dadurch näher gebracht, daß sie nicht das auf ihr Magdtum stolze Weib ist, die Siegfried haßt, weil er sie besiegt hat, und ihn morden läßt, um sich an ihm und Kriemhild zu rächen, sondern sie ist die leidenschaftlich Liebende, die dem Siegfried deshalb entgegentritt, weil er sie, die ihm zustrebt, verschmäht, sie in dem Auftrag eines anderen bezwungen, aber nicht selbst begehrt hat, nnd die nun, nachdem ihr rasch aufflackernder Haß,

der nur kurze Zeit die Liebe übertönen konnte, befriedigt ist, nicht weiter zu leben vermag.
Eben durch diese Änderung wird die mittelalterliche Sage, die uns so widrig und befremdlich erscheint, menschlich begreiflich, und man verzeiht dem Dichter nicht nur die Änderung, durch die er Brunhilden in den Vordergrund gerückt und sie zur eigentlichen Heldin gemacht hat, sondern man hat in dieser Umgestaltung die einzig mögliche Art zu sehen, uns die seltsamen Vorgänge glaubhaft zu machen.
Auch die Charaktere der übrigen Personen: Kriemhild in ihrer mädchenhaften Reinheit, in ihrem vollen Aufgehen in dem Manne, in der ganz kurzen Andeutung des furchtbaren Geschicks, das sie den Verwandten bereitet, Gunther in seiner unmännlichen Schwäche, die es mit keinem verderben möchte und ihn unfähig macht zu irgendeinem mannhaften Entschlusse, Giselher in seiner warmherzigen Liebe zu dem heldenhaften Schwager und in seiner knabenhaften Schwärmerei, Hagen in seinem verhärteten Trotz, der keine Größe anerkennen will, der in seiner geschworenen Treue gegen den Lehnsherrn jedes Verbrechens fähig ist, das diesen erhöhen zu können scheint, Siegfried selbst in seiner Lichtgestalt, der Held, dem jede Heimlichkeit ebenso zuwider ist wie Prahlerei, der Liebe und Treue mit heiliger Standhaftigkeit wahrt, — die Schilderung aller dieser Personen ist so vortrefflich, daß es schwer zu begreifen ist, wie dieses Werk durch Hebbels in den Niederungen der alten Sage hinkriechende Trilogie verdrängt werden und in Vergessenheit geraten konnte.
So bedeutsam Geibel als Dichter und Dramatiker ist, seine eigentliche Größe liegt doch in seiner Lyrik. Wohl ist gegen diese in den letzten Iahrzehnten vielfache Polemik getrieben worden. Sie wurde ebenso wie manche andere gleichzeitige als Goldschnitts- und Butzenscheibenlyrik gehöhnt, ja geradezu in den Staub gezogen. Solche Anwürfe, von den Modernen ausgehend, sind von uns Älteren gleichmütig angehört und ertragen worden. Sagten wir uns doch: für uns hat Geibel gesungen. Nun wissen wir wohl, die Lyrik soll allen, nicht bloß den unmittelbaren Zeitgenossen etwas geben. Goethes Lyrik ist unsterblich, obgleich sie viel älter ist, als die Geibels. Aber seien wir offen: sind die Modernen wirklich in ihrem Innersten von der Unsterblichkeit Goethes überzeugt? Lassen sie sich nicht vielmehr durch die Allgewalt seines Namens von Hohn und Spott abschrecken, und würden sie nicht, wenn sie es nur wagten, auch an seiner Größe mäkeln? Wir möchten gern glauben, daß die Umwertung aller Werte, die sich in der gegenwärtigen Epoche vollzieht, daß die Abwendung von dem Auslande, die hoffentlich nicht mit dem Kriege vergeht, uns auch die Loslösung brächte von der Herrschaft der ungesetzmäßigen phrasenreichen Lyrik, die eine Zeitlang Mode war, und uns auch Befreiung verschaffte von dem Empfindungsrausch und dem Schwelgen in Tönen und Farben, die uns Älteren die modernste Lyrik so wenig genießbar macht.

Geibel besitzt als Lyriker Freude am Reim, am Wohlklang, an der schönen, wohlgeglätteten gesetzmäßigen Form.
Man täuscht sich, wenn man meint, der Widerspruch der Modernen habe die Verbreitung der Geibel'schen Lieder aufgehalten oder ihre Popularität gemindert. Noch heute werden zahlreiche Lieder von ihm immer wieder deklamiert und gesungen. Um nur einzelnes hervorzuheben: „Im Schank zur goldenen Traube'; „Kein Tröpflein mehr im Becher"; „Wenn sich zwei Herzen scheiden"; „Wer recht in Freuden wandern will"; „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus"; „Fern im Süd' das schöne Spanien"; „Der Mond kommt still gegangen"; „Wo still ein Herz voll Liebe glüht, o rühret, rühret nicht daran".
In dieser ganz zufälligen Auswahl, die stark vermehrt werden könnte, treten die drei Gebiete hervor, auf denen der Dichter sich mit besonderer Vorliebe bewegte: Preis des Weines, der Liebe, der Natur. Er ist fromm. Wenn er auch nicht eben geistliche Lieder angestimmt hat, so ist er unermüdlich, sein Gottvertrauen zu bekunden. Der Dichter schwelgt im Frühling und haßt den Winter, er besingt sein deutsches Heimatland, vornehmlich den Rhein, und in dem deutschen Lande mehr die Berge, Täler und Städte, als das Meer, obgleich er der Ostsee manch schönen Vers gewidmet hat, er weiht seine Liebe viel mehr der Heimat als dem Auslande, soviel er auch gereist ist; und von fremden Städten und Ländern wird nur gelegentlich Venedig, häufiger Griechenland gefeiert. Bei allem Weh, das er erfahren, und dem er auch poetisch Ausdruck zu geben wußte, ist er meist frohgemut und mehr ein Lobredner des Vergnügens als des Schmerzes. Solche Töne hört man zu allen Zeiten gern, hauptsächlich aber in den Tagen der allgemeinen Verwirrung und des furchtbaren Grausens. Und wie oft sieht man sich veranlaßt, den tapferen und zukunftsfrohen Spruch Geibels gerade in diesen Tagen anzuwenden:
„Es muß doch Frühling werden."
Gerade diese auf die Zukunft vertrauende Stimmung erfüllte und belebte unseren Dichter in ernsten und schweren Zeiten. Er kam zur Welt unmittelbar nach der Niederwerfung der Franzosen. Er wuchs auf in den Zeiten der Reaktion. Es soll ihm zum Ruhm angerechnet bleiben, daß er sich in seiner Iugend nicht beugen ließ durch die schier allgewaltige Verstimmung, die sich der meisten deutschen Iünglinge und Männer bemächtigte. Daß er nicht die gewaltigen Siege benötigte, die Deutschland über seine Feinde davontrug, sondern auch in der Epoche, da das Ausland über Deutschland spottete, auf eine große Zukunft seines Vaterlandes vertraute. Und er hatte ein größeres Recht als viele andere, in den Tagen, die uns als längst entschwunden erscheinen, über die Erfüllung seiner Iugendträume zu jubeln; er, der von einem einigen Deutschland in der schlimmsten Zeit der Zerklüftung gesprochen hatte, war der berufene Reichsherold, und die vielen

herrlichen Lieder vor und nach 1870, in denen er nicht Haß gegen andere Nationen predigte, in denen er nicht zur Überhebung aufrief, sondern an der Größe der Zeit sich erlabte und eine glänzende Zukunft voraussah, in denen er, zwar einzelne Männer und Waffentaten preisend, den großen nationalen Sinn verteidigte, zum Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege aufrief, zum unermüdeten Weiterschreiten mahnend aufforderte, sollen ihm unvergessen bleiben.

Robert Misch:

Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Wie sie dich auch bedräuen,
mein Deutschland, hochgemut:
Du brauchst den Kampf nicht scheuen.
Gleich dem gereizten Leuen
schlag zu — und schlage gut!
Im Kampfe gegen Neid und List,
Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Schon flattern unsre Fahnen
im Osten und im West.
Laßt euch die Väter mahnen —
seid würdig eurer Ahnen,
gewaltig schlagt und fest!
Seid, Brüder, gegen Tück und Neid
Voll Stolz jetzt, daß ihr Deutsche seid!

Sie wollen uns vernichten;
wir wurden euch zu groß.
Das Weltgericht wird richten;
zeigt eure Kraft den Wichten —
jetzt fällt der Deutschen Los.
Der Herrgott selber wägt und mißt:
Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!

Margarete Sobotta:

Die Ukraine in ihrer Bedeutung für den Weltkrieg.

Der Weltkrieg lenkt unsere Gedanken nicht nur auf die Kriegsschauplätze, sondern auch auf die Gebiete, denen die Erschütterungen des Völkerringens neuen Lebensmut und Hoffnung auf Befreiung vom moskowitischen Ioche bringen. Starken Widerhall finden alle Versuche gegen diese Bedrückung bei den Ukrainern, im Lande der schwarzen Erde, zwischen dem Dnjestr, Dnjepr, Don.

Um die Bedeutung der ukrainischen Frage zu ermessen, muß man in die Geschichte früherer Iahrhunderte zurückblicken und die Tragweite einer Befreiung der Ukraine für Europa und den europäischen Frieden bedenken.

Seit langer Zeit hat Rußland das unaufhaltsame Vordringen an die Küsten der eisfreien Häfen geübt, dabei Völker, Nationalitäten unterdrückt, um zur Großmacht anzuwachsen. Mit großer Geschicklichkeit hat das Zarentum nationale Regungen in den unterdrückten Ländern zu ersticken versucht, bis der Weltkrieg mit den verschärften russischen Gewaltmaßregeln gegen die Ukrainer deren Bedeutung und Widerstand stärker betonte.

Die russische Ukraine ist fast so groß wie Deutschland und wird von dreißig Millionen Menschen bewohnt, deren Vorfahren schon im 5. Iahrhundert hier ansässig waren. Sie gründeten später einen mächtigen Staat, der sich bis zum 14. Iahrhundert seine Selbständigkeit bewahrte. Kiew war lange der Mittelpunkt für den osteuropäischen Handel, der sich bis nach Konstantinopel, Ägypten, besonders über das Schwarze Meer ausdehnte. Wilde Horden der Kumanen und Petschenegen fielen verheerend in das weite Land ein, nahmen ihm soviel von seiner Kraft, daß es später, stark erschüttert, den von Westen gegen das Schwarze Meer andringenden Polen zufiel. In dieser Zeit, da von Osten und Westen Anstürme auf die Ukraine versucht wurden, bildete sich bei den Ukrainern ein Heer zur Verteidigung, die Kosaken. Diesen aus dem Ukrainer Volk hervorgegangenen, gut organisierten Kriegerstand darf man nicht mit der Ausartung der jetzigen Kosakenscharen des Zaren verwechseln. Ein Kosaken-Hetmann (Führer), Iwan Mazeppa, schloß 1707 ein Bündnis mit dem jungen Schwedenkönig Karl XII., um sein Vaterland gegen die aufsteigende Macht Rußlands zu schützen. Nach zwei Iahrhunderten blicken wir auf dieses Völkerringen zurück, das jetzt in seiner Gewalt und in seinen Zielen eine Auferstehung erlebt. Mit Todesverachtung kämpften die Ukrainer gegen russische Barbarei. Mazeppa wollte nicht

länger sein Land der Willkür Rußlands opfern, in die es seit dem Perejaslaner Vertrag 1654 geraten war. Zwar hatte Rußland dem ihm eingefügten Land der Ukrainer völlige staatliche Unabhängigkeit zugesichert, doch bald wurden alle diese „verbürgten Rechte" niedergetreten, aus dem Protektoratrecht Rußlands dagegen wurde das Recht des Tyrannen, der die Ukraine in russische Gouvernements einteilte, russische Beamte über das bisher freie Volk setzte, der die ukrainische Sprache verbot, die russische anordnete. Nach der unglücklichen Schlacht bei Poltawa starb Mazeppa im August 1709, aber sein Plan starb nicht mit ihm. Sein Name lebte weiter als Symbol der ukrainischen Freiheitsbestrebungen. Wie die Worte eines Propheten klingen die Verse, die Chamisso den sterbenden Mazeppa verkünden läßt:

„Was mir geträumt, noch ward es nicht beschlossen.
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt Geduld!
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern!"

Zwei Iahrhunderte kämpfte das Kosakentum in der Ukraine tapfer gegen seine Bedrücker, dann geriet das Land in polnische, später in russische Herrschaft, in ein Märtyrertum, in dem es endlich die Vergeltung durch unsere Siege erwartet. Die ukrainischen Kosakenführer, die Versuche zu einer nationalen ukrainischen Unabhängigkeit machten, wurden in die sibirische Gefangenschaft geschickt. Katharina II. ließ die letzte Burg der ukrainischen Macht, die Saporoger-Sitsch vernichten. Zugleich verbot sie die ukrainische Landessprache im amtlichen Verkehr.

Die Ukraine, im Mittelalter der mächtigste Staat im Osten Europas, unterlag in dem heißen Ringen von vier Völkern, die die Herrschaft auf den Gewässern der Ostsee und des Schwarzen Meeres führen wollten — an dem Kampf nahmen im 16.—18. Iahrhundert Polen, Schweden, Russen, Türken teil. In ihrer Mitte lag die Ukraine, die der Übermacht Rußlands trotz hartnäckiger Kämpfe weichen mußte.

Schon Peter dem Großen schien es äußerst wichtig, dem russischen Reich« Zugang zu den Meeren zu eröffnen, Katharina II. hatte sich in der zweiten Teilung Polens 1793 eine gewaltige Gebietserweiterung durch Aneignung der fruchtbaren und küstenreichen Ukraine verschafft. Nach der Vereinigung mit Rußland verlor die Ukraine immer mehr an „verbürgten Rechten". Das Streben Peters des Großen, wie das Katharinas II., ging dahin, das Nationalitätbewußtsein der Ukrainer mit Zwang zu unterdrücken. Diesem Zweck

diente als Gewaltmaßregel das Gesetz Peters 1720, worin schon der Gebrauch der ukrainischen Sprache in der Literatur verboten ward. Das war die Erfüllung der zarischen Versprechungen und Verbürgungen, die Ukraine vor Feinden zu verteidigen und all' ihre Freiheiten anzuerkennen! Die verheißene Befreiung bestand in der nationalen Unterjochung der Ukraine und der Leibeigenschaft ihres bisher freien Bauernstandes.

Trotz aller Russifizierungsversuche hat sich das Volk der Ukrainer noch in den jahrhundertelangen Kämpfen gegen russische Gewalt eine starke Selbständigkeit und ein bewundernswertes Nationalgefühl bewahrt. Noch ist die Kraft des nationalen Bewußtseins nicht gebrochen, sie harrt im Weltkriege ihrer Betätigung.

Denn mit der Befreiung der Ukraine büßt Rußland seine Machtstellung am Schwarzen Meere ein, verliert zugleich ein einst unrechtmäßig angeeignetes Gebiet, das reich an Weizen und Roggen ist. Keine andere Gegend im russischen Reiche ist so fruchtbar wie die Ukraine, die Kornkammer des Landes, denn sie liefert Rußlaud an Getreide und Zucker ein Drittel der russischen Ernte. Außerdem bilden Steinkohlenlager, Eisengruben, Kupfergruben den Reichtum des Landes.

Die hohe politische Bedeutung der Ukraine erkannten und benutzten nicht nur Peter der Große und Katharina II., sondern auch Napoleon bedachte den Wert dieses Landes für Rußlands Bestehen, seinen Abfall als starkes Gegengewicht gegen europäische Übermacht des Zarenreiches.

Die in sich geschlossene Lage des ukrainischen Landes, seine Reichtümer an Nahrungsmitteln, Erzen und Steinkohle, und sein kräftiger Bauernstamm mit starkem Nationalgefühl erheben es zu einem gewaltigen Machtmittel gegen seinen Unterdrücker, Rußland; daher hoffen die Ukrainer von dem siegreichen Vordringen der Deutschen und Österreicher im Osten auf ihre Befreiung und nationale Selbständigkeit. Für letztere sind die Vorbedingungen durchaus günstig: das geschlossene Wohngebiet, in sich gefestetes Volkstum und wirtschaftlich gesichertes Bestehen. Die Befreiung der Ukraine würde zu einem unabhängigen ukrainischen Staate führen, zu dem das so lange unterdrückte, freiheitliebende Volk erhoben würde. Die unabhängige Ukraine soll eine konstitutionelle, demokratische Monarchie mit allen bürgerlichen und nationalen Rechten und mit eigener nationaler Kirche sein.

Außer diesem Befreiungswerk, auf das man vom Weltkriege hofft, ist aber die Wiederherstellung des ukrainischen Staates von großer Bedeutung für Deutschland-Österreich, für Mitteleuropa und für Erhaltung des europäischen Friedens.

Denn die Verdrängung Rußlands vom Schwarzen Meere und die Verhinderung seiner Ausbreitungsgelüst« liegt auch im Interesse von Deutschland-

Österreich, das sein Zurückdrängen im Osten, die ungehinderten Handelsbeziehungen mit dem Orient nicht zulassen darf. Natürlich sind an der Hinderung der nach Westen und Süden greifenden russischen Ausdehnungsversuche auch andere Staate» — Türkei, Griechenland, Rumänien — interessiert.

Das Gleichgewicht unter den europäischen» Staaten, ein dauernder Friede in Europa hängt so eng mit der Schaffung der selbständigen Ukraine zusammen, die wie ein Wall zwischen Mitteleuropa und Rußland zu betrachten ist. Rußlands wirtschaftliche und politische Macht beruht stark auf dem Besitz der Ukraine.

Über das große Land geht die Kunde von den Niederlagen ihrer Unterdrücker, die wunderbaren Siege der Deutschen und Österreicher wecken aufs neue bei den Ukrainern die Hoffnung auf Erlösung. Kräftigen Widerhall findet der Siegesjubel der Verbündeten im ganzen ukrainischen Volke.

Gegen die ihm angetane russische Willkür erhebt sich der „Verein zum Bund der Befreiung der Ukraine", bestehend aus Österreichern und ausgewanderten Ukrainern, der vor Europa Protest gegen die Unterjochung des Landes erhebt und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die Ukrainer bald an den Gütern der Menschheit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit teilhaben werden.

Auch ukrainische Legionen, die „Ukrainischen Ssitschower-Schützen", sind ins Leben gerufen, die auf unserer Seite kämpfen, die für ihren Heldenmut im Kampf gegen den russischen Erbfeind vom österreichischen Thronfolger besonders gelobt wurden. In den Karpathen haben die ukrainischen Ssitsch-Schützen im Mai durch ihre heldenhafte Tapferkeit mehrmals die Kämpfe zu unsern Gunsten entschieden. Sogar Ukrainerinnen sind diesem Freiwilligen-Korps beigetreten und haben dem Heere durch Klugheit, Kenntnis der russischen Sprache und Kühnheit großen Nutzen gebracht.

Die ukrainische Bewegung, der starke Freiheitdrang wurzelt tief im Volke, daher ist die nationale Bewegung nicht zu unterdrücken, sie keimt und wächst in einer Volksmasse von 30 Millionen, in deren Herzen der Heldengeist Mazeppas, die Freiheitlieder ihres größten Dichters Taras Schewtschenkos lebendig sind. Von diesem edlen Geist spürte man einen Hauch in der flammenden Schewtschenkofeier am Vorabend des Weltkrieges.

Wie stark das Nationalgefühl der Ukrainer ist, beweisen ihre Dichter, die im 19. Iahrhundert endlich wieder in ihrer Muttersprache zu ihrem Volke reden durften.

Es sei hiermit auch der Irrtum zurückgewiesen, daß die Ukrainer einen Teil des russischen Volksstammes, ihre Sprache etwa eine russische Mundart bilde. Ukrainer sind ein anderer Volksstamm mit eigener ukrainischer Sprache. Sogar die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg hat im Iahre 1905 die Selbständigkeit der ukrainischen Sprache anerkannt (vor dem 11. Iahr-

hundert schon bestehend), zugleich festgestellt, daß die Ukrainer (Ruthenen) und Moskowiter (Großrussen) seit dieser Zeit als zwei besondere und sehr verschiedene Nationalitäten während der ganzen Geschichte beider Volksstämme bestanden haben.

Wie sich der Ukrainer in Sprache, Abstammung, Sitten und Gebräuchen vom Russen unterscheidet, so ist auch seine Weltanschauung, seine Kultur, seine Freiheitliebe eine andere. Vor allem ist der Ukrainer mehr poetisch veranlagt, wie er in den Volksliedern beweist, die die schönsten in der slawischen Volkspoesie sein sollen.

Iwan Kotljarewskiy (1769—1838) erhob die schöne, volltönende Volkssprache zur Schriftsprache. Seine Äneide ist ganz Welt und Wirklichkeit, an der Hand der gegebenen Handlung faßt er in das Leben der Ukraine ein mit ernsten, großen und mit humorvollen Worten, so daß man von ihm sagt, er habe ein lachendes Lied über trojanisch-kosakische Freivögel angestimmt.

Der große, vielgeliebte Dichter der Ukrainer ist Tara6 Schewtschenko, der Feind der Tyrannei, der seinem armen Volke Lieder der Freiheit und Vaterlandsliebe in glühenden Worten weihte. Ein wahrer Prophet seines Volkes, der den ukrainischen Befreiungskampf in der Vergangenheit schildert, der aufflammt zu einem Protest gegen das Zarenjoch, der sein Volk anfeuert zum Kampf für Freiheit und Ehre. Sein „Vermächtnis" lebt im Herzen der Ukrainer ewig:

Sterb' ich, so begrabt auf einem
Kurhan mein' Gebeine,
Mitten in der weiten Steppe
Meines Lands Ukraine,
Daß ich Felder schau, des Dnjepr
Steile Uferrande,
Daß ich höre, wie der wilde
Braust durch Steppenlande!
Wie er stolz aus der Ukraine
Fern ins Meer, ins blaue,
Wälzen wird das Blut der Feinde, —
Felder, Berg und Aue,
Alles will ich froh dann lassen,
Nur zu Gott, dem einen,
Betend fliegen. Doch bis dahin, —
Freunde, kenn' ich keinen.
Senkt mich ein; — doch dann erhebt euch,
Ketten sprenget, harte,
Feindesblut, es röte eurer
Freiheit Siegsstandarte!

Und im neuen, freien Bunde,
In der Brüder Kreise,
Denkt auch meiner dann mit einem
Wörtchen lieb und leise*)!

Diesem Volke, diesem Dichter wagte der russische Minister Walujew 1863 drohend zuzurufen: Es gibt kein ukrainisches Volk, keine ukrainische Sprache mehr! Brutal sollte die Literatur und das nationale Empfinden eines Volkes aus der Welt geschafft werden. Doch die Kraft des freiheitliebenden Volkes ließ sich nicht brechen, ihre schöne Sprache nicht unterbinden. Die Revolution 1905 hat diese barbarische russische Verfügung gestürzt, seither hat die nationale Bewegung der Ukraine sogar die Eigenart einer Massenbewegung gewonnen, die überall kräftig eindringt. Die Nation in ihrer steten Entwicklung ist ewig, während die Staatsformen wechseln. Die Ukrainer hoffen, daß das gewaltige Völkerringen ihnen den Weg weisen wird, um eine für ihrGedeihen geeignete Staatsform, eine Betätigung für sie in der Weltgeschichte zu finden, die ihre Vorfahren kannten und die ihre großen Dichter ihnen, vorwärtsschauend, verkünden. Die Bestrebungen des ukrainischen Volkes einen sich mit denen, die die Heere der verbündeten Deutschen und Österreicher begeistern.

Paul Günther:

An den Tod.

Ich sammle mich von allen Wegen Du bist ein Weg und bist ein Wille,
Zu dir wie in ein dunkles Haus. Der immer, immer weiter drängt.
Du trittst aus allem mir entgegen,
Und alles tritt aus dir heraus. Z„ deiner großen, weißen Stadt,
«l, „ » > ^ , '<, In deren langen Häuserreihen
Wenn alle Engen r.ngs zerssletten Z„ traumlos schlafendem Gedeihen
Dann hor ich dich mit lelsem Trttt ^ . ^^ eine Stätte hat
Vor meinen schmalen Wänden schreiten,
Und alle lieben Dunkelheiten
Und alle groß ersehnten Weiten Alle münden in dich —
Und alle Träume folgen mit. Irgend einmal.
Aber niemals ergründen sie dich:
Du bist des Abends goldne Fülle, Deine Tiefe ist ohne Zahl.
Die alle Fernen rot umschränkt, Alle irren auf andern Wegen,
Du bist die schwarze Sternenstille, Alle kommen nur dir entgegen,
Die nächtens mir zu Häupten hängt, Alle finden dich —
Und dann fühlen sie deinen Segen
Groß über sich.

') Taras Schewtschenko. Aus dem Ukrainischen überseht von Julia Virginia.

Paul Günther

Hochsommer.

Heb' du das volle Iahr aus seinem Kreise,
Preß' seine ganze schwere Süße ein
In einen Kelch wie einen heißen Wein,
Und trink' ihn aus nach alter Zecher Weise
Bei Liederklängen und im Abendschein.
Ietzt ist die Zeit gekommen, ganz zu sein.
Es ist, als blieben alle Pendel steh'n,
Als würden alle Uhren trüb' und klein,
Als bangten selbst die flüchtigen Sekunden,
Die ni« und nirgends Ruhe noch gefunden,
Erst eine Weile vor dem Weitergeh'n
Und lauschten leise in sich selbst hinein.
Und langsam türmen sie empor und runden
Die glühenden, die gnadenvollen Stunden
Der späten Zeit zum reifsten, letzten Sein.
Was nachher wird, ist leer und ist nicht mehr.
Du wirst noch viele Tage wachsen sehen,
Die spät aus grauem Nebelbett erstehen,
Und, wie sie kommen, alsobald vergehen,
Und leer an Leben sind und an Geschehen.
Ietzt dieser Augenblick schließt alles ein,
Und wie er Wende ist, so ist er Ende.
Heb' deinen schwanken Kelch empor und spende
Dem Abend, dessen düster-roter Schein
So ohne Maßen prunken ist und weit,
Die hellsten Tropfen deines Trankes. Lerne
Am Vlühn begreifen die Vergänglichkeit,
Zum trunk'nen Gruß der rotentflammten Ferne
Verschäume keck den letzten Übermut,
Im Aug' das Lachen aller Blumensterne!
Und den Tod im Blut. —

Robert Misch:

I bin der Eppenhoftr.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung.)

Stundenlang haben wir gesucht. Wir leuchteten uns mit einer Acethylen-
laterne eines Fahrrades und sanken bis über die Knie in den sumpfigen Boden
des waldigen Buschmoores ein. Gegen Abend entdeckten wir ihn endlich. Der
wackere „Trimm" kam bellend von einer Suche zurück und führte uns an eine
weit entlegene Stelle, wo ein toter Franzose und der Sepp (auch tot) lagen —
dicht dabei unter einem Baum zwei schwerverwundete Franzosen, der Anton
Hinterhuber aus Rosenheim (unser bester Kompagnieschütze), ebenfalls schwer ver-
wundet, und Dein Bruder. Auf zwei improvisierten Bahren trugen wir erst
unsere ohnmächtigen Kameraden fort. Die Franzosen ließen wir dann auch gleich
holen. Unser Stabsarzt hat den Marel ausgezeichnet verbunden und gelabt.
Noch in der Nacht kam er zu sich. Sei unbesorgt — seine kräftige Natur
wird ihm durchhelfen!

Ich fühle mich stärker und gesünder als vor dem Kriege — ja — ich glaube>
ich bin sogar dicker geworden. Der Krieg ist besser als eine Badekur. Ent-
behrungen durch schlechtes Wetter beim Biwak haben wir bisher freilich noch
nicht viel gehabt.

Unser Bataillonskommandeur hat mir die Hand gedrückt nach der Eroberung
von M. und mir mitgeteilt, er hätte mich auf Vorschlag des Kompagnieführers
zum Eisernen Kreuz eingegeben und meine Beförderung zum Offizier beantragt:
„wegen der Herbeischaffung der Reservekompagnie unter größter Lebensgefahr
und erfolgreicher Umsicht, sowie wegen der beim Sturme bewiesenen Bravour."
Es freut mich natürlich unsäglich, wenn es Wirklichkeit werden sollte. Aber
man schämt sich doch ein bißchen, weil man weiß, die anderen haben dasselbe oder
noch mehr getan. Der Auftrag, die Kompagnie zu holen, das war ein Glücks-
fall __ und als Zugführer fällt man eben auf und wird vor den anderen bevor-
zugt. Die Vernunft sagt einem aber schließlich: alle Soldaten können nicht
belohnt oder befördert werden; sonst verlöre die Auszeichnung Wert und Be-
deutung. Verdient haben sie sie alle — und der Marel auch.

Ich habe den freien Nachmittag zu dieser langen Epistel benutzt. Leb wohl,
mein teures Mädchen. Der liebe Gott wird mir und uns allen weiterhelfen. Ich
küsse Dich in Liebe.

Dein Iohannes Moser.

Noch schnell ein Wort über unsere, anfangs wohl unterschätzten Gegner.
Man muß vor den Franzosen Achtung haben. Mut und Schneid haben sie gewiß.
Freilich — unseren Draufgängern können sie auf die Dauer nicht widerstehen.
Auch schießen sie nicht so gut. Unsere großartige Führung, unsere prachtvolle
Artillerie müssen das übrige tun.
D. D.
Der Eppenhofer und seine Tochter saßen eben beim Morgenkaffee, als der
Postbote seinen Kopf zur Tür hereinsteckte.
„An dick's Briefl hätt' i fürs Fräul'n Vroni von der Feldpost. Is vom
Lehrer. I kenn' sei Schrift."
Er lachte behaglich und etwas schadenfroh. Wußte doch jetzt das ganze
Dorf, daß der Moser und des Eppenhofer einzige Tochter ein „G'spusi" und sich
einander versprochen hatten; daß aber der Alte es nicht dulden und den Lehrer
aus dem Dorfe beißen wollte.
Der Eppenhofer brockte sein Weißbrot in seine Tasse, ohne mit der Wimper
zu zucken, bot aber dem Manne kein Glasl Korn an, wie sonst seine Gewohnheit
war. Die Vroni nahm ihn mit, drückte dem Boten ein „Zehnerl" in die Hand
und verschwand mit dem Schreiben in ihrer Stube.
Als sie nach einer geraumen Weile wiederkam, da saß der Bauer noch immer
bei seiner Zeitung. War sonst um diese Zeit immer beim Drusch oder bei der
Herbstbestellung draußen auf den Feldern. Ietzt saß er stundenlang über der
Zeitung. Wortlos legte sie das Schreiben vor ihn hin. Wortlos nahm er's auf,
durchlas es langsam Zeile für Zeile und ging schweigend zur Tür. Das war jetzt
so ihre Art, miteinander zu verkehren. An der Schwelle blieb er stehen:
„Muaß ma halt ans Regiment telegrafir'n, wo der Bub jetzt lieg'n tut,
und wie's ihm geht!"
Die Vroni telegraphierte und schrieb. Der Bauer legte einen Zettel bei,
auf dem stand:
„Tu di nur recht pfleg'n, mei Bua — und wann du was brauchst, schreib
dei'm Vatter! Und wann d' kommen kannst, komm heim!"
Und noch ernsthafter und schweigsamer gingen Vater und Tochter im Hause
umher, und die Knechte und Mägde trauten sich kaum aufzutreten.
Etwa eine Woche später traf eine Mitteilung der amtlichen Kriegs-Aus-
kunftsstelle in München ein: das Dorf M. sei noch einmal gestürmt worden von
den bedeutend verstärkten Franzosen. Die Brigade hätte sich weiter rückwärts
versammelt. Der „Gefreite" Mar Eppenhofer sei mit den anderen Verwundeten
daher jedenfalls in französische Kriegsgefangenschaft geraten.

Schwer wuchtete des Alten geballte Faust auf den Tisch. Die tröstenden Worte der Tochter wies er schroff ab; die Falten um den Mund furclften sich noch tiefer.
Einige Tage danach, als sie des Abends stumm beieinandersaßen, die Vroni mit einer Näherei, er mit der Münchener Zeitung, die er eifrig durchforschte, rief der Bauer plötzlich:
„I fahr morg'n nach Münka."
„Ich werd' Euch begleit'n, Vater."
Wie in einem Fiebertraum hatte die Vroni diese letzten Tage verlebt, von Stunde zu Stunde auf die versprochenen weiteren Nachrichten harrend. Und als diese ausblieben, erfaßte sie eine bange, dumpfe Angst. Sie wußte, daß er jede freie Minute wenigstens zu einer kurzen Karten-Nachricht benutzen würde. Und als die amtliche Meldung aus München kam, da fühlte, da wußte sie: etwas Schreckliches sei geschehen.
In dem großen Amtshaus in München gingen viele Menschen aus und ein. Manche kamen fröhlich, manche verweint heraus — sorgenvoll gingen alle heim. In einem Zimmer mußten sie lange warten, nachdem sie die Namen, das Regiment usw. angegeben hatten. Dann führte man sie in einen anderen Raum, wo sie ein freundlicher Herr mit einem Aktenbündel in der Hand allein empfing.
„Also, das Dorf M, das, wie mitgeteilt, von den Unseren schnell geräumt werden mußte, noch ehe man das dort etablierte Kriegslazarett verlegen konnte, ist nachher durch eine Umgehung und den Rückzug der Franzosen zum zweiten Male wieder in unsere Hände geraten. Die Verwundeten haben sie aber als Kriegsgefangene mitgeschleppt. Darunter auch den Gefreiten Mar Anton Eppenhofer und den Offiziersstellvertreter Martin Iohannes Moser, beide nach Wasinghofen zuständig. Moser blieb nach Aussage des Unteroffiziers Bardt schwer verwundet mit Brustschuß liegen, als die Unseren das Dorf räumten. Der Gefreite Eppenhofer hatte einen Bein- und einen Armschuß, die schon in der Heilung begriffen waren. Die Nachrichten der Brigade sind gestern eingegangen, sonst hätten Sie schon eine Mitteilung erhalten."
Und tröstend fügte er hinzu:
„Die Franzosen behandeln ja im großen und ganzen unsere Verwundeten menschlich, wenn auch freilich ihre Sanitätsverhältnisse mit den unseren nicht verglichen werden können. Es ist anzunehmen, daß beide in guter Pflege sind. In einigen Wochen hoffen wir, Ihnen durch diplomatische Vermittlung der neutralen Schweiz Näheres mitteilen zu können."
Damit waren sie entlassen. Ganz langsam schritten sie die Stiege hinunter; aber sie gingen Hand in Hand. Und auch auf der Straße ließ des Bauers große die kleinere weiche nicht mehr los. Mancher sah sich nach dem seltsamen, hochgewachsenen Paar um.

Es war ein schöner, weicher Herbsttag; nach trüben, winddurchwehten Tagen leuchtete die Sonne wieder so milde herab, als wolle sie all die bangen und traurigen Menschen trösten.
Im Hofgarten setzten sie sich auf eine Bank. Von den Bäumen rieselten die letzten gelben Blätter mit leisem Knistern zu Boden. Der Bauer malte mit den Fußspitzen Striche und Ringe in den weichen Sandboden.
„Der Marl kommt nimmer wieder!"
Als er aufblickte, rannen leise und langsam schwere Tropfen die bleichen Wangen der Vroni herab; und sie gab sich nicht einmal die Mühe, sie zu trocknen, schaute nur mit starr zusammengebissenen Lippen vor sich hin.
Der Bauer streichelte sanft ihre Hand: „Net traurig sein! — Vielleicht lebt der Marl doch!"
„Der schon — aber der andere kommt nimmer! Den haben sie für tot liegen lassen."
„Wann's wiederkomm'n, alle zwoa," — er rang sich die Worte fast gewaltsam von der Seele — „woaß Gott, i geb' ihn dir, den Lehrer — i geb'n ihn dir."
Über der Vroni Wangen huschte ein flüchtiges Rot bis zu den Haarwurzeln; dann nickte sie wehmütig:
„Zu spät, Vater! Das is aus!"
Langsam schob sich die französische Transport- und Krankenkolonne vorwärts. Auf abgelegenen Wegen strebte sie ihren rückwärtigen Verbindungen zu; denn überall hatten diese „mnullit» pru»si«us" bereits ihre Fühlhörner in Gestalt von Kavallerie und schnell marschierenden Fußsoldaten vorgestreckt.
In einem erbeuteten deutschen Auto saßen neben dem französischen Krankenwärter, Monsieur Philippe, zwei deutsche Verwundete, der Vizefeldwebel Moser und der Marl. In Plachenwagen, auf Stroh gebettet, folgten andere Schwerverwundete, Deutsche und Franzosen durcheinander.
Der Marl fluchte vor sich hin und pfiff vor Wut, um sich die lange Weile zu vertreiben. Waren schon so schön im Heilen gewesen, seine Wunden! Einen Tag später hätten sie ihn rückwärts ins deutsche Feldlazarett transportieren wollen und dann über die Grenze, um dort seine völlige Heilung abzuwarten. Der Fuß würde wahrscheinlich ein bisse! steif bleiben, hatte der Stabsarzt gesagt — und ob er dann noch einmal wieder in die Front rücken könne, das sei zweifelhaft.

Aber die Pflasterstreicher wußten auch nicht alles vorher. Iedenfalls hatten ihm die Franzosen mit ihrem plötzlichen und gelungenen Überfall einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht.
„Sei nicht undankbar, Marl!" gab ihm sein Freund, Lebensretter und Vizefeldwebel zur Antwort. „Wir leben! Alles andere wird sich schon finden."
„Freili, hätt's nimmer glaubt, daß i Enk no amal s o gegenübersitz'n würd', Lehrer," lachte der Bursch, „als Eni die Franzos'n für tot zu uns 'neinschleppten. A bisse! blaß schaugt's freili' no aus. Aba a Sauglück dös!"
„Unkraut vergeht nicht. Nur schade, daß mir irgend so ein französischer Halunke meine Lebensretterin, die goldene Uhr vom Vater und Großvater, gestohlen hat, die ganz kaput geschossen war. Aber die Kugel, die sich an der Rippe plattgedrückt, und die dann unser braver Doktor Pascal wieder rausgeholt hat, die hoffe ich noch einmal meinen Kindern zu zeigen. — Zufall, du regierst die Welt — wenigstens die kleine Welt!"
Aus der Hosentasche klaubte er das winzige, breite Stückchen Blei hervor, und betrachtete es eingehend und liebevoll. Langsam rollten die Wagen weiter: französische und einige deutsche Automobile, Last- und Planwagen der französischen Armee und gewöhnliche Bauernfuhrwerke. Alle Fahrer waren mit Karabinern bewaffnet; die Wärter hatten Pistolen. Auf einem Militärauto war ein Maschinengewehr aufmontiert. Ein Zug französischer Dragoner und Radfahrer eskortierten die Kolonne, die außer ihren eigenen und den fremden Verwundeten auch noch eine große Bagage, für irgendein französisches Korps bestimmt, mit sich schleppte. Das ganze schien ziemlich schnell improvisiert zu sein.
Von Zeit zu Zeit gab es einen kleinen Halt in einem halb zerschossenen Dorf, in dem sich meist nur wenige Einwohner befanden. Im ganzen wurden die deutschen Verwundeten nicht unfreundlich behandelt. Der alte Oberarzt Pascal kam von Zeit zu Zeit auch an die Wagen seiner deutschen Pflegebefohlenen heran, sich nach ihrem Wohlergehen zu erkundigen oder ihnen einen Schluck Wein, eine Zigarette, einen Apfel zu verabfolgen. Zu essen hatten die Franzosen selbst nicht viel.
Hie und da wurden die Deutschen von Bauern oder vorüberziehenden französischen Soldaten beschimpft, sogar angespien. Mit einem Säbel hatte ein besonders bösartiger Reiter nach dem Marl gestochen; aber Monsieur Philippe hatte ihn abgewehrt. War ganz gutartig der Mann — ein Landwirt aus der Auvergne, gefiel sich nur darin, dem deutschen Volk und der deutschen Armee, die so schändlich ins schöne Frankreich eingefallen sei, die Rache des Himmels und sicherste Vernichtung zu prophezeien. Köln und Berlin würde man zerstören, Straßburg und Metz wiedererobern. Andere Städte Deutschlands schien er mcht zu kennen.
Einigemale wurden sie von Offizieren ausgefragt, zu welcher Armee und

welchem Regiment sie gehörten. Moser konnte in gutem Französisch antworten,
verschanzte sich aber, wenn sie Genaueres wissen wollten, hinter seiner Unkenntnis:
„«!« iie »ai» pa»."
Die erste Nacht verbrachten sie in ihrem Wagen. Der mitleidige Arzt gab
ihnen einige Decken, doch froren sie trotz des guten Wetters. Auf Waldhöhen,
meist auf Schleichwegen, rückte die Kolonne langsam vorwärts. Einigemale kehrte
sie sogar um. Im ganzen kam sie nur langsam vorwärts.
Am zweiten Morgen hörten sie wilde Drohrufe und Verwünschungen aus-
stoßen. Vorne gab es eine Schießerei, und einige deutsche Gefangene, darunter
ein Offizier, wurden angeschleppt. Der Wärter erzählte ihnen, sie hätten einen
ganzen „Konvoi" abgefangen. Aber es waren nur zwei deutsche Automobile,
samt ihrer Bedeckung. Doch immer unsicherer und langsamer schlichen die Wagen
weiter; immer finsterer und bedrohlicher wurden die Mienen der Franzosen.
„Marl," flüsterte Moser seinem Leidensgefährten zu — „Unkraut vergeht
am Ende doch! Wenn uns die Unseren überfallen, machen uns entweder die
deutschen Kugeln kaput, oder die rachsüchtigen Franzosen schießen uns nieder.
In der Schlacht zu fallen, ist Soldatenlos — aber s o ist's bitter."
„Heut nacht rück' i aus. Wollt Ihr mit, Lehrer?"
„Ich bin dabei. Aber dein Fuß?"
„Wird schon geh'n! Auftret'n kann i schon mit die Harln. Müss'n uns
halt verberg'n, bis alle fort sind. I laß mi net länger mitschlepp'n nach'm
Frankreich 'nein. Lieber ein schnelles End!"
„Gut — aber wir müssen die Gelegenheit abpassen. Daß wir in der
Nähe unserer Truppen sind, is ja nach dem Benehmen der Franzosen ganz klar."
Gegen Abend des zweiten Tages hielt der Zug, der wieder einigemale
umgekehrt und nach der Rekognoszierung seiner Radfahrer und Patrouillen schmale
Seitenpfade durch einen hügeligen Wald eingeschlagen hatte, vor einem Dorf,
scheinbar noch ganz unberührt von der Kriegsfurie.
Emsiges Kommandieren und Durcheinanderlaufen verrieten aufs neue die
große Unruhe und Besorgnis vor einem Überfall. Die Dunkelheit brach schnell
herein, nur von wenigen Lichtern der Wagen durchleuchtet. Die Radfahrer
wurden vorsichtig vorgeschickt. Die Wärter und Chauffeure stiegen ab und
gingen spähend nach vorn. Der brave Philippe war schon früher ausgestiegen,
um „da vorn" für sich und seine Kranken etwas zum Beißen zu besorgen. Dann
blieb er meistens lange beim Vorratswagen, der freilich nicht sehr viel Vor-
räte enthielt. Seine Pistole hatte er auf dem Sitz liegen lassen. Moser steckte
sie schnell ein.
„Ietzt los!" rief er leis; und beide kletterten, still wie die Katzen, heraus.
Marl biß die Zähne zusammen. Es schmerzte; aber er konnte doch hinkend auf-

treten. Rechts hinter ihnen stand, wie ein Vorposten des Dorfes, ein unbewohntes
Gehöft. Wenigstens zeigten sich weder Licht noch Bewohner. Dahinter faßten
sie Posto.
Nach einem Weilchen kletterten die Fahrer fluchend wieder auf ihre Sitze.
Das Innere des geschlossenen Autos würdigten sie keines Blickes. Die Wagen
zogen an. Die Kolonne schien es plötzlich sehr eilig zu haben; die letzten Lichter
entschwanden bald den nachspähenden Blicken der Flüchtlinge.
Ohne ein lautes Wort zu wechseln, blieben sie fast noch eine Viertelstunde
lauschend stehen. Stockdunkle Nacht ringsum, aus der plötzlich Laternchen auf-
glimmten — französische Radfahrer, offenbar eine Nachhut!
Als sie vorüber waren, flüsterte der Lehrer:
„Gehen wir dort in die kleine Laube! Da sucht uns gewiß kein Mensch!"
In der rohgezimmerten Bude fanden sie eine hölzerne Bank und einen Tisch.
Der Lehrer bettete den Marl dort nieder.
„Kruzitürk'n," fluchte der Bursche leise — „an Hunger hab i . . ."
„Einen Apfel und ein Stück hartes Brot besitze ich noch. Da — nimm's!"
Aber der Mail bestand darauf, daß sie redlich teilten. Allmählich kroch sie
die Kälte der Nacht an; sie fühlten ihre Wunden und tiefe Erschöpfung.
Schlafen — nur Schlafen. Der Marl machte den Vorschlag, in das unbewachte
Haus zu gehen, wo man wenigstens ein Dach über sich hatte.
„Wenn's unbewohnt ist!" erwiderte vorsichtig der ältere.
„Na — Licht is koans zu sehn; und red'n hört man aa nir. Wann die
Tür versperrt is, klettern wir durch's Fenster eini. A Pistol' haben m'r ja."
Der Lehrer untersuchte sie.
„Leider nicht geladen!"
„Kruzitürk'n — i glaub', der Philipp hat Angst vor seiner eigenen Waff'
gehabt."
Als sich nach einer Weile noch immer nichts regte, die Kälte sich ihnen
immer fühlbarer machte, schlichen sie vorsichtig an die hintere Pforte. Sie war
verschlossen nnd widerstand ihrem Rütteln.
(Schluß folgt.)

Friedrich W. Wagner:

Morgens.

Morgens hängt an den Bäumen im Parke
Glanz wie von silbernen schweren Geweben,
So daß die Bäume nimmer die starke,
Breite Krone können heben.
Blieben doch am Abend die vielen
Seufzer, die in den dunklen Gängen
Von den Lippen der Liebenden fielen,
In dem dichten Laube hängen!

Vorfrühling.

Die Sonne scheint noch leis.
Doch blinkt ein zages Weiß
Schon an den kahlen Bäumen.
Schon manches Herz brennt heiß,
Erwacht aus schweren Träumen.

Sommer.

Geöffnet ist die Schau.
Das sehnende Gemüt
Stillt Sonne, Himmelblau
Und duftendes Geblüt.

Herbst.

Erloschen deine Tänze?
Blüht nicht mehr der süße Ton?
Sieh alle, alle Kränze
Verdorrten, es herbstet schon.

Winter.

Wolken drücken
Schwer auf die Stadt,
Die ihr Lächeln
Verloren hat —
Der Tag ist hoch und hehr
Und feierlich sein Gang.
Es rauscht, es rauscht das Meer
Urheiligen Gesang.
In den verlass'nen Alleen
Schleicht müder Greise Schar.
Die Wolkenfahnen wehen
Um den zerstörten Altar.
Wo die Möven
Ruhlos kreisen
Über Wassern,
Die vereisen —
Über der Stadt
Dunkel droht
Eine schwere
Not und der Tod.

Catharina von Pommer-Esche Almendro
Catharina von Pommer-Esche.
Almendro. RomawNovelle.
v. 8. 8oKottl»«Qci«i', x.» a.. Lr»»l«lu.
(Schluß.)
Am Abend erschien wieder Esteban mit dem Essen. Während Don Adriano aß, mit dem guten Appetit einer frohen Stimmung, blickte Esteban um sich, ob er etwa jenen Brief erblicken könne. Er war zu neugierig. Aber nein, den ließ der Herr nicht herum liegen! Die frohe Laune steckte Esteban an, er fing an, zu lachen, ohne eigentlich zu wissen, warum. Don Adriano scherzte über seine Übersiedelung ins Seminar. Er beabsichtigte ihm ein Geschenk zu machen, etwas Außer» gewöhnliches, wie er sich's nicht denken könne, neben dem das Messer ganz ve» blassen würde. Dabei richtete er den Blick auf das Gewehr an der Wand. Als Esteban draußen war, schloß er die Tür und prüfte beim Schein des Lichtes sein Inventar. Jn einer alten geschnitzten Holztruhe lag, sorgfältig von Almendro eingepackt, seine Wäsche zwischen duftenden Kräutern. Morgen würde er sich damit kleiden. Mit gewissem Schrecken dachte er an die Qual der Stiefel, deren er sich hier im ländlichen Leben so ganz entwöhnt hatte, aber er wollte die Jnsel so verlassen, wie er gekommen war. Was er sonst da hatte, schenkte er an Juan Mäto, das Gewehr dem Esteban. Was der wohl für Augen machen würde! Wieder holte er den Brief hervor und las seine Lieblingsstellen. Der gute Kapitän! Und wie kam das zur rechten Zeit! Der Kapitän, praktisch wie stets, befreite ihn mit einemmal aus einer Gefahr.
Jetzt fühlte er sich frei. Wie töricht hatte er gehandelt, als ob er an dieses Eiland mit den vorsündflutlichen Sitten gebannt wäre. Die letzte Nacht hier, aber doch immerhin noch einige Stunden in diesem steinernen Zylinder, der Jahrhunderte zählte. Da gab es plötzlich einen Laut, wie in der vorigen Nacht, aber gedämpfter. Don Adriano hatte das Gefühl, daß es diesmal in der Nähe wäre. Er verschärfte seine Aufmerksamkeit, und bald ertönte auch wieder der Ruf. Es klang so, als ob durch Vorhalten der Hand vor den Mund der Schall konzentriert nach dem Turm gelenkt würde. Aber Don Adriano dachte nicht daran, sich zu rühren. Schrei nur, bis du müde bist, ich bin taub. Aber immer wiederholten sich jene Uhurufe. Don Adriano begann es ungeduldig zu machen. Caramba, wird denn diese Drohungsserenade die ganze Nacht fortdauern? Er dachte, daß der Feind vielleicht den Lichtschimmer sah, verlöschte das Licht und legte sich ins Bett, eine angenehme Müdigkeit empfindend. Mochte der da draußen sich die Lungen ausblasen! Don Adriano schlief fast ein bei diesen Rufen, denn er fühlte sich völlig sicher vor Gefahr. Es waren auch lange keine Laute mehr zu hören. Das Geheimnisvolle des Schweigens waltete, gefährlicher

als die offnen Feindseligkeiten. Er hob den Kopf in die Höhe und glaubte, ein
leises Knacken von Holz zu hören, als ob jemand katzenartig von Stufe zu Stufe
die Treppe erstiege. Don Adriano ergriff den Revolver, aber die Waffe
schien in seinen Fingern zu zittern. Da hörte er eine Stimme, die ihn
einlud, hinabzusteigen, die ihn feige nannte. Don Adriano sprang auf. Da stand
er nun im Dunkel. Mit Geräusch hatte er die Betten hingeworfen, wollte sich
aber wieder hinlegen. Denn hier war er sicher. Eine Pause folgte, als ob der
Feind dächte, er würde nun hinunter kommen. Da kamen weitere Schimpf-
worte, und das wurde ihm zu viel. Das Bild seiner Mutter, die immer von
aristokratischem Stolz beseelt war, stieg vor ihm auf, nein, der letzte Mosca durfte
sich nicht so beleidigen lassen! Jnstinktiv ging er zur Tür. Nein, doch nicht! Hin
zum Fenster, das er öffnete. Ein bleicher Schein drang herein und spiegelte sich
an der kahlen Wand. Der Gesichtsausdruck Don Adrianos war eisig, entschlossen,
hart, wie die Typen aus der Ahnengalerie des Palastes seiner Väter. Er begann
langsam vom Fenster aus hinabzusteigen, vorsichtig bedacht, keine Steine aufzu-
lockern, um jegliches Geräusch zu vermeiden. Als er den Fuß auf der Erde hatte,
immer den Revolver in der Hand, begann er um den Turm herum zu kriechen.
Seine Füße verwickelten sich zuweilen in die Wurzeln der Tamarisken, die wie
schwarze Schlangen den Boden bedeckten. Sowie ein Geräusch, durch Geröll
oder Knistern der Zweige entstand, hielt er den Atem an, wie der Jäger auf der
Spur, der fürchtet, den richtigen Augenblick zu versäumen. Wie ein Tier kroch
er auf dem Boden, gelangte bis zur Holztreppe, und bei der Sternenklarheit
war deutlich zu sehn, daß niemand auf der Treppe stand. Der Feind mußte
entflohn sein. Das überraschte ihn, aber sicher war er seiner Sache doch nicht.
Jetzt sah er auf das dichte Gestrüpp der Tamarisken, die wie eine schwarze Masse
dalagen. Nur einen Augenblick, dann leuchtete es wie eine rote Schlange aus
dem Gesträuch auf, in eine kleine Wolke gehüllt, dann Knall. Don Adriano glaub-
te, einen Steinwurf an der Brust zu fühlen, einen glühenden Kiesel, der viel-
leicht durch die Erschütterung vom Fels losgesprungen war. Es ist nichts, dachte
er. Aber zugleich fand er sich auf dem Boden liegend, ohne zu wissen, warum;
instinktiv orehte er sich um, auf eine Hand gestützt, während die andere den Re-
volver faßte. Er fühlte sich stark, wiederholte sich im Jnnern, daß es nichts sei,
aber der Körper widersetzte sich mit plötzlicher Schwere seinem Willen. Er war an
die Erde gebannt. Er sah die Tamarisken sich bewegen und ein dunkles Wesen
auf der Lauer. Da war der Feind, erst kam der Kopf zum Vorschein, dann der
Oberkörper, zuletzt die Füße. Don Adriano gedachte seiner Jugend, als er im
Garten des Palastes seiner Väter im Liegen seine Pistole abfeuerte und Apfel-
sinen von den Bäumen schoß. Nun sollte ihm zum ersten Male diese kindliche Übung
dienen. Er sah deutlich die schwarze Gestalt des Feindes, unbeweglich, vor sich.
Aber bald sah er ihn verschwommen, als ob die Nacht sich verdüstere. Er kam
langsam näher, eine Waffe in der Hand, gewiß, um ihn zu töten. Inzwischen schoß

Don Adriano piff — paff — immer wieder, wobei er dachte, daß die Waffe nicht funktioniere, da er keine Geräusche hörte. Er sah den Feind nicht, ein weißer Nebel benahm ihm die Sinne, es summte ihm vor den Ohren. Als er aber meinte, den Feind dicht neben sich zu erblicken, sah er im blauen Lichte dei sternenklaren Nacht, wenige Schritte entfernt, einen Körper auf dem Boden liegen, der sich hin und her wälzte. Ein Stöhnen, ein Todesröcheln. Der Hammer des Hierro war auf ewig verstummt.
Don Adriano konnte es nicht fassen. Wirklich war er es gewesen, der da geschossen hatte? Er wollte aufstehn, und seine Hände griffen beim Tasten auf der Erde in eine feuchte warme Masse. Er befühlte sich die Brust, und auch dort rieselte es unaufhaltsam. Er versuchte zu knieen, aber die Füße versagten. Da erst merkte er, daß er verwundet war. Seine Augen umflorten sich. Er sah den Turm doppelt, dreifach, dann schien ihm, als trinke er etwas Bitteres. Der Körper in seiner Nähe schien sich zu vergrößern, wie ein Reptil, ein Ungeheuer. Das Gebell eines Hundes und menschliche Stimmen kamen näher. Lichter tauchten auf. „Don Adriano, Don Adriano!" hörte er. Was war das für eine weibliche Stimme? Wo hatte er sie schon gehört? Er sah Gestalten, die sich bückten, in den Händen rote Sterne. Er sah einen Mann und daneben einen kleineren, aus dessen Gürtel etwas Blankes leuchtete. Er sah nicht mehr. Er fühlte aber weiche Arme, die ihm den Kopf hielten. Eine Stimme, dieselbe wie vorhin, zitternd und sanft: „Don Adriano, Don Adriano!" Auf den Lippen fühlte er etwas Seidenweiches, das sich allmählich in einen Kuß voll verzweifelter Zärtlichkeit wandelte. Der Verwundete lächelte selig, als er tränen erfüllte Augen, Augen voll Schmerz sah. Dann verlor er das Bewußtsein.

IV.

Wo war er denn? Das war nicht mehr sein Turm. Er lag in einem Bett mit schneeweißen Bezügen, vielleicht Almendros Bett. — Er entsann sich, wie er sich, gestützt auf Juan Mäto und Esteban, fortgeschleppt hatte, mehr getragen, als selbst gehend. Sein Jdeenkreis war so undeutlich, wie etwa nach einem Rausch, alles in Nebel gehüllt. Sein Kopf hatte schwer auf Juans Schulter geruht, die Kräfte schwanden, als ob das Leben mit dem aus Brust und Schulter rieselnden Blut entwiche. Er hörte leise Seufzer und Gebete, die Hilfe von oben erflehten. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen vor Angst, hier ewig liegen zu müssen. Dieser Weg schien ihm so lang, wie sein ganzes vorheriges Leben. „Tropft uns das Schicksal Wermut in den Lebenstrank, so stärkt es uns für einen schweren Gang." Sonderbar, wie einst gelesene Sinnsprüche dann auftauchen, wenn man das selbst durchmacht, was man vorher wie tote Buchstaben ansah. Als Freundes-arme ihm ins Bett halfen und ihn von der blutgetränkten Wäsche befreiten, wurde ihm sogar behaglich, und er gab sich ganz der Wollust des Ausruhens hin. Nicht mehr aufstehen! Hier lag es sich so gut. Juan M4to begann mit seinen

Bauernhänden, die aber eine wundersame Zartheit im Hantieren bekundeten, die
Wunde Don Adrianos zu waschen. Den Frauen war der Anblick von so viel
Blut etwas Schreckenerregendes — doch zeigte Almendro dabei mehr Selbstüber-
windung, als ihre Mutter, die beständig flehte: O Mutter Gottes! Hilf, hilf —
während Almendro still, mit angsterfüllten Augen hin und her ging, Wäsche
herbeiholend, Schränke und Truhen öffnend, um dem Vater zur Hand zu gehen.
Juan Mäto, dessen ganze Liebe zu Don Adriono durch dies Unglück erwachte,
verlangte Leinen, viel weiches Leinen: „Keine Klagen, denn hier gilt es helfen!"
Seine Frau sollte eine wundersame Salbe aus dem Schrank des Groß-
vaters holen, der sich trefflich auf Wunden und ihre Behandlung verstanden hatte.
Diese Salbe war aus Heilkräutern, die auf der Insel wuchsen, bereitet. Als Juan
mit einem weichen feuchten Leinenbündel das Blut abtupfte, sah er in der Brust
die eine Stelle, wo die Kugel eingedrungen war, und in der Schulter eine
zweite: „Die Kugeln müssen heraus, und dafür soll bald gesorgt werden!" Er
legte Leinen zusammen, um damit das Blut zu stillen, das noch immer floß.
Da bat Almendro, ob der Vater ihr das nicht überlassen wolle. Don Adriano
glaubte, Linderung zu fühlen. Die traurig ernsten Gesichter störten ihn, und er
lächelte, um sie zu trösten. Er wollte sogar versuchen, zu sprechen, aber Juan
machte ihm Zeichen: „Nein, nein, Don Adriano! SM bleiben!" Der Arzt würde
kommen. Esteban war nach Sankt Joseph geritten. Und so fuhr Juan Mäto
im Reden fort, um den Verwundeten zu unterhalten: „Ja, so ist es gewesen.
Ich hatte wieder meinen festen Schlaf, als mich die Meinen weckten. Schüsse
waren in der Richtung des Turms zu hören. — Ein neuer Angriff auf den Herrn,
wie zwei Nächte vorher. Esteban schien sich bei den letzten Schüssen zu freuen,
denn die kämen von Don Adriano. Er kannte den Ton. Jch hatte eine Laterne
angezündet. Meine Frau nahm ein Licht, und wir alle liefen zum Turm.
Zuerst sahen wir den Hierro, der sterbend auf dem Boden lag, sich windend
wie ein Wurm. Schon hatte er ausgelebt. Dann haben wir den Herrn entdeckt —
mit dem Gesicht auf der Erde liegend neben der Treppe. Welcher Schrecken!
für tot gehalten!"
Darauf verfiel Don Adriano in einen tiefen Schlaf. Als er die Augen
aufschlug, brannte das Licht nicht mehr. Ein Schein des erwachenden Morgens
drang durch das Fenster des Schlafzimmers. Don Adriano fror. Man entfernte
die Decken, und geschickte Hände befühlten die Stellen um die Wunden. Während
vorher eine gewisse Unempfindlichkeit vorhanden war, verursachte diese Unter-
suchung heftige Schmerzen. Der Verwundete sah mit umschleiertem Blick schwarze
Ärmel, ein Wams, ein Hemd, anders aber, als die Bauern es trugen, ein Gesicht
mit Schnurrbart, das er auf seinen Wanderungen bemerkt. Allmählich fand er sich
zurecht. Das mußte der Arzt sein, den er oft zu Pferde gesehen, von einem
Ort zum andern ziehend. Wie er gequält wurde durch das Herum fühlen, aber
endlich hatte die Hand des Arztes die Kugel gefunden und auch entfernt; sie hatte

die eine Lunge durchflogen und war im Rücken stecken geblieben. Als die Operation beendet war, nahm Esteban die Kugel, er wollte sie aufbewahren:
„Gottlob, daß mein geliebter Herr sie los ist!"
Der Arzt meinte, die Lunge vernarbe leicht, aber eine Lungenentzündung wäre zu fürchten. Der Verwundete, der das hörte, blieb dabei, es wäre nichts, nein, nicht der Rede wert. Darauf schlief er wieder ein. Von da ab verlor Don Adriano das Zeitgefühl und die Begriffe der Wirklichkeit. Er lebte noch, aber sein Leben war nicht normal. Er öffnete die Augen, Sonnenlichter tanzten hin und her, Tag und Nacht wechselten ab auf wunderliche Weise. Es lag eine Bleischwere auf allem. Eines Morgens stand Esteban da, der glaubte, es ginge besser, und begann leise zu erzählen:
„Der Hierro ist schon begraben. Wie großartig hat Don Adriano geschossen! Welche Hand! Es ist ein Ereignis, von dem die ganze Jnsel rühmend reden wird. Es war die Quaräig, civil gekommen und noch einige Gerichtspersonen mit Tinte und Papier. Sie waren erst hier eingekehrt, dann zum Turm gegangen, sie wollten auch mit dem Herrn sprechen, aber das hat der Arzt streng verboten. Der Herr schlief, und wenn er die Augen öffnete, da schaute er alle müde an und schloß sie gleich wieder. Sie werden ein andermal wiederkommen und fragen. Da ist nichts zu fürchten. Der Herr habe sich nur verteidigt, und zwei Nächte hat der Hierro dem Herrn aufgelauert an seinem Turm, also: Selbstverteidigung. Man gibt dem Herrn überall recht. Jn den Cafös der Stadt spricht man von nichts anderm. Man hat sogar nach der Nachbarinsel geschrieben, damit der Vorfall in Zeitungen bekannt gemacht wird, übrigens hat man den Voz wegen seiner Drohungen ins Gefängnis gesperrt. Er hatte die Leute glauben lassen, er sei es gewesen, der sich nachts zum Turm gewagt hat, und bezeichnete den Hierro als ein unschuldiges Opfer."
Frau Mato lief um die Arzneien, die der Arzt verordnet hatte, und reichte sie Don Adriano, sowie er seine umflorten Augen öffnete. Wenn der Verwundete den Augen Almendros begegnete, fühlte er einen erfrischenden Einfluß, der es ihm ermöglichte, die Augen länger zu öffnen. Wehmütig schaute sie drein: „Alles für mich!" sprach sie still vor sich hin. Sie ordnete das Bett, gab dem Kranken zu trinken, hob mit sanften Händen das Haupt, um das Kissen zu glätten. Sie legte den Finger vor den Mund als Zeichen, daß der Herr nicht sprechen solle. Einmal griff der Verwundete eine ihrer Hände und führte sie an die Lippen. Almendro wagte nicht, sie zurückzuziehen. Sanft tropften einige Tränen herunter: „Ach, du liebliche Blume!" Schon sah er nichts mehr als den Glanz ihrer Augen, so wie man das Sonnenlicht sieht, vor Beginn eines Sturmes. Dem Schlaf von vordem folgte ein Traumzustand mit unheimlichen Bildern. Er war unruhig. Wenn er für Sekunden die Augen öffnete, sah er Arme, die bemüht waren, ihn ruhig zu halten. Jhm war wie in einem schwarzen Tunnel. Dann sah er die traurigen Gesichter der Familie

Mäto, glaubte auch den Arzt zu sehen und den Kapitän mit den bernstein-
schimmernden Augen. Er meinte zu hören, wie aus weiter Ferne: Lungenent-
zündung, hohes Fieber! Verschiedene Stimmen hatten es gesagt. Er sah ein
riesiges Rad, das hoch in die Wolken ragte. Es bewegte sich fortwährend, und
allerlei Gestalten, Menschen und Geister wirbelten daran herum. Die Speichen
des Rades waren alle verschieden. Da waren Säbel mit Blutflecken, Symbole
der Tapferkeit, zerbrochene Königskronen, zusammengehalten durch goldene Münzen,
Krummstäbe, mit prachtvollen Edelsteinen geziert, die leuchteten, funkelten, und
alles drehte sich immer schneller, immer schneller. Aber in der Achse des Rades
saß ein Riesenschädel, der grinste, mit Hohn auf das Getreibe blickend. Er blieb
unbeweglich. Die vielen tausend Gestalten, die da an den Speichen hingen, schrien
und hantierten, sie fielen nicht um, denn die Bewegung war so geschwind. Bald
sah Don Adriano die Gestalten hoch oben in den Lüften, dann wieder unten.
Plötzlich fühlte er sich von einer unwiderstehlichen Gewalt gepackt. Der große
Schädel in der Mitte blickte ihn an: „Warum weigerst du dich! Es ist auch dein
Geschick! Komm nur mit." So — ging es immer weiter, ein Wirrsal, ein Chaos,
er, der arme Don Adriano, mußte sich mit drehen, fiel aber fortwährend, er konnte
nicht am Rade haften.
Er erwachte mit einem furchtbaren Schrei, neigte sich aus dem Bett, als ob
er herausfallen müsse, und sprach abgerissene Worte.
„Was war das, Don Adriano?" fragte eine weiche Stimme. Almendro
ordnete mit mütterlicher Sorgfalt die Bettücher, und Don Adriano konnte, bevor
er wieder die Pforten zum Fieber durchschritt, in zwei feuchte Augen sehen. Das
Fieber führte den Kranken in wunderbare Welten, wo es nichts von Wirklichkeit
gab. Er sah sich im einsamen Turm. Der runde Bau war nicht aus Stein, son-
dern aus lauter Schädeln zusammengefügt. Alles ringsumher, die ganze Land-
schaft war wie versteinert. Darin flatterten Cherubim umher; er vernahm eine
Stimme, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo er aufhöre, Mensch zu sein; er
wäre auch ein Knochenmann. Überall nur Gerippe, aber sie stehen nicht still,
sie gehen und fangen einen Tanz an mit Musik. Wer hat nur den Totentanz
komponiert? Ach ja, ein Franzose, alles klappert im Rhythmus, es ist eises-
kalt; denn da fehlt ja das Fleisch — der Herzensschlag, aber Saint Sasns hat
es verstanden. — Wir sehen die Knochenbeine tanzen und springen. Die Toten
sind eine Macht — ach, aber so garstig, wenn diese tanzenden Gerippe reden
könnten! Was für Dinge würde man erfahren! Klapp, klapp, immer die schreck-
liche Eintönigkeit. Und die Gerippe sielen über ihn her, drückten ihn nieder,
um ihn zu sich zu ziehen. Ja, er mußte sein fleischernes Gewand wohl hergeben.
Da griff er im Traume nach einer anderen Hand, und durch viele Schleier sah er
ein Gesicht, das lebte. Jemand war über ihn gebeugt, brennender Durst stellte
sich ein. Plötzlich sah er klare Quellen mit sprudelndem Wasser, aber er war fest-
gebannt, seine Füße trugen ihn nicht dorthin. Er stand an einem Wasserfall.

Endlich konnte er dorthin gelangen und im Gesicht die Frische fühlen. Jemand sprach von der Lungenentzündung. Die höchste Gefahr war vorüber. Nun kam wieder der Kapitän und andere Gestalten. Er sah den Wasserfall mit tausend Tropfen, wie glitzernde Diamanten. Ferne Musik tönte, aber sanft, melodisch. Ein junger Baum erstand: der Lebensbaum der wiederkehrenden Gesund-heit! Er sah nicht mehr das quälende Rad, sondern einen großen Globus in Blau, wie er als Kind für seine geographischen Studien einen solchen besessen. Das war die Erde, sie drehte sich ja freilich auch, aber doch ganz verschieden. Das Bild des Lebens ist wie das der Erde. Es dreht sich um sich selbst, Tage, Monate, Jahre — wie in der Geschichte der Menschen.

Er hörte auf zu träumen. Als sich nach langer Zeit seine Augen fieber-frei auftaten, sah er leibhaftig vor sich, was ihm erst wie eine Vision gewesen: den treuen Kapitän. Seine Stimme war es:

„Ja, lieber Adriano," rief er, „seit vierzehn Tagen bin ich hier. Dem Freunde ist eine Meile kein Umweg, denn Freunde und Anker kennt man, wenn sie Hilfe in Not getan. Gleich kam ich her, als ich von dem Vorfall mit dir gelesen. Eine der schwersten Lungenentzündungen hast du durchgemacht, lange Zeit erkanntest du mich nicht. Aber wir haben dich sehr gepflegt. Sieh, wer hier steht."

Almendro war da, verschämt jetzt, wo der Herr sie mit klaren Augen' an-sehen konnte. Da legte der Kapitän der lieblichen Jungfrau und Don Adri-anos Hände ineinander, kein Wort wurde geredet, der Bund wurde geschlossen zu aller Glück. Jn einigen Tagen war Don Adriano so weit, das Fest aller Feste zu begehen, Almendro in den Garten seines Lebens zu pflanzen.

Zu Esteban sagte er scherzend — wenn er nun Priester wäre, so könne er die Trauung vollziehen, jetzt müsse er aber hierbleiben bei den Eltern, denn Almendro zöge ja mit dem Gatten nach Mallorca.

Durch die lachende Flur schritt der letzte de Mosca mit Almendro zur heiligen Jungfrau del Pino, um dort den Segen zu empfangen. Zum frohen Hochzeits-mahl hatte Calamaro köstliche Langusten gefangen. Jn seinen Augen wollte es feucht werden. Zwei so liebe Menschen zögen nun fort. Da tröstete Don Adri-ano — nein, wir kommen wieder auf Besuch, und dann wohnen wir nicht mehr allein im Turm, sondern sein Lebensglück blühe neben ihm! — Frühlingswonne! Draußen sang die Nachtigall, der spanische königliche Sänger: ei ru? Leüor, und im Jnnern zweier glücklicher Menschen jubelte es mit. Ein Schiff trug das junge Paar und den treuen Kapitän in die Heimat der de Moscas. Wie hoch-beglückt fühlte sich die alte Emilia, so waren ihre heißen Gebete erhört! Wie schön wird es sein, wenn erst im Garten solch reiner Liebe Mandelbäume blü-hen, o wie wollte Emilia die edlen Pflänzlein hegen und pflegen!

Melodisch rauschte das blaue Meer dazu seine ewigen Melodien!

R
u
n
s ch
u

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Ernst Müller.

Eine zeitgemäße Gesellschaftslehre.

Für keine von den noch immer um ihr« Daseinsberechtigung kämpfenden jungen Wissenschaften bedeutet dieser Krieg wohl soviel Aussicht auf bessere Zeiten, als speziell für die Soziologie oder Gesellschaftslehre. Wie könnte es aber schließlich auch anders sein? Befaßt sich doch diese Wissenschaft nicht zuletzt, ja gerade mit Problemen und Fragen, welche augenblicklich ganz besonders „aktuell" sind. Zum Beweise dessen braucht man ja z. B. nur erinnern an die geradezu enthusiastische Aufnahme der Schriften des bedeutenden schwedischen Soziologen Gustav F. Steffen über Krieg und Kultur und Weltkrieg und Imperialismus oder an Oskar A. H. Schmitzens vielgelesenes Buch: Das wirkliche Deutschland.

Daß solche Schriften jetzt so große Erfolge aufweisen, scheint aber doch weniger in einem bloßen Interesse für soziologische Probleme zu liegen, als vielmehr aus innerem Drange zu resultieren. Sich mit Soziologie zu befassen, ist gar vielen jetzt sozusagen ein förmliches Bedürfnis. Sie begehren hier Aufschlüsse und neue Anregungen. Dazu liegt nun eine außerordentlich gute Quelle vor, die enthält, was jene suchen. Namentlich die national Denkenden unter ihnen werden sie willkommen heißen. Und der Soziologe, der diese reiche Quelle uns geschenkt, ist dazu auch kein „Unbekannter" mehr. Hat Professor Othma? Spann in Brünn, ein Schüler des Herausgebers von „Nord u. Süd", doch vor 2 Iahren schon eine überaus wertvolle Schrift zur Soziologie und Philosophie des Krieges verfaßt und sich hierbei als tüchtiger Soziologe gezeigt. Ein Iahr später, kurz vor Kriegsausbruch ist dann sein „Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre" erschienen (bei I. Guttentag in Berlin, XVI und 384 Seiten). Eine Gesellschaftslehre, wie sie für die Bedürfnisse der Gegenwart nicht besser gewünscht werden könnte.

Kam es Spann doch in erster Linie darauf an, eine national gerichtete Gesellschaftslehre aufzubauen und den Zusammenhang der Gemeinschaft auf den idealen Kulturzusammenhang der Glieder der Nation zu gründen. Der Brünner Gelehrte hat hier eine nationale Gesellschaftslehre geschaffen. Eine Lehre, welche das Wesen der Gesellschaft im geistig-sittlichen Verhältnis der Menschen zueinander erkennt, und wo das wirklich Wesenhafte des Gesellschaftslebens in der nationalen Gesamtüberzeugung und den daraus sich ergebenden Grundsätzen für das politische und persönliche Handeln liegt. Und was dieses Buch schließlich noch so lesenswert und so gehaltvoll macht, ist die systematische Anknüpfung Spanns an die Philosophie. Es hat sich ja schon längst mehr und mehr gezeigt, daß auch philosophische Spekulation zu einer wirklichen Erweiterung unserer soziologischen Erkenntnisse führt und nicht mehr das müßige, wertlose Spiel ist, wie vorwiegend völkerkundlich und naturwissenschaftlich orientierte Soziologen meinten und zum Teil noch immer meinen.

Kriegs-Rundschau.

Von Eduard Senator.

Frankreichs Raubbau an Volkskräften.

Frankreich hat seine letzten Reserven aufgeboten: der Iahrgang 1897 steht, wie wir gehört haben, vor der Einberufung! Man wäre versucht, zu glauben, daß diese äußerste Anstrengung aller Kräfte nur ausnahmsweise jetzt eintrete, um die so günstige Gelegenheit zur „rovauclle" voll auszunutzen und zu einem Erfolge zu führen. Aber weit gefehlt! Blättert man in der Geschichte, so wird man finden, daß unser westlicher Nachbar von jeher Raubbau an seinen jugendlichen und jüngsten Militärfähigen getrieben hat.

Schon vor rund hundert Iahren, in den Kämpfen Napoleons, als Frankreich seine Grenzen gewaltig nach Westen, Süden und Osten erweitert hatte, rief man die 19-, 18- und 17-jährigen zu den Waffen, denn „1a Mtrie ^tliit ou 6»n^6r"; der Kaiser brauchte Soldaten, um seine Eroberungen durchzuführen. Mit grausamer Strenge wurden die Einstellungen selbst schwächlicher Leute durchgeführt, und

wenn wir den Schilderungen eines damaligen neutralen Zeitgenossen, eines Amerikaners, Glauben schenken können, bot sich für einen Fremden nichts Seltsameres, als die jungen Ausgehobenen bei ihren Übungen zu beobachten. Knaben, dem Äußern nach kaum imstande, die militärische Ausrüstung zu tragen, wurden eingestellt, und sie waren, wie der Zeitgenosse weiter erzählt, ausnahmslos allen, die ihrer Ausbildung zusahen, ein Bild des Mitleides und des Erstaunens. Die damaligen „Bezwinger der Welt waren noch Kinder"! Um das Publikum zu beruhigen, gab man vor, die jüngsten 80 000 Knaben, die man in den Waffenrock gesteckt hatte, nur auszubilden, um sie im Innern als Nationalgarde zu verwenden. Eine allerdings vergebliche Vorspiegelung, denn die meisten wußten, wie wenig Rücksicht die leitenden Kreise auf das Soldatenmaterial nahmen.

Interessant erscheint uns auch heute die Methode, wie man im damaligen Frankreich Kriegsfreiwillige zu werben suchte. Im Winter 1807, so erzählt ein Chronist, predigte jeden Sonntag in der Kirche St. Sulpice ein Pfarrer über die christliche Moral. Seine Zuhörerschaft bestand zum großen Teil

aus ganz jungen, noch nicht ausgehobenen Leuten, die von der glühenden Beredsamkeit ihres Predigers angezogen wurden. Es dauerte nicht lange, da wurde der Seelenhin zur Polizei befohlen und ihm eröffnet, daß man ihm nur dann erlauben würde, seine Predigten fortzusetzen, wenn er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinen Zuhörern einschärfen würde, sich sofort der heiligen Pflicht der Aushebung zu unterwerfen! Zu solchen verächtlichen Mitteln war man schließlich in Frankreich zu greifen genötigt, da jeder, dem das Gesetz nur irgend eine Lücke oder einen Vorwand ließ, sich der Militärpflicht zu entziehen suchte.

Im Iahre 1798 mußte man das Gesetz für nichtig erklären, das verheiratete Männer von der Aushebung befreite. Es hatte zur Folge gehabt, daß eine ungeheure Zahl von vorzeitigen Ehen aus Furcht vor dem Dienste geschlossen wurden. Bereits in ganz jugendlichem Alter waren viele dieser französischen „Weltbesieger" von damals eine Ehe eingegangen. Daß darunter natürlich die Nachkommenschaft leiden mußte, ist leicht erklärlich, und man weiß, daß Malthus diese Tatsache vor Augen hatte, als er seine Bevölkerungslehre schrieb.

Alle die angeführten Punkte beweisen den Raubbau, den Frankreich bereits vor hundert Iahren mit seinen produktivsten Volkskräften getrieben hat, aber sie kennzeichnen auch zur Geniige die Mittel, bei deren Wahl die damalige Regierung wahrlich skrupellos gewesen ist. Und heute? Wieder geht man daran, die 17jährigen einzustellen, und nur eine sauber zensurierte Presse hindert uns, klar zu sehen, wie es im Innern bei unseren westlichen Feinden aussehen mag. Seit jenen Kriegen hat sich Frankreichs Bevölkerung nur unmerklich vermehrt. Preußen ernährt heute allein fünfmal soviel Bewohner als damals. Wieder schickt man die jüngste Iugend, die Hoffnung und die Zukunft Frankreichs, auf die Schlachtfelder; wenn wir nicht Feinde wären, würden wir nicht, wie jener neutrale Amerikaner vor hundert Iahren — Mitleid haben?

Literarische Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Kriegsliteratur.

Als vor einem Iahre der Krieg

ausbrach, setzte gleichzeitig fast mit der Inmarschsetzung unserer gesamten Wehrmacht auch die Mobilmachung der geistigen Kräfte unseres Volkes ein. In Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen, in Heften und Büchern arbeiteten die geistigen Führer daran, dem deutschen Volke die großen politischen und geistigen Ziele des furchtbaren Krieges zu weisen, das ungeheure Kriegserlebnis, das die deutsche Seele bis in die tiefsten Tiefen hinein erschütterte, fruchtbar zu machen für unser geistiges Wachstum. So dürfen wir hoffen, daß es uns gelingen werde, aus der heiligen Not, die uns der Krieg gebracht hat, neue Kräfte zu gewinnen, die wir in der glücklichen Friedenszeit nicht zu gewinnen vermochten. Einer der eifrigsten und beredtesten Rufer und Weiser in die Zukunft ist Dr. Diedrich Bischoff, einer der geistig bedeutendsten Führer der deutschen Freimaurerei. Wie kann und muß die heutige deutsche Sinnesart, wie das Kriegserlebnis sie geweckt und großgezogen hat, gehütet und gepflegt werden? Das ist die Frage, die ihm vor allem auf der Seele brennt und die er zu beantworten sucht in einer Reihe lesenswerter, tief durchdachter Schriften. Drei dieser Hefte bilden innerlich

ein Ganzes; sie bringen ein Programm, das unser Volk befähigen soll, die große Kultursendung zu erfüllen, die ihm in der Welt bestimmt ist. Es sind dies: „Volkserziehungs gedanken eines deutschen Freimaurers", „Neuidealismus und Freimaurerei" und „Deutsche Gesinnung, eine Gabe und ein Gebot der Z e i t". (Alle drei erschienen bei Eugen Diederichs, Iena.) Ergänzend treten hinzu: „Freimaurers Kriegsgedanken" (Bruno Zechel, Leipzig) und „D i e Macht des Wahns, eine freimaurerische Kriegsbetrachtung" (ebenda). In den ersten beiden Schriften, die bereits vor Kriegsausbruch geschrieben und erschienen sind, untersucht Bischoff das Wesen des Neuidealismus, jener besonders von Rudolf Eucken gepflegten geistigen Richtung, die alle schweren Unstimmigkeiten und Gegensätze unseres vaterländischen Lebens überwinden und „mehr lebenschaffende Einigkeit in unserem Volke zur Entwicklung" bringen will durch eine „anders zu pflegende und zu gestaltende Innenkultur". Beide Bücher wenden sich zwar in erster Linie an die deutschen Freimaurer und suchen die wegweisenden hohen Gedanken des Eucken'schen Neuidealismus für die Freimaurerei fruchtbar zu machen; was in ihnen aber gesagt wird, geht jeden an, dem die Zukunft unseres deutschen Volkstums am Herzen liegt, und der mitbauen will an dem großen Menschheitsdom. An die Allgemeinheit des Volkes wenden dagegen sich die andern drei Schriften; besonders das zu den Tat-Flugschriften des Diederichs'schen Verlages gehörende Heft: „Deutsche Gesinnung" will jeden Deutschen zum Nachdenken anregen „über das, was in Gegenwart und Zukunft zur Erhaltung und Fortpflanzung unserer in dieser großen Zeit geborenen deutschen Innenkultur notwendig ist". Und da ein Urteil über diese Notwendigkeiten sich nur gewinnen läßt, wenn man Wesen und Werden des Geistes von 1914 klar erkennt, so zeigt er ihre charakteristischen Merkmale und untersucht sodann die verschiedenen Quellen dieser neuen deutschen Gesinnung, und warum es notwendig sei, diese große Gabe einer großen Zeit zu erhalten, zu pflegen und weiter zu entwickeln. Um diese große Aufgabe zu lösen, ruft er alle, die an

ihr mitarbeiten wollen, zu einem über ganz Deutschland sich erstreckenden „Bunde von 1914" auf, der eine Gabe werden soll der Daheimgebliebenen an die Kämpfer, die für die deutsche Kultur bluteten und starben. Es weht ein großer, freier, freudig das Leben bejahender Geist durch diese Bücher Diedrich Bischoffs, die, so hoffen wir, mit dazu helfen werden, den geistigen Gewinn dieser Tage heiliger Not hinüber zu retten in die Iahre des Friedens und der Weiterentwicklung des deutsehen Geistes.

Auch Ernst Horneffer, dem bekannten Religionsphilosophen und Volkslehrer in München, ist der Krieg eine Zeitwende, wie die Menschheit noch nie sie erfahren hat. In seiner Schrift: „Der Krieg und die deutsche Seele" (Verlag Ernst Reinhardt, München), untersucht er die Frage: Was ist der Deutsche wert? Verdient er es, in diesem gewaltigen Kriege zu siegen? Er weiß: „Die volle Überzeugung des Rechts werden wir nur gewinnen, wenn wir über die zeitlichen Ereignisse hinweg das Wesen des Gegensatzes ins Auge fassen, der in diesem Völkerringen zum Austrag kommt."

Aus der politischen Geschichte des deutschen Volkes und seinem geistigen Ringen, wie es sich in seinen Dichtern und Denkern abgespielt hat, sucht er das Wesen des deutschen Volkes zu begreifen, und er findet es in einem doppelten Zuge, dem Streben nach Macht und Seele, nach äußerer Ausbreitung und innerlicher Vertiefung. Nun erst

soll, so meint er, die deutsche Geschichte beginnen, da das deutsche Volk seinen Weg gefunden hat, der auch der Weg seines Goethe, seines Schiller und Kant war: Durch Sturm und Drang zum Gesetz! Der deutsche Geist wird neu die Welt formen, und dieser Geist ist die Freiheit im Gesetz, die gebändigte Kraft. Die innere Selbstüberwindung, die in dieser Entwicklung liegt, macht das deutsche Volk reif und zum Weltvolke.

Vor den Toren der Welt sieht auch Friedrich Stieve das deutsche Volk in seiner kernigen, von flammender Vaterlandsliebe erfüllten Schrift: „Deutschland vor den Toren der Welt" stehen (München, Delphin-Verlag). Nach einem Vergleich des Geistes von 1813 mit dem von 1914 weist er nach, daß die ganze Entwicklung Deutschlands bei unserm Kampfe am Werke ist, daß sie uns hinausdrängt in die Welt. Dieser Wille zur Welt, der uns beseelt, ist die uralte deutsche Sehnsucht ins Grenzenlose, er ist das innerste Geheimnis des germanischen Blutes. Ietzt aber, nachdem Tausende ihr Blut hingegeben haben für deutsches Wesen und deutsche Größe, muß dieser Wille zur Welt sich wandeln in die Pflicht zur Welt, der wir nun nicht mehr entrinnen können.

Unter dem Titel: „Kriegssegen" (Delphin-Verlag, München) hat Hermann Bahr eine Reihe von Kriegsaufsäßen zusammengefaßt, in denen er mit beredten Worten zeigt, worin für uns Reichsdeutsche wie Österreicher die Größe und der Segen des gegenwärtigen Krieges begründet liegt. Neben den Volkslehrer und den Hochschullehrer tritt mit diesem Büchlein der Dichter, zieht die geistige Bilanz der großen Zeit und bucht den ethischen und ideellen Gewinn, der aus der heiligen Not unserer Völker erwächst.

Zu gleichem Ergebnis: Deutschland vor den Toren der Welt! wie die eben angezeigten Schriften aus gefühlsmäßigen, von nationaler Begeisterung geleiteten Erwägungen kommt ein Ausländer, ein Schwede, auf rein wissenschaftlichem Wege. In seinem Buche: „Die Großmächte der Gegenwart" (B. G. Teubner, Leipzig) untersucht der Professor an der Hochschule zu Gothenburg, vi.. Rudolf

Kjel^n, nicht nur die Bedingungen, unter denen Großmächte sich zu bilden vermögen, er lM auch die acht Großmächte der Erde an uns vorüberziehen mit ihren geographischen, nationalen, kulturellen und historischen Bedingtheiten, Tendenzen und Zukunftsaussichten. Den Schluß des Buches bildet eine geistvolle und tiefgrabende, zusammenfassende Betrachtung über das Wesen der Großmacht und die Zukunftskonstellationen auf unserm Planeten. Er meint, daß nur im Zusammenschluß die heutigen europäischen Staaten ihre Widerstandskraft gegenüber der amerikanischen, der russischen und der gelben Gefahr zu bewahren vermögen. In einem solchen Zusammenschluß aber erscheine Deutschland als der geographisch wie kulturell natürlichste Führer. „Für Deutschland selbst würde das bedeuten, daß es als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas den Weltherrscherberuf anträte, und als unermeßliche Kraftquelle dafür ausnützte den Glauben an eine solche Mission." Iedem, der mit Verständnis und nicht nur mit dem Gefühl, Ursache und Folgen, die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges übersehen lernen will, dem sei dieses objektive, gründliche und tief durchdachte Buch des schwedischen Gelehrten empfohlen.

Kjel^n schließt seine Untersuchungen über die Großmachtstellung unseres Vaterlandes mit den Worten: „Großdeutschland scheint bereit zu sein, vor der Geschichte dasselbe Zeugnis abzulegen, wie Deutschland zu Bismarcks

36?

Zeiten — daß es reiten kann, wenn man es nur in den Sattel hebt!" Der Eiserne Kanzler, der dieses Wort prägte, auf das der schwedische Gelehrte hier Bezug nimmt, gehört zu den Männern unseres Volkes, die niemals müde geworden sind, dem deutschen Gedanken und dem deutschen Vaterlande zu dienen. Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages fiel,In das Iahr des furchtbarsten aller Weltkriege, in dem das deutsche Volk seine physische wie sittliche und politische Kraft zu bewähren hat. Wie noch nie seit dem Iahre, da er von uns gegangen, sind sein Geist und sein eiserner Wille uns not. Ihn zu feiern und diesen Geist und Willen in uns zu wecken und zu stählen ist die Aufgabe, die sich alle zu dem großen Gedenktage erschienenen Schriften über Bismarck und sein Leben gestellt haben. Aus ihrer Fülle seien heute noch um ihrer Volkstümlichkeit und ihres billigen Preises willen zwei Bücher hervorgehoben. Das eine ist der erste Band einer Sammlung, den der Verlag Hesse und Becker unter dem Titel: „Bannerträger für Deutschtum und Vaterland" herausgibt und heißt: „Der Eiserne Kanzler." Ein Lebensbild für das deutsche Volk von Arnold Stieb ritz. In schlichter, volkstümlicher Sprache schildert der Verfasser mit warmer Liebe das reich bewegte Leben und Wirken des ersten deutschen Kanzlers. Das andere Büchlein: „Bismarck und seine Zeit" von Privatdozent I>r. V. Valentin ist das 500. Bändchen der gediegenen Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt" des B. G. Teubner'schen Verlages in Leipzig. Wie der Titel schon andeutet, hat der Verfasser versucht, das Entstehen einer Bismarckischen Epoche in knappster Darstellung zum Verständnis zu bringen, und es ist ihm gelungen, ohne Verweilen bei wissenschaftlichen Einzelfragen das Lebendige und Bleibende, das Allgemeine und Menschliche dieser Persönlichkeit und ihrer Zeit zu gestalten.

Als eigenartige, psychologisch wertvolle Zeitdokumente seien zum Schluß noch zwei Bücher erwähnt, die bei aller Unterhaltsamkeit, bei aller Lustigkeit, die sie vermitteln, uns tiefe Blicke tun lassen in das Seelenleben der uns feindlichen Völker: „Unsere Feinde — wie sie einander

liebe n", herausgegeben von Di.. Werner Klette, und „Unsere Feinde — wie sie die Deutschen hassen", herausgegeben von !>>'. Fr. Stieve. (Beide erschienen im Delphin-Verlag, München.) Aus Büchern und Witzblättern, Zeitungen und Broschüren der letzten Iahrzehnte bis in die jüngste Vergangenheit kurz vor Ausbruch des Krieges haben die Verfasser wörtliche und bildliche Äußerungen zusammengetragen, die uns besser als langatmige Abhandlungen über die Gesinnungen belehren, die unsere Feinde gegeneinander und gegen uns hegen. Haß und Liebe, von denen die Titel sprechen, sind ironisch gemeint. Das erste Buch stellt eine große Zahl teils ernster, teils witziger Anmerkungen zusammen, die berühmte Franzosen, Engländer, Russen, Belgier und Iapaner über ihre Verbündeten getan haben. Ein Blick auf die beigegebenen Karikaturen zeigt uns, daß sie nicht immer von der Liebe oder einem gutmütigen Spott eingegeben sind. Als Gegenstück bringt das zweite Buch Aussprüche unserer Feinde, die ein vielstimmiges Lob, einen wahren Hymnus auf die trefflichen Eigenschaften und Verdienste unseres Volkes darstellen. Allerdings stammen sie alle aus der Zeit vor dem Kriege — bis in den Iuli 1914 hinein. Stieve sagt darum mit Recht in seiner Einleitung: „Das Lob, das uns die jüngste Vergangenheit von englischer und auch französischer Seite her eingetragen hat, ist heute doppelt beredt. Denn es erzählt nicht nur von uns, son-

dern mehr noch von den andern. Es zeigt nicht nur im Spiegel fremder, feindlicher Augen den Widerschein unseres Lichtes, sondern es beweist zugleich, was die fremden Augen an diesem Lichte besonders blendete. Gerade unsere Lobpreiser von ehedem verraten am meisten für die Hasser von heute: Wir waren zu stark, wir wagten, zu glücklich zu werden — das durfte nicht sein." Wem in dieser schweren Zeit daran gelegen ist, ein herzliches, echtes, befreiendes Lachen zu lernen, das ebensoweit von Zynismus, wie von Leichtfertigkeit entfernt ist, der greife zu diesen Büchern.

Kriegslnrik.

Die gewaltige Welle der Hochgefühle, die in den ersten Monaten nach Ausbruch des Krieges über Deutschland dahinbrauste, ist allmählich verebbt. Dem Alltagsmenschen ist auch der Krieg zum Alltag geworden. Noch lassen alle stark empfindenden Geister sich erschüttern und erheben von dem großen Kriegserlebnis unseres Volkes; die Stimmungen und Gedanken aber, die ihnen daraus quellen, haben sich verinn erlicht und vertieft, sind stiller geworden. Diese Entwicklung der Gefühle wird am deutlichsten in dem Abflauen der dilettantischen Kriegslyrik, wie sie in erschreckender Weise in unseren Zeitungen sich breit machte. Dafür schwillt die Flut der Buchveröffentlichungen an. Hier ist es dem Dichter aber doch leichter, sich gegen den Ansturm des Dilettantismus zu behaupten und, sich Gehör verschaffend, seinen Wert zu erweisen. Aus der Fülle der Neuerscheinungen seien heute nur drei Bücher herausgehoben, deren Dichter schon für ihre Güte Bürgschaft leisten. Ein Recht, als Erster genannt zu werden, hat Rudolf Herzog sich erworben, der nicht nur mit seinem Herzen, wie wir Daheimgebliebenen, der auch mit dem Schwerte in der Faust Anteil nimmt an dem gewaltigen Kampf um unseres Vaterlandes Bestand und Größe. Um so mehr macht es erstaunen, wie gering der Einfluß des unmittelbaren Kriegserlebnisses auf Inhalt und Form seiner Dichtungen ist, die er unter dem Titel: „Ritter, TodundTeufel" im Verlage von Quelle und Meyer in Leipzig veröffentlicht hat. Rudolf Herzogs Kunst — auch seine Erzählkunst — ist niemals

eine Frucht des unmittelbaren Er-
lebens gewesen. Darum wirkt sie stär-
ker durch das Pathos des Wortes, als
durch das Pathos des Gefühls, das nur
aus dem unmittelbaren Erlebnis quillt.
Damit steht in Zusammenhang auch
das Virtuosenhafte seiner Kunst, das
ihr größere Wirkungen in die Breite
als in die Tiefe sichert. Dieses Wesent-
liche der Dichterpersönlichkeit Rudolf
Herzogs prägt naturgemäß sich in seiner
Lyrik am stärksten aus. Sie ist mehr
eine Lyrik des schönen und wirksamen
Wortes, als eine Lyrik des inneren Er-
lebnisses; darum mag und kann sie den
Reim nicht missen, und ihr Rhythmus
ist nicht der von innen heraus quellende
des Empfindens, sondern der musi-
kalische, für das Ohr berechnete der
Silbe, des Wortes. So kommt sie
allerdings dem Verständnis der breiten
Masse mehr entgegen, als die um Be-
wältigung seelischen Erlebnisses rin-
gende, nicht den musikalischen Wert der
Worte, sondern die Tiefe des Begriffes
ausschöpfende Kunst unmittelbarer
Lyriker. Auch durch ihren Inhalt
sichert die Herzog'sche Lyrik sich ihre
breiten Wirkungen. Sie ist keine Kün-
derin neuer, nie geahnter Erlebnisse,
keine Deuterin dessen, was ungeahnt
und ungewußt in den Tiefen unserer
Brust ruht, bis des Dichters Wort es
zu blühendem Leben weckt. Sie macht
sich zur Verdeutlicherin und Gestalterin
der Massengefühle, die aller Herzen
durchbrausten, als das große Kriegs-

erlebnis unser Volk aus Alltagsarbeit und Alltagsempfinden riß. Es ist nur die Stärke der Empfindung, die den Dichter aus der Masse hebt und ihn befähigt, künstlerisch zu gestalten, was alle wissen, meinen und empfinden. Auf den Seelen der Dichter von der Wesensart Herzogs harft das Leben die einfachen Tonfolgen seiner Melodie, die jedem in das Ohr fallen und alle mitsummen. Farbigkeit und Tiefe, Fülle des Klanges und Eigentümlichkeit des Tones gibt der Lebensmelodie erst das Widerklingen aus den Seelen der Dichter, denen das Leben zum persönlichen Erlebnis wird, in welcher Art es auch an sie herantreten mag. Zu ihnen gehört Hans Benzmann, der seine Kriegsgedichte unter dem Titel: „Für Kaiser und Reich" (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1915), veröffentlicht hat. Sind die Titel der Bücher von Herzog und Benzmann schon Gegensätze: pathetisch, volltönend und anspruchsvoll der eine, mit Absicht schlicht, fast banal dagegen der andere, und doch auch wieder gefühlsbeseelt und stolz, — so sind es die Dichtungen, die sie bringen, noch viel mehr. Benzmann ist keiner von denen, die in Schützengraben und Unterstand mit einer Hand das Schwert führen und mit der anderen die Leier schlagen; er gehört auch zu den Daheimgebliebenen, deren Gedichte man hart und verständnislos Ofenlyrik gescholten hat. Wie kein zweiter beweist Benzmann, daß der Krieg hinter dem Schreibtisch stärker zum Erlebnis werden kann, als im Schützengraben; denn nicht die unmittelbare Berührung mit dem Leben macht den Dichter, sondern die Art, es zu erfassen, zu erleben. Benzmanns Gedichten, die Begebenheiten behandeln, liegen keine persönlichen Erlebnisse, sondern nur schriftliche oder mündliche Berichte zugrunde. Und doch zittert und glüht tief innerlich jede Zeile von echtem, unmittelbarem Erleben. Wir sehen den Krieg, wir fühlen ihn mit . . . er wird durch diese Dichtungen auch uns zum Erlebnis. Herzog gibt schöne Worte, Benzmann Bilder voll Wahrheit und Kraft, wie unmittelbares Leben muten schon die Überschriften der Dichtungen an: „Zerstörtes Dorf bei Tapiau", „Sabbathfeier in einer zerstörten ostpreußischen Kirche", „Heldentod des

kriegsfreiwilligen Jägers Walter Courtois", „Hauptmann Seyfried". Wie unser Erleben nie große Ereigniskomplere als Ganzes zu erfassen vermag, sondern nur in Einzelzügen, so gibt Benzmann uns das gewaltige Gemälde des Krieges in schlichten Episoden. Sie sind aber voll solcher Eindringlichkeit und glühender Lebendigkeit, daß in jeder einzelnen fast das Totalbild enthalten zu sein scheint. Diese Kunst hat sich ihre eigene Form geschaffen. Benzmann ist das Wort nicht Selbstzweck, nur Mittel; nicht die prunkvollsten und tönendsten wählt er, die charakteristischsten erscheinen ihm einzig wert, als Mittel zur Gestaltung, und er weiß den Gehalt ihres Begriffes voll auszuschöpfen. So muß er nicht viel Worte machen, um ein Bild zu gestalten. Mit wenigen scharfen Strichen stellt er es vor uns hin. Knappheit und Kargheit, äußerste Schlichtheit, die mitunter bereits Absicht wird, sind Wesenszüge seiner Lyrik. Manchem Ohr wird das Musikalische in seinen Versen, vieler Augen die Farbe in seinen Bildern fehlen. Wer aber ihrer Innerlichkeit sich ergibt, dem werden sie zum Erlebnis werden.

Will Vesper, den wir am Schluß der Rundschau noch als feinsinnigen Sammler alter und neuer Lyrik kennen lernen werden, hat seine Kriegsgedichte unter dem Titel: „Vom großen Krieg 1914" erscheinen lassen (C. H. Beck'sche Verlagsbuckhandlung, Oskar Beck, München). Nicht das Bildhafte, das Musikalische macht

das Wesen der Vesper'schen Lyrik aus; aber es ist weniger die Musik des Wortes, die er sucht, wie Herzog, sondern die des innersten aus dem Wesen geborenen Rhythmus. Auch er liebt nicht das prunkvolle Wort, das mit Trompetengeschmetter ins Ohr fällt. Er geht den feinen, stillen Klängen nach und fügt sie zu zarten Weisen, die in ihrer Schlichtheit etwas Volkstümliches haben. Ihm wird nicht das äußere Geschehen, sondern das persönliche Mitempfinden der Ereignisse zum Gedicht; darum finden wir in seiner Sammlung keine bildhaften Darstellungen episodischer Begebenheiten. Statt der Schlacht selbst malt er eine „Vision vor der Schlacht"; ihm gestaltet sich nicht das dumpfe Rollen der Soldatenzüge durch die Nacht zum Bilde, er sieht die Heere der deutschen Geister mit und für Deutschland in die Schlacht ziehen. Es ist reinste Empfindungslyrik, die Vesper uns bietet; sie wird manches stille Herz zum Mitschwingen und Mitklingen bringen.

Noch immer ist die künstlerisch beste, sorgfältigst gewählte, feinstens erwogene Sammlung von Kriegsgedichten die von Iulius Bab im Verlage von Morawel 8: Scheffelt, Berlin, herausgegebene, die den Titel trägt: „1914. DerDeutsche Krieg imDeutschenGedich t." Es war ein glücklicher Gedanke, für die Sammlung die Heftform zu wählen. Dadurch war der Herausgeber in der Lage, aus der ungeheuren Fülle der Kriegslyrik nur das Wertvollste, das Bleibende auszuwählen und auf alles Füllsel zu verzichten. Bisher sind sechs Hefte erschienen, von denen die ersten beiden schon früher von mir an dieser Stelle angezeigt worden sind. Die andern Hefte tragen den Titel: „Der harte Herbst", „Krieg auf Erden", „Die lange Schlacht", und „Neue Iugend". Mit dem innersten Wesen der Lyrik vertraut, mit feinstem Spürsinn und dem sichern Gefühl für das Echte begabt, weiß Bab aus dem rasch dahinbrausenden Strom der Zeitungs- und Zeitschriftenliteratur das Beste zu retten und für die Dauer zu bergen. Wenn es ihm gelingt, die Sammlung auch fernerhin auf der gleichen Höhe zu halten — woran nicht zu zweifeln ist —, werden wir nach der Beendigung des Krieges in ihr ein Spiegelbild deutschen Gefühlslebens

aus der Zeit dieses gewaltigen Völker-
ringens besitzen, wie wir es uns feiner,
tiefer, farbiger und vollständiger nicht
wünschen können.

Auch Gustav Falke hat für
seine Sammlung, die keinen Haupttitel
trägt, die Heftform gewählt und ordnet
die Dichtungen nach Stimmung und
Inhalt. Mir liegen das zweite und
dritte Heft vor: „Unsere Helden" und
„Wir und Österreich". (Hanseatische
Druck- und Verlagsanstalt, Hamburg.)
Er hat nicht durchweg die glückliche
Hand, wie Bab, manches ist ihm an
Wertvollstem entgangen, hier und da
läuft ihm auch einmal ein schwächliches
Gedicht mit unter; doch hält auch seine
Sammlung eine bedeutende künstlerische
Höhe inne, für die der Name des Her-
ausgebers allein schon eine gute Ge-
währ ist.

Zum Schlusse sei auf eine Gedicht-
sammlung von Will Vesper hin-
gewiesen, die zwar keine Kriegsdichtnn-
gen bringt, die aber ihrer ganzen Art
und ihrem Stimmungsgehalt nach in
die gegenwärtige Zeit paßt, wie kaum
eine zweite. „Der deutschen
Seele Trost" (C. H. Beck, Mün-
chen) bringt weltliche und geistliche Ge-
dichte und will, wie es im Vorwort
heißt, „bei aller Mannigfaltigkeit der
Gedanken über die höchsten Güter und
Fragen des Lebens doch wie ein ein-
ziger gewaltiger Trostgesang wirken,
den die deutsche Seele sich selber ge-
sungen hat". Mit feinem Verständnis
und glücklicher Hand hat der Lyriker
Vesper aus dem reichen Schat z der deut-

schen geistlichen und weltlichen Lyrik, von Luther, der mit seinem gewaltigen „Ein" feste Burg ist unser Gott" diesen Trostgesang anhebt, bis in die neueste Zeit hinein, das Beste ausgewählt. Und wenn er dabei sich selbst mit einem Gedicht bescheiden an den Schluß stellte, so erweist er in dieser Probe seines Könnens nicht nur sein Recht hierzu, sondern läßt damit auch in wundervoller Weise den Trostgesang ausklingen. Dies Büchlein kann zu einem wirklichen Trost und Andachtsbuche vieler Herzen in dieser schwersten und schicksalbangsten Zeit unseres Volkes werden.

Lyrische Rundschau.

Von Emil Ferdinand Malkowsky.

EchomeinerTage. Gedichte von Carl Ludwig Schleich. Hyperionverlag, Berlin.

Der bekannte Berliner Chirurg Professor Dr. Carl Ludwig Schleich, dessen dichterisch feinsinnige und psychologisch wertvolle Schrift „Die Seele" und dessen naturphilosophisches Märchenbuch „Es läuten die Glocken" in literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften hohe Anerkennung gefunden haben, hat uns in seinem Gedichtband „Echo meiner Tage" ein Werk beschert, das gerade jetzt, da wir alle an dem blutigen Völkerringen Europas schwer zu tragen haben, Stunden hoch kultivierter geistiger Erquickung spendet. Die sieben Abschnitte des thematisch übersichtlich organisierten Buches, die „Balladen und Legenden", „Nachdenkliches und Beschauliches", „Natur", „Übermut", „Liebe", „Von Müttern und Kindern", „Spruchartiges und Unartiges" betitelt sind, deuten schon darauf hin, daß das Feld, das dem eigenartigen Denker, gefühlsstarken Naturphilosophen und liebenswürdigen Spötter Schleich den dichterischen Stoff hergibt, ein fast universelles ist. Der Zyklus „Natur", der in den urdeutschen, zart empfundenen „Birkenliedern" seinen schönsten und klarsten Ausdruck findet, ist ganz besonders dazu angetan, in Stunden der Einkehr, da wir in einem wertvollen Buch den besten Freund begrüßen, über die schmerzlichen Fährnisse des gegenwärtigen grausamen Lebens hinwegzuhelfen. In der oft märchenhaft glitzernden Malerei dieser glückatmenden Stimmungslyrik wird Schleich nicht müde, das Meer, die

Wiesen, Wälder und Gebirge mit jenen seltsamen Fabelwesen zu beleben, die uns seit den phantastischen Meisterwerken des unvergänglichen Böcklin so ganz besonders liebe, nahe Traumgefährten geworden sind. In selig pulsendem Allgefühl schweift unser Dichter auf abendlicher Heide an jungen, maisaftigen Birken vorüber und singt:

Tönt des Knaben Wunderhor»
Durch die Frühlingshallen?
Hörst du nicht vom Zauberborn
Silbertropfen fallen?
Wallt um junge Birken nicht
Elfenschattenreigen?
Siehst du nicht? Es spinnt und flicht
Mondgeist in den Zweigen.
Laß mich durch die Frühlingshallen
Birke, Elfe, Nöck' und Fei
In dem stillen Traume wallen,
Daß ich euresgleichen sei!

In seinen Balladen und Legenden zeigt Schleich, was die Beherrschung der Form betrifft, hohe Gewandtheit und stofflich eine starke Freude, oft faustisch angelegte Zweiflergestalten als Träger philosophischer Ideen darzu-

stellen. Durch Dichtungen wie „Alt-
indische Legende" und „Vater Geist"
streift ganz geheimnisvoll ein Hauch
von Goethe'scher Gedankentiefe und
seiner abgeklärten Höhenluft. Doch
auch von Uhland hab' ich einen Hauch
verspürt; der webt und lebt in Schleicht
Balladen; in der dramatisch stark be-
wegten Dichtung „Hann Kleemann"
aber ganz besonders. Wie hier der
balladeske, graudunkle Schicksalston
mit musikalisch stark pathetischem Ge-
fühl zum Ausdruck kommt, das weist
auf einen Schacht, aus dem der Dichter
noch recht häufig fördern sollte. —
Einen weiteren wertvollen Teil des
Buches bilden die scharf geschliffenen
Epigramme am Schluß des Bandes
und die oft geharnischten, stark sati-
rischen Verse in dem an eigenartigen
Gedanken besonders reichen Abschnitt
„Übermut", die allen, die sich die merk-
würdigen Dinge des Lebens gern durch
die Brille kritischer Vernunft betrach-
ten, eine Stunde köstlicher Erbauung
schaffen.

Krlegs-Frauen-Rundsch»n.

Von Ulla Wolff-Frank.

Während der langen, gesegneten
Friedensjahre, deren wir uns erfreuten,
als etwas Selbstverständlichen, in
seinen Einzelheiten uns gar nicht in
seiner vollen Bedeutung zum Bewußt-
sein gelangenden, ging man an manchen
Erscheinungen der Wohlfahrt, wie sie
in des Reiches Hauptstadt immer in
großem Stile betrieben wurde, achtlos
vorüber, die jetzt in der Zeit der Not
erst die wohlverdiente Aufmerksamkeit
auf sich lenken und die> Anteilnahme
weiter Kreise herausfordern und — ge-
winnen. Dazu gehört in erster Reihe
die Wohnungspflegerin. Die Idee war
neu, als sie vor einigen Iahren auf-
tauchte. Neu, befremdlich und, wie es
schien, kaum durchführbar. So lebhaft
Mitleid und soziales Pflichtgefühl ge-
gen das unsagbar traurige und demo-
ralisierende Wohnungselend der Groß-
stadt anzukämpfen als notwendig er-
kannten, so unmöglich erschien es,
Wandel zu schaffen und eingreifende
Veränderungen herbeizuführen. Trotz-
dem unternahm es die Charlottenburger
Stadtverwaltung, der Sache näherzu-
treten, und errichtete vor einigen Iahren
ein Wohnungsamt, das sich mit den
dringlichsten Schäden der Armeleute-
Wohnungsfrage befassen und Abstel-

lung der Mängel, soweit als irgend tunlich, herbeiführen sollte. Es ward zunächst drei männlichen Beamten diese Aufgabe zuerteilt, denen schon zwei Iahre später eine Wohnungspflegerin angegliedert wurde. Ihre Tätigkeit erscheint ebenso umfassend als segensreich, denn in dem Verwaltungsbericht, den die Stadt Charlottenburg über die Resultate des Wohnungsamtes im Geschäftsjahr 1913/14 herausgab, sind die Mitteilungen von der Wohnungspflegerin über ihre in sieben Monaten gemachten Erfahrungen in diesem Hilfswerk äußerst bemerkenswert:

„Von 1998 festgestellten Mängeln wurden 1777, das sind 88,93 Prozent, durch gütliche Einwirkung, 131 gleich 6,55 Prozent auf andere Weise (das heißt durch Ausnahmebedingungen, Wegzug, Tod), 7 — 0,35 Prozent durch polizeiliches Einschreiten beseitigt. Die Mängel, um die es sich bei den Beanstandungen handelte, waren: mangelhafte oder zu wenige Abortanlagen, Feuchtigkeit der Räume, ausgetretene Treppen und unzulängliches Geländer, ungeeignete Kellerräume, ein verschmutzter Hof, mangelhafte Instandhaltung der Hausfassaden, der Flure und der Wohnungen.

Viel schlimmer noch waren die Schäden, die sich im Innern der Woh-

nungen fanden: Überfüllung, mangelnde Geschlechtertrennung, fehlende Betten, unzweckmäßige Benutzung, Feuchtigkeit, Unsauberkeit, ungenügende Lüftung und Bewohnen von zum dauernden Aufenthalt nicht geeigneten Räumen."

Man wollte, wie die obigen Feststellungen dartun, womöglich inGüteAbhilf« schaffen. Aber das ist eine mühselige und zeitraubende Arbeit, wie die 259 noch im dritten Iahre unbehobenen Mängel zeigen. Bei allem Pflichteifer der männlichen Beamten erkannte man, daß ihre pflegerische Einwirkung an vielen Stellen nicht zum Ziele führen würde. Besonders war dies der Fall bei solchen Familien, die wirtschaftlich in zu bedrängter Lage waren, um den Anforderungen des Wohnungsamtes nachkommen zu können, oder die ihm passiven Widerstand entgegensetzten. Deshalb stellte man eine Wohnungspflegerin an, die mit weiblicher Geduld und dem scharfen Blick für das Kleine dem Elend nachgehen sollte.

Sie hatte sich zunächst mit fünfzig Pflegefällen zu befassen, von denen die meisten schon länger als ein Iahr von den bereits vorhandenen beiden Inspektionen durchgeführt wurden. Sie mußte in erster Reihe als Helferin den betroffenen Familien menschlich nähertreten, um die Ursachen der Notlage festzustellen, die im Wesentlichen aus Krankheit, Unwirtschaftlichkeit, Unordnung, Stumpfsinn, Torheit, Kummer der Frau über Trunksucht des Mannes und moralisch« Verwahrlosung von Mann und Kindern waren. In seltenen Fällen nur beruhte der Widerstand gegen die hygienischen Forderungen des Wohnungsamtes auf bösem Willen, öfter auf mangelnder Einsicht und am häufigsten auf einer allgemeinen psychischen Verfassung der Frauen. Denn wirtschaftliche Notlage und seelische Depression, oft bis zu völliger Gleichgültigkeit gesteigert, gehen fast immer Hand in Hand. In einzelnen Fällen: traf die Wohnungspflegerin auf einen fast pathologischen Stumpfsinn; hier fehlten den betreffenden Personen die einfachsten Begriffe von Sauberkeit, Hygiene und Ordnung, und weder freundliche Ratschläge noch ernste Ermahnungen übten eine Wirkung aus. Auch gegen das selbstverschuldete Elend, das aus der Trunksucht des

Mannes erwuchs, oder in dem die Familie unrettbar versank, weil die Frau so unwirtschaftlich und unordentlich war, daß Menschen und Haushalt verkamen, war es fast unmöglich anzukämpfen. Die Wohnungspflegerin gelangte zu der Ansicht, daß sehr viele' Familien ihre Wohngelegenheit und ihre Wohnsitten aus eigener Kraft bedeutend verbessern könnten, wenn nichr so viel Geld für Getränke fortgeworfen würde. Die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs kann deshalb nicht ernstlich genug betrieben werden. Bei der Beseitigung der Wohnungsmängel suchte und fand die Wohnungspflegerin Unterstützung durch die Zusammenarbeit mit anderen Wohlfahrtsinstitutionen. So wurden fehlende Betten von der Armendirektion, aber auch, wo Familien nicht Armenunterstützung erhalten sollten, leihweise vom Wohnungsamt oder durch Vereinshilfe beschafft. Einmal gelancr es, aus Stiftsmitteln einen Mietszuschuß zu bewilligen, so daß die kinderreiche Familie eine größere Wohnung beziehen, die nötige Zahl Betten aufstellen und die Geschlechtertrennung durchführen konnte. Ferner wurden zur Unterstützung der Arbeit von der Wohnungspflegerin das städtische Fürsorgeamt für Lungenkranke mit der Lungenkrankenfürsorge vom Roten Kreuz, die städtische Fürsorgestelle für Alkoholkranke, die Vereinigung der Wohltätigkeitsbestrebungen, die Iugendfürsorge, die Iugendgerichtshilfe, die Schulhelferinnen, die Säuglingsfürsorge und die Generalvormundschaft in

Anspruch genommen. Durch diese Zusammenarbeit erhielt die Wohnungs-Pflegerin wertvolle Hilfe und vermied die Gefahr, sozialpflegerische Kurpfuscherei zu treiben, heute Krankenpflegerin, morgen Rechtsberatern zu spielen. Ihre Aufgabe ist es, zu sehen, wo Hilfe nottut, und die Hilfsbedürftigen an die Spezialstellen zu weisen, wo ihnen allein gründlich geholfen werden kann.

Als ein besonderes Hindernis für den Erfolg in der Bekämpfung dieses Wohnungselends hebt die Berichterstatterin die unpraktische Bauweise der Kleinwohnungen hervor, denen es an allen praktischen Handhabungen zu hygienischen Maßregeln fehlt. Es ist hier nicht der Platz, eingehend sich damit zu beschäftigen, da es hauptsächlich darauf ankommt, zu erweisen, wie umsichtig, einsichtig und human sich Frauen in solchen Berufen betätigen, wie sehr sie gerade für solche Stellungen geeignet sind, und die sichersten Richtlinien für den Ausbau sozialer Hilfsarbeit auf diesen Gebieten geben können.

Es ist von Interesse, daß fast gleichzeitig, wo man für diese Frauenberufsarbeit für bezahlte — nicht ehrenamtliche — Leistungen auch eine entsprechende Ausbildung für nötig hält, jetzt allgemein dieser Ausbildung das Wort geredet wird. Das Kriegsjahr hat die Bezeichnung: „Das Dienstjahr der Frau", oder präziser noch: „Die Dienstpflicht der Frau" in Schwang gebracht. Das hängt damit zusammen, daß die gewaltige, überschwängliche Hilfsarbeit der Frauen, dieser wundervolle, nicht genug zu rühmende Wille zur Fürsorge und Liebesbetätigung, doch nur dann zu höchster Ausgestaltung und Wirksamkeit gelangte, wenn sie geschulten, geübten und disziplinierten Kräften unterstellt wurde. Die so gutgemeinten freiwilligen Unternehmungen gewannen erst nachhaltige Bedeutung, wenn sie dem sprießenden Boden gut organisierter, planvoller Durchführung anvertraut wurden. Nur wo die kleinen Einzelheiten zu einer großen Einheit zusammengeschlossen wurden, konnte so Übergroßes geschaffen werden, wie die Hilfsbereitschaft und Hilfeleistung der weiblichen Heimarmee des Deutschen Reiches. Und da dies nur durch die Ausbildung und Vorbereitung, durch die Einstellung und Unterordnung, die

stramme Zucht einer starken, zielbewuß-
ten Gemeinsamkeit ermöglich« wurde,
entstand der Gedanke an die Notwen-
digkeit der Dienstpflicht der Frau.
Man hatte schon früher mit diesen
Ideen sich befaßt. Mehr spielerisch;
jetzt soll es ernst werden, und „das
weibliche Iahr" wird nach allen Rich-
tungen hin diskutiert. In Wort und
Schrift haben die Führerinnen und
Heerscharen der Frauenbewegung sich
damit beschäftigt. Allen voran Helene
Lange, die auf der Kriegstagung des
Allgemeinen deutschen Lehrerinnenver-
eins schon über „die Dienstpflicht der
Frau" sprach. Klug, wie immer, wollte
sie diese aber ganz verschieden von der
männlichen wissen, die ihre Bestimmung
im Kriege sähe, während die weibliche
sie in Friedensaufgaben fände. Für
diese wäre allerdings sachliche, fachge-
mäße Vorbildung während eines
zwangsweisen Dienstjahres äußerst
wünschenswert.
Auch der Berliner Lyzeumsklub
nahm zu der Frage Stellung. Und
unter Leitung von Frl. Dr. Gertrud
Bäumer hatte eine überaus zahlreiche
Versammlung einen Diskussionsabend
der Frage gewidmet Diese faßte in
regem und erregtem Für und Wider den
Entschluß, für das weibliche Dienstjahr
einzutreten, allerdings mit der Ein-
schränkung, daß die Leistung der Frau
in erster Reihe der Sicherung der Fa-
milie gelte. Nun, dann ist's ja gut!
Und daran werden auch die Broschüren
von Frau Metzdorf-Ieschner aus Mün-
chen „Die allgemeine Wehrpflicht der

Frauen während des Krieges", und von Frl. Dr. Agnes Harnack aus Berlin „Der Krieg und die Frauen" nichts ändern. Aber der vom Feldmarschall von der Goltz angeregte Gedanke, den Helferwillen der Frauen an ungenügender Ausbildung nicht scheitern zu lassen, wird sicherlich fruchtbringend sich entwickeln, und eines Tages wird, trotz der noch immer nicht auf sicheren Füßen stehenden, klar bewußten Einheitlichkeit der Frauenfrage, „das weibliche Iahr" seine Ansprüche erheben. Hoffentlich in einer friedensgesegneten, reichen Zukunft des deutschen Vaterlandes.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Die Zukunft der deutschen Seeschiffahrt.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser. Die volle Bedeutung und die Wahrheit dieses Satzes wird erst klar, wenn man die Leistungen der deutschen Schiffahrt und des deutschen Schiffsbaues zahlenmäßig bewußt bewertet. Die deutsche Seeschiffahrt dient heute vorzugsweise unserem riesigen Ausfuhrhandel. Vor dem Kriege war dieser mit 22 Milliarden im Iahre dem englischen, der nur noch fünf Milliarden Vorsprung hatte, dicht auf die Fersen gerückt. Indessen bildete nicht diese Tatsache allein die Quelle des Neides Englands gegen uns. Der deutsche Schiffsbau machte sich mehr und mehr von Großbritannien frei. Früher lag die Vermittlung zwischen Kauf und Verkauf zum größten Teil in englischen Händen, und als wir anfingen, auf eigenen Schiffen zu verfrachten, wurden diese zumeist in England gebaut. Das natürliche, mit dem Außenhandel wachsende Bestreben, selbst Herr unserer Handelsflotte zu sein, führte zu einem gewaltigen Aufschwung unserer Schiffsbauindustrie, und die deutschen Reedereien hielten damit gleichen Schritt. Die Entwicklung des Schiffsbaues zeigt denn auch eine fortgesetzt steigende Tendenz. Im Iahre 1907 wurden auf deutschen Werften Kauffahrteischiffe mit einem Gesamtraumgehalt von 215 000 Registertonnen fertiggestellt, 1913 aber war diese Zahl auf 465 000 Tonnen angeschwollen, während die noch immer wesentlich stärker entwickelte englische Schiffsbauindustrie längst nicht in gleichem Ver-

hältnis fortschreitet.
Anfang 1913 umfaßte die deutsche Handelsflotte 4850 Schiffe, Dampfer und Segler mit 4,94 Millionen Brutto-Registertonnen, wobei nur diejenigen Schiffe gerechnet sind, deren Bruttv-Raumgehalt 50 cbin — 17,65 Registertonnen übersteigt. Soweit die Zahlen bekannt geworden sind, haben die deutschen Seeschiffe im Iahre 1911 106000 Fahrten gemacht mit 53 Millionen Registertonnen Netto-Raumgehalt. Im gleichen Iahre sind in deutschen Häfen 112 690 Schiffe mit 31,5 Mill. Registertonnen angekommen und 113 579 Schiffe mit 31,7 Mill. Registertonnen abgegangen. Rund 78 000 Mann bilden die Besatzung der deutschen Seeschiffe, und etwa 70 000 Beamte und Arbeiter konstruieren und bauen auf unseren Werften alljährlich Schiffe mit einem Gesamtraumgehalt von 700 000 Tonnen brutto.
Diesen imposanten Zahlen entsprechen die Kapitalwerte, die in den deutschen Reedereien und den Schiffsbauunternehmungen angelegt sind. Sie dürften mit einer Milliarde Mark sicherlich nicht zu hoch veranschlagt sein, arbeiten doch allein die beiden größten deutschen Reedereien, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie,

zusammen mit leichlich 400 Millionen Mark Betriebskapital. Dazu kommen die Levante-Linie, die Deutsch-Ostafrika-Linie, die Woermann-Linie und zahlreiche mittlere und kleinere Reedereien und Gesellschaften. Die Rheinflotte allein stellt einen Wert von über 100 Millionen Mark dar.

Seit Beginn des Krieges liegt das alles wie tot. Der Weltkrieg hat die deutsche Seeschiffahrt völlig lahmgelegt. Die stolzen Schiffe, die die deutsche Flagge in alle Weltteile trugen, sind entweder in neutralen oder in deutschen Häfen zur Untätigkeit verdammt, eine Anzahl ist auch verloren gegangen, ist von den Engländern und vor wenigen Tagen auch von den Italienern weggenommen worden. Der Verkehr durch den Kaiser Wilhelm-Kanal nach der Ostsee wird noch aufrecht erhalten. Er hatte sich glänzend entwickelt und war von 1,75 Mill. Registertonnen im Iahre 1896 auf 9,5 Millionen im Iahre 1912 gestiegen. In welchem Rahmen er sich jetzt bewegt, ist nicht bekannt. Obwohl aber heute das Leben in den deutschen Seehäfen erloschen scheint, sind dennoch die Aussichten der deutschen Schiffahrt nach dem Kriege durchaus günstig zu beurteilen. Auch in den Kreisen der Reeder schaut man guten Mutes in die Zukunft, gab doch soeben erst eine der größten deutschen Reedereien die Erklärung ab, sie werde unmittelbar nach dem Kriege ihren Betrieb im alten Umfange wieder aufnehmen. Daß dies wirklich geschehen wird, ist mehr als wahrscheinlich. Zunächst ist durch den Krieg der Schiffsraum knapp geworden, und zwar trägt die englische Handelsflotte den Hauptverlustanteil. Unsere Unterseeboote haben nach der soeben veröffentlichten amtlichen Zusammenstellung allein an der englischen Küste in der Zeit vom 18. Februar bis 18. Mai 1915 nicht weniger als 111 Handelsdampfer mit einer Gesamttonnage von 234 329 Tons vernichtet. Darunter sind nur 7 Franzosen und 2 Russen mit zusammen etwa 18 000 Tonnen Raumgehalt. Nicht gerechnet sind die empfindlichen Verluste der Engländer durch unsere Auslandskreuzer, die mindestens ebenso hoch zu veranschlagen sind. Das will zwar im Vergleich mit der englischen Gesamttonnage, die nach Lloyds Register im Iahre 1913 aus 18 696 217 Brutto-

Registertonnen bestand, nicht viel besagen, immerhin aber bedeutet es einen vielversprechenden Anfang. Sind es doch fast fünf Prozent der englischen Handelsschiffe!

Dem knappen Schiffsraum wird auf der anderen Seite ein großes Güterangebot gegenüberstehen. Einmal sind die Läger in den überseeischen Ländern entleert. Die zurückgehaltenen Mengen europäischer Erzeugnisse müssen zur Beförderung gelangen und werden jeden verfügbaren Schiffsraum in Anspruch nehmen. Europa dagegen muß alle aufgezehrten Rohprodukte schleunigst und in großen Massen ersetzen und alles, was ihm fehlt, hereinholen. Für ein- und auslaufende Schiffe wird überreiche Ladung vorhanden sein, mehr, als die Reedereien bewältigen können. Überdies erschöpft sich die Wirkung des Unterseebootskrieges keineswegs in der Vernichtung von Handelsschiffen; die Gefährdung auch nur vereinzelter Transporte hat auf die Gestaltung des ganzen Warenverkehrs zur See tief und einschneidend eingewirkt. Alle Schiffseigner, alle Warenbesitzer fühlen sich der Gefährdung ausgesetzt. Noch kürzlich berichtete das „Berliner Tagebl.", daß sich die gesamte Mannschaft des englischen Dampfers „Italia" (Anchor-Line) nur bei einer Lohnerhöhung von zehn Prozent und Gewährung einer Lebensversicherung von 250 000 Lire für den einzelnen Matrosen zur Abfahrt bereit fand. Überaus charakteristisch ist es auch, wenn eine bekannte englische Schiffahrtslinie in der „Shipping and

37?

Rundschau
Mercantile-Gazette" v. 11. März 1915 folgende Konossements-Klausel bekannt gibt: „Im Falle eines Streiks, einer Aussperrung, einer Revolte oder einer Unterbrechung der Arbeit, gleichviel aus welchem Grunde, sind die Schiffseigentümer nicht verantwortlich für Schaden oder Beschädigung durch Verzögerung im Laden, der Abfahrt, dem Ausladen oder der Ablieferung, noch dafür, daß ein Schiff nicht zu dem festgesetzten oder irgendeinem anderen Datum abfährt." Davon also, daß die englische Handelsflotte jetzt den Verkehr ungestört aufrecht erhält und von der Unterbrechung der deutschen Seeschiffahrt wirklich Nutzen zieht, kann keine Rede sein. Somit sind die Aussichten für die deutschen Reeder günstig. Allerdings haben sie gegenwärtig beträchtlichen Schaden. Die Kosten der Unterhaltung der in deutschen und fremden Häfen aufliegenden Schiffe sind bedeutend, doch werden die Reeder sie erschwingen können. Sie waren sogar dank vorsichtiger Wirtschaft und günstigen Betriebsergebnissen in den früheren Iahren noch in der Lage, für 1914 eine mäßige Dividende zu verteilen. Außerdem aber ist ihnen eine angemessene Entschädigung nach Friedensschluß sicher. Sie wird bestimmt in den Friedensbedingungen festgesetzt werden. Die verlorenen und vernichteten Schiffe müssen schleunigst ersetzt werden. Unsere Schiffsbauindustrie wird alle Hände voll zu tun bekommen, denn wir werden künftig schwerlich unsere Schiffe auf englischen Werften bauen lassen. Der Bau eines jeden Schiffes und seiner Ausrüstung setzt aber ganze Industrien in Nahrung; für diese, insbesondere für unsere Maschinen- und elektrische Industrie eröffnen sich ungeahnte Aussichten. Das wirkt natürlich wieder auf den gesamten Außenhandel, auf den Seeverkehr, weiterhin auf den Ausbau unserer Häfen, auf die Schaffung neuer Hafenanlagen und -Einrichtungen, auf das Kranbauwesen usw. Aller Voraussicht nach werden also nach dem Kriege mehr Schiffe unter deutscher Flagge fahren als vorher. Mit Sicherheit ist auch zu erwarten, daß die im Februar 1914 zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie auf fünf Iahre erneuerte Interessengemeinschaft, der nordatlantische Dampferlinien-Verband, nach dem

Kriege noch inniger und damit die Leistungsfähigkeit dieser beiden größten Gesellschaften erheblich gesteigert wird. Man sprach sogar davon, daß zwischen beiden angeblich auf 75 Iahre paktiert worden sei, daß beide Linien sich in das nordamerikanische Personen- und Frachtengeschäft zu gleichen Teilen teilen. Daß der Pool, dem bekanntlich noch die Holland-Amerika-Linie, die Red-Star-Linie, die Compagnie Generale Transatlantique, die Russische Amerika-Linie und die Austro-Amerikana angehörten, wieder aufleben wird, ist dagegen nicht wahrscheinlich. Engere Formen wird dagegen vielleicht auch der im April 1914 auf fünfzehn Iahre geschlossene Vertrag der deutschen und österreichischen Regierung annehmen, der eine Kapitalserhöhung der Austro-Amerikana von 24 auf 40 Millionen vorsah und den Auswandererverkehr regelte. Der Anteil daran, den man dem Hafen Trieft, das Hauptobjekt der Erpresserpolitik Italiens, einräumte, sollte von vier auf sieben Prozent, und nach fünf Iahren auf zehn Prozent erhöht werden. Natürlich machen England und Frankreich die größten Anstrengungen, Deutschland aus dem Verkehr und aus dem Markte zu verdrängen. So rüsteten im März des Iahres 150 französische und englische Firmen gemeinsam das Schiff „Der Argonaut" aus, um mit einer schwimmenden Ausstellung an Bord in den Häfen des Atlantischen und Stillen Ozeans, von Süd- und Mittelamerika, englische und französische Waren zu verhökern.

Churchill-Iason, der jetzt kaltgestellte große Sohn Britanniens, zog zur modernen Argonautenfahrt aus, um das goldene Vließ des deutschen Fleißes zu suchen. Ein Heldenepos in Cityprosa. Deutschland braucht solche Konkurrenz nicht zu fürchten. Es wird sich nach dem Kriege nur eigener Schiffe und eigener Linien bedienen. Der Beginn dazu war ja bereits mit der am 1. Iuni 1914 ins Leben getretenen direkten Neuseeland-Linie ab Bremen durch den Norddeutschen Lloyd gemacht, was die „Times" damals als den Beginn des Weltschiffahrtskampfes bezeichnete. Auch der vielfach überschätzte Wettbewerb der Vereinigten Staaten von Amerika wird zu ertragen sein. Es wird den Jankees kaum gelingen, den Schiffsverkehr mit Südamerika an sich zu reißen, obwohl sie sich darum sowohl, als um die Eroberung dieser Märkte durch ihr panamerikanisches Büro in Washington redliche, aber vergebliche Mühe geben. Ihre Handelsflotte ist viel zu schwach, um den großen Vorsprung der deutschen Schiffahrtsgesellschaften einholen zu können, ihr Schiffsbau geht ständig zurück; in den Iahren von 1907 bis 1913 sank er von 474 000 auf 226 000 Brutto-Registertonnen im Iahre. Die Überlegenheit der deutschen Großschiffahrt ist unbestreitbar und wird, wie die Dinge heute liegen, nur wachsen. Denn die deutschen Erporteure werden das Verhalten des „neutralen" Amerikas im jetzigen Kriege gewiß nicht vergessen.

In diesem Ringen geht es letzten Endes um die Freiheit der Meere. Sie kann nur dann als ganz gesichert gelten, wenn wir selbst wenigstens an einer Stelle am freien Meere sitzen und nicht mehr von unseren außerdeutschen befestigten Stützpunkten abgeschnitten, wenn wir nicht mehr ausgehungert werden können. Erst wenn die freie Bewegung auf dem Meere, der Haupthandelsstraße der Welt, nicht allein den großmäuligen Briten offen steht, wenn an Stelle der englischen Übermacht zur See der Areopog aller Seemächte getreten ist, hat die deutsche Handelsflotte freie Bahn zur Entfaltung. Dann werden in höherem Maße als bisher deutsche Schiffe die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes in alle Welt tragen, um mit fremden Schätzen reich beladen heimzukehren. Für ein 70 Mil-

lionen-Volk, wie das unsrige, mit einer Weltindustrie und einem die Erde umspannenden Handel ist die Zukunft der deutschen Seeschiffahrt die Lebensfrage: Xavizar« nee«»»« est.

Soziale Rundschau.

Von Paul Sorgenfrei.

Die deutschen Heimarbeiterinnen.

Wie andere Berufsstände, so haben sich auch die Heimarbeiterinnen zur Wahrung ihrer Interessen organisiert, und zwar besteht nun der „Gewerkverein christlicher Heimarbeiterinnen" am 2. Oktober dieses Iahres anderthalb Iahrzehnte. Die Heimarbeiterinnenfrage war schon lange zu einer brennenden Frage geworden. Noch vor zehn Iahren gab es arge Mißstände auf diesem früher so unbeachteten Erwerbsgebiete, und wenn dieselben heutzutage auch noch nicht alle beseitigt sind, so zeigt doch die Entwicklung des deutschen Heimarbeiterinnenwesens in den letzten Iahren ein« wesentliche Besserung, die nicht zum wenigsten jener Organisation zu verdanken ist, die jetzt 10 159 Mitglieder umfaßt. Diese Anzahl verteilt sich über das Deutsche Reich folgendermaßen: Preußen 7026, Hamburg 930, Sachsen 711, Bayern 689, Württemberg 547,

Hessen 256. Der Gewerkverein gewährt seinen Mitgliedern Kranken-, Sterbe- und auch Reisegeld, und verfügt heute über eine besondere Summe von rund 35 820 Mark für den Bau eines Altersheims für Heimarbeiterinnen.

Wenn demnach das Interesse der Heimarbeiterinnen selbst durch die Gründung ihres Gewerkvereins an ihrem Berufe erweckt worden war, so blieben doch noch andere Kreise interesselos abseits stehen und überließen die Heimarbeiterinnen ihrem eigenen Schicksal. Da kam der Krieg, und wie derselbe auf manchen anderen Gebieten gewissermaßen fördernd gewirkt hat, indem er schlummernde Kräfte wachrief und Teilnahmslosigkeiten in ihr Gegenteil verwandelte, so auch in der Heimarbeiterinnenfrage, die auf einmal „aktuell" wurde.

Viele der Heimarbeiterinnen waren durch den Krieg brotlos geworden. Damen aus den höheren Gesellschaftskreisen wandten sich an die großen Warenhäuser um Nähaufträge für die arbeitslosen Heimarbeiterinnen, der Bedarf an von letzteren hergestellten Waren mehrte sich, infolge der mannigfachen „Kriegsarbeiten" erhielten die Heimarbeiterinnen lohnende Beschäftigung. Um nur einige Beispiele anzuführen, so sei erwähnt, daß die Ortsgruppe Leipzig des Gewerkvereins christlicher Heimarbeiterinnen bisher 12 000 Paar Strümpfe strickte und mehr als 100 000 Zwiebackbeutel herstellte, daß die kleine Ortsgruppe Neuß bisher 12 000 Patriotenschleifchen, 6850 Hemden, 4500 Unterhosen, 1620 Leibbinden usw. geliefert hat, und für alle diese Arbeiten bisher Arbeitslöhne in Höhe von mehr als 12 000 Mark zahlen konnte.

Auch diese Art „Kriegsfürsorge" ist außerordentlich bemerkenswert. Sie hat aber eine noch weiter tragende Bedeutung. Es wurden nicht bloß die arbeitslosen Heimarbeiterinnen jetzt beschäftigt, sondern die Kriegsverhältnisse haben es mit sich gebracht, daß man sich mit der Heimarbeiterinnenfrage eingehender befaßte als früher. Was die erwähnte Organisation schon geleistet hat, erfährt neuerdings eine wesentliche Förderung durch das allgemeine Interesse, das den Heimarbeiterinnen entgegengebracht wird.